Nicht so traurig als da meine Mutter starb.

Leben und Thaten

des

Dokter

Pillpullklyſtropſius

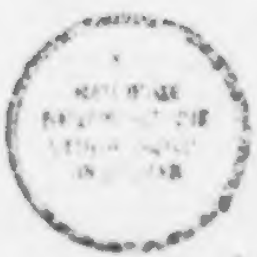
der Glükliche genannt

Ein nuzbares Produkt für unſer Jahrhundert.

Erſter Theil.

Leipzig 1783

bey Johann Friedrich Junius.



Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Macht uns mit dem bekannt, was vor dem Doktor war.

Vor dem Doktor, meine Leſer, waren ſeine Eltern. Ein ſehr allgemeiner alltäglicher Saz, aber was können wir davor. Es giebt der Arten mancherley, mit denen ſich ein Buch anfängt. Wir fangen das unſrige mit

den Eltern desjenigen an, der unser Held wer-den soll.

Freyheit ist des Menschen edelstes Gut! Wieder etwas vom alten Schlage, aber vortreflich unser Recht zu behaupten. Lassen sie denn diesen mit dem Tode seines Gegenstandes seine Beschreibung anfangen, lassen sie jenen mit einer wichtigen Epoche des Lebens seines Helden auftreten, so werden sie uns doch zugeben, diese Wahl stand immer in unsrer Gewalt.

Es war in einer teutschen Stadt, gewis in einer teutschen Stadt, denn was ich ihnen sage, können sie mir auf mein Wort glauben — in einer Stadt wo es sehr viele Doktores giebt — zu Zeiten mehr als Patienten — wo ein Kaufmann wohnte, den wir Zerberus nennen wollen. Nennen wollen, meine Leser, denn das Nennen ist in der That eine gefährliche Sache, und wir müssen der Versuchung widerstehen, die uns treibt, würklich zu nennen. Zerberus nennen wir diesen Kaufmann, wegen eines Umstandes, den man bey ihm nicht übergehen kann. Er hatte einige Aehnlichkeit mit jenem sogenannten Thiere, was den Eingang zum Orkus bewach-

wachte, denn auf die nemliche Art bewachte er seine Geldkasten.

Er hatte viele Schäze, aber unter allen diesen Schäzen einen Schaz, den er verkannte. Das war seine Frau. Keine Beschreibung, meine Leser, wir wollen nicht beschreiben, sondern erzählen. Seine Frau hies Maminka. Maminka war schön, und gefiel ihrem Manne. Er hatte sie lieb, aber lange nicht so lieb als das Geld, was sie ihm mitgebracht hatte. Er bekümmerte sich also auch viel weniger um sie, als um dieses Geld, und dies war ein Grund, warum das Weibgen sich abzehrte. Sie wurde täglich kränker, Maminka legte sich, und es wurde ein Doktor geholt.

Nun waren damals der Dokter eben sieben- und zwanzig an der Zahl, ohne was die Nichtkreirten waren, die man wohl, ohne ihnen zu viel zu thun, auf die nemliche Summe sezen konnte, und der Pfuscher waren sicher die doppelte, so daß hundert und acht Dokter, oder wenn die Herren Amtsbrüder sich darüber zu moviren Miene machen, hundert und acht Personen da waren, die sich aufs Todtkuriren legten.

Wenn hier zu wählen war, so hätte doch billig die Frau wählen sollen. Aber der Mann

wählte diesmal, und er wählte gut. Es war ein junger Arzt, ein Mann von Vermögen, der erst zu praktiziren anfieng, und sich in Ruf zu sezen bedacht war. Dieser wurde gerufen. Der Kaufmann kriegte ihn zuerst vor. Er sagte, er hätte ihn zu seinem Glüke zu sich rufen lassen. Er würde sich dadurch, daß er ihn gebrauchte, einen grossen Namen machen, allein zur Dankbarkeit hofte er, er würde ihm seine Frau umsonst kuriren. Er wollte auf das, was er durch dieses sein Zutrauen gewinnen würde, weiter keine Ansprüche machen, und wenn er ihm inskünftige Patienten zuwiese, so möate er billig denken, und ihm einen Theil von dem was er für die Kuren bekame, zuwenden.

Der Dokter war ein spashafter Mann. Er frug ihn, ob er einen Zoll auf alle Doktoren zu legen gedächte, versprach ihm um der neuen Freundschaft willen, die Kur bey seiner Frau umsonst zu übernehmen, und lies sich von ihm dahin führen.

Ob nun der Dokter wirklich so geschikt gewesen, daß er die Krankheit der Frau in ihren Augen lesen können, das lassen wir dahin gestellt seyn. Kurz, er gieng einige Zeit aus und ein, und er fand seine Patientin täglich mehr nach

ſeinem Geſchmake. Endlich nahm er die Abrede mit ihr, ihrer Geſundheit wegen, ihr ein Bad zu verordnen.

Er erzählte es dem Manne, daß er auf keine andere Art ſich ſchmeicheln könnte, ihre Geſundheit zu erhalten. Der Mann erſchrak, daß er blaß wurde. Er ſtellte ihm vor, wie ſehr ſein Ruf leiden würde, wenn man ſolche theure Kurarten von ihm hörte, und lies ihn bedenken, daß ſeine Vaterſtadt viel zu arm wäre, als daß eine ſolche Art von Medicin ſie nicht in kurzem aufreiben ſollte.

Der Doktor hielt es für überflüſſig, ihm zu widerſprechen. Er nahm nur das Wort, um ihm zu ſagen, die Fälle wären ſich nicht allemal gleich, und da er einmal auf ſich genommen hätte, ſeiner Frauen Geſundheit wieder herzuſtellen, ſo wolle er auch die Reiſe aus ſeinem Beutel bezahlen. Ein andrer Weg wäre nicht übrig, ſie geſund zu machen, und er hoſte, die Kundſchaft die er dadurch erhalten würde, würde ihm den Aufwand bald reichlich erſezen.

Der Kaufmann, der ſich genöthiget ſahe, wenn er anders ſeiner Frauen Vermögen nicht herausgeben wollte, für ihr Wohl zu ſorgen, hüpfte für Freuden über den Fund, daß er ohne

einen Heller anzuwenden, eine gesunde Frau erhalten könnte, und ließ alle Anstalten zur Reise machen, nachdem er dem Dokter vorher versichert hatte, das wäre ein treflicher Einfall gewesen, und wenn er seine Frau ihm gesund wieder brächte, so wolle er ihn auch von der Verbindlichkeit lossprechen, ihm von irgend einer rekommandirten Kur etwas abzugeben.

Der Dokter reiste also mit seiner Patirntin fort, und nach wenigen Wochen kam er zurük. Die Frau war frisch und gesund, der Mann dankte dem Doktor und wollte ihm sogar noch einen halben Laubthaler Douseur in die Hand stekken, welches sich dieser aber unter der Versicherung verbat, daß er schon Ehre genug an dieser Kur habe, und in der That gelang es dem Doktor von nun an, von allen jungen Weibern zu rathe gezogen zu werden.

Maminka nahm indessen an Schönheit und Stärke zu, und erklärte ihrem Manne, sie wäre guter Hoffnung, der eine unendliche Freude darüber hatte, weil er nun seines Geldes gewis war, und ihr auf alle mögliche Art liebkoste. Es kostete ihm aus Liebe zu seinem Schaze, und aus Vorsorge daß kein Zufall die guten Umstände seiner Frau hinderte, manchen Thaler, und

er

er bedauerte es oft, daß es mit so vielen Kosten und Schwierigkeiten verbunden wäre, das Vermögen seiner Frau sich eigen zu machen.

Der Dokter wurde immer fleissig gerufen, weil er umsonst diente, denn wenn er auch den noch hätte bezahlen sollen, so würde er ganz untergegangen seyn. Maminka war aber so dankbar gegen seine Mühe, daß sie ihm versprach, wenn sie eines Sohnes Mutter würde, so sollte er nichts anders als ein Nachfolger Aeskulaps werden.

Und nun weis denn der Leser, wer die Eltern dieses Helden waren, und es wird ihm vermuthlich nicht gereuen, daß wir keinen Quergang eingeschlagen, sondern den geraden gewählt haben.

Zweytes Kapitel.

Erscheinung des kleinen Pillpullkystropfius und dessen Namens Geheimnis.

Maminka rükte ihrer Niederkunft immer näher, und sie hatte sich vorgenommen, von ihrem

End-

Endzweke dem Manne nicht eher etwas zu sagen, bis das verborgene Geschenk sicht und beurtheilbar wäre. Sie wuste wohl daß er ein Kaufmann war, und ausser diesem Gesichtspunkte nichts sahe und nichts liebte.

Der kleine Weltbürger erschien, und der Dokter und Maminka freuten sich über ihn noch ehe der Vater — der Kaufmann wollten wir sagen — sein Daseyn erfuhr. Es versammelten sich zugleich da dieser ankam, alle, die im Hause und in der Nachbarschaft in der Nähe waren, als ob er würklich schon wäre:

De Dokter Hütgentüt
De den Lüden dat Water besüht.

Als der erste Lärm etwas vorüber war, und sich die Gäste verloren, waren Maminka, der Kaufmann Zerberus, und der Dokter Blase, so nannte er sich, allein. Der Dokter Blase hatte schon verschiedenemal, da die Frau ihm ihr Versprechen wiederholte, sie gebeten, sich dieses eben nicht zum festen Vorsaz zu machen, wenn ihr Mann auf dem Gegentheil beständе, weil er sonst wohl denken könnte, er wäre die Ursache davon. Aber Maminka war einmal entschlossen, und in solchen Fällen ließ sich ihr auch nicht gut widersprechen. Sie erzehlte also ihrem Manne,

ne, was ſie zu jener Zeit für ein Gelübde ge-
than, und ſezte gleich zum voraus, daß er ihr
darinn nicht zuwider ſeyn würde. Aber der
Kaufmann, der in Gedanken ſchon berechnete,
was ſein Sohn einſt für eine Figur in der
Welt ſpielen würde, hatte nichts weniger als
ihn zum Gelehrten beſtimmt, und um ſeine
Frau doch nicht auf einmal zu erſchreken, wenn
er es mit einem troknen Nein abſchlüge, ſo ant-
wortete er ihr: Das würde die Zeit entſcheiden,
und man würde ſehen, wozu der Knabe Nei-
gung bezeigte.

Maminka kam vor Zorn auſſer ſich. Sie
verſicherte aufs heiligſte, ſie habe die Zeit gar
nicht zur Schiedsrichterin über die Beſtimmung
ihres Sohnes nöthig. Er ſollte und müſte
nichts anders als Dokter werden, und ſie woll-
te hiermit rund erklären, daß ſie dem Kinde nicht
einen Tropfen zu trinken geben würde, wenn er
nicht vom Zerberus als ein künftiger Dokter
erklärt werde, und auch einen paſſenden Na-
men erhalten würde. Widrigenfalls könnte er
nur gleich hingehen, und eine Amme miethen,
ſein Kind gros zu ziehen.

Das Wort Amme ſezte den Mann in ſolche
Bewegung, daß er auf das Bette ſeiner Ma-
minka

minka zulief, sich davor niederwarf, und mit nassen Augen sagte: Herzens Maminkgen willst du mich denn ruiniren? Laß den Jungen immer Dokter werden, es heißt ja auch: Dat galenus opes, und so ists mir noch am liebsten, wenn er ja ein Gelehrter werden soll. Was helfen Justinians Ehren, und was der Ruf eines guten Redners, wann man kein Geld hat. Der Herr Dokter Blase, denk ich, thut mir schon den Gefallen, und unterrichtet ihn umsonst, damit er mir nicht so viel kostet, und lernt ihm auch wie viel er fordern muß, daß er nicht zu kurz kömmt. Steh nur, Herzens Maminkgen, von dem Vorsaz ab, eine Amme haben zu wollen. Ammen sind dir Teufelsgeschmeis. Sie wollen immer gut fressen und saufen, und man darf sie nicht einmal ärgern. Nein, bey keiner Amme halt ichs aus.

Maminka erbot sich nun alles zu thun, was er haben wollte, wenn er nur bald vor einen recht medizinischen Namen sorgte. Er hätte gern einen Dreyer gegeben, wenn ihm gleich einer beygefallen wäre, aber sein Kopf konnte vor Furcht vor der Amme gar nicht recht denken. Ey ins Henkersnamen, fuhr jezt Zerberus auf, so helfen sie Dokter Blase. Denken

sie

ſie denn, daß ich allein ſo was erfinden ſoll. Das gehört in ihr Geſchlecht. Der Dokter ſagte ganz gelaſſen: Er ſollte ihn inteſtinus, larynx, pharynx, epilthotonus oder ſo wie den Vater aller Aerzte Hippocras nennen laſſen.

Ja mein Schaz, Hippocrynx oder pharas, ſtotterte Zerberus heraus. Oder noch beſſer, ich will das alte Regiſter meiner Vorfahren holen, darunter gewis viele berühmte Dokters ſind und wir wollen da einen herausſuchen.

Dies wurde von der Frau angenommen, und das alte Regiſter geholt. Es war wieder mit einem Regiſter verſehen, und er fand unter der Rubrik der Dokter bald auf verſchiedenen Seiten drey angeführt. Er ſchlug einen nach von dem es hies: Dokter Pankrogius Lebe-nicht war ein glüklicher Mann füllte wenig Kirchhöfe, ſtarb aber Bettelarm, weil er den Armen die Medizin umſonſt gab.

Pfui, das hätte der Mann nicht thun ſollen ſagte Zerberus. Denk den Armen umſonſt zu geben, was man ſelbſt bezahlen muß. Das vergab ja der Mann ſeiner Familie. Davon hätte ich auch noch einen ſchönen Thaler Geld kriegen können, wenn es mit Recht zugegangen wäre. Ey — ey — den Armen, und ſelbſt darüber

bettel-

bettelarm zu werden? Hm! Bettelarm — das will viel sagen. Guter Pankrazius! du warst wohl ein dummer Teufel. Doch wir wollen sehen, wies der andre machte.

Er schlug den andern auf, und las: Markus von der Leber war nicht viel reicher als der vorige, ob er gleich Fürsten und Herrn kurirte. Er schenkte viel an seine Stiefkinder, und that auch den Armen gutes. Hinterlies just so viel als er um begraben zu werden, nöthig hatte.

Fürsten und Herrn. fieng Zerberus mit einem mächtigen Tone an. Ey, ey, was hättest du dir machen können, Markus! wenn du da zusammen gehalten hattest. Frau, Frau, das sind schlechte Aspekten, die Doktors scheinen unsre Familie zu Grunde zu richten. Auch Stiefkindern etwas zu geben! — Die Stiefkinder hatten ihm doch gewis nichts gegeben. Und auch den Armen — die Armen — darüber kann unsre Familie nun wohl seufzen.

Raminka war würklich schon ganz zornig auf sich selbst, daß sie das Register hatte holen lassen, als Zerberus jezt anfieng den dritten Mann in Betracht zu nehmen. Dessen Name

war

war mit etwas grössern Buchstaben geschrieben und sein Lob lautete folgendermassen:

Dokter Pillpullyskropfius ein grundreicher Mann, der sich aufs schnellen verstand, wie der Haase aufs Laufen. Er nahm keinen Patienten an, der ihm nicht etwas voraus bezahlte. Er kurirte keinen Menschen umsonst. Selbst sein Hund muste an dem Tage, wenn er etwas einnahm, von seiner täglichen Portion Essen abstehen, damit er die auf die Bezahlung rechnen konnte. Er brachte viele Leute unter die Erde, aber alle mit einer Methode, die den andern gefiel, daß sie noch mehr zugriffen, und sich seines Raths bedienten. Er war ein leutseliger Mann, wenn er bezahlt wurde. Im Hause redete man ihm nach, daß er nichts gelernt hätte, seine Kuren waren der Beweis für ihn. Er starb an einem Gallenfieber, weil ihm ein Taglöhner, dessen Frau er kuriren sollte, einen weissen messingenen Löffel statt eines silbernen bezahlt hatte. Der Taglöhner war blutarm.

Als Zerberus dies zu Ende gelesen, fieng er von vorne an — ein grundreicher Mann, der sich aufs Schnellen verstand, wie der Haase aufs Laufen — das war einmal ein Glüks-

ſtern, mein Schaz, und wenn mir der Doktor Blaſe verſprechen will, ihn umſonſt zu unterrichten, ſo ſoll er denn, immerhin Dokter werden, und den Namen Pillpullklyſtropfius führen.

Dokter Blaſe verſprach, um Frau und Mann zufrieden zu ſtellen, alles zu thun, was ſie verlangten, und Zerberus ſprang vor Freuden im Zimmer umher. Keine Amme — den Unterricht umſonſt — und zum Dokter laß ich ihn auf einer entfernten Schule kreiren, und ſchaffe ihm das teſtimonium paupertatis — Das waren ſeine Ausrufungen, und endlich wandte er ſich an den Dokter Blaſe, und ſagte: Und wie gefällt ihnen der ſchöne Name.

O! Der iſt eine Quinteſſenz der ganzen Pharmazie, Herr Zerberus, und ich muß ihrem Sohne das Prognoſtikon ſtellen, daß er einer der erſten Mediziner unſrer Zeit werden wird.

Dieſer Ausſpruch machte daß Maminka die Einwendungen, die ſie gegen den Namen hatte, nicht anbringen konnte, und ſich ihn gefallen lies. Der Knabe erhielt ihn würklich, nur daß ſie wegen des langen Odems der ihr

zur Ausſprache nöthig war, ihn abkürzte, und ihren Sohn ſo lange er klein ware, Pullpillgen zu nennen ſich vornahm.

Drittes Kapitel.

Pulpillgen bekömmt einen reichen Pathen.

Zerberus war reich, und wer reich iſt, hat eben nicht nöthig ſich an die Namen zu binden, die in der Geſellſchaft der Menſchen gebräuchlich ſind. Pillpulklyſtropfius gieng durch, und wer den Namen hörte wollte behaupten, er habe einen ſchönen Klang. Aber in Herrn Zerberus Hauſe hatte alles einen ſchönen Klang. Wo der Herr nicht klingen lies, da lies die Frau klingen, die ihrem Eheſchaze die Schlüſſel zu gewiſſen Zeiten artig weg zu praktiziren, und ſich ſo reichlich zu verſorgen wuſte, daß ſie nicht allein auf eine lange Zeit genug hatte, ſondern ſogar, um ſich rechtes Zutrauen zu erwerben, dem Manne zuweilen ein geändertes Pferd als eine Frucht ihrer ſparſamen Wirthſchaft wieder brachte.

Dann dankte Zerberus der Vorsehung, daß sie ihm ein so gutes Weib gegeben, und da der Mann zwar sehr genau rechnete, und sehr genau wuste, was in seinem Kasten liegen sollte, aber niemals zählte, aus Furcht, es mögte ihm beym Zählen jemand dazu kommen, der mit biegsamen Fingern versehen wäre, so konnte dieser Betrug in Ewigkeit nicht ans Tages Licht kommen. Maminkgen blieb die liebe sparsame Frau, und wenn an ihrem Puze etwas zu sehen war, was sie vorher noch nicht gehabt hatte, so war es gewis geschenkt worden, und der liebe Mann sahe es gar zu gerne, wenn es geschenkt wurde, und wenn er die Zufriedenheit seiner Frau auf Kosten anderer erhalten konnte.

Er beredete sich, vor der Taufe des jungen Dokters in spe, welchen Gevatter man wohl nehmen müssel, und ob die Frau gleich eifrig darauf bestand, der Dokter Blase müste diese Ehre geniessen, so wolte doch Zerberus davon nichts wissen, weil er mit Ehren nichts von dem Dokter nehmen konnte, und eine so schöne Gelegenheit wollte er nicht vorbeylassen, einen Thaler Geld sich eigen zu machen.

Es wurde also ein gewisser Herr Stichblat, ein deutscher Degenknopf, von alten Schrot und Korne, dazu genommen. Er war ein grundehrlicher Kerl, und weil er den Herrn Zerberus auch davor hielt, so nahm er die Gevatterschaft mit Vergnügen an. Er verdachte es seinem neuen Gevatter gar nicht, daß er sparsam lebte, weil er nicht wuste, wie reich er war. Er hatte es selbst ehedem so gemacht, aber so bald er auf den rechten Punkt seiner Summe gekommen, die er sich in seinem Geiste vorgesezt, so zog er sich von allem, auch selbst gerechten Wucher ab, legte seine Gelder auf mässige Zinsen, und theilte von dem Ueberflus den Nothleidenden reichlich mit. Er dachte in seinem Sinn, Zerberus würde es eben so machen, wenn er aber gewust hätte, daß Zerberus eine weit grössere Summe in seinem Kasten beschlösse, so würde er ihn nicht allein ermahnt haben, ein anderes Leben anzufangen, sondern würde im Nichtfall auf keine Art und Weise sein Gevatter geworden seyn.

Zerberus hingegen dachte bey dieser Gevatterschaft sehr weit. Stichblat hatte keine Frau und folglich auch keine Kinder — Mit Erlaubnis — Ich verstehe sie, mein Herr. Wir reden von erbrechtsfähigen Kindern.

Einem Pathen, dachte Zerberus, iſt man immer gewogen, wenn er ſich aufzuführen weis. Man vermacht ihm wohl etwas, auch wohl ſein ganzes Vermögen. Da laſſen ſich auch Teſtamente machen — denn Zerberus war ein entſezlich erfahrner Mann — wenn der Patient ſchon todt iſt. Man legt eine Hand unters Küſſen, und laſt den Kopf ſtatt der Antwort niken. Das gilt.

Das war das weite Feld, was Herr Zerberus überſchauete. Ein näheres war ihm der Tauftag. Ein ſolcher Herr Gevatter wird ſich ſehen laſſen, und er machte wenigſtens ſeine Rechnung darauf, daß die Unkoſten zum Dokterwerden herauskommen ſollten, und was das teſtimonium paupertatis betrüge, darum wolle er den Gevatter ſchnellen. Er hatte ſich überhaupt in das Wort ſchnellen ſo ſehr verliebt, daß er es immer im Munde zu führen pflegte, und den Dokter Pillpullkyſtropfius als einen glüklichen Mann pries, daß er es aus dem Grunde verſtanden.

In der Stadt worinn Zerberus wohnte, waren in Anſehung der Gevatterſchaften gewaltige Misbräuche eingeriſſen, und einer derſelben war, daß die Gevattern, wenn ſie ſich anders

nach

nach modernen Ausdruk nicht wollten lumpen laſſen, die ganze auf den Tag anweſende Geſellſchaft traktiren muſten, eine Nothwendigkeit, die, weil es ins Publikum kömmt, ſchon manchen ehrlichen Mann in der lieben Stadt zu Grunde gerichtet hat.

Nur für den treflich denkenden Zerberus waren das alles erwünſchte Gewohnheiten, wenn ſie nur ihn nicht aktiv betrafen. Aber der Mann hatte die übelſten Geſundheitsumſtände, wenn ihm ſo etwas angetragen wurde, und wenn denn ja Ehren halber es einmal nicht ausgeſchlagen werden konnte, ſo machten die Klagen über böſe und nahrloſe Zeiten das Geſchenk ſo klein, daß niemand weiter Zutrauen zu ihm gefaſt haben würde, wenn ſeine liebe Frau nicht mit offner Hand alles wieder gut zu machen gewuſt hätte, was er verſehen.

Diesmal erreichte Zerberus ſeine Abſicht völlig. Alle ſeine Tiſche wurden geſpikt. Funfzig Stük kremnizer Doppeldukaten fielen in einem ſchönen ſeidenen Beutel auf die Wiege Pullpillgens, und ob zwar der Herr Gevatter Stichblat einigen Widerwillen gegen den gegebnen Namen bezeugte, ſo wuſte doch Herr Zerberus ihm durch einen vorgegebnen Familienver-

trag die auch Herr Stichblat in groſſen Ehren hielt, den Mund zu ſtopfen, und ſtellte ihn ganz zufrieden.

Pulpillgen hatte alſo den beſten Bevatter den man ſich denken konnte, und Herr Stichblat kam niemals ohne ein kleines Geſchenk mitzubringen, welches oft aus Gelde beſtand, und dann lachelte Herr Zerberus noch einmal ſo freundlich.

Viertes Kapitel.

Schreckliches Unglük des Dokter Blaſe, und was es für eine Wirkung auf Maminka hat.

Der Dokter Blaſe gieng im Zerberuſſiſchen Hauſe auch noch täglich aus und ein, denn einem Manne, der den Sohn umſonſt in der edlen Kunſt zu kuriren, und zu ſchnellen unterrichten ſollte, muſte man mit aller Artigkeit zuvorkommen. Es kamen auch noch mehr Urſachen zuſammen. Der Dokter hielt einen treflichen Wein in ſeinem Keller, und Zerberus war ein groſ-

greſſer Freund davon, fremde Weine zu trinken. Alſo lies der Dokter oft einige Flaſchen dahin bringen, und Zeiberus der eignen Wein gar nicht vertragen konnte, und alſo ſelten trank, bekam dann gemeiniglich ſatt.

Der Dokter Blaſe war, wie wir ſchon oben erwähnt haben, durch die Hülfe die er der Frau Maminka geleiſtet, in Ruf gekommen, und er hatte beſonders bey jungen Weibern häufigen Zutritt. Anderthalb Jahr waren ſchon hingegangen, und Dokter Blaſe kannte jedes Ehepaar. Indeſſen wollte man ſagen, daß die Manner nicht ſo zufrieden mit ſeinen Beſuchen geweſen wären, wie ihre Gattinnen.

Insbeſondre aber ärgerte es einen andern Dokter ſehr, daß ſeine Frau ſich der Hülfe des Dokter Blaſe bediente, da er ſelbſt doch würklich etwas gelernt hatte, und von vielen Leuten höher geſchazt wurde, als ſein Antagoniſt, der ihm in ſein eignes Haus pfuſchte. Er bat ihn einigemal zu überlegen, daß das offenbar wider alle Freundſchaft ſtritte, aber Dokter Blaſe wandte ihm ſeine Pflicht und ſeinen Eyd ein, keinem die Hülfe zu verſagen, und blieb alſo dem Manne zum Troz der Dokter der Frau.

Der Mann aber im höchsten Grad aufgebracht, suchte eine Gelegenheit, sich an diesen Störer seines Hausfriedens zu reiben. Er belauerte ihn, wo er nur konnte, und er fand ihn einmal in Untersuchungen beschäftigt, die seiner Meynung nach die Pflicht des Dokters überstiegen. Er ergriff also ohne weiteres Bedenken oder Ueberlegung ein spanisches Rohr, und gab damit dem Pukel des Dokter eine kleine Ladung, der sich hieraus nicht viel gemacht haben würde, weil er ihm den Stok mit Hülfe der Frau bald aus den Händen wand.

Aber zu des Dokter Blase Unglük hatte jener eine genaue anatomische Kenntnis, und um sich von einem Feinde zu befreyen, und sich an den andern machen zu können, denn seine Frau fiel ihn von hintenzu an, so versezte er dem Dokter einen künstlichen Faustschlag an einer so schmerzhaften Stelle, daß er laut schrie, und ohnmächtig niedersank.

Er lies ihn darauf in einer Portechaise nach Hause tragen, wo die Fakultät sich versammelte, und nach Besichtigung des Schadens wurden die Instrumente herbengesucht, und Dokter Blase in den klaglichsten Zustand versezt, den er sich denken konnte.

Wir

Wir können dieſen Zufall nicht anders als ſehr gerecht anſehen. Dokter Blaſe aber glaubte, ihm ſey zu viel geſchehen. Er warf einen tödlichen Has auf die Frau ſeines Kollegen, und man ſagt, viele Weiber in der Stadt hätten wieder einen tödtlichen Has auf ihn geworfen, denn ſeine Zunge ſoll ſeit der Zeit erſtaunlich ſpizig und laut geworden ſeyn.

Frau Maminka, die eben mit einer Tochter niederkommen wollte, und ihn erwartete, bedauerte den Unfall des Dokters von Herzen, ſo wie Herr Zerberus, weil er der beſte Freund vom Hauſe war.

Der lezte wünſchte nur, daß es ſeinen Seelenkräften nichts ſchaden mögte, damit ſeinem Sohne nichts von der edlen Kunſt verloren gienge, die er ihm beybringen ſollte.

So lebhaft Maminka vorher geweſen war, ſo niedergeſchlagen wurde ſie jezt. Doch mit der Zeit verwandelte ſich dies in Gleichgültigkeit, und ſie wandte die Sorgfalt, die ſie ſonſt auf ſich gewendet, auf ihre Kinder. Herr Zerberus bekam zu ſeinem groſſen Leidweſen viel ſeltener von des Dokters Weine, und Dokter Blaſe wurde noch weit berühmter, denn man ſagt,

die

die Ehemänner hätten ihm seit der Zeit den Vorzug für allen übrigen Doktern gegeben.

Fünftes Kapitel.

Von der Schwester des kleinen Pullpillgens, und ihrer Aufnahme.

Frau Maminka wollte bey ihrer zweyten Niederkunft keinen andern Arzt zu rathe ziehen, als ihren gewöhnlichen, und weil er nun izt ausser Stande war, so behalf sie sich, so gut sie konnte.

Eine so unendliche Freude auch Herr Zerberus bey der Erscheinung Pullpillgens gehabt hatte, so gemäßigt war sie jezt. Seine Frau wurde ihm fast zu fruchtbar, und wenn das so fortgienge, so sahe er voraus, daß es ihm theils an reichen Gevattern fehlen würde, denn der reichen Leute waren nicht viel an dem Orte, in welchem er wohnte, theils daß es seiner Haushaltung eine andere Gestalt geben würde. Doch hoffte er, daß er wohl noch einen Advokaten finden

den mögte, der ihm um ein mäſiges Geld, denn umſonſt that das kein Advokat, den zweyten Sohn zum pfiffigen Juriſten bilden könnte, und beſcherte ihm der Himmel ja noch einen dritten, ſo ſollte der Kaufmann werden, und ſeine Handlung fortführen. Dann aber wollte er auch punktum machen, und man ſollte ihm ſelbſt auf den Knieen keine Operation mehr abbitten können.

Sein Schreken war über alle Begriffe, als ihm die Nachricht gebracht wurde, er habe eine Tochter. Eine Tochter, ſagſt du, ſchrie er dem Mädgen entgegen, die doch wenigſtens ein Zweygroſchenſtük zu verdienen hoffte — du lügſt — Ich kann keine Tochter — geh — ſieh recht zu.

Er war ganz auſſer Athem, er ſprang auf einem Beine, pfiff ein Stükgen — O das Unglük! Ach ich armer Mann! rief er wohl zehnmal aus.

Das ſchalkhafte Mädgen erinnerte ihn, zu ſeiner Frau zu gehen, und ihre Freude zu theilen.

"Freut ſie ſich? Hm! Ha! Sag ich bin krank, ich zittre, ich kann nicht kommen. Sie ärgert ſich über mich. Mögt ich ſie doch bald

ärgern, daß die Milch umschlüge — aber da müst ich gar 'ne Amme halten — Geh: sag ich komme gleich."

Aber für die Bothschaft krieg ich doch was —

Daß du mich geärgert — Geh — nichts will ich ausrichten. Hungrig sollen alle Gäste sizen. Doch, da ist 'n Pfennig — der gehört auf so'ne Bettelnachricht.

Das Madgen sahe zwischen Zerberus Fingern Gold blinken, und griff zu, indem er betrübt gen Himmel sahe. Es war ein Dukaten, den Herr Zerberus eben eingenommen, und zu den Pfennigen gesteckt, die er in der Tasche führte. Geschwind hatte ihn das Mädgen, und war fort damit.

Nun war Herr Zerberus allein, nahm Dinte und Feder, überrechnete die künftige Ausstattung dieser Tochter, und schlug die Hände über den Kopf zusammen. Der Gedanke voll Elend überwog den Vorsaz, seine Frau nicht zu ärgern, und er wollte hinüber, und sie schelten, daß sie ihm eine Tochter geboren.

Da fiel es ihm ein, daß ihm die Hebamme gleich entgegen kommen würde, um ein Trinkgeld zu fordern, und da dieses einmal nicht zu hin-

hintertreiben war, ſo gieng er zurük, und holte einen halben Gulden.

Bey der Gelegenheit aber erinnerte er ſich des Dukatens, den er in der Taſche gehabt, nahm ſogleich ſeinen Reichthum in Pfennigen heraus, ſahe nach, und gerieth in ein neues Zittern, da er ihn nicht fand. Er ſuchte nun alle Taſchen durch, auf allen Tiſchen, und endlich beſann er ſich, daß er dem Mädgen einen Pfennig gegeben. Er ſchlos alſo ganz richtig, daß er ihn dieſer gegeben, machte die Anmerkung, daß er ſich nun nicht mehr wundere, daß ſie nicht gebrummt, und ſezte hinzu, daß es wohl nöthig wäre, man hätte mehr als zwey Augen.

Aber wie er nun den Dukaten auf die pfiffigſte Art wiederkriegen wollte, das beſchäftigte ſeine Seele, und lies ihn Maminka, Tochter, Hebamme und alles vergeſſen.

Nach mancherley Ueberlegungen fiel der Schlus dahin aus, daß er ihr geradezu ſagen wollte, er habe ſie nur auf die Probe geſtellt, und nun nahm er ein Viergroſchenſtük, denn wohlfeiler durfte er den Dukaten nicht zu erkaufen hoffen.

Er lief alle Zimmer des Hauses durch, und war unzufrieden, daß er das Mädgen nirgend, als in den Zimmern der Frau antreffen sollte, wohin er jezt zu gehen gar keine Lust hatte. Aber der Eifer auf die Wiedererhaltung seines Goldstüks hob alle Zweifel, und er trat ein.

Gleich kam die Hebamme mit dem Töchtergen ihm entgegen. Er stieß sie ziemlich unsanft zurük, legte ihr aber aus Versehen anstatt des halben Guldens das Viergroschenstük auf das Tuch, womit das Kind bedekt war. Dann in vollen Sprüngen auf das Mädgen zu, die vor Maminkas Bette stand. Ohne die Frau anzusehen, oder ihr ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit zu geben, redete er sie an: Nun Mädgen, es scheint, du kannst der Versuchung nicht widerstehen. Ich wollte sehen, ob du von dir selbst mir den Dukaten wiederbrächtest —

Wiederbringen, sagte das Mädgen. Haben sie mir ihn nicht geschenkt, den goldnen Pfennig?"

Mädgen! ich dir einen Dukaten — Geh — geh — Gib ihn her, hier hast du was —

Aber die hatte keine Ohren. Sie behauptete, nun gereuete es ihm, was er in der ersten

ſten Freude über eine Tochter gethan hätte. So ein reicher Mann —

"Wollte der Himmel du ſagteſt die Wahrheit — ich reich — und ich Freude! — Wenn ich nie mehr Freude gehabt hatte als heute, ſo wäre ich ein betrübter Mann —

Jezt rief Maminka das Mädgen, und ſagte ihr leiſe, ſie wollte ihr den Dukaten erſezen, ſie ſollte nur nehmen, was er ihr gäbe, und dann wandte ſie ſich zum Manne, und verſicherte ihm unter der einziger Bedingung nur ware der Dukaten wieder zu erhalten, wenn er ihr freyſtellte, bey dieſer Kindtaufe wie bey der vorigen zu verfahren.

Aber bedenk Herzens Maminkgen was das koſtet.

Maminka erklärte ihm hierauf, daß die Frau Stichblat ihr ſchon lange verſprochen, zu dem Kinde Pathe zu werden, wenn es ein Madgen wäre —

„Ja, wenn das iſt! ſagte Zerberus, und holte freyen Odem. Zugleich reichte er dem Mädgen den halben Gulden, und bekam ſeinen Dukaten, den er vor Freuden über die Wiedervereinigung, bald geküßt hätte.

Jezt trat die Hebamme mit dem Viergroschenstük zu ihm, und frug, was sie davor holen sollte. Er sahe es an, und neue Bestürzung mahlte sich auf seinem Gesichte. J der tausend rief er wieder, da hab ich mich vergriffen. Sieh her Madgen, dies war für dich, und der halbe Gulden der Badepfennig für die gute Frau Meden.

Ein halber Gulden — zum Badepfennig — rief die Frau, und sezte die Hände in die Seite —

Ja für ein Mädgen, sagte Zerberus. Es sind schlimme Zeiten, liebe Frau —

"Schlimme Zeiten! bey ihnen — Nun hab ich in meinem Leben das gesehen. Oder als ob ein Mädgen nicht auch ein Kind wäre? Nein — das ist mir bey keiner Handwerksfrau passirt. Da muß ich gleich zur Frau Stichblat, und ihr das vortragen. Da wird aus der Gevatterschaft gewis nichts."

Sie griff gleich nach dem Mantel und wollte zur Thür hinaus. Aber Zerberus hielt sie so fest, daß sie nicht loskommen konnte. Ey, ey, sey sie doch nicht so unruhig. Ich will ihr gleich einen Laubthaler holen. Wenn sie meint, daß ein Mädgen eben so gut ist —

Ja

Ja wohl so gut, und wohl noch beſſer, und ich muß jezt einen Dukaten haben, ſonſt gehe ich zur Frau Stichblat.

Nur das nicht. Bedenk ſie doch. Sie hat ja nicht mehr bey meinem Pullpillgen gekriegt.

"Ja warum haben ſie mich böſe gemacht. Ich gehe gleich" —

Von neuem Schrecken übertäubt, gab Zerberus voll Schmerz den Dukaten, den er in der Hand hatte, gieng aber auch, ohne ſeine Frau anzuſehen, weg, und brummte unter der Thür noch im Bart: Das verwünſchte Madgen.

Nun haben wir oben geſagt, daß Stichblat nicht verheyrathet war, und damals, als er bey Pullpillgen Gevatter war, war er es auch nicht. Aber hernach fand er ein armes, aber rechtſchafenes Madgen, die ihm ſo auſſerordentlich gefiel, daß er ſein Vermögen mit ihr zu theilen, ſich vorſezte. Sie war nach dem allgemeinen Vorurtheile, eine alte Jungfer, denn ſie hatte das dreyſigſte Jahr zurükgelegt, aber ſie hatte keine der Eigenſchaften, die ſonſt die alten Jungfern auszeichnen. Sie ſahe wie ein blühendes Madgen von zwanzig Jahren aus, leugnete aber nicht, daß ſie dreyſig wäre.

Der alte Stichblat war mit ihr so vollkommen zufrieden, daß er immer von dem glüklichen Verhängnis sprach, welches ihn verhindert hätte, in seinem zwanzigsten Jahre eine Syrene zu heyrathen, die hernach in einer andern Ehe eine der merkwürdigsten Koketten geworden.

Als Zerberus die erste Nachricht von dieser Heyrath erhielt, fiel er in Ohnmacht, und konnte lange nicht zurechtgebracht werden, denn er zweifelte nicht, daß der mannhafte Alte bald sein Ebenbild darstellen, und dann sein Pullpillgen sehr bald vergessen würde. Als aber nach Jahr und Tag nichts erschien, tröstete er sich, und jezt würde er sich, der Gewogenheit dieses Paars von beyden Seiten versichert, ganz zufrieden gegeben haben, wenn ihm nicht der verlohrne Dukaten noch einige Tage Herzklopfen gemacht hätte. Wie aber würde sein Herz gehämmert haben, wenn er gewust hätte, daß Maminka zu mehrerer Bequemlichkeit in ihrem Wochenbette, eine Handvoll von dieser Art herausgenommen.

Da an dem Mädgen ihm nichts gelegen war, so bekam sie von der Pathe den Namen Franziska, und Fränzgens Taufe wurde so feyerlich wie Pullpillgens vollzogen, und es fielen wie-

der

der funfzig Kremnizer Doppeldukaten in Zerberus Kasse.

Dem Leser zur Nachricht, daß dieses Mädgen eine grosse Figur in der Geschichte ihres Bruders macht, sonst wäre nicht so viel in dieses Kapitel gekommen.

Sechstes Kapitel.

Pullpillgen verläßt sein väterliches Haus ungern.

Wir gehen über eine gewisse Lebenszeit des kleinen Pullpillgens weg, weil sie zu wenig merkwürdiges enthält, und das ist die, in welcher er unter den Händen der Frauenzimmer blieb, und das war in dieser Stadt noch immer sehr lange Mode.

Fünf Jahr aber waren jezt seit seiner Geburt verflossen. Er hatte unterdessen manchen Anstos an seiner Gesundheit gehabt, und hatte alle die Krankheiten, die mit seinem Alter verknüpft sind, auch mitmachen müssen, doch unter des Dokter Blase geschikten Händen, war

ihm auch nicht eine Spur von geschwächter Ge-
[illegible] zurückgeblieben. Dieser Mann war immer noch Arzt im Hause, aber merkwürdig war es, daß er es nun nicht mehr umsonst war, obgleich Herr Zerberus dieses nicht erfuhr, sondern die Frau ihn heimlich bezahlte. Sie blieben auch immer gute Freunde, und wenn seine [illegible]ige Zunge gleich alle junge Weiber seiner Bekanntschaft herum nahm, so sprach er doch vom netten Maminkgen allezeit mit einer besondern Hochachtung.

Nunmehr dachte Zerberus mit Ernst darauf, seinem Sohne die prima rudimenta seines künftigen Glanzes geben zu lassen. Er nahm in einem tete a tete mit seinem Weibgen, welches nicht immer kam, denn sie wohnten in zwey verschiedenen Eken des Hauses, die Materie vor, und bestand zuerst darauf, daß Dokter Blase ihn nunmehro zu sich nehmen sollte, wie er es versprochen.

Maminka sagte ihm zwar gleich, daß daraus nichts werden würde, weil er noch zu jung sey, weil aber ihr Mann ihr darauf replicirte, daß, was ein guter Haken werden wollte, sich in der Zeit krümmte, so lies sie ihm denn seinen Willen, und sobald Dokter Blase wieder ins

Haus

Haus kam, was das erſte Wort: Er dächte ſein Sohn könne nun anfangen, Medecin zu ſtudieren.

Seitdem traurigen Fall hatte Dokter Zerberus eine ſo ſpottende Art angenommen, daß es faſt niemand mit ihm aushalten konnte. Er konnte ſich darinn beſonders ein Vergnügen ſchaffen, Männern gegen ihre Weiber zu helfen, und dieſe wieder gegen die Männer aufzubringen, und das Unglük was er gelitten hatte, rechtfertigte dieſe kleine Schadenfreude, wenn ſich dergleichen anders rechtfertigen läſt.

Er konnte alſo hier ſeine Laune über den kleinen fünfjährigen Mediciner nicht unterdrüken, und lachte aus vollen Halſe. Zerberus nahm das Ding ganz gewaltig übel, und ſagte das wäre keine Manier etwas zu verſprechen, und nicht zu halten.

Ein Wink von Maminka war genug, in ihm eine andere Geſinnung hervorzubringen, wenigſtens dem äuſſerlichen nach, und er verſicherte dem Kaufmann jezt mit vielem Ernſt, er wäre gewohnt immer Wort zu halten, und er ſollte dem Jungen nur erſt leſen, ſchreiben, latein und griechiſch lernen laſſen, ſo wollte er ihn gleich zu ſich nehmen.

Zerberus hatte nicht geglaubt, daß das alles mit in die Kunst zu schnellen gehöre, und kratzte sich hinter den Ohren. Endlich beschlos er einen Gymnasiasten anzunehmen.

Maminka sahe wohl, daß daraus nichts werden würde, und nahm ihre Zuflucht zu der Frau Gevatter Stichblat, und der Herr Gevatter Stichblat wurde das tertium comparationis.

Die zwey Weiber waren einig geworden, er sollte den Jungen zu sich nehmen, und ihm einen Hofmeister halten, und obgleich Maminka sich erbot, das Geld davor zu bezahlen, so wurde das doch nicht angenommen, denn es war kein Stichblattischer Erbe da, das Geld folglich nicht besser anzuwenden möglich, als an Pullpillgen.

Die Art mit welcher Stichblat dem Gevatter Zerberus seinen Antrag that, war so, daß dieser ganz von Erstaunen durchdrungen war. Er bükte sich zweymal bis auf die Erde, denn es wurde von ihm als Gefälligkeit verlangt, daß er seinen Sohn zur Erziehung geben mögte, und keine Gefälligkeiten erzeigte er lieber, als wo er ein fressendes Kapital dadurch los werden konnte. Die Ehre wurde mit allem Dank angenommen, und Zerberus spendirte ein Glas Wein aus seinem Keller, aber mehr um eine

Ge-

Gelegenheit zu haben, deſto öfterer ſeines Gevatters Weine zuſprechen zu können.

Pullpillgen muſte alſo nun aus dem väterlichen Hauſe heraus. Er war ſo ſehr geſchmeichelt worden, daß er immer ſeinen Willen behielt, und da er ihm hier zum erſtenmale gebrochen wurde, ſo weinte er nicht länger als zwey Tage ohne Aufhören.

Herr Stichblat war ein Mann von alten Schrot und Korne, hatte ſich vorgenommen aus dem Jungen was zu ziehen, und lies diesmal es noch ſo hingehen, um theils in der erſten Zeit den Knaben ſich nicht zum Feinde zu machen, theils die Mutter nicht abzuſchreken, daß ſie ihn bey ihm lieſſe.

Aber bald kamen Tage, wo die Ruthe Pullpillgens tägliches Brod wurde, und wie man eines Gerichts herzlich müde wird, wenn man es oft bekömmt, ſo war auch das Kind der Ruthe herzlich überdrüſſig, und weil es kein anderes Mittel gab, dieſer Koſt los zu werden, als Gehorſam, ſo gehorſamte es, wurde artiger, höflicher, weniger blöde.

Das war gegen die Zeit, als der beſtimmte Hofmeiſter Pullpillgens kam, den wir im fol-

genden Kapitel mit unsern Bläsern etwas beleuchten wollen.

Siebentes Kapitel.

Wer der Lehrer Pullpillgens war, und einige vorläufige Züge von ihm.

Dieser Mann war Baccalaureus einer benachbarten kleinern Stadt, und sein Vater war bey der nehmlichen Anstalt Baccalaureus, und war ein alter akademischer Freund von Stichblat gewesen. Weil aber der alte Baccalaureus dem Sohne Plaz gemacht, so lebte er nicht mehr, und wir können nur versichern, daß er ein biederer Mann seiner Zeit war.

Nun hatte der alte Baccalaureus so wie Stichblat eine pedantische Erziehung genossen, und hatte sie wieder auf den jungen Baccalaureus fortgepflanzt, und der junge hatte sie sich so tief eingeprägt, daß er sie in der ganzen Schule wo man eine andere einführen wollte beybehielt,

hielt, welches aber so übel aufgenommen wurde, daß man ihn seiner Stelle entsezte.

Ohne sich weiter zu gramen, sagte er, er wollte lieber nicht dienen als eine so krasse hetes rodore Erziehungsmethode annehmen. Er schrieb an Stichblat und erzählte ihm seinen Vorfall. Dem kam er jezt eben gelegen. Die Antwort die er erhielt lautete, er sollte die Narren gehen lassen, und zu ihm kommen.

Der Baccalaureus, ein hagerer Mann mit halb Ellen langen Gesichte, hohlen Baken und Augen, schwarzer Perüque, blauen Rok, weissen wollenen Strümpfen, und zweyekzumlaten Hut kam, und Stichblat schlos ihn in seine Arme. Sey zufrieden, alter ehrlicher Junge, sagte er, es giebt noch Menschen, die wahre Verdienste schäzen. Laß sie sich ihre Buben ziehen wie sie wollen. Ich habe hier einen Herzensjungen, und an dem wollen wir ziehen, und das nach Herzens Grunde nach unserm System.

Er brachte Pulpülgen nun zum Vorschein, und zeigte ihn dem Baccalaureus, der ihm einige pedantische Schmeicheleyn sagte, die der Knabe kaum verstand, dagegen aber in der Physiognomie des Lehrers etwas unausstehliches gewahr wurde.

Indessen wenn es auch noch etwas unausstehlichers gewesen wäre, so würde man deswegen dem Knaben kein gut Wort gegeben, noch vielweniger aber einen andern Lehrer für ihn angenommen haben.

Er war in seinen Urtheilen schon ziemlich reif. Der Mutter, schlos er, kannst dus freylich klagen, aber die kann nichts helfen, denn Stichblat hatte sich in puncto der Erziehung unbedingte Freyheit vorbehalten. Gar beym Vater seinen Pathen zu verklagen, das würde ihr übel bekommen, denn als Zerberus seinen Sohn dem Herrn Gevatter feyerlich übergab, so sagte er, wenn er unnüz ist so geben sie ihm Schläge vor Brod.

Und das Brod wollte Pullpillgen nicht gern mit Schlägen vertauschen, denn sein Appetit war gesund. Er nahm sich also Gedult in allen Betracht vor, und wenn die Geduld nichts mehr half, so reichte er seine Polteriora willig zu einem Plezer hin, und pflegte nur zu sagen, wenn ich Baccalaureus wäre, und sie wären Pullpillgen so macht ichs nicht so, und dies pflegte sein Lehrer damit zu beantworten: Der Himmel wird dich in Gnaden bewahren, daß du zu keinem Baccalaureate gelangst, denn

an dir iſt Wurzel und Stamm ungeſchikt. Einigemal wagte es Pullpillgen, ſeinen Lehrer zu äffen, und weil er gewöhnlich viel Latein in ſeine Unterredungen miſchte radix et truncus, zu wiederholen. Weil aber alsdenn allemal eine neue Exekution paſſirte, ſo lies ers endlich unterwegens.

Sonſt muſte Pullpillgen Winter und Sommer mit dem Schlage ſechs aufſtehen. Selbſt im Sommer bey der ſchönſten Witterung wurde ihm nicht vergönnt ſich früher hervorzumachen, und wenn er es durch ſein Mittagseſſen hätte erkaufen wollen.

Doch das wäre wohl noch hingegangen, wenn es ihm nur noch erlaubt geweſen wäre, wenn er im Bette wachte, etwas zu leſen, und zu lernen. Wie oft ſiekte er ſein Vocabularium ein, und brummte vor ſich immer das Penſum weg, was die einzige Bruſtwehr für ſeinen Hintern war.

Aber dies merkte der Baccalaureus kaum, ſo ſprang er aus dem Bette, und das Vocabularium lies deutliche Merkmaale ſeines geweſenen Daſeyns um Pullpillgens Ohren zurük, und flog ſodann ohne Barmherzigkeit unter das Bette des Baccalaureus worunter der Knabe es

mit

mit groſſer Mühe wieder vorſuchen muſte. Doch würde Pullpillgen dieſen unangenehmen Ohrenſchmaus zuweilen gern ertragen haben, weil anderemale ſein Lehrer und Peiniger nicht erwachte, wenn es ihm nur geholfen hätte.

Aber er zog ſich einmal dadurch eine üble Sache zu, denn wenn er nun ſein Penſum recht gut konnte, ſo hies es, er habe im Bette gelernt, und es mogte nun geſchehen oder nicht geſchehen ſeyn, ſo wurde ſo lange geprügelt, bis er geſtand.

Pullpillgen kam dagegen auf den klugen Einfall, alle Abend ſein Vocabularium dem Herrn Baccalaureus in ſeinen Schrank zu geben, und ſezte ſich durch dieſen Kunſtgrif ſehr in die Gnade ſeines Lehrers, der von dem Augenblike an zu bemerken anfieng, daß der Knabe ordentlich werden würde. Hätte er gewuſt, daß heimlich Pullpillgen von ſeinem erſparten Taſchengelde ein ander Vocabularium gekauft, daß er ſich ferner angewöhnt ſachte zu lernen, wovon der Baccalaureus ein Erzfeind war, ſo hätte er keine Hand weiter an ſeine Bildung gelegt.

Er hätte auch beſſer gethan, denn Pullpillgen muſte unter der Deke leſen, und verdarb daher

her ſeine Augen ſo ſehr, daß er in reifern Jahren den Baccalaureus oft verwünſchte.

Da er nun bisweilen das Lernen ſatt bekam, ſo verfiel er denn natürlich auf allerhand Schelmereyen, die er im Bette ausheckte, und hernach den Tag über ausführte.

Achtes Kapitel.

Eintheilung der übrigen Tageszeiten für Pullpillgen und ſeinen Lehrer.

Weil alſo der Baccalaureus ſobald der lezte Schlag der ſechſten Stunde da war, mit geraden Beinen in ſeiner Himmellangen Geſtalt aus dem Bette ſprang, ſo muſte auch Pullpillgen ſo herausſpringen. Bis halb ſieben wurde denn in loco gebetet, und das zwar laut. Und weil das Verhältniß der Länge der Gebete die in dieſer Zeit nothwendig abſolvirt ſeyn muſten, ſich zur natürlichen Stimme des Menſchen, wenn er ſpricht wie drey und eins verhielten, ſo wurde geplappert, daß der Baccalaureus Pullpillgen,

gen, und dieser wieder jenen nicht würde verstanden haben, wenn sie die Gebete nicht beyde auswendig gewust hatten, und das that bey dem Knaben was den Eindruk in Ansehung der Religion betraf, keine gute Wirkung.

Von halb sieben bis sieben wurden zwey Lieder gesungen, und während dessen zog man sich an. Dann giengs zum Frühstük, wo Pullpillgen drey Tassen Thee ohne Zuker bekam, und dann ein Butterbrod von beneidenswürdiger Grösse. Halb achte muste das aber auch im Magen seyn, oder der Baccalaureus nahm ihn bey den Haaren, und schüttelte ihn, daß er so langsam kauete, denn dies war die Zeit in welcher bis achte die Zubereitungen auf die Vormittagsstunden gemacht wurden. Es standen nemlich vier Tische in der Stube an deren jeden auf einer Seite ein Bänkgen auf der andern ein Stuhl stand. Auf das Bänkgen sezte sich Pullpillgen, auf den Stuhl der Baccalaureus. Für jede Stunde wurden nun die Bücher auf einen besondern Tisch gelegt. Und auf jeden Tisch entweder eine Ruthe oder ein Stok. Teutsche Stunden wurden mit Ruthen, lateinische mit Stöken besezt, und wehe Pullpillgens Händen oder Pukel wenn er etwa lateinische

Bü-

Bücher und Ruthe und teutſche und Stok zuſammen brachte, denn er muſte allezeit ſelbſt die Werkzeuge ſeines Verderbens herbeyholen.

Nun wurde mit dem Schlage achte angefangen, und ſo wie es neune brummte, ſprang man an den andern Tiſch. Drey viertel auf zehn war Pauſe. Da trank der Baccalaureus gewöhnlich ein Gläsgen Kümmel, und es wurde ihm und Pullpillgen wenn es drey viertel ſchlug, ein Teller voll Butterbrod gebracht, wovon aber auch wenn es zehn ſchlug keine Krume mehr daſeyn muſte, oder ſie blieb ungegeſſen.

Drey viertel auf zwölf wurde geſchloſſen, und bis zwölf war alles wieder in Ordnung. Bis eins gegeſſen. Bis halb zwey auf dem Vorſaale auf und nieder ſpaziert, es mogte Eis frieren, oder Hundstagshize ſeyn. Bis zwey die Ordnung wie am Morgen gemacht. Halb vier kam Thee und Butterbrod, und bis vier Uhr wurde geſtrekſt. Drey viertel auf ſechs hörte es auf, und um ſechs wurde bis halb ſieben gegeſſen, dann war der Knabe bis halb zehn ſich ſelbſt gänzlich überlaſſen, nur daß er nicht lernen durfte, halb zehn aber muſte er mit dem Vocabularium vor dem Baccalaureus ſtehen, und ſein Penſum laut ſo oft überleſen, als es gieng. Der

Baccalaureus rauchte unterdessen zwey Pfeifen Tabak, und trank zwey Kannen Bier.

Den andern Morgen in der ersten Stunde wurde Pullpillgen überhört, und muste auswendig können, oder bekam Knipsgen.

Wer den Stunden beygewohnt hätte, hätte sich halb krank gelacht, denn weinen, lachen, Knipsgen halten, Ruthe, Stok, schimpfen, loben, Ohrfeigen, und Rosinen und Mandeln, die der Baccalaureus immer im Vorrath hatte, wechselten beständig mit einander.

Mitwoch und Sonnabend Nachmittag konnte der Knabe von eins bis sechs ausgehen oder Besuch annehmen, und nach dem Essen stand ihm das wieder frey.

Der Baccalaureus hatte diese Nachmittage ganz für sich, war entweder aus oder hatte Besuch. Da wurde erst Koffee getrunken, dann gabs Petumoptimum und Franzwein, und eine Quadrille oder teutsch Solo, dann ein Butterbrod. Aber Punkt halb zehn war alles vorüber, und wenn der Baccalaureus eben den Besuch gehabt hatte, muste Pullpillgen beym Vocabulario bald im Tobakdampf erstiken. Sonntags wurde früh und Nachmittag in die Kirche gegangen, und da die Familie an diesem

Tage

Tage immer verſammlet war, ſo muſte der Baccalaureus mit Pullpillgen auch erſcheinen.

Der Leſer wird es nicht übel nehmen, daß wir uns bey Pullpillgens Erziehung ſo lange verweilen, denn ſie hatte viel Einflus auf ſeine intereſſante Geſchichte.

Neuntes Kapitel.

Ein Vorfall, der erſchreklich viel Unruhe in Zerberus Hauſe würkt.

Wir haben ſchon geſagt, Zerberus war reich. An einen reichen Mann wenden ſich viele Menſchen. An Herrn Zerberus wandten ſich auch viele, die Geld haben wollten. Herr Zerberus war auch eben nicht abgeneigt, welches zu geben. Gegen zwölf pro Cent auf Pfand, liehe er gern, beſonders wenns Silber oder Gold war. Sichre Wechſel, diskontirte er auch für den Preis. Wenn man fünf und zwanzig pro Cent bot, durfte man nur beweiſen daß man Waaren oder Geldeswerth beſas, und ſich in totum verhypotheziren.

Weil er aber zuweilen angezogen wurde, so hatte er doch viele Capitalia auf sechs pro Cent stehen, und davor genug seine Hypothek denn es war eine Zeit, wo die Gelder schwer zu bekommen waren. Nun meldete sich ein kleiner Fürst durch die dritte Hand, der ein Anlehn von hunderttausend Thlr. verlangte.

Zerberus zog Rechtsgelehrte zu rathe, die eben zu seinem Unglüke gestimmt waren, und ihm die Sache als sehr unternehmbar vorstellten. Er sahe also in sein Buch, und fand, daß er an baarem Gelde ausser den hundert Kreuzer Doppeldukaten, hundert und zwölf tausend, zweyhundert und fünf und sechzig Thaler, dreyzehn Groschen, und sieben Pfennige, in seiner Kasse baar vorräthig hatte.

Es wurde also alles regulirt, und Maminka muste den Tag vorher, ehe die Gelder gezahlt werden sollten, alle Leute aus dem Hause schaffen, und selbst einen Besuch bey der Frau Stichblat ablegen, denn wenn Herr Zerberus Geld zählte, muste er ganz allein seyn, und trauete sich selbst kaum. Als er nun die hunderttausend Thaler in Gold und Silber aufgezählt, sahe er in seine Kasse, und erstaunte. Die Groschen und Pfennige trafen rich-

tig ein, aber an den zwölf tauſend zwey hundert und fünf und ſechzig Thalern, war ein groſſer Defekt zu ſehen, denn es war nur noch ein einziger Dukaten übrig. Er zahlte unter Zittern und Beben das Geld noch einmal — Er fand es richtig. Er gieng ſeine Rechnungen noch einmal durch. Auch richtig. Nun trat er vor den Kaſten, und hier überwältigte ihn der Schmerz zu ſehr. Er fiel betäubt nieder, und mit dem Kopf an das Schlos ſeines Geldkaſtens. Er trug ein groſſes Loch davon, und blieb ohnmächtig liegen.

Sechs Uhr, in der Stunde, die er der Frau zur Zurükkunft beſtimmt hatte, kam ſie, da ſie ſeine Thür aber verſchloſſen fand, und er nicht antwortete, wartete ſie eine Stunde. Dann gieng ſie wieder hin. Aber weder Pochen noch lautes Rufen konnte den Mann erweken, und nun wurde ihr bange. Sie lief zu dem Gevatter Stichblat, der auch gleich herüber kam, und Anſtalten machte, daß die Thür geöffnet wurde. Pullpillgen dem ſein Baccalaureus die richtigſten Begriffe vom vierten Gebot eingeblauet, hatte nicht unterlaſſen können, mitzugehen, und da war ſein Lehrer auch mitgegangen, um etwa Hülfe zu leiſten.

Als die Thür geöfnet wurde, erstaunten sie alle für der Menge Geld, besonders aber Stichblat der so viel baares bey seinem Gevatter nicht vermuthet hatte. Just die Summe die ihm auf die Tische gezählt war, war der Zwek seines Samlens gewesen, und sobald er die voll gehabt, hatte er aufgehört.

Maminka konte schliesen, daß sie Schuld an diesen Vorfall wäre, da sie den Kasten leer sahe, und sie weinte bitterlich, daß ihr Mann in seinem Blute da lag. Pullpillgen fieng an laut zu schreyen, und der Baccalaureus, dem der Auftritt sehr anstösig war, rief in Ekstase und mit gefalienen Händen aus: Ach! ein schlimmer Tod — am Geldkasten sterben.

Ja wohl sagte Gevatter Stichblat darauf, aber wir wollen noch nicht hoffen, daß er tod ist.

Da dieser Zufall uns blos dadurch einen Werth hat, daß er auf Pullpillgen einen Eindruk machte, so wollen wir in möglichster Kürze seine übrigen Folgen berühren, und dann uns zu dieser wenden. Der Baccalaureus und Stichblat pakten Herrn Zerberus an, und pakten ihn in seinem Schlafzimmer, sogleich ins Bette.

Maminka die übrigens ihren Mann von allen Seiten liebte, von denen er liebenswürdig war, hatte doch so viel Zärtlichkeit vor das Geld welches sie beſſer als er zu gebrauchen wuſte, daß ſie es erſt wieder in den Kaſten legte, dann feſt verſchlos, und ſich vor das Sterbebette ihres Mannes verfügte, um ſeinen Tod zu beweinen. Dokter Blaſe mit einigen Gehülfen der Wundarzneykunſt wurden gleich gerufen, und man wandte lange vergebens Mittel an, ihn wieder zurükzubringen. Schon erſcholl in der ganzen Stadt das Gerücht, der reiche Zerberus ſey plözlich an einem Schlagfluſſe verſchieden, ſchon kamen die Deputirten des Stadtraths, um ſein Haab und Gut zu verſiegeln, ſchon freuten ſich Advokaten und Richter auf das herrliche Inventarium, und ſechswöchentlichen Unterhalt davon, als Zerberus durch einen tiefgeholten Sips dieſe Hofnungen zwar nicht ganz zu Schanden machte, aber doch ſie auf ein langwieriges Krankenlager herunterſtimmte.

Frau Maminka ſeufzte nach dieſem erſten Seufzer ihres Ehegatten tief nach, und man hat nie recht erfahren können, warum ſie damals geſeufzet. Pullpillgen ergriff mit einem freudigen: Ach Papa lebt! die Hand ſeiner

Schweſter, die bittre Thränen weinte, und der Baccalaureus ſagte: Gottlob! und verſprach, heute ein Gebet mehr zu thun.

Da es aber dem Patienten noch einige Tage am Gebrauche der Sinnen fehlte, ſo muſte Stichblat den andern Tag den Sturm von den Herren ausſtehen, die den Auftrag hatten, die Gelder zu empfangen. Er war zwar bereit zu zahlen, wollte aber vorher die Punkte wiſſen, und da er von acht pro Cent und keiner Specialhypothek hörte, ſo ſagte er den Herren ins Geſicht, daß ſie auf ein ſchändliches Prello hinausgiengen, und nach langen Zänkereyen bot er ihnen fünf hundert Thlr. für den Abſtand, die ſie auch annahmen, er aus ſeinem Beutel bezahlte, und dem wuchernden Zerberus dadurch die ganze Summe, die gewis verloren geweſen wäre, erhielt.

Erſt nach einigen Tagen erzehlte ihm Zerberus ſein Unglük. Stichblat war nicht ſo dumm, daß er nicht gemerkt hätte, wo das Geld hingekommen. Er verſtand doch auch zu rechnen, aber mit Zerberus Berechnung, was ihm ſeine Haushaltung koſtete, war er nie zufrieden geweſen, denn er hatte ſie nicht begreiffen können.

Er

Er konnte aber Maminka nicht verdenken, was ſie gethan. Er behauptete alſo gegen ſeinen Gevatter er müſte beſtolen worden ſeyn, und ihm wäre das auch oft begegnet. Es würde ſich das ſchon wieder verdienen laſſen.

Jezt erzählte Zerberus den Verdienſt den er durch acht pro Cent an dem Kapital der hundert tauſend Thlr. zu machen hoffte, und Stichblat der ſich in der Sache unwiſſend ſtellte, verwunderte ſich daß man von Seiten eines Fürſten ſo viel geben wollte, da doch auf Specialhypotheken man zu dieſer bis vier pro Cent Geld genug bekommen könnte. Und als Zerberus nun herausrükte, daß er gar keine Specialhypothek habe, ſo ſchäzte ihn ſein Gevatter Stichblat für einen verlornen Mann, welches er ihm ſo deutlich vordemonſtrirte, daß dieſer aufs neue raſend geworden ſeyn würde, wenn er ihn nicht von ſeiner Angſt befreyet, und entdekt hätte, daß er die Sache hintertrieben. Indeſſen hatte der Vorfall ſo viel Würkung auf Zerberus, daß er alle Monat ſeine Kaſſe zählte, daher Maminka auf andere Mittel denken muſte, zu Geld zu kommen, die ſie aber auch bald fand.

Zehntes Kapitel.

Vom Eindruk, den dieser Zufall auf Pullpillgen mit Hülfe des Baccalaureus machte.

Es ist kein Laster schändlicher als der Geiz, sagte der Baccalaureus, als er die erste theologische Stunde wieder mit Pullpillgen hielt. Ausser den Lehrstunden brachte er nie so etwas vor, denn in den Erholungsstunden muste man sich nach seiner Meynung erholen, und nicht bessern, das gehörte einzig und allein für die Lehrstunden, und wenn Pullpillgen, der nichts weniger als auf den Kopf gefallen war, ihn zuweilen ausser der Zeit frug, ob dieses oder jenes lateinische Wort nicht recht wäre, oder ein Gedanke nicht gut in einen Brief zu bringen sey, so wurde er entweder bis auf den andern Tag abgewiesen, oder wohl gar etwas unsanft bey den Ohren herumgeschüttelt, daß er zur Unzeit an dergleichen Dinge dächte.

Aber ausser dem Triebe zu einer überirdischen Ordnung, und der Neigung, manchmal

im Trunke ganz unmerklich etwas auszuschweifen, hatte er gesunde Grundsaze, besonders von Menschlichkeit und Menschenliebe.

Durch den Geiz, fieng er seine Predigt an, werden nicht allein tausende unglüklich, denen man das Geld abschneidet, sondern eben so viele, denen man mit dem lahmliegenden Gelde helfen könnte. Sein Vater könnte viele mit dem Gelde glüklich machen, was er da hatte, und so unnüz liegen lasst. Nicht als ob ich ihm seinen Vater so schildern wollte, als ob er ihn nicht mehr zu lieben nöthig hätte. Nein, mein Sohn, das kann er, das muß er. Wir auf diesem Erdenrund, sind alle Schwachheiten unterworfen, verdienen alle Strafe, und müssen alle Sünde haben. Einer hier, der andere da. Aber der Knecht der seines Herren Willen weis, ist doppelter Streiche werth. Sein Vater ist in seiner Jugend für diesen Abgrund nicht gewarnt worden, und dessen Lehrer habens zu verantworten. Ich will mir in Ansehung seiner diese Verantwortung nicht zuziehen. Ich habe ihn gewarnt, ich warne ihn jezt noch einmal. Lasse er nie der Geldbegierde in sich Raum. Wer den Armen giebt, der giebt dem Himmel, und kann im Himmel wiederfordern. Und al-

les

les unnüze; alles schlecht erworbene Geld, was einer hinterläst, drükt ihn im Sarge, und stört seine Ruhe, und wenn man dorthin kömmt, heißts: Du Schalksknecht.

Jezt wurde er hiziger, pakte Pullpillgen bey den Haaren und zauſete ihn rechtſchaffen.

Hör er, ſagte er, damit er ein Merkzeichen behält, ich ſagte es ihm, als ich ihn derb bey den Haaren rauſte, daß er mir ja nicht geizig wird. Und ich werde aufpaſſen, denn ich bin gewis ſchon vor ihm dort, und er iſt doch geizig geworden, da bin ich der erſte, der erſte ſag ich ihm, der ihn verklagt, oder ich ſchmeis ihn direkte ſelbſt hinaus. Pfui, wenn er geizig werden könnte! rief er noch einmal, und ſpukte aus.

Nun Herr-Baccalaureus ſagte jezt der arme Schelm, und weinte bitter, ich bins ja noch nicht, und wills auch in meinen Leben nicht werden. Ich will ja alles merken, raufen ſie mich nur nicht ſo hart, ſehen ſie nur wie viel Haare ſie ausgeriſſen haben.

Das wird ſo viel Seegen über ſeinen Kopf bringen, antwortete der Baccalaureus, als er Haare verloren hat, aber weil er ſo hübſch folgſam iſt, und da ich ihm zum erſtenmale vom

Geiz

Geiz predige, gleich ſo ſehr dawider eingenommen iſt, ſo will ich ſein gutes Herz belohnen. Und bey den Worten holte er eine ganze Hand voll Mandeln und Roſinen, und ſchenkte ſie ſeinem Pullpillgen, der aber diesmal gar nicht zufrieden mit des Baccalaureus Betragen war, denn er fühlte die Härte in ſich. Aber es würkte doch ſtark auf ihn, denn wenn er nur einen Armen ſahe, flog auch etwas aus ſeiner Taſche, und er bekam wider das Geld faſt eine Art von Widerwillen, den er nicht eher verlor, bis ihm der Baccalaureus einmal bey einer Gelegenheit wo er das Geld auch verachtete, eben ſo nachdrüklich den Werth des Geldes bewies.

Aus dieſer Probe kann man wohl ſehen, daß wenn der Baccalaureus nicht ſoviel pedantiſches gehabt hätte, er ein guter Lehrer geweſen ſeyn würde. Aber wenn Pullpillgen auch nicht ein ſo eindruksfähiges Herz gehabt hätte, wären ihm die Lehren ſo widrig geworden, wie es der Lehrer durch ſeine Methode werden muſte.

Und daß dieſe Methode auf vielerley Art ſchaden konnte, davon wollen wir noch ein Beyſpiel anführen. Durch die vielen Lekereyen, womit der Baccalaureus Pullpillgens Fleis belohnte, war er näſchig geworden. Hatte ihn

nun sein Lehrer vor den Geiz geschüzet, und wandte er das Taschengeld welches er bekam gemeiniglich an Bedürftige, so flog doch auch ein grosser Theil davon in seinen Magen. Rosinen und Mandeln, Feigen, Pfeffernüssen, und dergleichen, durfte in seinen Taschen nicht ausgehen, und wurde so sehr zur Gewohnheit, daß er es gar nicht mehr entbehren konnte. Er konnte sichs aber nicht allemal verschaffen, wenn er seinem Hange zur Wohlthätigkeit nicht entsagen wollte, und diese beyden Leidenschaften vermischten sich jezt so sehr daß sie aus einem Gesichtspunkte betrachtet wurden, nemlich wohlthatig gegen sich, und es gegen andere zu seyn.

Nun war es theils dem Knaben vom Baccalaureus noch nicht gesagt worden, ob es einerley sey, sich seiner oder der Güter anderer zum Wohlthun zu bedienen, theils glaubte er es wäre keine Sünde, anderer Geld zum Besten der Armen anzuwenden.

Vom Stehlen hatte er zwar gehört, aber die Rubriken einbrechen, morden, und die Strafen hängen und rädern, hatte in ihm so krasse Ideen von dem Laster hervorgebracht, daß er einen Dieb für einen ganz besondern Menschen hielt, und es fiel ihm nicht ein, daß wenn er

seinem

seinem Pathen ein Goldstük nähme, er den Galgen verdient hätte.

Er that das also öfters, und weil sein Pathe der Goldstüke immer viel hatte, auch nicht sonderlich acht gab, wohin sie kamen, so gieng es eine lange Zeit so hin. Aber einmal hatte der Baccalaureus sein Viertelsahr Gehalt bekommen, welches freylich in nicht gar zu vielen Goldstüken bestand, und hatte sie offen auf seinem Schreibepulte liegen. Pullpillgen kam herein, und hatte eben mit halbnassen Augen eine Obstfrau vorbeygehen sehen, der er gern etwas abgekauft, wenn er Geld gehabt hätte. Aber so hatte er keins, und dachte nun, er wollte es wohl nachholen, indem er einen von den Louisdors nahm, die da legen.

Der Baccalaureus aber der ein sehr ordentlicher Mann war kam kurz nachher, und wollte sein Geld aufheben, und als das Stük fehlte, sahe er gleich Pullpillgen bedenklich an. Die Mine, die er machte, die Erwartung des Stoks der ihm bevorstand, und die Ueberzeugung, daß er Unrecht thäte, brachten ihn, so sehr sein Herz innerlich dgwider pochte, zum Läugnen, aber mit solchen Zittern und Beben daß er dem scharfen Auge des Baccalaureus gleich verrathen war,

der

der ihn auch straks bey der Gurgel pakte, und ihn anschrie: Höllenbrand! gleich heraus. Wo hast du das Geld. O du Galgenvogel! Mit starrem Entsezen holte der Bube es aus der Tasche, und der Stok tanzte sogleich auf seinem Puke: ein viertelstündiges Solo von dessen Harmonie das Haus von oben bis unten erscholl. Die Klagetöne in hoch und tief kamen zu des alten Stichblat Ohren, und ob dieser sich gleich sonst nicht um die Exekutionen des Baccalaureus bekümmerte, so dauerte ihm doch diese etwas lange, und daher lies er fragen, was ihn denn bewöge eine so ellenlange Strafe dem Buben aufzulegen. Statt der Antwort brachte ihn der Baccalaureus bey den Haaren geschlept, indem er mit dem Stok in der andern Hand immer fortpaukte.

Da bring ich den Galgenvogel, den Dieb, den ehrlosen Buben, gestolen hat er. Der alte Stichblat [illegible]te den Zusammenhang, und besann sich auf einige Defekte. Er sprang vom Stuhle auf, und weil er von diesem Laster eben der gröste Feind war, frug er hart, ob er ihn auch bestohlen? Ja! wenn sies so nennen wollen, stotterte der Heulende — Ein paar mach-

tige

tige Ohrfeigen aus ſeines Pathen Hand waren das Reſultat dieſer Antwort.

Nun wurde weiter deliberiret, und beſchloſſen, Pullpillgen ſollte drey Tage eingeſperrt werden, täglich einmal Waſſer und Brod, und zweymal Schläge bekommen. Der Knabe bat auch nicht vor. Dieb und Galgen war ſo ſchmerzhaft in ſeine Ohren erſchollen, daß er ſich ſelbſt für einen verabſcheuungswürdigen Menſchen zu halten anfieng, ob er gleich nicht wuſte warum.

Die Exekution wurde auch richtig vollzogen. In eine Kammer eingeſperrt, bekam er täglich einmal Brod und Waſſer, und alle Morgen und Abend verrichtete der Baccalaureus die Exekution ohn Erbarmen.

Pullpillgen war gewöhnt worden, nicht zu widerſprechen, und da jezt noch die Furcht dazu kam, daß jedes Wort, welches er vorbrachte, aufs neue mit einem Schlagregen mögte bezahlt werden, ſo lies er geduldig alles mit ſich machen, ſchrie ſein Stükgen, wenn er geſchlagen wurde, aß ſein Waſſer und Brod, wenn es kam, und dachte in der Zwiſchenzeit darüber nach, warum er den Galgen verdient haben ſollte, und konnte nichts finden.

Endlich giengen auch die schreklichen drey Tage zu Ende, und den dritten Abend wurde Pullpillgen sein Bette wieder in der Kammer des Baccalaureus angewiesen. Aber er brachte diese ganze Nacht noch in Thränen zu. Weit lieber hätte er gesehen, wenn man ihn die Kammer zum beständigen Aufenthalt gelassen. Er schien sich unter den Menschen ausgezeichnet, und wuste nicht, wie er irgend vor jemanden die Augen würde aufschlagen können, ohne roth zu werden.

Den andern Morgen muste er mit dem Baccalaureus zum Thee hinunter, und sas wie auf Kohlen. Er dachte, jeden Augenblik würde man von der Sache und der Schändlichkeit seines Betragens, den Anfang machen, aber es gieng diesmal glüklich vorbey.

Er wanderte mit dem Baccalaureus wieder hinauf, und erst in der zweyten Stunde, in welcher das Vokabularium vorgenommen werden sollte, sagte dieser, da er gestern nicht lernen können, so wollte er ihm jezt eine Stunde über das Stehlen halten. Er demonstrirte ihm nun alles, sowol die gröbere als feinere Arten des Diebstals, und bewies ihm deutlich genug, wie sehr die erstern dem leztern auf dem Fusse nachfol-

folgten, und erſt jezt bekam Pullpillgen einen Begriff ſeines Verbrechens.

Hätte aber der Baccalaureus ihm dieſes alles beym ſiebenten Gebot, das er ſo oft beten muſte, vorerzahlt, wie er es zum erſtenmale betete, ſo würde der Knabe nie an dieſes Vergehen gedacht haben. Nachdem er ihm das mit Gelaſſenheit alles geſagt, ſtellte er ihm noch einmal mit untermiſchten Ohrfeigen und Haarzügen, die Tiefe vor, in welche er gefallen, und betheuerte, wenn er noch das geringſte in dieſer Art merkte, ſo wollte er ihm das Fell rein über die Ohren ziehen. Um ihn aber auch einen derben Denkzettel an dieſe Stunde zu geben, nahm er zum Schlus noch den Stok, und wikſte den ſchon ganz gar gewordenen Pukel, unter groſſen Schmerzen und Geſchrey von Seiten Pullpillgens, noch einmal rein durch, ſo daß dieſer um drey Viertel auf zehn, mit Thränen noch ſein Butterbrod ſalzte, und es gewis ganz würde haben liegen laſſen, wenn nicht der dreytagige Hunger mächtiger als der Stok geweſen wäre.

Beym Mittagseſſen muſte Pullpillgen ſeinen Pathen noch einmal förmlich um Verzeyhung bitten, und dann kündigte man ihm an, man wollte, weil man wahre Reue bey ihm ſpür-

te, dieſesmal niemanden ſagen, warum er geſtraft worden, ſelbſt ſeinen Eltern nicht, und dies Verſprechen war dem Knaben angenehmer, als irgend etwas.

Er nahm ſich auch ſo ſehr in Acht, daß er nicht einmal eine Steknadel mehr anrührte, wenn ſie nicht offenbar ſein war. Aber ob dieſes Verfahren gut thun würde, wenn man die Probe bey andern machte, daran zweifeln wir billig, und müſſen den Baccalaureus, mit allen ſeinen richtigen Begriffen, doch unter die ſchlechten Kindererzieher rechnen.

Eilftes Kapitel.

Von Fränzgen, welche wir auch nachholen müſſen.

Fränzgen war indeſſen ein ſchmukes Mädgen geworden. Zehn Jahr alt beſchäftigte ſie ſich ſchon den ganzen langen Tag, und verrichtete neben ihren kleinen Handarbeiten, auch noch eine Menge von Nebenbeſchäftigungen die ins Hauweſen fielen.

Die

Die erſte Zärtlichkeit, die ihre Mutter gleich bey ihrer Erſcheinung geſpürt, war in ihrer vollen Stärke noch da. Man ſagt im allgemeinen, Mütter liebten Töchter, und wünſchten Töchter mehr als Söhne. Wir müſten aber die Unwahrheit reden, wenn wir dies eben ſo allgemein behaupten wollten. Wir haben Mütter gekannt, die die Söhne den Töchtern weit vorzogen, weil ſie behaupteten, das weibliche Geſchlecht wäre weit mehrern Beſchwerlichkeiten im menſchlichen Leben ausgeſezt, als das männliche, und dieſe Mütter können wir nicht anders als vernünftig nennen, denn ſie haben recht.

Andere aber ſind uns auch äuſſerſt tadelnswerth zu betrachten, die deswegen nicht gern Töchter haben wollen, weil ſie befürchten, ſie möchten ihre Schönheit verdunkeln. Dieſe nennen wir unerträglich eitel, und das von rechtswegen.

Aber die Mutter können wir auch nicht tadeln, die in ihrer Tochter die Reize aufblühen ſiehet, und ſich darüber freuet — die ihr Ebenbild ausmachen. Sich ſelbſt wieder leben zu ſehen, das, iſt immer eine der menſchlichen Natur eigne Zufriedenheit und Beruhigung, es iſt eine Leidenſchaft, vom Schöpfer in uns gelegt,

der auch Freude an dem hatte, wodurch er in seinem Bilde zu erscheinen hoffte. Von dieser Art Mütter war Maminka, und sie liebte ihre Tochter als ihr Ebenbild.

Aber Herr Zerberus, ob er gleich von seinem Sohne sich grosse Dinge versprach, da der Baccalaureus und der Gevatter Stichblat ihn immer bis in den Himmel erhoben, hatte doch auch mehr Neigung gegen diese Tochter. Es sey nun, daß sie den Trieb, Geld zu sammlen, von ihm mit erhalten, oder daß er bey ihr durch die Gewohnheit, täglich ihren Vater sammlen zu sehen, entsprungen war, genung, sie liebte das Geld gewaltig, und was war natürlicher, als daß ihr Vater sie dieser Eigenschaft wegen schäzte. Sie hatte auch weit mehr Vergnügen darinn, ihm zuzuhören, wenn er ihr vorpredigte, daß die wahre Glükseligkeit im Besiz eines grossen Vermögens, und dadurch einer Unabhangigkeit von jedermann bestände, als wenn ihre Mutter von dem Vergnügen sprach, was man sich dadurch machen könne, wenn man freygebig wäre, welchen Segen man dadurch auf sein Haus bringen, wie viele andere Schwachheiten man dadurch von sich abwälzen könne. Vielleicht hatte Frau Maminka Ursache dieses

zu

zu ſagen, aber Fränzgen verſtand es nicht, und hatte daher auch nicht Urſache, es zu glauben. Die goldnen Gründe, die ihr Vater ihr zeigte, waren ihr wichtiger. Sie führte, ſo wie er, über jedes Geſchenk Rechnung, was ſie bekam, und da ihre Kaſſe noch zu überzehlen war, ſo zehlte ſie ſie ihm oft vor, und um ſie zu bewegen, daß ſie in dieſer Eigenſchaft immer zuzunehmen ſuchte, nahm er jedesmal einige neue Goldſtüke aus ſeinen Vorrath, und ſchenkte ſie zu den ihrigen.

Sie war zwar auch auf ihre kleine Geſtalt nicht übel zu ſprechen, und hatte aus dem Spiegel ſo viel gelernt, daß ein neues Kleid ihr beſſer ſtünde, als ein altes. Aber wenn ſie etwas gern haben mogte, ſo gieng ſie zur Mama, die ihr nie etwas abſchlug.

Dieſe wünſchte nun nicht, daß ſie des Vaters Geiz erben mögte, und ſie hätte wohl ſehen können, daß es ſchon zu weit eingewurzelt wäre, das Uebel, was ſie erſt zu fürchten anfieng, wenn ſie ſelbſt nicht ſo verliebt in das kleine Ding geweſen wäre.

Und das kleine Närrchen (ein Titel den ihr Vater ihr oft gab) war auch ſo liſtig, daß ſie bald die verſchiedene Denkungsart ihrer Eltern

bemerkte, und so wie aus der Liebe zum Gelde Unglük und andere Leidenschaften entspringen, die auf das Verderben des Charakters Einflus haben, so nahm auch Fränzgen, um sich beyde Theile gleich gut zu erhalten, erst die Verstellungskunst, und endlich Lug und Trug zu Hülfe.

Wenn nun Mama Schwierigkeit machte, etwas zu kaufen, und ihre gespikte Börse aufzuthun anrieth, so muste Papas Liebe zur Vollständigkeit ihrer Rechnung, herhalten, und damit gieng es durch.

Fränzgen gab nie einem Bettler etwas, und wenn ihre Mutter ihr gab, um zu geben, da theilte sie es gemeiniglich zwischen ihm und ihrer Sparbüchse. Kurz, es schaudert uns, daß wir es sagen müssen, aber Fränzgen war ein Mädgen, die alle Anlage zu Handlungen eines ausgemachten Böswichts hatte, und wir können den Leser zum voraus nicht viel gutes von ihr versprechen.

Zwölftes Kapitel.

Wie und warum Pullrillaen ſeines Pathen Haus verläßt, und wohin er gehet.

Der Kaufmann Zerberus muſte einem gewiſſen Mann in einer gewiſſen Stadt, eines gewiſſen benachbarten Fürſtenthums einmal einen Dienſt erzeigen, von dem wir nicht ſo genau unterrichtet ſind. Soviel indeſſen iſt uns davon zu Ohren gekommen, daß es einen Poſten Geldes betraf, wobey der Miniſter, denn das war er, einige tauſend Thaler gewann, um die ſein Fürſt betrogen wurde. Auch Zerberus gewann einige hundert dabey, doch ohne daß es der Miniſter wuſte, denn dieſer wurde wieder vom Kaufmann betrogen. Der Zirkel des Betrügens geht freylich im ganzen jezt nur wie der Umlauf des Geldes, und man nennt ihn Handel und Wandel treiben. Jener Paſtor hielt einem Mann eine ſtarke Strafpredigt weil er ihn überzeugt glaubte betrogen zu haben. Der Mann hörte gelaſſen alles an, und dann ſagte er ziem-

lich kaltblütig: Ich betrüge, du betrügest, er betrüget — wir — ihr — sie betrügen.

Es war auch eine Antwort. Der Minister, der sich nun aber nicht betrogen glaubte, dachte dem Herrn Zerberus einen thätigen Dank schuldig zu seyn, und wie er dazu gekommen, wissen wir nicht, genug, er hatte eine Freystelle in dem Ilfeldschen Pädagogio zu vergeben, und diese schenkte er dem Herrn Zerberus für seinen Sohn auf drey Jahr.

Wenn der Mann mit seinem Sohne irgend auf einige Art in Geldverbindungen gestanden, so muste ihm, das Geschenk von dreymal achzig Thalern gewis willkommen gewesen seyn. Aber so ereiferte er sich fast darüber, und indem er es ganz vergas wie viel seine Kasse schon gewonnen, so wünschte er sich gar nicht damit befast zu haben. Nach und nach nachdem sich der Eifer gelegt bedachte er, daß man eine solche Stelle wohl verkaufen könnte. Und weil er selbst nicht Kentnisse genug hatte, darüber nachzudenken, so nahm er den Gevatter Stichblat dabey zu Hülfe, der ihm aber, als er ihm das Geschenk und seinen Vorsaz damit entdekte, zu verstehen gab, er mögte es erst recht überlegen, denn Ilfeld sey ihm ein verehrungswerther Ort, und es

wür-

würde seinem Sohne gar nicht nachtheilg seyn, ihn zu besuchen.

Zerberus wollte fast in Ohnmacht sinken, er trippelte umher, und fuhr endlich heraus. Aber Herr Gevatter, sie haben doch einmal die Erziehung meines Sohnes übernommen, und nun geht mir alsdenn diese Belohnung für meine Bemühung aus den Händen.

Schämen sie sich sagte Stichblat jezt, ein Mann wie sie der dreymal soviel hat wie ich, will von so einer Sache Nuzen ziehen. Vergeben sie mirs, aber sie sind ein alter Geizhals. Wenn sie sie für ihren Sohn nicht brauchen wollen, so musten sie sie einem armen Teufel schenken.

Wir sind hierinn des Herrn Gevatter Stichblats Meynung, und wir vergeben es dem Minister der sich vielleicht in Lagen befand, wo jeder Thaler ihm werth war, weit eher als dem Zerberus obgleich es jenem auch wohl würde angestanden haben, was für Arme bestimmt war, auch an Arme kommen zu lassen, und es keinem Manne von einigen Tonnen Goldes zu geben.

Weil aber der Aerger bey Stichblat in einem solchen Falle besonders sehr überhand nahm, so zählte er seinem Gevatter die zwey hundert

und vierzig Thaler auf den Tisch, und sagte, nun wollte er auch mit der Stelle schalten und walten. Zerberus schob zwar mit einigen Zittern die vierzig Thaler zurük, und wollte nur die runde Summe nehmen, aber mit der Antwort es würde ihm doch nur gereuen, schob es ihm Stichblat wieder zu, und gieng zur Thür hinaus.

Stichblat überlegte im Augenblik nach seiner Zuhausekunft mit dem Baccalaureus was zu thun und zu lassen wäre. Der Baccalaureus, der im ganzen genommen, so wenig eigennüzig war, wie irgend ein Mensch in der Welt es seyn kann, sahe also nicht einen Augenblik darauf, daß er seinen Dienst verlieren würde, sondern er behauptete, es sey einem jungen Menschen nüzlich unter andern erzogen zu werden, weil Nacheiferung und Fleis erwekt würden.

Da es also nur noch auf die Einrichtung beruhete, so bat Stichblat den Baccalaureus eine Reise dahin zu thun, welches dieser auch gern übernahm.

Der Baccalaureus war nun wohl eigentlich der Mann nicht, den man zu solchen Aufträgen gebrauchen konnte. Er lies sich leicht etwas überreden, und wie er im Gasthofe abtrat, so lies

er

er ſich von der Wirthin die Einrichtung ſagen, hörte auch nicht ſobald daß alles nach Stunden eingerichtet wäre, und auſer denen die jungen Leute alle Freyheit hätten, als er ohne weiter irgend einen Lehrer zu befragen, wieder zurükeilte, und ſeinem Prinzipal verſicherte, es wäre die beſte Anſtalt die man finden könnte.

Nun wurde korreſpondirt, und alles in Ordnung gebracht, und als Pullpillgen das funfzehnte Jahr ſeines Alters antrat, wurde der Tag ſeiner Abreiſe auf den achten Tag nachher feſt geſezt.

Am Tage vorher verſammelte ſich die ganze Familie noch einmal in Stichblats Hauſe, und es wurde ein öffentliches Examen vorgenommen, wobey das Vokabularium nicht allein ſchwer herhalten muſte, ſondern auch ein Kapitelchen über den Geiz vorkam, deſſen Schändlichkeit Pullpillgen erklärte.

Der Baccalaureus hatte ſich dieſe Ausſchweifung erlaubt, weil er dadurch noch etwas gutes bey Herrn Zerberus auszurichten hoffte, er gab aber auch dieſen Funken auf, als er den Mann mit der gröſten Gleichgültigkeit, bey einer ſolchen Schilderung ſahe, die ganz allein auf ihn gerichtet war. Den andern Morgen

giena

gieng Pullpillgen noch zu seinem Vater, und nahm Abschied. Von diesem bekam er einen Wildenmanns Gulden auf den Weg. Fränzgen war etwas freygebiger, und schenkte ihm einen schönen Dukaten, sie hoffte aber sezte sie hinzu, daß er ihn ihr wieder mit zurükbringen würde.

Frau Maminka that mehr für ihn. Aber öffentlich durfte sie es nicht. Sie stekte ihm einen Beutel in die Tasche als er zur Thür hinaus gieng. Pullpillgen fühlte an der Schwere wohl, daß es wichtig war, er öffnete es aber nicht eher, als bis sie an die erste Ruhestelle kamen, und da fand er funfzig Dukaten. Sie hatte ihm ins Ohr geraunt, er mögte sich und andern gutes damit thun, und das nahm er sich denn auch fest vor.

Der Baccalaureus hätte von Herrn Zerberus wohl eine Belohnung verdient, er lies es aber bey einem grossen Dank bewenden. Maminka hingegen bedachte ihn mit der Helfte dessen, was sie Pullpillgen gegeben hatte, und er dankte davor, denn er hatte nichts erwartet, und er brauchte es würklich. Angenehmer aber als Geld war es ihm, als Stichblat ihm sagte, er sollte gleich zu ihm zurükkehren, und sein Gesellschaf-

ſchafter bleiben, bis Pullpillgen zur Akademie reiſte. Hieraus wird man ſehen, daß der Baccalaureus nicht mit dieſem Auftritte abgeht, ſondern noch wichtigern beywohnen wird.

Auch müſſen wir dem Leſer ſagen, daß Pullpillgen nunmehr abtritt, und an deſſen Statt Monſieur Zerberus erſcheint, denn er würde es ſehr übel genommen haben, wenn man ihn bey dieſen kindiſchen Namen nennen wollen, und es gab deswegen einmal Lerm, wie wir in zweyten Buche hören werden.

Zweytes Buch.

Erstes Kapitel.

Nichts als Extase, aber geschrieben wie gedacht.

Willkommen und aber willkommen, theures mir ewig werthes Andenken an den Ort der mir so viele Wonne gab, an deine Grenzen, einsamer aber köstlicher Auffenthalt so vieles Wissens und so richtig bestimmter Menschheit! Wie oft habe ich mich in deine Thäler zurükgewünscht so voll vom ganzen Reiz der Natur, eingeschränkt und doch tausendfach mannigfaltig und schön — Wie oft wünschte ich an den Ufern der Bäche die euch durchrieseln, das reine Entzüken wieder einzuathmen, was mich ganz erfüllte, wenn ich im Murmeln, meinem Ohr so süs, vertieft, der bunten Forelle in ihrem schnellen Laufe nachfolgte, und mich, uneingedenk daß ich sie bewundern könnte, an ihre Stelle wünschte. Wie oft habe ich mich in Gedanken auf jene herrlichen

Ber-

ge verſezt, habe da die ganze Natur überſehen, jene groſſe uneingeſchränkte Ausſicht, aber auch unerfüllbar für den kleinen Umfang meines Wiſſens, wo mir auf jedem Blike neue Wunder entgegen ſtralten, die mir tauſend Freuden in die Seele goſſen, und mir manchen traurigen Augenblik ins Herz gaben, weil ich ſie nicht ſo ganz faſſen konnte.

Glükliche Thäler! glükliche Berge! glüklicher rieſelnder Bach, der mich ſo oft aufnahm! werde ich euch noch einmal wiederſehen? Werde ich noch einmal lebhafter mich in jene Zeiten denken, um es lebhafter zu bedauern, daß ich euch nicht mehr habe, ja daß ich auch jenes Gefühl ntcht mehr haben kann, was euch unbefangen ſo ganz empfand. Wie glüklich ſind doch jene Tage der Sorgloſigkeit, jene Tage der Unſchuld. Es iſt kein wahreres Glük, als in dieſen Jahren einer Welt entriſſen zu werden, die nur dann ſchön iſt, wenn man die Unvollkommenheiten nicht kennt, die ihre Bewohner ihr machen.

Unſre Leſer können leicht denken, daß wir hier von keinem andern Orte ſprechen, als von Ilfeld, und daß es unſerm Andenken ſo werth iſt, daß es dieſen Ausruf in uns hervorgebracht. Und die Extaſe ſey uns von ihnen vergeben, und

wir thun davor das heilige Versprechen, unsre Muse nie anzurufen, daß sie uns beystehen soll, ob wir gleich aufrichtig gestehen müssen, daß wir auch dabey nicht ganz uneigennüzig sind, denn wir fürchten in unsern Lesern das Andenken an dieß so öftern Misbrauche, und an die elenden Produkte hervorzurufen, die sie oft begleiten, und unter deren Klasse wir nicht gesezt zu seyn wünschen.

Zweytes Kapitel.

Monsieur Zerberus langt in Ilfeld an.

Monsieur Zerberus, unsre Hauptperson, und der Baccalaureus sein Lehrer, sezten sich nach allen Zeremonien, die wir im lezten Kapitel des ersten Buchs angeführt, in den viersizigen Wagen des Herrn Stichblat. Zwar war er von altem Schrot und Korne, aber desto dauerhafter. Herr Stichblat hatte ihn, da die Laufbahn seines Verdienstes geendigt war, von einem

Glau-

Gläubiger angenommen, der ihm drey hundert Thaler schuldig gewesen, und ihn nicht gut bezahlen konnte, ohne sich zu ruiniren, und da die Art und Weise, wie dieses geschahe, angemerkt zu werden verdient, so vergessen wir es auch nicht.

Der Mann war nur einer von den kleinen Krämern, dem Herr Stichblat wie vielen andern auf die Beine geholfen. Er war mit unter der Zahl derer, von denen dieser Mann seine Schulden eintrieb, wie er seine hunderttausend Thaler voll hatte, um von diesem Ueberschus die nette Einrichtung seines Hauses zu machen.

Als der Mann ihm vorstellte, daß diese Zahlung ihn verderben würde, verlangte er seine Bücher zu sehen, nicht sagte er, um zu wissen, ob sie die Wahrheit sagen, sondern um mich von der Ordnung ihrer Handlung und der Gewisheit ihres Fortkommens zu überzeugen. Er fand darinn, daß der Mann diesen Wagen als Bezahlung für vier hundert Thaler von einem schelmischen Juden annehmen müssen.

Nun hatte der Kaufmann den Wagen für hundert Thaler schon lange ausgeboten, und niemand hatte ihn davor gewollt. Herr Stichblat schlug die Bücher wieder zu, sagte, er habe recht, und mögte sein Geld noch behalten. Er blieb

zum Essen bey dem Kaufmann, und nach Tische fieng er davon an zu sprechen, daß er einen Wagen kaufen wollte. Der Kaufmann bot ihn den seinigen an, wenn er ihm gut genug wäre. Stichblat hatte ihn kaum besehen, als er urtheilte, der Wagen sey vier hundert Tholer werth, und wenn er ihn ihm davor überlassen wollte, so wollte er ihm hundert Thaler herausgeben. Der Kaufmann verstand die edle Handlung, warf sich ihm zu Füssen und dankte ihm.

Und wir sprechen Segen über den Mann aus, und ihn werden einst für diese That Lichtstralen umgeben, die ihn unter seinen Brüdern werden glänzen lassen.

Und dieser Segen muß auch Monsieur Zerberus und seinen Begleiter treffen, die wegen ihrer wenigen Zirkumferenz nur einen kleinen Plaz in dem Wagen einnahmen.

Wir können von ihrer Reise bis Nordhausen, wo sie den andern Tag eintrafen, nichts sagen, als daß sie sie glüklich zurüklegten, daß der Baccalaureus sich nichts von seiner Ordnung durch die Ungewohnheit der Reise nehmen lies, daß er dem Knaben zwar nichts von Wissenschaften beybrachte, dagegen aber ihn sehr aufmerksam auf die Natur machte, weil er dieses für ei-

ne

ne Beſchäftigung hielt, die dem Reiſen angemeſſen war. Und würklich lernte der Knabe auf dieſe Art ſehr viel, und die Reiſe war eine Urſache, die die Wirkung hervorbrachte, daß er hernach ſtark in den Nachforſchungen der Natur vorwärts gieng, wozu ihm auch der Ort die reichſte Gelegenheit darbot.

Von Nordhauſen aus kamen ſie aber nach Sachswerfen, wo der Baccalaureus, weil es eben drey Viertel auf zehn war, inne halten lies, und ſein Frühſtük verzehrte, wobey der Kümmel in doppelter Portion genommen wurde, denn auf Reiſen hielt er das für nothwendig, und ſelbſt Monſieur Zerberus muſte ihm hierinn Geſellſchaft leiſten, ob er gleich ſonſt keine ſtarken Getränke zu trinken bekam.

Indem ſie ſo in bona pace ſich ſättigten, kam ein Leichenzug daher, welcher ziemlich ſtark war, und unter deſſen Begleitern manche bittre Thränen weinten. Auch waren dem Wirthe der neben dem Baccalaureus und deſſen jungen Herrn ſtand, die Augen naß, woher der Baccalaureus Gelegenheit nahm, in um die Perſon zu fragen, die ſo ſehr bedauert, die Welt verlaſſen hätte. Der Wirth erzählte, daß es eine junge liebenswürdige Frau wäre, die durch die üble

Begegnung des zweyten Mannes für Kummer gestorben sey.

Monsieur Zerberus hörte diesem aufmerksam zu, als auf einmal ein kleines Mädgen von zehn Jahren gelaufen kam, und hinter dem Leichenzuge hereilte. Sie schrie laut: Ach meine Mutter! Ach meine Mutter! Das ist die Tochter der ersten Ehe, ihr einziges Kind, sagte der Wirth.

Zerberus aber hörte das nicht ganz, denn er sahe das weinende Mädgen mit zu vielem Mitleyden. Er eilte auf sie zu, und faste sie bey der Hand. Was ist dir, mein liebes Mädgen, sagte er — O laß er mich, rief sie: laß er mich meiner Mutter folgen, sie tragen sie mir weg — Jezt kamen die Menschen, die ihr nachgelaufen waren, um sie herum, und versammelten sich in ziemlicher Menge.

Kind, deine Mutter ist ja todt, sagte der theilnehmende Knabe.

Und lieber will ich sie todt haben, erwiederte sie, als gar nicht sie haben.

Das kannst du ja nicht, gutes Mädgen fieng er wieder an. Laß du deine Mutter jezt ruhen, damit sie reife zu einem bessern Leben. Denke fleisig an sie, so gut als wenn du sie um dich hättest. Denn vom Tode kannst du sie nicht wieder er-

kaufen, und ihre Ruhe ſtörſt du durch dein Weinen.

Das Mädgen wiſchte die Thränen ab, und ſahe ihn verwundernd an. Woher weis er das? ſagte ſie endlich mit einem Tone, der zwar Beruhigung verrieth, aber Beſtätigung zu erwarten ſchien. Jezt konnte Monſieur Zerberus ſich nicht anders helfen, als daß er den Baccalaureus herzurief, und ihm bat, das zu beſtätigen und zu beweiſen, was er geſagt hatte.

Das erfolgte auch von Seiten des Baccalaureus mit aller Stärke, die man nur erwarten konnte, und das Mädgen gerührt von allen was ſie gehört, drükte dem Baccalaureus und den kleinen Zerberus die Hand, und gieng nach Hauſe, mit dem Vorſaz, ihren Kummer zu überwinden.

Dieſe beyden aber ſezten ſich in ihren Wagen, und auf Ilfeld zu. Bis ſie dahin kamen, muſte Zerberus eine ſtarke Strafpredigt darüber hören, daß er ohne Erlaubnis zu dem Mädgen gegangen: aber theils weil etwas gutes daraus entſtanden, theils weil der Baccalaureus nun bald das Amt eines täglichen Paukers für Monſieur Zerberus Ohren und Pukel ablegen

muste, wollte er ihn jezt nicht bestrafen, sezte aber dem Texte noch hinzu, der Monsieur möchte sich besonders für Weiberthränen hüten.

Darauf kamen sie in Ilfeld an. Der Baccalaureus gieng gleich zu allen Lehrern des Pädagogii, und stellte ihnen den neuen Zögling vor. Er erkundigte sich nun auch nach allen. Er fand die Einrichtung vortreflich nach seinem Sinn. Insbesondre er reute es ihn herzlich, daß die Versäumnis der Betstunde mit dem Mangel der Mittagsessen bestraft wurde, denn er kannte seines Untergebenen glüklichen Appetit, und war daher für die Fortsezung seiner Frömmigkeit nichts weniger als bange.

Er übergab seinen Knaben nach tausend Segenswünschen dem Institute, und reiste von dannen zum Gevatter Stichblat in die Arme der Ruhe aus denen wir ihn zu seiner Zeit wieder herausholen werden.

Drittes Kapitel.

Was Monſieur Zerberus während ſeines Ilfeldſchen Aufenthalts in litteris gethan.

Monſieur Zerberus fühlte eine unendliche Freude über ſeinen veränderten Auffenthalt. War er gleich zu Hauſe auſſer den Lehrſtunden auch frey genug geweſen, um, thun zu können was er wollte, ſo ſchien es ihm doch jezt eine beſondre Wolluſt zu ſeyn, bis ſieben Uhr nicht allein ſchlafen zu können ſondern auch eine halbe Stunde darüber. Er lernte bald von einigen ſeiner Gefahrten auch Mittel dem Hunger auszuweichen, und kochte ſich auf ſeinen Zimmer manchen Reisbrey oder Rührey, oder briet ſich einen Theekeſſel voll Kramsvögel, die er in ſelbſt ausgeſtellten Schlingen gefangen. Doch müſſen wir ihm zum Ruhme nachſagen, daß er die Betſtunde nie aus einem Mangel an Ehrfurcht gegen das Gebet verſäumte, ſondern es war allemal aus einer wollüſtigen Empfindung gegen den Schlaf die oft aus einem nächtlichen Wachen ihren Urſprung hatte.

Alsdenn war es ihm auch sehr willkommen, daß er in manchen Lehrstunden, wenn sie ihm zuwider waren, oder wenn er eben keine Lust hatte, aufmerksam zu seyn, es auch nicht zu seyn Ursache hatte. Wir loben es freylich nicht, daß er anstatt Acht zu geben sich seiner Neigung zur Dichtkunst überlies, und statt zu lernen, Verse machte, aber wir sehen auch kein so grosses Uebel darinn, und lieben es an diesem Institute besonders, daß nicht Zwang sondern Nacheiferung die Haupttriebfeder für den Fleis der Jünglinge ist. Von der zäheſtrengen Ordnung, an die ihn der Baccalaureus gewöhnet, kam er also bald ab. Er stand früher oder später auf, nachdem es seiner Laune gemäs war, doch mehrentheils früher im Sommer, weil ihm die aufgehende Sonne aus seinem Fenster ein angenehmes Schauspiel hinter den Bergen war, die Ilfeld umgeben. Später im Winter, weil er da des Abends spät arbeitete.

Die Geschiklichkeit mit welcher er schon hierher kam, brachte ihm bald einen Plaz in einer der obern Klasse zuwege, ob er gleich im Anfange wegen des Pedantismus mit dem sie verknüpft war, verkannt wurde. Sein Fleis, und die Art mit welcher er dazu angehalten war, waren Ursa-

Urſache, daß er immer mehr Feuer in Anſehung der Nacheiferung bekam, und ohngeachtet ſeines faſt uneingeſchränkten Leichtſinns in ſeinem Wiſſen auf eine äuſſerſt merkliche Art fortrükte.

Dieſer war aber auch ſehr gros, und übereilte ihn einmal ſo ſehr, daß er acht Tage ohne Erlaubnis ſeiner Lehrer einen Ort beſuchte, wohin ihm zu gehen verboten war. Er muſte aber davor auch vierzehn Tage das Karzer bewohnen, welches ihm einigermaſſen zur Erkenntnis brachte, daß er ſehr unrecht gehandelt. Man würde auch einen jeden andern gewis von dem Inſtitute verbannt haben, der es nicht wie er, aus bloſſem Leichtſinn gethan.

Sonſt machte ſich Monſieur Zerberus durch ſein ſanftes und gefalliges Weſen bey ſeinen Mitſchülern ſehr beliebt, und man verehrte ihn wegen ſeines Herzens.

Sein Leichtſinn brachte ihn oft dahin, daß er ganze Monate vergehen lies, ohne auſſer den Lehrſtunden an etwas zu denken, was dahin gehörte. Entweder er verfiel in eine Unthätigkeit, und that gar nichts, und das war nicht ſelten, aber er verlohr dadurch nicht. Denn alsdenn ſchwärmte er in Reich der Möglichkeiten umher, und bauete ſich Säulen auf Ideen, die

jeder

jeder ein Nichts genannt haben würde, dem er sie so romantisch vorgetragen hätte, wie er sie dachte. Aber wir stimmen hier nicht mit dem grossen Haufen ein. Waren's gleich Schimären, schwebten sie gleich über seinen Wirkungskreis, hatten sie gleich keinen Nuzen für irgend etwas um ihn, sondern schienen sie vielmehr alles zu unterdrüken, was jezt in ihm zum Fleis und zur grössern Vollkommenheit wirken sollte, so brachten sie doch seine Seele auf einen Grad von Erkenntniß, daß man viel seyn könne, wenn man sich über das Allgemeine wegsezе, auf den festen Saz, daß dieses so weit denkende Geschörf nicht blos für eine so enge eingeschränkte Erde seyn könne, daß durch die Erreichung gewisser Stufen die nähern höheren erreicht und die entfernten nahe gebracht werden könnten. War er nun mit seinem Geiste so hoch, daß er die Kräfte seines Körpers weiter zu denken erschöpft hatte, so führte ihn seine Hülle wieder zurük, dann sahe er welche Riesenschritte er würde nehmen müssen, um dahin zu kommen wo er mit den Gedanken war, und das Werk welches ihm wegen der vorher gefühlten Wonne nicht so schwer vorkam, griff er nun mit solcher Stärke an, daß er in den folgenden vier Wochen

chen in allem was er that, weiter kam, als es auſſer dieſem Reize dazu in einem halben Jahre geſchehen ſeyn würde.

Anderemale aber war er nicht ſo glüklich. Er verfiel auf eine Sache die ihn in allen wieder etwas zurükſezte, weil er ſich mit zu vielem Eifer darauf legte. So wollte er einmal zeichnen lernen, ſas einige Monate und that nichts anders. Ein andermal fiel es ihm ein Petſchafte zu ſtechen, und die Grabſtichel kamen nicht mehr aus ſeiner Hand. Er wollte muſikaliſch werden, und weil ſein Geiſt ſchon zu feurig war, als daß er Geduld zu dem mechaniſchen gehabt hätte, was dazu gehörte, ſo zerſchmiß er ſeine Violine einmal in Gegenwart ſeines Lehrmeiſters, als dieſer ihm ſagte, er würde in ſeinem Leben die ſchwere Stelle nicht lernen, welche ſie eben vor ſich hatten.

Doch war das immer auch wieder nicht ganz ohne Nuzen, denn die zerſtreuten Geiſter ſammelten ſich, und der angegriffene Körper bekam dadurch Ruhe und Erholung.

Kurz von der Sache zu ſprechen, ſo wollten wir unſern Leſern ein Bild eines jungen geiſtvollen Menſchen geben, und zeigen, wie ſich in ſolchen Fällen der Bewohner unſers Körpers entwi-

wikelt, wie er wächst, wie oft er Schritte vorwärts thut, und sie wieder zurük thun muß, weil er rechts und links nicht genau beobachtete, und dieses genaue Beobachten ihm zum Wachsthum seiner Geisteskrafte doch nöthig war, wenn da keine Lüke bleiben sollte.

Und daß zu dieser Erhebung zu diesem Wachsthum des Geistes eine gewisse Uneingeschränktheit gehört, daß der freye Wille in der Erziehung so gut statt finden muß, wie beym Menschen im allgemeinen, das, glauben wir, würde ein Resultat seyn, das aus unsern Beyspiele geflossen, der Aufmerksamkeit unsrer Leser, besonders derer die erziehen, und erziehen lassen, eben nicht unwerth seyn mögte.

Soviel ist unläugbar, wäre unser Held bis in sein reifes Alter unter der Minutenzucht des Baccalaureus geblieben, so wär er ein Pedant geworden, wie der Baccalaureus es war, so hätte er nichts von seinem lebhaften guten Temperamente erhalten, so wäre manches unterblieben, womit er sich in der Folge einen grossen Namen machte.

So viel ist aber auch wieder unleugbar, wäre er als Pullpillgen ad modum Ilfeld erzogen worden, so wäre seine Laufbahn noch weit glüklicher

licher, noch weit gereinigter von Fehlern des Leichtſinns und der Uebereilung geweſen, denn dieſe entſtanden erſt, da er in Ilſeld in die Freyheit kam, und derſelben ungewohnt, in der erſten Zeit ſich ihr ganz überlies, und wenn hier nicht Nacheiferung, dieſer unſichtbare, oft verkannte Trieb zum Guten herrſchte, ſo war er verloren, ſo gieng er in den Ausſchweiffungen weiter, die ihm im Anfange ſo ſüß waren, und vernachläſſigte ſeinen Geiſt.

Noch waren nicht drittehalb Jahr verfloſſen, als Monſieur Zerberus zu fühlen anfieng, daß er den Lehrſtunden gewachſen war, und als ſeine Lehrer es auch fühlten, ſo wollten ſie ihm in dem Fortgange ſeiner Vollkommenheiten auch nicht hinderlich ſeyn, und ſchrieben es dem Herrn Gevatter Stichblat, daß ihr anvertraueter Zögling zur Akademie reif wäre.

Viertes Kapitel.

Was Monsieur Zerberus auſſer den Lehrſtunden und ſeinen ſchwärmeriſchen Einbildungen vornahm. In Parentheſe ein merkwürdiger Vorfall und deſſen Wirkungen auf ihn und einen ſeiner Lehrer.

Des kleinen Zerberus ſchwärmeriſche Ideen begleiteten ihn faſt immer entweder auf der einen oder auf der andern Art. Aber einige Monate im Jahre waren ſie gewöhnlich von ihm getrennt, und das waren die in denen der Frühling in ſeiner vollen Blüthe ſtralte, und ſo viele Reize mit ſo vielen Mannigfaltigkeiten für ihn hatte, daß es ihm nicht einfiel, ſich über dieſe ihm ſo prachtvolle Sphäre zu erheben. Nicht als ob er ſich nicht auch zuweilen Elyſium gedacht hätte. O ja! Mehr als zu oft vertiefte er ſich in den Wäldern, und ſezte ſich in ſchönen Thälern nieder, um ganz zu fühlen, aber er fühlte da doch etwas würkliches. Das ſich getraumte Schäferleben konnte doch wo nicht der Erfüllung, doch wenigſtens dem Gefühl näher

ſeyn,

seyn, als die kolossalischen Schritte in andere Reiche und Welten. Dann war er am glükslichsten, denn alsdenn tobte kein wildes Feuer, keine Begierde noch Seynwollen in ihm, denn er war zufrieden. Der Schoos der Natur hatte ihn in seiner sanften Umarmung.

Dies war es auch was den ersten Reiz auf ihn machte, denn der Leser wird sich zu erinnern belieben, daß wir von Leichtsinn und Uebereilung gesprochen haben, die im Anfange durch die Freyheit die er erhielt, hervorgebracht wurden.

Es ist der Gebrauch in dem Institute, daß die neuen Ankömmlinge ein ganzes Vierteljahr oder eigentlich so lange bis sie die Probezeit überstanden, und also würklich dem Institute inkorporirt werden, nur einen kleinen Weg zu ihren Spaziergängen haben, wenn sie diesen aber überschreiten wollen, erst um Erlaubnis bitten müssen. Man nennt das die Grenzenfreyheit, und Monsieur Zerberus muste sich dieses auch gefallen lassen.

Diese Grenzen waren auf einer Seite nur bis an das Dorf auf der andern ohngefehr eine halbe Viertelstunde zwischen einen Bach und einem kleinen Kanal bis an eine Brüke festgesezt.

und ausserdem gehörte der sogenannte philoso-phische Gang dazu, welches ein geschlangelter Weg an einem Berge hinauf war. Jezt endigt er sich in ein Portal, welches die jungen Leute des Instituts erbauen lassen.

Unserm Zerberus schien das Gebot im Anfange gar nicht schwer zu halten zu seyn, er gieng seinen philosophischen Gang auf und ab. Die prächtige Aussicht über die Klostergebäude weg, bis zum gegenüberstehenden Herzberge. Die Fläche über das Dorf hinunter, der schattenreiche Gang, das Gezwitschere der Vögel, war alles entzükend. Auch der kleine Spaziergang unter der Allee vom Kloster bis zum Dorfe hatte viel Reiz für ihn, und er konnte ihn Viertelstunden auf und ab gehen. Er dünkte sich wohl in seinem Sinn noch gros, daß er jezt gewissermassen sein eigner Herr wäre, und von keiner Privataufsicht mehr abhieng.

Er sahe die Vorübergehenden ohne Rührung zum Dorfe hineingehen, und wenn einige unter ihnen, denn der räudigen waren auch unter dieser Heerde, ihn aufzogen, so wuste er ihnen sehr artig es zu sagen, daß sie zu ihrer Zeit das nehmliche thun müsten.

Dann

Denn nahm er den Weg bis zu der Brüke vor. Dieser gieng anfangs hinter einer kleinen Mauer an der Seite des Klosters weg. Auf der andern Seite war der Berg, auf dem der philosophische Gang war, und an dessen Fuß flos der kleine Kanal, dessen wir schon erwehnt. Es war ein düstrer Blik, aber die Spiegelhelle des Wassers im Kanal, der sich thürmende Berg, der allenthalben Steine hervorragen lies, die mit hellern oder dunklern Moose bedekt waren, und hin und wieder den Granitflimmer durchschimmern liessen. Die hohen Stämme der Bäume, und wieder die kleinen Schößlinge zwischen den Steinen aus den Wurzeln hervor, das alles gab dem düstern sombren Ansehen, eine herrliche Schattirung von Pracht.

Wenn man nun hinter dem kleinen Stük Mauer hervorkam, denn kriegte man die Aussicht weit hinaus in die Tiefung zwischen den hohen Bergen. Eingeschränkt genug, aber dem Auge doch herrlich, und weit wegen der krassen hohen Berge. Das Thal in dem die Behre flos. Dieser Bach, über dessen Steine das Wasser wie ein Silberflus, oder wie ein Strudel, oder schäumend, oder schlängelnd, wegrollte, nachdem ihre Lage war. Im Hintergrunde

eine Mühle, deren Lerm sich mit dem Rauschen des Bachs vereinigte. Tausend Silberkehlen der Bewohner dieser Waldung dazwischen, mit tausend Veränderungen für das Auge an ihren Farben, wie am Grün, und an dem spielenden Schimmer der Blumen mit denen das Feld übersäet war.

Hier schlich nun Zerberus still und bewundernd fort, bis er an die Brüke kam, da sahe er hinüber, bewunderte die Aussicht, die nun noch durch den Anblik des Teiches vermehrt wurde, der an der Mühle lag. Er wandte sich wieder um, spiegelte sich in dem Kanal, dessen Wasser still flos, eilte an den Bach, holte einen glänzenden Stein nach dem andern hervor, sahe voll Freude die Forellen herumspringen, und brachte so manchen frölichen Tag hin.

Aber nach und nach erwachte die Begierde, sich weiter zu verlaufen, und das Verbot war schon nichts mehr in seinen Augen, denn der Reiz dessen, was er jenseits dem Flusse sahe, drukte es bald gänzlich nieder. Aber die Gewisheit, daß man ihm von der ganzen Fläche des Klosters, ja wohl gar aus den Fenstern beobachten könnte, und die Furcht, man mögte ihn nach Uebertretung

tung der Geſeze ſogleich wieder nach Hauſe ſchi-
ken, erhielten ihn.

Er hatte ſich noch am vorigen Tage vorge-
nommen, nie die Grenzen zu überſchreiten, und
auch nicht einmal um die Erlaubnis zu bitten,
und am folgenden Tage that er es ſchon.

Er bekam dieſe Erlaubnis, und bekam ſie öf-
ters. Aber ſeine Freude artete zulezt in Muth-
willen aus, den er auch an den Viehheerden aus-
lies, und ſobald das vor die Ohren ſeiner Lehrer
kam, ſo bekam er keine Erlaubnis mehr. Nun
nahm er ſie ſich. Zwar nicht auf der Seite wo
man ihn ſehen konnte. Auch nicht durchs Dorf;
ſondern hinten um den philoſophiſchen Gang
ſchlich er ſich herum, und fand da bald Wege,
zu kommen, wohin er wollte. Da wurde er
aber auch ein paarmal angetroffen, und das war
eine Urſache, warum er zwey Monat ſpäter, als
die mit ihm zugleich Angekommenen, die Gren-
zenfreyheit bekam. Eine unendliche Kränkung
für ſeinen Stolz, die aber auch den ſchlimmen
Eindruk für ihn hatte, daß ſie in ihm gleich ein
Gefühl von Haß hervorbrachte, den er wider
den Auffenthalt ſelbſt fühlte, und der ſich zwar
in Stunden des Vergnügens verlor, in andern
aber wieder heftig aufwachte, zwar zum Fleiſe

den Jüngling antrieb, aber seinem Herzen Scha-den that.

Nachher da Zerberus die Grenzenfreyheit erhalten hatte, schränkte er sich auch gar nicht mehr ein, sondern gieng, so weit ihn seine Beine in der Zeit zu ertragen vermogten, die ihm frey war. Wenn nicht der Stolz in ihm gewesen wäre, sich nie wieder auf einem fahlen Pferde treffen zu lassen, so würde er sich nach seiner Lebhaftigkeit leicht haben verführen lassen, Dörfer zu besuchen, und daselbst wie andere, Ausschweifungen zu begehen.

Aber so that er das nicht, und er hatte einen neuen Verdrus, als er dennoch einmal, so unschuldig er auch dabey war, angetroffen wurde, und zwar in einer Sache, die wir nicht übergehen dürfen.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, da er schon anderthalb Jahr in Ilfeld gewesen war, als er immer den Weg nach dem Dorfe Sachswerfen zugieng, und zulezt darinn war, ehe er sichs versahe. Er wollte durchgehen, und beym Durchgehen fiel ihm der Auftritt ein, den er in diesem Dorfe gehabt hatte, und welcher ihm seit der Zeit, besonders wegen der Erinnerung des Baccalaureus, nicht wieder eingefallen war.

Er

Er dachte jezt aber sehr viel anders, als er damals gedacht, und so war ihm jene Erinnerung auch in einem andern Lichte vor Augen. Er überlegte, ob ihm der Baccalaureus nicht zu viel gethan, da er ihm einen Vorwurf über seine Gutherzigkeit gemacht, und er wünschte wenigstens in seinem Herzen, das Mädgen wiederzusehen, was so sehr um ihre Mutter geweint hatte.

Weil aber der Zeitpunkt schon so lange verflossen war, so trauete er nicht einmal, sich darnach umzusehen, als auf einmal hinter ihm etwas ihn umfaste, und ausrief: O mein lieber guter junger Herr. Er wandte sich schnell um, und weil das Gesicht ihm noch lebhaft genug war, so erkannte er gleich, daß es die nehmliche war.

Gutes liebes Mädgen, sagte er, denkst du noch an mich, und bist du wieder vergnügt?

Vergnügt, weil ich sie sehe, sagte das Mädgen, sonst, lieber junger Herr, bin ichs wohl nicht. Bey diesen Worten schlug sie die Augen nieder und seufzte. Wohin gieng das? frug Zerberus, und das Mädgen antwortete: An das Grab meiner Mutter. Ich kanns immer noch nicht vergessen, fuhr sie fort, wie lieb sie

mich hatte, und ich mögte es auch um alle Welt willen nicht vergessen, denn es ist mir so süs in meinem Herzen, wenn ich daran denke. Und ihr Nam ist mir immer lebhaft. Immer an sie denken, ist so gut als wenn sie um mich wäre, so gut als wenn ich ihre ganze Liebe noch fühlte, so gut als wenn ich — ihrem Beyspiele der Geduld getreu zu seyn, noch aus ihrem Munde hörte. Ich bins auch, und ihr Andenken ist mir Trost in allen meinen Leiden.

O das ist herrlich, das ist schön, daß ich so viel Gutes habe ausrichten können! Im Feuer seines Gefühls nahm er das Mädgen in seine Arme, und gab ihr einen sanften Kus. Und die Engel sahen vom Himmel herunter und freuten sich des reinen Kusses, und wie Zerberus seine Augen aufhub, stand einer seiner Lehrer da.

Aber der Knabe erbebte nicht, und das Mädgen erbebte nicht. Sie erröthete nur, aber nicht vor dem Anblik des Mannes, der mit ernster Miene vor ihr stand, sondern vor dem Kus, den sie sich so willfährig geben lassen.

Nun wuste der Lehrer freylich nichts von dem, was zwischen beyden vorgefallen war. Es war also natürlich, daß arge Gedanken bey ihm waren,

waren, da er den Auftritt erblikte, daß er ſich ſelbſt auch daran ärgerte, und dachte, das Betragen des jungen Menſchen verdiente Strafe.

Wäre der Baccalaureus zugegen geweſen, er würde ohnſtreitig eine ſchwere Exekution auf Ohren und Pukel des Knaben gehalten, und das durch eine ſtökiſche Hartnäkigkeit in ſeine Seele gebracht haben. Wäre Zerberus auf einem andern Inſtitute geweſen, er würde ohne weiteres Verhör als ein Beyſpiel eines liederlichen Zeiſigs unmittelbar relegirt, oder doch auf eine anſchauliche Art beſtraft worden ſeyn.

Hier nahm man ſich anders. Der Lehrer gab genau auf beyder Blike Achtung, und glaubte Unſchuld darinn zu leſen, und da das Geſicht ihm gemeiniglich ein Schlüſſel des Herzens war, ſo machte er nach dieſem Anſehen auch den Uebergang dazu, und redete ſie ſanft an, wie er es in ihrer Lage erforderlich glaubte.

Er ſagte ihnen, daß es Kindern nicht anſtehe, ſich ſo aufzuführen, daß es wider die Beſcheidenheit wäre, und daß ſie ſich durch eine ſolche Vertraulichkeit verſündigten. Er ſagte dem Mädgen, ſie mögte nach Hauſe gehen, und das ja nie wieder thun, was ſie jezt gethan, und verſichert ſeyn, daß ſie die ganze Welt verachten

würde, wenn sie sich so bezeigte. Ohngeachtet seines sanften Tones, schlichen dem Mädgen Thranen des Schmerzes über die Wangen. Sie drehete sich um, gab im Umdrehen Zerberus die Hand, der sie herzlich drükte, und dem Lehrer einen Blik, der ihm ins innerste seines Herzens sagte: Du thatest ihr zu viel — und gieng dem väterlichen Hause zu.

Inzwischen faste der Lehrer den Jüngling bey der Hand, und gieng immer den Weg auf Ilfeld zu. Zerberus wuste nicht wie ihm war. Er wuste sehr gut, daß sein Lehrer das Recht hatte, seine Handlungen zu meistern, er wuste daß er ihm mehr Beurtheilung zutrauen muste, als sich selbst, und er glaubte fast, daß er Unrecht gethan, aber er sahe nicht ein, warum es unrecht war.

Tiefdenkend gieng er also neben dem Lehrer her, der ihm immer von den nachtheiligen Folgen redete, die die zu frühen Bekanntschaften mit dem andern Geschlechte hätten. Er sagte ihm, ein Jüngling müste erst in seinem Karakter gesezt, in seinen Wissenschaften vollkommen, und in einem gewissen Alter seyn, ehe er sich einen solchen Umgang wählte, der auf das Herz viel zu viel Eindruk machte, und am Studiren

sowol

ſowol als an der Beſſerung des Herzens hinderlich wäre. Der Mann ſprach freylich, als wenn er dieſen Umgang ſchon lange angefangen hielt, denn das war ein Schlus den er aus der Vertraulichkeit gemacht hatte.

Er ſtellte ihm nachher vor, daß er die Geſetze des Inſtituts auf eine doppelte Art übertreten, einmal weil er ein Dorf beſucht, und zweytens weil er eine Bekanntſchaft gemacht, die ohne Vorwiſſen ſeiner Lehrer ſey.

Jezt platzte Zerberus mit der ganzen Erzählung des ganzen Vorfalls mit dem Madgen heraus, und nun war die Reihe an den Lehrer ſich zu verwundern. Das that er auch, und er ſahe auf einmal, daß er falſch geurtheilt hatte, und daß er vor allen Dingen ſich nach der Art der Bekanntſchaft erkundigen ſollen.

Er fiel jezt ſeinem Jünglinge um den Hals, und warf ihm vor, warum er ihm das alles nicht in Gegenwart des Madgens geſagt, damit er nicht auch dieſer Unrecht gethan hatte.

Er ſagte ihm indeſſen, er würde ſeine Handlung noch glänzender machen, wenn er von nun an ſich vornähme, dieſen Ort nicht wieder zu beſuchen, weil er dadurch in ſeinem Studieren gewis gehindert werden würde, und Zerberus verſprach

ſprach ihm das. Er dagegen vergab ihm ſeinen Fehler, daß er ins Dorf gegangen, und die ganze Geſchichte würde ein Geheimnis geblieben ſeyn, wenn wir ſie nicht in der Geſchichte des Doktors gefunden, wo auch noch mehr vom fernern Betragen des Lehrers vorkömmt, das der Leſer zu ſeiner Zeit erfahren ſoll.

Fünftes Kapitel.

Was zu Hauſe bey der Nachricht von den Vollkommenheiten des Monſieur Zerberus beſchloſſen wurde.

Als die Briefe mit der Erklärung der Lehrer über die Wiſſenſchaften des jungen Zerberus angekommen waren, ſo theilte ſie der Gevatter Stichblat voller Freude dem ganzen Zerberuſiſchen Hauſe mit. Es war an einen Sonntage, und der allgemeine Jubel wurde in der Geſellſchaft ſehr laut. Tauſend Glükwünſche kamen auf des alten Zerberus Haupt und eben ſoviel Seufzer ſchallten aus ſeinem Herzen wieder

der, denn Maminka lies den Wein an dem frohen Tage gar nicht abgehen.

Es war dies nicht die einzige trübe Stunde die Zerberus über seinen Sohn hatte. Er hatte deren seit einiger Zeit sehr viele. Da er in Ansehung des Geldes nie andere Gedanken hatte, als wie es vermehrt werden könnte, so gieng auch seine ganze Sorge dahin jeden Heller zu erhalten, der erhalten werden konnte.

Nun war er durch den täglichen immer nähern und vertrautern Umgang mit Stichblat auf die Gedanken gekommen, daß er seinen Sohn gewis zu seinen Erben einsezen würde. Die zärtliche Liebe, die er gegen ihn zeigte, sein und seiner Frauen Aufmerksamkeit, die blos auf den Knaben gieng, der gänzliche Mangel an Verwandten von beyden Seiten, das alles hatte ihn in seiner Meynung so fest gemacht, daß er gar nicht mehr zweifelte sondern das Vermögen des Gevatters ohne alle weitere Umstände als das seinige betrachtete. Er glaubte also eben soviel Recht zu haben, davor wachsam zu seyn, wie vor sein eignes. Von dem starken Taschengelde, was Monsieur Zerberus in Ilsfeld bekam, wuste er nichts und durfte auch nichts wissen. Er glaubte die Freystelle erhielte

ihn

ihn völlig, und war sehr froh seine zweyhundert und vierzig Thaler in Sicherheit zu wissen.

Aber für das Nachherige war ihm bange. Es war ihm gar nicht recht, daß der Baccalaureus noch immer in des Gevatter Stichblat Hause war, und wie es schien, seinen festen Sitz da aufgeschlagen hatte. So ein Mensch kostete doch etwas, und wenn er das Kapital mit Zinsen und Zinseszinsen anschlug, so erschrak er über die Grösse der Summe welche heraus kam. Ein paarmal machte er sich an den Gevatter, doch wohlweislich nicht weiter als daß er ihn frug, was er mit dem Menschen im Sinne hätte? Erst antwortete ihm dieser, soll er deinen Sohn auf die Akademie begleiten, und dann will ich sehen daß ich ihn auf eine anständige Art versorge.

Zerberus fuhr bey dem Ausspruch Akademie gewaltig zurük. Versorg ihn lieber gleich, Gevatter, sagte er, denn mein Sohn wird nicht auf die Akademie gehen, Doktor Blase lernt ihm alles.

Ey was will der, fuhr Stichblat auf. Du hast mir einmal deinen Sohn gegeben, und wenn ich ihn nicht nach meinen Willen erziehen soll, so kannst du ihn wiedernehmen.

Da

Da nun Zerberus nichts weniger wollte als zurüknehmen, so hielt er seine Zunge wohlbedachtlich im Zaum, und sagte kein Wort weiter.

Aber jezt war eine Gelegenheit da er nicht schweigen konnte. Er hatte die Nacht schon nicht ruhig geschlafen, als die Familie auseinander gegangen. Nicht mehr der getrunkne Wein, und der Aufwand der verursacht werden, sondern die bevorstehende abscheuliche Verschwendung lag ihm im Sinne. Wir haben schon erwähnet, daß er sehr abgesondert von Maminka wohnte, und das aus der Ursache weil er neben seinem Geldkasten schlief. Nicht als ob er Maminka nicht getrauet hätte, sondern blos weil er die Grille hatte, er wäre allein sicherer, und Zerberus hatte vielleicht so Unrecht nicht, denn einer schönen Frau wegen konnte man ihn wohl so gut besuchen als seines Geldkastens wegen, und so hütete er das was ihm am angenehmsten war.

Des Morgens aber muste ihm Maminka selbst den Thee bringen, und da trank er ihn aus ihren Händen am liebsten. Das war auch der Zeitpunkt wo er ihr zuweilen Schmeicheleyen sagte, und wo sie ihm ihre Zufriedenheit

über

über seine Ruhe und sein Wohl zu erkennen gab. Heute traf sie ihn blas und Elend an.

Ihre Frage gieng natürlich dahin, was ihm fehlte? und die Beantwortung war, daß es Grillen über das Schikſal seines Sohnes wären, daß das Verſprechen des Dokter Blaſe jezt erfüllt werden könnte, und daß er fürchte, daß ihm sein Gevatter darinn zuwider seyn würde. Er bat ſich den Rath seiner Ehehälfte aus was er thun ſollte.

Maminka war zu liſtig, als das ſie nicht hätte wiſſen ſollen, daß jeder Rath auſſer ſeiner Sphäre übel angebracht wäre. Sie ſagte alſo, er mögte ſich mit dem Dokter darüber beſprechen, und hernach gerade zu ſeinem Gevatter gehen, und ihn um die Gefalligkeit bitten, ihm darinn nicht zuwider zu ſeyn. Sie wollte ſelbſt das ihrige thun, um die Frau Gevattern auf ihre Seite zu bringen.

Wenn Maminka ſo etwas verſprach, ſo war es auch gemeiniglich richtig damit, und nur dieſesmal ſagte ſie eine gewiſſe Unwahrheit; Ihres Mannes Gewogenheit erkaufte ſie ſich indeſſen durch dieſes Verſprechen vollkommen, und ſie machte auch ihn dadurch auf einige Stunden ruhig.

Der Dokter erschien, und Zerberus rief ihm gleich entgegen, daß nunmehro sein Sohn griechisch lateinisch, und alles was er verlangt hätte, verstünde. Der Dokter der schon von Maminka abgerichtet war, erwiederte darauf, daß ihm das sehr lieb wäre, und daß er nun gleich erbötig sey, sein Versprechen zu halten. Zerberus that einen Freudensprung, als er es hörte, und glaubte nun schon gewonnen zu haben.

Er zog sich gleich an, und trabte zum Herrn Gevatter hinüber, wo er in einer langen Rede bewies, daß alles was auf Akademien verthan würde, das unnüzeste Geld wäre, den Vorschlag mit dem Dokter Blase noch einmal vorbrachte, und bat, daß man ihn ja nicht verwerfen mögte.

Der Gevatter Stichblat aber ereiferte sich gar nicht, denn er war der Narrheiten des tollen Zerberus schon gewohnt. Er sagte ganz kalt, jezt stände der Wagen fertig, und der Baccalaureus sollte den jungen Monsieur abholen, dann könnte ihn der Vater hinnehmen, und ihn sieden oder braten lassen. Er aber zöge seine Hand von ihm ab.

Zerberus lies das Köpfgen sinken, dachte, besser etwas als alles verloren, und gab nun nur gute Worte, daß er ihn nicht fortschiken sollte. Der Baccalaureus fuhr fort, und Maminka tröstete ihren Mann so gut sie konnte.

Sechstes Kapitel.

Monsieur Zerberus kömmt zwar in den Schoos der Seinigen, hält sich aber nicht lange daselbst auf.

Der Baccalaureus der in dem alten schon erwehnten Wagen nun ganz allein fas, lies sich immer in demselben hin und wieder rütteln, und träumte sich wärend dessen nur die süssesten Träume. Er hoffte in seinem jungen Zögling nun eine Puppe wieder zu bekommen, die er nur ziehen dürfte um sie folgsam zu machen. Mit welcher Freude wollte er jedem Zuge der Ordnung zusehen, den er an ihn erblikte, auf wie viele Lobeserhebungen hatte er sich gefaßt gemacht, die

er

er ihm über seinen Fleis und über den Beyfall seiner Lehrer machen wollte. Daß es möglich wäre, daß der junge Mensch von den Regeln die er ihm vorgeschrieben, abgehen könnte, das bildete er sich gar nicht ein, wenigstens glaubte er nicht, daß ihn alsdenn irgend ein Lehrer hätte loben können.

Er erstaunte, als er ihn so lebhaft und munter fand, doch schlos er noch nichts arges. Er hielt sich nicht lange auf und konnte daher zu keiner Untersuchung kommen.

Da Monsieur Zerberus schon einige Tage vorher von seiner Ankunft unterrichtet war, und man zugleich gemeldet hatte, daß die Abreise schnell vor sich gehen würde, so war ihm sein Testimonium schon zwey Tage vorher von den Lehrern gegeben worden, und er also diese Zeit über als ein Gast in dem Institute anzusehen. Nun hatte er die Beyspiele so mancher vor sich, die sich dieser Zeit bedient hatten, sie recht vergnügt und zügellos zuzubringen. Aber so einen grossen Hang er auch zu einer uneingeschränkten Freyheit hatte, so gieng doch sein Stolz jezt so weit, daß er sich auch keiner Erinnerung vom Direktor des Instituts mehr unterziehen wollte, wie eini-

ge schon nach einem Bezeigen von einer so ausschweiffenden Art erhalten hatten.

Er brachte die Tage still auf seinem Zimmer zu, und dachte sich desto uneingeschränktere Aussichten für die Zukunft.

Sein Abschied vom Kloster war nicht so schwer, als er uns geworden. Da er aus einem Kerker in ein offnes Feld zu gehen glaubte, so kamen ihm alle Seiten, sie mogten nun so öde und wüst seyn als sie wollten, sehr reizend gegen alle die herrlichen Prospekte vor, die er von allen Seiten seines eingebildeten Kerkers gehabt hatte. Hatten sie schon seine Seele bezaubert, so war diese jezt verblendet, und im Nebel lag das genossene Vergnügen, wie wenn er ins tiefe sinkt, und die Zukunft mahlte den blauen Himmel über ihn.

Das gewöhnliche Schikfal der Menschheit in überspannter Seligkeit zu schweben, wenn man in Seligkeit sizt, und dann herunterzufallen, in Reue über sich selbst, und sich vom eignen Bewustseyn seiner tollkühnen Unzufriedenheit umringt zu sehen.

Es konnte dem Jüngling der Nebel nicht lange bleiben. Der Baccalaureus hatte den alten vertraulichen Ton gegen ihn angenommen, aber natürlich von gemessenen Beschäftigungen

noch

noch nicht ein Wort gesprochen. Da ihn die Reise sehr schläfrig gemacht, so schlief er auch an der Seite seines ihm nun wieder anvertrauten Zöglings ein. Dieser sahe nicht sobald, daß er von der Pflicht entledigt wäre, seinen Lehrer zu unterhalten, als er seinen Lieblingsdichter unsern guten alten Freund Horaz, herauszog, und mit viel Entzüken darinn studierte.

Endlich erwachte der Baccalaureus, und wenns möglich gewesen wäre, so hätten sich seine Augen über den Anblik bis ins unendliche erweitert, auf einer Reise sein liebes ordentliches Pullpillgen mit einem Buche anzutreffen. Da ihm der Schreken die Zunge gelähmt, so war ein tiefer Seufzer sein erster Laut, und der Jüngling stekte sein Buch in die Tasche, nicht — weil er den Seufzer verstanden hätte, sondern — weil er glaubte, dies Zeichen von Achtung seinem Freunde und ehemaligen Lehrer schuldig zu seyn.

Erst nach einer ganzen Weile, da der Baccalaureus ganz ernsthaft frug, ob er etwa krank wäre, daß er so kranke Einfälle habe, fiel ihm der alte Zwang ein, und auf einmal stand die vorige Zeit gülden gegen die, die ihn jezt erwartete, vor ihm.

Er wagte es, einen Streit mit seinem Lehrer anzuheben, der ganz nothwendig für ihn vortheilhaft hätte ausfallen müssen, wenn jener nicht die Gewalt der Stimme, und den Vorzug Machtsprüche zu thun, auf seiner Seite gehabt hätte, und dieser dagegen zu viel Gefühl von Sanftmuth und Dankbarkeit besessen, um lieber Unrecht zu behalten, als zuviel Galle in den Magen des Baccalaureus überzutreiben.

Allein das sahe er voraus, daß wenn er ihn zum Begleiter und Aufseher in seinen akademischen Jahren haben, er diese Zeit in einem weit grössern Zwange würde zubringen müssen, als er je noch gehabt. Er brauchte also auf der Folge der Reise kein Buch mehr, denn er hatte genug Beschäftigung an der Ueberlegung wie er sich von dem beschwerlichen Gefährten losmachen wollte. Er gab dem Baccalaureus jezt in allen nach, und erhielt ihn dadurch bey guter Laune.

Von seinem Empfange zu Hause, sagen wir nichts, als daß er den Lobsprüchen angemessen war, die ihm seine Lehrer beygelegt. Wer den jungen Vetter nur sahe, war voll von Ilfelds Lobe, nur der Baccalaureus rümpfte jezt die Nase, so oft das Wort genannt wurde. Er hatte in den wenigen Tagen die der junge Herr zu-

rük

rük war, bemerkt, daß er der unordentlichste Mensch war, daß er um fünf, sechs, sieben, acht Uhr aufstand, wie es ihm einfiel, daß er um neun, zehn, eilf Uhr, anfieng zu studieren, daß er drey Viertel auf zehn nicht mehr pünktlich frühstükte, kurz — zur Unzeit schlief und wachte, as und trank, spazieren gieng und zu Haus blieb. Sein Schlus war, Ilfeld müste der elendeste Ort zur Erziehung auf Gottes ganzen Erdboden seyn, und er würde laut davon gesprochen haben, wenn er sich nicht durch das Geschrey alter, daß Monsieur Zerberus als ein quasi Wunder zu betrachten wäre, überstimmt gesehen hätte. Dies vermogte ihn zu schweigen, und nur im Stillen dem Gevatter Stichblat seine Noth zu klagen, bey welcher Unterredung er hinzusezte, daß es ihm unmöglich fiele, mit einem so sehr aus Art und Ordnung geschlagenen Jünglinge die Akademie zu besuchen.

Dem Gevatter Stichblat war dieser Punkt der härteste. Er war zwar, wie wir an irgend einem Orte schon gehört haben, auch ziemlich im Pedantismus erzogen, und hielt selbst gewaltig viel auf Ordnung und Stunden, allein er hatte gegen Pullpillgen so etwas von einer grosväterlichen Zärtlichkeit angenommen, und wenn er

da von ihm sprach, so war auch das Sprichwort: Tempora mutantur et nos mutamur in illis, immer auf seiner Zunge, und damit suchte er des Jünglings Leichtsinn und Flüchtigkeit zu entschuldigen. Freylich gieng es jezt nicht allemal ohne Hize ab, wenn er mit dem Baccalaureus davon anfieng, und dieser brachte denn so viele von den Jugendstreichen seines Subjekts vor, und bewies so deutlich, daß er ohne bessere Aussicht ein Böswicht werden würde, daß der Gevatter genug zu thun hatte, ihn wieder zu besänftigen, oder ebenfalls in Hize gerieth, wo sie nun eben nicht die gar zu feinste Unterredung hatten, die wir dem Leser deswegen auch nicht mittheilen. Genug, es war fast andem, daß sie gänzlich mit einander brechen wollten, als das Korpus delikti selbst dazwischen kam.

Da sich der Baccalaureus feierlich erklärt, er wolle nicht mit dem Jüngling gehen, so dachte der Gevatter darauf, wie er diesen entweder bereden wollte, sich etwas mehr in die Weise des Baccalaureus zu schiken, oder wie er sich ein anderes Subjekt schaffen wollte, um ihm zum Führer zu dienen.

Als Monsieur Zerberus daher wieder zu ihm kam, so stellte er ihm vor, daß es zu seinem

nem eignen Beſten gereichen würde, wenn er jemanden der ſchon auf der Akademie bekannt wäre, bey ſich hätte, und bat ihn, denn der Gevatter Stichblat gieng ſchon mit ihm wie mit einem gelehrten Manne um, daß er ſich doch etwas in die Weiſe des Alten ſchiken mögte, der zwar krikelich wäre, aber doch es immer gut mit ihm meinte, und von einem andern wüſte er doch auch nicht, ob er ſich juſt mit ihm vertragen würde.

Monſieur Zerberus der ſeinem Pflegevater nicht allein äuſſerlich Hochachtung und Gehorſam bewies, ſondern auch im Herzen tief und reif ſie fühlte, beantwortete dies mit einem ſanften einnehmenden ſchmeichelnden Tone, der ſchon allein hinreichend war für ſich einzunehmen. Da aber der Inhalt noch dazu der war, daß er glaubte, keine Urſache gegeben zu haben, warum man ihn nicht ſeiner eignen Führung überlaſſen wollte, da er behauptete, daß ſein Geiſt nicht allemal und in gewiſſen Stunden zum ſtudiren fahig wäre, ſagte, daß eine ſolche Einſchränkung der Zeit auch eine Einſchränkung in Lernen und Begriffen zuwegebrchäte, und man jezt mehr von dem Geiſte des Menſchen, als von ſeinem Gedachtniſſe verlange, ſo dachte Stich-

blat zwar etwas nach, kam aber doch endlich damit heraus, daß, wenn er sich getrauete sich ohne Führer zu behelfen, so wollte er ihm des wohl zu geben.

Der Jüngling hätte sich einer so schnellen Willfahrung nicht versehen, und dankte seinem Pflegevater so lebhaft, daß dieser arges daraus geschöpft haben würde, wenn er nicht hinzu gesezt hätte, er mögte ja nicht glauben, daß er das thäte um etwa ausschweifender leben zu können, es wäre blos Begierde sein Studirrn eifriger und ungestörter fortzusezen. Mit des Gevatter Stichblat Willfahrung war auch der Zorn gegen den Baccalaureus völlig gelegt, und er dachte durch Schmeicheleyen nun es zu erreichen daß er ihm keine Vorwürfe über seine Weichlichkeit machte.

Aber dieser lies sich doch nicht irre machen, sondern sagte, es sey ihm nichts daran gelegen, da der Bube einmal so unordentlich wäre, ob etwas aus ihm würde oder nicht, er mögte ihn also immer ohne eine Begleitung schiken, ob er ihm gleich gestehen müste, daß er ihm diese Schwäche des Verstandes nicht zugetrauet.

Ich habe auch, fiel ihm jezt Gevatter Stichblat ein, ich habe auch viel auf sie dabey gerechnet,

net, Baccalaureus. Nicht wahr alter Freund du thuſt mir ſchon den Gefallen und reiſeſt zuweilen hin, um zu ſehen, wie ſich der Burſch aufführt, damit wenn es übel ausfällt wir ihn noch vom Verderben zurükziehen können.

Wir wiſſen nicht eigentlich was in dieſem Augenblike in des Baccalaureus Seele vorgehen mogte, aber die Wirkung von dem was vorgieng, war, daß er aufſprang, ſeinem Gönner um den Hals fiel, und ſagte: Ja, das will ich thun, und damit war die Verſöhnung wieder hergeſtelit.

Entweder dachte er an das zurük, was er an ihm gethan, und es gereuete ihm daß er ſeinem Wohlthäter ſo hart begegnen können, oder dachte er durch dieſes Mittel ſeine Meynung zu beſtätigen und zu zeigen, daß ein junger Menſch ohne Aufſicht auf Akademien nichts tauge.

Das erſte würde ein gutes Herz, und daß andere doch auch kein Böſes verrathen haben. Parador genug für den gröſten Theil unſrer Leſer gewis, aber wahr, und vielleicht aus der Folge demonſtrativiſch richtig.

Der junge Menſch wurde indeſſen doch alleine fortgeſchikt. Der Gevatter ſezte ihm eine

Sum-

Summe von vierhundert Thalern aus und wollte den alten Zerberus bewegen, das fünfte dazu zu legen, aber der erblaſſte ſchon ob dem Vorſchlag, und betheuerte ſein Sohn würde ein Verſchwender werden, wenn man ihm ſoviel Geld in die Hände gäbe. Er ſezte dem Gevatter Stichblat zwar ſehr zu, daß er das vierte hundert noch abziehen, und ſeiner Tochter lieber als Nadelgeld geben mögte. Aber der Gevatter war unbeweglich, und ſezte noch hinzu, er würde dem geizigen Fränzgen die wie ihr Vater alles im Kaſten verſcharrete nie eines Hellers werth mehr geben, denn ſie wüſte es nicht anzuwenden, und über ihre Härte klagten alle Arbeiter des Hauſes.

Der alte Zerberus abſtrahirte nun zwar davon, ſeinen Gevatter zu bewegen, daß er ſeinem Willen folgte, aber er ſezte es noch auf eine Art mit ſeinem Sohne an. Denn als dieſer kam um Abſchied von ihm zu nehmen, ſtellte er ihm vor, daß Sparſamkeit, das höchſte Gut der Erden ſey, daß er junge Leute gekannt, die mit zweyhundert Thaler auf Akademien wie Fürſten gelebt hätten, und daß wenn auch die Zeiten ſchlimmer und theurer wären, es doch nicht ſoviel austrüge, daß er nicht mit dreyhundert Tha-

Thalern königlich würde leben können. Er mögte also das vierte hundert ersparen, damit er einen Anfang hätte, wenn er praktisiren wollte, denn er könne ihn nicht unterstüzen, weil er seine Gelder in der Handlung nothwendig brauche.

Zerberus war mit seinem Sohne auf einem Fusse, der nicht nach dem gewöhnlichen Umgange zwischen Eltern und Kindern eingerichtet war. Der Jüngling hatte keine schmeichelhafte Begegnung von ihm erhalten, hatte ihn nie von einer guten Seite kennen gelernt, und hatte auch nie eines Hellers werth von ihm erhalten, seitdem er aus seinem Hause war. Dennoch sagte er, er dankte für den väterlichen Rath, und er verspräche, die Sparsamkeit soviel nur in seinen Kräften wäre, zu seiner Haupttugend zu machen.

Eine fast noch nie an ihm erblikte heitre Stimmung ergoß sich jezt über das Gesicht des alten Zerberus, und da er völlig in Extase über die gute Wendung war, die sein Zwek genommen, so gieng er weiter, und that seinem Sohne den Vorschlag, da ihm der Gevatter die vierhundert Thaler in baarer Münze mitgeben würde, die für das erste Jahr bestimmt wären, so mögte er ihm gleich hundert davon geben, die

er

er ihm denn mit vier pro Cent verzinsen wollte, und das machte bis er wieder käme auch wieder ein Duzend Thaler aus.

Monsieur Zerberus sahe seinen Vater einige Minuten an, dann sagte er: Nein das muß ich gestehen, hier sind wir nicht ganz einig, denn einmal werde ich mir nichts entziehen, was zur Vollkommenheit meines Wissens gehört, und ich kann ja noch nicht wissen, wie viel ich dazu brauche, und dann, wenn ich auch etwas übrig behielte, so würde ich arme Gefährten genug finden denen ich damit unter die Arme zu greifen für Pflicht halten müste.

O Pankrogius Lebenicht! O Markus von der Leber! rief jezt der alte Zerberus aus. Bin ich denn so unglüklich daß euer Geist auf meinen Sohn gekommen? O Pillpullklystropfius! der du dich aufs Schnellen verstandst, wie der Haase aufs Laufen — komm, und laß meinen Sohn dir ähnlich werden! Geh Bube! sezte er hizig hinzu, und komm mir nicht wieder unter die Augen.

Der Jüngling verlies sein Zimmer, voll Wehmuth über die Denkungsart seines Vaters, aber voll Vorsaz, ihm auf keine Art und Weise zu folgen. Er gieng zu seiner Mutter, wo er

Fränz-

Fränzgen antraf. Haſt du meinen Dukaten noch, fiel ihm dieſe gleich ins Wort, da er Abſchied nehmen wollte, — Haſt du ihn noch, Brüdergen?

Ja, ſagte er, und zeigte ihn ihr. "Nun ſo ſchenke ich dir hier noch einen doppelten.

Und ich, erwiederte der Bruder, indem er ihn nahm, verſpreche dir, der erſte Arme, der es verdient, ſoll beyde Stüke zuſammen haben, vielleicht mache ich dadurch etwas von deinem Geize wieder gut.

Fränzgen weinte, und wollte ihr Geld wieder haben. Aber ihre Mutter ſagte ihr, ſie ſollte ſich ſchämen, daß ſie von ihrem groſſen Schaze einem Unglüklichen nicht einmal ſoviel zuwenden wollte. Fränzgen wurde darüber ſo böſe, daß ſie laut ſchrie, ſie wollte es dem Vater klagen, worauf ſie mit einer Ohrfeige von ihrer Mutter regalirt, und zur Stube hinausgejagt wurde.

Maminka aber beſchenkte ihren Sohn mit einen Beutel voll Gold. Nicht für dich, mein Sohn, ſagte ſie, ſondern für Unglükliche. Wir müſſen das wieder gut machen, was dein Vater verſäumt.

Des Jünglings Hochachtung für seine Mutter stieg auf einen hohen Grad. Er dankte ihr mit Thränen, und reiste. Wohin er reiste, das können wir nicht sagen, weil es — weil es — weil es im Manuscript ausgekrazt war, Genug, es war auf eine Akademie.

Siebentes Kapitel.

Welches, wenn es nach unserm Willen geht, nicht übel zu lesen ist.

Zerberus, der baldige Student, setzte sich nun allein in den grossen Wagen, nahm freylich einen noch kleinern Raum in denselben ein, als der Baccalaureus, war aber doch immer dem Ansehen näher, etwas darinn vorzustellen, als jener. Er spielte seine Figur freylich im gelben stark besezten Reikollet besser als der Baccalaureus im abgeschabten Ueberroke und zweykrempigten Hut. Man hies ihn gnädiger Herr wo er ausstieg, gab ihm allenthalben ein eignes Zimmer, und lies sich für jeden Bäkling bezahlen,

len, den Wirth und Marqueur machten. Hätte es in seiner Seele gelegen, dummstolz seyn zu können, so hätte es hier eine vortrefliche Gelegenheit gegeben, es zu werden. Aber das war der Fall nicht, und konnte es auch nicht seyn, weil Monsieur Zerberus mehr auf die Vollkommenheit seines Kissens stolz zu seyn sich vorgenommen, als auf alles äusserliche um ihn her.

Aber vergnügt war er in sich, und weil er das war, ließ er sich gnadiger Herr nennen, ohne es zu hören, ließ Bücklinge machen, ohne es zu sehen, und bezahlte, ohne empfindlich zu werden, daß er geprellt war.

Vergnügt war er, aber — nicht weil er vierhundert Thaler und eine Goldbörse besaß, nicht weil er als Bursch nun Herr und König wäre, sondern weil er vom Baccalaureus befreyt war, weil er jezt in seinem Wagen nach seinem Belieben lesen oder schlafen konnte, weil er einem uneingeschränkten Studiren entgegensahe.

Er hatte sich aber vom akademischen Leben doch ganz andre Begriffe gemacht, als die sich dabey in der Würklichkeit zeigten. Er hatte sich einen beständigen Zusammenfluß von

gelehrten Versammlungen und Unterhaltungen auſſer den Lehrſtunden gedacht. Es war immer bey ihm ſo, daß wenn ſein ſchwärmeriſcher Geiſt aufs Studieren verfiel, er gern geſehen hätte, die ganze Welt hätte ſtudiert, hieng er aber den Verrichtungen nach, ſo ſollte ihnen die ganze Welt nachhängen.

Nun war er im Paroxismus des Studirens, und nun ſollte die ganze Welt, wenigſtens die ganze akademiſche Welt darinn ſeyn. Da er nun das nicht fand, ſo dämpfte das den Enthuſiasmus etwas. Und Monſieur Zerbens war auch nicht der Mann, der den Reizungen der Freundſchaft, und dem gefälligſeyn gegen andre hätte widerſtehen können, noch weniger, der es zu unterſcheiden gewuſt hätte, und wahre und verſtellte Freundſchaft war. Er kam jezt in eine Geſellſchaft von Menſchen, davon einige ihm als einen Fremden artig und höflich begegneten, einige ihm als einen Neuling über die Achſel anſahen, und andere die die Wichtigkeit ſeines Beutels merkten, ihre Anſchläge darauf nicht unterlieſſen.

Und natürlich waren dieſe die geſchmeidigſten, maſten ſich gleich eine Art von Vertraulichkeit an, und erboten ſich in der akademiſchen Welt,

Welt, und allen ihren Merkwürdigkeiten ihn herumzuführen.

Die Zuthätigsten waren dem jungen Menschen die angenehmsten, und er nahm ihre Anerbietungen nicht allein an, sondern er nahm nun alle ihre Schmeicheleyen für baar Geld, er hielt sie für seine besten Freunde, und da er nicht verstand, wie man Gefälligkeiten abschlagen muste, um die man gebeten wurde, so verwandelte sich seine Liebe zum Studiren, in Neigung zum Schwärmen. Zwar besuchte er noch alle Kollegia ordentlich, und es blieb auch immer etwas davon hängen, allein es war kein Nachdenken darüber in ihm, und es war bey ihm der Zustand der es in Ilfeld war, wenn er sich eine Zeitlang mit nichts beschäftigte, nur mit dem Unterschiede, daß dort seine Seele mit dem Körper unthätig war, und also beyde eine Art von Erholung genieſſen konnten, wo aber der Körper angegriffen wurde, und die Seele leidenschaftlich selbst mit Theil nahm, und wenn sie auch ruhete, doch litt, weil ihr vehiculum litt.

Während dieser Epoche, welche ein volles halbes Jahr dauerte, hatte der Gevatter Stichblat, welcher seine Zartlichkeit für seinen Pathen, seitdem er ihn so klug und verständig gese-

ben, sehr viel vermehret, und da er theils begierig war zu wissen, ob er zufrieden wäre, theils dem Baccalaureus ein Kompliment mit seinem Zutrauen machen wollte, so bat er ihn, die Reise auf die Akademie zu thun, und zu untersuchen, was Monsieur Zerberus da wohl angäbe.

Der gewöhnliche Reisewagen war zwar schon angespannt, allein weil es doch möglich gewesen wäre, daß der Jüngling ihn gesehen hatte, und ihn sogleich gekannt haben würde, so wurde anders resolvirt, und es geschahe der Vorschlag, der Baccalaureus mögte die Tour zu Pferde machen, weil aber sein zweykrempigter Hut und sein abgeschabter Ueberrok, eben so kenntlich waren, und wenn Zerberus ihn reiten sahe, er seinen Apostel auch nicht verkennen würde, so wurde der erstere in eine Sammtkappe verwandelt, und dem zweyten gab man eine Hülle von einem alten rothgelben Ueberrok, und so reiste er, mit viel Aehnlichkeit von Sancho Pansa, seinen Weg. Es passirte ihm aber auch nicht einmal, daß er gnädiger Herr genannt wurde, oder daß sich auch nur ein Marqueur für ihn gebükt hätte, so wie auch im Gegentheil seine Rechnung immer mit einfacher Kreide geschrieben war.

So kam er unbeneidet und ungeehrt an Ort und Stelle, erkundigte sich nach der Lage der Wohnung des jungen Zerberus, und nahm seinen Auffenthalt in dem nächsten Gasthofe an dieser.

Es war Abends um acht Uhr. Er nahm etwas für seines Leibes Nothdurft zu sich, und eilte denn, seinen Auftrag so schnell als möglich auszurichten, in die Wohnung des jungen Zerberus. Er traf ihn nicht zu Hause, denn um diese Zeit war er nie zu Hause, weil er schon in der Gesellschaft seiner Zechbrüder seinen Abendschmaus angefangen hatte. Es wäre dem Baccalaureus aber auch nichts damit gedient gewesen, wenn er ihn angetroffen, denn von ihm hätte er doch nicht die Wahrheit erfahren, oder wenigstens sie nicht geglaubt, wenn er sie ihm auch gesagt hatte.

Und für den jungen Herrn war es auch wieder nicht übel, daß er nicht zugegen war, denn er würde allerdings verlegen geworden seyn, was er ihm von seinen Lebenswandel entdecken wollte oder nicht.

So frug der Baccalaureus die Wirthsleute, und da ihm diese erzehlten, daß er sich alle Morgen um achte wecken liesse, weil er um neun Uhr

ins Kollegium müste, daß punkt halb neun ihm sein Koffee gebracht würde, daß er zwischen zehn und eilf Uhr in der nächsten Apotheke sein Frühstük nahme, von eilf bis zwölf Uhr den Fechtboden besuchte, richtig alle Mittage zu Hause ässe, um ein Uhr Kaffee tranke, und um zwölf Uhr in der Nacht allemal erschiene um sich nieder zu legen, so legte der Baccalaureus den Finger an die Nase, und sagte mit einer halben Amtsmiene: So hab ich mich doch geiret.

Er dankte den Leuten für ihre Nachricht, und gieng wieder in den Gasthof, wo er vor Freuden noch im Zimmer herumtanzte, ehe er sich niederlegte.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß der Baccalaureus hier sehr übel überrascht wurde, denn er gestand es selbst nachher, daß er blos in der Absicht gereiset sey, um seinen Saz zu beweisen, daß ein junger Mensch nie auf Akademien ohne Führer ordentlich seyn könnte. Aber es wird ihn doch niemand tadeln können, daß er einen Saz behauptete, den er glaubte, und da er, nachdem er sich im Irrthum fand, auch nicht im geringsten darüber betreten war, sondern sich dennoch freuete, daß

er

er sich geirret, so wird niemand dies aus dem Grunde eines bösen Herzens herleiten, denn es war vielmehr eine recht gute Denkungsart, weil Selbstverleugnung mit ins Spiel kam.

Den andern Morgen schwung er sich auf sein Pferd, und ritt, ohne weiter ein Wort vom Jünglinge zu sprechen, dessen Schwärmereyen er in dem nämlichen Gasthofe hätte erfahren können, wieder fort, und brachte dem Gevatter Stichblat seine Relation folgendermassen:

Ich habe unrecht, Herr Stichblat. Ihr Pathe ist ein ordentlicher Mensch. Er steht 8 Uhr auf, betet bis halb neun, trinkt bis neun Uhr Koffee, frühstükt um zehn, ißt um zwölf, besucht seine Kollegia ordentlich, wendet seine Zeit nüzlich an, und legt sich punkt Mitternacht nieder.

Freylich hatte der Baccalaureus aus neuem übereilten Eifer alles supplirt, was wir oben nicht gelesen haben, denn Monsieur Zerberus dachte an nichts weniger als Beten, besuchte nur zwey Kollegia, und wandte seine übrige Zeit sehr übel an. Aber es war doch nimmermehr üble Meynung, daß er das that.

Monsieur Zerberus hingegen wunderte sich mächtig, als er einen Brief von Hause bekam,

kam, in welchen ihm die grösten Lobeserhebungen gemacht wurden, und ausserdem noch ein ansehnliches Stük Geld beygelegt war. Das lezte konnte er in seiner jezigen Lage sehr gut brauchen. Die ersteren die seine Aufführung betrafen, und wovon er das Gegentheil wuste, kamen ihm so sonderbar vor, daß er selbst lachen muste, daß man Zeugnisse von seinem Fleisse, seinem frommen und guten Betragen haben wollte, da er unfleissig und liederlich war. In der ersten Hize zeigte er den Brief seinen Kameraden, die ihn sehr glüklich schäzten, und behaupteten, er müste heimlich ihm unbekannte Freunde haben, denn sie hatten zum Theil schon ihres liederlichen Betragens wegen, die bittersten Vorwürfe vom Hause erhalten.

Achtes Kapitel.

Monſieur Zerberus kömmt zu ſich ſelbſt.

Indeſſen ſchlief Zerberus die folgende Nacht nicht ſo ruhig als er geſchlafen haben würde, wenn die Briefe nicht gekommen wären. Das erhaltene Geld konnte ihm nicht ſo viel Freude machen, daß er darüber vergeſſen hätte, was er den Wohlthaten ſeines Pathen zur Erwiederung ſchuldig wäre. Und daß dieſes Fleis ſey, daß er ſuchen müſte, ihm einmal Ehre und Freude zu machen, das war ein feſter Grundſaz bey ihm, und daß er dem untreu geweſen war, das war richtig.

Ob er nun gleich einen überlegenden Geiſt hatte, wenn er anfieng nachzudenken, ſo würde ihm doch dieſesmal ſein Geſtändnis gegen ſich ſelbſt nichts geholfen haben, weil er nichts gegen die Zudringlichkeit ſeiner Gefährten auszurichten im Stande war.

Allein es kam ihm ein Zufall zu Hülfe, und der beſtand darinn, daß ſeine Freunde unverſchämt wurden. Er hatte ihnen ſchon viel Geld

hen, hatte sogar die von seiner Mutter erhalte-
ne Goldbörse für sie mit genuzt, die doch nur
für Unglükliche bestimmt war. Jezt wusten sie,
daß er wieder Geld hatte, und wollten auch wie-
der Geld. Im Anfange wies sie der gutwillige
Zerberus mit Höflichkeit ab, sagte ihnen, er ha-
be Schulden abzutragen, habe sobald keine Gel-
der wieder zu erwarten, und müste seiner Pflicht
gegen Leidende und Dürftige getreu bleiben, die
er so schon zu weit aus den Augen gesezt.

Da er dieses mit einem festen entschlossenen
Tone sagte, und man wohl sahe, daß man sei-
nen Endzwek bey ihm nicht erreichen würde, so
nahm man eine ganz andere Sprache an, mach-
te seine Denkungsart lächerlich, berühmte sich,
ihn allein zu dem Ansehen gebracht zu haben, in
dem er auf der Akademie stände, und wollten von
ihm ertrozen, was man nicht erbitten konnte.

Plözlich fiel dem Jünglinge die Deke von
den Augen. Er sahe mit wem er zu thun ge-
habt hätte. Er verachtete sich, daß er sich ih-
nen anvertrauen können, er verachtete sie, daß
sie so niederträchtig mit ihm umgiengen. Er sag-
te ihnen von dem Augenblike an, alle Freund-
schaft und Bekanntschaft auf, schenkte ihnen,
was sie ihm schuldig waren, und behauptete ge-

gen

gen sie, er wäre froh so wohlfeilen Kaufs von ihrer schlimmen Bekanntschaft losgekommen zu seyn. Sie wollten zwar bramarbosiren, allein die Errinnerung, daß sie sich ihm als Verführer so vieler jungen Leute gezeigt, und daß er sie als solche bekannt machen würde, verursachte, daß sie ihn mit eben dem Eifer jezt verliessen mit dem sie ihn vorher gesucht hatten.

Er hatte nun eine ganze neue Laufbahn. Er nahm sich vor, das mit dem gröſten Eifer wieder einzubringen was er bisher versäumt, und es kam eine Laune des Studirens in ihm die er so sehr übertrieb als das vorige.

Er hatte alle Schulen der Philosophie schon bey dem Baccalaureus und in Privatstunden in Ilfeld durchgegangen. Er hatte auch viel darüber gelesen, und brauchte also nur wenig davon. Zum medizinischen Fache war er bestimmt. Zwar hatten ihn alle die Seinigen, bis auf seinen Vater es freygestellt noch anders zu wählen, wenn er wollte, allein er hatte selbst Lust dazu, und deswegen trieb er es mit Eifer. Auch sein Name so komisch er ihm selbst vorkam, und so wenig er ihn leiden konnte, war ihm eine Triebfeder, und er entdekte ihn zuweilen vertrauten Freunden, und hatte seinen Spas darüber, daß

man

man ihm diesen Namen, der in seiner Familie schon lange gewesen wieder beygelegt. Er wuste aber auch allemal ziemlich ernstlich hinzuzusezen, daß er sich allen Spas mit seinem Namen verböte.

Eines Abends traf er in ein öffentliches Haus, und fand seine ganze alte Gesellschaft da versammlet; Er wollte sogleich umkehren, und thun als ob er irre wäre. Aber die Herren Zechbrüder waren schon zu sehr illuminirt, als daß sie ihn ungenekt hatten können laufen lassen. Sie riefen also alle hinter ihm her — Pullpillgen! Pullpillgen! bleib doch! Auch ihnen hatte er es einmal in einer aufgeräumten Stunde erzählt.

Aber so hatten sie ihn noch nie gesehen wie damals. Er trat hastig in die Stube, und Ohrfeigen rechts und links dienten ihm anstatt der Worte. Sie waren auch über sein Verfahren so bestürzt, daß sich keiner getrauete ihm die Begegnung zu erwiedern die er ihnen machte, sondern sie liessen sich von ihm mishandeln und liessen ihn auch wieder fortgehen. Erst wie er weg war überlegten sie wie sie sich beleidigen lassen, und wählten nun die sechs herzhaftesten aus ihren Mitteln, um ihn den andern Tag heraus-

zu-

zufordern. Das geſchahe auch und er ſchlug ſich mit allen ſechſen und war ſo glüklich ohnverwundet wegzukommen, und da er nie willens gehabt ihnen Schaden zu thun, ſo litten ſie durch ſeine Vorſicht auch nicht dabey.

Aber die Sache war nicht verſchwiegen geblieben, und es war ſchon andem daß Monſieur Zerberus mit ſeinen ſechs Gegnern von der Akademie verbannt ſein ſollte, als er in der Verſammlung der Lehrer auftrat, und erzehlte, wie es mit der ganzen Geſchichte zugegangen. Da nahm man die Sache doch in nähere Ueberlegung, und glaubte ihm etwas zu gute halten zu müſſen weil er hart angegriffen wäre. Jene wurden relegirt, er aber kam mit einer leichten Karzerſtrafe davon. Er lernte indeſſen bey der Gelegenheit, daß man das Herz nicht immer auf der Zunge haben müſte.

Die ganze Begebenheit that ſeinem Fleiſſe nicht den geringſten Eintrag. Er ſtudirte Tag und Nacht. So lange es beym theoretiſchen Fache blieb, gieng alles gut. Die Anatomie war ihm Kleinigkeit, die Phyſiologie konnte er auswendig. Seine Materia Medika hatte er wie ein ABC inne, und man getrauete ſich in den Apotheken nicht gern, ihm etwas vorzulegen,

was nicht alle erforderlichen Eigenschaften hatte, denn er verstand sich darauf. Die Chirurgischen Handgriffe lernte er mit Vergnügen. Celsus und Hippocrates wurden ihm verehrungswerthe Männer. Er zog nun nach gerade alles was er wuste zusammen, und machte sich Hypotheſen, die er in dem praktischen Fache anbringen wollte. Alle seine Lehrer freuten sich seiner, und es war ein lautes Gemurmel, daß man einen fleissigern und gelehrigern Jüngling seit langer Zeit nicht gekannt zu haben sich erinnere.

So lange das Praktische noch nicht in der Ausübung getrieben wurde gieng alles gut, und Monsieur Zerberus fand sich vortreflich in sein Fach. Er wuste alle Krankheiten mit allen ihren Zeichen anzugeben, wuste die naheren, entfernteren, zufalligen und prädisponirenden Ursachen anzugeben, wuste die Symptomen zu bestimmen, und fand nichts leichter als zu praktiziren, so lange er beym Kompendio seines Lehrers und bey den Zusäzen blieb die dieser dazu ans Licht gab. Allein bald gieng ihm ein ander Licht auf. Er wollte nun Beleſenheit mit erlernter Wissenschaft verbinden, oder vielmehr die leztere dadurch vermehren, und er gerieth in ein ungeheures Feld von Verwirrungen. Er

fand

fand so vieles was geradezu einander widerstritt, daß er eine lange Zeit glaubte, er wäre zu dumm es einzusehen. Als er aber endlich seinem praktischen Lehrer, der sein vertrauter Freund war, diese Schwäche seines Verstandes klagte, so enträzelte ihm dieser zwar die Sache, doch ohne sich dabey zu vergessen.

Wir sind freylich in dem Falle mein lieber Freund, sagte er, daß wir alles lesen und anhören müssen, was Schwärmer und Dummköpfe schreiben. Wir sind in dem Falle, daß wir die Irrthümer andrer, so gut wie ihre richtigen Urtheile mitnehmen müssen, und erst uns bleibt die Untersuchung übrig, was wahr oder nicht wahr ist. Das bleibt in allen Wissenschaften so, und in der unsrigen in einem stärkern Grade. Aber, mein lieber Mann, halten sie sich nur an mein Kompendium, und an meine Erfahrung. Lesen sie die andern, damit sie historiam litterariam in medicina gestorum, bekommen, aber viel Trost werden sie sonst nicht daraus haben.

Monsieur Zerberus vergab gern etwas Eitelkeit und Eigenliebe, aber diese dünkte ihm zu weit zu gehen. Er hatte aus den Schriften

würdiger Männer viel gelernt, und er konnte sie unmöglich für Dummköpfe erklären. Er fieng an zu denken, und das brachte ihn auf die Meynung, daß die Verschiedenheit der Symptomen schuld an der Verschiedenheit der Meynungen wäre. Er fieng nun aufs neue an zu studiren, las zehnmal was andere einmal lesen, wurde immer gelehrter und immer konfuser, brachte sich aber durch sein häufiges disputiren mit jeden, von dem er Licht erhalten wollte, in einen solchen allgemeinen Ruhm, daß seine Lehrer ihm anlagen, er mögte sich gefallen lassen, die höchste Würde in der Arzneykunst anzunehmen.

Monsieur Zerberus fühlte sich aber immer noch zu schwach. Er arbeitete also noch ein halbes Jahr fort, und sobald er anfieng zu fühlen, daß ihm vielleicht die Erfahrung am Krankenbette nüzlich seyn könnte, so entschlos er sich zu dem Schritte, und schrieb seinem Pathen, wenn er nicht dawider wäre, so wolle er seine Studien beschliessen, um dem Staate nüzlich zu werden.

Hierauf erwartete er die Antwort und einen neuen Wechsel, um die Unkosten der neuen Würde zu bestreiten. Ehe dieses aber ankam, wur-

de

de er in verſchiedene Umſtände verwikelt, die wir dem Leſer mittheilen müſſen.

Neuntes Kapitel.

Neue Bekanntſchaften, und neue Erſcheinungen.

Obgleich Monſieur Zerberus die meiſten Bekanntſchaften wieder aufgegeben, die er damals hatte, als er aus dem wilden ſchwärmeriſchen Leben in das fleiſſige übergieng, ſo behielt er doch einige bey, die vorher nicht ſo enge geweſen waren, jezt aber es wurden. Dieſe gehörten unter die Zahl derer, die ſich im Anfange von ihm entfernt gehalten hatten, weil ſie ſahen, mit welcher Zudringlichkeit ſich andere näherten, die aber doch die Unterſuchung in Anſehung ſeines Karakters gemacht hatten, daß er gut ſey. Sie ſahen mit Mißvergnügen die Verführung, durch welche der Jüngling ſich hinreiſſen lies, aber ſie konnten nichts thun, als ihn bedauern, denn der Ver-

blendung lies sich nichts entgegensezen, was ihren falschen Schein hätte auffangen können, so lange die Augen selbst begierig waren, an seinem Schimmer sich zu weiden. Einigemal waren wohl kleine Erinnerungen und Anspielungen vorgefallen, aber wir müssen gestehen, daß Zerberus selbst diese als heimliche Mittel ansahe, die andern aus dem Sattel zu heben und sich hinein zu sezen.

Nun hatte er seine Leute näher kennen gelernt. Nun sahe er, was eigentlich an ihnen war, und nun war er überzeugt, daß er jenen unrecht gethan. Besser war hier also nichts zu thun, als dies wieder gut zu machen. Das that er dadurch, daß er sie nun suchte.

Einer von ihnen war Mediziner wie er, und nannte sich Burrmann. Da er alle Stunden die er in Kollegiis zubrachte, mit ihm zusammen war, so wurde ihre Vertraulichkeit bald vollkommen. Zerberus hatte für seinen Freund kein Geheimnis mehr, aber Burrmann hatte noch eins für jenen, und das war Liebe. Die Tochter eines Lehrers auf der Akademie hatte sein Herz gefesselt, und lange, aber heimlich, hatte er mit ihr in einem

einem vertrauten Umgange gestanden. Aber rein war ihre Liebe, und sie wünschten eine rechtmäßige Vereinigung.

Diese konnte indessen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht Statt finden. Nettgen, so hies das Mädgen, war von ihrem Vater dem Sohne eines seiner verstorbenen Freunde zugedacht, der eine Lehrstelle auf einer andern Akademie in kurzem erhalten sollte. Nettgen hatte den Mann schon vorher gekannt, und war nichts weniger als mit seinem Karakter zufrieden. Sie hatte es ihrem Vater auch gesagt, da dieser aber blinden Gehorsam verlangte, so halfen ihre Bitten und ihre Thränen nichts.

Es war jezt an dem, daß ihr Bräutigam kommen sollte, und sie fürchtete sich so, daß sie lieber das äusserste und unangenehmste Mittel wählen wollte, nemlich dem Vater ungehorsam zu seyn, und mit ihrem Liebhaber zu entfliehen. Burrmann hatte Vermögen. In seinem Sinne fehlte seiner Glükseligkeit weiter nichts als eine geliebte Gattin. Freylich konnte Vermögen und Gattin ihn nicht mehr von dem anstössigen Namen eines Entführers befreyen. Immer würde der Vater geschrieen,

und ihn der Welt als einen Bösewicht bekannt gemacht haben. Und so heftig seine Liebe war, so war ihm sein ehrlicher Name doch auch lieb.

In der Verlegenheit worinn er sich nun befand, wandte er sich nun an seinen Freund Zerberus. Ihm entdekte er seine Wünsche und sein Vorhaben. Zerberus erschrak davor. So unschuldig wie er war, kam ihm selbst der Umgang mit einem Madgen in Burrmanns Jahren, übereilt und schadlich vor. Was ihm der Baccalaureus vom schönen Geschlechte gesagt, was jener Lehrer in Ilfeld ihm über diesen Punkt vorgepredigt, das war ihm alles noch im frischen Andenken. Er bemühete sich also ernstlich und eifrig bey Burrmann, die ganze Liebe zu unterdrüken.

Dazu lachte aber Burrmann, und nachdem er jenen den ganzen Kram seiner Beredtsamkeit vorbringen lassen, so kam er ihm mit dem einzigen Einwurfe, er sollte einer Unterredung mit ihr beywohnen, und er würde dann gewis anders sprechen.

Davon konnte sich Zerberus keinen Begriff machen, daß das auf seine Denkungsart irgend eine Wirkung hervorzubringen im Stande wäre, und da er vielmehr glaub-

glaubte, hernach wichtiger auf seine Gründe mit seinem Freunde reden zu dürfen, so sagte er ihm die Unterhaltung zu.

Burrmann hatte seine Schöne darauf vorbereitet, daß er ihr einen seiner Freunde vorstellen wollte, von dessen Willen fast alle seine Handlungen abhiengen, den er in allen zurathe zöge, und dessen Urtheile gemeiniglich sehr richtig wären, aus dem Grunde auch befolgt zu werden verdienten. Er hatte ihr gesagt, daß er seine ganze Liebe misbilligte, und hatte die Abrede mit ihr genommen, daß sie alles sanfte, schmachtende, hinreissende, was in ihrem Karakter wäre, aufbieten sollte, um dem Jünglinge zu zeigen, was ein Mädgen seyn könnte, wenn es wollte, was sie für einen Mann werden könnte, wenn sie sich ihrer Macht bediente. Das war nun nicht recht, daß der Anfall auf den unerfahrnen Jüngling so stark gemacht wurde.

Er unterlag ihm auch im ersten Augenblik. Schon wie er ins Zimmer trat, wurde er vom majestätischen Wuchs, vom blauen Auge, von den nachläſſig geflochtnen blonden Haaren ganz hingerissen. Er muste sich gestehen, daß ihm mehr ein Engel entgegen zu kom-

men schiene, als eine menschliche Gestalt. da sie auf ihn zukam. Er küßte die weiche seidne Hand mit einer Art von Ehrfurcht.

Kaum aber öffnete sie ihren Mund, so schien es ihm, als ob er den seinigen auf ewig schließen müßte. Der harmonische Silberton drang so tief in seine Seele, daß er wünschte, sie ewig zu hören, und als sie schwieg, hatte die Entzükkung in ihm die Worte schon wieder verlöscht, die sie gesagt. Er verlor eigentlich nichts daran, denn es war ein Kompliment, aber er würde doch verlegen, denn er hätte antworten sollen. Jezt öffnete sich wieder ihr schöner Mund, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er ihren Liebhaber ihr entziehen wollen. Zerberus fand es sehr unschuldig, daß sein Freund ihn schon verrathen, und er warf ihm deswegen keinen bösen Blik zu. Rettgen aber antwortete er, daß er allerdings seinen Freund gewarnt hätte, ehe er sie gekannt. Jezt erkläre er gern, daß er unrecht habe. Sie nicht zu lieben, da sie seinem Freunde gewogen wäre, würde unverzeiblich seyn, und er würde von der Achtung verlieren, die er gegen ihn hätte, wenn seine Wünsche um sie, weniger eifrig wären, als sie es würklich zu seyn schienen.

So

So galant war Zerberus in seinem Leben noch nicht gewesen, allein so etwas hatte er auch noch nicht empfunden. Der ganze Nachmittag den er dort zubrachte, gieng ihm wie eine Stunde hin. Was ihn noch mehr als Gestalt und alles übrige entzükte, war, daß Nettgen Verstand hatte, daß sie sich mit ihm auf ziemlich wichtige Unterredungen einlies, und indem sie so seine ganze Seele beschäftigte, so vergas sie auch nicht mit unter Burrmannen Zeichen einer so grossen Zärtlichkeit zu geben, daß Zerberus von ihrer heftigen Liebe gegen ihn, ohne allen weitern Zweifel überzeugt würde.

Beyde verliessen Nettgen gegen Abend. Sie redeten kein Wort, bis sie auf Zerberus Zimmer kamen. Dieser hatte den ganzen Weg über sich die Illusion zu vertreiben gesucht, daß es ein Traum sey. Nein, hatte sein Herz immer zu ihm selbst gesagt: Es muß ein Traum seyn. Es giebt keinen solchen Engel. Aber alle Philosophie muste wieder herbey. Sie ist schön, sie ist reizend, sie liebt Burrmann — aber — sie ist schwach. Das war das Resultat.

Burrmann frug, als sie zu Hause waren, seinen Freund heftig, was er thun sollte?

Das kann ich dir heute nicht sagen, erwiederte Zerberus — Gesehen hab ich sie — gerechtfertigt habe ich dich, allein nun lieb ich euch beyde, und wenn ich rathen soll, muß ich erst recht überlegen. Komm also morgen wieder, und hole die Antwort auf deine Frage.

Burrmann war selbst zu sehr mit der Erklärung zufrieden, als daß er hätte murren sollen. Er wollte selbst keinen unüberlegten Streich machen, wie konnte ihm also die Ueberlegung seines Freundes unangenehm seyn.

Zerberus dachte die ganze Nacht hindurch nach, und vergaß was er selbst empfunden hatte, um mit aller Aufrichtigkeit und Wahrheit seinem Freunde zu rathen. Er verbannete das reizende Mädgen, und ihre Liebe sezte er beyseite, um ganz die unglükliche Tochter und den beleidigten Vater zu sehen.

Als Burrmann kam, sagte er zu ihm: Und du könntest dich entschliessen, diese Blume dem Hauch des Nords auszusezen? Wolltest daß sie von ihrem eigenen Feuer verbrannt würde? Nein, das darfst du nicht — das kann ich nimmermehr zugeben. Stell dir das wehklagende Mädgen vor, wenn sie anfangen wird zu erkennen, daß sie Unrecht hatte. Stell dir den Vater vor,

wenn

wenn er ängſtlich und ſehnend nach der Tochter die ihm alles war. dir flucht! Kann es dir glüklich gehen? Nein, auf der Stelle muſt du mir verſprechen, von dieſem Vorhaben abzulaſſen.

Burrmann war in der Klemme. Aber ſie will, ſagte er, ſie beſteht darauf. Laß mich mit ihr reden, erwiederte Zerberus. Burrmann war froh, daß er es übernehmen wollte.

Zerberus hatte hier im Ernſt eine kizliche Sache. Ein Mädgen von dem Vorſaz abzubringen, mit ihrem Geliebten zu fliehen, war von vielen Seiten betrachtet, gefahrlich. Einmal war es gewis, daß die Leidenſchaft bey ihr auf der oberſten Stufe ſtand, wenn ſie ihr ganzes bisheriges Glük aufopfern wollte. Was auf der höchſten Stufe ſteht, fällt leicht. Rettgens Liebe war aufs äuſſerſte geſpannt. Die Saite konnte reiſſen, und ſein Freund war um alle glüklichen Ausſichten, die er ſich geträumt hatte. Er ſelbſt war in Gefahr, ſein Herz zu verlieren, denn ſchon hatte ſie nicht wenig Eindruk auf ihn gemacht. Er konnte endlich, wenn der Vater zu hartnäkig war, und die Sache unglüklich für ihre Liebe abliefe, die bitterſten Vorwürfe von beyden Seiten einerndten.

Allein er hatte sichs einmal vorgenommen, und nun muste ers durchsezen. Es wurde ein Tag bestimmt, an dem er mit Burrmann wieder zu Rettgen gieng.

Er fand sie in Thränen. Das schöne Gesicht war ganz verweint. Sie lokte würklich wehmüthige Theilnehmung aus ihm. Seine erste Frage war, warum sie weinte? und ihre erste Antwort, daß er und seine Härte die Ursache davon wären.

Sie hatte sichs fest vorgesezt, daß er nie ihren Sinn besiegen sollte, hatte sich vorgenommen, ihn gänzlich zu überwinden, und mit ihren Reizen und mit ihren Thränen alle seine Gründe niederzuschlagen. Sie sagte ihm also mit reizendem und wehmüthigem Tone: Er mögte es vertheydigen, wenn er könnte, daß er seines Freundes Glük, und noch mehr, daß er das ihrige verhindern wollte.

Sehen sie mich nicht, sagte Zerberus hierauf mit Muth in Stimme und Miene, sehen sie mich in diesem Augenblike nicht als den Freund ihres Burrmanns an, der da kömmt, ihn von einer Ungerechtigkeit abzuhalten. Ich müste ihre Reize übersehen haben, wenn ich blos in der Absicht käme. Ich müste nicht wissen, daß sie

mich

mich selbst zu ihrem Anbeter gemacht, ich müste nicht glauben, daß mein Freund in ihrem Besiz der glüklichste, der beneidenswürdigste Mann wäre. Aber ich komme als ihr Vater, und so sollen sie mich ansehen. Sie sollen glauben, ich bin der, der ihnen den Dolch ins Herz stossen will, daß sie seine Liebe für irgend etwas aufopfern könnten. Ich will mich vor sie stellen, und weinen — weinen, daß meine Tochter meinen Schmerz gefüllos erleben kann — will verzweifeln, daß ich sie verloren habe, die ich über alles in der Welt liebte — die mein Abgott war, wenn ich einen haben kann —

Und dann Nettgen, neue, aber liebe gute Freundin, dann komme ich in ihrem eignen Namen, will ihre eigene Person vorstellen, will mich nach dem Schritte in ihrem Namen vor meinen Freund niederwerfen, will rufen: O mein Geliebter! gieb mir meinen Vater wieder, denn ich verlies ihn um deinetwillen. Wer bin ich, daß ich das kindliche Feuer verläugnen, daß ich dem Urheber meiner Tage entfliehen konnte. Nimm meinen Fehler von mir! Mach mich wieder rein und unschuldig wie ich war!

Ja Nettgen, ich stehe ihnen davor, so werden sie sprechen, wenn er vorüber ist, der kurze

Taumel,

Taumel, der jezt ihre Empfindungen unterdrükt, denn Nettgen! so ein schönes, gutes, weises Madgen, muß doch gewis ihren Vater lieben —

Er hielt inne. Nettgen war feuerroth. O Burmann! rief sie aus, was hast du für einen Freund! Denn wandte sie sich zu Zerberus. Das dachte ich nicht, daß sie mich mit den Waffen angreiffen würden. Sie haben recht, mein Freund. Nun da sie mir das gesagt haben, wäre ich eine undankbare Tochter, ich verdiente Verachtung von jedermann, wenn ichs thäte, aber was soll ich thun, daß ich meinen Geliebten behalte? Sie weinte hier heftiger.

Was sie thun sollen? fiel Zerberus ihr ein: Vielerley können sie thun. Sie haben das Mittel übrig, ihrem Bräutigam zu zeigen, und auch wohl zu sagen, daß sie sich nicht für ihn schiken, und daß sie ihn nicht vertragen können. Er wird keine Frau haben wollen, die es wider ihren Willen ist. Oder wäre er Thor genug dazu, nun so widersezen sie sich. Er kann nicht so hart seyn, daß er sie mit Gewalt opfern sollte. Mit ihrer Standhaftigkeit können sie alles bezwingen. Burrmann hat auch Vorzüge. Ihr Vater wird

sie

ſie nach und nach einſehen. Laſſen ſie ihm nur Zeit dazu.

Zerberus hatte würklich eine der ſchönſten Handlungen ausgeführt. Sie war feſt entſchloſſen, geduldig ihr Schikſal abzuwarten, und ſie dankte ihm noch, daß er ſie von dem Fehltritt gerettet, den ſie zu thun im Begriff war. Burrmann dankte ihm auch. Sein Herz war nie bey dem Plan geweſen, den ſie entworfen, aber da ſie ihn aus Liebe zu ihm entworfen, ſo wäre es unbillig geweſen, wenn er ihn geradezu hätte verwerfen ſollen.

Sie blieben noch einige Stunden zuſammen, und fielen in einen vergnügten Ton. Während deſſen kam jemand in das Zimmer getreten. Nettgen und Burrmann die die Thür ſehen konnten, fuhren zuſammen. Zerberus ſas mit dem Rüken gegen die Thür, und ſprang auf, als der Fremde ſchon wieder heraus war, denn er drehete ſich gleich wieder zurük. Da ihnen dieſe Aufführung ſonderbar vorkam, ſo ſchellte Nettgen ihrem Mädgen. Dieſe hatte den Fremden auch geſehen, und ſagte, er hätte nach Herrn Zerberus gefragt. Er wäre aber gleich die Treppe wieder herunter gekommen, und auch davon gelaufen,

laufen, ohne daß ſie ihm einmal mit dem Blike recht folgen können.

Zerberus hatte gern gewuſt, wer es geweſen wäre, aber auf dieſe Art war es unmöglich. Er blieb alſo noch, und erſt ſpät gieng er nach Hauſe, wohin ihn Burrmann begleitete.

Zehntes Kapitel.

Welches dieſes Geheimnis erklärt, und das zweyte Buch beſchließt.

Der alte Herr Zerberus war, wie uns ſchon bekannt iſt, ein geiziger Mann, und daß ſein Geiz in die impertinenteſte Art fiel, daß iſt uns ſchon aus der Behandlung mit der Freyſtelle erklärbar. Jezt erfahren wir ein neues Stükgen von dieſer Gattung. Er hatte den Brief von ſeinem Sohne auch geleſen der von der Erlaubnis zu promoviren handelte, und er hatte ſichs ſo gleich hinters Ohr geſchrieben. Das bey Pullpillgens Geburt gemachte Projekt wenn es ſchon noch in keinem Stüke in Erfüllung ge-

gekommen war, als daß er Medizin ſtudirt, war doch immer noch in ſeinem Sinne. Er hatte einen Freund im Magiſtrat, der ihm für Geld und gute Worte manchen kleinen Dienſt that, wenn er ſchon ins Ungerechte fiel.

Von dieſen erlangte er für einige Louisd'or ein teſtimonium paupertatis für ſeinen Sohn. Kaum beſaß er den Schaz, als er damit zum Gevatter Stichblat eilte. Er hätte, wenn er nicht ganz verblendet geweſen wäre, vorherſehen können, wie es ihm gehen würde, aber wenn er ſoviel Nachdenken gehabt hätte, ſo hätte er für einen Weiſen paſſiren können. So aber war er ganz voll Zuverſicht, daß er nicht ſo ein Dummkopf ſeyn, und einen ſo groſſen Vortheil ausſchlagen würde. Voll Vergnügen eröfnete er ihm ſein Glük, und gab ihm das Papier.

Gevatter Zerberus! rief Stichblat jezt unwillig auf, ſeyd ihr denn ganz narſch geworden; wozu treibt euch der Geiz? Vierhundert Thaler habe ich ihm alle Jahr gegeben, und Preſente dazu. Paſch hat er gemacht, wie ein Edelmann, und nun ſoll ich ihm ſo eine Schande bereiten. Pfui Gevatter ſchämt euch! und

bey

bey diesen Ausruf riß er das Papier in Stüken.

Zerberus weinte, und gieng fort. Er lies sich ein anders geben, denn er konnte den Vortheilen nicht entsagen, die ihm daraus entstehen sollten. Er schikte dies seinem Sohne in dem Briefe, den er dem Baccalaureus mitgab.

Denn dieser reißte selbst dahin, und er war es und niemand anders der bey Mettgen in die Thür hereingetreten war, als sie mit Burrmann und seinem Freunde zusammen gewesen.

Er hatte eine unendliche Freude gehabt, als er gehört, daß Zerberus bis zum Dokterhut gediehen, und er wollte diese Freude dadurch vermehren, daß er selbst dem ehrenvollen Akt beywohnte. Er hoffte den Jüngling so zu finden, wie er ihn verlassen, und freute sich aufs neue seines Irrthums. Briefe und Geld waren nicht die leichteste Last die er für seinen Zögling mit sich hatte. Er kam an und fand eine ganz andere Wirthschaft, als er sich im Hause erkundigte. Monsieur Zerberus stand nicht mehr zur sonst gewohnten Zeit auf, und lies sich nicht mehr weken. Er kochte sich seinen Koffee selbst, und trank wenn es ihm gefiel. Er blieb ganze

Tage

Tage zu Haus, ohne Kollegia zu besuchen. Er legte sich oft spät oft früh nieder. Er aß aus dem Hause, und vergas zuweilen Essen und Trinken ganz.

Himmel! wie hat er sich so ändern können rief der Baccalaureus. O Bube! Bube! was für Herzleid machst du mir: Doch einen Versuch will ich wagen.

Er lies den Ort sagen, wohin er gegangen war, und man wuste wo Burrmann immer war, und nannte ihm das Haus. Dahin gieng er in dem festen Vorsaz ihm ein derbes Kapitel zu lesen, und ihn zu bitten, daß er doch nur diesesmal noch von seinem bösartigen Leben abstehen mögte, um ihm keine Schande zu machen.

Als er in die Thür trat, und ihn in Gesellschaft eines Frauenzimmers sahe, erstaunte er. Nun hielt er ihn für ganz verloren, Nettgen war eine Buhlschwester, Burrmann ein Verführer, und fest überzeugt, daß das wahr sey, that er ein Gelübde, seine Hand ganz von ihm abzuziehen, und sich seiner nicht weiter anzunehmen.

Er gieng wieder in sein Quartier, gab Briefe und Geld ab, und ritt seiner Wege.

O Baccalaurce! möchten wir da auch wohl ausrufen, womit hattest du den Lorbeer verdient! Als dein Jüngling schwärmte und ausschweifte, sahest du ihn in einem blendenden Lichte, und er war dir wie ein Engel des Lichts. Und nun, bey einer der schönsten Handlungen seines Lebens, da du ihm liebkosen und schmeicheln solltest, verwirfst du ihn, und willst nicht einmal aus deinem Irrthume gebracht seyn!

Als Zerberus von seinen Wirthsleuten Briefe und Geld bekam, frug er ob sie ein Fremder gebracht, und wo er wäre? Man gab ihm die Nachricht, daß er zwar sehr vergnügt gekommen, sehr misvergnügt aber sich wieder zurükgezogen.

Zerberus gieng auf seine Stube, und erbrach zuerst einen Zeddel von der Hand des Baccalaureus. "Weil du ein Ungerathener bist, und deine Zeit liederlich zubringst, so habe ich dich gar nicht sehen und sprechen wollen", war der ganze Inhalt dieses Zeddels.

Zerberus konnte nun alles enträseln, that dabey auch weiter nichts als daß er den verblendeten Mann bedauerte. Er nahm sich aber vor, weil er vermuthlich einen erschrecklichen Lerm zu Hause machen würde, daß er ihn sobald als

mög-

möglich widerlegen, und deswegen zu den seinigen eilen wollte. Er erbrach nun den andern Brief, der von seinem Vater war.

Dieser schikte ihm das erwähnte testimonium paupertatis, bat ihn sehr dringend sich dessen zu bedienen, und zu bedenken, daß ein Sparpfennig immer für einen angehenden Mediziner eine ganz ausserordentliche Sache sey, denn man könne nicht wissen, wie lange es daure, ehe praxis aurea sich einstellte.

Beynahe wäre Zerberus ausser aller Fassung gekommen. Er nahm das Blat und zerris es mit einem Eifer dem nichts gleich kam. Er zerris den Brief seines Vaters dazu. Nun frug Burrmann was er hätte? aber faste er sich. Er wollte seinen Vater nicht beschimpfen. Vergis meine Hize, Freund, sagte er. Es war jugendliche Uebereilung. Ich hätte mich mässigen sollen. Er las die Stüke auf, und verbrannte sie.

Der Brief seines Pathen war ihm desto angenehmer. Er enthielt alles, was man sich schmeichelhaftes denken kann. Er heiterte sich dadurch auch ganz wieder auf. Er sagte es seinem Freunde, daß er eilen müste, schnell zu promoviren, um die Eindrüke zu vernich-

ten, die der Baccalaureus etwa von ihm gemacht haben könnte. Burrmann trauerte sehr darüber, und sagte, daß es auch Rettgen äuſserſt unangenehm seyn würde. Ob es so war, werden wir im folgenden Buche sehen.

Dieses beschlieſſen wir, weil Monsieur Zerberus abtritt, und der Doktor Pillpullkystropfius an dessen Stelle erscheint.

Drit

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Welche Veränderungen der Baccalaureus in dem Orte ſeines bisherigen Auffenthalts antrifft.

Der würdige Baccalaureus reiſte voll Traurigkeit und Unmuth weg, und nahm ſich vor, den guten Pillpullilyſtropfius in ſeiner Vaterſtadt ſo ſchwarz zu machen, daß kein Menſch ein Pulver von ihm einnehmen ſollte, und wenns auch die wahre Lebensessenz enthielte, und nur mit einem Dreyer bezahlt würde. Er ſuchte deswegen auf dem ganzen Wege alle Gründe hervor, die die ganze Schilderung die er im Kopfe hatte, ſehr vollſtändig machen könnten, und den jungen Menſchen als einen Teufel zu mahlen, war das wenigſte,

was das Ideal des Gemahldes in seiner Seele vorstellte.

Dies alles gar nicht aus bösem Herzen, sondern aus Eifer und Begierde, seinem ehemaligen Zöglinge zu dienen, denn einestheils hatte der Zorn, seine Lehren so schlecht befolgt zu sehen, die Meynung in ihm hervorgebracht, daß der Jüngling in seiner Wurzel zu nichts tauge, und dazu war die Idee gekommen, daß die Rache des Himmels für des Vaters Betragen auf ihn ruhe — theils war aus diesem Grunde, und aus seiner gewöhnlichen Art zu denken. daß Elend bessere, wieder das Resultat entsprungen, daß der Mensch durch die äusserste Armuth und ein drükendes Elend, vielleicht noch am ersten zur Rükkehr in sich selbst gebracht werden könnte.

Dieses zuwege zu bringen, muste mancher Knoten gelöst werden. Der Vater gab ihm keinen Dreyer, das wuste er. Aber für die Mutter war ihm mehr bange. Indessen kannte er sie als eine nachgebende Frau, und da sie seit einem gewissen Perioden sehr fromm war, so hoffte er durch Ueberredung sie dahin zu bringen, daß sie ihren Sohn eine Weile zappeln liesse. Aber der schwerste Punkt war

war der Gevatter Stichblat, welcher nun freylich Geld in allen Eken hatte, und mit vollen Händen von allen Seiten austheilte, und von dieser Seite muste sich der Baccalaureus vorsehen. Er wollte ihm daher in einer langen Demonstration beweisen, daß sein vieles Geldgeben, eben das liederliche Leben des jungen Menschen zuwege gebracht, daß man nicht besser studiere, als wenn man nicht mehr habe, als knapp, sehr knapp zu leben, daß arme Studiosen von jeher die gelehrtesten geworden, daß Pillpullklystropfius nur seines vielen Geldes wegen den Namen habe, etwas gelernt zu haben, und daß man ihm das weismache, um ihn noch zu guter lezt, um die Promotionsgelder zu schwänzen.

Jezt, da der Junge so ganz verdorben wäre, sey das einzige Mittel, ihm wieder auf den rechten Weg zu führen, daß man ihn zappeln und sehen lasse, wie er sich sein Brod verdiene.

Wir zweifeln zwar nicht, daß dieses einigen Eindruk auf Herrn Stichblat gemacht haben würde, allein daß er anhaltend gewesen, daran haben wir grosse Ursache zu zweifeln.

Dem Baccalaureus leuchtete indessen ein schöneres Licht in seinem Plane, wenigstens war

es in seinem Sinne so. Er fand den Herrn Stichblat, die Frau Stichblat, und Maminka die Mutter des Spinnefeindes seiner Ordnung auf der Bahre, und kam eben recht, um dem Leichenbegängnisse beyzuwohnen.

So betrübt der Baccalaureus über den Verlust seines Freundes und zwey würdiger Bekanntinnen war, und auch Ursache hatte es zu seyn, so war er doch so sehr in seiner Idee, und in die Ausführung derselben vertieft, daß er laut frohlokte, daß ihm das Schikſal einen so günſtigen Augenblik werden lassen, indem er alle seine Hofnungen erfüllt sahe, weil nun des alten Zerberus Geldkasten auf immer für den Jüngling verschlossen war, und da Herr Stichblat schnell gestorben, sich auch hier keine Hoffnung fände, daß er etwas von dessen Geldern zu erben hätte. Zwar giengs dem Baccalaureus in dem Falle eben auch nicht besser, denn er hatte nun auch nichts zu leben, und muste ein Haus meiden, wo er bisher alles gehabt hatte, was seine Seele wünschte.

Aber er war von jeher nicht gewohnt gewesen, auf sich selbst zu denken, und hatte die Meynung, daß sein Schikſal in der Welt gut seyn mü-

müſte, weil er ein ordentlicher Menſch wäre, und allen ordentlichen Leuten Gutes thäte.

Er hatte auch ſo unrecht nicht, und wir finden es nicht ſo ſonderbar, weil wir faſt eine ähnliche Meynung nur mit gewiſſen Einſchränkungen, haben.

Er begleitete ſeinen Freund zu Grabe, und weinte an dieſen Grabe einige Thränen über ſeinen Verluſt, welche Thränen niemand tadeln wird, denn ſie waren warm, und floſſen einem Wohlthäter. Aber auch daß ſie bald trokneten, wird niemand unſerm Baccalaureus verdenken, wenn wir ihm ſagen, daß er der Meynung war, der Menſch höre nach dem Tode auf, unvollkommen zu ſeyn, wenn er rechtſchaffen gelebt.

Nachdem der Baccalaureus dieſe Pflicht vollbracht, dachte er an nichts mehr, als an ſeinen ehemaligen Zögling, freute ſich darauf, wenn er zurükkommen und ſehen würde, wie ſchwer es hielte, in der Welt durch ſich ſelbſt fortzukommen, nahm ſich vor, ihn eine lange Zeit im Elende zappeln zu laſſen, und alsdenn erſt zu ſuchen, ob er ihn auf den Weg der Ordnung zurükbringen könnte.

Da der Baccalaureus seine ganze Ausführung darauf gegründet hatte, daß Stichblat ohne Testament gestorben wäre, so muste es ihm nothwendig auffallend seyn, wie er hörte, daß ein Testament vorhanden wäre, und in wenig Tagen geöffnet werden würde. Jezt kam des alten Zerberus Ruhe ihm erst glaublich vor, denn vorher hatte er sich nicht darein finden können, daß der Mann, beym Verlust von Stichblats grossen Vermögen, worauf er doch sicher gerechnet hatte, so gelassen seyn könnte.

Nun merkte er aber, daß er hoffte, sein Sohn würde Universalerbe seyn, und obgleich der Baccalaureus Ursache genug hatte, das nemliche zu denken, so hoffte er doch auf das Gegentheil, denn er trauete der Vorsehung, welcher er das Werk des Todes dieser drey Personen unmittelbar seiner Absichten wegen zuschrieb, auch daß sie des alten Stichblat Herz, in punkto des Testamentes, zu seinem Besten würde gerührt haben.

Unsern Lesern wird es freylich auch sonderbar vorkommen, daß drey Menschen die just dem Baccalaureus zuwider waren, eben in den wenigen Tagen seiner Abwesenheit sterben müssen, und er könnte uns wohl schuld geben, das

Ding

Ding sey unsre Invention, und es sey keine Kunst Leute sterben zu lassen, um seinen Endzwek zu erreichen. Aber Basta! mein theurer Zweifler, wir sind nicht gewohnt sans façon zu mezeln, und wenn sie nur etwas Geduld haben wollen, so werden sie erfahren, was sie noch nicht wissen.

Zweytes Kapitel.

Zu welchen Maasregeln der junge Zerberus schreitet, und wie und warum er den Namen ändert.

Den andern Tag gieng der junge Zerberus zum Dekanus der Fakultät, und meldete sich zum Examen. Er wurde willig angehört, und man nahm sein Geld mit Freuden in Empfang. Der andere Tag wurde gleich dazu bestimmt, und man versammelte sich.

Zerberus erschien denn auch, und das erste war, daß man nach seinem ganzen Namen frug.

Man

Man erstaunte, sahe sich an, und gab deutlich die Verwunderung über den Namen Pillpullkly-stropfius zu erkennen. Der Kandidat der Dokterwürde lies sich dadurch nicht irre machen, sondern sagte ihnen daß der Name ein altes Familienstük sey, daß diejenigen, die diesen Namen geführt, immer glüklich gewesen, und daß sein Vater nun einmal gewollt hatte, daß er den Namen auch annehmen sollte.

Unter den Fakultisten befand sich einer mit einer Knotenperüque, zwey mit Haarbeutelperüquen, und einer der pro tempore Dekanus war, trug die Haare hinten rund, und vorn eine Kolbe nach der neuen Mode. Was sie allerseits gelernt hatten geht uns nichts an, genug sie kurirten allerseits, hatten allerseits starke Praxis, und liessen sich sehr wohl dabey seyn, weil es zu der Zeit jedem Einwohner der Stadt besser behagte, sich von einem Fakultisten am Acheron begleiten zu lassen, als von einem simplen Dokter.

Es wurde eine allgemeine Stille, keiner der Herren getrauete sich dem Herrn Dekanus in seinem Urtheile über diesen Nahmen zuvorzugreifen. Dieser aber, der sich zuweilen sehr gut mit der Satyre abzugeben wuste, wollte den Zipfeln der Knotenparüque das Recht ihres Al-

ters

terthums nicht nehmen, und bat alſo den Herrn Primarius zuerſt ſeine Meynung an den Tag zu legen. Der Herr Primarius, ob er gleich beſtändig mit dem Kopfe zu ſchütteln pflegte, wenn von einer ernſthaften Materie die Rede war, welches manchem anzuzeigen ſchien, daß in dem Falle eine wäſſerige Kongeſtion im Kopfe ſich hin und her bewege, hielt doch dieſesmal die obere Extremität ſeines Körpers mächtig ſteif, und gab dadurch Gelegenheit zu der Meynung daß alles was obſolet ſey eine beſondre Reizung auf ſein Nervenſyſtem mache, und die Faſern des fühlbaren Gebäudes in eine gewiſſe Erektion bringe.

Ob das nun in allen obſoleten Fällen ſo war wollen wir nicht ſo genau beſtimmen, genug in dieſem war es.

Er nahm eine bedeutende lächelnde Miene an; und ſagte mit weisheitsvollem Ziehen der Muſkeln: Es wäre freylich leider abgekommen, bedeutungsvolle Namen ſich zu geben. Ehedem hätten dieſe die Aufmerkſamkeit des ganzen Publikums auf ſich gezogen, und er wundere ſich gar nicht, daß ſeine Vorfahren, die dieſen Namen geführt, glüklich geweſen, denn ein ſolcher Name hatte das Vorurtheil der Verdienſte zu

wege

wegegebracht, und man hätte ſie dann da geſucht.

Wenn er ihm rathen ſollte, ſo nähme er dieſen Namen ganz an, und ſiegte über das jezige Vorurtheil. Vielleicht wäre er dazu beſtimmt, die alte Art wieder einzuführen, und über das vielköpfige Thier zu herrſchen, was man Mode nennte. Er habe auch nie zu fürchten, daß irgend einer der ihn Dokter nennen hörte, ſich in ihm irren würde, und ihn etwa für einen Rechtsgelehrten anſehen, und ſo könnte ihm manches Profitchen durch ſeinen Namen zuwachſen.

Jezt ſchüttelten die beyden anweſenden Haarbeutelperüquen ihre Köpfe, allein der Dekanus dem die Szene auſſerordentlich gefiel, und der (wir können dir es nicht verhehlen, trauter Leſer) bey ſich dachte, wenn der junge Dokter ſich zum Narren machen will, ſo kann ers thun, fiel ihnen in das Wort, was ſie eben hervorſtoſſen wollten, und ſagte, er habe noch einen andern Grund, warum er des Herrn Primarius Meynung beypflichten müſſe, und der ſey, daß der Name Zerberus alle Menſchen abſchreken würde, weil ſich niemand gern von einem Höllenhunde würde kuriren laſſen, dagegen jener gleich

ein

ein Gegengift für alle Krankheiten zu seyn schiene, und unzählige Menschen anleken würde.

Die beyden Herren mit den Haarbeutelperuquen getraueten sich nun kein Wort mehr aufzubringen, denn auf des Dekanus Beystand hatten sie sich mächtig verlassen, und da der verloren gieng, so konnten sie nicht gegen zwey so mächtige Widersacher aufkommen. Sie sahen freylich ein, daß der junge Mann wohl eigentlich zum Narren gehalten würde, und es that ihnen in der Seele weh, weil sie für den Ruf ihrer Fakultät besorgt waren, von welcher man so insgeheim nicht sonderlich viel gutes murmelte, welches wir aber nicht nachgesagt haben wollen.

Was den Primarius betraf so konnte er seine Freude kaum verbergen, denn bisher hatte zwischen ihm und den Dekanus so wie im äusserlichen, also auch in Meynungen und Grundsäzen die gröste Antipathie geherrscht, und sie waren die abgesagtesten Feinde gewesen. Nun hatte er Hofnung mit ihm in die genaueste Freundschaft zu kommen.

Zerberus war viel zu gutmüthig, als daß er hätte denken sollen, er würde geschraubt. Er hielt alles was man ihm sagte für gutgemein-

ten

ten Rath. Er machte keine Einwendungen. Das Examen nahm seinen Anfang. Er bestand über alles Erwarten gut, und wurde als Herr Pillpullklystropfius der Medizin Doktorand in das Buch eingetragen.

Wir nennen unsern Helden nun auch nicht anders, und nehmen weiter keinen Antheil an seiner Thorheit oder nicht Thorheit. Genug, daß es ihm einerley war, was er für einen Namen führte, und so ists auch uns einerley.

Er kam zu Burrmann. Er erzählte ihm den ganzen Auftritt. Burrmann hatte mehr Welt, und sahe klärer. Er gab ihm seinen Verdacht zu erkennen. Aber Pillpullklystropfius protestirte mit allen Kräften dawider, und behauptete die Leute wären alle seine Freunde. Da Burrmann sahe, daß er nicht zu bessern war, lies ers gut seyn.

Er gieng zu Nettgen die auch zuweilen einen Hang zur Satyre hatte, und erzahlte ihr, die Schwachheit seines Freundes, bat sie aber sie mögte seiner schonen, welches sie ihm nicht allein versprach, sondern auch hielt, indem sie nachher nie in allen ihren Unterredungen etwas davon erwähnte.

Drittes Kapitel.

Welches in dem förmlichen Doktorwerden unſers Pillpullklyſtropfius beſteht.

Diejenigen, die bisher darum gewuſt hatten, daß der Student Zerberus, Pillpullklyſtropfius ſich nannte, waren theils ſchon von der Akademie weg, theils hatten ſie in der folgenden längern Zeit es auſſer Acht gelaſſen.

Es machte alſo einen ganz grimmigen Lerm, als der Anſchlag erſchien, daß der Doktor Pillpullklyſtropfius promoviren wollte. Am ſchwarzen Brete waren ordentliche Verſammlungen, und der Dekanus der mediziniſchen Fakultat, der dem ſchwarzen Brete gegenüber wohnte, und im Vertrauen geſagt, von Zeit zu Zeit ein abſcheulicher Haaſe war, hatte eine kindiſche Freude darüber. Alle die ſich antrafen, fragen ſich, ob man die neuangekommene Pharmazie nicht geſehen. Man wandte ſich an den Pedell, um von ihm etwas herauszubringen, weil man ſich vorgenommen, ſchon zum voraus ſeinen Muthwillen an ihm auszulaſſen. Aber der Pedell hat-

te Ordre nichts zu sagen. Es wollte ihm zwar niemand glauben, daß der Kandidat gleich nach dem Examen wieder nach Hause gereiset sey, und nicht eher wiederkommen würde, bis den Morgen zur Promotion, allein es konnte doch niemand offenbar widersprechen, weil man alles sehr geheim trieb, und der Dekanus unserm Freunde selbst dies angerathen hatte, um allen Unfug zu vermeiden, dessen Folgen denn doch immer auf ihn und den Primarius gefallen seyn würden, weil sie die ersten Ursachen davon waren.

Pillpullklystropfius hatte indessen weder Furcht vor den gefahrlichen Tag, noch Sorge vor seinen Namen. Er hatte in Bücher vertieft, und von ihnen umringt, sich eingeschlossen, und verboten, jemanden zu ihm zu lassen. Er glaubte, es gehöre zum Disputiren erschrecklich viel, und man müste es mit der ganzen Welt aufnehmen können.

Endlich erschien der Tag. Die Einleitung wurde beym Dekanus mit der gehörigen Anzahl Flaschen gemacht, und alsdenn gieng der Zug fort. Vor dem öffentlichen Universitätsgebäude hatte sich eine grosse Zahl Studenten versammlet, die alle anfiengen zu zischen, schon da sie den

Zug

Zug von weiten sahen. Als er näher kam, und sie ihren Gefährten sahen, der ihnen als Zerberus sehr gut bekannt war, stillte sich zwar der Lerm unter denen die seinen Umgang hatten, aber bey den andern wurde er nur desto stärker.

Der Rektor hatte sich auf den Spas vorgesehen, war, da er es nicht hintertreiben konnte, zugegen, und gebot Silentium. Das erfolgte auch, und man gieng in der Hoffnung in den grossen Hörsaal, den guten Pillpullklystropfius bey jedem kleinen Anstos der ihm begegnete, weidlich auszuzischen.

Was dachte aber unser Held zu dem allen?

Zu dem allen nichts, lieben Leser, denn er dachte an das alles nicht. Es war ihm sein Kopf so voll von seiner Disputation, daß er weder das Zischen nach des Rektors Verbot hörte, sondern schon in Gedanken mit seinen Gegnern stritt, und sich selbst Einwürfe machte.

Die Rede gieng vortreflich. Der erste Opponent brachte seine Saze vor, und Pillpullklystropfius widerlegte ihn mit einer Festigkeit, worüber jedermann erstaunte. Alle Aufmerksamkeit zog sich von seinem Namen auf seine Geschicklichkeit, und als die Disputation zu Ende war, erscholl lauter Beyfall aus dem Munde ei-

nes jeden. Dokter Pillpullklyſtropfius war alſo, ohne zu wiſſen mit welchem Lerm, in ſeinen neuen Stand übergetreten.

Viertes Kapitel.

Worinnen wir unſern Leſern in Punkto des ihnen im erſten Kapitel gegebenen Verſprechens Wort halten.

Seit der Zeit, daß dem Doktor Blaſe das groſſe Unglük begegnet war, wovon im vierten Kapitel des erſten Buchs die Rede geweſen, war er ein ſehr fleiſſiger Mann geworden. Die Zeit die er auſſer den Pflichten gegen ſeine Patienten übrig hatte, wandte er anders an, als ehedem, wo er ſie gröſtentheils in der Geſellſchaft des ſchönen Geſchlechts zubrachte, weil er — dieſe für fähiger hielt, ihm neue Kunden zu verſchaffen, als die Männer. Jezt muſte es ihm entweder nicht mehr an Kundſchaft fehlen, oder er fand mehr Vergnügen, oder mehr Nuzen, in ſeinem Labo-

Laboratorio, denn darinn saß er zu jeder Stunde die er abmüssigen konnte.

Wer ihn sprechen wollte, muste ihn auch darinn besuchen. Denn er war keiner von denen, die mit ihren Operationen so geheim umgehen, als wenn der Schlüssel zur höchsten Glükseligkeit darinn verborgen läge, und die Ursache daß er sich von andern Königen des Rauchfangs so sehr unterschied, war, weil er nicht für sich, sondern für die ganze Welt arbeitete.

Er suchte also nicht das Geheimnis des Steins der Weisen, er wollte keine Universalmedizin ausfindig machen, die ihn und seine Erben (er hatte Brüder) in Gold begraben könnte, sondern er suchte Mittel, die er in diesem oder jenem Falle würksam befunden hatte, zu einer grössern Vollkommenheit für diesen oder jenen Fall zu bringen.

Guter menschlicher Mann! Mögtest du doch manchem unsrer heutigen Geld und Ehrbegierigen Laboristen zum Muster dienen, sie würden die Zeit, die sie in Suchung eines von ihnen weit entfernten Schazes zubringen, besser anwenden, sie würden durch die zeitlichen Güter, die sie in die Luft jagen, sich Hütten des Wohlthuns bauen, die kein Orkan stürzen, keine Fluth verschwem-

men, kein Feuer, selbst beym Untergang der Erde, verzehren könnte.

Wenn wir es irgendwo noch nicht sollten gesagt haben, so thun wir es jezt, daß Dokter Blase von der Gesellschaft mit Personen des schönen Geschlechts, ausser der pflichtmässigen, sehr abstrahirte, weil seine spizige Zunge, die er nun einmal nicht stümpfen konnte, ihm unendlich vielen Schaden würde gethan haben. Aber Maminka gieng oft bey ihm aus und ein, und zu dieser gesellete sich dann sehr oft Frau Stichblat, die wegen ihres sanften Wesens vom Doktor sehr gut gelitten war.

Aber in einer unglüklichen Stunde muste diese Bekanntschaft gestiftet worden seyn. Den Tag als der Baccalaureus abgieng, um dem Doktor Pillpulikinstropfius Gelder und Briefe zu bringen, nahm sich Maminka vor, den Dokter Blase diese Neuigkeit zu hinterbringen, und da die Frau Gevatter Stichblat ihr eben auf der Strasse zu einem Spaziergange ausgerüstet, begegnete, so vereinigten sie Vorsaz und Weg, und giengen beyde zum Dokter.

Dieser hatte in seinem Laboratorio schon seit langer Zeit eine Medizin am Feuer, die er in einem gewissen Zeitpunkte abnehmen muste, und war

war jezt darinn, um diesen Zeitpunkt aufs genaueste abzuwarten. Der Besuch zwey so lieber Freundinnen konnte indessen wohl seine Aufmerksamkeit etwas zerstreuen, er empfieng sie sehr artig, sezte ihnen Stühle, kam ins Plaudern, vergaß darüber die Medizin, und das Glas sprung mit einem fürchterlichen Knall.

Die Folge war, daß alle drey niederstürzten, denn die Mischung bestand aus Merkur und Arsenik, und das ganze Laboratorium war voll der diken Dämpfe, worinn sie sich aufgelöset.

Der Knall zog Leute herbey, und als sich der dikste Nebel verzogen, nahm man die drey für todt heraus. Alle Mittel die nur anzuwenden waren, wurden angewandt, und nach sechs Stunden kam wieder einiges Leben in dem Doktor. Aber Maminka und Frau Stichblat waren und blieben todt.

Diese wurden nun zu ihren Ehemännern gebracht, und der Fall hatte hier ganz verschiedene Folgen.

Ey, ey, rief Herr Zerberus, als man ihm den Körper, und die Erzählung verlegte — so schnell! Was wird mich das Begräbnis kosten! Aber er vergos keine Thräne, so wenig wie Fränzgen, welche im Gegentheil ihren Vater

aufmunterte vergnügt zu seyn, daß seine Frau nun nicht mehr im innersten seines Schazes wühlen könnte. Sie entdekte ihm manche Ausgaben, die Maminka gemacht, und die freylich in Zerberus Augen abscheulich gros schienen, ob sie gleich noch nicht die grösten waren. Er dankte ordentlich den Himmel für den Rettungsfall, und in dem Augenblike that er seinem Fränzgen das Versprechen, daß er nie wieder heyrathen wollte, es mögte nun auch eine so reiche Parthie kommen, als da wollte.

Vorher war das sehr seine Absicht gewesen, und ob Fränzgen sich gleich Gewalt genug über ihn zutraute, so wuste sie doch wohl daß es Stunden der Anfechtung gäbe, in denen sie ihren Vater nicht hüten könnte, und aus diesen Grunde war ihr das hab ich, besser als das hätt ich, und sie griff mit beyden Händen bey dem Versprechen zu.

Eben als Zerberus ängstlich über der Rechnung schwizte, wie hoch sich die Kosten belaufen würden eine Frau wieder los zu werden, die man mit so grossen Kosten angeschaft, brachte man ihm die Nachricht Herrn Stichblat habe der Schlag gerührt. Auch ihn hätte der Schlag rüh-

rühren mögen — aber die Liebe zu Stichblats Gelde muste stärker als der Schlag seyn.

Ohne Testament, rief er in der äussersten Bestürzung. Der ihm die Nachricht brachte konnte hiervon nichts sagen. Er sprang also selbst zu dem Gevatter hinüber. Dessen Thür war nun zwar für ihn verschlossen, weil er eben im Begriff war, sein Testament zu machen, aber soviel hörte er doch daß nur die rechte Seite gelahmt, daß er seinen Verstand und Sprache noch habe. Er dachte nun nichts sicherer als sein Sohn sey Universalerbe, und man habe ihn nur nicht zu dieser Handlung genommen, um theils ihm allen Dank zu ersparen, theils keine Gelegenheit zu geben, daß man von ihm denken könnte, er habe es so eingefädelt.

Bey dem Gevatter Stichblat war es aber eine andere Ursache.

Als man ihm seine todte Frau brachte, ein Weib, die sein ganzes Glük ausgemacht, die er so zärtlich geliebt, von der er sich in seinen alten Tagen Trost und Erholung in so manchen Beschwerlichkeiten versprochen, als man ihm die traurige Art ihres Todes erzählte, so machte dieses einen so tiefen Eindruk auf ihn, daß der Körper dem Drang der Seele unterlag. In-

dem er sich vor den kalten Ueberrest seiner Gattin niederwerfen wollte, um schmerzvolle Thränen über sie zu weinen, traf ihn ein Schlagfluß, der ihm nicht unwillkommen war, denn sein ganzer Wunsch war, wieder mit der vereinigt zu seyn, die ihm so unverhofft vorausgegangen.

Er fühlte, daß er sterben würde, lies deswegen sogleich Anstalt in Ansehung seines Vermögens machen, und befahl besonders daß Zerbezus nicht herein gelassen würde.

Als dies aber geendet war, lies er seinen Freund kommen, nahm von ihm Abschied, bedauerte, daß er den Baccalaureus nicht noch einmal sprechen könnte, und nach vier und zwanzig Stunden vereinigte ihn ein wiederholter Schlag mit der Gattin, die er verehrt, geliebt, und bitter ihren Verlust gefühlt hatte.

Fünftes Kapitel.

Das Teſtament wird geöfnet.

Der Baccalaureus erwartete mit ruhigem Herzen die Eröfnung des Teſtaments, weil er in ſeiner Sache gewis überzeugt war. Zerberus mit ſehr groſſer Unruhe. Ob er gleich ſich äuſſerlich nichts merken lies, ſo war doch ſchon die Möglichkeit, daß ihm die Erbſchaft oder ein Theil derſelben entzogen ſeyn könnte, ein ſchneidendes Uebel vor ihn. Er getrauete ſich gar nicht einmal den Gedanken zu äuſſern, ſein Geiz gieng ſo weit, daß er ihm die Idee vormahlte, er könnte durch dieſes Sagen etwas zur Würklichkeit der Sache beytragen. Selbſt gegen Fränzgen, die jezt ſein ganzes Herz und ſeine ganze Seele beſas, wollte er doch hiervon ſich nichts merken laſſen. Wenn ſie davon anfieng, ſo ſagte er es ſey nichts gewiſſer, als daß ſein Sohn alles bekäme, und höchſtens würde der gute wohlthätige ſelige Mann, ſeinen Leuten den Lohn fürs ganze Jahr ausgeſezt haben.

Wenn Fränzgen die die Neigung des Bevatters zum Baccalaureus ſehr gut kannte ſich

nun

nun davon etwas merken lies, daß er vielleicht diesen bedacht, so proteſtirte Zerberus mit aller Macht dawider und behauptete der selige Gevatter hätte lange eingesehen, daß er ein Faullenzer und Taugenichts wäre.

Endlich kam der Tag. Das Herz schlug Zerberus im Leibe, als der erste Punkt war, daß der Baccalaureus mit bey der Eröfnung zugegen, und Exekutor des Testaments seyn sollte. Es ärgerte ihn fast. Als dieser nun gerufen war wurden seinen Hausleuten jeden zweyhundert Thaler legirt, die sie sogleich vom baarem Geldvorrath nebst ihrem ganzen Lohn bekommen sollten.

Zerberus Herz schlug stärker, er verbis aber seinen Aerger.

Es kam ein Punkt, der ihm weher that. Des Gevatters Haus mit allen dazu gehörigen Mobilien und dem Ueberschuß an baaren Gelde sollte der Baccalaureus haben.

Zerberus seufzete tief. Eine Thräne stand in seinem Auge. Verwirrung in allen Zügen.

Auſſer diesem hatte der Gevatter schreiben lassen habe ich für hunderttausend Thaler Capitalbriefe — Hier erholte sich Zerberus — Diese sollen dem Sohne meines Freundes Zerberus

berus — Hier that Zerberus einen kleinen Sprung — zur Helfte — hier sanken die Knie unter ihm — und die andere Hälfte dem Baccalaureus vermacht seyn — Hier fiel Zerberus nieder, und man muste ihn zu Hause bringen.

Keinem von den Anwesenden wunderte sein Betragen, denn man kannte seinen stinkenden Geiz, aber alle wunderten sich daß der Baccalaureus sein Glük mit so gleichgültigen Augen ansahe.

Noch mehr würden sie sich gewundert haben, wenn sie mit ihm hätten zu Hause gehen können, wo er sich ganz misvergnügt in seinen Sessel warf. Das Schikſal hatte es ihm gar nicht recht gemacht. Er wollte lieber nichts erhalten haben, wenn er nur seinen Endzwek erreicht hätte. Was half ihm der Reichthum, da Pillpullly-stropfius es auch war, da alle seine Aussichten ihn zu bessern vergebens waren, da er seinen Verstand umsonst verschwendet, ein Mittel ausfindig zu machen.

So wenig eigennüzig war der Mann, und auch so wenig war es bey ihm Misgunſt daß er sagte: hätte der Dokter doch alles zusammen kriegen mögen, wenn es nur unter der Aufsicht des Alten geblieben wäre. Alles war ihm verdrieß

drieslich. Er zahlte den Leuten ihre Gelder und brummte dazu. Er lies Herrn Zerberus zu sich bitten, um die Briefe zu theilen und brummte dazu, und man fieng an zu glauben, daß er selbst geizig wäre, und lieber alles, als die Helfte und darüber gehabt hätte.

Der alte Zerberus war mit grossen Lerm und Geschrey so vieler die hinter ihm hergiengen und immer ausriefen: Pfui über den alten Geizhals! zu Fränzgen gebracht worden, welche, da sie ihn sahe, glaubte, es wäre alles verloren, und besonders, da Zerberus beym ersten Erwachen den Baccalaureus nannte, schlos, dieser hätte alles bekommen.

Als er nachher wieder zu sich kam, und ihr von den lumpichten funfzigtausend Thalern erzählte die sein Sohn geerbt, so schien ihr doch die Summe mächtig gros, und sie meinte, da sie doch einmal in Ansehung des übrigen es nicht ändern könnten, so mögte Papachen nur seine Sorge seyn lassen, einmal das Geld von dem Sohne für etwa ein paar pro Cent in seine Handlung zubekommen; und dann müste man den Baccalaureus zum Freund zu erhalten suchen, der wahrscheinlicher Weise nicht heyrathen würde.

Zer-

Zerberus fiel seinem Fränzgen bey diesen Worten um den Hals, und küßte sie für ihre vortreflichen Einfälle. Aber ich wüßte diesem allen die Krone aufzusezen, sagte er, wenn du dich entschliessen könntest, den Baccalaureus zu heyrathen.

Fränzgen lächelte. Seine funfzigtausend Thaler zu heyrathen sagte sie, das wäre nicht übel, weil aber dieser Punkt in die Folge unsrer Geschichte gehört, so mag er auch bis dahin ausgesezt bleiben.

Zerberus gieng zu dem Baccalaureus mit der Lehre im Herzen die ihm die Tochter gegeben.

Er bükte sich, schmeichelte und kroch. Der Baccalaureus behielt seinen brummenden Ton, legte ihm die Briefe vor und lies ihm die Wahl. Es war ein Depositionsschein von der halben Summe auf Sicht einzukassiren dabey, und um die Gelder seines Sohns gleich in die Hände zu bekommen nahm der Vater diesen. Der Baccalaureus wollte noch einen Versuch machen, und bat den Vater, seinem Sohne nicht zu trauen, weil er ein Verschwender wäre.

Zerberus sahe den Pädagogen steif an. Des Mannes Denkungsart fieng an ihm zu gefallen.

Er

Er versicherte ihn, er wollte seinen Rath befolgen, und verlies den Baccalaureus ruhiger.

Den Tag darauf waren die Gelder, die zu vier pro Cent standen, in Zerberus Hause, und den dritten Tag waren sie schon wieder zu acht pro Cent gegen einen andern Depositionsschein fort.

Dem Baccalaureus fieng es nach und nach an zu gefallen, daß er in die Wolle gekommen, er segnete nun seinen Wohlthater, richtete sein Haus ein, und lebte auf einen so glüklichen Fus, daß er wahr zu beneiden war.

Er behielt die Leute des Gevatter Stichblat in seinen Diensten, weil er mit ihnen gewohnt war. Er richtete seine Lebensart auf dessen Fus ein. Er that wohl, nur in der Stille, und der Herr Zerberus behielt auch seine Freundschaft, denn er dachte, wenn der selige Stichblat die Fehler des Mannes übersehen konnte, so kannst du es auch wohl.

Dazu kam, daß der alte Zerberus vortreflich in sein Horn blies, in Ansehung seines Sohnes ihm Recht gab, daß er ein Taugenichts wäre, und nach diesen Aussichten hatte der Dokter Pillpullklystropfius denn wohl ausser den funfzigtausend Thalern, wenig Gutes bey seiner

Räs

Rükkunft zu hoffen, die denn aber auch wohl bey einem geizigen Vater und pedantiſchen Lehrer ein weſentlicher Troſt ſeyn können.

Sechſtes Kapitel.

Was vor des Dokter Pillpullklyſtropfius Abreiſe von der Akademie ſich noch zuträgt.

Bisher hatten Rettgen und Burrmann ihren Freund ſehr wenig zu ſehen bekommen, weil er zu tief in ſeine Geſchäfte verwikelt war. Deſto öfterer aber hatten ſie von ihm geſprochen, hatten wahren Antheil an ſeinen Schikſalen genommen, und hatten ihn wegen ſeiner Unruhen, die ſie vorausſahen, und zum Theil auch voraus erfuhren, herzlich bedauert. Sie glaubten gewis, daß es ein tragiſches Ende mit ſeiner Diſputation nehmen würde, und hatten ſich, ſo gut ſie konnten, vorbereitet, ihn zu tröſten. Burrmann würde auch nicht unterlaſſen haben, ihn vorher zu warnen, wenn ſeine Thür nicht jedermann verſchloſ-

ſchloſſen geweſen wäre, auſſer vor den Pedellen, und alſo war ihm dieſer Freundſchaftsdienſt unmöglich.

Deſto gröſſer war ſein und Nettgens Freude, als ſie den Dokter mit Ruhm und Ehren gekrönt, wieder zurükkehren ſahen.

Pillpullklyſtropfius hatte auch alles von dem Augenblike an, da er auf ſein Zimmer gekommen, beyſeite geworfen, was zu ſeiner Disputation gehörte, weil er nur noch wenige Tage auf der Akademie zubringen wollte, und dieſe hatte er ſich vorgenommen, ſo heis als möglich, in der Geſellſchaft ſeines Freundes und ſeiner Freundin zu verleben. Es war ſein erſter Gang, und Nettgen, das lebhafte Mädgen, konnte ſich nicht enthalten, ihn um den Hals zu fallen, und mit einem warmen freundſchaftlichen Kuſſe ihm zu danken, daß er die Laſt, die ſeinen Freund und ſie gedrükt hätte, auf eine ſo vollkommne Art von ihren Schultern genommen.

Pillpullklyſtropfius wurde bey dem Kuſſe des Mädgens feuerroth, ob ſie gleich nicht dabey erröthete, denn ihr war es das Gefühl einer Belohnung, die er verdient hatte, und ihm kam es unvermuthet, lief Feuer ähnlich durch alle Adern ſeines Körpers, und jagte ſo die vortrefli-

treffliche und ungekünstelte Schminke der Natur hervor.

Und das Mädgen bemerkte auch dieses Rothwerden. Siehst du Burrmann, sagte sie, daß ich deinen Freund nicht verkenne. Ich gebe ihm den stärksten Beweis der Freundschaft, den ich ihm geben kann, und diese Unschuld in Gesicht und Mienen, ist ein redendes Gemählde seines edlen Herzens, wie es mir dieses bey dir war, da ich dir den ersten gab. O Burrmann, halte diesen Freund warm. Er gleicht dir zu sehr, als daß ich nicht wünschen sollte, daß wir uns seiner Liebe immer zu erfreuen hätten.

Sie denken zu partheyisch für mich, mein liebes Nettgen, sagte Pillpullklystropfius. Sie haben mich vielleicht einmal von einer guten Seite gesehen. Geben sie nur besser Achtung, so werden sie so viel zu tadeln finden, daß der Arme sich noch glüklich schäzen wird, wenn er nur den kleinsten Theil ihrer Achtung behält. O Nettgen, sie sind ein so liebes Mädgen, haben eine so reizende Freymüthigkeit, daß ich keinen Augenblik kenne, der mir so glüklich gewesen wäre, als diejenigen die ich bey ihnen bin. Ich habe noch nie gefühlt, was es heist, etwas vermissen, aber jezt weis ichs, und ich werde ihre

Reize vermissen, und ihre Gesellschaft wird mir fehlen.

Er war würklich so sehr durchdrungen, daß wenn er nicht so viele Ueberlegung schon in seiner Denkungsart gehabt hätte, er sich würde haben hinreissen lassen, noch einige Zeit zu bleiben, ja wenn er nicht eine so reine Freundschaft gegen seinen Burrmann gehabt, so würde ihn das Mädgen hingerissen haben, daß er sie geliebt hätte.

Die Tage die sie nun zusammen waren, flossen ihnen wie Stunden hin, der gröste Theil ihrer Unterhaltungen bestand in Ueberlegungen auf welche Weise Burrmann und Nettgen glüklich zu machen wären. Pillpullklystropfius that zwar den Vorschlag, daß er mit dem Vater der leztern selbst sprechen, und ihn disponiren wollte, in diese Verbindung zu willigen, aber Nettgen wollte das auf keinen Fall, und so unterblieb.

Dagegen wuste er die Leidenschaft, die sie beyde gegen einander fühlten, so zu mässigen und zu dämpfen, daß sie ihm fest versprachen, keinen übereilten Schritt zu begehen, und wenn sie ja in die äusserste Verlegenheit ihres künftigen Schiksals wegen kommen sollten, so wollten

sie

ſie doch ſich vorher ſchriftlich an ihn wenden, und ſeinen Rath ſich erbitten.

Pillpullklyſtropfius brachte noch einige Stunden zu ſeinem gröſten Ueberdruß damit zu, daß er von den Herrn Fakultiſten Abſchied nahm, wobey es freylich nicht ſo leer an Komplimenten abgieng.

Die Knotenperuque verſicherte ihm, er würde ein lumen mundi werden, wenn er ſichs nur ſteif und feſt angelegen ſeyn lieſſe, alle die alten abgekommenen Methoden wieder einzuführen. Er ſollte ſich zum Schreken aller jungen Aerzte, und zur Ruhe aller Pfuſcher aufſchwingen. Sich ein Anſehen zu geben, rieth er ihm, ſich bald mit einer Perugne zu verſorgen, weil das ein Gewicht gäbe, als ob man ſchon in praxi verlirt ſey. Es gäbe zwar auch eine Menge Menſchen, die einen jungen Arzt dem alten vorzögen, allein das wären mehrentheils junge Windbeutel und hätten auch kein Geld. Wo aber die Moneten ſtekten, und das ſey gemeiniglich bey den Alten, da hielte man auch etwas aufs Alter. Zum Schlus ſchenkte er ihm das Rezept einer Wundereſſenz, die er in ſeinen jungen Jahren erfunden, und mit welcher er ſich einen groſſen Reichthum zuwegebracht. Nun aber habe er

seinem Bruder, der eigentlich kein medizinisches Subjekt sey, die Besorgung desselben übertragen, der auch in der Welt umher reiste, um sie noch bekannter zu machen, als sie schon wäre.

Pillpullklystropfius war so gut als aus einem Schweizkasten erlöst, als er sich von dem Herrn Primarius befreyt sahe, wanderte zu den beyden Beutelperuquen, die in einem Hause wohnten, die ihm in langen Termini Glük und Segen auf den Weg wünschten, weil sie just nicht glaubten, daß er ein lumen werden würde, denn er hatte ihnen zuviel Treuherzigkeit. Doch rieth ihm der eine, der das System hatte, alle Krankheiten lägen im Blut, er sollte das Aderlassen als ein beständiges Stekenpferd gebrauchen. Es sey der leichteste Weg alle Patienten zu kuriren. Der andere, der ein Spinnefeind des Aderlassens war, sagte, er solite alle Lanzetten und Schnepper zerbrechen, die er sähe, denn es wäre nichts nöthig, als zu laxiren, und wenn der Patient nach achttägigen purgiren sich noch nicht besser befände, müste man es noch acht Tage fortsezen.

Pillpullklystropfius sahe nun wohl ein, daß wenn eigner Fleis ihm nicht mehr gelehrt, als

er

er in den Kollegiis ſeiner Lehrer profitirt, ſo wä: re es ſehr windig mit ſeiner Kunſt geweſen.

Faſt hatte er Willens den Dekanus zu über: gehen. Weil er ihm doch aber manchen guten Rath zu verdanken hatte, ſo wollte er ſich nicht böſer Nachrede ausſezen.

Dieſer Dekanus, ob er gleich eigentlich der wirkende Grund von dem Namen des neuen Dokters geweſen, hatte doch ſelbſt dieſes ſchon wieder bereuet, da er ſahe, daß der Kopf dieſes Mannes ſo helle war, und nun glaubte, ſein Name würde den Fortſchritten, die er ſonſt in der Arzneywiſſenſchaft machen könnte, hinderlich ſeyn.

Er nahm ſich daher vor, noch ſo rechtſchaf: fen an ihm zu handeln, als er könnte, und ihm von ſeiner eignen Kunſt mitzutheilen, was er vermogte.

Zu dem Ende läugnete er ihm gar nicht, daß ſein Name ihn einiger Lacherlichkeit ausſezen würde, aber die würde ſich verlieren, wenn er das Weſen annähme, als ob es ihm eine Klei: nigkeit ſey, die ganze runde Summe aller Krank: heiten, auf einmal zu kuriren. Das ſey nun einmal ſo mit dieſer Wiſſenſchaft, daß ſie eine

betrügliche Kunſt ſey, und auf das blinde Glük ſich ſtüze.

Er für ſeine Perſon glaubte, daß es keinen Arzt gabe, der auf gewiſſe Grundſaze kurirte. Aber die Hauptregel ſey, daß man ſich nie müſſe merken laſſen, daß man ſeiner Sache nicht gewis wäre. Wenn man auch die gefahrlichſte Probe anſtellte, ſo müſſe das Wort probiren, doch immer entfernt ſeyn. Der Ton der Gewisheit mache den groſſen Arzt, und habe ſchon manchen Stümper aufgeholfen.

Pillpullklyſtropfius erſchrak für dieſen Hypotheſen. Er empfahl ſich ſchnell dem Dekanus. Was er ihm über ſeinen Namen geſagt, hatte ihn zwar anfänglich etwas aufmerkſam gemacht, allein das folgende hatte dieſes ganz wieder aus ſeinem Gedächtniſſe vertrieben.

So unbedeutend ihm anfangs der Abſchiedsbeſuch von dieſen Leuten geſchienen ſo war es doch jezt nicht mehr ſo. Er wollte zwar gleich zu Nettgen gehen, aber innere Ueberlegung hielt ihn zurük. Was für Leute! ſagte er bey ſich ſelbſt. Hüte dich Pillpullklyſtropfius daß du ihnen nicht gleich wirſt! Sey fleiſſiger, ſey nachdenkender als ſie.

In Wahrheit, liebe Leſer, wenn wir bedenken, daß dieſe vier Doktores die berühmteſten Aerzte der Stadt waren, daß der eine probirte was zu probieren war, und es drauf ankommen lies, die Menſchen mogten ſterben oder leben, daß er alles auf die Natur rechnete, und ſeinen Arzt als einen Titel anſahe, der ihm die Freyheit gäbe für Geld todtzuſchlagen — daß der andere mit ſeiner Wundereſſenz alle Mägen überſchwemte, die in ſeine Gewalt kamen, und das Leben in den Tod erſäufte — Daß der dritte das Blut aller Welt aus den Adern zapfte, bis der Menſch vor Mattigkeit ſelbſt überdrüſſig wurde zu leben, welches bey ſeinen Patienten gemeiniglich der Fall war — und daß der vierte glaubte den Tod herauspurgiren zu können wenn er ſchon da wäre, und ſehr oft ſteif und kalten Körpern noch Purganzen einflöſſen lies, ſo mögten wir bald den Ort nennen, wo ſich dieſes zutrug, damit keiner dem ſein Leben lieb iſt, ſich dahin retirre, um ſich todt probieren, todt eſſenzen, todt aderlaſſen oder todt purgieren zu laſſen.

Doch — mundus vult decipi, decipiatur ergo —

Siebentes Kapitel.

Pillpullklystropfius reißt, und hat eine kleine Seelenrekreation, ehe er an Ort und Stelle kömmt.

Nettgen und Burrmann vertrieben dem guten Pillpullklystropfius bald alle Grillen, die er über die sonderbare Beschaffenheit seiner Lehrer hatte. Der andere Morgen war zur Abreise bestimmt, und sie wollten ihn eine halbe Tagereise begleiten. Er sahe der Stunde mit einem innern Misfallen entgegen die ihn von diesen lieben Freunden trennen sollte. Er konnte aber so lange er bey ihnen war, nichts von dieser Empfindung äussern, denn sie waren zu voll Wonne, die Augenblike die er in ihrer Gesellschaft zubrachte.

Nettgen hatte die Erlaubnis von ihrem Vater erhalten, mitzureisen. Er wuste es daß sie mit Burrmann einen sehr freundschaftlichen Umgang hielt, allein sie war in seinen Augen eine Tochter, der man alles anvertrauen konnte, und sie war es auch bis auf die Schwäche ihrer Lei-

den-

denschaft. Und der Gehorsam den sie ihrem Vater immer bewiesen, schien ihn zu sichern, daß sie dieser nicht unterliegen sollte, da er sie auch selbst nur für ein vorübergehendes Feuer hielt.

Der Morgen war sehr schön — man vergaß darüber die bevorstehende Trennung. Um sich etwas länger aufhalten zu können, war man früh ausgefahren. Der Ort der dazu bestimmt war, war ein bleſſes Dorf, aber es hatte ein Schlos und einen schönen Garten, der Fremden offen stand. Sobald sie ankamen, giengen sie dahin. Pillpullklystropfius hatte Nettgen am Arm. Zum leztenmale, meine Beste, vielleicht auf immer gehe ich nun mit ihnen. Lassen sie uns den schönen Tag mit recht innigen Gefühl genieſſen, damit mir der Augenblik lange in Gedanken bleibe, der mir so schmerzhaft ist, und süß werden wird, wenn ich mir sie dabey vorstelle, sagte er.

Was ich dazu beytragen kann, dieſes Andenken in ihnen zu erhalten, das werde ich gewis thun, erwiederte ihm das sanfte Mädgen. Ihr Andenken in mir wird nie untergehen. Zwar weis ich noch nicht ob es allemal gut seyn wird, denn, lieber Mann, alles was sie gethan

than haben, alle Empfindungen die sie in mir rege gemacht, alle Entschlüsse die sie bevestigt haben, sind zwar schön und gut, aber sie machen mich nicht glüklich; der Traum den sie verjagt haben, machte es weit mehr. Sie haben mich aus dem Irrthum gebracht, daß ich in einem schönen blumenreichen Garten wäre. Freylich glaubten sie der Ausgang daraus würde sich in einen fürchterlichen Wald enden, worinn ich mich verirren, und umkommen müste. Und ich gestehe es wäre möglich gewesen.

Aber konnte ich nicht eben so gut auf einen gebahnten Weg, und mit einem blossen kurzen Schreken davonkommen.

Der Dokter Pillpullklystropfius bestürzt über diese Abschiedsrede, konnte sich hier kaum helfen. Doch nahm er bald die ihm gewöhnliche Fassung zu Hülfe und sagte: Und wie kommen sie denn heute auf den Punkt? So oft haben wir davon gesprochen, und noch nie hat ihnen das gereuet, was sie darüber beschlossen —

Es gereuet mich auch noch nicht. Es ist der Unmuth von ihnen getrennt zu werden, der aus mir spricht. Ich denke wenn sie weg sind, wenn ich die Stüze verliere, die mich erhält, so wer-

werde ich wieder wanken, und das wieder wanken und fallen iſt doch wohl weit ſchlimmer für mich als wenn es im erſten Taumel geweſen wäre, der Entſchuldigung litt —

Freylich viel ſchlimmer, erwiederte Pillpullklyſtropfius, aber halten ſie ſich dann nur an ihren Burrmann, der iſt ſchon feſt genug.

Rettgen ſahe ihn bedeutend an. Sie lächelte endlich und ſagte: Feſt genug gegen die Liebe? Nein, mein beſter Freund. Das iſt er nicht. Ich müſte mir ſelbſt nichts zutrauen, wenn ich mir nicht einmal zutrauen wollte, ihn nach meinen Willen in einer Sache zu lenken, die ſeine eignen Wünſche betrift, und ſie befriedigt.

Pillpullklyſtropfius dachte nach. Er wuſte freylich nicht recht was Liebe war, und ſo gieng er auf ſich zurük, und überlegte, was er ſelbſt in dem Falle thun würde, und es kam ihm vor, als wenn er ſich auch wohl zu etwas würde überreden laſſen, was ſonſt ſeines Thuns nicht wäre.

Daher kam es denn daß er ſagte: Und ſie mögten doch wohl recht haben — und nun wuſte er auch keinen beſſern Rath als ihren eignen Stolz rege zu machen. Ich muß mich denn,

fuhr

fuhr er fort, auf sie verlassen, und ich traue ihnen so viel Ueberwindung über sich selbst zu.

Burrmann, der abwesend gewesen war, kam jezt zu ihnen, und man theilte ihm das mit was der Innhalt der Unterredung gewesen. Aber dem war es gar nicht gemüthlich von solchen Dingen zu sprechen. Kömmt Zeit, kömmt Rath, war alles was er sagte, und Nettigen, die auch zufrieden war, wenn sie ihren Geliebten nur ruhig sahe, lies das weitere Nachdenken darüber weg.

Man gieng wieder aus dem Garten ins Wirthshaus. Burrmann gieng in die untere Wirthsstube, um etwas zu bestellen. Er erstaunte, ein Mädgen von ausnehmender Schönheit darinn zu finden. Sie war wie eine Bäuerin, aber reinlich gekleidet. Sie stand am Ofen, hatte eine Hand daran gestüzt, auf welcher wieder ihr Kopf lag. Sie sahe traurig vor sich nieder.

Burrmann las ihren Kummer in ihrem Gesichte, aber er getrauete sich nicht, sie anzureden. Indessen konnte er eben so wenig, theils seine Neugierde, theils die Begierde überwinden, sie zu trösten, und zu sehen, ob er ihr helfen könnte. Er gieng also hinaus, und bat

sein

sein Nettgen, die liebenswürdigste aber auch zugleich traurigste Person ihres Geschlechts zu sehen, und zu versuchen, ob sie etwas zu ihrer Aufmunterung beytragen könnte.

Nettgen lächelte über den Eifer ihres Geliebten, und trat mit dem Dokter an der Hand zu ihr hinein.

Sie lies die Hand des Dokters darauf los, und gieng auf das Mädgen zu.

Sey nicht traurig, liebes Kind, sagte sie, wenn du auch Ursachen hast, es zu seyn, so lassen sich diese vielleicht heben, und es giebt Menschen, die gern alle Traurigen frölich sehen mögten, weil sie selbst gern frölich sind. Das Mädgen sahe auf, sahe Nettgen an, gieng aber sachte, und mit einem gefälligen Blik auf sie, vor ihr vorüber, und auf den Dokter zu.

Nun sagte sie, ist hier auch irgend jemand der mich abhalten kann, ihnen zu danken, der mir hart begegnen und mir schuld geben kann, daß ich Unrecht thue.

Ach bist du es, rief Pillpullklystropfius. Wie kömmst du hierher. Doch was frage ich? Warum bist du traurig? das soll meine erste Frage seyn.

Nun stellten sich Burrmann und Nettgen dazu. Das Madgen faste des Dokters Hand. "Nicht so traurig, als da meine Mutter starb."

Nicht so traurig? Das ist schön, mein Kind. So kann ich dir helfen. Damals konnte ich dir nicht helfen.

Helfen, ja das könnten sie wohl sagte das Madgen, wenn man die Hülfe nur gern annahme. Ja wenn es wieder Trost zu geben, wenn es eine Hülfe wäre, die nichts kostete, so wollte ich sie gleich darum bitten, aber so bin ich arm und verlassen, habe niemand den ich um Rath fragen kann, suche Dienste, und mögte doch auch nicht gern welche, die mich so ganz in dem Mangel sezten, einige Zeit für mich anzuwenden, wie ich es sonst gewohnt war —

Der Dokter Pülpullülystropfius hatte ganz erstaunt zu gehört — und stand noch eine Weile erstaunt, und sahe sie an.

Du bist arm? du willst Dienste nehmen? sagte er endlich. Du warst ja reich, hast ja ein eignes Gut.

Hatte es, mein lieber Herr — nun nichts mehr — Mein Stiefvater — doch er ist mein Vater — nichts mehr davon — Ersparen sie mir die Erzählung. Wie sie mich hier sehen bin

bin ich. Nichts ſonſt auf der Welt iſt mein. Kein Geld habe ich. Das Schikſal iſt mir zuwider. Ich bin bis hierher gekommen, aber mit Noth und Angſt ohne Dienſte zu finden.

Nein, das Schikſal iſt dir nicht zuwider, ſagte der Dokter eifrig. Es hat dich hierher geführt, um dich glüklich zu machen. Ich werde dich verſorgen. Glaubſt du, liebes Mädgen, daß man nur dann Freund iſt, wenn man keine Koſten dabey hat. Das ware ſehr übel, mein gutes Mädgen. Lerne beſſer von Menſchen denken. Aber ich kenne dich, und kenne dich auch nicht. Wie iſt dein Name?

Ich heiſſe Maria, mein Herr. Nun gut denn. Maria, du biſt von nun an meine Schweſter.

Die Szene hatte verſchiedene Leute verſammlet, die darauf Acht gaben, was hier vorgieng, und weil der Dokter merkte, daß Maria ſich ſchüchtern umſahe, ſo wollte er ſie der Aufmerkſamkeit entreiſſen, bat Rettgen, daß er ſie mit auf ſein Zimmer nehmen dürfte, erhielt dieſe Erlaubnis ſogleich, und wollte ſie zur Thür hinaus führen, als ein Mann auf Art eines Boten gekleidet, in die Thür hereinkam,

und mit seinem Fluchen aller Aufmerksamkeit auf sich zog.

Sein Lermen gieng nemlich über diejenigen hinaus, die funfzig tausend Thaler erbten, und nicht einmal seine Nasen genug hätten, um da zu bleiben, wohin man ihnen die Nachricht von ihrem Glüke bringen wollte.

Doch wollte man sich, nachdem man den pudelnärschen Kerl angesehen, entfernen, als eine zweyte Ausrufung den Dokter und seine beyden Gefährtinnen noch weit aufmerksamer machte, denn der Kerl fieng jezt an, nun müste Beelzebub wissen, wo der tausend elementarische Zerberus stekte, und sein geiziger alter Vater würde ihm gewis die paar Groschen nicht geben, die er verdient, wenn er nicht die Briefe würklich abgegeben, und Antwort darauf bey sich führte.

Jezt näherte sich der Dokter dem Manne. Kennt er denn den jungen Zerberus. Ja, wenn er so'n geiziges Gesicht hätte, wie sein Vater, so wollte ich'n wohl kennen, sagte der Bote, aber da war ein Baccalaureus, der sagte, es wäre ein liederliches Windbeutelsgesicht.

Ich bekomme schöne Ehrentitel, sagte Pillpullklystropfius, und drehete sich gegen Burrmann.

Der

Der Bote merkte, woran er wär, nahm ſeine Mäze vom Kopf, und in der Verlegenheit worinn er ſich befand, faſte er ſich noch gut genug. Da hat doch der Baccalaureus auch ſo gewis ich einen Schnurrbart habe, ein unwahres Wort geredt, denn der junge Herr hat ſo wenig ein Windbeutelsgeſicht, als ich ein General geworden wäre, wenn ich unter den Huſaren blieb, und mein Herr, fuhr er fort, und bükte ſich tiefer, als er es gewis in ſeinem Leben gethan, ich mögte mich aufs Maul ſchlagen, daß ich ſo unvorſichtig geweſen, und mich ſo weit herausgelaſſen habe.

Nein, mein lieber Mann, ſagte der Dokter, man thut nicht unrecht, wenn man ſagt, was einem in der Seele iſt, aber meinen Vater hättet ihr ſchonen ſollen, denn noch habt ihr keinen Beweis, daß er geizig iſt.

Vielleicht hatte der Mann ſchon Beweiſe, aber aus Ehrfurcht vor den Sohn, unterdrükte er ſie, und vielleicht ſpielte auch der Eigennuz ſeine Rolle mit dabey, von dem Sohn zu verdienen, was der Vater ihm nicht geben wollte.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius wuſte indeſſen immer ſich noch nicht zu finden, denn er konnte ſich mit den funzig tauſend Thalern nicht

zusammenreimen, woron der Mann sprach, und auf das Wahre fiel er nicht, bat sich also eine Nachricht darüber aus.

Ja wissen sie denn nicht, sagte der olime Husar, daß der reiche Herr Stichblat gestorben ist, und ihnen funfzig tausend Thaler von seinem Gelde vermacht hat — aber der tausend, ich sollt ihnen ja erst die Nachricht bringen, wie können sie es denn wissen?

Der Dokter hörte nicht sobald daß Stichblat gestorben wäre, als er sich mit der linken Hand, denn an der rechten hatte er Marien, vor die Stirn schlug, und ausrief: Ach mein Wohlthäter, so soll ich dich nicht wiedersehen! Marie fühlte ganz mit, was er fühlte, sie lies einige Thränen fallen, nahm die Hand, mit welcher er sie angefaßt hatte, drükte sie zärtlich, und sagte: Armer gekränkter Mann, wie bedaure ich sie! Der Antheil, den sie daran nahm, war ihm doppelt werth.

Er lies sich von dem Husaren die Briefe geben, die er bey sich hatte, und führte nun Marien hinauf, und Rettgen und Burrmann folgten ihnen.

Er lies Marien in der andern Gesellschaft und gieng wieder in den Garten. Er öfnete

hier

hier die Briefe. Er nahm des Baccalaurens seinen zuerst. Der sagte ihm mit wenig Worten: Daß sein Wohlthater für ihn sehr zur Unzeit gestorben ware, und daß er keinen Augenblik zweifelte, daß er ihm zu seinen Verderben sein baares Vermögen vermacht.

Das Ding war dem Dokter doch sehr empfindlich. Er stekte den Brief ärgerlich ein, und nahm den von seinem Vater. Der schimpfte gar auf den verstorbenen Stiefvater, hies ihn einen unverständigen Mann, daß er ihm nicht alles gegeben, und machte dadurch einen schmerzhaften Eindruk bey seinem Sohn, daß man seines Wohlthaters Gefälligkeit so übel belohnte.

Er gieng noch einigemal im Garten auf und ab, und überlegte, ob er etwas für Marien thun könnte, denn mit diesen Gedanken wollte er jenen unangenehmen Eindruk verlöschen.

Als er wieder zur Gesellschaft kam, sahe er Marien voll Wehmuth. Und noch traurig? sagte er.

Nun nicht mehr über mich, antwortete sie, sondern über sie, über ihren Verlust, der mir so nahe geht, weil er ihnen so weh thut.

Gute Marie, du bist so theilnehmend, so empfindlich — Wohl mir, daß ich im Stande

bin, etwas für dich zu thun. Willst du mir ohne Umstande auf die Frage antworten, die ich dir thue?

Auf tausend, erwiederte das Mädgen.

Es braucht nur der einen, sagte Pilipullkystroppius lachelnd. Willst du meine Frau werden? Ja oder Nein. Ach mein Herr, wie kann ich ihnen das beantworten? Wie kann ich armes Madgen Ansprüche auf ein solches Glük machen: Wie kann ich es wagen, ein Versprechen von ihnen anzunehmen, was sie gewis einmal gereuen muß.

Viel zu viel Umschweiffe, mein liebes Kind. Ich liebe dich, kannst du mich wieder lieben, so bist du die meinige.

Ob ich es kann? Ich glaube ich liebe niemanden auf der Welt so sehr wie sie. Ich hätte mit dem Augenblike, da sie mich wegen meiner Mutter so schön trösteten, mit ihnen gehen, und bey ihnen bleiben können. Damals war ich Kind, und dachte kindisch. Jezt muß ich ernsthaft denken. Jezt sehe ich mich in einer Gestalt, daß ich mirs für Pflicht halte, nein zu sagen, und so gern — so gern sagte mein Herz: Ja! O wenn dein Herz es nur gern sagte, so will ichs

deinem Munde erſparen. Das ſoll mir genug ſeyn. Du biſt die meinige, aber Nettgen!

Nettgen verſtand ihn. Ich weiß, ſagte ſie, was ſie von mir bitten wolien. Ich weis den ganzen Werth deſſen was ſie für mich gethan haben, und ſollte ich auch würklich nicht glüklich dadurch ſeyn, ſo ſchadet dies ihrem Verdienſte nichts. Ich nehme ihre Maria mit mir, und ſie ſollen ſie bey mir wieder ſuchen. Komm mein gutes Mädgen ſagte ſie darauf zu Marien, du ſollſt meine Scheſter, meine Begleiterin, meine Freundin ſeyn. Ich will dir die Tage die du noch ohne deinen Gatten lebſt ſo ſüß machen, daß ſie dir nie gereuen ſollen.

Maria war ſo beſtürzt über alles das gute was ihr begegnete, daß ſie ſich nicht zu faſſen wuſte. Sie lies ſich führen, wohin man wollte. Sie nahm den zärtlichſten Abſchied von dem Dokter, der gern noch einen Tag an dem Orte geblieben wäre, wenn Nettgens guter Ruf, und ihr Gehorſam gegen ihren Vater nicht dadurch gelitten hätten.

Nettgen und Burrmann reiſten viel vergnügter als ſie gedacht hatten. Nicht allein eine angenehme Geſellſchafterin, ſondern auch die Hofnung, nun ihren Freund gewis einmal wie-

derzusehen, begleitete sie, indessen daß der Dokter Pillpullklystropfius alles zurüktics, was ihm angenehm war, und dem schmerzhaften Andenken eines verlohrnen Wohlthäters, und dem traurigen Anblike eines niedrigdenkenden Vaters und eines unrechtmässig erzürnten Lehrers entgegen eilte.

Ganz ohne Gesellschaft war er indessen nicht, denn er nahm den abgedankten Husaren, der ihm die Nachricht von seiner Erbschaft gebracht mit sich. Er fand in ihm ein gutes ehrliches Blut. Er plauderte gern, und wenn er nicht von seinen Heldenthaten zu lügen anfieng, so war er ganz erträglich. Sonst half er dem Dokter zu einer bequemern Reise, denn er wartete ihm auf, bestellte Pferde, half den Wagen schmieren, und insinuirte sich durch seine Dienstfertigkeit so sehr, daß ihm Pillpullklystropfius den Antrag that, als Bedienter bey ihm zu bleiben, und der Husar griff mit beyden Händen zu, betheuerte hoch und schwer, er habe in seinen Leben keinen bessern Herrn bekommen können als ihn.

Wenn der Dokter Pillpullklystropfius seines Geschwäzes überdrüssig war, so wiegte er sich in künftige paradiesische Szenen mit Ma-

rien

rien, denn diese hatten alle Systeme der Medizin aus seinem Korse verdrängt, und er befand sich dabey sehr glüklich.

Achtes Kapitel.

Wie der Dokter Pillpullklystropfius den ersten Tag in seiner Vaterstadt zubringt.

Wir glauben ganz sicher, und es läßt sich fast mit mathematischer Gewisheit berechnen, daß wenn der Dokter Pillpullklystropfius jezt Herr seines Vermögens geworden wäre, er sich mit Marien in Ruhe gesezt, und wahrscheinlich wir von ihm nun nichts mehr gehört hätten, als er nahm ein Weib und starb.

Allein alles was nun in unsrer fortgesezten Geschichte von ihm noch zum Vorschein kömmt, ist die Folge so mancher Widerwärtigkeiten die er ertragen muste.

Bisher hatte ihn das Glük gesucht. Von einem geizigen Vater zu einem freygebigen Wohlthäter zu kommen, einen pedantischen Lehrer los zu werden, der seine ganze Denkungsart verunstaltete, aus einer liederlichen Gesellschaft noch zur rechten Zeit herausgerissen und ein Gelehrter zu werden, ein Madgen zu finden, daß ein König nicht verachtet haben würde, und eine Erbschaft von funfzigtausend Thalern zu thun, das waren alles Blindschüsse, die in der Welt nicht so häufig vorkommen, und deren sich nicht viele unsrer Leser zu errinnern wissen werden.

Jezt schien es als ob er das Glük suchen sollte. Zwar ob wir gleich unsern Leser auf die Enträtzelung dieses Phänomens neugierig gemacht haben, so müssen wir doch aufs neue ihn zur Geduld verweisen, bis wir an den Zeitpunkt kommen.

Denn noch ist er nicht zu Hause, und jezt langt er erst in einer mit drey Postpferden bespannten Schaise, vor dem Hause seines Vaters an, und der Postillion blies sein Leibstükgen mit bewundernswürdiger Geschiklichkeit. Der Alte seufzte als er das hörte, er nahm gar keinen Theil an dieser Musik. Er fluchte aber als er sahe,

ſahe, daß der Huſar aus dem Wagen ſtieg. Konnte der Kerl nicht zu Fuſſe gehen, rief er aus. Muſte man ſeinetwegen, das dritte Pferd bezahlen? Kerl! du biſt ein Nagel zu meinem Sarge.

Saate ichs nicht, mein Herr, daß ihr Herr Vater geizig wäre.

Pillpullklyſtropfius drehete ſich um: "Seitdem du mein Bedienter biſt, muſt du die Ehrfurcht gegen meinen Vater nie aus den Augen ſezen, oder wir ſind geſchiedene Leute"

Dies war das Signal worauf der Huſar ſich demüthig zurük zog, denn ſeinen Herrn zu verlieren, das war ihm jezt nichts weniger als gelegen.

Aber der alte Zerberus ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen — Du einen Bedienten? Wohin denkſt du mein Sohn? Meinſt du das biegen Geld kann nicht alle werden — Denkſt du etwa daß ich dir vorſchieſſen ſoll wenn du nichts mehr haſt. Ach ich armer Mann! Ich muß ſo knapp Biſſen eſſen.

Der Doktor Pillpullklyſtropfius verſprach ſeinem Vater jezt heilig daß er bey ſeinem Leben nichts mehr von ihm haben wollte, als was er von Stichblat vermacht bekommen, und dies

war

war dem Alten ein so rührendes Geschenk, daß er ihn auch gleich umarmte, aber eben so schnell in die Schreibstube zog und diese Aussage sehr bündig zu Papiere brachte, welches der Sohn sogleich unterschreiben mußte.

Nachdem der Auftritt vorüber war, frug der Dokter aber auch nach seinen Geldern, und der Vater sagte, er wollte um seiner Sicherheit willen, die Liebe an ihn thun, und sie für drittehalb pro Cent in seine Handlung nehmen. Da stellte ihm der Sohn vor, daß er in der größten und sichersten Handlung zu vier pro Cent sie unterbringen könnte, und daß er, weil er seine eigene Wirthschaft anzufangen gedächte, auch mehrere Ausgaben habe.

Des alten Zerberus Kopf schüttelte wohl zehnmal auf jede Seite, als der Dokter dies sagte. Eine eigene Wirthschaft! Wozu das? mein Sohn! Laß du alte Leute vor dich sorgen, die Erfahrung in der Sache haben. Das sind unnöthige Unkosten — Du gibst mir ein mäßiges Kostgeld —

Auch noch von drittehalb pro Centen, sagte der Dokter, dem die Galle nach und nach etwas überzulaufen anfieng —

Nu nu mein Sohn, ich will dir viertehalb geben, und dann bleibts beym Koſtgelde.

"So lange ich mich nicht verändere" —

Verändern! ach! die Weiber! Sie taugen alle nichts, alle nichts, mein Sohn —

Weil aber der Dokter über dieſen Punkt nicht Luſt hatte ſich zu zanken, ſchwieg er, und der alte Zerberus bat ihn ſo lange zu Fränzgen zu gehen, bis er die Sache in Ordnung gebracht.

Das that er auch. Fränzgen lief ihm entgegen, denn ſie hatte ſeine funfzigtauſend Thaler gewaltig lieb gewonnen. Sie fiel ihn um den Hals konnte aber doch nicht unterlaſſen, zu fragen, ob er denn ihr Geſchenk noch hätte.

Ich habe es ſehr gut angebracht, Schweſter ſagte er. Ich fand in dem erſten Dorfe durch welches ich von hier reiſte einen Huſaren, neben dem eine arme Frau ſtand und weinte.

Ich erkundigte mich nach der Urſache. Ich hörte daß ſie unſerm Hauſe für verſchiedene Waaren ſechs Thaler ſchuldig und man ihr jezt eine Kuh, die ihr einziger Unterhalt wäre verkaufen wollte. Die Frau hätte müſſen Hungers ſterben. Ich gab ihr alſo alle drey Dukaten,

und

und machte dadurch eine Ungerechtigkeit wieder gut, die ein Beytrag zu den Gewissensbissen meines Vaters gewesen seyn würde.

Fränzgen zog den Mund nicht wenig, aber da ihr Bruder jezt ein ganz andrer Kerl war, als da sie ihm das Geld gab, so fand sie es rathsamer zu schweigen, und ihren Verdrus in die Hoffnung ihm weit mehreres abzunehmen, einzuhüllen.

Der alte Zerberus hatte seinem Sohne indessen einen Schein über die Summe beschrieben, und sie wohlbedächtlich aus Golde, worinn es gegeben war, in Münze verwandelt, wobey er ein ansehnliches Profitchen zu machen gedachte.

Aber über der Arbeit fiel ihm ein, daß er den andern Schein auf seines Sohnes Namen stellen lassen, und nun ärgerte er sich in seine Seele, daß ers gethan, denn da muste er des Sohnes Abtretung über den Schein heben, und konnte sich wohl denken, daß der es unbillig finden würde acht pro Cent zu nehmen.

Indessen muste es ihm doch vorgetragen werden, und er rief ihn also. Der Doktor Pillpullklystropfius sahe aber diesen Schein kaum, als er ihn nahm, seinem Vater sagte, daß

er das nicht annehmen könnte, daß er morgen zu dem Beſizer des Geldes gehen, und es wegnehmen, oder im Fall es ein ehrlicher Mann wäre, es ihm zu vier pro Cent laſſen würde.

Angenagelt auf den Boden ſtand Zerberus in der ſteifſten Stellung die er nur je in ſeinen Körper gebracht, denn das Erſtaunen ſpannte alle ſeine Nerven, und dehnte ſie zu einer ſo übertriebenen Länge, daß er ordentlich zu wachſen ſchien.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius der jezt alles beyſeite ſezte, was ihn als Sohn an den Vater hätte binden können, wenn er gegen ihn natürlich gedacht hätte, ſagte ihm, er mögte ſich über die Sache nicht ereifern, denn er würde doch Herr ſeyn, mit dem ſeinigen zu thun was er wollte. Auſſerdem fürchtete er, ſo gros auch das Haus wäre, wohin er das Geld gegeben, daß es doch eine kritiſche Bewandnis habe, weil ein ehrlicher Mann zu dem Preiſe kein Geld nuzen könne.

Zerberus Nerven ſchlaften wieder etwas herunter, denn es kam ihn in den Sinn, daß, was ſein Sohn von dem kritiſchen ſagte, vielleicht noch wahr ſeyn könnte, und aus dem Grun-

de zog er sich weislich zurük, um diese Folgen erst abzuwarten.

Der Dokter Pillpullklystropfius wollte, weil es Nachmittag war, den Kaufmann nicht besuchen, dagegen aber zum Baccalaureus gehen, um ihn wo möglich, sich wieder zum Freunde zu machen, und Böses mit Guten vergelten, welches ein Hauptumstand in der Moral seines Herzens war.

Aber der Baccalaureus hatte auch einen Hauptumstand in seiner Denkungsart, und das war der, daß er sich nie verstellen konnte, sondern immer mit der Meynung gerade herausgieng. Da er nun glaubte, daß er nichts zu der Besserung des Dokters beytragen könnte, so lies er sich auch nicht einfallen, ihn zu sprechen, als daher er gemeldet wurde, lies er ihm sagen, er würde sich freuen, wenn er sich besserte, und wenn es ihm wohl gienge, aber sonst habe er ihm nichts zu sagen. Uebrigens wollte er ihm mit allen dienen, was ihm zu Befehl stände, nur mit seiner Unterhaltung nicht.

Pillpullklystropfius erstaunte jezt so sehr, wie sein Vater, denn eine so runde Grobheit hatte er nicht erwartet. Jeder andere würde geurtheilet haben, daß aus dem Baccalaureus

nach

nach seiner Erbschaft ein aufgeblasener Mensch geworden wäre, der weiter keine Achtung verdiene.

Aber der Dokter urtheilte nicht so. Er hielt es für Schwachheit, wie es auch war, und erwartete, ob es nicht durch die Länge der Zeit sich ändern, und in neue Freundschaft übergehen würde.

Vors erste aber hatte er doch den Verdrus, und dieser erste Tag in seiner Vaterstadt, war ihm ein fürchterlicher Gegenstand gegen den, den er zulezt mit Marien, Nettgen und Burmann verlebt hatte.

Er legte sich auch so schwermüthig nieder, daß wenn sein Nervensaft nicht ganz verflogen gewesen wäre, er gewis die Nacht in ängstlicher Unruhe zugebracht haben würde. So aber hatte ihn die Ermüdung des Tages einen erquikenden Schlummer mitten im Kummer seines Herzens zubereitet.

Neuntes Kapitel.

In welchen der Dokter Pillpullkystropfius sehr arm wird.

Der Dokter schlief diesmal wieder seine sonstige Gewohnheit sehr lange, denn er pflegte früh aufzustehen. So aber hatte es schon neune geschlagen, als er sich erst im Bette regte. Seine Schwester, die den funfzigtausend Thaler Bruder soviel möglich schmeicheln wollte, hatte an der Thür gehorcht, und sobald sie ihn in Bewegung hörte, trat sie hinein, wünschte ihm einen guten Morgen, und frug ihn ob er Kosfee oder Thee trinken wollte. Er wählte den ersten, und sie brachte ihn mit eignen hohen Händen.

Als er getrunken, kleidete er sich an, und gieng sogleich zu dem Kaufmann dessen Depositionsschein er bey sich hatte. Als er ins Comtoir trat, fand er die Leute in einer merklichen Bestürzung.

Er trug sein Verlangen vor, welches darinn bestand, daß man entweder gegen hinlängliche Sicherheit sein Geld zu vier pro Cent behalten, oder

oder widrigenfalls es ihm zurükgeben mögte, denn er wollte nicht auf eine unbillige Art damit wuchern.

Man sahe sich an, man lispelte, aber der Dokter verlangte Antwort. Da hies es denn, daß sein Anerbieten zwar sehr edel wäre, daß man ihm aber eröfnen müste, daß der Herr der Handlung seit gestern morgen verreiset, und wider seine Gewohnheit die Schlüssel zur Kasse, so wie zu dem Hauptwaarenlager mitgenommen. Es wären schon so viele Wechsel gekommen, und man wisse sich nicht zu helfen, wenn er nicht bald käme.

Sie gaben selbst den Dokter den Rath, da seine Gelder sogleich bezahlt werden müsten, sollte er sie gerichtlich fordern, so würden sie gezwungen seyn aufzubrechen. Pillpullklystropfius machte hierwider anfänglich Einwendungen, und sagte, des würde des Mannes ehrlichen Namen verderben.

Allein man antwortete ihm, daß, wenn er es nicht thäte, es andere thun würden, und sezte hinzu, daß es allen Anschein hätte, als wenn der Herr wohl nicht wiederkommen würde, weil man eine grosse Konfusion in seinen Büchern bemerkt habe.

Da ist freylich periculum in mora, war darauf des Dokters Antwort, und nun wurden Anstalten gemacht. Es wurde gerichtlich geöffnet. Man fand die Kasse leer, fand das Lager von den besten Waaren geplündert, und nachdem die Leute ihre Unschuld dargethan, wurde alles versiegelt, und unter gerichtliche Verwahrung genommen.

Pillpaulliystropfus muste sich nun freylich in die grosse aber unangenehme Erwartung ergeben, was etwa noch für ihn herauskommen würde, allein er überlegte, es mögen seyn so wenig Prozente es wollten, so wollte er doch sich so einrichten, daß er in der Welt durchkäme. Seinem Vater konnte er aber doch den Vorwurf nicht erlassen, daß er sich und ihn durch seine Jüderey um dieses Geld gebracht.

Dieser fiel aus einer Ohnmacht in die andere, allein der Sohn kehrete sich nicht daran. Er hatte für sich zu sorgen, und es kränkte ihn auch schon, daß er nicht im Stande wäre seine liebe Bäurin so auszustatten, daß sie die seinige in der einmal eingeführten Ordnung werden konnte.

Es war auch zu den Ohren des Baccalaureus gekommen, weil es so ziemlich usuel im

Stich-

Stichblatischen Hause war, daß die Domestiquen alles was sie wurften, wiedererhielten.

Dieser Mann hatte eine ganz ausnehmende Freude darüber, daß sich das Schiksal ihm so günstig bezeigte, und er lies sich sogleich eine Flasche alten Rheinwein aus dem Keller holen, welche er auf den Untergang der funfzig tausend Thaler des Dokter Pillpuillystroppius austrank, ohne dabey irgend eine böse Absicht zu haben, sondern blos um den Dokter zu bessern.

Nachdem dies gute Werk vollbracht, lief er zum alten Zerberus hinüber, der sich eben aus einer tiefen Ohnmacht erholt hatte. Freuen sie sich, Alter, rief er, freuen sie sich mit mir, wir finden ein verirrtes Schaf wieder.

Ach sie Engel vom Himmel, rief Zerberus aus, ist das Geld würklich gerettet?

Gerettet! gerettet! wiederholte der Baccalaureus wohl zehnmal, denn er konnte sich keinen Begriff in der Geschwindigkeit machen, daß ein Mann der mit ihn so einstimmig gewesen war, nun auf einmal sich so umgedrehet haben sollte — Sie alter Geizhals fieng er endlich an. Ist ihnen ein verlohrner Sohn nicht lieber, als

ein verlohrnes Kapital? Haben sie nicht Geld genug? Darben sie etwa darum?

O du Bösewicht, fuhr ihn Zerberus mit wilder Stimme an, ist das die Freundschaft gegen unser Haus, daß du hierher kömmst und über unser Unglük jubilirest.

Ein Wort gab das andere. Die Herren wurden so hizig, daß sie sich die bittersten Kränkungen sagten, und wäre der Dokter Pillpull-klystropfius zugegen gewesen, wir zweifeln keinen Augenblik, daß er dem Baccalaureus sehr schnell den Weg die schöne Windeltreppe herunter würde gewiesen haben, weil er seinem Vater so unfreundlich begegnete, welches bey aller seiner guten Meynung immer impertinent war. So aber legte sich Fränzgen ins Mittel, die auf einem andern Fus die Sache ansahe.

Da sie ganz den Geist ihres Vaters geerbt hatte, so wuste sie kaum was andere Liebe, als Liebe gegen das Geld war. Am wenigsten kannte sie die kindliche Liebe, und ihres Vaters Tod würde ihr aus keiner andern Absicht unangenehm gewesen seyn, als weil sie denn sein Geld mit ihrem Bruder theilen müssen, da sie jezt doch allein Herr darüber war.

So konnte es ihr auch gar nicht empfindlich seyn, daß der Baccalaureus ihrem Vater so heftig zusezte, sondern das war ihr empfindlich, daß vielleicht aus dem Zwist eine bleibende Uneinigkeit entstehen mögte, die ihre Absichten auf die funfzig tausend Thaler des Baccalaureus und auf sein schönes Haus vernichten könnte.

Sie wandte also alle ihre Zungen an, stellte dem Baccalaureus vor, daß sein Stand Sanftmuth erforderte, und raunte ihm mit viel Zärtlichkeit ins Ohr: Er kenne ja die Liebe ihres Vaters zum Gelde, und müste dieser etwas zu gute halten.

Sie gieng denn zu dem Vater, sagte: der Baccalaureus habe nun einmal seine eigne Art so zu denken, und das was so gut wie verloren sey, müsse man vergessen, und davor denken, wie man es wieder erhalte, und da glaube sie, sey der Baccalaureus keine überflüssige Person.

Beyde gaben ihr recht, und als sie sie so weit hatte, war sie auch darauf bedacht, die völlige Einigkeit zu stiften, und perorirte ein langes und breites davon, man müste den Zorn nicht mit der Sonne untergehen lassen. Sie brachte es auch dahin, daß sie sich umarmten, Zerberus sagte: Er wolle das Unglük um seines Sohnes

willen vergessen, und der Baccalaurens, versicherte, der Himmel würde ihm das auf eine ganz besondre Art wieder ersezen.

Dieser leztere fieng sogar an, Hochachtung für Fränzgen zu bekommen, die er nicht allein aus ihrer Liebe zum Frieden schöpfte, sondern nicht unrichtig schlos, daß die Liebe zum Gelde bey ihr doch nicht so eingewurzelt seyn mögte, wie bey ihren Vater, weil sie mit ziemlicher Gleichgültigkeit den Verlust, der dem Alten so nahe gieng, betrachtete.

Der Dokter Pillpullkinstropfius hatte indessen ganz besondre Geschäfte gehabt. Nachdem er mit einem Advokaten ein langes und breites über seine Gelder gesprochen, und dieser ihm nicht undeutlich zu verstehen gab, daß mittlerweile man von Osten nach Westen eine kleine Reise bis auf den Standpunkt thäte, woher man gekommen, wohl eine Möglichkeit sich finden könnte, einen Theil des Geldes wieder zu erhalten, besonders wenn man die Sache gehörig mit Gelde zu poussiren, die Richter sich zu Freunden zu machen, und die Waaren die etwa noch da wären, in einem niedrigen Preise an sich zu bringen wüste — so hatte er ihn verlassen, um andern Sorgen nachzugehen.

Pill-

Pillpulklystropfius hatte bey seiner Abreise Rettgen versprochen, ihr tausend Thaler sogleich zuzuschiken, um seine Marie in die Situation zu versezen, in welcher er sie wollte erscheinen lassen. Er hatte, da er zum Kaufmann gieng, nichts anders im Sinn gehabt, als einige tausend Thaler vom Kapital sogleich aufzunehmen, hatte, da er zum Advokaten kam, willens gehabt, den ganzen Prozeß zu verkaufen, oder wenigstens auf den Schein einige tausend Thaler aufzunehmen.

Da also alles fehl schlug, und er noch vom Geldzahlen hörte, muste er auf Mittel denken, sein Wort zu halten.

Er raffte also alles zusammen, was er von Gelde hatte, und machte, was er Geldeswerth besas, zu Gelde, und das so uneingeschränkt, daß er nichts behielt, als was zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft unentbehrlich war. Das erste konnte man nicht einmal füglich sagen, denn im väterlichen Hause glaubte er nichts von der Art zu bedürfen.

Er brachte acht hundert Thaler zusammen, und schikte diese noch denselbigen Abend mit dem Verlauf seiner Geschichte ab. Weil es schon zu spät war, zu Hause zu speisen, speiste er in ei-

nem Wirthshause, gab da den lezten halben Gulden für seine Bewirthung aus, und legte sich also sehr arm, aber sehr glüklich, in die Arme des Schlafs, weil er sich seiner Marie doch so ziemlich versichert hatte.

Zehntes Kapitel.

Pillpullkloſtropſius muß ſein väterliches Haus zum zweytenmal verlaſſen, und er thut es vergnügter als beym erſtenmale.

Den andern Morgen erwachte der Dokter nicht weniger vergnügt. Er sahe in die heiter aufgehende Sonne, ohne über sein Schikſal misvergnügt zu seyn, weil er dem der die Sonne über ihn scheinen lies, auch zutrauete, daß er ihn versorgen, und sein Leben nicht sorgenvoll machen würde.

Er lag so im Fenster und übersahe den Markt, auf welchem er wohnte, und auf den sich unzählige Menschen versammelten, um jeder

der einzeln das seinige zur Erhaltung des Ganzen beyzutragen. Emsigkeit und Geschäftigkeit war sein Lieblingsanblik, so wie es seine eigne Lieblingsneigung war. Er sahe auch im Hause seines Vaters sehr viele aus eingehen, und freuete sich darüber, weil er wuste, daß es seinem Vater Freude und Verdienst brächte. Er war mit dem innern der Einrichtung noch nicht genug bekannt, um zu wissen, daß fast die Helfte der Menschen, einen schweren Seufzer darinn zurükliessen, der einem Fluche ähnlich, drükte.

Endlich als er schon zwey Pfeifen Tabak geraucht, und die Zunge ihm troken geworden, wünschte er diesem Uebel abzuhelfen, und schellte dem Hauswädgen. Durch sie lies er bey seiner Schwester den Kosse errinnern, die aber ohne etwas mitzubringen, erschien.

Als er sich nun darnach verwundernd erkundigte, erhielt er die kalte Antwort, daß es im Hause nicht gebräuchlich sey, des Morgens etwas zu trinken. Daß sein gestriger Kossee vor ihn angeschrieben sey, da aber sein Vater nun kein Geld mehr von ihm in Händen, könne er doch nicht verlangen, daß man ihm kreditire.

Fränzgen hatte gestern, hin und wieder einige Kostbarkeiten gesehen, besonders einen Ring an des Dokter Pillpüllklystropfius Finger bemerkt, der ihr ausserordentlich wohl gefallen. Während daß er vor Erstaunen wie eingewurzelt stand, sah sie sich darnach um, und frug endlich wo alle diese Sachen wären, indem sie ihm den Vorschlag that, sie wollte sie ihm um einen zivilen Preis abkaufen, damit er bis er in Praxis käme, einstweilen davon leben könnte.

War es nun bey dem Dokter das natürliche Ende seiner Verwunderung, oder war es das Wort Praxis, daß in ihm einen Funken zum durchkommen durch die Welt erregte, genug, er faste sich zu eben der Kälte, die Fränzgen vorher gegen ihn angenommen, und sagte, er habe das alles verkauft um seine zurükgelassene Schulden zu bezahlen.

Schulden! schrie Fränzgen laut auf — nun die hatte doch wohl noch kein Zerberus gemacht, so lange die Welt steht, und mit den Worten lief sie zur Thür hinaus, und lies ihren Bruder in einem Nachdenken zurük, welches nicht sie, nicht seine Schulden, nicht irgend etwas betraf, als seine künftige Praxis.

Aber er wurde bald in diesem Nachdenken gestört, denn Fränzgen hatte seinem Vater ganz warm die Nachricht gebracht, daß sein Sohn ausser dem vielen erhaltenen Gelde noch Schulden gemacht, und diese nun bezahlt habe — auf eine Art bezahlt habe, die andern Leuten noch einen gewissen Verdienst gebracht. Sie weinte dabey vor Bosheit, daß sie nicht die schönen Sachen an sich bringen können, und der Vater dem ihre Thranen, und der aufs neue erlittene Verlust, schmerzte, konnte sich nicht massigen, lief in einer Furie, wie er sie zu haben pflegte, wenn er von einen neuen Bankerutt hörte, zu dem Sohn und sagte ihm in der ersten Bitterkeit, er sey der schandlichste Auswurf seines Hauses, weil er sich nicht einmal mit fünfhundert Thalern, denn er wisse, daß er noch mehr jährlich erhalten habe, behelffen können. Als sich die erste Hize, auf welche der Sohn nichts antwortete, gelegt, fieng der alte Zerberus in einem gemässigtern Tone an, von der Ungerechtigkeit zu reden, daß er die Sachen, die er doch gewis unter dem Werth verkauft nicht ihm überlassen, und da der Dokter nicht läugnen konnte, daß er würklich kaum die Helfte dessen bekommen was sie gekostet, so

that

that ihm sein Vater den Vorschlag, er wollte sie reklamiren, und sagen, sie wären sein, und ohne seinen Willen verkauft. Diese Niederträchtigkeit konnte der Sohn aber nicht verdauen, er wurde so eifrig darüber, daß sein ehrlicher Name blos gestellt werden sollte, daß er den Vater auch wieder in die vorige Hize brachte, der denn sich dieselbe zu nuze machte, und seinem Sohne die Thür wies, auch ihm verbot sein Haus wieder zu betreten.

Pillpullklystropsius fand sich nicht im geringsten beleidigt, sein Aufenthalt kam ihm wie eine Mördergrube vor, er gieng aus, miethete sich ein Logis, aß denselbigen Tag nicht zu Mittag, lies in der Dämmerung des Abends seine Sachen wegtragen, wovon der Vater ein paar Stiefeln als ein Pfand zurükbehielt, bis er die gestern verzehrten zwölf Groschen bezahlt hätte, und verlies sein väterliches Haus ohne Rührung, ohne jene drükende Empfindung, die er als Kind gehabt hatte, da er unter dem Schuze seiner Maminka lebte.

Eilftes Kapitel.

Wie Pillpullkloſtropfius unvermuthet wieder etwas in die Wolle kömmt, und wie er ſich einrichtet.

Dokter Blaſe hatte in den Jahren ſeiner äſkulapiſchen Freyheit ſich ein ſo anſehnliches Vermögen erworben, daß er jezt der Praxis zu entſagen ſich vorgenommen. Das Unglük welches ihn bald getroffen, als die beyden Frauen in ſeinem Laboratorio Todes verblichen, hatte ihm auch einen Ekel vor fernern chymiſchen Arbeiten beygebracht. Eins lag ihm nur im Sinn, und das war, wie er ſich in Anſehung ſeiner Kunden verhalten, und wem er ſie zuſchanzen ſollte.

In das Zerberuſſiſche Haus war er nicht wieder gekommen, ob man ihm gleich oft verſichern laſſen, daß er nichts weniger als unangenehm wäre, und daß man nicht die geringſte Galle wider ihn im Herzen habe.

Aber Dokter Blaſe hatte auch einen gewiſſen Grad von Empfindlichkeit, und wann der erregt wurde, ſo war er ſchwer zu dämpfen.

Er

Er hatte auch eine ziemliche Portion von Rachsucht dabey, und man sagt, daß diese bey den Halbmännern stärker seyn soll, als bey den andern Bewohnern der Erdkugel.

Dokter Blase hatte Maminka würklich geliebt, und als er nach seiner Erholung erfuhr, daß sie durch ihn unglüklich geworden, so hatte er nicht allein Mitleyden mit ihr, sondern er hatte auch würkliche Theilnehmung über ihren Verlust in sich.

Er erkundigte sich nach den Umständen ihres Todes, und erfuhr bey der Gelegenheit auch das Betragen des Mannes und der Tochter bey diesem Vorfall.

Das Ding wurmte ihn so sehr, daß man seine Maminka nach ihrem Tode so wenig bedauerte daß er den Vorsaz faßte, nie das Zerberussische Haus wieder zu betreten.

Der Alte wurde krank, Fränzgen wurde krank, aber wer gerufen wurde und nicht kam, war Dokter Blase. Sie musten einen andern nehmen, und da Zerberus nie gewohnt war, dem leiblichen Arzte etwas zu bezahlen, so kam ihm die Affaire ziemlich sauer an, denn der neue Dokter kam mit Kutsch und Pferden an, und lies sich pferdemässig bezahlen.

Dem

Dem geiſtlichen Arzte war Zerberus ſo ſchon gewohnt den Mund zu ſtopfen. Denn weil er immer ein weites Gewiſſen hatte, und dieſes ſelten leer an innren Vorwürfen war, ſo wuſte der Mann ihn das alles ſo ſchön in Bewegung zu bringen, daß er ſchon in der Thür nach dem Kaſſenſchlüſſel griff, und den Herrn Paſtor bat ein andermal wiederzukommen, welches der geiſtliche Herr auch, wir wiſſen nicht aus was für Urſachen, gern und willig that.

Nun war der Dokter Blaſe ſeit einer gewiſſen Zeit dem Sohne des Herrn Zerberus ausnehmend günſtig geweſen. Schwach hatte ſich dieſe Leidenſchaft gezeigt, ſo lange die Begierde Reichthümer zu häufen, bey ihm war. Stärker war ſie geworden, als dieſe ſich verlor. Er hatte wohl von der Zurükkunft des Dokter Pillpullklyſtropfius gehört, aber in ſeines Vaters Hauſe ihn zu beſuchen, das war ihm unmöglich. Zufälligerweiſe kam ein Bekannter zu ihm, der den Zwiſt zwiſchen Vater und Sohn erzählte, wie er ihn gehört hatte, als er mit dem Hausmädgen eine kleine Converſation hielt, denn er war einer von denen, die von Haus zu Haus zu gehen, und Neuigkeiten zu ſchnappen pflegen.

Dem Dokter war das Ding sehr angenehm, besonders da er hörte, der Dokter Pillpullklystropfius würde noch denselben Abend ausziehen, und sobald er durch einen Aufpasser erfahren, daß er im neuen Quartier angekommen, so verfügte er sich dahin, und freuete sich, den Sohn seiner geliebten Freundin wiederzusehen.

Er wünschte ihm bey der Gelegenheit Glük zu seiner Würde, und besonders auch zu seinem Ausgange aus der Mördergrube seines Vaters.

Pillpullklystropfius gestand, daß ihm der Ausdruk billig etwas anstössig seyn sollte, daß er aber selbst keinen schiklichern zu finden wüste. Er sezte aber auch zugleich hinzu, daß, so glüklich er sich selbst durch diese Erlösung hielte, er doch nicht glauben könnte, daß er eben zu beneiden wäre, weil er würklich keinen Schilling im Vermögen, und auch seit dem gestrigen Abend noch nicht einen Bissen gegessen hätte.

Dem Dokter Blase kam es auf eine Mahlzeit gar nicht an, und er bat also den jungen Dokter, ihn in die nächste Auberge zu begleiten, denn der Dokter Blase führte keine eigne Wirthschaft. Aber was das Geld anbetraf, so liebte der Dokter Blase denn doch seinen zusammengebrachten Haufen etwas, und so sehr er dem gu-

ten

ten jungen Mann zu helfen bereit war, so wollt ers doch nicht gern aus seinem eignen Beutel thun, so nahe er ihm auch angehen mögte.

Während daß sie also eine ziemlich frugale Mahlzeit miteinander hielten, gieng es ziemlich stille zu, denn der Dokter Blase hatte theils guten Appetit, theils simulirte er in sich, welches die beste Art seyn mögte, dem Dokter Pillpullklystropfius, der jezt blos ans Essen und zwar ans völlige Sattessen dachte, zu helfen.

Nachdem sie sich gehörig angefüllet, und einige Flaschen geleret, fiel dem Dokter Blase der Gedanke ein, daß Maminka reich gewesen, und er frug den Dokter Pillpullklystropfius, ob er von dieser Seite, und unter diesem Prätert, nicht etwas von seinem Vater fordern könne. Pillpullklystropfius hatte hieran zwar neuerlich gedacht, wuste sich aber von alten Zeiten her zu erinnern, daß seine Eltern einen Kontrakt in Form eines Testaments gemacht, daß nach eines jeden Tode, das Vermögen ohne weitere Einschränkung auf den andern fallen sollte.

Dokter Blase erinnerte sich nun auch daran, aber es fuhr ihm plözlich wie ein Blizstrahl durch die Seele, daß damals, als Maminka ihm die Ehre ihres lezten Besuchs gegeben, sie eines

Kodizills erwähnt, welches sie niedergelegt, und zwar deswegen, weil sie eine gewisse Ahndung habe, daß sie nicht lange mehr leben würde.

Weil gleich darauf der Knall und das Unglük geschahe, so hatte sich diese Sache so ganz aus dem Gedächtnisse des Dokters verdrängt, daß nur ein Nachdenken mit Leib und Seele, wie das heutige, fahig war, es nieder rege zu machen.

Aber so wie es auch wieder in ihm kam, so konnte er sich leicht vorstellen, daß dieses Kodizill niemanden, als entweder ihn selbst, oder Pillpullklystropfius betroffen haben könne, und war das erstere, so wollte er grosmüthig seyn, und eine Donation dem Sohne damit machen.

Voll Freude, wie sie ein Vater nur über das Glük seines Kindes haben kann, theilte er das Ding, so wie es ihm eingefallen war, dem Dokter Pillpullklystropfius mit, und nun giengen beyde zu Haus, nachdem der Dokter Blase dem Dokter Pillpullklystropfius vorher einen Dukaten gegeben, um die folgende Tage davon zu zehren, bis er wüste, woran er wäre. Ausserdem aber hatte er ihm ein weit angenehmeres Geschenk gemacht, nemlich alle seine Kunden ihm übertragen, die er unter seiner Aufsicht noch so lange

lange bis ſie das völlige Zutrauen zu ihm hätten, beſuchen ſollte.

Pillpullklyſtropfius gieng zufriedner zu Bette, als er zu ſeyn geglaubt hatte, da er am Morgen aufſtand. Er dachte zwar auch an das Kodizill, allein, theils wuſte er nicht, wo er es ſuchen ſollte, theils kannte er ſeinen Vater, der ihm, im Fall er auch etwas davonzutragen hätte, Einwendungen ſo lange und ſo viel machen würde, daß er endlich doch nur vergebene Wege und Mühe hätte.

Viel reizender war ihm die Ausſicht einer ſo groſſen und ausgebreiteten Praxis, wie der Doktor Blaſe ſie hätte, und er überlegte, wie er nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf wenden müſte, und ſich, wenn es durch Fleis und Mühe anders zuwegegebracht werden könne, zu einem Retter des ganzen menſchlichen Geſchlechts machen wollte.

Mit dem Gedanken ſchlief er ein, und traumte von Rieſengebürgen, die er allen Pfuſchern und Quakſalbern in den Weg legen wollte, und über welche ſie ſich nicht zu arbeiten im Stande ſeyn ſollten.

Den andern Morgen ſtand er auf, glüklich wie ein König, lies ſeinen Dukaten mit einer ſo

friednen Gleichgültigkeit wechseln, als ob er deren noch genug zu kommandiren hätte, und trank seinen Kaffee mit einem Grade von Selbstgefälligkeit, der es vermuthen lies, daß sein Geist die vergangene Nacht nahe bey Hippokrates Geiste gewesen, und daß dieser Muth und Weisheit ihm mitgetheilt hätte.

Gegen neun Uhr, als Pillpullklystropfius eben im Begriff war sich anzukleiden, und zum Dokter Blase zu gehen, um diesem Manne für die uneigennüzige Grosmuth zu danken, womit er ihn gestern vom Hunger errettet habe, und nun das Glük seines Lebens machen wollte, klopfte etwas an seine Stubenthür. Sollte das wohl gar schon ein Patient seyn, dachte Pillpullklystropfius, sezte geschwind eine dike wollene Müze auf, denn so frey er von Vorurtheilen war, schien er sich doch selbst für sein jugendliches Ansehen zu schämen, und rief nun ziemlich pathetisch: Herein!

Jezt trat eine zwey Ellenlange schwarze Figur, mit weissem Kopfe und weissem Bruststüke, denn es hiengen zwey lange weisse Lippchen vom Halstuch herunter, dem Dokter unters Gesicht.

Finde

Finde ich hier, erſcholl eine eiſerne Stimme, den Sohn des Herrn Zerberus, den Dokter Pillpullklyſtropfius?

Zu dienen — mein Herr — und womit kann ich ihnen aufwarten? Wer ſind ſie?

"Ich bin Notarius publikus, nenne mich Goldfang, und bin pro tempore Vikariirender Kommiſſarius Fiſzi, und ſchüze die Söhne gegen ihre ungerechten Väter."

So meinl Herr, aber ich kann zur Zeit von meinem Vater nichts fordern, und alſo wird ihr Schuz bey mir übel angebracht ſeyn.

Der Notarius Goldfang räuſperte ſich dreymal, und dann ſagte er: Wüſte ich nicht ex quo capite, ich ihnen eine gerechte Sache brächte, ich würde den Weg nicht vergebens gegangen ſeyn. Er fieng nun ſeine Erzählung an, die darinn beſtand, daß Maminka, des Herrn Dokter Pillpullklyſtropfius Frau Mutter, ihn ex multis aliis auserſehen habe, um ein Kodizill ihres mit ihrem Manne geſchloſſenen Teſtaments zu machen, worinn ihm, dem Dokter, gleich nach ihrem Tode, von ihrem eingebrachten Vermögen, tauſend Dukaten ſollten ausgezahlt werden, damit er etwas zu ſeinem Anfange in Händen habe.

Dies konnte nichts als Freude bey dem Dokter erregen, denn es war eine zu gerechte Forderung. Aber er wandte dem Notarius sogleich ein, daß er mit seinem Vater nichts rechtes anfangen könnte, und daß der der Winkelhölzer so viel machen würde, daß am Ende doch nichts aus der Sache würde. Der Notarius lies sich jezt verlauten, daß er die ganze Sache über sich nehmen, und ihm die tausend Dukaten ins Haus schaffen wollte, wenn er ihm für Unkosten und Bemühung fünf Prozent davon abzugeben sich entschliessen könnte, und Pillpullklystropfius der es nicht für unrecht hielt, in einer so gerechten Sache einen Mandatarium zu nehmen, übertrugs ihm mit einer rechtmässigen Vollmacht.

Schon den dritten Tag brachte er die tausend Dukaten, alle gerändert und vollwichtig, zog seine funfzig davon ab, und lies den erstaunten Dokter mit den übrigen neunhundert und funfzig, in einer sehr glüklichen Lage.

Denn dieser schikte sogleich dreyhundert davon an Nettgen mit der Bitte, sie zu verwahren, sie als Mariens Eigenthum anzusehen, auf den Fall etwa ein Unglük sie trennen sollte.

Mit dem übrigen lebte er, als ob es kein Ende nehmen könnte, doch in einem sehr guten

Ver

Verſtande, denn er half allen Bedürftigen auf die Beine wovon der Leſer im folgenden Buche ein mehreres hören, und zugleich das fernere Schikſal des Dokters erfahren wird.

Zwölftes Kapitel.

Etwas von einer Notariatsgeſellſchaft.

Wer von unſern Leſern etwa Notarius wäre, und glaubte, daß ein Notarius in kein Buch von dieſer Art gehöre, oder wer glaubt, daß ein Notarius keine Schwachheiten habe wie ein anderer Menſch, dem rathen wir, dieſes Kapitel zu überſchlagen, und das rathen wir ihm, weil wir keine Freunde vom Aerger ſind, und alſo auch keine ſolche Schuld auf uns laden mögen.

Wer aber dennoch weiter lieſt, dem ſagen wirs auch ins Geſicht, daß er ſich irret, und daß ein Notarius wie alle andern Menſchen auf Gottes Erdboden ein unvollkommnes Geſchöpf iſt, das zu ſeiner Zeit der Eigenliebe und dem

Ei-

einen kleinen Gott dünkt, wenn es einmal eine gute Handlung gethan.

Es gibt auch stolze Notarien, und wir können es unsern Lesern nicht verhehlen daß wir einen solchen Mann kennen, der es in einem hohen Eigenmuze opfert, und zu einer andern Zeit sich Grade ist. Denn ob es gleich nicht recht mit ihm fort will, dünkt er sich doch einen Mann bey der Stadt, und als ihn ein guter Freund einst frug, was er denn machen wollte, wenn er nun mit seinem Biogen fertig wäre, so antwortete er: Darum bin ich nicht verlegen. Ich gehe nach Wien, und da wird Joseph gleich fragen: Redor! Redor! wo kömmst du her? wird mich mit offnen Armen empfangen, und Wien wird glänzen.

Ein solcher Notarius war nun der Notarius Goldfaug nicht, sodern er gehörte zu denen die aliquid in bonis haben, und dieses aliquid in einer so richtigen Rechnung zu erhalten wissen, daß es sich nimmer vermindert, sondern immer sich anhäuft. Hatte er einmal einen artigen Fund gemacht, so gieng er Abends zu Weine, und that sich bene und das that er auch am Abend da er die funfzig Dukaten gestrichen hatte.

Nun

Nun traf sichs zufälligerweise, daß der gröſte Theil der Notarien aus der Stadt eben zusammen waren, und es mogte wohl ein glüklicher Tag gewesen seyn, daß sie alle etwas gestrichen hatten.

Und es hatten alle Notare eine ziemliche Bosheit auf den alten Zerberus, sintemal er knikerig bezahlte, welche Bosheit zunahm als Maminka die Welt verlies, denn diese hatte so wie sie die ganze Stadt in einen gewissen Respekt gegen ihren Mann zu halten wuste, auch den Notaren eine Binde vor die Augen gelegt, so lange sie lebte.

Als der Notarius Goldfang daher Erwehnung that, daß er dem alten Zerberus heute einen Streich gespielt, der ihn den Bissen im Munde zu Galle umgeschaffen, so thaten sich alle Notariatsohren sehr weit auf, um das zu hören, und die Mäuler folgten zur Gesellschaft, welches einen artigen Anblik gab.

Und nun nachgerade wird der Leser einsehen, warum wir ihn in diese Gesellschaft geführt, denn wir mögten doch auch gern etwas davon wissen, wie es dem alten geizigen Höllenhunde zumuthe gewesen, als er sein Geld quit wurde. Könnten auch wohl manche geizige Väter eine

Leh-

Lehre draus nehmen, denn unser Buch soll so ein nuzbares Produkt seyn.

Der Notarius Goldfang warf sich nun nicht wenig ins Zeuch, als er sich mit der Aufmerksamkeit seiner ganzen Mitbrüderzunft bechret sahe, und ohne einen weitern Eingang sagte er: Daß er kaum die Vollmacht des Dokter Pillpullklystropfius (über diesen Namen machte man sich bey der Gelegenheit lustig) in Händen gehabt, als er zu dem alten gegangen, und von Seiten seines Sohnes ihn ermahnt, Rechenschaft von dem Eingebrachten seiner Frau abzulegen.

Da sey der alte gleich bey der Hand gewesen, habe seinen silbernen Parisien angeschnallt, und ihn aufs Rathhaus geführt, um das wechselseitige Testament zwischen seiner Frau und ihm, ihm zu zeigen. Er Notarius Goldfang habe sich das auch sehr wohl gefallen lassen, aber ins Fäustgen gelacht, als der Burgermeister den der Kaufmann um die Eröfnung gebeten, gesagt, es fände sich aber noch ein kleines Kodizill dabey, welches Frau Maminka einige Tage vor ihrem Tode niedergelegt.

Das Wort Kodizill habe ein Beben in dem Alten hervorgebracht, als aber der Burgermeister

ſter geſagt, er mögte nicht erſchreken, es könnte ja noch ein verborgener Schaz ihm von ſeiner Frau zugefallen ſeyn, ſo habe er freundlich gelächelt, und ſehr bedeutungsvoll geſagt: Ja, wenn das wäre!

Indeſſen ſey geöffnet, und ihm das Legat der tauſend Dukaten vorgeleſen. Blas werden, ſich einen unglüklichen Mann nennen, betheuern, daß er und tauſend Dukaten nicht zuſammenkämen, fuhr der Notarius fort, das wäre bey dem Manne alles in einem Othem geſchehen.

Als ihn der Burgermeiſter ſeines Reichthums und ſeiner vielen Kapitalien erinnerte, verſicherte er, daß das alles Gelder wären, die er für die Rechnung andrer diſponiren müſte.

Man ſagte ihm darauf, daß nach dem Teſtamente der Frau ihr Eingebrachtes anſehnlich wäre, und der alte Geizhals, dem der unerwartete Fall alle Beſinnung nahm, hätte ſich bald das gröſte Unheil zugezogen, denn er erwiederte, daß bey den ſchlechten Zeiten und vielen Verluſt von allen Seiten, dieſes Kapital ſehr zuſammengeſchmolzen ſeyn mögte.

Da nahm der Burgermeiſter einen ernſthaften Ton und ſagte, wenn ſeine Sachen ſo ſtänlen

den, so fände er es sehr nöthig, seine Bücher untersuchen zu lassen, damit seine Kinder nicht zu kurz kämen. Vielleicht könnte er einem Bankerutt nahe seyn.

Zerberus merkte wo ers versehen, legte sich aufs Bitten, gestand, er wäre ein wohlhabender Mann, wenollte aber dnoch vom Auszahlen nichts wissen, sondern versprach auf den heutigen Tag Beweise zubringen, daß ers nicht nöthig habe.

Heute erschien er wieder, nnd brachte einen ganzen Bogen voll Zahlen, die ihm nach dem Zeugnisse, welches ihm seine Tochter unterschrieben, von seiner Frauen nach und nach ent und in ihren Nuzen verwandt worden. Da dieses nun fast die Summe des Eingebrachten betrüge, so wäre er nicht verbunden etwas herauszugeben.

Allein man öffnete ihm sehr schnell die Augen, indem man ihm bewies, daß alles, was beym Leben des Mannes von der Frau ausgegeben würde, aus des Mannes Beutel gienge, und wenn es noch so viel, und das ihrige dennoch den Kindern unversehrt bleiben müste.

Er mogte also streiten wie er wollte, so wurde ihm zuerkannt, zu bezahlen. Ich gieng

mit ihm, lies ihn tausend Dukaten aufzählen, dann aber zog ich meine Wage heraus, und gab sie alle zurük, weil sie zu leicht waren.

Seine Bosheit gieng aufs äusserste. Er fluchte seinem Sohne und sagte, er sollte nicht wieder über seine Schwelle kommen.

Die Herrn Confratres erkundigten sich was der Herr Bruder dabey gewonnen, und da sie die Summa erfuhren, bestanden sie darauf, daß der Notarius Goldfaug etwas zum allgemeinen Trunk sollte springen lassen.

Das geschahe; weil wir aber aus verschiedenen Ursachen die Herren nicht nach Hause begleiten mögen, so schliessen wir das dritte Buch.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Wie der Dokter Pillpullklystropfius in seine neue Funktion eintritt, und wie seine ersten Proceduren ablaufen.

Der Dokter Blase freuete sich unendlich, daß dem alten Zerberus tausend Stük Dukaten aus der Nase gegangen waren. Jezt konnte er auch selbst seine mit dem jungen Mann gehabten Plane ausführen. Diese bestanden darinn, ihn in sein Haus nehmen. Allein da er noch nicht wustel ob seine Praxis glüklich seyn würde, so wäre es zuviel gewagt gewesen, ohne irgend ein Kostgeld ihn zu sich zunehmen. Nun hatte er für funfzig Dukaten ihm alles frey versprochen, und wir glauben, der Dokter that darinn was er thun konnte.

Denn

Denn daß wir nun geradezu behaupten sollten, es wäre ihm Pflicht gewesen, ihm alles ohne Entgeld zu geben, das halten wir für übertrieben. Allen Anschein hatte es, daß der Dokter ein näheres Recht an den Dokter Pillpullklystropfius hatte, als irgend ein andrer Mensch, aber mit gewisser Gewisheit es zu behaupten, unterfieng er sich selbst nicht, wie hinterlassene Manuscripte von ihm bezeugen. Und wir sollten es thun? das wäre sehr unartig mit dem Zutrauen umgegangen, mit welchem er uns beehrte, als er diese in unsere Hände gab. Nein, ehrlicher Mann, man soll nie von uns ein Wort hören, was deinen Ruhm verkleinern, und den Fehler vergrössern kann, den deine jugendliche Flüchtigkeit, den Zeit und Umstände, dir abdrangen.

Der Dokter Blase konnte auch sehr wohl einen andern Grund haben, warum er dem Dokter Pillpullklystropfius nicht alles frey geben wollte, und ob wir gleich davon in seinem Manuscript nichts aufgezeichnet finden — so führen wir es doch an, und zwar deswegen, weil er den Fleis des jungen Mannes nicht verringern wollte. Er hatte ihm würklich auf den Zahn gefühlt, und er fand

ihn in der Theorie ganz vortreflich. Er wollte also gern einen berühmten Mann aus ihm haben.

Auch seinen Herren Kollegen nichts von seinem bisherigen Einkommen zuzuschanzen, war eine Ursache seines Eifers, denn er hatte noch einen alten Pik auf sie, weil sie ihn bey der unglüklichen Affaire nicht wenig ausgelacht hatten.

Doch war es auch des Dokter Blase Meynung nicht, sich wegen des Dokter Pillpullklystropfius irgend einen Verdrus zuzuziehen, oder seiner Bequemlichkeit auch nur in Kleinigkeiten zu entsagen, deswegen wollte er ihn seine eigne Methode gehen lassen, und nur in schweren Fällen ihm mit Rath und That an die Hand gehen.

So standen die Sachen, als Pillpullklystropfius in des Dokter Blase Haus einzog.

Ausser seinem eignen nicht ganz unbeträchtlichen Büchervorrath, hatte der Dokter Pillpullklystropfius den Gebrauch der ganzen Blasischen Bibliothek, und er fieng nun an sich in die Bücher einzugraben.

Dokter Blase sahe das ungern. Er hatte es erfahren, daß Bücher konfus machen, und

sa

ſo viel er las, ſo dünkte es ihm doch immer, er befände ſich beſſer bey ſeinem Schlendrian.

Das mogte vielleicht auch wohl ſeyn, denn der Grund ſeines Schlendrians war wenigſtens Felſen, und kein Sand. Er war die Natur. Freylich oft von einer falſchen Seite angeſehen, allein was thut das zur Sache. Wer nicht leben ſoll, lebt doch nicht, und es iſt nun einmal das Schikſal des Menſchen, daß er auf eine Kunſt ſein Zutrauen wirft, die wohl unter allen Künſten doch das wenigſte Zutrauen verdient.

Doch, meine Herren Kollegen ſchlagen ſie mich nicht todt deswegen.

Schon hatte der Dokter Blaſe allenthalben den Ruhm ſeines neuen Nachfolgers ausgeſtreuet — ſchon war man von ihm überzeugt, daß er ein würdiges Mitglied der praktizirenden Zunft ſey, ſchon ſchmauſten des Herrn Dokter Blaſe ſämmtliche Kunden ſo ſtark, wie ſie vorher gethan hatten, ja ſie vermehrten noch ihre Magenergözlichkeiten, denn ſie hielten den jungen Dokter für einen Schild wider alle üble Folgen derſelben, als ein Zufall ihn faſt um allen ſeinen Ruhm gebracht hätte.

Es hatte ein Arzt ſelbiger Stadt einen Patienten, der mit der Waſſerſucht behaftet war,

und er hatte ihn, doch im Vertrauen, bey der Frau schon aufgegeben.

Nun war die Ankunft des Dokter Pillpulls klystropfius in der ganzen Stadt herumgekommen, und jung und alt hatten anfangs gelacht. In allen Gesellschaften hatte man die Köpfe zusammengesteckt, und sich den Namen ins Ohr gesumset, hatte gespöttelt — und hatte die alten Weiber auf der Strasse animiren lassen, daß unter der Hand eines solchen Mannes kein Mensch sterben könne.

Oeffentlich also sprach keine Person von Distinktion mit Achtung von dem Dokter, aber innerlich hatte doch der gröste Theil von ihnen den Vorsaz gefaßt, wenn ihm etwas zustiesse, sich dieses so ganz pharmazevtischen Dieners des Mannes mit der Sense, zu bedienen.

Jene Dame, der es nicht so lieb war, ihren Gemahl zu verlieren, als es dem alten Zerberus gewesen, seine Maminka los zu werden, gehörte mit unter die eben bezeichnete Klasse

Sie schlug ihrem Arzte vor, da er keine Hoffnung mehr habe, so wollte sie wenigstens hören, was der neue Dokter zu der Krankheit sagte.

Allmählich zogen ſich die Augenbraunen des alten Arztes hinauf an ſeine Stirnhaare, und bemüheten ſich hier eine Vereinigung zu machen, die nicht undeutlich anzeigen ſollte, daß ihm als einen alten Praktiker nicht zuzumuthen ſey, mit einem konfrontirt zu werden, der eben die Naſe aus den Leſebüchern getragt.

Doch verlor ſich die ganze Begebenheit in ſeinem Geſichte, und es kam wieder in die ordentlichen Falten, und dieſes Phanomen rührte daher, daß er ſich nicht gern dem Gerede ausſezzen wollte, als fürchte er ſich, für irgend einen Menſchen in der Welt, weil er in dem Wahn ſtand, der junge Dokter würde beym Anblik eines ſo gefährlichen Patienten, und eines alten Arztes erſchreken, würde alles bejahen und billigen was er ſelbſt ſagte, und ſo würde der ganze Vorfall zu ſeiner Ehre gereichen.

Er ſagte alſo der Dame, wenn das zu ihrer Beruhigung etwas beytragen könnte, ſo wäre er es gern zufrieden. Sie dankte ihm für ſeine Bereitwilligkeit, und gab Befehl den Dokter zu rufen.

Dem Dokter Blaſe der eben beym Dokter Pulpullinyſtropfius im Zimmer war, war der Fall ganz unerwartet, denn er war ein fremder

Kundmann. Er pries seinen Sukzessor glüklich, und gab einmal seinem Wize einen Schmaus, indem er dem Dokter versicherte sein preiswürdiger Name schon müste die Krankheiten verscheuchen, weil seiner Kunden noch keine nach ihm gesandt hätte. Mitlerweile zog sich der Dokter Pillpullkystropfius an, nahm Hut und Stok, und die Ermahnung vom Dokter Blase: Er mögte sich gegen den alten Fuchs verwahren, denn ob er schon nicht viel gelernt hatte, so habe er doch ein verwünschtes Mundwerk.

Dem Dokter Pillpullkystropfius gieng die Ermahnung nicht so sehr zu Herzen, denn er hatte sich vorgenommen, seinen geraden Weg zu gehen, seinen Zeichen zu folge zu untersuchen, und zu verordnen.

Er kam hin, und der alte Physikus stand schon wie versteinert, als er ihn so unerschroken und standhaft sahe. Pillpullkystropfius redete ihn an, freuete sich der Ehre seiner Bekanntschaft, bat sich seine Gewogenheiten und seinen guten Rath in Fällen aus, wo er deren etwa bedurfte, und ersuchte ihn darauf ihm die Umstände und Behandlung der Krankheit mitzutheilen.

Pill-

Pillpullklyſtropfius that dieſe Frage würklich aus keiner andern Urſache, als weil er glaubte, es gehöre ſich ſo, und nur der alte bildete ſich ein daß es ein Pfiff wäre, um ſeine Meynung erſt herauszubringen, und mit ihm einzuſtimmen. Er fieng an den Dokter als einen genug überlegenden und ſeinen Menſchen zu betrachten, ſchlos aber, daß er auf Akademien nicht viel gethan, und ſich dieſes Mittels bedienen wollte, ſeine Unwiſſenheit zu bemänteln, und der Grund woraus er dieſes glaubte, war, daß er dem andern äuſſern ſtolzen Anſehen des Doktors ſo viel zutrauete, daß er gleich herausgeplazt ſeyn würde, wenn er der Sache würklich mächtig geweſen wäre.

Ganz unbefangen nahete ſich Pillpullklyſtropfius dem Bette des Kranken, bedauerte, ihn in dieſen Umſtänden anzutreffen, fühlte den Puls, that einige Fragen, und ſagte darauf, daß das ſchlimmſte Zeichen dieſes Uebels der ſchleichende Puls, und die Unthätigkeit der Fleiſchfaſern ſey, die die Bewegung hervorbrächten, daß dieſe eine nahe und vielleicht ſchon angefangene Fäulniß der Säfte verriethe, und daß, wenn man ihnen nicht ſchnell zuvorkäme, nothwendig eine

allgemeine Lähmung aller bewegenden Kräfte entſtehen müſte.

Weil Pillpullklyſtropfius in einem ſo demonſtrativiſchen, und den Anweſenden gewis unverſtändlichen deſto mehr aber in ihre Bewunderung eingreifenden Tone ſprach, ſo hielt er es für nothwendig ſchnell mit ſeiner eignen Weisheit hinzuzutreten, und dieſes ihm ſelbſt unverſtändliche Gewäſch des Dokters zu unterbrechen.

Ohne ſich an das zu kehren, was Dokter Pillpullklyſtropfius geſagt, fieng er ſeine Gegendemonſtration damit an, daß die Krankheit in einer Anhäufung der ſerösen Feuchtigkeiten in dem nezigen Gewebe zwiſchen Fell und Fleiſch beſtände, daß dieſe auszuführen, und die beſchwerten Theile davon zu befreyen, das einzige Mittel wäre, der Krankheit Einhalt zu thun, daß deswegen waſſertreibende Mittel zu Genüge angewandt worden wären, und noch angewandt werden müſten, daß aber die Natur zu ſchwach ſey, mitzuwürken, und aus dieſem Grunde wenig Hoffnung für den Patienten übrig.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius ſahe hier ſo weit als ſeine Theorie gieng, und er ſahe natürlich

türlich sogleich ein, daß der Arzt ganz falsch war. Er konnte auch in Hize kommen. Er sagte ihm, da er die Natur nicht als eine mitwirkende Person, sondern als die Kraft in der Machine betrachten müste, so müste er untersuchen, ob die Machine dieser Kraft das Mitwürken erlaube, oder wo die Maschine beschädigt sey. Da alle Wassertreibende Mittel die muriatische Schärfe vermehrten, die Säfte der Fäulung näher brächten, und die Fleischfasern erschlappten, die doch hier durch die Kraft der Natur treiben sollten, so sey auf dem Wege nichts mehr auszurichten, sobald diese Faulnis einmal angesezt. Sein Rath wäre also, die Wassertreibende Mittel Anfangs beyseite zu sezen, und die sauren Geister in einer hinreichenden Quantität zu geben, damit man der Fäulnis widerstände, und zugleich die Reizbarkeit der Fasern erregte, um sie zum eignen Abtreiben geschikt zu machen. Der Vitriolgeist habe in solchen Fällen sich vortreflich bewiesen, so wie auch der Weinstein Rahm.

Gift! Gift! schrie der Arzt. Sie wollen den Patienten umbringen. So seyd ihr neuen Dokters. Wenn ihr von Universitäten kommt, so denkt ihr, alles was ihr da vom Katheder ge-

hört habt, ist Wahrheit. Kommt nur vors Krankenbette, da werdet ihrs sehen.

Der Dokter Pillpullklystropfius erschrak freylich vor dem Auffahren des Arztes, allein da er seiner Sache so gewis war, wie jener seiner nimmermehr seyn konnte, so pochte er darauf, daß sie jezt die Erfahrung machen, und sehen wollten, wer recht habe.

Der alte Arzt versicherte, wenn man seinem Rathe folgen wollte, so würde er der Sache sich weiter nicht annehmen, und Pillpullklystropfius sagte dagegen, wenn man sich ihm anvertrauen wollte, so habe er keinen Gehülfen nöthig.

Die Dame aber erklärte, daß, da der Alte seine Mittel offenbar für Gift erklärt, sie doch einiges Bedenken trüge, und sich wenigstens darauf besinnen wollte.

Nach dieser Erklärung nahm Pillpullklystropfius Hut und Stok, und gieng zur Thür hinaus, indem er ihr wünschte, daß diese Bedenkzeit ihrem Manne das Leben nicht kosten mögte.

Er erzählte dem Dokter Blase in voller Hize, was ihm begegnet sey, und dieser lobte ihn zwar, daß er nicht nachgegeben, meinte aber doch, er habe noch nie von der ausserordentlichen

Wir-

Wirkung des Vitriolgeists in solchen Fällen, et= was vernommen.

Zweytes Kapitel.

Woher dieses gekommen, und was ferner mit dem Patienten und den Dok= toren vorgegangen.

Es war nichts natürlicher, als daß die Aerzte der Stadt vom Gebrauch des Vitriolgeists nichts wusten — Denn sie dünkten sich weiser als Hippokrates und bedurften keiner neuen Erfin= dungen, weil sie glaubten, alle Krankheiten, die sie kurirten, wären durch ihre Geschiklichkeit kurirt, und Patienten die stürben, hätten un= vermeidlich sterben müssen.

Es waren auch ihrer manche unter der Men= ge, die dergleichen wohl gelesen hatten, was neu heraus kam, aber diese hatten wieder nichts zu praktiziren, und also wäre es ihnen unnüz ge= wesen. Und weil sie nichts verdienten, so hat= ten sie auch kein Geld, sich Bücher anzu= schaf=

schaffen. Die aber, die etwas verdienten, hatten keine Zeit und Lust zu lesen, kurz alles vereinigte sich zur Unwissenheit und Unthätigkeit des ganzen Corporis doctorum dieser Stadt, und folglich zum öfteren Untergange der Patienten derselben.

Der alte Physikus, der davon so gut überzeugt war, wie unsre Leser es jezt durch unsre Bemühung sind, bemerkte kaum, daß die Dame einige Zweifel noch wider seinen Ausspruch habe, als er den Schlus machte, er müste seine Ehre und seinen Ruf retten, und daher den Vorschlag that, man mögte den engen Ausschus der Aerzte, den diese unter sich gemacht, und mit dem Namen eines Concilii medici belegten, zusammenrufen.

Die Dame, die gern alles anwenden wollte, ihren Gemahl zu retten, nahm den Vorschlag an, und es erschienen nach Verlauf einer Stunde, ausser den beyden Physizis, der Dokter Saamenbrod, Zwergleinshausen, Lendenmehl und Warmstrunk. Gravitätisch sezten sie sich im Kreis, und der alte Arzt trug mit einem ernsthaftern Ton, als wenn er sonst über das Schikfal eines abeundi entschied, in deutscher Sprache, damit die Dame alles verstehen mögte,

den

den Kasum in terminis vor, und frug, was sie alle von der Behandlung dächten, die der neue Dokter Pillpulklystropfius in Vorschlag gebracht.

Einmüthig stimmten sie alle ein, daß dieses offenbares Gift wäre, und ob die Dame gleich dadurch vollkommen überzeugt wurde, daß dem neuen Dokter nicht zu trauen wäre, so erhoben sich doch ihre Thränen jezt aufs neue, und sie bat die ansehnliche Versammlung doch noch wenigstens das Wassertreibendste aller Wassertreibenden Mittel anzuwenden, um ihren Gatten ihr zu retten.

Da vereinigten sie sich denn zu einer Ueberlegung, und einer unter ihnen that den Vorschlag, man könnte jezt das Pulver des Herrn Ailhaud versuchen, um zu sehen, ob es würklich etwas von dem thäte was man ihm beylegte.

Dem alten Physikus fiel sogleich der Einwurf ein, daß wenn es ohngefehr hülfe, alle Welt Ailhauds Pulver gebrauchen würde, allein es wurde ihm dadurch widerlegt, daß man in dem Fall nicht sagen, was dem Patienten eigentlich geholfen, sondern behaupten müßte, es habe das gesammte Concilium ein neues Mittel

tel wider die Wassersucht entdekt, und das liesse sich durch ein Vehiculum erzwingen. Dies wurde mit Beyfall beehrt und angenommen.

Um auch dem Patienten den man nun einmal aufgegeben, zu diesem Versuch desto besser zu nuzen, wurden zwey Doses zusammengegeben, und man erwartete voll Sehnsucht die Wirkung dieses Mittels.

Während dessen aber hatten alle sechs Doktores die Stadt dreymal durchzogen, und jeder hatte in seinem Zirkel, das Verfahren des Dokter Pillpullklystropfius als einen so offenbaren Todtschlag verschrieen, und ihn selbst zu einen so unwissenden Mann gemacht, daß das übrige siebente Häufgen des Doktor Blase die alles warm wieder erfuhren, nunmehr für ihr wüstes Leben bange wurden.

Einige von ihnen, die gleich nach der erhaltenen Nachricht sich unpaß fühlten, schikten zu ihm liessen ihn aber bitten, selbst zu kommen, und den Dokter Pillpullklystropfius nicht zu ihnen zu schiken.

Dokter Blase der von der Zusammenkunft der sechs Doktoren schon gehört hatte, wollte seinen Freund den er einmal in Schuz genommen nicht sinken lassen, und gieng selbst, erklärte sich

ſich auch, er würde ihnen ſeinen Nachfolger nicht ehr aufdringen, bis er deutliche Beweiſe ſeiner Geſchiklichkeit an den Tag gelegt.

Der folgende Tag, welches eben ein Sonntag war, wurde dem Dokter Pillpullklyſtropfius noch ſaurer als der heutige, an welchen ihm der Dokter Blaſe ſchon geäuſſert, daß er ihm zu keiner glüklichen Praxis beſtimmt zu ſeyn ſchiene.

Am Morgen dieſes Tages hatte ſich der Patient nach einer geſchehenen auſſerordentlichen Ausleerung ſo merklich erleichtert befunden, daß alle ſechs Doktores in das gröſte Erſtaunen geriethen. Von Freude betäubt, beſuchte jeder ſein ganzes Quartier, erzehlte jeder einem jeden, wohin er kam, daß ſie gemeinſchaftlich ein neues ſicheres und unverwerfliches Mittel wider die Waſſerſucht erfunden, und daß Herr Ot. ſo gut wie geſund ſey.

Dokter Pillpullklyſtropfius der mit dem Dokter Blaſe in einer groſſen Geſellſchaft war, erfuhr denn dieſes auch, und da er ſich verlauten laſſen, daß es keine Möglichkeit ſey, dieſe Krankheit zu heben, ohne ſich ſeiner Kurart zu bedienen, ſo muſte er freylich manche Sticheley-

en über die Sache einsteken, dennoch aber behauptete er seinen Saz, und dieser Eigensinn schien den Anwesenden eine so unverzeihliche Schwachheit, daß sie auch dem Dokter Blase darüber zu Leibe giengen, der denn bey seiner Zuhausekunft den Dokter Pillpullklystropfius sehr ernstlich zur Rede stellte, und ihm sagte, man müßte seine Meynung nie geradezu sagen, sondern immer sie etwas auf Schrauben stellen, damit man sich hernach herauszuhelfen wüste, wenn es die rechte Zeit dazu wäre.

Aber der Dokter Pillpullklystropfius versicherte seinem Freunde und Wohlthäter, daß er das nie thun würde, und sie giengen diesen Abend zum erstenmale etwas unzufrieden aus einander.

Den andern Morgen war das erste Wort was der Dokter Blase hörte, das Herr St. diese Nacht um ein Uhr verschieden sey, und er rieb sich die Augen lange aus, um zu sehen, ob er noch traumte. Endlich als er überzeugt war, daß er wache und recht gehört, lief er voll Freude, und mit Versöhnung und Achtung im Herzen, auf des Dokter Pillpullklystropfius Zimmer, um ihm das Phänomen mitzutheilen.

Mit dieſem gieng es ſehr natürlich zu. Auslehrung und Reiz hatte die Säfte herunter gezogen, und die Engbrüſtigkeit des Patienten gelindert. Aber beyde verurſachten eine tödtliche Erſchlappung der Eingeweyde, alles ſtokte, und gegen Abend wurde der Patient unruhig. Die Doktores verſammelten ſich zwar, meinten aber, das ſey die gewöhnliche Unruhe die ſich des Abends bey allen Kranken befande. Sie verordneten ein Lavement und legten ſich ſorglos zu Bette.

Dies Mittel blieb ſizen. Die Engbrüſtigkeit des Patienten nahm von Stunde zu Stunde zu, und um zwölf Uhr wurden die Doktores aus ihren Betten gejagt, die auch um eins den Kranken ſterben ſahen, ohne zu wiſſen wovon er eigentlich geſtorben, auſſer daß ſie darinn einig waren, er ſey erſtikt.

Und daß ſie das wuſten, war ein groſſes Glük für ſie, denn die Dame geberdete ſich ganz troſtlos, und wollte ſich nicht zufrieden geben. Sie behauptete geradezu, ſie hätten ihren Mann durch das gegebne Mittel umgebracht, und ſie muſten alle ſechſe ihre Lungen aufs heftigſte anwenden, um ſie zu überzeugen, daß die Erſtikung auf der Bruſt geſchehen ſey,

ihr Mittel aber nach untenzu gewürkt. Dies konnte nun zwar bey einer so ungelehrten Frau eine Wirkung hervorbringen, und that es auch, aber der Schmerz gieng bey ihr, da sie von einem lebhaften Temperament in eine Art von Verwirrung über, und sie hies sie alle sehr dumme Aerzte, daß sie diesen Zufall nicht vorhersehen, und ihm zuvorkommen können.

Sie schüttelten die Köpfe dabey, und riethen ihr, sich eine Ader schlagen zu lassen, weil ihr Blut sehr in Wallung gekommen wäre. Sie brachten sie dadurch nur noch mehr auf, und sie wollte jezt durchaus zum Doktor Pillpullklystropfius schiken, damit er theils sehen sollte, ob er ihr nicht noch helfen könnte, indem ihr Mann vielleicht nicht ganz todt wäre, theils damit er untersuchen sollte, ob sie nicht schuld an diesem Uebel wären. Sie warf sich hernach auf ihres Mannes Leiche, und brach in die lautesten Klagen aus. Diese Dame hatte ein Mädgen, welche gewohnt war, alles aufs pünktlichste zu befolgen, was ihre Herrschaft sagte, sie kündigte also den Herren an, daß sie zum Dokter Pillpullklystropfius gehen, und ihn rufen würde. Das könnte sie, sagte der alte Arzt, allein sie thäte besser, wenn sie zum Feldscheer gien-

gienge, denn ihren Herren zu erweken, das wäre zu spät, und wenn sie den Weg gethan hätte, könnte sie leicht ihre Frau in einem Anfall des hizigsten Fiebers wieder finden.

Die Liebe zu der Dame machte, daß sie das lezte that, und als sie wieder kam, naheten sich die Doktores dem Bette, auf dem die Frau in tiefer Wehmuth über den todten Körper lag. Als man ihr die Absicht sagte, warum man sie störte, erneuerte sich ihre Wuth, und diese wurde so stark, daß die Doktores sich ganz füglich des Mittels bedienen konnten, sie für wahnwizig zu erklären.

Nachdem dies geschehen, pakten sie sie alle sechs an, und hielten sie, da sie denn wider ihren Willen operirt, und ihr so viel Blut weggelassen wurde, daß sie wohl schweigen muste, wenn sie auch nicht wollte, denn Mattigkeit, Wallung und Kummer, brachten ihr eine Art von Schlafsucht zuwege, die sich in der Folge in ein schleichendes Fieber verwandelte.

Die sechs vereinigten Herren freuten sich unendlich über ihre List. Denn es war schon sehr traurig für sie, daß sie vorlaut gewesen waren, und ihrem eignen Rufe Schaden gethan hatten. Durch die Erzählung der Frau von al-

len vorgegangenen Umſtänden, konnte man ſehr leicht hinter ihre Schliche kommen, und ihr Geheimnis entdeken.

Soviel waren indeſſen ſie einſtimmig überzeugt, daß Herrn Ailhands Pulver peſtilentialiſch wäre, und ſie bekannten ſich dadurch zur Zunft der Menge von Aerzten, die eine Sache ohne gehörige Unterſuchung verwerfen.

Als Dokter Blaſe dem Dokter Pillpullklyſtropfius es erzählte, erſtaunte er gar nicht. Ich habe es gedacht, ſagte er, und ich würde es vorhergeſagt haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, das Geſchrey gegen mich zu arg zu machen.

Für den Dokter Pillpullklyſtropfius hatte es aber die Wirkung, daß man nicht allein aufhörte, übel von ihm zu ſprechen, ſondern anfieng zu glauben, daß er auch wohl ſeiner giftigen Kurarten ohngeachtet, ein brauchbarer Mann ſeyn könnte.

Die Wittwe des Herrn St. merkte nicht ſobald, daß ſie krank wäre, denn einige Wochen hatte ſie ihre Beſinnungskraft ganz verloren, als ſie die ſechs Herren abdankte, und den Dokter Pillpullklyſtropfius zu ſich rufen lies, um ſich über ihre Krankheit zu beſprechen.

Drittes Kapitel.

Was dieſe Zuſammenkunft und Unterredung für Folgen hat.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius erſchien bey der Dame die ihn hatte rufen laſſen, willig. Er hätte zwar wohl einige Empfindlichkeit gegen diejenige haben können, die ein ſo offenbares Mistrauen gegen ihn gehabt, aber er kannte keine ſolche falſche Seite an ſeinem Herzen. Ueberdem würde ſie ihm unglüklich genug durch den Verluſt geſchienen haben, den ſie gelitten.

Und ſo kam ſie ihm auch jezt in einem ſehr bemitleidenswürdigen Zuſtande vor.

Die Wittwe des Herrn St. war ſchön und jung. Ein ſchönes und junges Geſicht vom Kummer verzehrt, zieht unſre ganze Aufmerkſamkeit an ſich. Die ſeinige auch. Sie gieng ihm ſo nahe, daß er im erſten Augenblike ihres Anſchauens überzeugt wurde, es ſey eine ſeiner erſten Pflicht, dieſer Betrübten mit allen ſeinen Kräften beyzuſtehen.

Er nahm es ſich auch ſogleich vor, ehe ſie ihn noch anredete. Hatte er ſichs aber vorher

zur Pflicht gemacht, so that er es jezt noch mehr, als sie ihn anredete, und sich auf eine sehr höfliche Art bedankte, daß er ohn eachtet ihres unangenehmen Betragens, womit sie seinen Groll verdient hätte, ihr doch seine Hülfe nicht versagte.

Sie hatte dieses kaum ausgeredet, als ein Strom von Thränen über die schönen blassen Wangen floß. Troknen sie diese, sagte der Dokter vom Mitleid hingerissen, oder sagen sie mir ob ich es kann? Nein, sie können es nicht mehr, antwortete sie, aber sie hätten sie gewis verhindert, wenn ich weniger Mistrauen gegen sie gehabt hatte. Gewis sie hätten meinen Mann gerettet!

Das kann ich nicht wissen, sagte der Dokter Pillpullklystropfius, allein wenigstens würde ich den besten Weg gewählet haben, und ich kanns noch nicht läugnen, daß ich nicht beweisen kann, wie er so geschwind gestorben.

Die Dame brach hierauf in neue Klagen aus, und der Dokter hatte alle Mühe nöthig, sie wieder zu besänftigen, und muste das Gespräch abbrechen, nur ihre Empfindlichkeit nicht zu sehr zu reizen.

Er

Er lenkte also das Gespräch auf ihre Krankheit, und lies sich alle Umstande derselben, nebst der Behandlung der Aerzte, von ihr erzählen.

Er gerieth in völligen Amtseifer, denn er fand den Aderlaß so sehr zur Unzeit, und fand, daß alle die gebrauchten Mittel darauf abzweckten, alle gute taugliche Safte vollends aus ihren Körper herauszubringen. Er sagte ihr, daß sie auf diese Art in einigen Monaten den Weg würde haben gehen müssen, den ihr sel. Mann vorausgegangen wäre.

Zwar wollen wir nicht sagen, daß die Dame ihren Gemahl nicht geliebet, und sein Andenken ihr nicht sehr werth gewesen, aber sie erschrak eben nicht wenig, als sie dies nahe Todesurtheil hörte, und wir können nicht sagen, daß wir ihr verdenken, daß sie ihrem Manne just nicht folgen wollte.

Pilzpullklystropfius sahe ihre Verlegenheit, und sahe bis auf den Grund ihres Herzens. Er freuete sich, Liebe zum Leben darinn anzutreffen. Diese muste ihm das Zutrauen über so wichtige Nebenbuhler erwerben, und er fieng mit ziemlicher Zuversicht an, von den guten Folgen zu reden, die er von seiner Kurart hoffte, und schlos damit, daß er diese anfangen wollte, sobald er

ſicher wüſte, daß ſie keinen der übrigen mehr zu rathe ziehen würde.

Und wenn die Dame auch dieſen Plan gehabt hätte, ſo war die einnehmende Art des Dokters ſchon genug, ihn in ihr zu zerſtören. Allein ſie hatte noch überdies das lebhafte Beyſpiel der Wahrheit der Prophezeyhungen des Dokters vor Augen, ſie war von dem verdrießlichen Ausgange der Behandlung der übrigen Doktoren zu kurz noch überzeugt, und fühlte die Folgen in ihrem Körper noch zu neu, als daß ſie nicht willig ja hätte ſagen, und ihr Zutrauen vollkommen hätte machen ſollen.

Die ſechs Herren von der Zunft erfuhren nur zu bald, daß ihnen der Dokter Pillpullkliyſtropfius nachgefolgt war. Allein ſo ärgerlich ſie darüber waren, ihrem gelehrten Körper ihn vorgezogen zu ſehen, ſo hofften ſie doch gewis, daß es ihm nicht gelingen würde, dieſer Dame ihre Geſundheit wieder zu verſchaffen, und gewis, ſie hatten ehrlich und redlich vorgearbeitet, und es würde jedem, der nicht ſo deutlich in den Grund der Krankheit einzuſehen, das Glük gehabt hätte, ſchwer geworden ſeyn, ſich da herauszufinden. So unvorſichtig aber, wie dieſe Herren bey des Mannes ſchleuniger Beſſerung geweſen,

waren

waren ſie es auch in dieſem Falle, denn ſie erzählten, wohin ſie kamen, die Wittwe St. habe eine ſchleichende Krankheit, von welcher ihr nicht könnte geholfen werden.

Der Dokter gab ſich indeſſen alle Mühe, und ſobald er nur überzeugt war, daß kein edler Theil angegriffen wäre, zweiffelte er keinesweges an ihrer Geneſung.

Er verſuchte alle Mittel, die den erſchlafften Faſſern ihre Feſtigkeit wieder geben konnten, er lies lauwarme Bäder bis zur gröſten Kälte ſteigen, füllte die leeren Gefäſſe mit nahrhaften Speiſen, bediente ſich der Bewegung zu Herſtellung des Reizes, und ſahe die guten Folgen dieſer Behandlung in ſehr kurzer Zeit.

Die Dame nahm von Tage zu Tage zu, ihre blühende Farbe erſchien wieder, und alle Leute ſahen es. Nur die ſechs Aerzte gaben es noch nicht zu, fanden ihre Stärke aufgedunſen, fanden ihre blühenden Wangen ungeſund und fieberhaft, und machten ſich ganz lächerlich, nachdem es jedermann überzeugt war, daß die Dame völlig hergeſtellt wäre.

Der Dokter hatte aber auch an dieſer Patientin gethan, was kein andrer gethan hätte. Es war ihm nicht genug geweſen, daß er die rech-

ten Medikamente gab, und ihre Wirkung seyn lies, wie sie wollte, sondern er war selbst alle Tage zu ihr gegangen, hatte alle Zeit die er von nothwendigen Geschäften abbrechen konnte, bey ihr zugebracht, hatte den Kummer, der in ihren Herzen war, zu zertheilen gesucht, hatte ihr lebhaftere Vorstellungen von ihren künftigen Lebenstagen gemacht, hatte ihr Zerstreuungen verschafft, und hatte dadurch die Seele in gleiche Wirkung mit den Mitteln gesezt, die er anwandte.

Wir sind gewis überzeugt, daß auf eine solche Art eine grosse Menge Menschen würden gerettet werden, aber daß das ganze System unsrer Zeiten dieses unmöglich macht, wissen wir eben so gewis.

Obgleich der Dokter Pillpullklystropfius keine andere Absicht bey seiner Gefälligkeit hatte, als die Gesundheit und die Glükseligkeit dieser Dame zu befördern, so tichtete ihm doch die ganze Stadt eine andere an. Sprach man gleich von keinem geheimen Verständnis, so sprach man doch von den Bemühungen des Dokters um die Wittwe. Selbst Dokter Blase merkte, und schlos aus dem was er merkte, daß sein Freund Absichten habe, und wünschte ihm öf-

ters zu seiner glüklichen Kur, und seinen glüklichen Aussichten, von Herzen Glük, um aus ihm etwas heraus zu loken, aber der unbefangne Pillpullhystropfius konnte nichts sagen, denn er fühlte und wuste nichts.

Allein die Dame desto mehr. Sie war zwar eben so wenig von Seiten des Dokters von Absichten überzeugt, aber sie wünschte sie. Seine Artigkeit, seine Theilnehmung, seine Bemühungen, seine Person, seine Vorzüge, das alles hatte so viel Eindruk auf sie gemacht, daß sie nur ihn sahe, nur ihn dachte.

Wie sie ganz hergestellt war, verminderte der Dokter seine Besuche. Allein er bat sie, weil ihr Umgang und ihre Unterhaltung ihnen Vergnügen schaffte, er mögte sie zuweilen besuchen dürfen.

Die Dame wurde feuerroth, sie antwortete ihm: Sie wäre ihm so vielen Dank schuldig, daß sie sehr leiden würde, wenn er ihr den Umgang versagen wollte, den sie so gewohnt wäre, und den sie die Wahrheit zu sagen, nicht missen zu können glaubte.

Was seine Belohnung beträfe, so wüste sie nicht, was hinreichend dafür wäre. Geld sey

es

es nicht. Er mögte also sich selbst nehmen was ihm am besten gefiele.

Dokter Pillpullkiystropfius war zu unschuldig die Bitte zu verstehen, und da er nichts weniger als geldgeizig war, da er sehr mässig lebte, und seine Dukaten folglich sehr sparsam abnahmen, so bekümmerte er sich auch nicht, einen andern Sinn darunter zu suchen, sondern liess es gut seyn, und erwehnte von keiner Belohnung.

Viertes Kapitel.

In welchen sich des Dokter Pillpullkiystropfius Ruhm weit und breit ausbreitet.

Die Kur der Wittwe des Herrn St. die die berühmtesten Aerzte der Stadt als eine unmittelbare Kandidatin des Todes angegeben hatten, machte bey allen Spöttereyen und Neckereyen, die den Dokter und die Wittwe deswegen nicht sparsam trafen, und wovon die leztere sehr

ſehr viel, der erſtere gar nichts verſtand, ſehr viel Aufſehen, und niemand läugnete mehr, daß der Dokter Pillpullklyſtropfius ſeine Sache verſtände. Es fehlte auch nicht an Leuten die ſich ſeines Raths bedienten. Die Kunden des Dokter Blaſe kündigten ihrem alten Arzte an, daß ſie ſeinen neuen Nachfolger nun mit Vergnügen, und völligen Zutrauen annehmen, und ihn der Sorge entledigen wollten, ſeine Ruhe ihnen weiter aufzuopfern.

Vom Morgen bis im Abend wurde das Zimmer des Dokters nicht leer, und während daß er ſeine Patienten in der Stadt beſuchte, verſammelten ſich eine groſſe Menge vom Lande in ſeinem Hauſe.

Der Dokter Blaſe freute ſich unendlich über den guten Fortgang der Praxis ſeines Lieblings, und hätte ihm gern manchmal einen Theil ſeiner Arbeit abgenommen, wenn es die Leute nur zu laſſen hätten. Aber keiner wollte vom Dokter Blaſe etwas wiſſen oder haben. Wo Dokter Pillpullklyſtropfius nicht war, da glaubte man an nichts.

Unter der groſſen Menge von Menſchen, die jezt unſern Helden beſuchten, befanden ſich ſehr viele die eingebildete Kranke waren, manche

che andere die nur einen kleinen Anstos ihrer Gesundheit hatten, und deren Naturen gut genung waren, um jeder Wirkung eines gegebnen Mittels nachzuarbeiten, und die schädliche Masse auszuführen. Es konnte also nicht anders seyn, als daß manche der Glaube, andere die Mittel heilten. Gehellt riefen sie laut das Lob des Dokters in allen Enden aus, und so erscholl sein Name immer mehr.

Zwar starben ihrer immer viel, aber weil diese ihren Mund nicht aufthaten, weil niemand mehr war, der ihren Tod nicht dem Tode zuschrieb, und kein Mensch daran dachte, daß Dokter Pillpullklystropfius fehlen könne, so schadeten alle diese Sterbenden seinem Ruse nichts. Er war und blieb Dokter Pillpullklystropfius der glükliche, ein Name den man ihm laut entgegenrief, wo man ihn nur sahe.

Nun kamen schon Pferd und Wagen, um ihn abzuholen, die oft leer zurükgehen musten, weil er nicht alles bestreiten konnte, oft aber im schnellen Flug mit dem Aesknlap davon rennten, aus Furcht einer mögte sie einholen, der ein näheres Recht auf des Dokters Hülfleistung habe.

Kurz

Kurz man riß sich um ihn, man verehrte ihn, und wo von Kranken oder Krankheiten gesprochen wurde, da war der Name Pillpullikystropsius gewis dabey, der jeder Junge so geläufig geworden war, wie er vorher allen schwer auszusprechen gewesen.

Aber der einzige Ruf des Dokters war nicht, daß er ein glüklicher Arzt wäre, sondern er hatte auch den eines theilnehmenden mitleydigen Mannes.

Da ihm jezt Geld von allen Seiten zuströmte, da unter der Menge von Menschen viele kamen, deren Umstände so kläglich waren, daß sie hätten verderben müssen, wenn er sich ihrer nicht angenommen, so opferte er grosmüthig das seinige auf, und unterstüzte sie nicht allein mit Hülfe und Rath, sondern er unterhielt sie in Arzney und Nahrungsmitteln.

Die Armen nannten ihn öffentlich ihren Vater und ihren Retter, und segneten ihn wo sie ihn sahen.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Was für verſchiedene Eindrüke dieſes auf die Menſchen macht, die theils dem Dokter nahe angiengen, theils um ihn herum waren.

Wenn nun von dem Dokter Pillpullklyſtropfius und von ſeinen glüklichen Kuren geſprochen wurde, ſo ſprach man auch von ſeiner Menſchenliebe. Und ſo wie der Menſchen vielerley waren, ſo waren auch der Meynungen viel.

Einige wollten ihm ſeine edle Denkungsart als einen offenbaren Stolz auslegen, und dieſe ſuchten den Grund dieſes Stolzes in ſeinem gleichgültigen Betragen gegen alles dasjenige was auſſer ihm vorgieng, und beſonders gegen alle Lobſprüche, die man ihm machte. Es kam ihnen vor, als ob er ſich noch mehr zu ſeyn dünkte, als man aus ihm machte, und als ob ihm der Weyrauch von Leuten ſeines Standes zu verächtlich wäre.

Sie hatten darinn recht, daß der Dokter ſehr tiefdenkend und oft mürriſch vor ſich hin war,

war, allein ihr Schlus war falsch, weil sie ihn auf einen falschen Grund sezten.

Andere hielten dieses gutwillige Betragen gar für einen unverzeihlichen Grad von Bocheit, und suchten den Grund davon in dem Verderben der übrigen Aerzte der Stadt, glaubten, daß es einzig und allein darauf angesehen wäre, diesen alle Kundschaft zu nehmen, und ihren Ruin zu befördern.

In diese Zunft gehörten freylich nur alle diejenigen die den sechs Aerzten angehörten, sie selbst mit einbegriffen, allein ihrer war doch eine grosse Anzahl.

Andere belegten diesen Zug des Dokters gar mit den Namen einer Dummheit, und behaupteten, sein Glük käme blos daher, weil dieses allemal die Dummen verfolge, und es wäre freylich nicht zu zweifeln, daß Jürge so fortkommen würde.

Man kann sich denken, daß dieses Gerücht von des Dokter Pillpullklystropfius Glük, von seinen Kuren, von seiner Einnahme, und auch von seinen Mitleyden gegen die Armen auch bis in die Familie und bis in die nähere Bekanntschaft des Dokters kam, und da fand sich nun eine grosse Verwirrung darüber.

Der alte Zerberus der seinen Sohn bis in die unterste Hölle verflucht hatte, der gewünscht hatte, ihn nie gesehen zu haben, der sich mit dem Baccalaureus gemeinschaftlich, doch aus ganz verschiedenen Gründen gefreuet hatte, daß die Kur mit den Herrn St. so unglüklich ablief, hörte kaum, daß sein Sohn die Witwe kurirt, daß diese Witwe reich und ihm gut wäre, daß er grossen Zulauf hätte, als er alles innig und herzlich bereuete, was er wider seinen Sohn gedacht und gesprochen, als er sich entschloß, ihm seine Gnade und seinen Schuz wieder angedeyhen lassen.

Er schikte deswegen würklich einen Bevollmächtigten an ihm, der ihm fürs erste Glük wünschen, und fürs zweyte ihn bitten mögte, sein Haus wieder zu seinem Aufenthalt zu erwählen, weil er da an einer viel bessern Lage wäre, und der starke Zulauf von Menschen auch seiner Familie noch Nuzen stiften könnte.

Dieser Bevollmächtigte richtete seinen Auftrag zwar pünktlich und ordentlich aus, bekam aber eine sehr üble Bezahlung davor.

Nicht von Seiten des Dokter Pillpullklystropfius. Dieser hörte den ersten Auftrag mit einer

ner ihm gewöhnlichen Gelassenheit an, freutete sich, daß sein Vater noch an ihn dächte, und liés davor danken. Als er aber an den zweyten kam, sagte er, diesen könne er nicht annehmen, denn da sein Vater und er in ihrer Denkungsart nicht harmonirten, so könnte es leicht wieder zu Uneinigkeiten kommen, und die müßte er bey seiner jezigen häufigen Arbeit nothwendig vermeiden.

Ein unglüklicher Fall aber war es für diesen, daß der Dokter Blase eben an die Thür gekommen war, als er seinen zweyten Auftrag ausgerichtet. Er blieb stehen, und hörte was der Dokter darauf sagte, und dessen Antwort machte ihm zwar Vergnügen, vermehrte aber auch seinen Grimm gegen den Abgesandten so sehr, daß er in die Stube sprang, ihn beym Kragen nahm, aus der Thür und die Treppe hinunter warf, ehe der Dokter ihm zu Hülfe kommen konnte. Er gab ihm dabey die Lehre, er mögte sich ins Künftige nicht bemühen, ihm Leute abspenstig zu machen, die ihm lieb wären. Pillpullklystropfius that diese Behandlung von Herzen leid. Er eilte was er konnte, hob den Mann am Ende der Treppe auf, sagte, er würde ihm die Schuld dieses Zufalls nicht beymes-

sen, und that alles was er konnte, seinen Zorn zu besänftigen.

Zum Glük hatte dieser keinen Schaden genommen. Als er wieder zu dem alten Zerberus kam, seufzte dieser tief, daß Dokter Blase, der sonst sein bester Freund gewesen wäre, jezt sein ärgster Feind sey. Ich bin es doch, sagte er, der ihn Ruff gebracht, der ihn zu allen geholfen was er hat, denn hätte ich ihm meine Frau nicht in die Kur gegeben, er hätte in seinem Leben keine Praxis bekommen.

Gern wäre er selbst zu ihm gegangen, aber die Behandlung die seinem Abgesandten widerfahren war, war noch in zu frischem Andenken, und er fürchtete, daß es ihm selbst noch schlimmer gehen könnte.

Der Baccalaureus hörte alle die Nachrichten von des Dokter Pillpullklystropfius Glük mit vielem Verdrus, und er klagte das Schiksal aufs neue laut an, daß es diesen Menschen so sehr begünstigte, daß es sich aller Mittel bediente, ihn durch Wohlergehen und Zufriedenheit elend zu machen.

Hätte sich Zerberus nicht so sehr und aus guten Gründen in acht genommen, ihm etwas von der Freude merken zu lassen, die er über das

ver-

veränderte Schikſal bey ſeinem Sohne hatte, ſo würden ſie wieder hart zuſammengekommen ſeyn, ja wohl gar gebrochen haben.

Denn einmal war es nun richtig, daß dieſe beyden in ihren Ideen ſich immer im Wege ſtanden, ob ſie gleich in ihren Meynungen oft zuſammenſtimmten.

Eine gänzliche Verſchiedenheit aber gab es jezt unter ihnen, als ſie die Nachricht erfuhren, daß der Dokter Pillpullkyſtropfius den Armen nicht allein die Medikamente, ſondern auch die Nahrungsmittel umſonſt gäbe.

Der alte Zerberus rief ſich alles zurük, was bey der Geburt ſeines Sohnes vorgefallen war. O unglükliche Stunde, rief er aus, in der ich meinem Weibe nachgab! O unglükliche Sparſamkeit! (es war das erſtemal daß er dieſe verwünſchte) daß ich keine Amme hielt! Mein Sohn wäre Kaufmann geworden, hätte mit ſeinem Talenten ſich zum Millionar geſchwungen.

O Pankrogius Lebenicht! O Markus von der Leber! Ihr traurigen Propheten meines Unglüks! O Pillpullkyſtropfius! Schäzeſt du ſo ſchlecht deines Namens Nachfolger? Lieſeſt du keine Spur deines Schnellens in unſrer Familie zurük, daß ſie ſich an die Fußtapfen meines Soh-

nes gehangen hätte, und in seinen offnen Korf gefahren wäre?

O ihr Armen! ihr Armen! Wie seufze ich über euch! Warum ist doch nicht die ganze Welt reich, und ich der reichste?

Zerberus winselte so einsam bey seinem Geldkasten fort, bis ihn der Schlaf überfiel, und er aufs Bette sank.

Der Baccalaureus hörte das nehmliche was Zerberus gehört hatte. Er stuzte. Ist es wahr, frug er denjenigen einigemal, der ihm es sagte. Als er davon überzeugt war, fiel er ihm um den Hals. Es war einer seiner innigsten Freunde, der ihm oft gesagt hatte, daß er ungerecht an dem Doktor Pillpuklystropsius handelte. Nun will ich ihnen danken, sagte er, daß sie mich aus dem Irrthum gerissen haben. Ich dachte immer, ich hätte recht, aber ich habe Unrecht. Er ist gut — der Junge — er ist gut. Bitten sie ihn zu mir, daß ich ihn um Verzeyhung bitte, daß ich ihn umarme, daß ich ihn wieder als meinen Sohn annehme.

Der Freund lief vor Freuden sogleich fort, und der Baccalaureus überlegte indessen sein eignes Betragen. Er wollte untersuchen, ob er unrecht gethan, daß er sogleich wieder ganz mit dem

dem Dokter ausgesöhnt gewesen. Aber die angestellte Untersuchung fiel dahinaus, daß er vollkommen mit sich zufrieden war. Der Leser wird aus einigen Unterhaltungen des Baccalaureus mit Pillpillgen, sich schon den Schlus gezogen haben, daß er in punkto des Wohlthuns nicht allein sehr richtig dachte, sondern auch denen sehr gewogen war, die diese Tugend ausübten.

Da er auch der Ordnung so sehr ergeben war, so liebte er selbst die Ordnung in Tugenden, und die Wohlthaten, welche auf die Art angewendet wurden, wie Pillpillhystropfius sie anwandte, standen bey ihm in der ersten und würdigsten Klasse.

Ausserdem war er auch jezt dem Dokter wegen seiner übrigen Unordnungen nicht mehr so gram, und das zwar deswegen, weil er in Ansehung dieser bey den Dokiern eine Ausnahme machte, weil er einsahe, daß sie bey ihrem Amte keine ordentliche Lebensart führen könnten.

Es kam ihm sogar sein Betragen etwas ungerecht vor, weil er die Bestimmung des Dokters vorher mit hätte in Betrachtung ziehen sollen. Fest war es in ihm, daß ein Mensch, der eine solche Art von Menschenliebe ausübte, ganz gut seyn müste.

Er erwartete also jezt den Zögling mit Verlangen, den er in seinem Leben nicht hatte wiedersehen wollen, und sein Herz schlug stark, da er ihn über die Straße kommen sahe.

Sein Freund hatte gezweifelt, ob der Dokter Pillpullkinstropfius sichs würde gefallen lassen, zu einem Manne zu gehen, der sein so offenbarer Widersacher gewesen, denn es war Stadtkündig, daß der Baccalaureus ihn wie seine Sünde hasste. Allein er hatte ihn so wie der Baccalaureus selbst, falsch beurtheilt.

Der Dokter hatte noch nie einen bösen Gedanken gegen den Baccalaureus gehabt, er liebte ihn noch immer wie seinen alten Pathen. Er wünschte und hofte immer noch, da er ihn gar nicht beleidigt, so sollte ihm die Reue über seinen unrechtmäsigen Zorn ankommen. Er war von allen dem guten was er ihm im Grunde gelehrt, zu warm eingenommen, als daß er nicht mit Dank sich daran hätte erinnern sollen, ausser wenn er an seine blöden Augen dachte.

Es war ihm daher wohl und willkommen, als der Freund des Baccalaureus ihm den Verlauf der Sache, und den Wunsch dieses, seines alten Lehrers erzehlte.

Dokter Pillpullklyſtropfius lies alles ſtehen und liegen, und eilte dahin. Er fiel dem Baccalaureus mit der Wärme eines Sohnes in die Arme. Beyde drükten ſich an ihre Bruſt. Wollen ſie wieder mein Freund ſeyn? ſagte der Dokter. Wollen ſie mir vergeben? rief der Baccalaureus.

Schnell war die Einigkeit hergeſtellt, und hundert freudige Fragen und Antworten wechſelten, als der alte Zerberus in die Thür trat.

Ey, ey, Herr Sohn, fieng er an, kriegt man ihn denn auch einmal zu ſehen?

Sie würden mich öfter ſehen, mein Vater, ſagte der Dokter, wenn ſie gelinder mit mir umgegangen wären. Aber ſo muß ich mich vor ihren Blik fürchten.

Nicht vor meinem Blik, fiel ihm der Alte ein, dem eben jezt die Armen in den Sinn kamen, ſondern vor meinen Vorwürfen. Willſt du denn meine ganze Familie ruiniren? Bedenke, mein Sohn, daß Pankrogius Lebenicht, daß Markus von der Leber, groſſe Doktores waren, und daß ſie bettelarm ſtarben. Laß dir doch ſagen. Was gehen uns denn die Armen an? Sie geben uns ja nichts. An den Armen verdiene ich das ganze Jahr keine zehn Thaler.

Must ja doch Rülsicht nehmen, daß man alt, daß man unvermögend werden kann. Was willst du im Alter machen, wenn du alles wegziehst. Ach deines Urvaters Pillpullkiystropfius goldne Eigenschaft, sich aufs Schnellen zu verstehen, wie der Haase aufs Laufen, die sollte dir etwas angeerbt seyn, mein Sohn, dann würde es dir wohl gehen.

Der Baccalaureus hatte während dieses Gesprächs manchen Blik umhergeworfen, und mancher bedeutende Wink war dem Dokter Pillpullkiystropfius nicht entgangen, der auch nun sehr wohl sahe, daß jede Muskel sich zum zornigen Ausbruch bereitete, und sich fertig hielt, dem entstehenden Ungewitter Einhalt zu thun. Sobald also der Baccalaureus losbrach und dem Alten zurief: O du Unbeschnittener an Herz und Ohren — so fiel ihm der Dokter Pillpullkiystropfius in die Rede, und zugleich in den Arm, den er aufgehoben hatte, um dem alten Zerberus den Weg zur Thür hinaus zu zeigen.

Nicht so hizig, mein lieber Lehrer, sagte er im sanftesten Tone, nicht so rasch, er ist mein Vater, wenn er schon schwach ist.

Dem Baccalaureus gefiel dieser Zug über alle masen wohl, und er umarmte den Dokter aufs

aufs neue. Er fuhr aber dennoch fort, dem alten Zerberus eine ſtarke Strafpredigt, obwol im gemäſſigtern Ton, zu halten, auf welche dieſer auch kein Wort zu antworten, ſich unterſtand, weil er das wuſte, was wir in den folgenden Kapiteln erſt hören werden.

Sechſtes Kapitel.

Worinn noch ein mehreres von Fränzgen vorkömmt.

Wir haben ſeit einiger Zeit unſer Fränzgen ganz vergeſſen, wovon wir doch ſo vieles zu ſagen uns vorgenommen. Sie hatte an Alter, Schönheit, Verſchlagenheit und Bosheit, mächtig zugenommen, und wir können nicht leugnen, daß, wer ſie ſahe, und ſie nicht ſehr genau kannte, ſie ſehr reizend nannte, und fand.

Seit der Begebenheit, wo ihre Mutter ſie mit ein paar Ohrfeigen beſchenkte, war ſie dieſer von Herzen gram, und ſuchte ihr alles zum Verdrus zu thun. Sie gieng z.E. hin, wo ſie wuſte, daß

daß ihr Geld lag, und nahm etwas davon, sie wies Arme ab, die ihre Mutter bestellt hatte, sie verdarb ihr kleine Freuden, die sie sich durch Wolthun machte. Sie wuste sehr wohl, daß ihre Mutter das Geld, was sie besas, auf keine rechtmässige Art von ihrem Manne erlangte, sie konnte sie also leicht verrathen, und Fränzgen würde sich nach diesem Vorgange keinen Augenblik bedacht haben, es zu thun, wenn nicht ihr eigner Nuzen mit dabey verwikelt gewesen wäre, denn sie nahm ihren Theil davon.

Sie hatte auch von der Mutter alle die Schliche gelernt, womit sie ihren Vater zu hintergehen wuste, und sie übte sie nach dem Tode derselben in einem weit stärkern Grade aus.

Nur in Ansehung der Anwendung waren sie verschieden, denn was jene aufs Wohlthun wandte, das verscharrte die in ihren geheimen Kästen, blos um, wenn der Vater stürbe, dem Bruder so viel entzogen zu haben, als nur möglich war.

Aber wenn dies das einzige Laster gewesen wäre, was Fränzgen hatte, so wäre es noch leidlich für sie, und für die gewesen, die in der Folge mit ihr zu thun haben sollten, denn sie hätte durch Vorstellungen oder durch Gewalt

nicht

nicht von der Heftigkeit dieser Leidenschaft abgebracht werden können. Aber Fränzgen bestätigte den Saz, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels ist. Ausserdem daß sie niederträchtig, rachsüchtig, zornig war, so hatte sie auch diesem Laster den Verlust ihres gröſten Kleinods, ihrer Unschuld, zu verdanken.

Fränzgen war schön, und es gab manchen Wollüstling, dem sie in die Augen stach. Es versuchten auch manche Eingang bey ihr. Im Anfange glaubte niemand, daß es einem so reichen Mädgen, wie Fränzgen war, um Geld zu thun seyn würde. Man war zärtlich gegen sie, man schmeichelte ihrer Eitelkeit, allein, so sehr sie das liebte, war sie doch weit entfernt, davor zu geben, was man suchte.

Endlich aber merkte ein reicher Mann aus ihrem Wohlgefallen an einem kleinen Geschenke, daß sie grössere mit noch mehrerem Wohlgefallen nehmen würde, und gewann sie.

Es thut uns leid, daß wir dieses zu Fränzgens Schande sagen müssen, aber wir können es nicht verschweigen, um ihren ganzen schlechten Karakter darzustellen. Wir wollen aber übrigens über die die Menschheit entehrende Szene einen Vorhang ziehen, und der Leser

mag

mag sie auch aus seinem Gedächtnisse verbannen.

Fränzgen hatte nach ihrer Mutter Tode die ganze Wirthschaft ihres Vaters übernommen, und eben nicht zu seinen Schaden. Denn er wurde, da er sehr zerstreut war, und manchmal den Kopf voll von Handlungsgeschäften hatte, doch manchmal von diesen und jenen hintergangen, aber Franzgen, das verschlagene, alles verschlingende Madgen, konnte nicht betrogen werden, sie übersahe alle mit ihrer List, und entdekte jeden, der ihr zu gefährlich wurde.

Aber eben durch diese Aufmerksamkeit, wodurch sie ihrem Vater zwar immer angenehmer wurde, wurde sie ihren Untergebnen, so wie allen, die in ihrem Hause aus und eingiengen, immer verhaster, und es verfolgte sie, wo sie gieng und stand, der Fluch derer, denen sie zu viel gethan, und deren Untergang sie befördert hatte.

Auch sie hatte von ihrem Vater erfahren, daß der Baccalaureus ihrem Bruder wieder sehr freundschaftlich begegne, hatte auch erfahren, daß er keine Begierde gezeigt hätte, der Ermahnung seines Vaters zu folgen, die freylich ganz

das

das Gegentheil von dem war, was der Baccalaureus dachte, und ihm gelehrt hatte.

Sie hörte es ungern, daß dies vorgegangen war. Sie hatte die Hofnung gehabt, daß ihr Vater sich ganz für sie erklären, und ihrem Bruder ausser dem Pflichttheile, nichts von seinem Vermögen geben sollte. Sie muste fürchten, daß der Baccalaureus, wenn er für ihren Bruder einmal eingenommen war, alles anwenden würde, ihn in die Gunst ihres Vaters zu bringen, und da sie nie hoffen konnte, wenn auch ihr Bruder noch so glüklich wäre, daß sie mehr durch ihn gewinnen könnte, als sie durch seine Enterbung würklich verdiente, so war ihr doch dies das liebste, was ihr begegnen konnte.

Aber sie wandte sich ganz entschlossen zu ihrem Vater, denn sie glaubte diesen vor allen so viel als möglich auf ihrer Seite behalten zu müssen, und sagte: Er möchte sich alle Sorge um die Freundschaft des Baccalaureus und seines Sohnes vergehen lassen, denn sie hoffte, es dahin zu bringen, daß sie einander nicht wieder sprechen würden, und sie hatte Ursache dieses zu hoffen.

Siebentes Kapitel.

Von den Bemühungen Fränzgens, und was sie für einen Fortgang gewonnen.

Denn von dem Augenblike an, da ihr Vater ihr in den Kopf gesezt hatte, daß es gut wäre, wenn sie den Baccalaureus heyrathete, und sie den Gedanken gefaßt hatte, daß es gut wäre, ihn mit seinen funfzigtausend Thalern sich zu verbinden, hatte sie sich bemühet, dies ins Werk zu sezen. Der Baccalaureus hatte bis jezt noch nicht ans Heyrathen gedacht. Er hatte auch von jeher keine besondre Komplexion dazu gehabt, hatte nicht das Ansehen, daß irgend ein Mädgen ihn zu ihrem Liebhaber wählen würde. Seine hagere Gestalt, seine finstere Mine, sein weniges Vermögen, welches fast in nichts bestand, und seine trokne Unterhaltung, hatten nichts weniger als etwas reizbares.

Ohne Geld also sind wir fast versichert, würde er schwerlich jemals zu dem Besiz einer Gemahlin gekommen seyn. Er würde auch selbst nicht daran gedacht haben, er würde sich nicht

einmal entfernt haben einfallen laſſen, den Stand der Hageſtolzen zu verlaſſen, der ihm zwar in allen Betracht zuwider war, ſobald nicht rechtmäſſige Gründe ihn rechtfertigten, für einen Baccalaureus ohne Geld und ohne Welt ihm aber ſehr gerechtfertigt vorkam.

Der einſamen Lebensart gewohnt, dachte er ſelbſt in der erſten Zeit nicht daran, als er Beſizer ſeines anſehnlichen Vermögens wurde. Aber dieſes Vermögen, dieſer Mangel an Sorgen, die ihn ſonſt immer begleitet, dieſe weiche wollüſtige Lebensart, die zwar unſträflich, allein gegen ſeine vorige genommen, doch immer epikuriſch war, veränderte ſein äuſſerliches Anſehen ſehr. Er war nicht mehr die hagre Geſtalt mit eingefallenen Baken. Seine Wangen ſtrozten von Säften, Seine finſtre runzelichte Miene breitete ſich in ein rundes freundliches Lacheln aus, er bekam einen gröſſern Umfang, trug ſchon ein kleines Korpuſkulum vor ſich, hatte runde fette Waden, und konnte ſo ſchon eine kleine Revolution unter den Mädgen der Stadt machen.

Auſſerdem, wenn er in Geſellſchaft war, war er izt angenehm, weil ſeine Ordnung ihm nie erlaubte, in ſolchen Stunden an etwas ernſthaf-

haften zu denken, und er sich selbst etwas wichtiger vorkam als sonst. Weil er jezt auch mehr Wein trank als ehedem, so hatte ihm sein Arzt das Tabakrauchen eingeschränkt, und er lebte nicht mehr in einer so starken Atmosphäre von Petums Duft, denn wenn er ja rauchte, rauchte er seinen Knaster, wovon er noch einen ziemlichen Vorrath in Herrn Stichblats Keller antraf.

In diesen Umständen fiel ihm denn nun auch ein, daß er der Pflichten für das menschliche Geschlecht eingedenk seyn müste, und der Entschlus zu heyrathen war sogleich gefaßt.

Nun hatte der Baccalaureus das Glük oder das Unglük, denn füglich kann es von zwey Seiten betrachtet werden, zu wissen, daß man sich mit einer Frau leichter betrügen kann, als mit irgend etwas in der Welt, und es war ihm eben nicht gelegen, die Ruhe, in welcher er lebte, gegen eine fortdauernde Gemüthsunruhe zu vertauschen, deswegen wollte er sich Zeit nehmen, zu wählen.

Wir wissen schon von oben, daß der Baccalaureus alles aus dem Gesichtspunkte betrachtete, wie es ihm in die Augen fiel. Er sahe das schöne Geschlecht nun einmal aus dem, daß Eitel-

telkeit von ihnen nicht zu trennen wäre, und so wollte er auch dawider nicht eifern. Selbſt bey ſeiner künftigen Frau nahm er ſich vor, dieſer ihren Weg zu laſſen, ja weil er glaubte, daß man dadurch manche andere Tugend in dem Geſchlechte hervorbringen könnte, ſo hielt er es für nüzlich dieſe Eitelkeit zu unterſtüzen, und ſie gleichſam zu einer Wächterin über ihren guten Ruf zu machen.

Wo er alſo ein gepuztes Mädgen ſahe da argwohnte er noch nichts übles. Wo er aber leichtſinnige Reden, wo er freche Blike, wo er Zudringlichkeit an das andere Geſchlecht, wo er Flatterhaftigkeit, Veränderlichkeit, wo er Unordnung wahrnahm, da abſtrahirte er den Augenblik, und die leztere beſonders konnte ihn, beym kleinſten Anſchein davon, auch nur im Anzuge, gänzlich zurükſtoſſen. So verlies er manches Mädgen, die beſſer für ihn geweſen ſeyn würde, als ſeine hernachmalige Wahl.

Fränzgen hatte ihm ſeine ganze Laune abgemerkt. Fränzgen ſtand zwar in einem ſehr üblen Ruf, und alle Welt ſchrie und klagte über ſie. Allein niemand konnte ihr doch offenbar etwas ſchuld geben, weil ſie alles was ſie that,

hinter die Handlungen und den Befehl ihres Vaters verbarg.

Und da der Baccalaureus nur glaubte was er sahe, da er einigemal Uneigennüzigkeit bey ihr gesehn zu haben glaubte, da er, so oft er ihr etwas gehörtes vorwarf, ihr Mitleyden erfuhr, daß sie so handeln müste, und der Gehorsam gegen ihren Vater ihm immer hinreichende Entschuldigung war, so entstand bey ihm eine gewisse Begierde, dem Mädgen aus diesem Labyrinth herauszuhelfen, und zu bewerkstelligen, daß sie ihre gute Seite vor den Leuten könnte sehen lassen.

Nun hatte Fränzgen, ehe sie die Absicht hatte, sich mit des Herrn Baccalaureus Geldern unzertrennlich zu verbinden, schon mehr als gewöhnliche Höflichkeit gegen ihn gezeigt, weil sie davor hielt, daß er ein grossen Einfluß auf Stichblats Handlungen hätte.

Und Stichblat der von seinen Freunden und Bekannten, etwas übles was er von ihnen wuste nie weiter brachte, hatte auch dem Baccalaureus dergleichen nie von Fränzgen erzehlt, folglich nie einen üblen Eindruk auf sie hervorgebracht.

Der Baccalaureus war alſo im eigentlichen Verſtande Fränzgens Beſchüzer geworden, ehe er ihr Liebhaber wurde. Er ſahe zwar ein, daß das erſte Mittel ſie aus allen den Verdrieslichkeiten zu bringen, die Heyrath mit ihr, und die gänzliche Trennung vom väterlichen Hauſe wäre.

Allein er trauete nicht anzufragen. Er ſcheuete ſich theils, weil er ſie zu ſchön für ſich hielt, theils weil er würklich glaubte, daß er Schwachheiten an ſich habe, welche Fränzgen genauer kennte als jede andere, und ihr daher doch vor andern einen Ekel vor ihm beybringen könnten, wenn er ſie nach ſeiner rechtſchaffenen Denkungsart ſchon keiner verhehlt haben würde, die mit auf ſeiner Wahl geweſen wäre.

Aber Fränzgen wußte ſich nun ſo einzuſchmeicheln, daß er ſich ſchon wünſchte, daß er in dem Verhältniſſe ſeyn mögte um ſie anzuhalten. Sie kam jezt täglich einmal zu ihm, um ſeine Wirthſchaft nachzuſehen. Sie übernahm die Aufſicht über alles, was weibliche Geſchäfte im Hauſe waren, ſie trieb die Leute zur Ordnung an, ſie vertrieb dem Baccalaureus manche einſame Stunde, ſie nahm mit vieler Sor-

ge Theil an allem was seine eigne Person anging, und war äusserst ängstlich wenn ihm einmal eine kleine Unpäslichkeit zustieß.

Der Baccalaureus wurde ihr so immer gewogner. Er wollte nun auch einige Versuche machen, wie wohl der Eingang seiner Anwerbung zu machen wäre, und versuchte es mit Geld zu erzwingen. Aber zu seinem grösten Erstaunen, und zu seiner innigsten Freude nahm Fränzgen diese auf keine Art und Weise an. Die listige Hexe wußte sehr gut, daß dies ein Weg war, sich ihm auf eine ganz besondre Art werth zu machen.

Sie erreichte würklich ihren Zwek vollkommen. Der Baccalaureus sahe es für keine Unmöglichkeit an dieses Mädgen zu erhalten, und sie nicht zu erhalten, hielt er für das gröste Unglük, was man sich denken könnte. Denn eine solche ordentliche haushältige Frau wie Fränzgen war, war in seinen Augen ein Schaz der alle Zahlen die man nur nennen konnte übertraf. Eine solche Liebe wie das Mädgen zu ihm hatte, traf man weit und breit nicht an, und er hätte dem Könige sein Reich, und dem alten Zerberus alle seine eignen Schäze gleich zu den

ſeinigen gegeben, wenn er ſie ihm ohne Widerrede zugeſtanden hätte.

Achtes Kapitel.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius erfährt eine groſſe Neuigkeit.

Fränzgen hatte von ihrem Vater erfahren, daß der Baccalaureus mit dem Dokter Pillpullklyſtropfius wieder eine innige Freundſchaft angefangen, und ſie ſäumte keinen Augenblik ſich dieſer Gelegenheit zu Nuze zu machen.

Dieſesmal war es zu ſpät ihren Bruder zu überraſchen, allein ſie lies nun ſorgfältig acht geben, wenn er kommen würde, damit ſie ſogleich Nachricht davon erhielte. Sie war einigermaſſen verlegen, weil ſie den Baccalaureus nicht gern allein ſprechen wollte. Zum Glüke hatte ſie für den Tag ihren Beſuch ſchon abgelegt, und für den folgenden hatte ſie ſchon willens ihn einmal auszuſezen, als zu ihrem noch gröſſern Vergnügen zu der Stunde da ſie ſonſt gewohnt

war, den Baccalaureus zu besuchen welches zwischen zehn und eilf war, man ihr die Nachricht brachte, daß ihr Bruder da sey.

Voll Freude eilte sie hinüber. Wer sie in dem Augenblike gesehen, hätte gewis geglaubt sie müste ihren Bruder aufs zärtlichste lieben. Und noch mehr würde er dieses geglaubt haben, wenn er gesehen hätte, wie Fränzgen dem Dokter Pillpullklystropfius um den Hals fiel, wie sie ihn inbrünstig küste, wie sie sich freute, ihn wiederzusehen, und die Höffnung zu haben, daß sie ihn öfters sehen könnte.

Der Dokter Pillpüllystropfius dem die Verstellung eben so unbekannt war wie Fränzgens Liebe gegen ihn, erstaunte vor Verwunderung. Es war ihm sonst leicht ins zärtliche überzugehen, wenn er dazu aufgefordert wurde, allein er muste Ursachen zu diesen Uebergange sehen, und die sahe er nicht, wo er gewis lauter Eigennuz vermuthete. Er blieb also nicht allein bey Fränzgens Liebkesungen kalt, sondern er sagte es auch selbst, daß er wünschte, sie mögte ihn damit verschonen, weil er unmöglich glauben könnte, daß sie einen andern Grund als den Eigennuz hätten. Der Dokter Pillpullklystropfius hatte bey seinem Vater kindli-

che

we Pflicht mit in Betrachtung gezogen, und dieſe hies ihm alles zu bemanteln, was zu deſſen Nachtheil auf irgend eine Art und Weiſe dienen könnte.

Aber bey der Schweſter trat blos die brüderliche Liebe ein, und die handelte am aufrichtigſten, wenn ſie alles zu beſſern ſuchte, was ſie fehlerhaftes bey ihr antraf.

Indeſſen ſahe der Baccalaureus dieſes Betragen diesmal nicht mit ſeiner gewöhnlichen kalten Ueberlegung und augenblicklichen Entſchlieſſung an, ſondern er betrachtete es mit Wärme für beyde Theile. Er war für beyde Theile eingenommen, und da der Schein des beſſern auf Fränzgen fiel, ſo muſte Fränzgen nothwendig gewinnen, und der Dokter verlohr in der guten Meynung des Baccalaureus gewaltig viel.

Eigentlich hätte dieſer mit Eifer wider den Dokter losziehen ſollen, wenn es nach dieſer ihm gewohnten Art dabey zugehen ſollte. Aber weil er Fränzgen gern ganz vertheydigen wollte, weil er, wenn er jezt gegen den Dokter hart war, wohl einſehen konnte, daß dieſer immer in der üblen Meynung, die er von Fränzgen

hatte, bleiben, ja sich durch die Association der Idee, daß sie ihn um die Freundschaft des Baccalaureus gebracht, noch darinn bestärken würde, und ihm auch selbst das Betragen nach dem wie man ihn begegnet, sehr verzeyhlich vorkam, auch er nicht gern diese neue Vereinigung die für ihn Beruhigung und Trost war, entbehren und wieder aufheben wollte, so versuchte ers, beyde Theile zu vereinigen.

Im sanften Ton, der ihm so selten war, bat er den Dokter, er mögte nicht so liebloß von seiner Schwester urtheilen, weil sie es nicht verdiente, weil sie nicht durch sich selbst, oder um ihr selbst willen, ihn beleidigt, weil sie blos durch des Vaters Zorn auf ihn, und den Gehorsam dem sie jenen schuldig wäre, verleitet, und gleichsam gezwungen worden, ihn nicht als Binder anzusehen. Er sähe ja aus ihrem jezigen Betragen deutlich, daß jenes sie gereuete, und wenn sie auch würklich schuldig gewesen wäre, so wäre ja Reue alles, was man verlangen könne, und darauf müsse schlechterdings Vergebung erfolgen.

Fränzgen fieng den Faden sehr geschikt auf, den der Baccalaureus angesponnen: Sie wäre sicherlich jezt weiter vom Eigennuz entfernt, als

er

er glaubte. Sie könne es nicht leugnen, daß sie von dieser Leidenschaft ihres Vaters etwas geerbt habe, aber seitdem sie der Umgang mit dem Baccalaureus gelehret, daß alles Eitelkeit wäre, was nicht seinen Grund aus einem guten, reinen, uneigennützigen Herzen herleite, dächte sie nicht mehr an Geld und Schätze. Was sie ihm also gethan, mögte er ihr vergeben. Dagegen wollte sie ihm versprechen, bey ihrem Vater so viel als möglich, für sein Bestes zu arbeiten, ob sie gleich zweifelte, daß er wegen dieses seines leidenschaftlichen Temperaments, ihm je wieder gut werden würde. Aber sie wolle hoffen, daß er nichts von allen dem, was sein Vater etwa in Zukunft wider ihn sagen oder unternehmen, ihr zurechnen würde, denn sie wäre und bliebe seine aufrichtige Schwester.

Da der Baccalaureus ernstlich und eifrig alles bekräftigte, was Fränzgen sagte, so fieng der Dokter es selbst zu glauben an, denn da er gutmüthig war, da er wünschte, daß seine Schwester gut seyn mögte, so mußte ihm ihre Besserung willkommen seyn.

Er bot ihr seine Hand, und bat sie, wenn er ihr zuviel gethan hätte, es ihm zu verzeyhen. Sie sollte seine liebe zärtliche Schwe-

ster

ster seyn, wenn sie die Untugenden abgelegt hätte, die sie ihm zuwider gemacht. Da er seinem Vater selbst gern alles zum Besten reden mögte, was er thäte, so mögte sie auch auf ihn weiter keine Rükſicht nehmen, denn mit ihrem Schaden, oder mit seines Vaters Schande, wollte er sich auch nicht eine gute Stunde bey ihm erkaufen.

Er wandte sich hernach zu dem Baccalaureus, und dankte ihm, daß er seiner Schwester ein so nuzbarer Freund geworden, wünschte, daß er es seinem Vater auch einst noch werden mögte, und bat ihn, von ihm einen Gegendienst, wenn er ihm einen leisten könnte, zu allen Zeiten zu fordern, und versichert zu seyn, daß, wenn er in seiner Gewalt stände, er ihn leisten wollte.

Der Baccalaureus der durch diese Veränderung bey dem Dokter überzeugt war, daß er es nun gut meine, war ganz Freude, umarmte beyde, und sagte: Er habe sie bis jezt wie seine Kinder geliebt, allein nun habe er einen Wunsch sie noch näher zu lieben.

Fränzgen, die sich ganz unbefangen stellte, ob sie gleich sehr gut wuste, wohin der Baccalaureus zielte, fiel ihrem Bruder um den Hals.

Sie

Sie ſpielte heute ihre Rolle meiſterlich. Alles was ſie anfieng gelang ihr, ſie erreichte jeden Zwek, und machte ſich in den Augen beyder ganz zu einen Engel.

Sie bat jezt ihren Bruder auf das zärtlichſte, er mögte doch dem Baccalaurens zureden, keinen Wunſch ſeines Herzens unangezeigt zu laſſen, denn es wäre ja ihre Pflicht, alles zu thun, was einem ſolchen Manne angenehm wäre.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius der noch weniger, als Fränzgen, ſich ſtellte, wuſte, worauf des Baccalaureus Rede hinaus gieng, bekräftigte das lezte mit einem nachdrüklichen: Allerdings meine Schweſter, und wandte ſich zu ſeinem ehemaligen Lehrer, um die Bitte würklich zu thun.

Aber der Baccalaureus war von dieſem Zuge von Fränzgens Seite ganz eingenommen, und konnte ſich nicht mehr mäſſigen. Ach! Fränzgen, ſagte er äuſſerſt gerührt, in dieſem Augenblike haſt du mir mein Herz ganz genommen. Alles was ich noch von Herrlichkeit darüber zu haben glaubte, iſt nun dahin, nichts iſt mehr mein, was ich habe, alles iſt dein. Ja lieber Dokter, dieſe ihre Schweſter iſt der Schaz,

den

den ich haben mögte, durch sie mögte ich ihr Bruder werden.

Wohlweislich schlug Fränzgen jezt die Augen nieder, und wurde feuerroth, welches dem Baccalaureus nicht entgehen sollte, und ihm würklich auch nicht entgieng.

O liebenswürdiges unschuldiges Mädgen! fuhr er jezt fort, wie soll ich diese Röthe, die der reinen Morgenröthe gleicht, aufnehmen? Soll sie mir ein Vorbote eines heitern Tages seyn?

Wenn sie es nicht wäre, sagte der Dokter, wäre denn wohl die Schilderung wahr, die sie mir von Fränzgen machten?

Der Baccalaureus gieng zum Dokter, und legte seine Hand auf dessen Mund. Stille, bester Dokter, sagte er, hier müssen sie nicht reden, hier muß nur Fränzgens Herz reden. Denn ich will nichts, was ich nicht ganz rein, nicht ganz ohne Zwang haben kann.

Fränzgen aber, die wohl sahe daß sie jezt Wärme mit Vortheil heucheln könnte, gieng wieder auf den Baccalaureus zu, drükte seine beyden Hände in die ihrigen, und sagte: Ja, mein Herr, mein Freund, mein Lehrer. Sie sollen mein Herz haben. Gern und ganz gebe ichs ihnen. Mögte meine Hand sie so glüklich ma-

machen, wie ſie ſichs ſchmeicheln. Mögte ich das ſeyn, was ſie ſich in mir denken; ihre Freundin bin ich, und ihre künftige Gefährtin ſoll nie anders ſeyn, als ſie bisher geweſen iſt.

Wir müſſen hier geſtehen, daß uns ein Schaudern überlief, als wir die Stelle laſen, und des rechtſchaffenen Baccalaureus Schikſal dabey ſehr zu bedauern Urſach hatten, der es ſo gut mevnte, und ſo ſchlecht belohnt wurde. Es war ein Geſtändnis, damit Fränzgen allein eine Hölle auf der Welt verdiente, denn ſie war falſch, handelte ſchlecht, wuſte es, und vermaß ſich, ihr ganzes Leben ſo zu ſeyn, und zu handeln.

Der Baccalaureus wuſte das folglich nicht, darum nahm er alles, was ſie ſagte, ſo warm auf, wie ſie es ſprach. Das ſpricht mein guter Engel aus dir, Fränzgen, antwortete er ihr. Ich zitterte noch nie in meinem Leben, aber jezt zittere ich. Und hätteſt du mir nur den geringſten Zweifel ſehen laſſen, oder gezeigt, daß dir Wahl und Bedenkzeit bleiben müſte, ſo hätte ich argwohnet, daß dein Herz mir nicht ganz gehören würde, und dann wäre es mir Pflicht geweſen, mich ſelbſt wieder zurükzuziehen. Aber ſo bin ich ganz glüklich.

Die

Die Erklärung des Baccalaureus brachte warme Extase im Dokter, und erzwungene bey Fränzgen hervor. Nach und nach verlor sich denn dieser Taumel bey allen wieder, und verwandelte sich in Ueberlegung, und da war der alte Zerberus denn freylich der erste Gegenstand den man betrachtete, und der Baccalaureus fürchtete, daß er Einwendungen machen würde.

Fränzgen sagte, sie wüste ein Mittel, wie man alle diese Einwendungen auf einmal heben könnte, aber sie lies sich lange vergeblich bitten, es zu sagen. Endlich sagte der Baccalaureus, er hofte, nach der Erklärung, die sie ihm gethan, würde sie sich nicht mehr scheuen, ihm alles zu sagen, was in ihrem Herzen wäre, und da kam es heraus, daß ihr Vater alles zufrieden seyn würde, wenn der Baccalaureus keine Aussteuer begehrte.

Das hatte nun freilich von Fränzgens Seite, das Ansehen einer gewaltigen Uneigennüzigkeit, und es kam nicht allein ihrem Liebhaber, sondern auch ihren Bruder völlig so vor. Aber der leztere fand doch deswegen viel dagegen, daß es unbillig gegen den Baccalaureus sey.

Und wozu, sagte dieser, sollte ich das Geld. Es im Kasten zu legen, wie ihr Vater? Nein!

Ich

Ich habe alle Gelder die Stichblat mir hinterlaſſen, und die zu fünf pro Cent ſtanden, zu vier pro Cent ausgeliehen, damit diejenigen es nicht ſo ſchwer haben, die damit ihr Brod ſich erwerben müſſen, und von dieſen Renten behalte ich noch viel übrig. Ich brauche alſo nichts mehr.

Fränzgen konnte nicht unterlaſſen ſich umzudrehen, und ein gewaltig ſaures Geſicht zu machen. Aber ſie ſahe bald ein, daß es jezt zur Unzeit war, faſte ſich und lobte ihren Geliebten.

Es wurde beſchloſſen heute Abend bey dem Alten, den förmlichen Antrag zu machen, und der Dokter Pillpullklyſtropfius verſprach auch ſich ſechs Uhr einzufinden.

Dieſer gieng, das verſäumte einzubringen, und den Reſt ſeiner Patienten zu beſuchen. Der Baccalaureus bat Fränzgen noch einige Augenblike zu bleiben, ſagte ihr noch viel zärtliches, gab ihr noch reiche Geſchenke von Frau Stichblat Hinterlaſſenſchaft, und bekam von ihr den erſten Kuß.

Sie wuſte dieſen ſo verſchämt zu geben, daß man hätte denken ſollen, ſie wäre die erſte Veſtalin der Erde, und hätte noch nie gefühlt,

fühlt, was in dem Kuſſe eines Mannes ſtekte.

Sie verlies den im Ernſt bedauernswürdigen Baccalaureus, und begab ſich zu ihrem Vater um ihre Rolle weiter zu ſpielen, und Anſtalten auf den Abend zu machen, an dem ſie es für ſehr nöthig hielt, das angefangne Werk ihrer Verſtellung fortzuſezen.

Neuntes Kapitel.

Welches die Geſchichte des Abends enthält.

Wie Fränzgen nach Hauſe kam gieng ſie zuerſt in ihr eignes Zimmer, und ſprang vor Freuden hoch auf. Wie klug biſt du? ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Du haſt den reichen Mann, und haſt ihn ſo in deiner Gewalt, daß es ſchlecht ſeyn müſte, wenn er dich nicht immer für den Engel hielte, wofür er dich jezt anſieht. Schlecht müſte es ſeyn, wenn du nicht machen könnteſt, daß er den Bruder haßte, und ſchlecht, wenn

wenn der Vater nicht dieſen ganz enterbte. Du biſt geborgen, biſt oben auf.

So voll Freuden gieng ſie zu Tiſche. Nun Vater, ſagte ſie, als er die Suppe gegeſſen, bald werden ſie allein eſſen. Das Wort machte, daß er Meſſer und Gabel fallen lies, denn weil er gewohnt war immer böſes zu ominiren, wenn etwas in einem gewiſſen Tone geſprochen wurde, ſo dachte er auch, daß es etwas für ihn unangenehmes ſeyn könnte. Er wuſte zwar, daß Fränzgen um den Baccalaureus herumm gienge, aber er dachte doch auch, daß ſie ſich vielleicht die Eitelkeit hätte blenden laſſen einen andern Liebhaber zu wählen.

Er bat ſie alſo ſehr ängſtlich nicht verblümt mit ihm zu ſprechen, ſondern ihm gleich zu ſagen, ob ſie etwas widriges auf ihrem Herzen hätte. Sie betheuerte ihm nun das Gegentheil, und fuhr gleich fort, ihm zu erzehlen, daß ſie dieſen Vormittag beym Baccalaureus geweſen, und daß er ſich da völlig gegen ſie erklärt, daß er ihre Hand wünſche, daß er auch dieſen Abend ſelbſt kommen, und bey ihn darum anhalten würde, denn ſie habe es für ihre Schuldigkeit gehalten dieſes Geſuch an ihren

Vater zu weisen, dem sie Gehorsam schuldig wäre.

Der alte Zerberus dachte nicht daran für diese Schmeicheley seiner Tochter ein Gegenkompliment zu machen. Er war viel zu voll von der Ueberlegung, wie diese Sache ausfallen könnte, und nach langem Besinnen sagte er: Eine schöne Parthie! Ein herrliches Vermögen! Aber wenn er eine zu starke Aussteuer forderte? Wenn er dreist genug wäre zu verlangen, daß ich ihm soviel mitgeben sollte als sein Vermögen betrüge?

Fränzgen nahm jezt die Miene des Nachdenkens auch an. Sie glaubte, sagte sie, einige Gewalt über den Baccalaureus zu haben, und wenn er ihr etwas versprechen wollte, so wollte sie es dahin bringen, daß er sie ohne Aussteuer nähme.

Des alten Zerberus Gesicht hellte sich ganz auf. Sie könnte unmöglich, sagte er, etwas verlangen, was das Gute, was sie ihm hierdurch erzeigte übertreffen könnte, und also möchte sie dreist fordern.

Nichts weiter, mein Vater, sagte sie als daß der Aufwand des heutigen, und meines Hochzeittages mir ganz überlassen werde. Nun das

kostet

koſtet keine tauſend Thaler ſagte Jeiberus, und ſoviel erlaube ich dir anzuwenden.

Fränzgen hatte ihre eignen gute Ideen. So etwas ſezt mich ganz in die Gunſt meines Bräutigams, ſagte ſie, und es iſt wahr, der Baccalaureus war ein Freund vom mäſſigen Wohlleben, wenn er es haben konnte.

Sie unterrichtete ihren Vater darauf, was er zu thun und zu laſſen habe, und hernach fieng ſie von ihrem Bruder an, denn das war eine Hauptſache, daß ſie dem den Weg verrammeln muſte, nicht wieder in die Gunſt des Vaters zu kommen. Sie bat alſo den Vater, er möchte ſo wenig als möglich ſich mit ihm abgeben, denn dahin würde er es nie bringen können, daß er ihn beſſerte, das wäre eine vergebne Mühe. Sie habe heute alles angewandt, aber er habe völlig den Sinn ihrer Mutter, und wolle ſich nicht helfen laſſen. Man müſte ihn alſo ſeinem Schikſal überlaſſen.

Der Alte gab ihr voll Recht, verſprach, ſich mit ihm auf keinen Fall abzugeben, und ſie allein ſein Kind zu nennen, und ſomit war auch das Bekialeſtükgen ausgeführt.

Um ſechs Uhr kam der verliebte Baccalaureus ſchön gepuzt wie eine Doke hinüber in des

Alten Zerberus Haus, welches auch geschmükt und gekehrt war.

Die Leute im Hause hatten schon ihre eigne Anmerkungen über die grossen Zubereitungen gemacht die wider alle sonstige Gewohnheit bey ihnen vorfielen. Vergebens hatten sie geforscht für wem Mamsell Fränzgen so geschäftig wäre, vergebens hatten sie spekulirt, was die gewaltige Freygebigkeit des alten Herrn, der selbst in ihrer aller Gegenwart gesagt hatte, heute solle man nichts sparen, eigentlich zu bedeuten hätte. All ihr Sinnen und Nachdenken fruchtete und half nichts, bis man endlich den Herrn Baccalaureum in weis seidnen Strümpfen und einer schwarzgestikten weissen Weste ins Haus treten, und Fränzgen ihn mit einem zartlichen Kusse empfangen sahn.

Da entwikelte sich alles. Man wuste schon, daß der Baccalaureus seine Augen auf sie geworfen, man wuste, daß er ihr nicht gleichgültig war, aber man hatte ihn nicht für so thöricht gehalten, daß er sie wählen würde. So sehr man ihn bedauerte, so herzlich wünschte man sich selbst Glük, daß man sie aus dem Hause los werden würde, denn man hatte viel bessere Tage gehabt, da der Alte die ersten Tage nach

Ma-

Maminkas Tode, vieles ſelbſt beſorgte. Der Dekter Pillpullklyſtropfius erſchien bald nach dem Baccalaureus. Er hatte ſich auch etwas in Staat geworfen, weil ihn der Baccalaureus darum gebeten, als er heute von ihm weggegangen. Der alte Zerberus hatte noch mit der Abſchlieſſung ſeiner heutigen Rechnung zu thun, und kam alſo etwas ſpäter in dem Viſitenzimmer zum Vorſchein.

Er war aber auch kaum hinein getreten, als ihm der Baccalaureus in einer ſehr zierlich geſezten, und für die Perſon die es betraf, viel zu guten Rede, das Glük ſchilderte, was ihm bevorſtände, wenn er ihm ſeine Tochter, die er ſich von ihm hierdurch auf das dringendſte erbäte, als Gattin geben wollte.

Der alte Zerberus, von Fränzgen geſtimmt, antwortete ihm gleich, daß er ſichs vor das gröſte Glük ſchäze, mit einem Manne, der ohnedem jezt ſein einziger Freund und alter Bekannter wäre, ſo nahe verbunden zu werden — daß er ſeine Tochter nicht beſſer verſorgt zu ſehen wünſche, als hierdurch, und (ein Punkt, den Fränzgen nicht mit in ihre Vorbereitung gebracht) daß zwar bey den ſchweren Zeiten man nicht gern einer Tochter verheyrathe, daß aber in Rükſicht,

daß es ihr Glük würklich befördere, er einmal sich darüber wegsezen müste.

Die Ursache, warum Zerberus dies mit einsahe, war, um schnell von der Angst befreyt zu seyn, und zu wissen, was der Baccalaureus dächte, denn hatte dieser sich etwas von Mitgabe merken lassen, so würde er ihn gleich gebeten haben, die Heyrath so lange aufzuschieben, bis die Zeiten besser würden. Aber der Baccalaureus war der Erinnerung Fränzgens vom heutigen Morgen vollkommen eingedenk, und sagte gleich, daß sie wegen der schweren Zeiten nichts mit einander abzumachen hätten, daß er nichts verlange als das Mädgen, daß er genug habe, und nach seinem etwanigen Tode sein ganzes Vermögen bis auf etwa einige Kleinigkeiten, ihr zufallen sollte.

Das war dem Herrn Zerberus ganz recht. Er fiel dem Baccalaureus um den Hals, nannte ihn seinen wärmster, besten, innigsten Freund, legte sein und seiner Tochter Hände zusammen, und erbat sich von dem Baccalaureus die Erlaubnis, sogleich den Pastor rufen zu lassen, um das Verlöbnis noch heute vorzunehmen.

Das geschahe auch, und die dazu gebetenen Zeugen, denen Zwängen vorher durch die dritte Hand Wind geben lassen, erschienen alle in hochzeitlichen Kleidern, so daß der Baccalaureus, der solche Ehrentage gern feyerlich sahe, seine Freude volkommen fand.

Man merkte auch dem alten Zerberus nicht im geringsten an, daß ihm der Aufwand, der würklich etwas verschwenderisch ausfiel, wehe gethan hätte. Dies fiel allen auf, die nicht um die Sache wusten, denn es war eine zu merkliche Veränderung bey dem Alten, den man sonst jede Flasche Wein, die man bey ihm trank, Runzeln abpressen sahe. Auch der Baccalaureus und der Doktor Pillpullklystropfius bemerkten dies mit Vergnügen. Besonders der lezte, der nun doch noch Gefühl bey seinem Vater wahrzunehmen glaubte, das seiner Tochter Glük hervorbrächte. Und jede, auch nur die geringste Bemerkung, daß etwas fähig wäre, über seinen Geiz zu siegen, war und muste dem Sohne Freudebringend seyn, der ihn von keiner andern Seite gekannt hatte, als von dieser einzigen schlimmen. Er war daher freundlicher gegen ihn, als er sich vorgenommen, und ob er gleich sonst in Ansehung alles dessen, was sein

Vater in Ansehung seiner dachte, gleichgültig war, so war es ihm doch sehr empfindlich zu sehen, daß er so ungleich kälter gegen ihn sich betrug, als gegen seine Schwester.

Der Abend wurde indessen vollkommen vergnügt durchfeyert, und nach 10 Uhr gieng nach bürgerlichem Gebrauch alles auseinander.

Zehntes Kapitel.

Enthält verschiedene Dinge.

War in dem Hause des alten Herrn Zerberus Freude darüber, daß Fränzgen es verlies, so war in dem Hause des Baccalaureus ein grosses Wehklagen darüber, daß eben dieses Fränzgen hinein sollte, zwar nicht öffentlich, aber doch ins geheim. Denn der Baccalaureus hatte den andern Morgen nach dem Verlöbnis, als Fränzgen zu der gewöhnlichen Zeit zu ihm kam, sie seinen Leuten mit einer besonders lauten Freude, als seine Braut vorgestellt, und hatte ihnen mit dem vertraulichen Tone, in dem er sonst

sonst mit ihnen zu sprechen pflegte, sein Glük geschildert, und das Vergnügen gemalt, was er nun in einer ganz vollkommnen häuslichen Ruhe finden. Er hatte sie gebeten, diesem Frauenzimmer als ihrer Gebieterin, alle die Zuneigung zuzuwenden, die sie gegen ihre selige Frau gehabt und die sie gegen ihn noch hatten.

Diese guten Leute waren anfangs ganz erstaunt, mit offnen Mäulern stehen geblieben, hatten ihn gehört, ohne zu wissen ob sie es glauben, oder wie sie sich geberden sollten; als sie aber hernach seinen Ernst und Eifer gewahr wurden, hatten sie ihm soviel Ehrfurcht schuldig zu seyn geglaubt, ihm Glük zu wünschen.

Nachdem sie dieses gethan, hatte sich auch Fränzgen an sie gewandt, und sie um ihre Liebe und um ihren Gehorsam gebeten. Ich werde suchen, sagte sie unter andern, auch das zu werden, was eure verstorbene Frau war, wenn ichs auch noch nicht bin.

Ein loser Vogel unter den Leuten fieng das Wort auf, und sagte: Das gebe Gott! Der Baccalaureus dachte nicht arges dabey, weil er von niemanden etwas arges dachte, aber Fränzgen die den Schelm hinter der Thür zu suchen wuste, weil sie selbst da gewesen war, schrieb

sich

sich das Ding hinters Ohr, und lange blieb der Schaker nicht mehr in ihrem Hause.

Auch der Dokter Pillpullklystropfius kam heute just wie Fränzgen da war, und wünschte seinem baldigen Herrn Vetter nochmals Glük, und Fränzgen war wieder so artig und gefällig, wie sie das erstemal gewesen war, als er sie da angetroffen hatte. Er freute sich herzlich. Er glaubte, daß das vielleicht eine gute Wirkung für eine gänzliche Vereinigung der Familie, für eine gänzliche Besserung manches eingewurzelten Verderbens haben könnte.

Er besuchte heute auch seinen Vater ein wenig, aber den fand er immer noch kalt und gleichgültig. Er lies es indessen nicht an zuvorkommender Höflichkeit fehlen, und in sich zufrieden, verließ er ihn mit der Hofnung auf besseres Wetter.

Ihn drükte auch jezt ein ganz anderer Wurm, dem er gern das fressende Feuer stillen wollte. Die Szenen zwischen dem Baccalaureus und seiner Schwester waren ihm in die Seele gekommen, und hatten das Bild seiner Marie darinn wieder erwekt.

So lange er mit dem häufigen Praktiziren beschäftigt gewesen war, war kein Gedanke an sie

sie zum Vorschein gekommen. Wie konnte es auch möglich seyn, da seine Stunden vom Morgen bis in die Mitternacht besezt waren. Er konnte kaum an Essen und Trinken denken, und da er sehr fleissig nachlas, so verbrauchte er dazu jede Minute und brach sich sogar vom nothwendigen Schlaf ab.

Jezt war zum Glüke eine Zeit, wo die laufenden Krankheiten etwas ruhiger waren, sonst hätte er nicht einmal die Besuche bey dem Baccalaureus gut abwarten können. Nun hatte eben bey seinen jezigen Besuch dieser baldige Bruder mit seiner Braut treflich schön gethan, und hatte manchen süssen Kuß von ihren Lippen geerndtet.

Da dachte nun der Dokter Pillpullkinstropfius daß er eben das Recht hätte, diese Süssigkeiten zu fordern und zu schmeken, und er verwunderte sich nun erst wie er sie so lange entbehren können, ohne im geringsten einmal an sie zu denken.

Noch mehr verwunderte er sich, daß er in der langen Zeit keinen Brief hatte, denn ausser dem erstenmale, wo ihm Burmann schrieb, daß sie glüklich wieder an Ort und Stelle eingetroffen, hatte er nichts gehört! Er nahm jezt dieses

sen Brief wieder, und nun erst kam er ihm verwirrt und ängstlich geschrieben vor. Er wurde nun auch selbst verwirrt und ängstlich, und wuste nicht was er denken sollte.

Es war Nachmittag, und er muste noch verschiedene Patienten besuchen. Dies that er im vollen Misvergnügen. Das war ihm noch nie begegnet, und er machte sich selbst Gedanken und Vorwürfe darüber. Endlich kam der Abend. Er war fertig. Er warf seine Kleider ab, setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm die Feder in die Hand, und schrieb.

Böser Burrmann!

"Du hast mir sehr viel Angst gemacht,
"und ich werde sie behalten, bis du mir
"Nachricht von meiner Marie giebst. —

Soweit war er gekommen, als jemand an seine Thür pochte. Er machte auf, und verwünschte es schon, daß es wieder ein Patient seyn würde, allein — es war der Briefträger, und brachte einen Brief von Burrmann.

Eilftes Kapitel.

Enthält auſſer einem kleinen Eingange, und einem kleinen Ausgange, nichts als den Brief von Burrmann.

Man kann ſichs denken, daß der Brief nicht gelegner kommen konnte, als er kam, und daß der Dokter Pillpullklyſtropfius noch nie vergnügter Poſtgeld ausgegeben hatte, als eben jezt.

Wer etwa von unſern Leſern glauben ſollte, daß wir dieſes Faktum ſo eingerichtet hätten, der legt uns etwas zur Laſt, was wir nicht gethan haben. Denn wir haben in allen dem Wege der Wahrheit gefolgt. Es kann es auch niemand als etwas beſonderes anſehen. Uns wenigſtens iſt es ſehr oft begegnet, daß uns eben in der Stunde wo wir am aller traurigſten waren, eine fröliche Bothſchaft gebracht worden iſt, die unſre Traurigkeit völlig gehemmt hat.

So gieng es auch mit dem Dokter. Zwar wurde er im Anfange immer noch trauriger, aber ſeine Traurigkeit verwandelte ſich bald — doch

was reden wir, da wir den ganzen Brief so wichtig halten, ihn vorlegen zu müssen.

Burrmann an den Dokter Pillpull-klystropfius.

Mein bester Dokter!

Ich denke oft in meinen Sinn, ob Du uns vielleicht ganz vergessen, und ein andermal ist mirs wieder als wenn ich Unrecht thäte, so zu denken. Du kannst uns nicht vergessen haben, und doch — Dein langes Stillschweigen — die wenige Aufmerksamkeit für deine Marie —

Zwar, mein lieber Dokter, Du könntest uns das nemliche vorwerfen, denn wir haben eben so lange geschwiegen, aber Dein Interesse war doch immer stärker und Du hättest anfragen sollen, wie es wäre. Was konnten wir nun also denken, als daß Du krank oder gar gestorben. Die Folge meines Briefs wird Dir sagen, warum wir nicht schreiben konnten; auch bis jezt, da wir es können würden wir noch in dieser Angst seyn, würden diesen Brief ängstlich absenden,

wenn

wenn wir nicht durch einen Bekannten von dir Nachricht von deiner starken Praxis und deinem Wohl erhalten hätten.

Niemand hat sich darüber mehr gefreuet als Marie, die hier eben bey mir steht. Ihre Hände zittern und ihre Knie wanken. Bebend sagt sie mir, daß ich vorsichtig schreiben soll.

Aber wissen must du es doch. Deine Marie ist krank, sehr krank gewesen. Die Gefahr ist aber nun vorüber. Was die Ursache davon gewesen ist, läst sich kaum bestimmen, doch vermuthen wir, daß es der plözliche Uebergang von der Ungewisheit ihres Schikfals zur Freude, gewesen ist, sich versorgt zu sehen. Wir fuhren mit ihr fort, wie Du weist, und schon im Wagen merkte ich, daß ihre Augen wild umherrollten. Einigemal, wenn es zu heftig und zu plözlich kam, frug ich sie, was ihr fehlte, und ich bekam zur Antwort, daß sie sich nicht ganz recht befände.

Als wir zu Hause und bey Nettgens Vater ankamen, erzählten wir

ihm, daß wir ein Mädgen, eine Verwandte von Dir angetroffen, und daß Du uns gebeten, weil Du sie nicht mit nach Hause bringen könntest, sie eine Zeitlang bey uns zu behalten, bis Du deswegen Anstalten getroffen.

Nettgens Vater ist ein guter mitleidiger Mann. Er machte nicht die geringsten Einwendungen wider unsern Vorsaz. Nettgen hatte indessen Marien schon auf ihr Zimmer gebracht, und sie umgekleidet. Sie stellte sie jezt ihrem Vater vor, und sie gefiel ihm sehr wohl, aber auch er fand, daß sie etwas wildes in ihren Augen hätte, und weil er selbst für sie besorgt war, so bat er sie, sich bald niederzulegen, damit sie sich auf morgen erholen könnte, wo er selbst ihr einige Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen wollte. Ich wunderte mich über des Alten Bereitwilligkeit, noch mehr aber über Mariens gute Art Deinem Vater zu antworten, die ich bey ihrer Erziehung nicht vermuthet hätte.

Aber dieſe gute Marie verlor gleich in der erſten Nacht alle ihre Beſinnung. Es war kein hiziges Fieber, ſondern es war eine Verwirrung im Gehirn, eine Zerrüttung der Verſtandskräfte. Ich weis nicht, wie ihr Aerzte es nennt; genug, ſie wuſte nichts von ſich ſelbſt, ſie hat dieſe ganze lange Zeit verſchlafen, denn ſie weis von nichts was unterdeſſen vorgegangen iſt. Sie würde nicht unglüklich ſeyn, wenn ſie es nicht jezt durch das Gefühl wäre, daß ſie ſoviel Vergnügen indeſſen entbehren müſſen, durch das Gefühl, daß ſie nun nicht nöthig hätte, daß ſie uns Sorge gemacht, und durch die Ungewisheit, in welcher ſie in Anſehung deines Schikſals iſt.

Rettgens Vater hat die ganze Zeit ihrer Krankheit das äuſſerſte Mitleiden mit ihr gehabt. Er hat ſie alle Tage ſelbſt beſucht. Er hat Rettgen gebeten, ſie mögte keine Sorgfalt unterlaſſen, um ihrer Freundin ganz wieder zu ihrer Geſundheit zu verhelfen. Auch die hieſigen Aerzte haben als rechtſchaffene Leute an ihr gehandelt. Ich

und Nettgen wir haben einige Nächte mit einander bey ihr gewacht, da es uns aber zu schwer wurde, wechselten wir hernach ab.

Erst vor vier Tagen hat sie das erste vernünftige Wort wieder gesprochen, und seitdem klagt sie nichts weiter, als eine ausserordentliche Mattigkeit. Die Aerzte versichern auch, wir hätten kein Rezidiv zu befürchten, wenn wir sie nur anfangs von zu heftigen Gemüthsbewegungen abhielten. Und davor, mein Lieber, sorge nicht denn wir wollen sie hüten, und sie soll bey uns so aufgehoben seyn, als wenn Du Deinen freundschaftlichen Arm ihr entgegen strektest, um sie den Weg des Lebens wieder betreten zu lassen.

Ueberlege nun selbst, ob es rathsam war, Dir etwas zu schreiben, ob es nicht besser war, zu schweigen und den Ausgang abzuwarten. Sollte er ja unglüklich ausfallen, nun so war es immer Zeit, Dich davon zu benachrichtigen, und Du würdest Dich dann haben fassen müssen, so gut als wenn wir Dir vorher das Herz schon schwer gemacht hätten.

Fiel er glüklich aus, wie denn das nun der Fall iſt, nun ſo kannſt Du Dich doppelt freuen, weil Du nichts von der Krankheit gewuſt hatteſt.

Wenn Du uns danken willſt, ſo danke uns davor, daß wir Dirs verhehlten. Das andre was wir thaten, war Pflicht und Schuldigkeit.

Gern hätte Marie Dir ſelbſt ein paar Zeilen ſchreiben wollen, allein es iſt ihr nicht möglich, ſie iſt noch zu ſchwach, und kann keine Feder führen. Sie läſt Dich alſo grüſſen, läſt Dich bitten, von nun an allen Kummer fahren zu laſſen, der etwa durch dieſen Brief in Deine Seele gekommen. Sie läſt Dir verſichern, daß ſie alles anwenden wollte, ihre Geſundheit für Dich zu erhalten, wenn Du ſie noch liebteſt, wie Du es ihr bey jener Zuſammenkunft mit ihr verſichert.

Schreib nun gleich, denn wenn das arme Mädgen auf dieſen Brief keinen Troſt bekömmt, ſo fürchte ich, daß ſie wieder in ihren vorigen Zuſtand verfällt, denn ſie hat ſich ſehr mit Dir beſchäftigt,

so lange sie krank war. Rettgens Vater ist selbst sehr froh, daß sie gesund ist. Ich habe ihm ihren Stand auf eine gewisse Art entdeckt, weil ich glaubte, er verdiente dies Zutrauen von uns, und da habe ich mich über sein Vergnügen gewundert, bey dem Mädgen so viel Verstand zu treffen, die keine Erziehung hat. Er will selbst ihre Erziehung übernehmen, und da bin ich versichert, mein lieber Dokter, Du fährst sehr gut dabey. Was mich und mein Rettgen betrift, so sind wir immer noch in den trüben schlimmen Umständen, in denen wir waren. Zwar äusserlich ruhig genug, denn Rettgens Vater kann mich leiden, sieht es gern, wenn ich alle Tage komme, wenn ich ganze Tage in seinem Hause zubringe, allein er hat einigemal seine Tochter gefragt, ob das etwa mehr bey mir sagen sollte, als Freundschaft, daß ich so vertraulich mit ihr umgienge. Wenn es wäre, so müste er mir zeitig die Beschaffenheit der Sache entdeken, denn jemand mit leeren Hofnungen hinzuhalten sey ungerecht.

Rettgen hat ihm betrübt genug geantwortet, noch hätte ich nichts als freundſchaftliche Geſinnungen ſehen laſſen.

Alſo ſind unſere Hofnungen in ſehr weitem Feide, und wir ſind nur noch glüklich zu nennen, daß wir uns beyde darein zu finden wiſſen. Daß mein Rettgen Dich grüſſen läſt, daß ſie von Dir täglich ſpricht, daß ſie wünſcht, auch für uns einigen Troſt von Deiner Hand zu leſen, daß kannſt Du Dir alles denken, ohne daß ichs Dir ſage. Ich bin

Dein

innigſter Freund

Burrmann.

Ganz hatte der Dokter Pillpullklyſtropfius dieſen Brief nicht zu Ende geleſen, ohne abzuſezen. Er hatte Thränen der Wehmuth vergoſſen, als er Rettgens Krankheit vernahm. Er hatte ſich gleich hingeſezt und geſchrieben, als Burrmann ihn erinnerte, wenn hierauf keine Antwort käme, würde ſie in den vorigen Zuſtand verfallen.

Da ihm aber gleich hernach in die Gedanken kam, daß der Brief erst den andern Tag fortgehen könnte, so stand er auf, und las ihn ganz zu Ende.

Er empfand jezt mehr Freude als Misvergnügen. Er schrieb es auch Marien, daß so gros der Schmerz über ihre traurige Lage bey ihm gewesen, dennoch die Empfindung, sie wieder ganz für sich zu sehen, alles überwunden, und volle Freude hervorgebracht hätte. Er bat sie, sich noch ein halbes Jahr zu gedulden, denn hofte er nicht allein in seiner Praxi festzusizen, sondern auch mit seiner Familie in einer unzertrennlichen Ruhe zu seyn. Dann wollte er sie abholen, und sie sollte ganz die seinige seyn.

Rettgen und Burrmann tröstete er auf seine Ankunft, und versprach da alles für sie zu thun, um ihre Vereinigung zu befördern. Dann aber, endigte er seinen Brief, wollen wir auf immer zusammen bleiben, denn du must seyn, wo ich bin, Burrmann, und nichts soll uns mehr trennen.

Diesem Briefe legte er zwey tausend Dukaten für Marien bey. Ich schenke sie ihr als ihr Eigenthum, schrieb er, denn wir sind alle sterblich, und hernach hätte Marie nichts,

wenn

wenn mich ein ſolcher unvorhergeſehener Zufall trafe.

Dieſe zwey tauſend Dukaten waren ſo unvermuthet in ſeiner Kaſſe, daß er gewis kaum die Halfte darinn zu finden glaubte. Aber dies waren die Zeiten ſeiner goldnen Praxis, und man bezahlte ihn gut, weil man ihn durch Geld zu erhalten, und in ihm eine wahre Schuzmauer für den Tod zu finden glaubte.

Zwölftes Kapitel.

Eine Hochzeit unbeſchrieben.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius traumte ſich jezt alle Tage die ſchönſten Ausſichten von Glük und kommender Zufriedenheit. Hierinn beſtärkte ihn der tägliche Umgang mit dem Baccalaureus und das anſchauliche ſeiner Glükſeligkeit mit Fränzgen, denn meiſterlich wuſte das kluge Fränzgen alle in der Illuſion zu erhalten, als ob ſie eins der beſten Geſchöpfe auf Gottes weiten Erdboden wäre. Domeſtiquen und alles ur-

theilte, sie habe sich verändert, und man fieng sogar an, sie zu lieben.

Dieses weise Mädgen hatte sich die Idee gemacht, jezt müste sie etwas aufgehen lassen, um hernach es wieder doppelt einbringen zu können. Wenn sie sich jezt nicht das ganze Zutrauen des Baccalaureus zu erwerben wüste, so giengen alle Prozente über vier vom ganzen Vermögen des Baccalaureus in die Nüsse.

Der Dokter Pillpullklystropsius freuete sich sehr, da er eben in der jezigen Zeit nicht viel zu thun hatte, daß er täglich ein Augenzeuge von dem liebenswürdigen Umgange dieses Brautpaars seyn, daß er von dem redlichen Baccalaureus lernen konnte, wie man wahrhaftig zärtlich seyn könne. Daß er von dem verstellten Fränzgen sahe, wie angenehm es wäre, den Liebkosungen einer schönen zärtlichen sanften Gattin mit jedem Morgen entgegen zu wachen. Alles das war er auch in seinem Sinn schon mit seiner Marie.

Endlich erschien der Tag der Vereinigung dieser beyden in den Augen aller die um sie waren, so glüklich, und in der That waren sie es vorizt auch. Der Baccalaureus schmeichelte sich zu haben, was er zu haben schien, und

Frän-

Fränzgen ſchmeichelte ſich zu haben, was ſie haben wollte.

Der Prieſter knüpfte das unzertrennliche Band, und beyde ſagten noch in ihrem Leben nie freudiger Ja, als ſie jezt ſagten, und nahmen nie freudiger Ketten an, als ſie ſie jezt annahmen.

Der Tag wurde mit einer Pracht gefeyert, die ihres gleichen ſuchte. Der Wein heiterte alles auf. Der alte Zerberus und der Dokter Pillpullklyſtropfius wurden Freunde. Der Sohn glaubte, dem Vater die Freude nicht verderben zu müſſen, und verſprach ihm, ſeine Gelder zuſammen zu halten, und der Alte, der immer vom Heller bis in die tauſende rechnete, ſahe ſich in ſeinem Geiſt ſchon als den Beſizer groſſer Kapitalien, von ſeines Sohnes Seite. Der Baccalaureus, der jedes gern verſöhnt ſahe, that das ſeinige auch bey dieſer Vereinigung, und viele von den Gäſten, die die bisherige Uneinigkeit des Vaters und des Sohnes kannten, freueten ſich auch darüber, denn hatte Zerberus ſchon keine Freude, ſo hatte Pillpullklyſtropfius deren deſto mehr, und man glaubte, der Sohn litte durch des Vaters Aufführung.

Fränzgen sahe dem Dinge mit Selbstzufriedenheit zu. Der rauschende Taumel des heutigen Tages, konnte wider ihren Plan keine Säulen bauen, die sie nicht mit einer Hand wieder hätte umwerfen können. Ist der Rausch ausgeschlafen, sagte sie zu sich selbst, so will ich euch mit einem Worte schon wieder so verumeinigen, daß ihr in diesem Leben nicht wieder zusammen kommen sollt.

Aber in Fränzgens Rechnung kam doch ein kleiner Strich. Die Gaste verloren sich, und der glükliche Baccalaureus gieng mit seiner — Dame zu Bette.

Er wachte den andern Morgen noch eben so glüklich auf. Er sahe sein Fränzgen, die noch schlief, eine ganze Weile an, bewunderte ihren unschuldigen Schlaf, und wekte sie hernach mit einem Kusse. Er kam aber bald aus den scherzhaften in den ernsthaften Ton, denn er hatte nun mit seiner Heyrath seine Lebensordnung auch geändert, und sich vorgenommen, von sieben bis halb acht allemal ihr zu sagen, was er in seinem Hauswesen geschehen oder ungeschehen wünschte. Diesmal trug er ihr blos vor, daß er ihr zwar alles überliesse, was zum Hauswesen gehörte, daß er aber schon zum voraus ausmach-

machte, daß der tägliche Aufwand nicht einge-schränkt würde.

Fränzgen war das am ersten Morgen ein ge-waltiger Herzensstos, denn sie sahe, daß sie mehr mit ihm zu thun bekommen würde, als sie geglaubt. Aber sie war weise genug, einzuse-hen, daß wenn sie nicht durch Nachgeben ihr ganzes Vornehmen ausführte, sie es nie zu Stande bringen würde. Sie sagte also willig ja, und bestärkte ihn dadurch im Zutrauen gegen sie, faste aber auch den ersten Grimm wider ihn, daß er ihren ersten Vorsaz so gebrochen.

Wir lassen aber dieses bis zu seiner Zeit, und schliessen dieses Buch, um im folgenden einer wichtigen Epoche im Leben unsers Pillpullky-stropfius entgegen zu gehen.

Fünf-

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Welches Gedanken beym Krankenbette, und über das Krankenbette, vom Dokter Pillpullklyſtropfius enthält.

Kurz nach dieſer enthuſiaſtiſchen Zeit des Vergnügens für den Dokter Pillpullklyſtropfius entſtand eine ſaure Periode für ihn. Es kamen epidemiſche Krankheiten, von verſchiedener Gattung die ſich in verſchiedenen Geſtalten bliken lieſſen, und da er jezt das Orakel der Stadt war, da er auch in vielen Fällen den Nagel auf den Kopf traf und alſo mit einiger mehrerern Gewisheit kurirte, als die übrigen, ſo wurde ſeiner Arbeit dabey ſehr viel.

Nun

Nun haben wir schon oben gehört, daß er ehe er den Dokterhut annahm, mächtige Inkonvenienzen bey der Praxis aus den Büchern empfand, daß er sie durch fleissiges Studiren zu heben und sich recht in die Meynungen der Verfasser einzugraben suchte, daß er auch etwas getröstet wurde wenn er überlegte, daß der Fälle so mancherley wären. Nun hatte er sich ein kleines System festgesezt welches, wie auch schon erwehnt, sich auf die Natur gründete. Hierzu kam eine auf den höchsten Grad gebrachte theoretisch und praktische Kenntnis der Zergliederungskunst, und der damit so genau verbundenen Lehre von der Mechanik des menschlichen Körpers.

Bis jezt hatte er gröstentheils sehr entwikelte Krankheiten gehabt, Fälle, wo er gleich die Ursachen der Entstehung, der Verschlimmerung, wo er gleich die Zeichen der Besserung oder des Todes, einsehen, und beurtheilen konnte. Es war ihm also seine Praxis im ganzen nicht allein angenehm gewesen, sondern er war auch mit den Wirkungen zufrieden gewesen, die seine Mittel hervorgebracht hatten.

Jezt aber gieng eine andere Seite an. Die Verwikelungen, der jezigen epidemischen Krankheiten, die schnellen Wirkungen des Gifts

im Körper, die Verschiedenheit dieser Wirkungen nach den verschiedenen Temperamenten, nach der Verbindung der innern Theile, nach der Beschaffenheit der edlen, nach der mehr oder wenigern Wirksamkeit der unedlen, die dazu tretende äussere Witterung, die äusserst veränderlich, und fast mit jeder Stunde für den Körper auf eine andere Art eindruksvoll war, alles dieses gebahr in einem jeden Körper eine neue Krankheit, die sich unter kein Geschlecht bringen lies, ja es gebahr bey jedem Patienten sehr oft ganz neue Krankheiten, die jeden Tag eine andere Behandlung zu erfordern schienen.

Freylich konnte der Dokter Pillpullklystropfius den Schlus von allen diesen auf alle diese Veränderungen machen, aber welches nun eigentlich die nähere Ursache der Veränderung war, die die Wirkung hervorgebracht hatte, dazu gehörte ein scharfes aufmerksames forschendes Auge, und die wenigen Minuten, die der Dokter bey jedem seiner Patienten zubringen konnte, waren dazu nicht hinreichend. Er erstaunte also jedesmal, wenn er kam, und den Kranken in einer ganz andern Situation fand, als er ihn nach seinem Urtheile finden zu müssen geglaubt hatte. Er war wenn er das nun nicht

auf

auf einmal übersehen konnte, allemal sehr geneigt es ganz auf Rechnung seiner Medikamente zu bringen, und er sahe dann ganz ängstlich nach der Medizin, lief in die Apotheken, untersuchte, schlug wieder zu Hause nach, und handelte darinn zwar rechtschaffener als irgend ein Arzt, der seinem Schlendrian folgte, aber haufte sich dadurch die Arbeit auch so, daß er an nichts denken konnte, was ihn selbst und seine eigne Sache betraf.

Aus diesem beständigen Nachdenken und Studiren, erwuchs in ihm jene grillenhafte Empfindung wieder, die er zu den Zeiten der akademischen Jahre oft hatte, daß die Arzneykunst nichts weniger als eine brauchbare Wissenschaft wäre, daß sie sich auf nichts sicherem gründe, und nichts sicheres hervorbringe.

Es gäbe, urtheilte er, in solchen launigen Stunden, kein einziges Mittel so stark oder schwach, so einfach oder zusammengesezt es seyn mögte, von welchen man sagen könne, es ware gut. Denn gäbe man es um die Schärfe abzuführen, so würde man nicht bestimmen können, ob es nicht eben soviel gute Säfte wegnähme. Mit dem zähen Schleim löse man den guten gesunden Schleim zugleich auf. Durch erschlap-

pende Mittel brächte man vielleicht Entkräftung, durch reizende, Erschlappung zuwege. Stärkende verhärteten die weichen Theile. Nährende verursachten überflüssige Säfte. Schweistreibende nuzten die Maschine ab, Wassertreibende machten das Blut kaustisch. In hizigen Fiebern kühlende Medikamente geben, wäre ein Gegenkrampf der tödtlich werden könnte, hizige wäre der offenbare Tod. Brechmittel, raubten den Verdauungssaft, und jedes sey im Stande, ein Jahr vom Leben zu verkürzen. Abführende wären nicht weniger gefährlich. Sie leiteten alle Schwäche auf die feinen Gefäse der Eingeweide, und brächten eine unzehlbare Menge von Uebeln hervor.

Aderlassen wäre das aller unvernünftigste Präservativ was man nur finden könne. Vollblütigkeit sey ein Hirngespinst. In einer so richtig abgemessenen Maschine ein Tropfen Blut zuviel müsse die Adern sprengen, oder ein hizigs Fieber verursachen.

Hieraus muste nothwendig erfolgen, daß der Dokter Pillpullklystropsius nicht mehr wuste was er seinen Patienten geben sollte. Zwar fehlte er darinn nie, daß er ihnen etwas schädliches

liches gab, aber das gute richtete er oft so knapp ein, daß es die Wirkung unmöglich hervorbringen konnte, die es bringen sollte.

Er war aber auch nicht allemal in dieser Laune. Während daß der Geist in ihm immer wirksam war, muste er denn doch auch seine Kranken versorgen, und bey manchem schlug auch ein leichtes Mittel gut an. Sobald er dann eine solche Probe hatte, wuchs der Muth in ihm, und weil er sich noch nicht sogar weise dünkte, und glaubte alle die vor ihm diese Kunst getrieben hätten, wären Marktschreyer gewesen, so litt er seinen schwärmenden Geist auch nicht in allem, was ihm in den Sinn kam, sondern er fieng an nachzulesen.

Zuweilen fand er da etwas, was seinen Muth stärkte, ein andermal aber machte ihn alles noch konfuser.

Jeder Patient, der ihm jezt starb, schien ihm auf seinem Gewissen zu liegen, und war er vorher tiefsinnig und ununterhaltend gewesen, so wurde er es nun noch mehr. In Gesellschaften taugte er schon nichts mehr, denn es konnte nicht fehlen, er muste da er bey einer so weitläuftigen Kundschaft immer Sterbende hatte, immer tiefsinnig seyn.

Aber beym Krankenbette wuchs seine Lebhaftigkeit allemal auf ihren natürlichen Grad. Weil er mitleidig war konnte er dies nicht verläugnen. Jeder Patient sahe ihn heiterer eintreten, denn er lächelte jeden an, gab jedem den sanfteren Trost, es würde ein gutes Ende nehmen, selbst wenn er auch ein schlimmes vermuthete. Es ist das einzige, pflegte er zu sagen, was dem Kranken übrig bleibt, und warum ihm das nehmen? Warum ihn nicht mit dieser Hofnung in die Ewigkeit übergehen lassen? Den lezten Hauch ihm süß machen?

Deswegen wurde der Dokter geliebt, deswegen wurde er gesucht. Wo man den Dokter Pillpullklystropfius sahe, wo man sagte, da kömmt der glükliche Arzt, da sezte einer hinzu — der liebreiche.

Jedermann hielt ihn für den seligsten Mann, und er war nichts weniger als das, er litt heftig, trübe Schwermuth saß in seiner Seele, denn er konnte nicht seyn, was er seyn wollte, nicht seyn was er für das Glük so vieler Menschen zu seyn wünschte — Kurz der glükliche Pillpullklystropfius war der unglüklichste Mensch in der ganzen grossen Stadt, die ihn fast anbetete.

Zweytes Kapitel.

Was für die äussern Umstände des Dokters Pillpullioströrius noch trauriger war, als dieses.

Diese Denkungsart des Dokters würde ausser dem, was er innerlich dabey empfand, und wovon wir gerne zugeben, daß es sehr angreifend war, dennoch auf seine äussern Umstände nichts gewirkt haben, wenn er nur gewust hätte sich zu mässigen.

Denn der Zulauf war so gros bey ihm, daß ihm zehn Patienten sterben konnten, ohne daß es ausser ihren nächsten Verwandten jemand erfuhr, denn die Epidemie war ausgebreitet, und jeder bekümmerte sich nur um sich selbst. Das einzige was gesprochen wurde, wenn es nicht Nahrung und Nothdurft betraf, war die Frage: Was man für einen Dokter gebrauchte, und es mogte nun jemand nennen, wen er wollte, und es war unser Mann nicht, so war gewis die Replik von jener Seite da: Aber, lieber Himmel, warum brauchen sie denn nicht den grossen Pill-

pullklystropfius, ihn, den alle verehren, dem jeder Patient entgegenharret, und seiner mit Sehnsucht wartet? Was zu kuriren ist, kurirt er gewis, das war gemeiniglich der Nachsaz dieser Frage.

Dadurch wurde sein Ruff immer erweitert. Seine Zweifel im stillen, seine zu grosse Vorsichtigkeit, seine kaum wirkbaren Arzneyen, alles dies hatte keine Wirkung auf diejenigen die es nicht wusten, und alles konnte dem Zutrauen nicht schädlich werden, welches sie einmal auf dem Dokter gesezt hatten.

So lange auch bey dem Dokter das Ding noch wankte, daß er noch selbst unschlüssig war, ob es auch so recht wäre, oder ob er sich irrte, lies er sich nichts davon merken. Aber da die Fälle häufiger kamen, wo er nicht wuste woran er war, da die Proben die ihn ein oder das anderemal aufgeheitert, und wieder auf einen guten Weg gebracht hatten, zwey drey viermal nachher wieder fehlschlugen, da er kein Freund von Verstellung und von Zurükhaltung seiner Grundsaze war, so entfuhren ihm oft Redensarten die seine Meynungen verriethen.

Weis ich doch wahrhaftig nicht wo das herkömmt — sollte die Medizin auch wohl zu stark

gewe-

gewesen seyn — Hätte ich mich etwa geirrt — das waren so Anerufungen, die er oft fliegen lies, und diese musten Aufsehen und Nachdenken bey manchen Menschen erweken. Man flisterte sich ins Ohr, was man denken sollte, ob der Dokter etwa seiner Sache nicht gewis wäre? Man wurde ängstlich, frug ängstlich, er antwortete wieder ängstlich. Endlich verlangte man Erklärungen. Der Dokter konnte nun einmal nicht heuchein. Er gab sie so, daß manche von denjenigen denen er sie gab, einen Abscheu vor ihm bekämen, denn sie glaubten nun sie hätten sich einem offenbaren Todtschläger anvertraut.

Natürlich machten diese Leute einen gewaltigen Lerm, und es wurde auch aus dem Flistern ein lautes Gemurmel. Es gab nun mehrere die dem Dokter Pillpullklystropfius auf den Zahn fühlten, und die der Sache gewachsener waren. Sie fanden zwar, daß er sehr unrecht thäte, so genau allen Sachen nachzugrübeln, allein sie fanden doch auch den rechtschaffenen Mann in ihn. Und da sie nun noch wusten, wie fleissig er studirte, so zweifelten sie gar nicht, daß er nicht zulezt hinter die Wahrheit kommen sollte, machten den Schlus, daß er dann ein

ganz vollkommner Arzt werden würde, und stillten so den ersten Tumult den seine Offenherzigkeit erregt hatte.

Da auch die epidemische Krankheit noch nicht nachließ, da noch niemand zu sich selbst kommen konnte, so spürte man keine Abnahme an der Kundschaft des Doktors, und da es unmöglich war, daß er allein alles bestreiten konnte, so blieb auch seinen Herren Kollegen in der Stadt noch eine ziemliche Anzahl von Kranken übrig, so daß sie vollauf zu thun hatten, und selbst für die Herren in der medizinischen Klasse, die bisher fast gar nichts zu thun gehabt hatten, war dieses eine goldne Zeit, denn diese wurden von der Obrigkeit gegen reichliche Zahlung auf das Land gesandt, um da dem scharf einreissenden Uebel Einhalt zu thun.

Nach und nach verlor sich die epidemische Krankheit, und mit ihr verlor sich die Menge der Patienten. Alle Doktores kamen in ihr gewöhnliches Fach zurük, denn noch herrschten diejenigen Uebel die einer solchen allgemeinen Plage auf dem Fusse zu folgen pflegen, schleichende Krankheiten, sowol für diejenigen, die nicht recht rein ausgeheilt waren, als für diejenigen,

nigen, die frey geblieben, und doch das pestilentialische Miasma einmal eingesogen hatten.

Alle übrige Doktores verfuhren hier palliativ, hielten den Kranken mit Hofnung und gleichgültigen Mitteln hin, und schleppten so diejenigen langsam hin, die sich ihnen vertrauet.

Das war aber des Dokters Sache gar nicht. Der wollte wissen waran er wäre, gieng zwar sehr vorsichtig, gab doch aber, weil dies ein neues Fach war, und er die Theorie der schleichenden Krankheiten ganz inne zu haben glaubte, wirksame Mittel, die zwar bey manchen gute Wirkung thaten, bey andern aber und bey den meisten nur den Tod beschleunigten weil sie die verdorbenen Säfte nur in grössere Bewegung und Gährung brachten, und die allgemeine Verderbnis, weil sie nicht mehr auszurotten war, beförderten.

Da wollte nun der Dokter Pillpullklysiropfius aus der Haut fahren, denn er wuste gar nicht wohin er dieses schreiben sollte. Er verlor seine Patienten sehr schnell. Niemand dachte daran ihm deswegen etwas schuld zu geben, aber er verrieth sich wieder selbst, denn er saate, er wüste nicht ob er oder das Schikſal Ursache

an diesen so schleunigen und unglüklichen Todesfällen wären.

Man würde sich auch hieraus nichts gemacht haben, denn man nahm dies nun schon als Grillen an, die man bey ihm nicht entfernen könnte, und man war es gewohnt, ihn wimmern zu hören, man rechnete es auf Theilnehmung, wenn er einen Patienten verlor, und auf zärtliche Besorgnis, wenn es vor einem Krankenbette geschahe.

Allein es gab Menschen, die das Ding aus einem andern Gesichtpunkte den Menschen vorzudrehen wusten, weil sie es aus einem andern betrachteten.

Drittes Kapitel.

Was für Menſchen das waren, und wie ſie ihre Sache einfädelten, um aus des Dokter Pillpupklyſtropfius Betragen, Nuzen für ſich zu ziehen.

Sobald die Epidemie aufhörte, hatten die Doktores, die auſſer unſerm neuen Wundermanne in der Stadt waren, nicht viel mehr zu thun, wie wir ſchon oben gehört haben. Ihre Aufmerkſamkeit gieng daher nun auf das was vorher geſchehen war. Sie waren jezt die Menſchen, die den Dokter Pillpupklyſtropfius als einen offenbaren Dieb anſahen, der ihnen das Brod mit der Zeit vom Munde wegnehmen, und auch nicht einen Biſſen mehr übrig laſſen würde. Insbeſondre aber waren die ſechſe, die das ſogenannte Concilium medicum ausmachten, diejenigen die am empfindlichſten waren. Sie verſammelten ſich auch pro bono publico, denn ſo nannten ſie ihren Privatnuzen, und berathſchlagten ſich was ſie thun ſollten.

Der

Der erste Punkt, den sie abhandelten, war, daß sie sich frugen, wer denn dieser fremde Miethling eigentlich sey, der ihnen so einen schlimmen Streich spiele, und sie kamen alle darinn überein, daß es der unwissendste, elendeste, erbärmlichste Marktschreyerl wäre, den man nur finden könnte, daß er nicht einmal prima rudimenta medicinæ habe. Der zweyte Saz war denn sogleich der, daß man einem solchen sehr füglich die praxis legen konnte, aber bey dessen Ausführung kam ein kleiner Punkt mit in Betrachtung, und das war der, daß man dem Dokter Pillpullklystropfius das erste erst beweisen müsse, ehe man ihn zum zweyten verdamme.

Und da dieses Beweisen nun etwas schwer gefallen seyn mögte, so entschlos man sich es lieber bis zu einer gelegnern Zeit aufzuschieben, und einsweilen andere Mittel zu suchen, durch welche man sich den unangenehmen Kollegen von Halse schaffen könnte.

Nun hatte schon jeder zum voraus sich voll Neuigkeiten gepfropft, die alle den Dokter betrafen. Jeder wuste unglükliche Kuren] die Menge, und besonders legten sie es ihm ausserordentlich zur Last, daß er nicht allein keine pal-

liativ

kativ Kur verſtände, ſondern auch ſogar nicht einmal die edle Kunſt wiſſe eine kurze Krankheit zu verlängern, nach ihrer Ausſage freylich zum Beſten des Patienten, aber nach allen Anſehen zum Beſten ihres Beutels.

Es wurde alſo beſchloſſen, dieſen Mann mit den Waffen der Verläumdung auf das allerempfindlichſte anzugreifen, und ſeinen Ruf ſo anzutaſten, daß auch nicht ein Andenken davon übrig bleiben könnte.

Es blies nun ein jeder von ihnen, wie aus einem Munde in das Horn der Nachſucht.

Endlich hätten ſie doch einmal, ſagten ſie, eine deutliche Probe, daß es in ihrer Stadt eine allgemeine Tollheit geben könne. Alles habe ſich von einem jungen Arzte verblenden laſſen, der nicht einmal ein Marktſchreyer zu ſeyn verdiene. Nachdem ihm eine Kur eingeſchlagen, die offenbar ein Werk der Natur und nicht der Kunſt wäre, ſey alt und jung hingelaufen, als ob er vom Tode erwecken könne. Man habe nun geſehen, was er vollbringen könne. Man ſolle die Liſten der Todten nachſehen, wie viele unter ſeinen Händen geſtorben. Beſonders zeige ſich das bey ſolchen Krankheiten wie

die

die jezigen schleichenden. Dazu gehöre Kunst und Zeit. Ihnen wäre noch fast keiner gestorben, und wenn sie schon fast alle noch krank wären, so sey es doch gewis besser und vernünftiger, lange krank zu seyn, und zu genesen, als kurz und zu sterben. Das könne jedes Kind begreifen. Bey den epidemischen Krankheiten käme es aufs Glük an, wer schwer oder leicht befallne, wer starke oder schwache Naturen, wer gesunde oder kranke viscera zu seinen Antheil bekame. Da mache die Kunst nicht viel aus, gehe nach Brod.

Nun sollte man obendrein noch bedenken, daß der Mann der Wahrheit so oft Gehör gäbe, und sich es merken liesse, wie wenig ihm Gewisheit seiner Kur sey. Daß er dieses hernach bemänteln wollte, und vorgäbe, es sey Empfindlichkeit für den Patienten, und Sorgsamkeit für den guten Ausgang, das sey nur blos Politik. Man würde bald noch mehr entdeken, und sehen, daß er unter der Larve der Geschiklichkeit die gröste Unwissenheit verberge.

Zum Schluß wurde allemal die eigentliche Absicht bemäntelt, und gesagt, man thäte dies gar nicht aus Neid, denn man habe nicht Ursache

sache es zu seyn, weil man zur Noth von seinen Renten leben könne, aber die Absicht wäre blos um so viele Menschen zu retten, die durch ihn noch untergehen könnten.

Dies muste Eindruk machen. Soviel Aufsehen der neue Arzt machte, so lies man doch den alten ihren Werth, und konnte auch wohl denken, daß das Urtheil von sechs übereinstimmenden berühmten Männern, wenn es dumm war, doch als sechsstimmig gegen einen Ton gewann.

Doch würde alles nichts geschadet haben, wenn der Dokter nur nicht soviel eigne unwiderrufliche Zeugnisse von seiner Ungewisheit gegeben hätte. Jezt giengen diese Urtheile in der ganzen Stadt umher, und man theilte sich in zwey Partheyen, deren eine aber ungleich grösser als die andere war. Leider war die gröste auf der Seite der alten Praktiker, und wollten sich lieber durch den privilegirten Schlendrian des feinern Mords hinführen lassen, als sich einem jungen Arzte anvertrauen, den sie von einer guten, obwol von einer schwachen Seite kannten.

Der kleinere Theil aber hielt es für rathsamer sich einem vorsichtigern Manne anzuvertrau-

trauen, von dem sie überzeugt waren, daß er das seinige gelernt hatte, daß er über ihren Zustand nachdachte, und der sich im Fall der Noth auch von ihnen zurechtweisen lies.

Die sechs Aerzte hatten es nicht dabey bewenden lassen, die Kraft ihrer Zungen auf einmal in der Stadt zu üben, und alles daselbst in Bewegung zu bringen, sondern sie hatten auch ganz besondern Wege gewahlt, auf dem Lande den Ruhm des neuen Dokters auszubreiten, und was so alte Perueuen, die bey den Bauern doch Gewicht haben, so wahrscheinlich vorstellten, das muste wahr seyn.

Hieraus entstand die Folge, daß der Dokter Pillpullklystropßus auf einmal leer wurde. daß er Ruhe bekam, daß er wieder zu Gedanken kam.

Er selbst würde diese Veränderung nicht anders als einen Zufall betrachtet haben, der daher rühre, weil es nicht viele Kranke mehr gäbe, allein der Dokter Blase erschrak, denn er wuste, daß das Ursachen haben muste. Er hatte schon lange das Betragen des Dokters bey seinen Patienten und gegen dieselben bemerkt und ihn davor gewarnt.

Er gieng jezt umher und forschte, und sehr bald erfuhr er die Quellen, aus welchen die üble Renommee des jungen Dokters entsprungen war. Er tobte und rasete, aber das half ihm nichts. Er zankte mit dem Dokter, das half noch weniger, denn dieser stellte ihm vor, er mögte sich wie er in alles zu finden suchen. Hätte er wenig Patienten, so hätte er wenig Arbeit.

Und aufrichtig zu sagen, so war der Dokter Pillpullklystropsius das sehr zufrieden, daß seine Kundschaft abnahm. Er hatte jezt würklich den Gedanken vollkommen fest, daß der Arzt nichts könne, als der Natur ein wenig nachhelfen, und wenn das zur rechten Zeit und auf die rechte Art geschähe, so müste alsdenn der Erfolg gut seyn, wo nicht, so sey der Erfolg schlecht. Dazu kam noch ein sonderbarer Gedanke, der darinn bestand, daß, sobald die Natur Kräfte genug hätte, daß sie die widrigen Arzneymittel von sich selbst ausstürfe, wenn es nur keine offenbaren Gifte wären, die über sie selbst siegten.

Dieser Saz brachte ihn zwar nie dahin, daß er unrechte Mittel gegeben hätte, allein er tröstete ihn doch, wenn er bedachte, daß so viele seiner Patienten in unrechte Hände fallen würden.

Der Dokter fand jezt, daß sich mit dieser Veränderung zu seiner Verwunderung auch seine Denkungsart verwandelte. Da er nun nur wenig Patienten hatte, da er gehörig darüber nachdenken konnte, so fand er, daß der Arzt würklich mehr seyn könnte, und dieser Gedanke heiterte ihn wieder auf, und spornte seinen Fleiß an.

Er würde auch von dieser Zeit an sein Leben geschmekt haben, wenn ihm nicht neuer Verdrus zugesezt. Eines theils bestand er in den Stichelereien die ihn von allen Seiten her über seine verlohrne Kundschaft trafen, und die er, da er so edel und rechtschaffen dachte, doppelt fühlte. Allein es war auch noch mehr was ihm zusezte, und wir wollen gleich im folgenden Kapitel damit fortfahren.

Viertes Kapitel.

Wie der Dokter Pillpullklyſtropfius eine vergeſſene Bekanntſchaft wiederum erneuert, aber eben keine Freude davon erndtet.

So wie Marie, das wichtigſte, und viele andere Sachen von Wichtigkeit wegen der ſchwerdrükenden Ausübungsheilkunſt, aus dem Gedächtniſſe des Dokter Pillpullklyſtropfius entfloſſen war, ſo war es auch die Wittwe des Herrn St. die eigentlich ſein Glük gebauet, der er ſo vieles zu danken hatte. Er war in der ganzen Zeit, wie er nicht zu ſich ſelbſt kam, nicht dort geweſen, und hatte nicht einmal an ſie gedacht.

Die arme Dame, die alle Zärtlichkeit für ihn fühlte, die man nur für jemanden fühlen konnte, war ſehr misvergnügt darüber. Sie wuſte wohl, daß es nicht an ihm lag, aber ſie bedauerte, daß er ſo ſehr viele Geſchäfte hatte, daß er ihr nicht einige Stunden ſchenken konnte,

Sie schikte einigemal nach ihn, aber sie traf ihn nicht an.

Nun wuste sie zwar nicht, daß der Dokter schon liebte. Sie tröstete sich immer noch mit der Hofnung einigen Eindruk auf ihn gemacht zu haben. Aber da ihre Leidenschaft sehr hoch stieg, so bekümmerte es sie nothwendig, daß sie ihn nicht um sich haben, und sich durch Beweise ihrer Liebe ihm nicht ganz mit dem Gefühl zu erkennen geben konnte, was sie für ihn hätte. Diese Bekümmernis ihrer Seele hatte auf ihren Körper einen starken Einfluß, sie wurde zusehends schwächlich.

Gern hätte sie zum Dokter geschikt, aber sie hatte doch auch noch einen Grad von weiblicher Delikatesse, den sie nicht gern verlezen wollte, und der angegriffen würde, sobald sie entdeken muste, sie liebte den Dokter. Und daß sie dies entdeken würde, sahe sie vorher.

Sie schikte also nicht nach ihm, aber alle Leute die um sie waren, sahen es, daß sie immer mehr und mehr abnahm. Alle die dem Dokter Pillpullklystropfius jezt aufgesessen waren, nahmen dieses zum Vorwand, ihn noch mehr herunterzusezen, und zu behaupten, daß das nur ein Scheinkur gewesen wäre. Die sechs

Aerz-

Aerzte, die den Herrn St. so glüklich herunter laborirt hatten, erfuhren es, und von ihnen bald die ganze Stadt, so daß es auch dem Dokter Blase zu Ohren kam, der es dem Dokter Pillpullklystropfius wieder erzählte.

Nicht des Geredes der Stadt wegen, nicht des Ruhms wegen der ihm durch die Herunterseszung seiner ersten und würklich ausserordentlichen Kur geschmälert würde, sondern aus wahrer Theilnehmung an allem was die Dame angieng, besuchte er sie sogleich, und er fand sie würklich in einer sehr traurigen Lage. Ihre Wangen, die geblühet hatten, waren blas und eingefallen, ihre Lebhaftigkeit war in Schwermuth ausgeartet, ihr Blik der Feuerstralen schos, senkte sich beschämt durch eigne Schwäche zur Erde.

Der Dokter erkundigte sich gleich, ob sie das Zutrauen zu ihm schon wieder verloren hätte, da sie nicht sich an ihn gewendet. Sie warf einen Blik auf ihn, der durchgedrungen haben würde, wenn des Dokters ganze Seele nicht mit ihrer körperlichen Krankheit beschäftigt gewesen wäre.

Jezt war sie zweifelhaft, ob der Dokter diesen Blik nicht verstehen wollte, oder nicht verstand.

stand. Dies hielt ein Geständnis zurük, das schon nahe an ihren Lippen war, und welches sie ihm vom ganzen Umfange ihrer Leidenschaft machen wollte.

Sie faste in dem Augenblik einen andern Vorsaz, nemlich den, ihm noch nichts zu sagen, sondern ihn nach und nach auszuloken. Sie nahm also jenen freundschaftlichen Ton wieder an, und der Dokter kam darüber so sehr im Enthusiasmus, daß er ganz mit der alten zuthätigen Art ihr begegnete.

Sie fieng wieder an zu mediziniren, und die Medizin schlug wieder vortreflich an, denn alles was der Dokter gab begleitete er selbst mit seiner Person, mit seiner liebreichen Zuthätigkeit. Alle Zeit, die der Dokter jezt abbrechen konnte, brachte er bey der schönen Wittwe zu. Er fand Unterhaltung und das war ihm genug. Sie fand mehr. Sie fand Nahrung für ihre Liebe. Sie gab jedem Worte des Dokters eine andere Auslegung, jeder Ton schien ihr bedeutungsvoll auf sie, und sie schlos aus seinen häufigen Besuchen; Er sähe niemand lieber wie sie. Sie hatte recht. Er sahe in dem Orte niemand lieber, wie sie, und noch dachte er an niemand, der ihm lieber gewesen wäre. Denn

er

er war jezt ganz für die Gesundheit seiner Patientin besorgt, und wenn man ihn gefragt hätte, was die schöne Wittwe für Augen hätte, so wäre er die Frage nicht zu beantworten im Stande gewesen.

So stand es, als die Wittwe auf die Gedanken kam, er mögte wohl zu blöde seyn, sich ihr zu entdeken, und sobald sie diesen Gedanken gefaßt, war sie auch bedacht, ihm den Weg zu erleichtern. Dazu kam noch, daß die ganze Stadt schon voll von ihrer Vertraulichkeit war. Sie brachten jeden Abend mit einander zu, und blieben bis in die Nacht zusammen, denn die Dame kennte keine schöneren Augenblike als die er bey ihr zubrachte, und wenn sie bat, so wolte er ihr auch nicht abschlagen zu bleiben.

An einem solchen Abend, wo sie in innigster Vertraulichkeit zusammen saßen, brachte die Wittwe das Gespräch auf die Liebe. Sie beschrieb diese Leidenschaft als etwas ganz eignes, das sich des Herzens des Menschen auch wider seinen Willen bemächtige, und bat ihn, ihr seine Meynung davon zu sagen.

Dies wekte den Dokter aus einem Taumel, in dem er lange gelegen hatte. Er drükte der Wittwe ihre Hand, die er eben in der seinigen

eingeschlossen hatte, denn seine Marie stand auf einmal in einem Ideal vor ihm, welches gewis das Original noch übertraf. Dieser Händedruk war eine Folge des Feuers, das in ihm war, und nun helle Flammen loderte. O ja, sagte er, es ist etwas sonderbares um die Liebe. Sie ergreift einen im Augenblik, und weg ist Herz und Seele.

Die Dame, die unmöglich glauben konnte, daß das einer andern gelte, als ihr, erwiederte den Druk seiner Hand. Es sey aber auch nicht recht, sagte sie, einem rechtmässigen Feuer dieser Leidenschaft in sich nicht Raum zu lassen, und es zu unterdrüken. Liebe versüsse des Menschen Leben. Sie gleiche dem Frühling, der sich alle Jahr erneure, und nie untergienge.

Der Dokter gab ihr alles dieses zu. Auch er, sagte er, sey in dem Falle gewesen, eine Liebe ganz zu vergessen, die sein Herz so empfindlich getroffen. Aber ihn habe Pflicht gerufen, und Pflicht gehe allem übrigen vor. Allein er wolle nun, da Pflicht nicht mehr so hart auf ihn läge, seiner Liebe wieder Gehör geben. Noch sey sein Geständnis, ausgenommen bey zwey Personen, die ihm näher als seine Familie wären, nicht über seine Lippen gekommen,

aber

aber jezt wollte er sich ihr entdeken, gestehen, daß er selbst so heftig liebe, wie man lieben könne —

Immer besser für die Dame, die keinen Nebengedanken fassen konnte, als daß er sie meine. Als der Dokter nun inne hielt, fürchtete sie schon, er mögte das Geständnis für zu frey halten, er mögte zurükziehen, und sie war zu weit, athmete schon zu viel Vergnügen, sehnte sich schon zu sehr, sich ihm in die Arme zu werfen — und wer ist denn die Glükliche, sagte sie, die so viele Annehmlichkeiten täglich besizen soll? —

Der Dokter nahm wieder ihre Hand, die er vorher losgelassen hatte, und fieng an:

Sie werden sich wundern, meine Beste, daß meine Liebe schon in der Kindheit anfieng — Die Dame stuzte, sie erinnerte sich nie, ihn in jüngern Jahren gesehen zu haben — daß ein liebenswürdiges Bauermädgen — Hier sank die Dame leblos auf dem Sopha nieder.

Der Dokter erschrak, er glaubte aber nicht anders, als daß ihre Lebensgeister sehr angegriffen worden, und daher eine Ohnmacht erfolgt wäre. Er wandte viele Mittel an, sie zurecht zu bringen. Sie schlug endlich die Augen auf, aber ohne Besinnung. Er lies sie durch ihre Mädgen auskleiden, und zu Bette bringen. Er

blieb bey ihr, bis sie in einen sanften Schlaf gefallen war. Alsdenn eilte er zu Hause. Der Gedanke an Marien war wieder verscheucht, nur das Bild der leidenden Wittwe war vor ihm. Er muste aus dem Zufall befürchten, daß ihr Nervensystem äusserst schwach wäre, und er verlor die Hoffnung sie zu retten.

Und doch war ihre Liebe zum Leben so deutlich, alle ihre Leidenschaften waren heftig, alles zeugte von einem lebhaften Geist, und daß dieser vom hinfälligen Körper sollte unterdrükt werden, das that dem Dokter so weh, verursachte in seiner Seele eine so empfindliche Traurigkeit, daß wir ganz füglich schon jezt sagen können, er erndtete wenig Freude von dieser erneuerten Bekanntschaft.

Fünftes Kapitel.

Wie sich dem Dokter die Ursache der Ohnmacht der Dame offenbaret, und wie er dadurch in die äusserste Verlegenheit kömmt.

Den andern Morgen eilte der Dokter nach einer unruhigen Nacht, sobald er aufstand zur Dame. Diese war auch erwacht, aber wie?

Mit dem ganzen Gefühl ihres Unglüks sahe sie sich in eine Traurigkeit versenkt, in der sie alle die übrigen Tage ihres Lebens zubringen müste. Kein Ausweg, keine Hülfe. Sie lies ihren Thränen vollen freyen Lauf. Sie wuste nicht was nach dem Augenblike da sie ihre Besinnung verlor, vorgefallen war, aber ihre Mägde hatten ihr gesagt, daß der Dokter sehr unruhig weggegangen wäre, und als sie frug, ob er sich nichts vom wiederkommen merken lassen, bekam sie eine verneinende Antwort.

Sie schikte sie fort, und blieb allein. Nichts war gewisser, als daß er ihre Liebe bemerkt, und von ihr geeilt war, um sie nie wieder zu sehen. Sie konnte von der Heftigkeit, mit wel-

welcher er sich gegen sie ausgedrukt, auf die Heftigkeit seiner Leidenschaft schliessen. Sie konnte also wohl denken, daß er davon nicht abzubringen seyn würde. Alle ihre Bemühungen waren also vergebens gewesen, hatten nicht einmal den geringsten Eindruk auf ihn gemacht. Ihre Liebe war verachtet, verschmäht. Ihre Schönheit, ihr Reichthum war nichts gegen ein Bauermädgen.

Wer hätte hier nun nicht auf den höchsten Grad des Ueberdrusses kommen sollen? Wie hätte ein Frauenzimmer nach einem solchen Auftritte sich noch wünschen können, länger zu leben? Nein! die schöne Wittwe war dessen auch ganz satt. Sie freute sich, daß sie eine Krankheit in ihrem Körper wüten fühlte, die vermuthlich ihr Leben bald endigen würde. Sie nahm sich fest vor, nach keinem andern Arzte zu schiken, da der Dokter, ihr Liebling, sie verlassen. Sie wollte ungesehen und unbedauert sterben.

Sie dachte eben darüber nach, daß sie es doch wohl eine kleine Ungerechtigkeit von ihrem Arzte nennen könnte, sie auch in diesem Betracht zu verlassen, als die Thür aufgieng, und er vor ihrem Bette stand.

Er

Er ſahe ſo heiter, ſo unbefangen aus, daß ſie ſich nicht darein finden konnte. Er nahm ihre Hand, ſagte, ſie habe gewaltige Hize, rieth ihr, ſich ganz ruhig zu verhalten, und ſagte ihr, nur dann könnte er Hofnung zu ihrer Geneſung erhalten, wenn ſie alle Gemüthsbewegungen ſich aus dem Sinn ſchlüge. Sie verwunderte ſich immer mehr. Sie bat ihn, ſich niederzulaſſen. Sie nahm ſeine Hand. Ihre ganze Leidenſchaft war wieder rege. Haſſen konnte ſie ihn unmöglich. Sie fühlte zu viel für ihn. Sie frug ihn, ob er ſich ihres geſtrigen Geſprächs erinnert hätte. Er antwortete ihr: Er habe aus Theilnehmung gegen ſie und ihre Krankheit, alles vergeſſen, was ihn ſelbſt betroffen hätte. Sobald ſie aber wieder etwas beſſer wäre, wollte er ihr die Geſchichte ſeiner Liebe forterzählen.

Nun kam ſie erſt aus dem Traume, merkte erſt, daß er nichts gemerkt, und daß er bloß Mitleyden mit ihrer Krankheit habe, nicht einmal wüſte, daß ſie ihn liebte. Das drang ihr tief in die Seele.

Sie konnte ſich nicht mäſſigen. Sie müſſen alles wiſſen, ſagte ſie. Sie müſſen erfahren, warum ich krank bin. Sie ſind ſchuld.

Sie

Sie sind es, den ich liebe. Sie habe ich geliebt, seitdem sie in meiner ersten Krankheit so theilnehmend gegen mich waren. Immer glaubte ich, sie könnten, würden mich wieder lieben. Gestern hoffte ich aufs Geständnis, war nichts gewisser überzeugt, als ich würde diejenige seyn, die sie nennen würden. Stellen sie sich meinen Schreken vor, da ich eine andere hörte. Es ist geschehen, Dokter. Sie haben mein Herz durchbort, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen. Lassen sie mich nun sterben. Ihre Liebe ist rein und gut. Folgen sie ihr. Aber wenn ich eine Bitte an sie wagen darf, lieber Dokter, so lassen sie mich bald sterben. Sie können es. Es steht in ihrer Gewalt. Das weis ich.

Bis auf diesen Punkt hatte der Dokter tiefsnachdenkend gesessen. Nun aber fuhr er auf: Was ist ihnen, theure Freundin. Sie reden irre.

Nein ich rede nicht irre, sagte die betroffene Dame. Sie raffte alle ihre Kräfte zusammen, und sezte sich im Bette auf. Wenn sie fühllos seyn können, sagte sie, so lassen sie mich länger leben. Ich habe nichts mehr, da ich die Ruhe meiner Seele verloren habe. Ich

muß

muß es ihnen gestehen, daß ich sie noch liebe, und ich werde sie nicht ansehen können, ohne sie immer noch mehr zu lieben, ich würde den Gedanken an sie nie aus meiner Seele bringen können, ob sie mich gleich nicht lieben, und ich weis es — nicht lieben können. Ich will also nicht leben, denn was sollte mir das. Ich liebe sie, und so habe ich das Recht, Mitleyden, und Rettung von ihnen zu erflehen. Sie können es. Es ist ihre Pflicht Kranken beyzustehen. Meine Krankheit ist mein Leben. Retten sie mich davon.

Der Dokter stand tiefnachdenkend, sahe auf sie mit einem Blik der inneres Leiden verrieth. Vielleicht las sie tief in seinem Herzen, was sich erst noch darinn entwikeln wollte. Denn sie sagte:

Sollte es möglich seyn, daß sie für eine Unglükliche nicht so viel Mitleyden fühlten? — Oder fühlen sie vielleicht noch mehr? O ein Gedanke der mir durch den Kopf fährt — Geschwind, wenn sie mich nicht ganz elend machen wollen, die Geschichte ihrer Liebe.

Der Dokter kam wieder zu sich. Ihre Lebhaftigkeit thut ihnen schaden, sagte er. Jezt kann ich nicht ihnen von meiner Liebe erzählen.

Jezt

Jezt unmöglich. Es thut ihnen schaden, es schadet mir. Sie haben mich überrascht. Sie haben mich ganz ausser sich gebracht. Ich habe kein Unrecht gethan, und doch glaube ichs gethan zu haben.

Die Dame wuste sehr gut, daß sie jezt Unrecht that, aber ihre Leidenschaft lies der Vernunft keine Gewalt. Der hingeworfne Funken aus des Dokters Gewissenhaftigkeit war ihr zu vortheilhaft als daß sie ihn nicht hätte begierig auffangen sollen.

Nein sie müssen mir jezt alles sagen. Ich bin in einer Gemüthsbeschaffenheit, daß nur das mich ruhig machen kann. Ich muß die Geschichte ihrer Liebe wissen, und sehen, ob sie ihres Eindruks werth ist.

Der Dokter zweifelte keinen Augenblik, daß er ihr das beweisen könnte, weil er aber selbst schon unruhig war, und alles gern vermeiden wollte, wodurch er sich noch unruhiger machen konnte, auch gewis überzeugt war, daß es ihr schädlich seyn müste, so wandte er noch alle Ueberredungsgründe an, sie davon abzubringen.

Allein sie wurde nur noch heftiger darauf, und wollte von nichts andern wissen, als zu hören, und so muste sich der Dokter entschliessen, die

die erſte Zuſammenkunft, die zweyte und die dritte mit ſeiner Marie, ſo zu erzählen, wie ſie war, und ſie hörte ſie mit aller Aufmerkſamkeit an. Sie ſchien ihre Zufriedenheit einigemal unter dem Erzählen zu erkennen zu geben, da er aber geendet hatte, ſagte ſie: Freylich muß ihre Marie ſchön und liebenswürdig ſeyn, da ſie ſie ſo herzlich lieben, freylich handeln ſie als ein rechtſchaffener Mann, daß ſie ihr ihre Hand geben wollen, aber wird dieſes Mädgen ſie mit der Zärtlichkeit lieben können, mit welcher ſie die liebt, welche ihnen freylich ihr Leben zu danken hat, aber die dieſes Leben auch gern und willig wieder aufopfern will, und es nun gewis aufopfern wird, da ſie ſie kennt, und jener Liebe nicht entſagen kann.

Zwar, fuhr ſie nach einem tiefen Seufzer fort, iſt es möglich, iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ſie ſo lieben, ſo ſich ihrer Vollkommenheiten freuen wird, aber noch kennt ſie ſie nicht, muß ſie erſt kennen lernen, um das zu fühlen, was diejenige fühlt, die ſie nun ſchon kennt. Alſo unglüklich — unglüklich iſt ſie noch nicht — Würde es vielleicht gar nicht ſeyn, wenn ſie ihr ihre Hand auch nicht gäben. Was meinen ſie,

Dokter, wer am unglüklichsten von uns ist, ihre Marie oder ich.

Den Dokter schlug dieses vollends zu Boden. Er war seiner nicht mehr mächtig. Ich kann ihnen dies jezt nicht beantworten, sagte er, lassen sie mich. Ich will es überlegen, wer es am meisten ist, ich will es erforschen, ob ich dazu geboren bin, Unglükliche zu machen. Ich will — ich weis selbst nicht was ich will, liebste Freundin, lassen sie mich jezt nur für ihren Körper sorgen — ich will sorgen, daß sie erst ihre Gesundheit wieder erhalten.

Ganz ergriff jezt der Schmerz die Dame, die sich mehr versprochen hatte.

Barbarischer Mann, rief sie aus, daß du mir eine Gesundheit wiedergeben willst, damit ich alle Tage aufs neue und tausendfältig sterbe, das ist mehr, das ist schlimmer, als wenn du mir die Brust durchbohrtest! Ja, wenn sie von dieser Stelle gehen; ohne mir Trost zu geben, so will ich sie nie, nie wieder sehen, ich will dann nichts von ihrem elenden Trost, von ihrer Kunst wissen. O lieber, lieber Mann, warum lassen sie mich nicht sterben, warum unterdrüken sie nicht ungerechte Klagen, die sie alle Tage hören müssen, wenn sie länger zu mir kommen —

Nun!

Nun! was antworten ſie, was wollen ſie? Es war zu ſpät für den Dokter, zu antworten, wenn er es auch hätte thun wollen. Die Dame hatte ſich ſo ſehr angegriffen, daß ſie in einer todtengleichen Geſtalt da lag. Sie wachte, aber ſie vermogte kein Wort vorzubringen. Ihr Geſicht war nicht verſtellt, ſondern liebevoll und bittend ihre Züge. Der Dokter vermuthete auf dieſe Stille einen heftigen Sturm. Da ſie keines ſeiner Worte zu vernehmen ſchien, ſo rief er ihre Leute, und ſchärfte ihnen ſchwer ein, daß ſie ſie nicht einen Augenblik verlaſſen ſollten, weil ſie einen heftigen Anfall von Hize erhalten, und ihrer ſonſt nicht mächtig ſeyn würde.

Er ſelbſt eilte nach Hauſe, um Vorbauungs und Hülfsmittel zu bereiten.

Es währte aber auch keine halbe Stunde, ſo kamen Boten über Boten, daß er eilen mögte. Er fand ſie nun in dem heftigſten Fieber. Sie ſprach von niemand als vom Dokter. Da ſeine Gegenwart ſowol ihm als der Patientin ſchädlich werden konnte, ſo verordnete er nur was geſchehen ſollte, und gieng alsdenn zu Hauſe, um ſich den ſchwermüthigſten Grillen zu überlaſſen.

Seine empfindliche Seele war ſo tief gebeugt, daß er die Laſt nicht ertragen zu können glaubte,

die auf ihn lag. Er beſchlos daher, ſobald er nur die Wittwe auſſer Gefahr wüſte, ſich des guten Raths des Baccalaureus zu bedienen, der jezt ſein Intimus war, und alles erfuhr, was in ſeinen Herzen und in ſeinen Handlungen vorgieng.

So lange aber wollte er warten. Er hatte immer Urſache zu glauben, daß die ſchwächliche Konſtitution der Dame die Krankheit nicht würde aushalten können. Aber der Wunſch, daß ſie ſie nicht aushalten mögte, kam nicht in ſeine Seele. Dazu war er zu ſehr Menſch, hatte zu viel Empfindung, und die Nächſtenliebe gieng bey ihm allemal vor der Selbſtliebe her.

Sechſtes Kapitel.

Wie man zum Untergange des Dokter Pillpullklyſtropfius von andern Seiten fortarbeitet.

Indeſſen war es dem Neide der ſechs Doktoren nicht genug, daß ſie dem Dokter Pillpullklyſtropfius

pfius den gröſten und beſten Theil ſeiner Kunden abgeſchwazt hatten. Sie fürchteten, da ſie ſelbſt einſahen, obwol jeder für ſich, daß ſie dem Ignorantismus ſehr nahe kamen, daß irgend ein glüklicher Zufall den Dokter bald wieder auf die Höhe bringen könnte, von welcher ſie ihn ſo meiſterlich herabgeſtürzt. Sie wollten alſo verſuchen, ob ſie ihn nicht ganz aus ihrem Kreyſe wegbringen könnten.

Dies konnte nun auf zweyerley Art geſchehen. Entweder ſie muſten ihn die Praxis verbiethen, und das gieng aus dem Grunde nicht an, den wir ſchon oben einmal erwehnt haben, weil der Dokter Pillpullklyſtropfius zuviel gelernt hatte, und ſich nicht fangen lies, weil ſie nicht genug wuſten, um ſich zuzutrauen, daß ſie ihm einen Caſum vorlegen könnten, den er ihnen nicht auflöſete.

Der andere Fall war der, daß ſie ihn um alles Brod brächten, und ſo ihn nöthigten, einen Auſſenthalt zu ſuchen, wo er beſſer durchkäme.

Dies leztere ſchien ihnen ein vortreflicher Einfall. Eine ſchöne Kunſt, bey welcher man nicht die geringſte Gefahr läuft, entdekt zu werden. Eine Kunſt die heut zu Tage ſehr im Schwung gekommen, und die ſchon manchen

ganz vortreflich Bettelarm gemacht hat. Man weis sich da so schön von Haus zu Haus zuschleichen, wo man weis, daß der Mann Verdienst hat, den man stürzen will, thut als wenn man sein bester Freund wäre —

Doch das Geheimnis, welches wir durch eine traurige Erfahrung kennen, wollen wir im allgemeinen nicht weiter ausdehnen, sondern es dabey bewenden lassen, was unsere Doktores thaten, denn es giebt der Menschen ohnedem genug die das aus dem Herzen studiren, und der Hülfsmittel sollten nicht so viele seyn, darum soll es unser Buch auch nicht werden.

Als der Vorschlag aufs Tapet kam, den der Physikus aufbrachte, wandte ein anderer ex pleno den reichen Vater ein. Aber ein anderer unter ihnen eine zwey Ellen dike Maschiene, gemästet vom Fette seiner Opfer, der im Zerberussischen Hause jezt Madikus war, sagte mit einer piepigen Stimme die ihren Wohlklang aus der Wiedertönung des Schmerbauchartigen erhielt, daß an jedem Theile seines Körpers war, daß er hierinn eine kleine Auskunft zu geben im Stande wäre, denn er sey eben diesen Morgen beym Vater des Dokters gewesen, wo vom jezigen Vorfall seines Sohnes geredet worden, und

da

da habe ihm dieser entdekt, daß er keinen Theil mehr an ihm nähme, und ihn allen Ansehen nach enterben würde.

Das war nun freylich seit der Hochzeit Fränzgens ein grosser Unterschied in der Denkungsart des Alten, aber es war auch darnach gemacht worden. Denn als den andern Tag die Madam Baccalaureus ihrem Herrn Vater die Aufwartung machte, freuete sie sich nicht wenig, nachdem sie die Glükwünsche ihres neuen Titels wegen eingenommen, daß er so gelegentlich sich mit seinem Sohne wieder versöhnt hätte, und wünschte, daß diese Vereinigung lange dauren, und nie wieder getrennt werden mögte. Der alte Zerberus der noch ganz vom gestrigen Taumel eingenommen war, dankte ihr für ihre Theilnehmung, und erwiederte, daß er das gewis hoffte, und daß er nun auch mit allen Kräften, daran arbeiten würde, seinen Sohn in sein Haus zu bekommen.

Fränzgen bemerkte jezt, daß es hohe Zeit war hier entgegen zu arbeiten. Der Verdrus den sie den Morgen schon gehabt, war ihr vor heute Verlust genug, und wenn dieser noch dazu käme, so fürchtete sie, wurde das Unglük am Tage nach ihrer Hochzeit alles das Glük

aufwiegen, was sie von dem Tage selbst erlangt hätte.

Sie muste aber seine Verstellung annehmen. Das sey ein löbliches Vorhaben, sagte sie, und sie wollte wünschen, daß dessen Ausführung dem Vater Freude brachte. Aber verdenken könnte er ihr nicht, daß sie für seine Ruhe besorgt wäre. Sie kenne ihren Bruder, und fürchte, daß er durch seine Verschwendung viel Gelegenheit geben würde, den Vater zu ärgern. Sie wollte zwar damit nichts weniger gesagt haben, als daß er ihn nicht zu sich nehmen sollte, allein sie wollte ihm nur rathen, ihn auf die Probe zu sezen.

Und das könnte er am füglichsten thun, wenn er zu ihm schikte, und ihn etwa um fünfhundert Dukaten bitten liesse, die er eben zu einer Zahlung nöthig hätte.

Der alte Zerberus konnte hier sich nicht enthalten, seiner Tochter um den Hals zu fallen. O meine Tochter, rief er, was habe ich in dir für einen Schaz verloren. Fast gereut michs, daß ich dich dem Baccalaureus gegeben habe. Wenn er nur auch deinen Werth erkennt. Aber für mich — für mich wird nun niemand mehr sorgen.

„O ja, mein Vater, antwortete Fränzgen ich werde für sie eben so sorgen wie ichs bisher gethan habe. Ich werde meinen Vater immer so sehr, ja nochmehr lieben, wie meinen Mann.

„Nun wenn das ist, so will ich mich schon zu frieden geben, erwiederte der alte Zerberus, und will nun gleich zu meinem Sohne schiken, und deinen Rath befolgen.

„Aber ja, saate die Tochter, mich nicht verrathen. Sie kennen meinen Bruder, wenn sie ihm das geringste Wort sagten, so würde der Baccalaureus es wiedererfahren, und er legt alles auf der üblen Seite aus, könnte mich auch fragen, was ich mich in ihre Geldsachen zu mischen hätte, und mir wohl gar verbiethen, so oft zu ihnen zu gehen, und mich ihrer Wirthschaft anzunehmen.

„Recht meine Tochter, recht. Ach wenn ich dich nicht hätte, ich wäre ein geschlagner Mann."

Fränzgen gieng mit der Hofnung, daß ihre List ihr nicht fehlschlagen sollte, und les geschahe auch nicht. Es währte keine halbe Stunde, so kam ein Bote nach ihr.

Sie fand ihren Vater in vollen Zorn. Dreyfach danke ich dir nun, meine Tochter, sagte er, der böse Bube hätte mir gewiß nichts als Unheil gestiftet. O ich mögte ihn nur mit Füssen treten. Läßt mir sagen: Er habe nicht soviel, könnte auch überdem nicht gut begreifen wie mir eine solche Summe fehlen könnte, da ich eine so grosse Kasse hätte.

O über den Schlüngel! Sollte der Sohn nicht dem Vater schiken, ohne zu fragen, wozu. Du hast mich errettet, meine Tochter, mein Engel! Nein ich denke nicht mehr an ihn. Ich ihn ins Haus nehmen. Ich müßte rasend geworden seyn. Daß er mich alles zuwider thäte.

Der Dokter hatte würklich anfangs willens gehabt, es zu geben. Er war an seine Kasse gegangen, hatte aber nicht einmal völlig die Hälfte von dem gefunden, was sein Vater verlangte. Da war ihm auch auseinmal der Gedanke eingefallen, daß das wieder ein Zeichen eines schändlichen Eigennuzes wäre, und weil mit diesem Gedanken alles sich aus seinem Herzen verlor, was seit gestern von Achtung gegen seinen Vater darinn war, so lies er ihm die Antwort sagen, die uns weiter eben keine

Ver-

Verlezung der kindlichen Pflicht zu enthalten ſcheint.

Seit der Zeit hatte er auch mit ſeinem Vater nicht wieder geſprochen, war auch nicht von ihm angeredet worden, ob er ihn gleich zuweilen beym Baccalaureus traf, wo der Dokter faſt täglich zu einer geſezten Stunde war, und wo ſie ſehr oft vom Alten ſprachen, wo auch Fränzgen ihren Vater laut tadelte, und gegen ihren Bruder mächtig Syrenenartig war.

Unſer Leſer wird ſich alſo nicht mehr über die Erklärung des Alten gegen den Dokter verwundern, die ihren gemeſſenen Grund hatte.

Sobald die fünf übrigen Doktoren von ihrem ſechſten Kollegen, dieſe Neuigkeit wuſten, die ſo treflich in ihrem Kram paßte, nahmen ſie zum Fortgange ihrer Berathſchlagungen ihre Pläze wieder ein, die ſie verlaſſen hatten, um einen kollegialiſchen Rundtrunk vorzunehmen. Sie beſchloſſen unter ſich, daß jeder die Patienten, die er vom Dokter Pillpullklyſtropfius Kundſchaft erhalten, beyzubringen ſuchen müſte, daß ſie nicht rein auskurirt waren. Bey allen ſollte man hernach unſchädliche Mittel gebrauchen,

und

und nach einiger Zeit sie wieder hergestellt seyn lassen. Es sey ja nichts leichter, als einen eingebildeten Kranken hervorzubringen. Man dürfe ihm nur sagen, er sähe blaß aus, er hätte eine gewisse Mattigkeit in den Augen, und was dergleichen mehr wäre.

Der Physikus der sich hier eigentlich das Ansehen gab, in dieser Kunst belehren zu können, hatte aber kaum den Anfang damit gemacht, als sie ihm schon alle entgegen schrien, daß sie die Sache aus dem Fundament verständen, und er gar nicht nöthig hätte sich in Ansehung ihrer so sehr zu bemühen.

Wenn sie nun dadurch die Leute gereizt und ihren ganzen Unwillen auf ihn gebracht hätten, so mögten sie sich denn beyläufig erkundigen, ob sie den Dokter schon bezahlt, und da dieses vermuthlich nicht geschehen wäre, so mögten sie es nur platterdings abschlagen, für eine so elende Kur etwas zu geben, und sie könnten versichert seyn, daß das Concilium medicum es genehmigen würde.

Nachdem dies alles so eingerichtet war, trugen sie dem diken Arzte auf, dem alten Zerberus von diesen Stükgen so etwas zu erzählen, und zu versuchen, ob er nicht die Enterbung seines

nes Sohnes in Zeiten unternehmen wollte. Sie reflektirten freylich dabey auch auf die Tochter, aber in des Baccalaureus Hauß durfte sich keiner von ihnen wagen, denn da wurde ausser dem Dokter Pillpullkinstropfius keiner zugelassen. Der dike Arzt aber, der ein wenig von der Einrichtung im Zerberussischen Hause unterrichtet war, versprach schon ohne das alles in den rechten Weg zu leiten.

Nun war noch ein Punkt übrig, der ihnen allen der schwerste zu seyn schien, und das war die Wittwe. Wenn der Dokter diese heyrathete, so saß er oben auf und sie konnten ihm mit allem nichts schaden, was sie unternommen hatten. Wären sie überzeugt gewesen, daß er alsdenn die Praxis liegen lassen und von Renten leben würde, so wäre ihr Weg gewesen, sie ihm zuzuschanzen, denn alsdenn waren sie aus allen ihren Sorgen. Denn seine Person gieng ihnen nichts an, sondern seiner Geschiklichkeit waren sie aufgesessen. Aber eben diese, und ein hoher Grad von seiner Gewissenhaftigkeit, den sie an ihm kannten, machten sie sicher, daß er die Geschäfte nie aufgeben würde.

Also von der Wittwe muste er los, und der alte Arzt übernahm, das zu bewerkstelligen.

Die

Die Gründe, worauf er seine Hoffnung sezte, waren, weil es ihm zu lange währte, als daß eine ernstliche Liebe dabey seyn sollte, denn wer wehrte ihnen, sich zu heyrathen. Er sezte also entweder einen blossen freundschaftlichen Umgang oder eine unerlaubte Liebe fest. Der erstere muste sich durch Mistrauen der andere durch Eifersucht trennen lassen. Schön war es immer nicht von einem Arzte, sich mit solchen Dingen abzugeben, aber wir kennen ihrer mehrere, die sich ungescheuet in Familienangelegenheiten zu mischen, und das Vertrauen das man auf sie sezt, eben so sehr zu misbrauchen wissen, als es zuweilen von den Geistlichen geschieht, denen man sich anvertraut.

Doch Ehrfurcht dem Ehrfurcht gebührt, wir kennen würdige Aerzte und würdige Geistliche — Aber wir kennen auch würdige Menschen. Sollten wir darum sagen, alle Menschen sind es, oder sollten wir nicht zu bessern suchen, wo wir es nöthig halten.

Die Gesellschaft der sechs gieng auseinander, um jeder das ihm aufgetragene schnell und pünktlich auszuführen, und desto schneller und pünktlicher der Wirkung ihrer Bosheit entgegen zu sehen.

Der

Der dike Arzt verfügte sich sogleich zum alten Zerberus, und der alte Arzt oder der Physikus war kaum zu Hause, als ihm einer seiner Novitätenkrämer die Nachricht brachte, daß die Wittwe des Herrn St. auf den Tod krank läge, worauf er sich auch sogleich dahin verfügte, um in selbst eigner Person zu sehen, ob hier nicht im trüben zu fischen wäre.

Die andern Herren, weil sie jezt nicht viel zu thun hatten, suchten die Kunden auf, die sie von ihrem Feinde erhalten, und fanden sie im höchsten Grade elend.

Den Erfolg von allen diesen zu entwikeln, werden wir aber einige Kapitel bedürfen, und erbitten uns dazu des Lesers Geduld.

Siebentes Kapitel.

Wie des alten Arztes Unternehmen ablauft.

Wir haben zwey Ursachen, warum wir den Auftrag, den der alte Arzt auszuführen übernommen, vorangehen lassen, einmal weil er das gröste der auszuführenden Bubenstüke, und folglich in diesem Betracht das wichtigste war, und dann, weil es zuerst die Wirkung des Erfolgs sehen lies.

Es war den folgenden Tag als die Patientin in das hizige Fieber gefallen war. Der Dokter Pyllpullirhyssropfius war am Morgen und im Mittag schon da gewesen, und hatte gesehen, daß er mit seiner Kunst nichts ausrichten könne, wenn sich die Natur nicht ermannete. Das wütende der Krankheit hatte sich zwar gelegt, aber stille Unthätigkeit hatte sich dafür des Körpers so wie des Geistes bemächtigt, und die Dame lag ohne einen Menschen zu kennen, und ohne ein Wort zu reden. Man sahe es wohl, daß ihre Seele arbeitete, aber der Körper ruhete ganz. Es war eine Pause in welcher sich die Natur zu bedem

bedenken ſchien, ob ſie trennen oder vereinigt laſſen ſollte.

Der alte Arzt trat in das Haus und fand ſie alle weinend. Nun was weint ihr, ſagte er, habt ihr doch einen weltberühmten Dokter, der wird eurer Frau wohl helfen.

Ach, er wird ihr nicht helfen — er wird nicht helfen, rieſen alle aus einem Munde.

Der alte Arzt nahm jezt das Kammermädgen allein vor. Hat nun nicht, ſagte er zu ihr, der neue Dokter ſchon eine ewige Zeit an ihrer Frau kurirt, und ſage ſie mir, iſt ſie geſund geworden? Das Mädgen konnte kaum vor Schluchzen antworten. Ihre Betrübnis war ſo ſchon auf den gröſten Grad, die Beſorgnis die der Dokter in ihr rege machte, kam dazu. Sie dachte zurük, und nur die Augenblike ſtellten ſich vor ihr, in welchen ihre Frau geſeufzet hatte. Sie nahm alles, was Würkung der heimlichen Liebe war, für Wirkung der Krankheit, ſie gab jezt dem alten Arzte zu, daß der Dokter Pillpullkliyſtropfius ihre Frau ruinirt hätte, und ſie bat ihn jezt ſelbſt, ſich ihrer anzunehmen. Der alte Arzt nahm jezt eine weigernde Miene und Laune an. Das wollte ich gern thun, ſagte er, aber ich kann niemanden verdrängen. Sie hat es ſich

selbst zuzuschreiben. Das Mädgen lamentirte nun ganz erstaunlich. Sie wandte alle Beredtsamkeit an, aber er war nicht zu erweichen. Sie bat ihn endlich doch nur ihre Frau zu sehen, und das ließ er sich denn mit vieler Mühe gefallen. Alle Leute folgten ihm ins Zimmer. Er nahm seine allerweiseste Amtsmine an, und nachdem er lange untersucht hatte, sagte er langsam und bedenklich: Ja da liegt sie nun, ein Opfer der Unwissenheit. Zu helfen wäre ihr, aber wer darf es wagen, wenn nun ein Zufall käme, und sie stürbe, denn müste es der ausbaden, der zulezt gegeben, und der erste, der nichts verstand, beschwerte sich noch — Weint nur Leute, weint, eure gute Frau ist schon so gut wie todt.

Er drehte sich damit um, als wollte er hinausgehen.

Aber alle hiengen sich jezt an ihn, alle schrien ihm zu, er sollte nicht unmenschlich handeln, er sollte sie nicht in einem so kritischen Augenblike verlassen, da er selbst gesagt hätte, er könnte helfen. Nun dann, sagte er, und drehete sich herum. Ich will euch zeigen, daß ich kein Unmensch bin. Komme. Versprecht mir, daß ihr allen Menschen sagen wollt, daß ihr mich gebe-

gebeten, daß ihr mich gezwungen habt, eurer Frau zu helfen. Versprecht mir, daß ihr den Dokter Pillpullkyfropfius nicht wieder in das Zimmer lassen wollt, so will ich alles anwenden, will sehn, daß ich retten kann.

Sie versprachen, was er wollte, und er sezte sich hin, und schrieb ein Rezept. Er gieng dann triumphirend nach Hause. Machts alle so wie ich, sagte er, als ob seine Kollegen noch um ihn stünden, so werden wir nicht irre gehen.

Der Zustand der Kranken schien ihm so beschaffen, daß sie nicht aufkommen könnte. Er hütete sich auch davor, ihr etwas zu geben, was ihr dienlich hätte seyn können, nicht weil er es verhindern wollte, daß sie gesund würde, denn so boshaft war er nicht, sondern weil er nicht wuste, was er ihr geben sollte. Seine gröste Freude war, daß er verhindert hatte, daß der Dokter Pillpullkyfropfius nicht wieder zu der Kranken dürfte, damit sie dieser nicht unstimmen, auch nicht etwa von ihr, wenn sie heitre Augenblike bekäme, ein Testament zu seinem Besten herauslokken könnte.

Der Dokter kam einige Stunden nachher, und fand den Saal verschlossen. Er klopfte und

durch eine andere Thür kamen die Leute miteinander heraus. Er mögte es ihnen, sagten sie, nicht übel nehmen, daß da ihre Gebieterin für sich selbst nicht denken könne, sie es gethan. Sie wollten ihm nicht das Leben derselben länger anvertrauen, da sie gewis überzeugt wären, daß er sie so weit in diese Krankheit gestürzt habe, und allein Schuld daran sey.

Der Dokter würde bey jedem andern Patienten ohne ein Wort zu sagen, weggegangen seyn, allein die Dame lag ihm näher am Herzen. Er disputirte lange mit den Leuten, und suchte sie durch gute Worte und Bitten zu bewegen. Allein dadurch verschlimmerte er seine Sache. Nun glaubten sie erst, er hätte Unrecht, und wollte es für niemanden sehen lassen, wie er gehandelt. Sie begegneten ihm nun äusserst unanständig, und da er darauf nichts antwortete, begleiteten sie ihn noch mit Schimpfen zum Hause hinaus.

Dokter Pillpullklystropfius dachte daran weiter nicht, sondern nur an die Gefahr, die seine schöne Wittwe lief. Er stellte dem Dokter Blase die Sache vor, und dieser fand sie so impertinent, daß er durchaus verlangte, er sollte bey der Obrigkeit fordern, daß man ihm seinen

Patien-

Patienten überliesse. Gegen seine erste Verstellung fand man nichts einzuwenden, und man lies den Physikus fordern. Dieser wuste wie er mit den Rathsgliedern stand. Er behauptete, er sey, da die Patientin alle Besinnung verloren, die Ruhe der Anwesenden allerdings in Betrachtung zu ziehen, und da diese aufhöre, wenn man den Dokter Pillpullklystropfius zuliesse, da allerhand üble Folgen durch die etwannige Uebereilung derselben zu befürchten waren, so wollte er den Vorschlag thun, daß das ganze Concilium medicum bey dieser Patientin zusammenkommen sollte, und zwar damit alle weitere Einwendungen aufhörten, unentgeldlich.

Hierwider wurde nichts eingewandt, sondern weil man unangenehme Auftritte vermeiden wollte, dem Concilio den Fall übergeben.

Dokter Blase ärgerte sich weidlich, aber Pillpullklystropfius betrübte sich nur, daß sein guter Endzwek so untergraben wurde, weil er nun gewis glaubte, die Dame müste sterben. Doch hatte er sich in seinem Gewissen keinen Vorwurf darüber zu machen.

Noch denselbigen Abend begaben sich die sechs Herren des Consilii wieder zur Frau St. und überlegten, was zu thun wäre. Anhands Pul-

ver kam zwar wieder aufs Tapet, wurde aber sogleich formel verworfen. Endlich beschlossen sie, einen Julep aus Kirschwasser mit Zimtsyrop zu geben, und mit diesem alle zwey Stunden einen Syrupel schweistreibenden Spiessglasses. Den andern Tag kamen sie wieder. Es war kein Schweis zu sehen, die Dame hatte eine trokne Haut, einen kleinen Puls, und sahe lebhaft aus. Während daß man überlegte, ob das alles gute oder nicht gute Zeichen wären, schlug die Wittwe die Augen auf.

Die lange Ruhe des Körpers hatte ihm einige Erholung verschafft, und das hizige Mittel hatte früher zur Empfindung gereizt, aber auch zugleich mehr ermattet, als kühlende gethan haben würden.

Die Dame sahe um sich herum, als sie zu sich gekommen war, und erkannte bald die sechs Herren von der Zunft. Was wollen sie bey mir, sagte sie sogleich. Wie kömmt es, daß sie hier sind, daß mein Arzt nicht hier ist? Wollen sie mich umbringen, wie sie meinen Mann umgebracht haben?

Sie raset noch etwas, sagte der Physikus leise zum Kammermädgen, rede sie ihr zu, daß sie ruhig ist. Diese trat vor ihr Bette. Beruhi-

ruhigen ſie ſich, liebe Madam, die Herren haben ihnen geholfen.

"Geholfen? Mir iſt nicht geholfen, mir kann nicht geholfen werden. Wer ſagt das? Wer rief ſie? Hat mich mein Arzt verlaſſen? Konnte er ſo unbarmherzig ſeyn?"

Der alte Arzt winkte dem Kammermädgen, auf dieſe Frage ja zu antworten. Allein dazu war ſie zu ehrlich. Sie ſagte es der Dame, daß ſie es geweſen wären, die andre Aerzte verlangt hätten.

"Nun ſo bezahle ſie, Mädgen, und ſchaff ſie fort. Ich will keinen als meinen Arzt. Und nun legte ſie ſich auf die andere Seite, und ſprach kein Wort mehr. Umſonſt erſchöpften jezt alle ſechs Herren aufs neue ihre Lungen, um ihr vorzuſtellen, daß ſie doch dem guten Erfolge den ihre Mittel gehabt hätten, mit ihrer Gemüthsruhe zu Hülfe kommen mögte, aber ſie vermogten nicht ein lautes Wörtgen hervorzu bringen.

Da das Kammermädgen die Hartnäkigkeit ihrer Frau ſahe, ſo gab ſie ſelbſt den Aerzten den Rath, ſie möchten ſich etwas entfernen, bis ſie wieder zur Vernunft gekommen,

men, sie wollte schon alles anwenden, sie zurecht zu bringen.

Ja, das thue sie, sagte der dike Arzt, sie sieht wohl, wie wirksam unsre Mittel gewesen sind. Sie lebt doch wieder. Sie war ja schon todt. Nicht wahr mein Kind, das war sie?

Ja wohl, sagte das Kammermädgen weinend.

Sie glaubte es selbst. Aber kaum waren die Herren fort, als die Dame sie zu sich rief. Nun sage mir aufrichtig, sagte sie, alles was du gethan hast. Weinend erzehlte sie ihr die Ankunft des alten Arztes, und die ganze Geschichte. Sie vergaß nicht ihr zu Gemüthe zu führen, daß sie ja die ganze Zeit seit dem Umgange mit dem Dokter geseufzet, nie recht gesund gewesen, und daß dies denen die sie liebten, ein Recht gäbe, besser für sie zu sorgen, als sie sich selbst versorgte.

Die Dame sahe wohl ein, daß sie einigermassen in der Gewalt ihrer Leute stand, und daß sie also alles versuchen müste. Sie entdekte daher dem Kammermädgen ihre Liebe zum Dokter, sagte ihr, daß alles Seufzen, alles Kranksevn, dieses zum Grunde gehabt habe, daß sie gleich gesund seyn würde, wenn der Dokter

sie

sie seiner Gegenliebe versicherte, und daß den Dokter von ihr trennen, so gut als todt sey.

Als sie dies gesagt, legte sie sich wieder auf die andre Seite, und nun konnte auch das Kammermädchen kein Wort weiter herausbringen. Die Stunde des Einnehmens kam, und sie warf die Arzney weg.

Lisette, so hies das Mädgen, überlegte nun was sie thun sollte. Alles war ihr jezt von einer andern Seite vor Augen. Sie sahe daß die Dame recht hatte. Sie schlos ganz richtig, daß sie leicht zu heilen wäre, und sie beschlos, dem Dokter die ganze Liebe zu entdeken, denn das glaubte sie noch nicht, daß es schon zu einer Erklärung gekommen wäre.

Um auch den sechs und besonders dem alten Arzte keine Gelegenheit zu geben, auf sie erbittert zu seyn, so wollte sie es dem Dokter allein überlassen, wie er sich wieder einfinden wollte, und da ihre Dame sonst niemanden haben wollte konnte ihm das nach ihrer Meynung leicht werden.

So gut sie im Grunde war, so muste sie doch des alten Arztes Verschlagenheit bewundern, die ihr noch über Kammermädgens List zu gehen schien, so verwettert pfiffig diese auch eigentlich

seyn mögen. Das wuste sie, aber aus Erfahrung zweifeln wir.

Achtes Kapitel.

Was der dike Arzt fürs erste bey dem alten Herrn Zerberus ausrichtet.

Der dike Arzt ermangelte nicht sich wie wir schon erwähnt zum alten Herrn Zerberus zu verfügen, und er fand ihn bey ziemlich guter Laune. Er sezte ihn aber bald in böse, da er von seinem Sohne zu sprechen anfieng. Reden sie mir ja nicht von ihm. Ich will nichts von ihm hören sagte er.

Ja, antwortete jener, gern wollte ich schweigen, wenn es nicht ihr Bestes wäre, wenn ich nicht zu ihrer Warnung zu ihrer Beruhigung so sprechen müste.

So? frug Zerberus bestürzt — Warnung! Beruhigung! Nun — ja denn — geschwind, sagen

ſagen ſie: Sie müſſen mich an und anhören. Die Anlage ihres Sohnes zum Verſchwenden iſt ihnen bekannt — Ja wohl — ja wohl, unterbrach ihn Zerberus.

Sie müſſen mich nicht unterbrechen, ſagte der dike Arzt. Dieſe Anlage vermehrte ſich als er in eine gute Praxis kam. Sie iſt in würkliche Verſchwendung ausgeartet. Nun iſt ihr Sohn unverbeſſerlich. Das mögte gehen, wenn ſeine Wiſſenſchaft ſo wäre, daß er in dieſer goldnen Einnahme bleiben könnte. Allein darum ſieht es jezt ſchon windig aus, denn er hat faſt alle Kundſchaft verloren. Die reiche Wittwe iſt wieder krank, und jezt äuſſerſt erzürnt auf ihn. Seine Umſtände ſind nicht die beſten, und ich fürchte er ſizt in kurzen in Schulden bis über die Ohren. Nun ſind ſie Vater. Freylich brauchen ſie nicht zu bezahlen, aber da beſchimpft ſie hernach auch alles.

"Ja, mein Gott, da könnte mich ja mein Sohn endlich gar bankarott machen. Ums Himmelswillen wo denken ſie hin — Wie kann ich bezahlen? Ey ſie böſer Prophet! Widerrufen ſie, widerrufen ſie geſchwind. Geſchwind, mein Herr."

Das

Das kann ich nicht. Was wahr ist, ist wahr und bleibt wahr, da mögen sie nun sagen was sie wollen. Ich will sie ja warnen, dazu komme ich her. Ich will ihnen einen guten Rath geben. Hören sie mich nur an. Wenn sie ihren Sohn jezt enterben, erklären, daß sie mit ihm nichts zu thun haben wollen, seiner Schulden sich nicht annehmen, so haben sie gewarnt und sind frey. Denn ich sage ihnen, es ist mit ihm am Ende. In vier Wochen hat er keinen Menschen mehr zu kuriren, den er ist ein Narr.

"Ja das ist er, das ist er, ein Narr, da haben sie recht. , Enterben? das will ich überlegen obs geht. Mich seiner nicht annehmen? Das thue ich so nicht, und wenn ers mit tausend Teufeln zu thun hätte, was geht mich das an.

Der Arzt verlies ihn nachdem er ihm noch einmal die Errinnerung gegeben, daß das lezte ohne das erste nicht angienge. Er hatte ihm den Wurm recht gut im Kopf gebracht. Er nagte auf allen Seiten, und er konnte ihn nicht los werden. Er muste seine Tochter rufen lassen. Fränzgen kam. Er sagte ihr, er würde seinen Sohn enterben.

Wer

Wer hat ihm den guten Gedanken in den Kopf gebracht, sagte sie heimlich. Was hat sie so erzürnt auf meinen Bruder gemacht, sprach sie laut. Warum wollen sie das thun?

Er erzählte ihr was vorgefallen war. Das ist freylich bedenklich, aber er ist ihr Sohn. Vielleicht sind die Schulden nicht gros. "Er hat schon Schulden sagst du? Du weist es!" Das nicht. Aber wenn er kommen sollte — "O gewis er hat schon welche. Ich unglüklicher Mann!"

Wenn es nun auch wäre, mein Vater, er ist doch mein Bruder. Sie sind doch immer sein Vater.

"Schweig! Mädgen! Willst du mich unter die Erde bringen? Prägt dir dein Mann solche Grundsäze ein? Geh Schlange? Ich werde dirs auch so machen. Mein Vermögen fremden geben.

Halten sie ein, mein Vater, seyn sie nicht so erzürnt. Ihre Tochter ist nicht wider sie, w"l nicht wider ihre Vortheile seyn. Sagte ich ihnen nicht immer selbst daß mein Bruder nicht viel gutes an sich hätte? und ich sage es noch. Ich will noch immer daß sie sich für ihn hüten sollen. Aber ich habe dirs gesagt, ich

muste

muste dirs sagen, damit mein Bruder, damit mein Mann nicht auftreten, und sagen können, sie hat etwas wider ihn gethan. Jezt können sie mich vertheydigen, mein Vater. Denn thäte ich das nicht und beyde träten wider sie zusammen, so würden sie mich zwingen wollen, mich auch von ihnen abzuwenden, und in ihr Complott zu gehen.

"Du hast Recht, mein Fränzgen. O was du klug bist! Aber du meinst doch auch daß ich meinen Sohn verhindern soll, daß er mich und dich nicht unglüklich macht?"

Wenn ich unverrathen bleiben kann, mein Vater, ja, da will ich ihnen meine Meynung aufrichtig und offenherzig sagen, da will ich ihnen sagen, daß mein Bruder nichts bessers verdient, daß sie es ihrem Rufe ihrem Nuzen schuldig sind, ihn zu enterben, nichts ihm von dem Vermögen zu geben, daß ihnen der Himmel schenkte, denn er verschwendet es.

"Aber was wird dein Mann sagen?"

Er wird freylich sagen, daß sie ein Rabenvater sind. Aber was sagt er nicht alles. Wenn sie sich daran kehren wollten, so müsten sie lange nichts mehr gethan haben, was sie thaten. Er verstehts nun nicht besser. Man muß Geduld

duld mit ihm haben. Ich sehe wohl, daß der Umgang mit meinem Bruder immer enger wird, allein ich lasse es nur gehen bis ich einen schiklichen Zeitpunkt finde. Da will ich der ganzen Vertraulichkeit ein Ende mit Schreken machen. Ich muß mich nur bey ihm erst im Vertrauen festsezen, und mich hüten, daß er nicht dadurch zornig wird.

"Ja das muß wahr seyn. An dir, meine Tochter, erlebe ich wahre Freude und Wonne. Hätte ich doch einen Sohn, der wie du dächte, oder wäre er die Tochter, so gäbe ich diese einem Manne und wäre frey. Also es bleibt dabey. Du bist nicht böse auf mich Fränzgen?

Ich böse — böse auf etwas, was mein Vater thut? Nein, mein bester Vater, das bin ich nie, nie böse auf sie. Sie sind Vater, und können thun, was sie wollen. Ich bin Tochter, und leide alles, muß alles leiden.

Damit gieng Fränzgen weg, ließ aber im Hause Order zurük, wenn der dike Arzt käme, daß sie ihn sprechen wollte. Den andern Tag empfieng sie auch die Nachricht sogleich wie er kam, und sogleich war sie auch bey. Sie muste den Mann sehen, der ohne ihre Bitte, ohne

ihr

ihr Wissen und Willen, in ihrem eigentlichen Plan so stark ihr vorgearbeitet hatte.

Der dike Arzt war ein Mann in seinen besten Jahren, und Fränzgen war ziemlich froh. Da sie ins Zimmer trat, war ihr Vater nicht da. Sie klopfte ihm also gleich auf die Achseln und sagte: Ja, Diker, wie kömmst du denn auf den glüklichen Einfall.

Wir übergehen ein Gespräch, welches sehr anstössig seyn würde, und bemerken nur, daß nach einer eben nicht allzu ehrbar gemachten Vertraulichkeit, der Dokter, der dike Arzt nemlich, dem jungen Weibgen den ganzen abgeredten Plan mit ihrem Bruder entdekte, und sie frug, ob sie, im Fall sie etwas helfen könnte, mit beytreten wöllte.

Daß sie das von ganzen Herzen that, kann man sich vorstellen. Insbesondre aber versprach sie darauf auszugehen, daß sie das Geheimnis mit der reichen Witwe aus ihm herausloken, im Fall diese etwa wieder anfkäme, und es zu wissen nöthig wäre, wie weit er damit gekommen.

Von der Zeit an waren der dike Arzt und Fränzgen sehr vertraute Freunde, und hatten fast täglich Zusammenkünfte bey dem alten Zerberus

berus, und wir müſten uns ſehr irren, wenn hier dem Baccalaureus nicht das gröſte Unrecht von der Welt geſchehen wäre, denn der dike Arzt war ein ſpendabler Mann, und hatte viel Vermögen, und Fränzgen war noch immer die eigennüzige Kreatur, welcher vor den Beſiz des Geldes das liebſte nicht zu lieb war.

Der alte Zerberus gieng jezt blos mit dem Gedanken um, wie er aufs ſchnelleſte den Sohn enterben wollte, und hielt deswegen manche juriſtiſche Zuſammenkunft mit Doktoren und Lizentiaten. Weil er von jeher nichts als unrechtmäſſige Forderungen und Sachen zum Prozeſſe brachte, ſo ſcheuete ſich auch jeder ehrliche Advokat ihm zu dienen, und er war denn ſtuffenweiſe an die ſchlechteſten ſpizfindigſten Kerls gekommen, die man nicht anders zu rathe zog, als wenn man eine recht böſe Sache hatte, die man ſo verdrehet und verrammelt wiſſen wollte, daß man mit einem blauen Auge davon kam.

Ganz natürlich aber war es, daß dieſe auch des Kindes im Mutterleibe nicht ſchonten, ſondern geradezu, ſoviel als ſie nur konnten, ſelbſt bey der Sache zu ziehen ſuchten. Denn obwol die Fälle, die ſie unter ihre Hände bekamen, nicht rar waren, ſo fielen ſie doch nur ſelten gut

aus, und denn war ihr Lohn auch selten gut, und gemeiniglich wurden sie um Honorarium und Auslagen geprellt. Aber am alten Zerberus hatten sie eine gewaltige Zwikmühle, denn er war froh, daß er Advokaten hatte, und wenn sie ihm von zu gewinnenden Reichthümern vordemonstrirten, so gab er gern was sie haben wollten, und glaubte im allgemeinen Sprüchworte, eine Wurst nach einer Speckseite zu werfen.

Da er mit der vorhabenden Enterbung seines Sohnes anfieng, davon ihm jeder, auch nur halb ehrliche Mann abgerathen haben würde, nahmen sie die Sache als sehr schwer, aber doch auszuführen an, und lokten ihm hundert Thaler ab, ehe er noch einen Buchstaben davor hatte. Denn weil eine Enterbung ex legitima ratione geschehen müsse, so kostete ihnen das gewaltig viel Mühe, und Nachschlagen, eine solche zu finden, und zu beweisen, wo keine wäre, und ihre Versäumnis sezten sie dabey so hoch, daß Zerberus freylich die Augen übergiengen, aber er muste sich auch diesen Schmerz gefallen lassen, weil er nun einmal einen enterbten Sohn mit aller Gewalt haben wollte.

Neuntes Kapitel.

Fortgesezte Wanderung des Kammermädgens. Der Dokter kömmt in neue Verlegenheiten. Entdekt sich dem Baccalaureus. Was beschlossen wird.

Lisette hatte ihr Mäntelgen umgeworfen, war zum Hause hinaus, schon zehn Schritte in einer andern Gasse, als ihr das Betragen einfiel, dessen sie und ihre Leute sich gegen den Dokter schuldig gemacht. Sie blieb zwar nicht stehen, aber sie gieng doch ungleich langsamer, denn es überfiel sie eine Furcht, daß der Dokter zur Belohnung, sich etwa einer handgreiflichen Manier bedienen mögte, sie von sich zu bringen. Denn man hatte ihn würklich so aus dem Hause gejagt, daß wenn er sein Gedächtnis nicht mit ganz andern Sachen beschaftigt gehabt hätte, es es zu ahnden nicht würde haben unterlassen können.

Lisette überlegte also, langsam gehend, was hier rathsam zu thun wäre, und da sie immer gehört, daß nicht wiederthun die beste Busse wäre, so hatte sie erst den Vorsaz ihm zu sagen, sie

wollte es nie wieder thun. Aber am Ende kam ihr denn doch das Ding etwas verdächtig vor, denn das schien ihr so ihre Schuldigkeit zu seyn, und überdem so wurde der Dokter dadurch an die unangenehme Sache auf eine Weise erinnert, die für sie nicht vortheilhaft seyn konnte.

Nun stand sie vor des Dokters Hausthür, und noch wuste sie nichts. Bitten, und erwarten, was darauf geschehen würde, war die lezte Zuflucht, die sie zu wählen hatte.

Aber auf der Windeltreppe, die zu seinem Zimmer führte, wurde ihr Geist vielleicht etwas aus einem Taumel gewiegt, worinn er lag, und da fiel es ihr ein, daß sie eine Bothschafterin der Liebe wäre. Und als eine solche konnte sie nicht übel angesehen werden, und dem Dokter konnte es nicht gleichgültig seyn, ob sie ihm die Liebe einer reichen schönen Wittwe verkündigte oder nicht.

Also wurde ihre Mine aus der traurigsten, schmerzvollesten, die lebhafteste und vergnügteste.

Sie hüpfte mehr in des Dokters Zimmer als sie gieng.

Gewis, sagte sie, wenn ihnen jemand eine glükliche Nachricht zu bringen hat, so bin ichs, und

und ich bringe sie ihnen auch so ganz warm und voll, wie ich sie gemerkt und wahrgenommen habe.

Das wüste ich doch nicht Lisettgen, sagte der Dokter. Die beste Nachricht zwar, die sie mir bringen kann, ist, daß ihre Frau sich besser befindet.

Lisette konnte kaum reimen, daß diese Höflichkeit des Dokters, Natur wäre. Sie wurde aber doch dadurch viel beherzter, denn es fiel der Schleyer von ihren Augen, der bisher in der Erwartung darüber gewesen war, daß der Dokter äusserst erzürnt auf sie seyn würde. Nun sahe sie ihn nichts weniger als das, und nahte sich ihm mit schmeichelnden Bliken.

Besser wird sie sich durch ihre Hülfe bald befinden, sagte sie. Ich habe den ganzen Grund von der Krankheit meiner Dame heraus — und ihr Arzt — ihr Arzt, kann in allen Fällen ihr Arzt seyn. Kurz, mein lieber Dokter, meine Frau ist verliebt. Verliebt sage ich ihnen, und das in sie. In sie verliebt —

Dem Dokter war es äusserst unangenehm, daß er das, was er zu seinem Verdrusse schon zu gut wuste, noch einmal hören sollte. Er drehete sich also misvergnügt um, und sagte, um

doch zu wissen, ob mehrere es gemerkt hätten: Und woher weis sie das?

Nun, das hätte ich nicht geglaubt, fuhr Lisette fort, die nun einmal ins plaudern gekommen war, nimmermehr hätte ich das geglaubt, daß man bey einem so vortheilhaften Antrage auch noch misvergnügt seyn könnte. Das wird eine schöne Freude für meine Frau seyn.

Sie thäte auch besser, Lisette, sagte der Dokter, wenn sie dergleichen nicht erzählte. Sie weis, ihre Frau liegt in der Fieberhize, und wenn sie da irre redet, und so was kömmt unter die Leute —

Halten sie es denn für Sünde zu lieben? fuhr Lisette den Dokter etwas an — Und überdem so ist meine Frau ganz vernünftig geworden, hat alle sechs Dokter zum Henker gejagt, und will nur sie haben, sie sollen ihr helfen.

Der Dokter griff nach Hut und Stok. Nicht so geschwind, sagte Lisette. Sie wissen, daß unsere Leute strenges Verbot haben, sie nicht einzulassen. Also sehen sie zu, wie sie dazu kommen. Ich habe mich weggeschlichen, und ich würde doch nicht zu ihnen gekommen seyn, wenn meine Frau mir nicht die Liebe zu ihnen ent-

entdekt hätte, und das so vernünftig, so feurig, und da es nun so ist —

Der Dokter besann sich einige Augenblike.

Nun lauf sie geschwind hin zu ihrer Frau, und sag sie, ich wäre auf dem Sprunge alles einzurichten.

Lisette lief was sie konnte, glaubte, Liebe und Hochzeit wäre schon richtig.

Beydes kam dem Dokter nicht in den Sinn. Ihm war es um seine Patientin als Kranke zu thun, als Kranke, zu deren Uebel er zufällig beytragen müssen, bey der sein Gewissen ins Spiel kam, sobald er nur das geringste versäumte, was zu ihrer Rettung gereichen konnte.

Er eilte sogleich zu denen die ihm die Antwort gegeben, daß man ihn nicht zur Patientin lassen könne, um Unheil vorzubeugen.

Jezt bat er man mögte ihn eben aus dem Grunde zu ihr lassen. Man mögte jemanden hinschiken, der sie befrüge, welchen Medikum sie verlange, denn sie sey wieder völlig bey Verstande.

Ohngeachtet die sechs Herren behaupteten, daß sie dieses nicht wäre, so wurde doch beschlossen, es sollte jemand untersuchen, und da der Physikus behauptete daß das niemanden zukä-

me als ihm, so sagte der eine Burgemeister, der ein heimlicher Anhänger von Pillpullklystropfius war, ob er gleich zu politisch war sichs äusserlich merken zu lassen, daß er wenigstens selbst mit dem Physikus gehen, und daß der Dokter Pillpullklystropfius sie begleiten sollte.

Das geschahe auch und zum Glük war die Dame noch in der Verfassung diese Herren zu empfangen, denn eine Stunde darauf trat ein neuer Paroxismus ein, und sie war wieder weg, und hätte in dem Zustande nie ihren Dokter erhalten.

Jezt aber erzählte die Dame dem Burgemeister wie man mit ihr umgegangen, und dieser gab nicht allein dem Physikus in Loco eine ziemlich derbe Moral, sondern erklärte auch sogleich, daß niemand als der Dokter Pillpullklystropfius rechtmässige Ansprüche auf die Kur dieser Dame habe. Auch hatte Lisette bey den übrigen Hausgenossen vorgearbeitet, so daß als der Physikus sich auf sie berief, sie ganz kaltsinnig thaten, und ihre Zufriedenheit mit der neuen Wahl zu erkennen gaben.

Das war also die jämmerliche Rolle, die der alte Arzt hier spielte, und die für ihn so nachtheilig ausfiel.

Als Arzt und Burgemeister das Zimmer verlassen hatte, sezte sich der Dokter Pillpullklystropfius zu der Kranken vors Bette. Er bekam von ihr einen Blik, den er genug verstand um einzusehen, daß sie von ihrem Feuer gegen ihn noch nichts verloren hätte. Er schlug die Augen nieder. Neue trübe Schwermuth bemächtigte sich seiner Seele.

O ich freue mich, sagte die Dame, daß sie mich nicht haben verlassen, mich nicht meinem Elende überlassen wollen, freue mich daß sie noch ein menschenfreundliches Herz haben, daß sie noch an mich dachten.

Habe ich sie je vergessen, habe ich sie verlassen wollen? sagte der Dokter. Nein, denken sie edler von ihrem Freunde. Ich habe sehr gejammert, daß ich sie verlassen muste. Es that meiner Seele weh.

"Und sie kommen mir zu helfen? O sie können mir helfen, lieber Mann. Immer noch liege ich an der Krankheit darnider, die mir mein Leben verhaßt macht. Wenn sie doch bedenken könnten, daß ich die arme Leidende bin, wenn sie sich doch eine Verbindlichkeit auflegen wollten, die ihnen ihr ganzes Leben hindurch mit aufmerksamer Liebe vergolten werden sollte!

Ach Dokter! So bat sie gewis noch kein weibliches Geschöpf um Liebe. Aber verachten sie mich nicht deswegen, sagte sie heftiger. Ich bitte auch um Untergang, wenn ich jene nicht haben kann. Nennen sie mich nicht schwach. Stark bin ich. Ich sage ihnen stark. Meine Liebe ist keine Schwachheit. Wagen sie, es Schwachheit zu nennen, daß ich für mein Glük bitte.

Um ihrer Gesundheit, um ihres Lebens willen, sagte der Dokter, schonen sie sich. Sie können nicht leben, wenn sie sich so angreifen. Soll ich es bereuen, daß ich wieder zu ihnen gekommen bin, daß ich sie nicht jenen Händen überlassen, die wenn sie auch nicht soviel Sorgfalt für sie hatten, wie ich, ihnen doch auch nicht soviel Herzleid machten, wie ich so unschuldiger Weise -s wider meinen Willen machen muß.

"Herzeleid? Ja wohl leidet mein Herz. Und warum immer von Gesundheit, nie von Liebe? Sagen sie mir, daß sie sehen wallen, ob jene Marie glüklich seyn kann ohne sie. Sagen wenigstens können sies, wenn sies auch nicht thun wollen. Sind sie denn nicht so barmherzig? Dadurch geben sie Gesundheit. Dadurch ma-

machen sie mich glüklich. Nun? ist Marie schon so sehr tief bey ihnen? O ich Unglükliche!

Der Paroxysmus trat hier ein. Sie wurde verwirrt. Der Dokter übergab sie Lisetten. Er selbst vom Schmerz seiner Seele zerrissen, eilte zum Baccalaureus um hier Trost für das gepreßte Herz zu holen.

Der Baccalaureus sahe es ihm am ersten Blik an, daß er etwas wichtiges habe, und sein blasses und entstelltes Ansehen, sagte ihm, daß es nichts angenehmes sey. Er frug ihn ängstlich, was es sey, denn seitdem er überzeugt war, daß der Dokter ganz gut ganz edel sey, nahm er an allen, was ihn angieng den wärmsten und nächsten Antheil.

Errinnern sie sich noch, sagte der Dokter eines kleinen Mädgens, das dem Sarge ihrer Mutter nachlief, als wir im Dorfe vor Ilfeld waren, und wenn sie sich ihrer errinnern, sollten sie wohl glauben, daß dieses Mädgen es ist, um derentwillen ich jezt unendlich leide. Nicht durch ihre Schuld. Die gute Seele kann nichts davor. Aber durch Zufall.

Er erzählte dem Baccalaureus jezt den Zusammenhang der ganzen Sache, wie ihn der

Leser

Leser schon weis. Ich gestehe ihnen, mein Freund sezte er endlich hinzu, daß ich mir nicht zu rathen weis. Marien liebe ich. Ich habe soviel Gefallen an der Unschuld dieses Mädgens an ihrer Zuneigung gegen mich, an dem Herzen, daß so ganz ohne falsch ist, gefunden, daß ich mich nicht loszureissen im Stande seyn werde. Auf der andern Seite werde ich mit einer solchen Zärtlichkeit und Reinigkeit geliebt, daß es mir fast als Pflicht vorkömmt, diese Liebe zu erwiedern. Da liegt die unglükliche Kranke voll von der Hofnung, durch mich allein Leben und Trost zu erhalten. Und was bin ich, wenn ich ihn nicht gebe? Barbar und Unmensch! Und was bin ich, wenn ich ihn gebe? Ungerecht gegen die, die mir jezt die innerste Liebe auch weyhet, die alle Augenblike hofft, mich als ihren Gatten bey sich zu sehen.

Der Baccalaureus hatte alles aufmerksam angehört, und eben so aufmerksam darüber nachgedacht. Ein kritischer Umstand, sagte er. Wer hätte denken sollen, daß sie bestimmt wären, jenes Mädgen, dem sie damals ein wahrer Trost waren, noch aus einer der unglüklichsten Situationen ihres Lebens herauszureissen, und ihr Versorger zu werden? Denn das müs-

sen

sen sie immer seyn und bleiben. Aber ich will jezt nicht über die sonderbaren Wege der Vorsehung philosophiren. Ich sehe, sie sind ängstlich mein Freund, und es ist meine Pflicht, ihnen zu sagen, was ich über die besondre Begebenheit denke.

Diese trokne Art des Baccalaureus war der Dokter schon gewohnt, aber das wuste er, daß er ihm mit der grösten Aufrichtigkeit und mit einer Bestimmung, die die Rechtschaffenheit leitete, sagen würde, was er für das Beste in dieser Sache hielte.

"Allerdings wären sie schuldig, Marien das Versprechen in aller Bündigkeit zu halten, was sie ihr gegeben haben. Aber jezt sind sie es nicht. Im Gegentheil treten nähere Pflichten gegen die Witwe ein. Das Opfer, welches sie thun müssen, sey so gros als es wolle, so müssen sies thun. Aber nicht ohne alle Rükſicht auf Marien. Hat die jezt leidende schon die nächsten Ansprüche auf ihr Mitleiden, so hat jene doch ältere Rechte. Sie selbst, lieber Freund, kommen hierbey gar nicht in Beziehung. Sie müssen thun, was die Umstände erfordern. Der Witwe müssen sie unbestimmte Hofnung machen, damit sie ihr zu ihrer Gesundheit helfen.

Ma-

Marien müssen sie ausforschen lassen. Ihr Freund wird das über sich nehmen, ob sie im Stande ist glüklich zu seyn, wenn sie sie nicht besizt, ob sie ohne ihre Person ihre Versorgung aus ihren Händen annehmen will. Ist das, und bleibt die Wittwe bey ihrer Zärtlichkeit, so muß diese die ihrige werden. Wo nicht, so wird es Marie.

Zeigen sie sich jezt als Mann. Lassen sie die Sache den Weg gehen, den das Schiksal ihr bestimmt hat. Sehen sie sich hier nicht als eine Hauptperson, sondern sehen sie sich als den Mittelmann zwischen diesen an. Wollen sie es? versprechen sie es mir.

Der Dokter gab dem Baccalaureus die Hand darauf. Er war vorher schon entschlossen gewesen, und jezt war er es noch mehr, denn seine Denkungsart bestand auch darinn, nicht sowol für sich zu handeln, sondern mehr zum Besten anderer.

Er wollte pünklich alles befolgen, was der Baccalaureus vorgeschlagen, und er gieng nach Hause, um den Brief an seinen Freund Burrmann fertig zu machen. Daß sein Herz nicht sollte ängstlich und beklemt gewesen, wollen wir nicht behaupten, denn er hatte zuviel Gefühl,

fühl, und Marie war ihm würklich ein liebens: würdiges Bild, soviel auch die Dame an gebil: deten Vorzügen vor ihr voraus hatte.

Zehntes Kapitel.

Des Dekter Pillpullkloſtropſus Brief an Burrmann. Sein folgen: des Betragen, und die Wir: kungen davon auf die Wittwe.

Obgleich wir ſchon manches was in dem Brie: fe vorkömmt wiſſen, ſo wiederholen wir ihn doch unſern Leſern ganz, um die Folge der Ideen zu zu zeigen, die ſich in des Dekters Seele bilde: ten, und die es im Grunde immer werth ſind, beobachtet zu werden.

Trauteſter Freund!

Was ich Dir jezt ſchreibe, ſchreibe ich Dir, Dir allein. Auch nicht Dein Rettgen muß etwas davon wiſſen, denn

denn sie ist zu empfindlich. Und Marie muß ihn gar nicht lesen, denn diese gute Seele zu kränken, daß würde mir mehr als Hölle seyn. Wenigstens soll sie es nicht anders wissen, als wenn sie stark genug ist, es zu tragen. Sie soll auch nichts um einer andern willen thun. Ich will ihr Herz sehen, und dann handeln. Und dieses Herz sollst Du erforschen. Es ist nicht schwer, mein Freund, es liegt immer offen da. Aber höre erst.

Deinen Freund trift ein besondres Schikſal. Eine junge Wittwe, die eine Patientin von mir wurde, treibt die Dankbarkeit, oder sonst ein innerliches Gefühl für mich, denn ich rettete sie von einem offenbaren Tode, daß sie mir ihr Herz und ihre Hand zudachte, daß sie ausserdem etwas an mir fand, was sie an mich fesselte. Jung, reich, schön, glaubte sie, nichts könne ihren Wünschen entgegen seyn. Der vertrauliche Umgang den wir lange mit einander hatten, und der von meiner Seite blos auf innige Freundschaft gegründet war, bestärkte sie in ihrer Hofnung, daß es Liebe sey,

weil

weil es bey ihr Liebe war. Nach einer ziemlich langen Trennung, die meine Geſchäfte erforderten, fand ich ſie vom Kummer ganz entſtellt.

Ich hielt es für körperliche Krankheit. Ich gieng wieder fleiſſig zu ihr, und an einem Abend, da ſie auf Liebe zu ſprechen kam, entdekte ich ihr die meinige gegen Marien.

Sie hatte voll Feuer ſich als die Geliebte erwartet, und was war nun natürlicher, als daß dies die gröſte Anſtrengung der Seele und des Körpers hervorbrachte. Jezt liegt ſie in der heftigſten Krankheit. Jezt iſt ſie verloren, wenn ich ihr nicht Hofnung mache, und mache ich ſie ihr, und ſie ſteht wieder auf, und ich erfülle ſie nicht, dann, mein lieber Burtmann, wird ſie wieder krank, und ihr Leben iſt dahin, und ich habe es auf mir.

Nun iſts dem Himmel bekannt, ich liebe keine als meine Marie. Aber dieſe gute Seele ſo in der Verzweiflung zu laſſen, das iſt hart, das drükt meinen Geiſt zu Boden.

Und wüßte ich nun, daß Marie sich zufrieden geben würde, wenn sie meine Freundin bliebe, wenn ich alles was ich hätte mit ihr theilte, so wollte ich ein Opfer wagen, und diese arme gekränkte von einem gewissen Tode retten.

Sie steht mir jedem Augenblike vor mir, in allen ihren Zügen die Bitte um Tod oder um Leben. Oft und ernstlich bat sie mich, dem leztern ein Ende zu machen, und ich schaudre vor dem Gedanken, den ich vielleicht in einer schwachen Stunde haben könnte, das Ende ihres Lebens zu wünschen.

Und schrekenvoll steht auch der Gedanke vor mir, wenn etwa meine Marie durch meinen unwillkührlichen Kaltsinn niedergedrükt, in ihre vorige Krankheit verfiele.

Ich weis mir nicht zu helfen, weis mir nicht zu rathen, lieber Burrmann. Thue Du es einmal, sage mir einmal, was mir das schrellichste seyn würde. Mir ists beydes. Aber wenn Du von Marien glaubst, daß sie es nicht aushält, dann hat sie das erste Recht, dann

muß

muß ich jene verlaſſen. Aber ich bitte Dich, mach es ſo leicht, ſo unmerklich, daß Marie ja nicht die Abſicht wahr nimmt, warum es geſchieht, habe Mitleyden mit Deinem geängſteten Freunde, der ſich auf keine Seite zu retten weis, und nimm mich wenigſten bald aus der Ungewisheit in welcher ich ſchwebe.

Ich bin ewig

Dein

unzertrennlicher Freund.

Als er dieſen Brief geſchrieben hatte, gieng er wieder zur Dame. Sein Herz war leichter, und das war es allemal, wenn er ſich bewußt war eine gute Handlung begangen zu haben, und das war gewis eine gute Handlung, denn er wollte ſich nicht des Verderbens eines Menſchen ſchuldig machen. Die Dame ſogar ſahe es, daß er heiterer war als er ſich zu ihr ſezte. Sie ſagte es ihm auch im Augenblik.

Sie ſehen nicht ſo trübe aus, wie vorher, waren ihre Worte, da ſie mein Herz durchbohrten, da waren ſie ſchreklich. Aber ſehen ſie, es hat wieder etwas zu meinem Untergange beygetragen. Durchbohren ſie es noch einmal end-

endlich wird doch der Stich erfolgen, der es verbluten läßt.

Nein, sagte der Dokter mit Heftigkeit. Es soll nicht verbluten. Ich will nichts mehr zu ihrem Untergange thun. Ich habe etwas zu ihrem Besten unternommen. Ich will alles thun, um das Unrecht von mir abzuwenden, was ich auf mich laden würde. Ich habe an einen meiner Freunde geschrieben. Er soll mit Marien sprechen, soll sie ausforschen, soll sehen ob er mich von ihr befreyen kann.

"Das haben sie? O so sind sie ja mein Engel — sind mein Retter. Haben sie es gewis?"

Ja ich habe es gewis gethan. Hörten sie schon ein unwahres Wort aus meinem Munde? Das können sie noch nicht gehört haben. Aber vor dieses eine Bitte, und die Erfüllung derselben.

"Was sie wollen, was sie nur verlangen"

Nun, es ist die, daß sie, so lange sie noch krank sind, gegen mich dieser Sache nicht erwähnen. Dann, wenn sie gesund sind, soviel davon als sie wollen. Als Arzt verbiete ich was ich als Liebhaber thun würde.

"Hin-

"Hintergehen sie mich auch nicht, sagte die Dame sehr ernsthaft, wollen sie mich nur erst gesund haben, um dann mir zu sagen, daß ich mir zuviel geschmeichelt?"

Kränken sie mich nicht so. Wären sie mir nicht theuer, so hätte ich sie meinen Kollegen überlassen. Wollte ich hintergehen, so brauchte ichs nicht erst jezt, so konnte ichs lange thun, denn lange schon hatte ich ihre Krankheit dadurch mindern können. Aber Wahrheit ist die Losung des Rechtschaffenen, und muß es bleiben.

"Genug! ich bin überzeugt. Also nichts mehr davon."

Die Gemüthsbewegung hatte auf die Dame einen sehr guten Einfluß. Sie bekam den Zufall zwar wieder aber, er war mit einer Krisis verbunden, die sehr glüklich war. Sie besserte sich augenscheinlich.

Es wurde ihr sehr schwer ihr Wort zu halten, wenigstens wurde es ihr das gegen den Dokter, weil sie es würklich hielt. Mit Lisetten nahm sie es nicht so genau. Sie redete oft mit ihr vom Dokter. Lisette konnte sich nicht genug verwundern, daß es möglich wäre, daß der Dokter nicht zum sterben in ihre Frau verliebt hätte werden müssen.

Vielleicht schlos sie von sich auf andere. Vielleicht dachte sie, es sey dem männlichen Geschlechte das Verlieben so nahe wie dem ihrigen. Aber wenn wir nun Leserinnen hätten! Und doch glauben wir, sie würden nicht zürnen, denn sollte es wohl eine von ihnen geben, die das nicht erfahren hätte? wir wollen uns auch nicht unschuldig brennen.

Lisette ruhte nicht ehr bis sie von ihrer Dame die ganze Geschichte ihrer Liebe mit dem Dokter erfahren hatte, und verwunderte sich nun weniger, da sie jene Liebe wuste.

Die Dame, die täglich jezt an Kräften ihres Körpers zunahm, nahm nun auch wieder an Seelenkräften zu. Diese waren ohngeachtet des Eifers und des Feuers mit welchen sie immer gesprochen hatte, doch im Grunde schwach, und nur in ihrer Schwäche stark gewesen. Da sie nun den völligen Gebrauch derselben wieder hatte, kam ihr ihr ganzes Betragen gegen den Dokter, die Art, wie sie sich ihm entdekt, die Art, wie sie ihn dahin gebracht hatte, den Versuch mit Marien zu machen, alles dieses kam ihr sehr parador vor, und es wollte ihr, wenn sie sich mit ihren Gedanken ganz in jene Lagen zurükseze, gereuen.

Allein die Liebe siegte doch immer. Sie fand diese immer von gleicher Heftigkeit gegen den Dokter, und sie wollte, wenn sie auch keine rechte Gegenliebe hoffen dürfte, doch nicht ablassen. Sie hoffte, wenn sie nur einmal in seinem Besiz wäre, ihn schon nach und nach durch ihre Zuthätigkeit so an sich zu ziehen, daß er sie lieben müste. So schrieb sie denn selbst alle Schwächen, deren sie sich schuldig gemacht, auf ihre Leidenschaft, und nahm sich vor, ihm nur ganz zu leben.

Mehr Kummer machte ihr die Sorge, ob Marie sich auch verstehen würde, ihr ihren Geliebten abzutreten. Hierüber hatte sie öftere Unterredungen mit ihrer Lisette.

Lisette dachte freylich wie Lisette. Sie gestand ihr unverholen, daß wenn es ihr Liebhaber wäre, sie es nicht thun würde. Aber sie machte auch die Anmerkung, daß jenes ein Bauermädgen, die weiter keine Empfindung hätte, leichter sich zu so etwas verstehen könnte, wenn sie nur gut versorgt würde, und einen Mann bekäme.

Die Dame schalt sie davor eine Närrin. Sie könnte wohl denken, sagte sie, daß der Dokter sich nicht ein blosses simples Bauermädgen ausgesucht haben würde, und wenn er das

auch gethan hätte, sich doch gewis nicht besonnen haben würde, sie mit ihr zu vertauschen.

Sie war des Gesprächs mit Lisetten zulezt so überdrüssig, daß sie recht froh war, als sie wieder aus dem Bette aufseyn, und herumgehen konnte, denn nun tribulirte sie den Dokter, der auch aufrichtig genug war, ihr zu gestehen, daß sie nun ohne Gefahr sprechen könnte, wovon sie wollte.

Ihm gieng es dabey schlimm genug. Er muste immer trösten, immer versprechen, immer hoffen, daß es nach ihren Wünschen gehen mögte, wenn er sie ruhig wissen wollte.

Eigentlich hoffte und wünschte er nichts, denn er war für Marien noch so eingenommen, wie vorher, wollte noch so sehr wie vorher, daß die Wittwe durch ihn nicht unglüklich seyn sollte, hatte sich also gänzlich gefaßt, wie es auch käme.

Doch müssen wir sagen, daß er seit der Zeit da er bey der Wittwe war, an ihrem Betragen gegen sich etwas fand, was ihn zur Dankbarkeit reizte, wenigstens ihm denken lies, daß es unbillig wäre, nicht ganz freundschaftlich zu seyn. Er haste sie alsogar nicht, daß sie ihn von seiner glüklichen Bahn mit Marien abgeleitet hatte.

In der Stadt war es nun ſo ziemlich allgemein bekannt, daß dieſes einſt ein Paar werden würde, denn Liſette hatte nicht geſchwiegen, und weil ſie nur im Vertrauen es denen ins Ohr geſagt hatte, die ihr ohngefehr mit einiger Vertraulichkeit begegneten, ſo ſagte ſichs jedermann vertraulich ins Ohr.

Eilftes Kapitel.

Von den Bemühungen der übrigen Aerzte. Von Fränzgens Fortgange in der Verſchlagenheit, und wie dem Dokter alles entgegen arbeitet, um ihn zu ſtürzen.

Der Paroxismus des Krankwerdens hatte ſich bey allen denjenigen eingefunden, die aus den Händen des Dokter Pillpullklyſtropfius in die Hände der ſechs Aerzte geriethen. Insbeſondre hatten dieſe ſich allgemein vorgeſezt, des Dokters in den epidemiſchen Krankheiten gebrauchte Medikamente in üblen Ruf zu bringen. Zu

dem Ende behaupteten sie, sie enthielten etwas was die Schärfe involvirt hätte, die aber denn nothwendig, nachdem die Wirkung des Mittels vorbey wäre, sich wieder losgäbe, und sie hätten daher bey vielen schon einen ausserordentlichen Ekel, auch wohl ein Erbrechen bemerkt, welches hin und wieder zu hizigen Krankheiten Anlaß gegeben.

Ein Theil der Kunden, die leicht reizbar waren, empfanden schon auf ihre sehr wirkbare Erzählung einen solchen Reiz, und der natürlich entstandene Ekel muste nun auf des armen Dokters Rechnung kommen. Weil auch alle Aerzte einerley Sprache führten, so erfuhren die würklich nicht befallenen von so manchen, daß sie befallen wären, zweifelten nicht mehr, daß ihre Aerzte Recht hätten, und liessen sich Präservativmittel geben, die diese sehr gut mit Ipekakuanha zu versezen, und dadurch hervorzubringen wusten, was sie hervorgebracht haben wollten.

Nach und nach war also alles krank, was in Pillpullklystropfius Händen gewesen war, und es entstand daraus eine kleine Art von Epidemie, die freylich für niemand von gefährlichen Folgen war, als für den Dokter Pillpullkly-

klyſtropfius der ſeinen Ruf dadurch verlor. Denn den Aerzten heilte ſie den Beutel und den Kranken die Mägen.

Die ſechs Aerzte waren auch zu keiner Zeit vergnügter geweſen, als zu dieſer, und was noch merkwürdiger war, auch zu keiner Zeit einiger. Sonſt kazbalgten ſie immer unter einander, und der neidiſche Verfolgungsgeiſt hatte ſich ihrer ganz und gar bemächtigt. Einer verunglimpfte den andern und ſuchte ihm ſeine Kunden abzuſchwazen, jezt lobten ſie einander wo ſie konnten, und rühmten die Einigkeit des ganzen Concilii in ihren Meynungen, prophezeyten auch deswegen wohin ſie kamen, langes Leben und Geſundheit, denn für die Heilkunde, meinten ſie, wäre mit dieſem Phänomen, (freylich unerwartet für den, der den Pfiff nicht merkte) eine ganz neue Epoche eingetreten.

Daß ihre Einigkeit ſehr weit gieng, läſt ſich hauptſächlich daraus ſchlieſſen, daß ſie den alten Arzt allerſeits zu tröſten ſuchten. Denn dieſer konnte ſich gar nicht zufrieden geben, daß ihm der Vorſaz den er mit der Wittwe hatte, ſo ganz und gar fehlgeſchlagen war, und daß er ſtatt Ehre einzulegen, nun Spott und Schande geerndtet hätte. Sie ſagten alle, er habe dennoch

sein

sein Stükgen meisterhaft gemacht, und sie wollten ihm alle das Zeugnis geben, daß er allein die Verordnung für die Patientin gemacht.

Denn das könnte ihnen doch in dieser und jener Welt wohl niemand absprechen, daß der Tag an welchem ihre Mittel genommen wären, der wesentlichste für die Krisis der Krankheit gewesen, da die Patientin aus der Unvernunft wieder zur Vernunft gekommen, und sie sollten nur alle fein laut davon in der Stadt sprechen, damit nicht etwa Unwissende dächten, daß es wieder ein Meisterstük von dem grossen Patron der Unwissenheit wäre.

Sie waren alle darinn einig, daß dies das beste Mittel wäre, ihm auch diese Quelle seiner Existenz zu verstopfen.

Was aber nun die Furcht wegen der Wittwe betraf, so gab der dike Arzt an, daß er einen Kanal gefunden habe, durch welchen er alle diese Aussichten zu nichte machen wollte, und dieser Kanal sey niemand anders, als des Dokter Pillpullklystropfius einige Schwester, die Frau Baccalaureus. Es entstand ein Gezische unter allen, denn man wuste daß Pillpullklystropfius dort Arzt war, daß er inniger Freund vom Baccalaureus war, und man konn-

konnte sich nicht vorstellen, was sie vermögen sollte, ihren Bruder zu verfolgen.

Aber der dike Arzt, der nichts weniger als diskret war, versicherte ihnen daß der Eigennuz diese Kreatur zu allen brächte, und daß sie nicht weniger als sie sechse zusammen, allein am Untergange ihres Bruders arbeitete.

Freude die Fülle nun von allen Seiten, und diker Dank dem diken Arzte für diese Entdekung.

Und er hatte nicht Unrecht. Das listige Weib hörte kaum von der Besserung der Dame, als sie schon Spione ins Haus derselben schikte, um alle Kleinigkeiten sich eigen zu machen. Lisette war, wie wir schon einmal erwähnt haben, leicht zur Vertraulichkeit zu bewegen, und in dieser Vertraulichkeit schwazte sie alles aus, was sie selbst wußte.

Durch Lisetten also erfuhr sie die heftige Liebe der Dame zum Dokter, und bald bestätigte sie sich durch das allgemeine Gerücht. Da Fränzgen bey dem Gespräch des Dokters mit ihrem Manne nicht zugegen gewesen war, welches sie sonst gewöhnlichermassen durch ein sehr künstlich angebrachtes Loch woran sie ihr Ohr legte nicht zu behorchen würde unterlassen haben,

so

so glaubte sie es dienlich dem Manne nichts davon zu sagen, insbesondre aber wandte sie allen Fleis an, daß nichts von der Geschichte ihrem Vater zu Ohren käme, weil das sonst das Geschäfte der Enterbung gänzlich würde gehindert haben.

Sie machte darauf selbst mit Lisetten Bekanntschaft, und freuete sich sehr über ihres Bruders Glük, versicherte auch, daß sie nicht ermangeln würde eine so ausserordentliche Parthie ihm recht angenehm zu machen. Doch aber könnte sie nicht unterlassen, die Dame zu bedauern der ihr Reichthum bald schwinden würde, wenn er in ihres Bruders verschwenderische Hände käme.

Lisette aber die das alles sehr aufrichtig glaubte, meinte, das gäbe sich. Der Dokter könnte viel verschwenden, um nur die Zinsen des Kapitals der Madam durchzubringen, und in der Ehe lerne sich auch die Haushältigkeit ganz vortreflich.

Jezt kam zu Fränzgens Eigennuz noch der Neid, daß ihr Bruder glüklicher und reicher seyn sollte, als sie, und nun nahm sie sich also vor, doppelte Kräfte anzuwenden. Lange aber konnte sie nichts machen, und ihr Grimm nahm

darü-

darüber sehr zu. Zwar fieng sie des Dokters Kaltsinn auf, den ihr Lisette auch vertrauete, aber weil diese damals die Ursache davon noch nicht wuste, und sie auch von ihren Bruder noch nichts zu sagen wagen durfte, so wuste sie dies Mittel nicht zu nuzen.

Endlich bemerkte sie von ohngefehr, daß ihr Mann mehr wuste als sie, denn er lies sich einmal merken, daß ihr Bruder sehr unglüklich wäre. Sie erkundigte sich gleich nach der Ursache davon, und als ihr Mann einige Schwierigkeit machte, ihr etwas davon zu sagen, so schwieg sie zwar stille, aber sie paße es so ab, daß er sie einigemal weinend antreffen muste.

Nichts konnte nun der Baclalaureus weniger leiden, als weinen, er muste allemal die Ursache wissen, warum es geschahe. Fränzgen war nicht zurükhaltend, sie ihm zu entdeken. Es ist dein Mistrauen gegen mich, sagte sie, ohngeachtet ich dir noch nie Gelegenheit gegeben habe, welches in mich zu sezen. Ich weis auch nicht, womit ich es von meinem Bruder verdient. Ich liebe ihn doch so gut wie du.

Noch hatte der Baccalaureus seiner Frau nicht die geringste Gelegenheit gegeben sich über ihn zu beklagen, und es kränkte ihn sehr, daß

er

er jezt es gethan. Er bat sie förmlich um Verzeyhung, und forderte sie auf, ihm in sein Zimmer folgen, wo er ihr alles sagen wollte, was ihr Bruder ihm entdekt.

Fränzgen hatte es würklich verschlagen genug angefangen, vom Baccalaureus das ganze volle Zutrauen zu erhalten. Er hatte noch nie etwas wider sie gehabt. In Sachen, in welchen er befahl, beobachtete sie pünktlich, und wo sie denn sich eine Freyheit nehmen konnte, da that sies heimlich. Geschahe denn auch zuweilen etwas was ihm misfiel, nun so hatte sie es nicht gewußt, und verbesserte es gleich. Kurz sie hatte sich noch auf keinem fahlen Pferde finden lassen.

Daher erfuhr sie jezt auch alles von Wort zu Wort. Sie verbarg ihre Freude über die ganze Geschichte, nur mit grosser Mühe, und sie nahm die Mine der Traurigkeit über ihres Bruders Verlegenheit an. Aber als sie allein war, lies sie sie ganz aus. Da sie jeden Plan ihres Bruders wuste, konnte sie jedem entgegen arbeiten. Das arme Bauermädgen kam ihr gar zu schiklich in den Wurf. Es war zu herrlich für alle die Absichten die sie in Ansehung ihres Vaters hatte. Nun war es ihr auch ein leich-

leichtes, die Wittwe zu entfernen. Mit der Ausforſchung Mariens durch Burrmann würde es nicht ſogar geſchwind gehen, ſezte ſie zum voraus. Alſo wollte ſie jemanden an Marien abſchiken, der ihr und ihren Freunden die Lage des Dokter Pillpullklyſtropfius als ſehr gefahrlich abſchildern ſolite, der ihr die Dame als eine liſtige falſche Syrene mahlen ſollte, die ihren Bruder nur in ihr Nez zu ziehen ſuchte, die ſie bitten ſollte, ja das Unglük des Menſchen nicht durch ihre Einwilligung zu befördern.

Fränzgen hatte zu ſolchen Aufträgen immer Leute zu ihrem Befehl, und ſie ſparte auch da nichts, wo ſie etwas ausführen wollte. Ihre Anhänger waren von ihrer Gattung — falſch und böſe.

Ehe der Abend kam, war ſchon jemand mit den genaueſten Aufträgen fort. Riſſen alle Strike, nun ſo konnte ſie auch wohl es inkaminiren, daß die Dame und Liſette glauben mußten, die Nachricht ſey vom Dokter ſelbſt gekommen, und ſo fiel alle Liebe für ihn wieder über den Haufen. Durch ihre Projekte konnte der Teufel ſelbſt kaum einen Strich machen, denn

sie war mehr als zehn Teufel zusammengenommen.

Dem Doker Blase kamen nun nach und nach alle die Gerüchte zu Ohren, die vom Dokter Pillpullklystropfius umhergiengen, und sowol die Sache mit der Wittwe als mit dem epidemischen Erbrechen, wuste er. Wegen des leztern machte er den Schluß, daß der Dokter Pillpullklystropfius nie wieder in Praxis kommen würde, und obgleich dieser geradezu behauptete, es wäre alles Schelmerey, so sagte er doch, daß dies ihm kein Brod verschaffen würde, und daß er kein besser Mittel sähe, als sich schnell an die Wittwe zu machen.

Dem Dokter Pillpullklystropfius ärgerte das gewaltig, und er wollte nichts weniger als die Wittwe um ihres Geldes willen nehmen. Er war im Begriff dem Dokter Blase das Haus aufzusagen, und für seine Wohlthaten ihm zu danken, aber weil das doch undankbar aussahe, so lies ers bleiben.

Bald kamen neue Unfälle. Der Dokter fand seine Kasse leer. Er hatte wie bisher Wohlthaten ausgetheilt, und doch keine Einnahme gehabt. Man war übel mit ihm umgegangen. Im Anfange war ihm von allen Seiten Geld zu-

ge-

geströmt, weil man glaubte, er liebte das. Nachher hatte man gemerkt, daß dem nicht so wäre, und hatte ihm nichts gegeben, und der Dokter forderte nie.

Allein er hielt richtige Rechnungen, weil er glaubte, daß ein Arbeiter seines Lohnes werth wäre. Da ihm also Geld mangelte, und er überhaupt den Grundsaz hatte, der Reiche könne bezahlen, und der Arme müste erhalten, so schrieb er seine Rechnungen. Er fand da noch ein ziemliches Kapital und er schikte sie umher.

Zu seiner grösten Verwunderung schikten sie sie ihm alle wieder zurük. Er konnte nicht begreifen, warum, und lies sie befragen, und die Antwort war, daß sie nichts dafür bezahlten, daß sie durch ihn kränker geworden, als sie gewesen wären.

Pillpullklystropfius hatte auch Galle, wenn es einmal bey ihm in Wallung kam. Er wurde wild, und kam bey der Obrigkeit ein. Er erklärte sich sogleich, daß er ihnen allen das Geld schenken, aber seine Ehre gerettet wissen wolle. Sie wurden alle vorgeladen, und jeder hatte von seinem Arzte einen Schein, daß er krank gewesen, und daß alle Anzeigen da gewesen wären,

daß es eine involvirte Materie von der epidemischen Krankheit her, gewesen.

Jezt bekam der Dokter Pillpullklystropfius den Bescheid, zu seinem Gelde könnte man ihm wohl verhelfen, nicht aber dazu, daß diese wiederriefen, denn das Urtheil von sechs bewährten Männern müste mehr gelten, als von ihm. Der Dokter Pillpullklystropfius erklärte darauf feyerlich, daß er kein Geld wollte, nahm die Attestate aller Doktoren, zerris sie, warf sie dem gesammten Rathe vor die Füsse, und sagte, sie mögten besser urtheilen lernen. Davor muste er hundert Thaler Strafe geben, die er von dem Gelde nahm, das er von den wenig Edeldenkenden unter seinen ehemaligen Kunden doch ziemlich reichlich erhielt.

Zwölftes Kapitel.

Was dem Dokter Pillpullklyſtropfius den lezten Schlag giebt, und wie er ſich entſchlieſt, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, wowider die Wittwe beym Abſchiednehmen heftig ſtreitet.

Der alte Zerberus hatte ſeinen Advokaten hundert Thaler gegeben, und wie dieſe verzehrt waren, denn es waren diesmal ihrer zwey, damit wie er ſich ausdrükte, die Pfiffe die der eine nicht wüſte, vom andern beygebracht würden, und ſie alſo mit Fug und Rechte vor eine Sache nicht zweymal fordern konnten, ſo brachten ſie ihm die Nachricht, daß ſie alles nothwendige zuſammen hätten, und es nun blos auf die Verfertigung und Ratification der Enterbungsakte ankäme. Da man ſich aber in allen Foris wegen des künftigen vorherſehen müſſe, ſo hätten ſie hier eine Spezifikation der zu dieſem gehörigen Auslagen, welche acht und ſiebenzig Thaler betrügen.

Der alte Zerberus meinte, soviel habe er nicht geglaubt, nachzahlen zu müssen, und sahe ziemlich zweydeutig und unbestimmt aus, als eben der dike Arzt hereintrat. Servus, mein Herr, war so sein Wort. Ha! fieng er an, das sind ja die zwey Herren, denen sie die bewuste Sache aufgetragen. Nun ists hohe Zeit, denn ihr Sohn ist prostituirt vor der ganzen Welt, und es ist eine ordentliche Wonne keinen Sohn zu haben, wenn man solche Exempel sieht. Er erzählte das Stük mit den Attestaten.

Dies würkte auf den alten Zerberus. Er lief zur Kasse und holte die acht und siebenzig Thaler. Nun geschwind, meine Herren, sagte er, daß ich das Instrument erhalte. Nun, sagten diese, kann es schnell gehen. Dies giebt noch eine Hauptursache, denn eine solche Schande braucht kein Vater zu dulden.

Der alte Zerberus gab Fränzgen Nachricht von dem was vorgefallen war, und diese war im Herzen Jubel, aber listig genug, äusserst trübe auszusehen, so daß auch ihr Vater sagte, sie sollte sich hüten, ihm mit einem solchen Gesichte wieder vor die Augen zu kommen.

Fränzgen gieng auch würklich weg, ohne ihn zu beſänftigen, denn ſie wollte ſich nicht verrathen.

Den andern Morgen wurde die Enterbungsakte publicirt, und es war gleich in der ganzen Stadt herum, daß der alte Zerberus ſeinen Sohn den Dokter Pillpullklyſtropfius enterbt, und bekannt gemacht habe, daß er keinen Heller ſeiner Schulden bezahlen wollte.

Faſt zu gleicher Zeit kam eine Abſchrift davon, und alle diejenigen die etwas an ihm zu fordern hatten, zum Dokter. Wir vermögen ſeinen Zuſtand nicht zu beſchreiben. Es war, als ob die Welt auf ihn läge. Er bezahlte alles was er konnte, und beſtellte die andern auf morgen, denn bis dahin wollte er etwas von ſeinen Sachen veräuſſern.

Aber dies war unnöthig. Er bekam den Nachmittag ein Päkgen mit weit mehr zugeſchikt als er nöthig hatte, mit der Aufſchrift: für eine Kur.

Man kan ſich denken, woher dies Geld kam. Die ſchöne Dame hatte bald durch Liſetten erfahren was vorgieng, und Liſette hatte nicht ermangelt, bey der Gelegenheit zu erinnern, daß der junge Herr Dokter ein Verſchwender wäre. Al-

lein theils glaubte dies die Dame nicht, und was konnte denn, wenn es auch wahr gewesen wäre, ein solcher Umstand der Liebe wohl für Eintrag thun.

Sie hies Lisetten schweigen, und that was wir gehört haben.

Der Dokter bezahlte den andern Tag alle seine Gläubiger, und sie verwunderten sich sehr darüber. Er dachte in seinen bedrängten Umständen weder an die Wittwe noch an Marien, sondern sein Vorsaz war, seine Vaterstadt sogleich zu verlassen, und einen einsamen Ort aufzusuchen, wo er von seinen Kenntnissen leben könnte, ohne sich so hintergehen zu lassen, wie er hintergangen war, wo er Gutes stiften könnte, ohne daß er darüber verfolgt würde, wo er seinem Nachsten ohne seinen eignen Schaden dienen könnte.

Er aieng zum Baccalaureus, um ihm seinen Entschluß zu eröfnen. Fränzgen kam ihm weinend mit ihrem Manne entgegen. Der Dokter war so niedergedrükt, daß er sie für so unverstellt hielt als ihn. Der Baccalaureus war sogleich nachdem er gehört was geschehen war, zum alten Zerberus gegangen, und hatte ihm mit kurzen bündigen Worten allen Umgang auf-

aufgekündigt. Der alte Zerberus hatte das auch sehr erwartet, und gleichgültig genug aufgenommen.

Auch Fränzgen war von ihrem Manne gebeten worden, so selten als möglich zu ihrem Vater zu gehen, und sie hatte es versprochen.

Der Baccalaureus lobte des Dokters Entschliessung, und schenkte ihm fünfhundert Thaler, sagte ihm auch wenn es ihm am Gelde fehlte, wollte er ihm geben was er brauchte. Fränzgen die wohl wuste, daß sie jezt einen Meisterstreich machen konnte, schenkte ihrem Bruder auch funfzig Dukaten. Sie gewann dadurch, was ihr noch von seinem Zutrauen fehlte, denn er bedachte nicht daß sie vielleicht tausendmal soviel bey seinem Unglük verdient hatte.

Er nahm den wehmüthigsten Abschied, denn er wollte den andern Morgen reisen.

Wie er wieder zu Hause kam, traf er den Dokter Blase an, welcher abwesend gewesen war. Er hatte alles gehört, und fluchte und lernte auf die Ungerechtigkeit. Er war so sehr davon gerührt, daß seine Mildthätigkeit auf einmal erwachte.

Er drang in dem Dokter zu bleiben, und erbot sich, ihn als Sohn anzusehen. Allein der Dokter wollte es durchaus nicht annehmen. Er meinte er könne seine Augen hier nicht aufschlagen, er sey zu sehr beschimpft. Der Dokter drang ihm darauf ein ansehnliches Geschenk auf. Es war eine kurze Freude vor mich, sagte er, aber die Bestien von Ignoranten sollens empfinden.

Der Dokter bat ihn, nicht böses mit Bösem zu vergelten, und keine Rache auszuüben.

Spät Abends dachte er noch daran, daß es doch die schreklichste Undankbarkeit gegen die Wittwe verrathen würde, wenn er nicht einmal von ihr Abschied nähme. Er gieng also zu ihr, völlig reisfertig.

"Sind sie verreißt gewesen? frug sie"

Nein! aber ich will verreissen, auf immer von meiner Vaterstadt. Es ist ein Unglüksort für mich. Ich komme von ihnen Abschied zu nehmen.

"Sie wollen weg? Dokter! Von mir weg? Wissen sie daß mir der vorgestrige, gestrige, und heutige Tag eine Ewigkeit geschienen haben, weil

weil ich sie nicht sahe? O daran ist nicht zu denken!"

Lassen sie ihn immer reisen, den Unglüklichen, Verachteten. Was wollen sie mit ihm, der seiner Ehre beraubt ist, der allen Leuten zum Spott auf der Strasse gehet. Dem sie nachrufen: Das ist der Enterbte, der Verschwender, der unwissende Dokter.

Die Thränen standen ihm dabey in den Augen. Er muste sich erholen. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: Wollten sie etwa Theil an meiner Schande nehmen, daß die Leute auch auf sie wiesen, und sagten: Sie liebt einen Bettler!

O sie liebenswürdiger Bettler, sagte die Dame, und führte ihn zu ihrer Kasse. Sehen sie einmal, sie ist mit Gold gefüllt, und kann noch öfter gefüllt werden. Und alles — alles ist ihre, wenn sie auch nicht der meinige würden. Und der Welt wollen wir trozen. Wir wollen sehen, wer uns mit Recht beschimpfen kann. Morgen lieben Dokter, ziehen sie zu mir, und alles was ich habe, haben sie. Hier können wir bequemer abwarten, was Marie antwortet. Sie sollen kein Flüchtling seyn, keiner werden. Hier ist eine Freystadt.

Schön

Schön und dankenswerth, erwiederte der Dokter, aber für mich nicht anzunehmen.

Er wollte durchaus nichts von ihrer Güte wissen. Je mehr sie in ihn drang, desto härter widersezte er sich, und sie selbst war mehrentheils der Hauptgrund warum ers that. Und sie wollte sich immer als keinen Grund dabey ansehen. Es kam so weit, daß sie bittre Thränen weinte, so weit, daß sie ihm um den Hals fiel, und ihn bat, es nicht so weit zu treiben, und sie zur unglüklichsten Person zu machen.

* * *

Was der Dokter that, im zweyten Theile — in diesem einen kleinen Abschied. Und den so kurz als möglich in dem Wunsche, lieber Leser, daß dir unsre Schilderungen nicht übel gefallen haben, und daß du den zweyten Theil wünschest.

Leben und Thaten

des

Dokter

Pillpullklyſtropfius

der Glükliche genannt

Ein nuzbares Produkt für unſer Jahrhundert.

[illegible]

Zweyter Theil.

Leipzig 1783
bey Johann Friedrich Junius.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Welches man kann einen Präambulum nennen, wenn man will, und wenn mans bey der Sache für überflüssig hält.

Die kritische Lage des Dokter Pillpullklystropfius, in welcher wir ihn verlassen haben, als wir von unserm Leser im ersten Theile Abschied

nahmen, läst uns hoffen, daß wenn unser Leser auch nicht um unsrer geringen Bemühung willen, ihm das Leben dieses Mannes vorzutragen, den zweyten Theil in die Hand nimmt, er es doch thun wird, um zu sehen, was denn der Doktor vornahm, und wozu er ihn eigentlich nehmen mag, dazu wollen wir ihm Zufriedenheit und Genugthuung wünschen, sollts auch sein, um über uns zu kritlen, oder mit uns zu zanken, daß wir ihn gleichsam zwingen ein Buch zu lesen, was er sich zu lesen nicht vornahm. wie er in der Mitte des ersten Theils war, oder wie er, es sey nun auf dieser oder jener Seite desselben, eine Stelle antraf die ihm nicht behagte.

Es giebt der Weine mancherley, aber der Kenner nur wenige. Wenn wirs ohne stolz zu sein, und genannt zu werden, wagen dürfen, (und vor das Nichtsein der Empfindung in uns stehen wir) so mögten wir wohl unsern Aufsaz unter diese Weine zählen, wobey wir uns sehr wohl bescheiden, das Urtheil nicht zu fällen, ob er gut oder schlecht sey. Ist er das leztere — i nun, so wird er wieder ausgespukt, wenn man den ersten Schluck davon im Munde hat, und so mag denn auch unser Trank verschmäht werden, wenn ers verdient.

Posi-

Posito aber, er gehörte nun nicht zur schlechtesten Sorte, so wird Kenner und Nichtkenner ihn trinken. Einer aus Appetit, der andere weil er nichts anders hat, der dritte für Grillen, der vierte für Durst, der fünfte wohl für Aergerniß, der sechste um irgend etwas unangenehmes was ihm im Halse steken geblieben, hinunter zu spülen — und so der Fälle könnten wir wohl ins hundert darstellen.

Nun kömmts freylich sehr auf Umstände an, wie der Wein jezt seyn wird. Der Appetit hat, scheint wohl dem äusserlichen nach am besten dabey zu fahren, allein der Geschmak kann bey ihm verdorben seyn, oder er kann keine echte Weinzunge, oder wie andere vielleicht lieber hören, keinen echten Weinzahn haben, und denn ists, besonders wenn er schon davor bekannt ist, noch immer keine Empfehlung für unsern Wein, ob wir gleich wenn wir auch unter die schlechteste Sorte der Auftischer gehören, im Grunde ihm Dank schuldig sind, daß er sich unsers Traktements Geschmak angewöhnt.

Bey dem, der keinen bessern hat, siehts über der für uns aus. Denn der wird bey jedem Glase, wo er einen Kizel seines Gaumens erwartet, und statt dessen einen krazenden Reiz empfindet,

uns eins in die Ohren fluchen, und sein Schikſal verwünſchen, das ihn an unſre Koſt gebracht. Er wird ſich wohl gar den Zorn bemeiſtern laſſen, Glaſer und Flaſchen an die Wand zu werfen, und wehe dann unſren Ohren, wenn wir nicht ſo glüklich ſind, eine unerreichbare Weite von ihm entfernt, oder noch beſſer von ihm gar nicht als Wirth gekannt zu ſeyn. Indeſſen iſt auch hier wieder der Fall wenn er gelaſſen iſt, daß er ſichs, eben weil er nichts beſſers hat, ſchmeken läſt, und zuweilen, ehe er ſichs ſelbſt verſiehet, ſich glüklich preiſt, daß es nichts ſchlechters iſt, beſonders wenn ſich manchmal die Einbildungskraft mit dazu geſellet, es ihm weiß macht, es ſey ein beſſerer Wein, als er ſelbſt glaubt, und ſich beym erſten Trunk gedacht. Ein Troſt — aber immer ein kleiner.

Wer aber nun mit Grillen und Sorgen beladen, das Glas in die Hand nimmt, der ſezt uns wieder in verſchiedene Lagen. Entweder er ſchlingt mit Macht und Gewalt hinein, und beſäuft ſich ſchnell, und da iſt uns ſein Urtheil von gar keinem Werth, dient vielmehr zur Nichtempfehlung, denn ſein wallendes Blut und ſein nagender Kummer, werden ihm ſicher bey noch ſtärkerer Erhizung am andern Tage Kopfweh und

Ma-

Magenschmerzen zu ziehen, die denn auf unsers Weins Rechnung gehen, und uns in üblen Ruf bringen. Oder schlukt er auch nicht so begierig, so macht das Getränk doch vielleicht seine Grillen noch reger als sie waren, besonders wenn er die Beschaffenheit des Körpers hat, daß geistige Getränke ihn nicht erheitern, sondern dumpf und schwermüthig machen. Oder er verwandelt seine Grillen in Tadelsucht, und weils da gemeiniglich über den nächsten Nachbar hergeht, so wird das Glas zur Hand genommen, was vor ihm steht, und damit der Anfang gemacht, und denn gehts bunt über — über jedes Glas wird zwar skoptisirt, dennoch aber fortgetrunken. Und besser für uns — er sezte es beyseite, und suchte sich ein anders. Bey dem der für Durst trinkt, mögten wir uns nun auch wohl hinter den Ohren krazen, denn dem schmekt auch das schlechtere, und weil er daß Gute mit eben so wenig Gefühl hineinschlingt, so kann er uns nichts schaden und helfen, er müste denn eine malitieuse Seele haben, und sich so ausdrüken, daß er vor den Durst gut genug gewesen.

Wers für Aergerniß trinkt, dem kanns nichts als Gift und Galle erregen, und kann da auch auf uns nichts anders wieder hervorbringen.

Er gibts so von sich wie ers einnahm, und mit seinem Geifer vermischt, erscheirts wieder und wohl dann uns wenn ers nur nicht publize von sich giebt, sondern privatim in Gegenwart dessen er wa der ihm seinen V. nitum erleichtern will, denn in der Gestalt sieht auch das beste sehr übel aus.

Wo wir nun aber mit dem zusammen kommen, was einem oder dem andern im Halse stecken geblieben, da gibts eben keine gute Gährung, wenigstens nicht allemal, denn zuweilen ists ein häslich ekler Körper der unserm Weine solange er in Kollision bleiben muß allerhand faulige Theile einimpft, die denn natürlich seinen Geschmak verderben müssen, und die uns den Ruf zu ziehen, als warteten wir mit schlechter Waare auf.

Nun aus diesen sechs Exemplein das Resultat bis in die Hundert gezogen, so wird immer der nehmliche Klageton da seyn, und es wird unserm Weine gehen, wie jedem Dinge unter der Sonne, das begafft, oder benuzt, und getadelt wird. Was ist wohl in rerum natura was nicht in irgend einem Augenblik seinen Meisterer gefunden?

Selbst

Selbst der Kenner, ist er gleich wahrer echter Kenner, und weis er es, was ein guter Trunk sagen will, so kann er doch wohl bey Laune seyn, oder kann was saures genossen haben worauf der beste Trunk nicht schmekt, und tadelt, und sein Tadel macht die Waare verächtlich, die er in einer andern Laune unverbesserlich gefunden haben würde.

Alles also, lieben Leser, in der Welt ist eitel. Keiner baue sich eine Schimäre von Ruhm, denn es ist Wind, der aus des Menschen Munde fährt, und der den Geruch der verdauten oder unverdauten, guten oder schlechten Speisen hat, und immer einer andern Konstitution als der des eignen Körpers schädlich ist.

Der einzige Trost für unsern Wein muß der seyn, daß das Ohngefehr alles dieses umkehren, daß der Kenner eben bey Geschmak seyn, und ihn loben, daß der Appetit hat, ein Kenner, daß der keinen bessern hat, ein genügsamer Mann seyn kann. Der Grillen hat kann vielleicht durch ihn erheitert werden, der ihn für den Durst bekömmt, kann dankbar seyn, den ärgerlichen kann er wohl heilen, und das im Halse steken gebliebene spült er auch wohl hin-

unter, und läst seinen reinen ganz unverfälschten Geschmak zurük.

Doch alles lieber Leser, unvorgreiflich, und ohne dir ein Ziel sezen zu wollen, wohl aber unserm Preambel der dir sonst zulang dünken mögte. Und darum fir zu unserm Dokter.

Zweytes Kapitel.

Aber ein Seitensprung des Reuters, doch mit Maasse und zu rechter Zeit auf dem Wege eingelenkt. Ein Kapitel das übrigens, dächten wir, nicht ganz unnüz seyn mögte.

Dokter Pillpullklystropfius der glükliche genannt, halt! — brr! o!

O du glüklicher Mann! du enterbter gedemüthigter Mann! du vom Gipfel der ehrenvollesten Praxis heruntergestossener, und bis, keinen Patienten zu haben, heruntergesunkener Mann! Glüklicher Pillpullklystropfius! Erlaube uns das wir ein Wort von deinem Beynahmen

men sprechen, nachdem du uns vergönnt hast, schon so vieles von deinem rechten Namen zu sagen.

Wahr ists, meine lieben Leser, daß man immer in der gewissen Stadt in welcher Pillpullklystropfius in einer gewissen Epoche der glükliche genannt wurde, noch ihn den glüklichen nennt, ob er gleich von der Stufe seines Glüks fiel, und, daß er immer und ewig, so lange sein Andenken besteht, der glükliche heissen wird.

Das wollen wir nun eben den Menschenkindern nicht verargen, daß sie den in Ewigkeit glüklich fortnennen, den sie einmal glüklich nannten. Das bringt die Fortpflanzung der Ideen so mit sich. Auch wollen wir nicht untersuchen, wie man den Namen zuerst murmelte, hernach laut ihn ausrief, und endlich alle Welt ihn bestätigte. Aber das wollen wir hieraus sehen, daß der Schein fast immer betrügt, und weil alles nach dem Schein beurtheilt wird, es in der Welt wohl nicht anders seyn kann, als daß alles auf Betrug hinausgeht.

Es hatte keine Zeit gegeben, in welcher der Dokter Pillpullklystropfius verdient hätte, glüklich genannt zu werden. Immer hatte seine Seele sich mit einer innern Unruhe beschäftigt,

und

und besonders war dies der Fall in dem Zeitpunkte, in welchen man ihn den glüklichen hies. Da war er am unruhigsten, am unglüklichsten. So wird der reiche glüklich genannt, wie man Zerberus glüklich hies, weil er viel Geld in seinem Kasten bewachte. Unseliges Glük! das dem Kettenhunde auch, und gewis in einem noch vollkommnern Grade ohne Unruhe eigen ist.

Ohne aber weitläufiger uns darauf einlassen zu wollen, was Glük und Unglük für den Menschen ist, ohne besonders bestimmen zu wollen, in wie fern man ihm ein Epitheton beylegen kann, oder nicht, und was für Grade erforderlich sind, um einen Beynamen zu einem würklich verdienten anzunehmen, sagen wir nur kurz, daß wir nie etwas auf dergleichen gehalten, daß wir nie einen Menschen nach einem solchen Namen beurtheilen, sondern im Gegentheil alle diejenigen blödsinnig nennen, die dieses zum Grund ihres Urtheils annehmen, noch blödsinniger aber, die dergleichen zuerst angaben, und also den Namen eigentlich in die Welt brachten, wodurch so manches unrichtige Urtheil veranlaßt wird.

Demnach würde es uns auch nicht zu verdenken gewesen seyn, wenn wir auf den Titel unsers

unſers zweyten Theils die Rubrik des glüklichen Dokters in die des unglüklichen verwandelt hätten, allein theils um nicht unter die Zahl derer zu kommen, die man Nawerſchmiede mit Recht nennen kann, theils um nicht die Treue unſers Referendars, welches unſre Geſchichte in ihrer platten Wahrheit iſt, zu verlezen, thaten wirs nicht.

Bleibe alſo, guter, von uns bemitleidigter Pillpullklyſtropfius bleibe immer der glükliche, und trage deine Laſt wie wir, und ſo manche unſrer Nächſten in der Chriſtenheit ſie tragen. Du ſollſt dennoch in deiner ganzen trauernden Geſtalt dargeſtellt werden, und wirſt der Exempel eins vermehren, daß der Schein betrügt.

Wir ſind nun im zweyten Kapitel um ein merkliches vom Wege abgeſprungen, den wir vom Anfange einleiteten, und der uns eigentlich zu dem Ziele führen ſollte, wo wir erbliken könnten, was der Dokter Pillpullklyſtropfius auf den Antrag der ſchönen Wittwe that.

Freylich kamen hier viele Umſtände zuſammen. Zuerſt war einer der merkwürdigſten, daß ihm die Dame vorſchlug, die Briefe ſeiner Marie hier zu erwarten, und was von Marien kam, das muſte ihm willkommen ſeyn, auch hatte er

den

den ganzen Tumult über nicht an sie gedacht, und muste doch an sie denken, wenn er anders nicht sein innres Gefühl verläugnen wollte.

Bald aber verlohr sich dieses Andenken an, und dieses Erwarten von Marien. Wir haben schon irgendwo gesagt, daß der Dokter sehr im Zweifel stand, ob er der Unschuld Mariens oder der Zärtlichkeit der Dame nachgeben sollte, daß zwar sein Herz dabey fast noch ohne Einschränkung Mariens war, daß aber seine Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit dieses in ihm hervorbrachte.

Nunmehr wendete sich das Blat in etwas. Die edle Handlung der Dame, denn nun war er überzeugt, daß sie es gewesen war, die ihm das Geld gesandt, die Art wie sie ihn empfieng, das ganz ausserordentliche Zureden, die Verläugnung ihrer selbst, da sie Schande und Nachreden nicht achtete, und endlich Thränen, denen nun immer übel zu widerstehen ist, das alles wirkte soviel auf ihn, daß er nicht mehr bloße Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit reden lies, sondern sein Herz sprach schon Neigung und Dankbarkeit. Marie sank und schwebte nur noch wie in einem Nebel von ihm entfernt, vor seinem Gefühl. Weit entfernt, daß wir

ihn

ihn tadeln sollten, wir sind vielmehr ganz auf seiner Seite, wir würden das nemliche gefühlt haben, oder wir müsten nicht Menschen gewesen seyn.

Da der Dokter Pillpullklystropfius nun schon wankte, so hatte die Wittwe so gut wie gewonnen Spiel. Doch fand sich ein Umstand, den sie nicht gut zu widerlegen wuste. Er hatte nemlich schon allenthalben gesagt, daß er weggehen wollte, wo er bekannt war, alle hatten es ihm gerathen, und besonders der Baccalaureus, der sehr viel auf die Ausführung eines gefaßten Entschlusses hielt, und nicht gern sahe, wenn man darinn wankte, würde ihm gewis seine Gunst entzogen haben, und wenigstens halb so viel war ihm daran gelegen, sich dessen Freundschaft zu erhalten als der Dame ihre.

Lange überlegte die Wittwe, lange sann sie hin und her, wie sie es machen sollte, und nur nach langer Angst über den zufassenden Entschlus, that sie ihm den Vorschlag, daß sie mit ihm reisen, daß sie eine Zeitlang verschiedene Oerter zusammen besuchen, und abwarten wollen, wie es mit Marien käme.

So parador dem Leser vielleicht der Saz scheint, so anschaulich kam er dem Dokter Pill-

pull-

pullklystropfius vor, der auch gleich damit einstimmte, denn nun war der Gedanke die Thränen seiner Wittwe zu troknen bey ihm schon ein Vergnügen, und der Gedanke sie bey sich zu haben, versezte ihn in eine Art von wollüstiger Empfindung.

So wurde die Stille nach einem Sturm hergestellt. Man heiterte sich auf. Der Doktor begab sich nach Hause um auf einen so sauren Tag auszuruhen, wo ihn auch die Arme des Schlafs ohne weitern Kummer aufnahmen.

Die Dame konnte freylich nicht schlafen, denn um alles Reden und Aufsehen zu vermeiden, sollte die Reise immer noch den andern Morgen vor sich gehen. Sie lies also noch eine ihrer Freundinnen weken, der sie die Aufsicht über ihr Hauswesen gab. Lisette aber muste alles zur Reise bereiten. Es wurde eine Schaatoulle gespikt, und die Wittwe dünkte sich so glüklich, wie sie nie zu werden geglaubt hatte, und bekümmerte sich im geringsten nicht darum, ob alle Welt Gift und Galle über sie ausspeyen würde oder nicht

Drittes Kapitel.

Was in der Sache ferner im Orte, den der Dokter mit seiner Wittwe verlies, vorgieng.

Fränzgen, das wachsame Fränzgen, hatte auf jede Schritte ihres Bruders genau acht gehabt. Sehr lieb war es ihr gewesen, daß der Dokter Pillpullklystropfius sich entschlossen, seine Vaterstadt zu verlassen; nun hofte sie, der Eindruk, den er etwa in der Folge der Zeit noch auf ihren Vater hätte machen können, der wäre ganz vorüber. Nun sahe sie sich im Geiste von ihm befreyt, nun war er ausser Stande ihr zu schaden. Auch kannte sie seinen Eigensinn zu gut, als daß sie hätte vermuthen können, er würde an einem Orte wie der war, der ihn jezt so undankbar aussties, wieder erscheinen, sondern sie wuste, daß er das gröste Ungemach eher ertragen würde.

Aber das war ihr noch nicht genug. Alle nur etwa mögliche Aussichten, daß er in der Folge der Zeit glüklich seyn könnte, musten vor ihren Augen, als so vieler Abgang ihrer eigenen Glükseligkeit liegen, denn diese sezte sie nicht allein

lein in der Befriedigung ihrer eignen Wünsche, sondern auch zu gleicher Zeit in der Nichtbefriedigung derer, welche andrer hatten. Nun beurtheilte sie auch alle die zum weiblichen Geschlechte gehörten, nach sich selbst, glaubte, alle würden eben die Mittel und Wege einschlagen, zum Ziele zu gelangen, das ihre Leidenschaft sich gesezt, wie sie selbst. Wenn sie sich indessen in die Zeiten zurükseze, wo sie den Baccalaureus zu erhalten alles anwandte, so kam es ihr vor, daß so wie der Rath eines Mannes in diesem Falle bey ihr nicht das geringste ausgerichtet haben würde, so würde hingegen das Zureden einer Person ihres Geschlechts, welche sie vor verschlagener als sich selbst gehalten hätte, auf sie einen besondern Eindruk gemacht haben.

Diesen Eindruk hofte sie nun auf die Witwe zu machen, denn von der Seite der Leidenschaft dieser, fürchtete sie noch alles gute für ihren Bruder. Die ganze Nacht, ehe er abreisete, hatte sie darauf gedacht, daß sie seine einzige Hofnung untergraben wollte, und nun stand sie gleichsam triumphirend auf. Der Gedanke, daß ihr Bruder nun fort, und durch ihre Hülfe ganz elend geworden, und noch werden sollte, gos viel Heiterkeit in ihr ganzes Wesen, und

ge-

gegen neun Uhr gieng sie fort um selbst zur Wittwe zu gehen. Sie verhehlte es dem Baccalaureus gar nicht, wohin sie gehen wollte, aber die Ursache drehete sie dahin um, sie wollte gehen, die Wittwe über den Verlust zu trösten, und von dem Baccalaureus erhielt sie deswegen noch die ausgesuchtesten Lobsprüche.

Was war ihrem Schreken zu vergleichen, als sie ins Haus trat, um sich melden zu lassen, und hörte, die Dame wäre verreist. Wie Bley lag das Wort auf ihr, sobald sie es nur gehört hatte. Sie stuzte, sagte laut: Ey die Unbesonnenheit! und fand, was sie in diesem Hause nicht geglaubt hatte zu finden, eine Person, welche ihr hierinn recht gab.

Dieß war keine andere, als eine Haushälterinn, welche ihr eben die Nachricht gab, und die der Groll, daß man sie nicht als Aufseherinn über das ganze Hauswesen behalten, dazu brachte mit ihr einzustimmen, so treu sie sonst ihrer Frau, und ihrem seeligen Herrn gewesen war. Ja wohl eine Unbesonnenheit, mit einem jungen Taugenichts in die Welt zu laufen, und seinen guten Namen, den man so reichlich hatte, nicht allein aufs Spiel zu sezen, sondern auch das bisgen Segen, was man hat, fieng sie in

einem äuſſerſt pathetiſchen Tone an, und dann fuhr ſie fort: Denn nun wird alles durch die Hände des Verſchwenders gehen, und ich will mich nur bey Zeiten fortmachen, um mein bisgen Lohn, was ich ſtehen habe, ihm nicht etwa mit durch die Gurgel zu jagen.

Das war Waſſer auf Fränzgens Mühle. Mit einem tiefen Seufzer fieng ſie an: Es iſt zwar mein Bruder — bey den Worten fuhr die Haushälterin zurük, Fränzgen aber nahm ſie bey der Hand und ſagte; Fürchte ſie ſich nicht, ich weis, daß er nichts taugt, und dies brachte wieder Röthe auf die ſchon ganz abgebleichten Wangen jener. Fränzgen betheuerte, ſie begreiffe nicht wie eine vernünftige Frau ſo handeln könne, und ſezte ſich nun in Bewegung um zu erfahren, wohin ſie ihren Weg genommen, und unter was vor Umſtänden ſie mit einander über dieſe Uebereinſtimmung einig geworden.

Hier erfuhr ſie von der Wahrheit wenig, deſto mehr aber, was ihrem verläumderiſchen Karakter reichlichen Stoff geben konnte; denn die Alte, die eben ſo froh als ſie war, jemanden zu haben, dem ſie Gift und Galle mittheilen könnte, wuſte zwar weder wohin ſie gereiſet, noch was eigentlich die Unterredung des vorigen

Abends

Abends geweſen. Allein da ſie etwas gehorcht hatte, und übrigens im Erfinden und zuſezen nicht wenig gethan, ſo erzehlte ſie, daß ihre Gebieterin zum raſendwerden verliebt ſeyn müſte, denn ſie hätte geheult und geſchrieen, daß man es über drey Häuſer hören können, ſie ſey ihm um den Hals gefallen, und ſie wollte nicht davor ſchwören, daß ſie ihm nicht alles angeboten, um nur mit ihm fortzukommen.

Dies alles hörte Fränzgen zwar an, und nahm es auch fein zu Herzen, allein es war doch nicht die Hauptſache, und konnte ihre Schwermuth nicht lindern, denn nun war ihr Plan gewaltig verrükt. Ehe ſie indeſſen Abſchied nahm, machte ſie es mit der Haushälterin aus, ſie wollten alles, was ſie von beyden Seiten etwa hörten, ſich getreulich hinterbringen, und in dieſem Augenblik ſchlos Beelzebub mit Luzifer einen Kontrakt.

Wie Fränzgen hernach von ihr und auf dem Rükwege allein war, ſo dachte ſie erſt recht darüber nach, daß ſie nun dennoch geäffet wäre, und daß ihr Bruder ihr vielleicht entgehen, mit der Wittwe ſich verbinden, und darüber Marien vergeſſen würde, und wider dieſes ſahe ſie kein Mittel in ihrer Gewalt. Nach dem was ſie von

Liseiten gehört, konnte sie von der Seite keine Aenderung hoffen, und ihren Bruder hielt sie doch nicht für so gar dumm, daß er das lezte Hülfsmittel anschlagen sollte. Ihre Wuth über diese Aussicht wurde ungemein gros, und mit funkelnden Augen trat sie ins Wohnzimmer wo der Baccalaureus eben saß, und sein Frühstük nebst einem Gläsgen (jezt trank er Doppelkümmel) verzehrte.

Mit der grösten Kaltblütigkeit, die je einen Stoiker zu Theil geworden seyn mag, sagte er zu Fränzgen (denn vom Weiberzorn hielt er nichts) sie mögte ein Glas Wasser trinken, denn er sähe es ihr an, daß sie sich ereifert.

Dies machte eine plözliche unmittelbare Wendung auf Fränzgen, die jezt entweder ihren Mann beschuldigen muste, er habe zu wenig Aufmerksamkeit für sie, welches vermuthlich einen Zank gegeben haben würde, oder ihre Hülfe zu Thränen nehmen, denn nur dieses beydes konnte ihn bewegen, sich nach der Ursache ihres Eifers zu erkundigen.

Nun wuste sie aber schon, daß Thränen unter diesen beyden Mitteln das wirksamste waren, und so wie sie sie in ihrer Gewalt hatte, hatte sie wohl niemand. Kaum sahe sie auch der Bac-

calau-

calaureus weinen, als sein ganzer Stoicismus am Ende war. Er gieng gleich auf sie zu, und frug sie, ob die Wittwe ihren Besuch übel aufgenommen, oder was sonst ihren üblen Humor zuwegebrächte. Sie nahm eine ganz vortreffliche Wendung, und sagte, die Wittwe sey ihrer Aufmerksamkeit gar nicht werth, und eine solche Person könne sie nicht beleidigen. Allein das kränke sie, das errege ihren Zorn, daß ihr Bruder das Vertrauen, was er, der Baccalaureus auf ihn gesezt, misbrauche, und ihn hintergehe. Das presse ihr Thränen hervor, wie sie keine Beleidigung gegen sie selbst irgend jemals herauspressen würde.

Und was ist denn das, sagte der Baccalaureus ganz sanft, womit er mich beleidigt haben soll. Vielleicht irrst du dich liebes Fränzgen — Leider antwortete sie, ist hier kein Irrthum möglich, denn er ist mit der Wittwe durchgegangen.

Was sagst du Weibchen? Mit der Wittwe wär er durchgegangen? Nein das ist unmöglich. Da irrst du dich gewis. Sie wird ihn ein Flekgen begleitet haben, und dann wird sie gewis wieder zurükkommen. Fränzgen erzählte darauf, daß sie ihre Hauchaltung bestelit, und

hinterlassen hätte, daß sie nicht wüste, wenn sie wiederkommen würde.

Nun sagte der Baccalaureus, daß er das zwar nicht tadelnswerth fände, daß er die Wittwe mitgenommen, und sie mit ihm gegangen, denn wenn sich die Leute liebten, könnten sie sehr glüklich seyn, allein das fände er sehr unartig, daß ihm der Dokter nichts davon gesagt. Das zeige einen Mangel an Zutrauen, und er habe es nicht erwartet.

Wie freute sich Fränzgen daß sie noch nichts davon gesagt, daß diese Abrede erst den Abend vorher genommen, da der Bruder nicht mehr zum Baccalaureus gehen können. Sie verbarg es auch sorgfältig, fuhr vielmehr im vorigen Tone fort und suchte den Mann immer nochmehr aufzubringen, erlangte es auch, daß er ihr versprach, nicht an ihn zu schreiben wie er ihm versprochen hatte, denn er wuste den Ort seines Auffenthalts.

Sie wuste ihn zwar auch, allein sie dachte sich nicht unrecht, daß er gewis nicht den Weg nehmen würde, den er angegeben, sondern einen andern, aber daß er die Briefe dort würde suchen lassen, das dachte sie, so wie auch, daß er sich kränken, und vielleicht entschliessen würde,

de, den Baccalaureus nicht wieder zu errinnern, und so mit wäre die ganze Bekantschaft gehemt gewesen.

Aber das war noch wenig Trost für ihr Erwartungen, und da ihre innere Bosheit sich an den Personen nicht auslassen konnte, die sie betraf, so lies sie solche an ihrem guten Namen aus, den sie nun auf eine so entsezliche Art vermglimpfte, daß die ganze Stadt in kurzen davon voll wurde, daß der Dokter Pillpullklystropfius und die Wittwe in einem schändlichen Umgange gelebt, und um die Folge desselben zu verbergen, sich nun auf die Flucht gemacht hätten.

Dies kam durch andere zu des Baccalaureus Ohren, die ihm freylich nicht sagten, und nicht sagen konnten, daß es von seiner Frau herrührte. Im Anfange wolle ers nicht glauben. Da aber hernach gar zu viele es behaupteten, da der Dokter nichts von sich hören lies, und alle Anzeigen durch die Art und Weise, wie die Wittwe es eingerichtet die Wahrscheinlichkeit der Sache bestätigten, so kam es auch ihm glaubwürdig vor, und die Wittwe hatte einen schelmischen Karakter in seinem Sinn, und der Dokter Pillpullklystropfius von dieser Minute an einen wahren Freund weniger in der Welt, und

das durch die Bemühungen einer leiblichen Schweſter.

O tempora! o mores! rief ein würdiger Landſchulmeiſter als wir ihm dieſe Stelle vorlaſen, und machte ein Kreuz vor ſich, und pries ſich glüklich, daß er keine Schweſter hätte.

Viertes Kapitel.

Wie und wo ſich der Dokter Pillpullklyſtropfius mit ſeiner Amaſia indeſſen befindet, und wohin er mit ihr zu gehen ſich entſchließt.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius hatte am Abend ſpät noch vom Dokter Blaſe vor deſſen Bette Abſchied genommen, weil er es für unverantwortlich hielt, dies nicht zu thun. Er bekam von ihm noch die Verſicherung, er mögte ſich als ſeinen Sohn anſehen, und ſich in allen Bedrängniſſen an ihn wenden. Der Dokter hatte darauf nicht viel geachtet, und ſich ohne einen

einen weitern Gedanken, als an die Ruhe die er bedürfte, niedergelegt. Am Morgen aber, ob er gleich nur einige Stunden geschlafen, war er in einer groſſen Unruhe. Er war von der Wittwe völlig eingenommen, aber auch zugleich ganz von dem Unrecht durchdrungen, welches er Marien that, und wie in dem Fall Rechtschaffenheit immer über Leidenschaft siegte, wo es bey ihm zur Ueberlegung kam, so hatte er sich vorgenommen die Wittwe noch einmal zu bitten, daß sie zurükbleiben und ihren Ruf schonen mögte.

Wie er aber bey ihr eintrat, und alle die Anstalten zur Reise geendigt, und sie ganz fertig sahe; wie sie ihm in die Arme lief, wie sie ihm sagte, er mögte nun ihr Glük sogleich vollkommen machen, und mit ihr aus dem Orte eilen, der ihn so sehr haßte, und ihr deswegen so sehr verhaßt wäre, so konnte er nicht ein Wort mehr von dem vorbringen was er sich vorgenommen, sondern er lies ganz seiner Leidenschaft den Sieg.

Sie sezten sich im Wagen, und rollten davon. Ohne etwas zu fühlen, als daß seine Seele erschlaft wäre, fuhr der Doktor. Mit der Wittwe nicht so; mit dem lebhafteſten Vergnügen,

gen, was sie wollte, so schön durchgesezt zu haben, verlies sie ihr Eigenthum und ihr Vaterland.

Aber damit du, lieber Leser, nicht auf den Argwohn gerathen mögest, als ob unsre Wittwe blos auf sich und ihre Befriedigung gedacht hätte, ohne weiter auf den Dokter und auf diejenige zu sehen, deren Glük sie gestört, so müssen wir dir nur gleich die ganze Absicht der Dame bey dieser Reise erklären.

Diese war nun keine andere, als in Gesellschaft mit dem Dokter zu Marien zu reisen, und zu untersuchen, was für ein Mädgen sie sey. Unnüz wäre es, und wir würden uns einer Unwahrheit schuldig machen, wenn wir behaupten wollten, daß sich dieses nicht auf die Hoffnung gegründet hätte, sie nicht so anzutreffen, daß sie ihr schaden könne, dagegen aber auch war es im Herzen der Dame fest, daß sie wieder alle Art von Schadloshaltung die nur möglich wäre zu geben, dem Mädgen für die grosmüthige Abtretung ihres Geliebten vergüten wollte.

So lange sie jezt mit Lisetten im Wagen saß, eröfnete sie dem Dokter nichts davon, und er bekümmerte sich auch gar nicht darum, wohin es gienge. Die Ursache, warum sie in Lisettens

Gegen-

wart nichts mehr von der Sache ſprechen wollte, war, weil dieſe ihr abgerathen hatte, ſich dem Dokter ganz anzuvertrauen, denn ſo ſehr ſie auch bey Fränzgens Unterredung die Parthie der Dame nehmen wollte, und nahm, ſo hatte doch deren Ausſage etwas auf ſie gewürkt, und ſie wollte dem Dokter nicht allerdings wohl.

Sobald ſie aber zum Mittagseſſen anhielten, ſo war das erſte, daß ſie mit ihm in ein beſonderes Zimmer gieng, und ihm ſagte: Er müſte wiſſen, daß ſie die beſte Abſicht bey ſeiner Begleitung habe. Sie wollte ihn gerade zu Marien führen, und da wollten ſie überlegen, wie ihnen beyden zu helfen wäre. Sie dächte rechtſchaffen genug um einzuſehen, daß ſie keinesweges verlangen könnte, blindlings ſeine Neigung zu feſſeln, und die Dankbarkeit die ſie ihm für ihre Geneſung ſchuldig ſey, erforderte, daß ſie Marien Plaz machte, wenn ſie ſähe, daß er mit ihr glüklicher ſeyn könnte.

Des Dokters Verwunderung ſtieg auf einen ſehr hohen Grad. Er hatte nicht geglaubt, daß ſo viel Edelmuth in der Wittwe wäre, ob er ſie gleich ſchon von einer vortreflichen Seite kannte, denn dieſes gieng oder konnte wenigſtens

offen-

offenbar wieder ihren eignen Vortheil ausfallen, und es gehörte eine Selbstverläugnung in einem hohen Grade dazu.

Jedem andern würde eine solche Erklärung willkommen gewesen seyn, aber vom Dokter liess sich dieses nicht sagen, denn da er schon einige Neigung gegen die Wittwe gefaßt, und diese nun noch vermehrt wurde, so fiel er immer mehr in Zweifel, welche Wahl er machen, und in Unruhe, welches Betragen er, wenn er nun mit beyden zusammen käme, gegen sie beobachten sollte, um nicht von beyden als ein gleichgültiger Mensch betrachtet, und dann vielleicht verachtet zu werden, und wir gestehen es gern daß die Lage höchst kritisch war, und daß es entweder viel Gleichgültigkeit, oder doch viel festen Sinn vom Dokter anzeigte, daß er sich die Reise zu Marien gefallen liesse.

Fünftes Kapitel.

Wie dieſes Unternehmen ablauft, und in was für neue Unruhen der Dokter ſowohl als die Wittwe geſezt werden.

Alſo reißten der Dokter Pillpullklyſtropfius und die Wittwe immer auf den Ort zu wo Mariens Auffenthalt war, und erſterer und leztere waren miteinander ſehr zufrieden, denn die Wittwe ſahe augenſcheinlich, daß des Dokters Neigung gegen ſie zunahm, und es war ihr ſchon Troſt, nur nicht verachtet und ganz zurükgeſezt zu werden, und der Dokter im Gegentheil war durch das Betragen der Wittwe mit ſeinem Herzen in dem Fall geſezt worden, daß er immer mehr Vollkommenheiten an ihr aufſuchte und auch fand.

Liſette ſpielte bey der Sache die unbedeutendſte Perſon. Die Dame hatte ihr ihr Zutrauen entzogen, und vom Dokter hatte ſie es noch nie gehabt. Sie kam ſich wie das fünfte Rad an dem Wagen vor in dem ſie fuhr, und da ſie ſahe „wie unbekümmert um ſie jedes der beyden

ihr

ihr gegenübersizenden seine Projekte ausführte, so sann sie auch auf welche, die Grund und Ziel in ihrer beleidigten Eigenliebe, und in dem nochmahligen Versuch hatten, ihrer Dame zu helfen. Weil aber Projekte, solange nicht interessiren, als sie unausgeführt sind, so ersparen wir auch diese bis dahin.

Man kam an und dem Dokter schlug das Herz doch ängstlicher, als er die Stadt sahe, die ihn in die Mitte von dreyen seiner freundschaftlichen Seelen aufnehmen sollte.

Die Wittwe bestand darauf in einer Auberge einzukehren, und der Dokter fand es selbst rathsamer weil er durch eine plözliche Gegenwart seine Freunde nicht erschreken wollte.

Er schikte sogleich jemand zu Burrmann, der ihn zu ihm rufen sollte. Er erschrak aber, da er hörte daß er verreißt wäre. Er konnte sich dies nicht reimen. Er lies sich darauf bey Mettgen anmelden. Der Bote der ihm die Nachricht brachte, daß er kommen mögte, sagte, die Dame habe sehr verstört ausgesehen, und ihn gebeten zu eilen.

Alles dieses lies ihn nichts gutes erwarten, und er ängstigte sich nicht allein, sondern die Wittwe mit ihm, sie gab ihm hier einen neuen

Beweiß

Beweiß, daß ſie ihn lieber hätte als ſich ſelbſt.

Darinn hatte die Wittwe würklich etwas ganz eignes in ihrem Karakter, was man beſonders beym ſchönen Geſchlechte ſelten antrift, wo Eigenliebe herrſchender iſt als bey den Mannern, wo Gefühl der Vollkommenheiten, die man durch Schmeicheley ſo ſehr erhebt, es dahin bringt, daß man vergißt, daß der Nebenmenſch iſt, der doch ſo viel iſt, wie wir.

Aber die Wittwe fühlte immer feſter und beſſer für andère, als für ſich ſelbſt, und ſie vergaß es, wenn ſie einen Leidenden ſahe, daß ſie vielleicht ſich ſelbſt zu nahe thäte. Dann war ihre Empfindlichkeit auf einen ſehr hohen Grad geſpannt, wenn ſie gern helfen wollte, und doch nicht konnte. Und hier gieng es tief in ihre Seele, daß der Fall ſo war, daß ſie wahrſcheinlich als eine Perſon von der man glaubte ſie käme zu ſtören, nicht würde ſo aufgenommen werden, daß ſie helfen könnte, ſondern daß man ihr mit einer Art von Mistrauen begegnen würde, welches ſie auſſer Stand ſezen würde ihren Endzweck auszuführen.

Dennoch gab sie ihm gleich diesen Beweis ihrer edlen Denkungsart; ohne an sich zu denken, bat sie ihn, er mögte ja eilen, um zu sehen, ob seiner Marie etwas zugestossen, und ob er ihr helfen könnte. Sie sagte das aus so vollem warmen Herzen, als ob es eine Tochter oder wenigstens eine sehr vertraute Freundin von ihr gewesen. Sie betheuerte, daß sie nicht eher ruhig werden würde, als bis er wieder zu ihr zurükgekommen, und ihr die frohe Nachricht gebracht hätte, daß seine Marie wohl und ruhig sey.

Mit schwerem Herzen gieng er zu Nettgen. Sie empfieng ihn an der Thür. Thränen standen in ihren Augen. Ists nicht traurig, sagte sie, daß uns oft das Schiksal so sehr zuwider ist. Sie kommen, ihre Marie zu suchen, und diese arme Seele ist hingereiset, sie aufzusuchen. Eben diese Vorsicht mit welcher sie zu Werke giengen, vereitelte ihr Vorhaben. Kommen sie, und lassen sie sich erzählen, wie es uns gegangen, und was die arme Marie ausgestanden.

Der Dokter Pillpullklystropfius gieng mit ihr in ihr Zimmer. Ich hab es nicht länger verhindern können, fieng sie nun an, sie abreisen zu lassen, und ich hab ihr meinen Burrmann mits

mitgegeben, ſo weh mirs auch that, daß ich ihn von mir laſſen muſte. Vorgeſtern iſt ſie weg. Und warum das, fieng der Dokter ängſtlich und heftig an, und konnte nicht unterlaſſen ihr zu erkennen zu geben, wie wunderbar es ihm vorkäme, daß ſie ſo viel von der Sache wüſte, um unruhig werden zu können.

Er hatte es ganz vergeſſen, was ſie vorher geſagt, und ſie muſte ihn an dieſen Wink erinnern. Wie ihr Brief kam, ſagte ſie, war Burmann und ich nicht hier. Alle ſeine Briefe werden gewöhnlich hier abgegeben. Marie war allein da, und nahm ihn in Empfang. Sobald ſie ſieht, daß es ihre Aufſchrift iſt, wird ſie begierig etwas von ihnen zu leſen, und weil ſie denkt, es iſt ein Brief eingeſchloſſen, und zugleich weis, daß Burrmann ihr die Freyheit nicht übel nehmen wird, ſo erbricht ſie ihn. Wie ſie keinen an ſich findet, fällt ihr gleich eine bange Ahndung aufs Herz. Sie will erſtlich den Brief weglegen, legt ihn auch würklich ſchon aus der Hand, nimmt ihn aber wieder, und ſieht ihn bedenklich an. Indem ſtellt ſie ſich vor, es könne wohl eine unangenehme Nachricht für Burrmann darinn ſeyn, die ſie ihm gelinder vortragen könnte, und nimmt ſich vor den Brief zu leſen. Aber aus

Zweifelhaftigkeit wird auch dieser Vorsaz wieder unterbrochen. Indessen hat sie den Brief aufgeschlagen, und wie sie einen Blik hineinfallen läst, wird sie die Worte gewahr: Marie muß ihn gar nicht lesen.

Nun hält ihre Seele es nicht mehr aus. Sie ist überzeugt, daß der Brief von ihr handelt, und glaubt, es sey besser, sie wisse es sogleich. Sie liest ihn, und nachdem sie ihn gelesen, wird sie schwindelnd, und fällt mitten im Zimmer nieder. Mein Mädgen hört es, läuft hinein, bringt sie zu Bette, und wir treffen sie den Abend krank und fast ohne Besinnung an. Dem Dokter wurde bey der Erzählung selbst schwindelnd, und er erwartete begierig den bessern Ausgang.

Sechstes Kapitel.

Nettgen und die Wittwe lernen sich kennen.

Nettgen erzehlte weiter, daß ihr Mädgen den Brief, den sie neben Marien auf der Erde gefun-

funden, gleich aufgenommen und ihm Vorwürfe gegeben, daß sie, sobald sie Marien schlummern gesehen, mit einander den Brief gelesen, und ihre Verwunderung freylich auf einen hohen Grad gekommen wäre. Indessen hätten sie dem Doktor nichts bey der Sache zur Last legen können, sondern ihn so sehr wie Marien bedauert.

Den andern Morgen erst sey Marie von ihrem Schlummer erwacht, und da sie beyde eben vor ihrem Bette gestanden, habe sie ihnen ihre Hände entgegengestrekt, und Thränen wären über ihre Wangen herunter gerollt. Ich bin unglüklich, meine Freunde, habe sie ausgerufen, ich bin unglüklich, weil ich zu stolz war. Ich habe seit einer gewissen Zeit im Besitz dieses Mannes meine ganze Seligkeit gesetzt, ich glaubte keinen Fall mehr möglich, der mich von ihm trennen könnte, und nun kömmt einer dem ich selbst nicht widerstehen kann, denn ich mag alle meine Liebe zu ihm aufwiegen, so erreicht sie nicht die Schwere, die mein Gewissen drüken würde, wenn ich das nicht thäte. Ja ich will seine Freundin blos seyn. Ich will nicht mit ihm theilen, was er hat, sondern ich will nur von ihm so viel, daß ich als seine Freundin leben kann. Schreiben sie ihm das.

Sie drang darauf sehr auf Burrmann ein, er sollte diese Nachricht an sie beschleunigen, und sollte sagen, sie mögten eilen, die Unglükliche von ihrer Krankheit zu befreyen. Aber wir überlegten es, und beschlossen, daß Burrmann ihr zwar sagen sollte, er habe es gethan, daß ers aber nicht thun sollte. Denn ihr Entschluß konnte übereilt seyn, ihre Seele konnte jezt wohl sich stark genug glauben, so etwas auszuführen, allein in kurzem könnte die Reue nachkommen, und sie war unglüklich. Und ihre Meynung konnte das doch wohl unmöglich gewesen seyn, da sie schrieben, wir sollten ihr Herz erforschen. Wir liessens also anstehen, und schon den zweyten, dritten Tag hernach merkten wir es sehr deutlich, wie unzufrieden sie war. Zwar legte sies nicht öffentlich an den Tag, aber heimlich nagte der Kummer an ihrem Herzen, und wir sahen es augenscheinlich, daß sie sich verzehrte. Wir musten befürchten, daß sie in ihre vorige Krankheit fiele, und da sie selbst schrieben, in dem Falle hätte sie das nächste Recht auf sie, so waren wir schon im Begrif es ihnen zu schreiben, und sie zu bitten, sie mögten das arme Mädgen nicht verlassen, die so ganz an ihnen hienge, und von ihnen ihre ganze Glük-

Glükſeligkeit erwartete, als unvermuthet eine Nachricht erſchien, die der Sache eine andere Wendung gab.

Es ſey ein Mann von gutem Anſehen gekommen, fuhr Nettgen fort, der mit Marien allein zu ſprechen verlangt hätte. Sie beyde hätten gleich vermuthet, daß es von Seiten ſeiner, oder doch in der Sache ſeyn mögte, und hätten ihn gebeten, ihnen zu entdeken, was er von Marien wünſchte, weil ihre kränklichen Umſtände ihr nicht erlaubten, eine heftige Nachricht zu hören. Er verſicherte aber, daß die Nachricht nichts weniger als unangenehm für Marien wäre, und da er von ſeinem Eigenſinn nicht abgehen wollte, ſo muſten wir ihm geſtatten, ſie allein zu ſprechen.

Nach einer halben Stunde gieng er fort. Wir traten ins Zimmer und fanden ſie weinend. Er iſt betrogen, ſagte ſie. Er glaubt, ein rechtſchaffenes Weib liebe ihn, und es liebt ihn eine Syrene, eine Verführerin. Man hatte Marien den Karakter der Dame ſo abſcheulich geſchildert, man hatte ſie gebeten, um ſeiner Erhaltung willen ihre Einwilligung nicht zu dieſem Bündnis zu geben, man hatte alle Einwendungen, die ſie ſelbſt als Schlüſſe aus ſeiner Denkungs-

lungsart und seinem Briefe zog, und dagegen vorbrachte, dadurch umgestossen, daß man sagte, er sey verblendet, er sey zu gut, er habe sich einnehmen lassen. Endlich hatte man darauf angetragen, daß sie selbst kommen mögte, so wollte man sie, obwohl unerkannt von allen diesen überzeugen — denn die Person hätte es bey dem Dienste den sie ihr erzeigen wollte, sich zur Hauptabsicht gesezt, sich nicht zu erkennen zu geben, um nicht eigennüzig zu scheinen, weil sie in gewissen Verbindungen mit ihm, dem Dokter, stände.

Der Dokter hatte alles aufmerksam angehört, und bis jezt nur darüber nachgedacht, wer etwa die Person seyn könnte, die dergleichen Dienste ihm zu leisten fähig, und genug mit seinen Umständen bekannt wäre. Allein er hatte gut sinnen, in diesem Leben wäre ihm Fränzgen nicht eingefallen.

Nettzen welche die Ursache seines Nachsinnens aus einer Parallele herleitete, die er mit seiner Kenntnis vom Karakter der Wittwe, und mit dem zog, was er jezt eben gehöret, frug ihn jezt mit der ihr gewöhnlichen Vertraulichkeit gegen ihn: Ob er sich denn würklich diesesmal geirret?

Nein,

Nein, nichts weniger, fieng der Dokter mit Herzhaftigkeit an, und ihnen davon einen Beweis zu geben, will ich sie sogleich zu ihnen bringen. Denn sie ist mit mir hier, ist mit mir in der edlen Absicht gekommen, Marien kennen zu lernen, und alsdenn gemeinschaftlich mit ihr zu überlegen, was zu meinem Besten dienet. Denn ich bin jezt ein bloßer Ball des Schiksals. Aber bittres Unrecht that man der Wittwe, wenn man sie eines unrechtmässigen Zuges in ihrem Karakter beschuldigte.

Rettgen hat ihn nun, zu eilen, und die Wittwe zu ihr zu führen, und der Dokter gieng darauf fort.

Diese Dame hatte in der Auberge ihre Zeit in der grösten Seelenangst zugebracht. Sie wuste nicht ob Marie todt war oder lebte, ob sie mit Klagen oder mit Bitten ihren Dokter betaubte. Da sie die Ursache aller dieser Unruhen war, so konnte sie auch leicht der Gegenstand aller der Unterredungen seyn, die jezt fielen, und es that ihr weh, daß die Stärke ihrer Leidenschaft ihre gute Seite in ein falsches Licht sezen sollte.

Als sie den Dokter mit so ziemlich heiterm Gesichte zurükkommen sahe, rief sie ihm gleich entgegen was Marie machte? Der Dokter erzählte

te ihr alles was geſchehen war, und verhehlte ihr nichts von dem, was auch in Anſehung ihrer vorgefallen. Die Dame konnte ſo wenig wie er begreiffen, wer die dienſtfertige Seele ſeyn müſte. Ganz begreiflicher aber war ihr Mariens Betragen, die ſie nun ſchon für fähig glaubte, ihr den Rang ſtreitig zu machen, und wenn ſie ſie ſchon deswegen nicht haſſen konnte, denn dazu dachte ſie zu edel, ſo ſahe ſie doch für ſich eine Zeit voll Schwermuth und Kummer in die Zukunft voraus.

Weil ſie indeſſen den Dokter bey ſich hatte, weil ſie ſahe, daß er ihr mit einer Achtung begegnete, die ohngeachtet des jezigen neuen Auftritts mit Marien, den ſie verurſachten, nichts nachlies, ſo verſcheuchte ſie alle unangenehme Gedanken, und war willig mit ihm zu Rettgen zu gehen.

Rettgen die nichts weniger als eine Perſon erwartet hatte, die an Schönheit und ſanften Zügen Marien völlig gleich kam, an ausgebildeten Umgange aber ſie übertraf, erſtaunte freylich als ſie ſie ſahe, und zitterte vor ihre Marie. Und als ſie nachher mit ihr näher bekannt wurde, und bey ihrem ſcharfen Blike ſogleich gewahr, daß Verſtand und Adel des Herzens, daß eine weiche

weiche und sanfte Seele in ihr war, so fürchtete sie zwar noch weit mehr für Marien, allein sie fühlte auch Mitleid für die Dame, und sie wuste selbst nicht mehr für welche sie sich am meisten interessiren sollte. Sie konnte an ihrem Innern sich ein Bild machen, wie es in des Doktors Herzen aussehen müste, und wie getheilt darinn die Neigung für beyde wäre.

Nettgen erzehlte nun beyden weiter, daß nachdem Marie die schon angeführte Nachricht erhalten, sie so unruhig geworden, daß sie nicht zu erhalten gewesen. Die Heftigkeit ihres Geistes habe diesmal die Schwäche des Körpers überwunden, und in wenig Tagen wäre sie gesund gewesen. Da kein ander Mittel übrig gewesen, sie zu beruhigen als sie reisen zu lassen, so habe sie, Nettgen selbst, Burrmann den Vorschlag gethan, sie zu begleiten, und sie habe noch beym Abschiede Nettgen diese schmeichelhafte Hofnung hinterlassen, bald mit ihrem Geliebten zurükzukommen.

Die Dame, welche durch Nettgens Unterhaltung nun erst von Mariens Werthe völlig überzeugt war, verfiel in Eifer darüber, daß sie eine solche Störung verursacht, und die Begierde, auf einmal das wieder gut zu machen, ließ sie

sie den Vorschlag thun, mit dem Dokter gleich wieder zurük zu reisen, und Marien von dort abzuholen. Der sicherste und beste Weg wäre es für den Dokter, und für Fränzgen ein Donnerschlag gewesen, denn das ganze Gerede der Stadt hätte aufgehört, und es wäre zu einer Erklärung zwischen dem Baccalaureus und dem Dokter gekommen.

Dies alles unterblieb, denn der Dokter sagte, er würde auf keinen Fall wieder an jenen Ort gehen. Es sey auch für ihn traurig genug, daß Marie dahin gereiset, wo Verläumdung und Falschheit ihr keine andere als schlechte Begriffe von ihm beybringen könnten. Und käme er nun selbst, so würde man noch mehreres hervorsuchen, um den Eindruk zu schwächen und zu verhindern, den seine Gegenwart etwa machen könnte.

Der Dame wars ein kleiner Stich ins Herz, daß er bey Marien sogar nicht verläumdet zu seyn wünschte. Doch traf er nicht um ihr Gift zu geben, nur heimliche Schwermuth. Es wurden also andre Masregeln genommen, und die bestanden darinn, daß Marie sogleich zurükkommen sollte, und man denn von hieraus sehen wollte, was zu thun und zu lassen wäre.

Nett-

Mettgen schrieb also an Burrmann, und meldete ihm, was vorgefallen war, denn der Dokter getrauete sich nicht an Marien zu schreiben, aus Furcht, daß er sie durch seine zu sehr gezeigte Empfindlichkeit gegen die Dame auf den Gedanken bringen mögte, als liebte er sie nicht, wie er sie sonst geliebt hätte, und wenn dies gleich im eigentlichen Verstande wahr war, so wollte ers doch nicht Wort haben, nicht einmal gegen sich selbst, weil er sich zu gewissen Zeiten mehr für die Wittwe, zu gewissen Zeiten mehr für Marien erklärte.

Auch in dem Falle, daß zwey liebenswürdige Frauenzimmer sich um ihn beiferten, würde ihn mancher für glüklich gehalten, und ihn glüklich gewannt haben, und er war nichts weniger dadurch.

Siebentes Kapitel.

Welches von Marien handelt, von welcher bisher zu viel im dunkeln geblieben, was mehr als nach der Oberfläche betrachtet zu werden verdient.

Marie hatte eigentlich ein sehr glükliches Schikſal auf dieſer Welt zu erwarten. Sie hatte einen Vater, der für einen Bauer nicht allein ſehr vorſtändig war, ſondern auch ein rechtſchaffenes Herz und eine ziemliche Menſchenkenntnis beſas. Auſſerdem war er ſehr vermögend. Ihre Mutter hatte eine Zeitlang bey einer Dame gedient, die die reinſten Begriffe von Tugend und Sitten hatte, und da ſie bey ihr mehr als Geſellſchafterin, als wie Kammermädgen anzuſehn war, ſo hatte ſie ſich dieſe Begriffe ihrer Dame, ſo viel möglich, eigen gemacht, und war dadurch gleichſam aus der Sphäre ihres Standes, denn ſie war eine Bäuerin aus dem nämlichen Dorfe, herausgeſezt. Aber ihre Dame ſtarb plözlich, und nun ſchämte ſie ſich nicht, in ihr Dorf zurükzukehren, und ohne zu erröthen, die Arbeiten

ten wieder zu übernehmen, die ihrem Stande eigen waren. Die Wahl ihres Mannes fiel bald auf sie, und sie war mit ihm so glüklich wie man seyn kann. Marie war einzige Tochter dieser Ehe, und der Augapfel des Vaters und der Mutter.

Da sich nun der Vater einbildete, seine Frau würde gegen seine Tochter die nämliche Zärtlichkeit behalten, die sie gehabt, und würde um dieser Zärtlichkeit willen jede andere Verbindung ausschlagen, so sezte er sie zur Erbin seines Vermögens und Vormünderin ihrer Tochter ein, die erst vier Jahr alt war, da er starb.

Aber das Weib war jung, und ihre Wirthschaft war gros, bald sahe sie, sie würde ohne Gehülfen nicht bestehen können. Sie blieb auch nicht ohne Liebhaber, und unter der Menge die ihre Hand suchten, wuste sich der jezige Stiefvater am besten einzuschmeicheln. Er erhielt sie. Aber er hatte sich in einen Engel des Lichts verstellt, und war ein Geist der Finsternis.

Das Weib muste sich bald üben, geduldig zu seyn. Sie wurde eine der grösten Kreuzträgerinnen, aber sie litt. Sie wandte ihre ganze Sorgfalt auf ihre Tochter. Sobald ihr Mann merkte, daß ihre Gesundheit augenscheinlich litt,

nahm

nahm er gegen Marien ein anderes Wesen an, liebkoſete ihr, und ſchmeichelte dadurch der Mutter ſo ſehr, daß ſie vor ihrem Tode die nemliche Unvorſichtigkeit begieng, die ihr verſtorbner Mann in Anſehung ihrer begangen. Marie kam unter die Vormundſchaft ihres Stiefvaters, der ihr vorher übel genug begegnet, und nur ſeit dem lezten Jahre ſich gegen ſie ſo gut geſtellet.

Es war ihr, die die feinſten Empfindungen gegen alles, von ihrer Mutter eingeſogen, gar nicht zu verdenken, daß ſie über den Tod dieſer Mutter weinte, und ſehr kläglich that, daß ſie ihrem Sarge nachlief, und ſie ſich zurükwünſchte. Man wird ſich auch nun nicht mehr wundern, daß ihr das, was der junge Zerberus ſagte, auffiel, denn ſie hatte Geiſteskraft, es zu empfinden.

Gleich nach dem Begräbnistage ihrer Mutter lies ihr Stiefvater ſie es fühlen, daß es nur Schein geweſen war, wie er ſich freundlich gegen ſie geſtellet, und er fieng ſeine alte Aufführung wieder an. Er muſte es im Sinne haben, ſie wie ihre Mutter todt zu ärgern, denn ihm war es einzig und allein um ihr Vermögen zu thun.

Sobald als Marie merkte, daß ihr Vater die vorige Laune gegen sie annahm, so nahm sie sich vor, dem Beyspiele ihrer Mutter zu folgen, und Geduld zu üben, wie sie. Sie begegnete ihrem Vater mit Liebe und Sanftmuth, that alles was er von ihr verlangte, mit Eifer und dem strengsten Gehorsam, und nahm denn die ungerechtesten Vorwürfe, ja so gar thätliche Beleidigungen mit einer Gelassenheit auf, die Bewunderung verdiente. Freylich griff es ihr Herz nicht wenig an, und sie bekam dadurch eine äusserst empfindliche Seele. Auch ausser diesem bekam sie eine unrichtige Idee vom Menschen, und wurde etwas mistrauisch, doch allezeit ohne es äusserlich zu zeigen.

Ihre beste Beschäftigung während der Zeit, daß sie von ihrem Vater abhieng, war an das Andenken ihrer Mutter, deren Gestalt immer um sie schwebte, wenn sie auch voll Unruhe über ihres Vaters Betragen war. Konnte sie eine Stunde abmüssigen, so besuchte sie ihr Grab und weinte sich da recht satt. Aber das war dem Vater sehr ungelegen, und sie mußte eben darüber oft am meisten leiden. Denn wenn er gekonnt hätte, so hätte er ihr diese traurige Freude gewis abgeschnitten. Er hatte es ihr

schon bey mehrern so gemacht und z. B. einige Bücher, die sie von ihrer Mutter hatte, ihr ins Feuer geworfen. Er hatte dies auch schon bey der Mutter Leben versucht, aber sie hatte ihm immer gesagt, wenn er dieses ihr nicht liesse, welches noch ihre einzige Freude wäre, so müste sie offenbar mit ihm brechen. Gegen die Tochter hatte er nicht soviel Gefälligkeit.

Nach einigen Jahren hatte er es auch dahin, wohin er es haben wollte. Er hatte das Vermögen mit Hülfe einiger die auf seine Seite waren, so wegzubringen gewust, daß dem Anscheine nach, nichts mehr davon übrig war. Er gab sich selbst als insolvent an, und Marie verlor ihr ganzes Vermögen. Er war noch so unverschämt, daß er sie aus seinem Hause versties, und arm und ohne Hülfe muste Marie fort. Und doch gieng sie gern, denn es war ihr lieber, verlassen und von der Pein bey ihm zu seyn, befreyt umher zu irren, als seinem schmählichen Betragen länger ausgesezt zu seyn. Ihr Geist war, als sie aus dem Hause, welches ihr ein Kerker schien, verbannt war, frey, und dachte seine Freyheit zu geniessen. Es war ein überspannter Gedanke in ihr, nach welchen sie irgend einen Dienst zu finden hofte, wie ihn

ihre

ihre Mukter gehabt, denn diese hatte ihr oft von ihren damahligen glüklichen Zeiten vorgeschwazt. Allein Marie wuſte noch nicht, wie schwer es jezt in der Welt hält, auch nur das aller kleinſte zu verlangen, wenn man nicht Bekanntſchaft und Empfehlung hat, und ſie verzehrte das wenige, was ſie von ihrem Vater erhalten hatte, ohne zu wiſſen, wohin.

Dies brugte ihren Geiſt ganz nieder. Eben an dem Orte wo ſie der Dokter antraf, war ſie entſchloſſen, als Bauermädgen Dienſte zu verrichten, und ſo ſchwermuthsvoll ſie darüber war ſo ſahe ſie doch wohl ein, die Noth würde ſie dazu bringen.

Des Dokters Erſcheinung, ſein Anerbieten, ſein Vorſchlag zur Heyrath muſte das empfindliche Gefühl Mariens nothwendig reizen und Burrmanns Ausſpruch war ganz richtig daß der plözliche Uebergang zur Freude bey ihr dieſes hervorgebracht. Es war eine Erſchlaffung des ganzen Nervenſyſtems. Nach und nach erhielt es denn ſeine Reizbarkeit wieder, und ſie war auf einen leidlichen Grad ihrer Geſundheit als der Brief vom Dokter ankam, der die Antwort auf Burrmanns Schreiben war. Seit der Zeit hatte Mariens Geiſt volle Heiterkeit

gehabt, hatte sich glükliche Träume für die Zukunft gemahlt und diese waren mit so fester Ueberzeugung der Erfüllung verbunden gewesen, daß es ihr nothwendig ein eben so starker Donnerschlag seyn muste, den Dokter verlieren zu sollen, als es ihr war, ihre Mutter zu verlieren.

Rettgen war zwar kein modiges empfindsames Geschöpf, allein sie war doch in der Lektüre verschiedener Art nicht unbewandert, und da sie selbst eine artige Bibliothek besas, so hatte Marie auch diese mit genuzt, hatte manche schwärmerische Idee gefangen, hatte manche Kraft in sich erwekt, sich in ein frohes Leben im Geist zu versezen. Der Gedanke an ihren vorigen Stand, an das was der Dokter schon damals vor sie gethan, was er durch seine Empfehlung bey seinen Freunden in ihrer Krankheit an ihr gethan, denn davon wollte sie nichts wissen, daß er durch seine plözliche Erscheinung und gemachte Veränderung, selbst Ursache davon war, die Unkosten in die er sich schon ihrentwegen gestekt, das lezte Geschenk, welches sie gar noch nicht als ihr Eigenthum betrachtete, dies alles schienen ihr so viele Ursachen, keine weitern Ansprüche zu machen,

machen, und damals als ſie den traurigen Brief erhielt, und darauf drang, daß man den Dokter von aller Verbindlichkeit frey und losſprechen ſollte, hatte ſie Nettgen den Vorſchlag gethan, ſie mögte ſie als Kammermädgen bey ſich behalten, und damit ſie ihr nicht zu beſchwerlich fiele, würde ihr der Dokter wohl einen Theil des ihr geſchikten Geldes laſſen. Ihrer Tage, meinte ſie damals, würden ſo nicht viele mehr ſeyn, weil der Kummer ſie bald verzehren würde.

Nettgen, die ſo zärtlichen aufrichtigen Antheil an ihr nahm, der ſie Schweſter geworden, weinte wehmuthsvolle Thränen bey dem Antrage, verſicherte ihr aber, daß ſie ſie nie anders als Schweſter betrachten wollte, und ſuchte immer noch in ihr den Gedanken zu erhalten, daß der Dokter der ihrige werden ſollte. Auch wankte in Mariens Seele zuweilen der Muth ſich dem Verluſt ihres Geliebten zu unterwerffen. Immer noch hofte und dachte ſie, es ſollte gehen, daß ſie ſich zu dem überwände, wovon ſie glaubte, er wiſſe es ſchon, aber immer ſtand ihr von der gewiſſen Ueberzeugung davon ſchwarze Melancholie im Wege.

Da sie die Nachricht von dem verläumderischen Fränzgen erhielt, war doppelte Empfindung in ihr. Sie wünschte eifrig ihn zu retten, und doch getrauete sie sich nicht, die Hoffnung wieder zu fassen, daß sie noch so glüklich seyn könnte, als sie mit ihm würklich seyn würde. Das erste bestimmte sie zur Reise, das lezte wollte zwar etwas in den Weg legen, wollte einigemal in ihr den gefaßten Vorsaz unterdrüken. Allein es kam nicht dazu. Er siegte, und sie hofte, könnte sie auch nichts mehr thun, so würde sie doch wenigstens dadurch zeigen, wie aufrichtig sies mit ihm meinte. Nettgen und Burrmann musten ihr hierinne selbst recht geben, und die Dankbarkeit gegen den Dokter, der sie von jenem Fehltritt rettete, und die Liebe zu Marien, bewegte sie, daß Burrmann Marien begleitete, und gern hätte Nettgen es selbst gethan, wenn nicht die Nothwendigkeit ihres Vaters Wirthschaft zu führen, und die Furcht er mögte gar eine Flucht mit Burrmann wähnen, (die blos aus dem bösen Gewissen rührte) sie abgehalten hätte.

Achtes Kapitel.

Läßt Marien und Burrmann in des Dokters Geburtsſtadt ankommen, und nicht finden, was ſie erwarteten.

Da Fränzgen kaum mit der glüklichen Bekanntmachung von des Dokters ſogenannten ſchändlichen Flucht mit der Wittwe fertig war, kam der Abgeſandte, den ſie an Marien abgefertigt, mit der Nachricht zurük, daß dieſe würklich unterwegens ſey, um ſelbſt zu ſehen und zu unterſuchen.

Denn dieſer Bote, der ein eifriger Anhänger von Fränzgen, hatte gemeſſene Ordre gehabt, ihre Schritte und Tritte zu verfolgen. Die Gewisheit, daß Marie mit ihrem Begleiter ſchon nahe bey der Stadt wäre, und daß ihnen nicht etwa was begegnet, was eine Entdekung hervorbringen können, ſezte der Freude die Krone auf, welche Fränzgen gleich im Anfange bey der Nachricht empfunden hatte.

Man konnte sich würklich keinen glüklichern Zufall für Fränzgen denken, und sie verwünschte jezt ihre Hize, die sie hatte glauben lassen, daß es ihr schädlich wäre, daß der Dokter und die Wittwe fortgegangen. Sie sahe ordentlich eine Schikung für sich und ihre Projekte in dieser Flucht, die sie beförderte. Allerdings wäre es auf einmal vorbey gewesen, wenn der Dokter oder auch nur die Wittwe noch da gewesen, und der Bote der von den neueren Dingen nichts wuste, erwartete schon, daß Fränzgen ihn für die Nachricht übel empfangen würde, die er ihr brächte, und nur nach ihrer gethanen Erzehlung wuste er sich ihren guten Empfang zu erklären.

Darüber wenigstens hätte Fränzgen alle mögliche Ursache gehabt unruhig zu seyn, daß sie sich unterwegens antreffen mögten, denn zusammen waren sie würklich unterwegens, aber sie fuhren sich vorbey ohne sich zu kennen, weil sie beyde in zugemachten Wagen waren, und versäumten so den Augenblik in dem sie von beyden Seiten vielen Unruhen entgehen können.

Unterwegens hatte Marie mit Burrmann einen ganz unnöthigen Streit abgehandelt. Er behauptete als nöthig, und nahm sich daher vor

seinem Freunde das Unrecht sehr lebhaft vorzustellen, was er an seiner Marie begangen, da er sie verlassen, und Marie wollte im Gegentheil nichts davon wissen, daß ihm auch nur der geringste Vorwurf gemacht würde. Sie sagte er habe genug für sie gethan, der Wille sey die That, und die Absicht, aus welcher er der Witwe sie aufopfern wollen, sey zu edel, als daß sie nicht blos Nachsicht, sondern auch Verehrung verdiene.

Unentschieden über den Punkt kamen sie an, und nachdem Marie Burrmannen noch einmal dringend gebeten nichts wider den Dokter zu thun, so schikten sie hin, den Dokter zu sich zu bitten. Hätte nicht Burrmanns eigner Bedienter den Auftrag übernommen, und wär es nöthig gewesen, aus dem Hause jemanden zu nehmen, so hätte man diesen Weg ersparen können, denn es war in dem Wirthshause so gut wie in der ganzen Stadt bekannt, daß der Dokter nicht mehr da war, und was er gethan.

So aber erfuhr es auch der Bediente sogleich im Hause des Dokter Blase, obwol nicht von ihm selbst, denn er würde es wenigstens nicht zur Unehre des Dokter Pillpullklystropfius erzehlt haben, weil ers in der Art nicht glaubte,

sondern ebenfalls von dessen Leuten. Burrmann und Marie hatten also einen ähnlichen Schreken, wie ihn der Dokter Pillpullklystropfius und die Wittwe bey der Nachricht von Mariens Abreise hatten, nur mit dem Unterschiede, daß diese, weil er mit einer Nachricht verbunden war, die dem Gegenstande wenig Ehre machte, den er betraf, ungleich verzehrender, besonders für die arme Marie war, welcher es nicht sowol um das Wiedersehn des Dokters allein zu thun, sondern die ihn gern retten, und so glüklich wie möglich machen wollte, und der sein guter Name so lieb, wie ihr eigner war.

Von ihren Thränen, und von den Klagen, die sie erhob, wollen wir so wenig etwas sagen, als von Burrmanns Schmerz.

Indessen kam wenige Augenblike, nachdem diese Nachricht die Ohren der beyden Erstaunten erreicht, ein Bote von Fränzgen, der von der Schwester des Dokter Pillpullklystropfius beyden eine Empfehlung brachte, und sie zugleich ersuchte, ihre Wohnung bey dem Herrn Baccalaureus zu nehmen.

Sie habe, ließ sie bey dieser Botschaft hinzusezen, zu viel Mitleyden mit einer Person der ihr Bruder schlecht begegnet, als daß sie sie nicht soll-

ſollte zu tröſten ſuchen, und da jemand ihren Bruder in ſeiner bisherigen Wohnung ſuchen laßen, habe ſie gleich vermuthet daß die Nachricht von ihr herrühre.

Marie, die nicht das geringſte von den Verhältnißen zwiſchen ihr und dem Dokter wuſte denn nie hatte er ſich etwas davon merken laßen, glaubte eine ſo zärtliche Denkungsart bey dieſer zu finden, wie ſie ſelbſt ſie gegen einen Bruder würde gefühlt haben, wenn ſie einen gehabt hätte. Sie nahm alſo die Einladung mit Freuden an. Sie dachte ſich bey der Schweſter für das ſchadlos zu halten, was ſie am Bruder verloren.

Im Anfange ſchlug das nicht fehl. Fränzgen die ihren Vertrauten den Schritten und Vornehmen Mariens folgen laſſen, hatte ſogleich, als ſie die Sendung nach ihren Bruder erfahren, dem Baccalaureus den Fall als etwas was ſie von ohngefehr gehört, erzählt, und ihr gezeigtes Mitleyden gegen das arme Mädgen hatte ihn ſo ſehr gerührt, daß er ihr völlige Freyheit lies, zu ihren Beſten zu thun, was ſie wolite.

Nun gieng ihr Plan dahin, ſie treuherzig gegen ſich zu machen, daß ſie ihr in jedem folg-

te, und dann wollte sie sie bereden, gegen ihren Bruder zu klagen, und hoffte dadurch zu erlangen, daß man ihm und der Witwe auf die Spur käme, und dadurch dieses Bündnis trennte. Der erste Empfang war von Mariens Seite sehr traurig. Sie weinte heftig, und Fränzgen weinte mit ihr, denn Fränzgen waren Thränen sehr leicht zu Gebote. Der Baccalaurens sahe das Mädgen, fand sie reizend, sprach sie, fand sie verständig, forschte, fand sie unschuldig, und ergrimmte über den Dokter, und dennoch als sein erster Grimm sich geleget, konnte er ihm nichts rechtes zur Last legen, denn er hatte den Kampf seiner Seele gesehen, er hatte gewußt, daß die Dame in den gefährlichsten Umständen war. Verstellung kannte der Dokter nicht, das war er überzeugt, also das einzige, was er ihm zur Last legen konnte, war die heimliche Flucht mit ihr.

Er hatte jezt wahres Mitleyden mit ihm, doch mehr mit Marien, und daher kam es, daß er dennoch weil ihm das Gegenwärtige anschaulicher war, oft in Eifer gegen ihn gerieth, und glaubte er habe dem Mädgen viel zuviel gethan.

Der Baccalaureus und Marie konnten sich sehr gut vertragen. Denn wenn auch der erste anfieng etwas wieder den Dokter zu reden, so ronste ihn doch Marie bald umzuwenden, und auf den Punkt war der Baccalaureus nur zu geneigt ihr nachzugeben. Wenn sie nun mit dem Baccalaureus in Fränzgens Gegenwart davon handelte, so sagte diese nichts sondern wenn sie nicht umhin konnte, auf etwas zu antworten, was von ihr gefragt wurde, so gab sie ihren Antheil daran durch einen Hm! zu erkennen, welches denn für Beyfall angenommen, und nicht weiter in sie gedrungen wurde.

Sobald sie aber mit Marien allein war, erzählte sie ihr, daß ihr Mann sehr schwach wäre, daß sie ihm nachgeben müste, um ihn gut zu erhalten, daß sie allerdings gegen alle Menschen sehr gut von ihrem Bruder spräche, und ihn zu vertheydigen suchte, wo sie nur könnte, daß aber sie ihr, welcher er so nahe angienge, unmöglich etwas verhehlen könnte. Zwar könne sie nicht errathen, meinte sie, woher ihr, Marien, die spezielle Nachricht von der Wittwe gekommen, aber wahr sey sie. Wahr sey es daß sie ihren Bruder verführt, daß sie eine wahre Syrene, und allem Anschein nach, wie

denn

denn das ihre Flucht beweise, sey es zu spät an eine Trennung zu denken. Allein nach den Rechten könne sie die Helfte des Vermögens der Wittwe verlangen.

Marie das gute weiche Geschöpf, die alles zum besten auslegte, soviel sie nur konnte, suchte hier gar nichts verführerisches, nichts von Falschheit, glaubte, Fränzgen meine das würklich so zu ihrem Besten, und redete sie mit Thränen an: Nimmermehr meine Beste, sagte sie, wollte ich die Liebe des Mannes um Geld verkaufen, nimmermehr eine Belohnung davor annehmen, daß er mich nicht mehr liebte. Er that alles was er an mir that, aus dem edelsten besten Herzen, und ich will, wenn er mich nicht mehr liebt, darüber weinen, aber nichts übels ihm wünschen, nichts gegen ihn unternehmen, was ihn an seiner Zufriedenheit hindern konnte.

Fränzgen hatte viel Reizung diese edle Denkungsart zu bewundern, weil sie sie aber mit sich selbst nicht reimen konnte, so getrauete sie sich nicht einmal gegen sich des Lobens, und hielt nach einiger Ueberlegung Marien für dumm.

Burrmann hatte wenig mit Fränzgen zu thun und sie machte sich auch nicht an ihn weil sie bey ihm einen zu durchdringenden Blik gewahr wurde, und glaubte, er mögte etwa in ihre Seele lesen, und das wünschte sie, wenigstens vorizt noch nicht, da sie ihn noch nicht genug kannte.

Destomehr hingegen unterhielt er sich mit dem Baccalaureus, dem er eine ganz andere Meynung vom Dokter Pillpullklysiropfius beybrachte, ihm auch das Geheimnis seiner akademischen Jahre beybrachte, da denn der Baccalaureus gewahr wurde, wie sehr er sich geirrt, und wie er denn jezt überhaupt ein ganz andrer Mann geworden, nun auch zugab, daß er sich irren könne.

Er fiel ganz in Hochachtung gegen den Dokter, und glaubte mit Burrmannen daß seine Entfernung mit der Wittwe weit bessere Ursachen zum Grunde habe, als ihm allgemein in der Stadt zur Last gelegt würde. Er versprach auch alles anzuwenden um die Sache in ein richtiges Gleis zu bringen, und wenn sie nicht vortheilhaft für Marien ausfiele, so sollte diese bey ihm bleiben, damit sie aufgemuntert würde und er wollte sie versorgen.

Von

Von dieſer Abrede aber wußte Fränzgen nichts, ſonſt würde ſie ſich wohl Mühe gegeben haben ſie zu hintertreiben, denn ſelbſt das gute was ſie ſahe, auch ohne das es ſie angieng, war ihrem Herzen Gift, wie ſollte es denn das nicht geweſen ſeyn, was ſie ſo nahe betraf.

Neuntes Kapitel.

Welches auf vergebliche Ankunften nothwendige Abreiſen nach ſich zieht.

Wenige Tage giengen im Hauſe des Baccalaureus hin, in welchen man ſo pro und kontra ſprach, jeder ſagte, was er dachte, und Fränzgen allein nie, die in ihrem Kopfe manches Projekt zum Untergang ihres Bruders machte, wodurch aber das Schickſaal wieder einen Strich zog.

Denn es kamen Briefe von Nettgen und dem Dokter Pillpullklyſtropfius an Burmann, wel-

welche zwar erst alle Gasthöfe durchliefen endlich aber doch an den rechten Mann kamen.

Diese gaben dem Dinge nun freylich gegen vorher eine ganz unterschiedene Gestalt. Denn Nettgen nachdem sie erst es bedauert hatte daß Burmann gereiset, erklärte ihm die ganze Lage des Dokters mit der Wittwe, und beschrieb ihm diese Person so gut und so edel, daß Burmann frohlokte, daß seine Muthmassung, die er dem Baccalaureus geäußert, eingetroffen.

Der Dokter Pillpullkystropfius hatte sich nicht getrauet an Marien zu schreiben, sondern hatte blos an Burrmann gemeldet, daß er da wäre seine Marie zu sehen, daß das Unglük ihn verfolge, weil er sie nicht angetroffen, und daß er alles anwenden sollte, seiner Marie es beyzubringen daß er unschuldig an der Verläumdung sey, die man auf ihn gewälzt. Vor allen Dingen aber mögte er sogleich mit Marien zurükkehren, damit sie die Wittwe kennen lernen und überzeugt werden mögte, das sie nicht die sey wie man sie gemahlt.

War Burrmans Freude über Nettgens Brief gros gewesen, so war seine Betrübnis über diesen gewis grösser. Denn er glaubte darinn Spuren einer ziemlich angewachsenen Leiden-

schaft bey der Wittwe zu finden, die auch beym Dokter nach seinen Ausdrüken nicht übel angeschlagen zu seyn schienen.

So gern er also Marien den Brief vorgelesen hätte, so durfte ers nach seinen Begriffen von ihrer Empfindlichkeit nicht thun, und Marie die viel zu bescheiden war, als daß sie es von ihm verlangen sollen, war mit der Erzählung zufrieden, die er ihr machte, und freute sich nur die Wittwe gut, und den Dokter nicht verführt zu wissen. Sie gab sich auch sehr zufrieden, als sie selbst Burrmann vom Reisen vorsprach, und dieser ihr antwortete, das sie dies mit dem Herrn Baccalaureus überlegen wollten, denn der sey ein weiser Mann, und ihr so gut, daß er ihr nichts übels rathen würde. Davon war auch Marie selbst überzeugt, die ihn schon gleichsam als Vater betrachtete, besonders da er ihr versichert, daß sie seine Tochter seyn, und bey ihm bleiben sollte.

Der Baccalaureus bey dem eben die Zeit in seinem Garten zu spazieren eingetreten war, bekam nunmehr von Burrmann einen so frohen als unerwarteten Besuch der es ihm klar vor Augen legte, er habe nunmehro an seinem Herrn Bruder, dem Dokter Pillpullklystropfius den

rechte

rechtschaffenen Mann, und dies vermoote ihn, im Garten etwas herumzuspringen und dann eine Flasche ältern Wein, als er gewöhnlich trank, holen zu lassen, um sie auf des Dokters Gesundheit mit dem Freunde auszuleeren.

Er wollte zwar gleich Marien dazu kommen lassen, denn auch sie sollte an der Freude Theil nehmen, allein Burrmann machte hier einen kleinen Einwurf, der auch angenommen wurde. Sie deliberirten also erst allein, und der Punkt war natürlich, ob sie zum Dokter reisen sollten. Sie kamen sogleich darinn überein, daß das kein gutes Mittel wäre die Sache schnell und ruhig beyzulegen, daß alles dort zu partheyisch zu gehen, daß man sich Schmeicheleyen, sagen und sich aus Höflichkeit und Empfindlichkeit gegen einander aufopfern würde.

Hier aber, sagte der Baccalaureus im bedächtlichen Ton, und sprach er in dem, so konnte man Häuser auf die Richtigkeit dessen bauen, was er vorbrachte, hier können wir mit gehöriger Prüfung die beyden Damen gegen einander betrachten, und es läßt sich ehr ein Urtheil fällen welche am meisten leiden und verlieren, und welche daher vorgezogen werden müste. Besonders meinte der Baccalaureus, wäre dabey

ein Mann, von seinem gesezten Karakter allerdings nothwendig, weil alle andere, wovon er selbst Burrmann nicht ausnahm, die dabey interessirt wären, warmes wallenders Blut hätten, und dies bey der Gelegenheit leicht in eine Partheylichkeit auf diese oder jene Seite ausarten könne.

Er that also den Vorschlag dem Dokter Pillpullklystropfius zu schreiben, daß er sogleich mit seiner Wittwe und Burrmanns Freundin herkommen mögte. Rettgen war ein Name, der jezt Burrmannen tief in die Seele drang, denn er hatte sie bisher vergessen, und das läßt sich bey seinem schwärmerischen freundschaftlichen Enthusiasmus leicht denken und vergeben.

Ob er aber gleich gar keine Hofnung hatte, daß ihr Vater je zu geben würde, daß sie herkäme, so siegte doch Freundschaft über das Verlangen sie wieder zu sehen, und er willigte in diese längere Trennung. Auch Märie, als sie gerufen wurde, war sogleich damit zufrieden, und daß sehr, denn sie hatte sich schon so an den Baccalaureus gewöhnt, daß sie ihn ungern verlies. Hätte sie aber gewußt daß der Dokter geschrieben hätte, sie sollte gleich kommen, so würde es doch geschehen seyn, denn soviel glaub-

te sie ihm schuldig zu seyn, und ihre Pflichten gegen ihn waren in ihrem Herzen immer die ersten auf der Welt für sie. Es wurde also geschrieben, und ein Bote abgefertigt. Der Baccalaureus stellte in diesen Briefen dem Dokter die Gründe vor die er hätte, und Burrmann ausserdem was er an seinen Freund schrieb, richtete die Sache so ein, daß Nettgen ihren Brief dem Vater zeigen und vielleicht von ihm es erlangen könnte, daß sie mitreisete.

Der Bote war kaum eine Viertelstunde aus dem Hause fort, als Fränzgen hereintrat, die den ganzen Nachmittag bey einer Freundin zum Besuch gewesen war. Ihr wurde nunmehr das ganze beschlossene mit allen Umständen vorgelegt. Sie wurde blas und roth, und hatte alle Mühe von der Welt nöthig, sich nicht von ihrer Wuth bemeistern zu lassen, und in Schelten auszubrechen. Der Baccalaureus welcher erzehlte, bemerkte dies wegen des Eifers nicht mit welchem er es vorbrachte. Marie hatte die Hand Fränzgens und weil die Sache sie doch etwas angegriffen, hatte sie sich an ihre Schulter mit dem Kopf angelegt, und sahe also ihr Gesicht nicht.

Aber dem aufmerksamen Burrmann entgieng nichts von dem allen, und es loderte in ihm ein Funken von Verdacht auf, der hernach immer heller wurde, und sich in die Vermüthung verlor, daß Fränzgen ihres Bruders Feindin und daß sie vielleicht einigen Antheil an dem Unwesen habe, was hier vorgegangen.

Fränzgen so bestürzt sie war faste sich: Weil es aber doch nicht gleich ganz seyn konnte, so wurde die Antwort, die sie dem Baccalaureus gab, und die darinn bestand, daß sie wünschte ihr Bruder mögte das beste Theil erwählen mit einer Gleichgültigkeit ausgesprochen, die so merklich war, daß auch der Baccalaureus aufschauete, und einen gewissen Unwillen in den Bliken seiner Frau gewahr wurde, weil er es aber nie gewohnt war, in Gegenwart anderer mit ihr ernstlich zu sprechen so verschob er es, bis sie allein wären.

Ehe dies geschah, kam Fränzgen noch mit Marien allein zu reden. Da stellte sie ihr denn vor, daß das ein sehr übereiltes Vornehmen von ihr wäre, daß sie den Dokter Pillpullkystropfius ihren Bruder wiedersehen wollte. Das könnte sie sich doch wohl vorstellen, daß er

nicht

nicht mit ihr fortgegangen, um sie, Marien, zu heyrathen, und sobald das nicht statt fände müste sie sich aufs äusserste beleidigt und beschimpft halten. Aber Marie stopfte diese Quelle sehr bald, indem sie sagte, der Dokter mögs glüklich seyn, mit wem er wolle, so mache es ihr Freude, und sie würde ihm kein unangenehmes Wort deswegen sagen.

Fränzgen konnte auch mit aller Mühe und Klugheit weiter nichts von ihr erlangen, als daß sie ihr versprach sie wollte allem, was sie ihr sagen würde, Gehör geben, um zu sehen, ob der Dokter auch durch die Wittwe unglüklich werden könnte.

Mit dem Baccalaureus kurde ihr Gespräch etwas ernstlicher. Es war das erstemal, daß dieser an ihr eine offenbare Unzufriedenheit bemerkt hatte, wo sie doch gewis wenn auch nicht völlige Zufriedenheit, doch Beruhigung hätte sollen sehen lassen. Weil er aber auf Launen nicht viel hielt, sondern von jeder Art von Betragen einen Grund suchte, und erwartete, so glaubte er auch hier auf die Spur kommen zu müssen. Er sagte also seiner Frau, er wundere sich sehr, das sie eine Nachricht, die ihren einzigen Bruder beträfe, so gleichgültig aufgenommen,

men, und er hoste nicht, daß das aus ihrem Herzen, sondern vielleicht aus einem vorhergehenden unangenehmen Auftritte, wovon er denn doch belehrt zu seyn wünsche seinen Grund habe.

Fränzgen so weise sie auch sonst war, ward doch hier von ihrer Klugheit ein wenig verlassen. Noch war die Bosheit zu neu in ihrem Herzen, als daß sie sie hätte so schnell dämpfen können. Der sicherste Weg für sie war sich nach seinem eignen Ausspruche zu vertheidigen, und wenige Augenblike darauf fiel er ihr auch ein und gereuete sie, das sie es nicht gethan.

Aber in der ersten Wallung antwortete sie, es wäre ihr nichts begegnet, woraus sie Aergernis geschöpft, aber ihre Verwunderung könne sie nicht bergen, daß man eine solche Sache unternommen, ohne sie dabey zu rathe zu ziehen. Das wäre sehr ungerecht, und das könne sie verdriessen.

In dem Ton hatte der Baccalaureus von Seiten seiner Frau noch nicht mit sich sprechen hören, und hatte auch nicht willens, so mit sich sprechen zu lassen. Ohne also weiter von der Sache selbst fortzufahren, holte er seine Bibel, und

und schlug zu ihrem grösten Verdrusse, nach vorher wohldurchsehener Konkordanz alle die Stellen auf, die von der Unterwürfigkeit der Weiber gegen ihre Männer handelten, und hielt darauf einen dreyviertel Stunden langen Sermon, den sie zwar einigemal zu unterbrechen sich bemühete, von ihm aber allemal zur Geduld verwiesen wurde, bis er ausgeredet. Alsdenn stellte er es in ihr Belieben, ihm alle Gründe zu sagen; die sie wieder diese Sache zu haben glaubte, die er nicht ermangeln würde geduldig anzuhören, und mit der grösten Gelassenheit sie vom Gegentheil zu überzeugen, denn dies versicherte er ihr, wäre ein Extrafall, und da Ehehaften allemahl auf der Stelle abgemacht werden müsten, so müste mans darauf nicht ansehen.

Fränzgen war während der ganzen Rede, so aufgebracht worden, das jedesmahlige Stören wenn sie selbst etwas vorbringen wollte, hatte sie so wild gemacht, daß sie fest beschlossen hatte, sobald er zu sprechen aufhörte ihre Zunge in eine so lermende und für ihn schimpfliche Bewegung zu bringen, daß ihm angst und bange werden sollte. Aber nun da sie von Geduld, Gelassenheit, Ehehaften und der Aufopferung einer

Nacht hörte, wurde ihr bange. Sie hatte gar kein Vergnügen daran, sich in einen regelmäßigen Streit einzulassen, und ihr Muth wurde auch schwach, weil sie glaubte Bibel, Konkordanz, und Eheherr zusammen genommen möchten der schärfsten Zunge überlegen seyn.

Sie legte sich also aufs bitten, nahm ihre Zuflucht zu Thränen, gestand daß sie sich übereilt, und da der Baccalaureus von Thränen gerührt wurde, so ließ er sich bewegen, Bibel und Konkordanz wieder wegzutragen, und mit ihr zu Bette zu gehen.

Zehntes Kapitel.

Welches den zweyten Theil des neunten vorstellt.

Während daß unsere versöhnende schlafen oder träumen folgen wir dem Boten der in sehr kurzer Zeit an Ort und Stelle anlangte. Der Dokter die Wittwe und Nettgen glaubten nichts gewisser zu hören, als daß Burrmann und Marie schon unterwegens wären.

Da die Briefe nun aber das Gegentheil bewiesen, verwunderte man sich zwar etwas, allein man gab sich doch darüber zufrieden, und besonders freute sich der Dokter, daß der Baccalaureus so freundschaftlich an ihm gehandelt. Nettgen gieng auch sogleich mit Burrmanns Briefe zu ihrem Vater, und der war so gefällig daß er ihr erlaubte, wenn sie nicht über acht Tage ausbleiben wollte, mitzugehen. Nettgens Freude war unbeschreiblich.

Am Abend bey Tische kam nun aufs Tapet, ob man gleich den andern Tag reisen wollte, allein da kam der Dokter mit der Versicherung heraus, daß er gar nicht reisen würde, weil er es

so, zu sagen, verschworen, seine Vaterstadt nicht wieder zu betreten, denn er habe nichts als Aerger und Verdrus zu erwarten. Nach einer kleinen allgemeinen Stille, wo jeder dachte, daß das ein schwerauflösender Knoten seyn würde, that aber Rettgen einen Vorschlag, der zur Kommunikation für jene Seite angenommen wurde. Es sey dem Dokter sagte sie, nicht zu verdenken, daß er sich wegerte jenen Ort zu sehen, allein dem Baccalaureus sey auch nicht zuzumuthen, daß er mit seiner Frau einen so weiten Weg machen sollte, und doch würden sie beyde wünschen dabey zu seyn, wenn diese Zusammenkunft geschähe. Es sollte also ein Ort der fast Mittelpunkt war angenommen werden, und man sollte von beyden Seiten abreisen und da sich treffen.

Diese Nachricht wurde also wieder abgefertigt.

Als sie ankam, hatten der Baccalaureus und Fränzgen schon einigemal wieder geschlafen und getraumt und waren auch einigemal wieder erwacht. Der erste hatte sich mit Burrmann lang und breit unterhalten, wie sie es einrichten wollten, wenn die Wittwe vorgezogen werden müsse, um Marien eine neue Zerstreuung zu ver-

verſchaffen, und wie ſie im Gegentheil die Witwe an Mann zu bringen ſuchen wollten, wann Marien die Wahl des Dokters träfe. Sie kamen immer wieder zuſammen, weil ſie beyde gut ob gleich eigentlich jeder ſeine Parthie hatte, denn der Baccalaureus war mehr für die Wittwe, und hielt dieſe Ueberwindung des Dokters für nothwendig, und Mariens Vortheile beſorgte Burrmann mehr, und wollte ſie nicht gerne von ihm getrennt wiſſen.

Fränzgen dagegen hatte die erſte Nacht nachdem ſie von dem Baccalaureus die Niederlage erlitten, und ſich demüthig aus dem Streit zurükziehen müſſen, ſehr übel zugebracht. Zwar hatte ſie geſchlafen, aber die Träume hatten ihr gewaltig zugeſezt. Ihr Bruder war ihr nicht allein als Ehemann der Wittwe ſondern als glüklicher Ehemann, er war ihr reich geehrt mit ſeinem Vater ausgeſöhnt, vorgekommen. Ihre Einbildung gieng noch weiter. Sie ſahe ihren Vater auf dem Todtenbette, ſie half ſein Teſtament öfnen, und ſahe ſich ſpärlich bedacht. Sie verſank in Traurigkeit. Immer noch dauerte ihr Traum, ſie erlebte die Krankheit ihres Mannes und auch er ſezte den Dokter Pillpullkyſtropfius zum Erben eines groſſen Theils ſei-

seines Vermögens ein. Das war nun für Fränzgen zu viel. Sie erwachte in einer entsezlichen Wallung und wollte kaum glauben, daß alles ein Traum wäre. Aber Träume sind oft Vorbedeutungen, sagte sie zu sich, und den Folgen muß man ausweichen. Gift und Dolch waren Sachen, die würklich bey ihr zu keinem schienen, und wenn es nicht zu gefährlich für sie selbst gewesen wäre, so zweifeln wir in der That keinen Augenblik, daß sie sich ihrer bedient haben würde. Selbst Marie würde davor nicht sicher gewesen seyn, denn sie konnte sie wegen der Vorzüge, die ihr vor ihr selbst eigen waren, nicht ausstehen, und ärgerte sich, daß sie nicht mit ihr die Parthie wegen ihres Bruders ergreifen wollte. Sie war selbst nicht mit sich einig, was sie anfangen wollte; Doch nach langem Nachdenken änderte sie ihren lezten Plan, und da die Wittwe nunmehr selbst mit herkommen würde, so nahm sie sich vor, diese und Marien gegen einander aufzubringen, und so dadurch eine Trennung zuwege zu bringen.

Die neuen Briefe waren ihr aber dazu wieder gar nicht gelegen. Denn einmahl konnte sie vermuthen, daß die Zeit sehr kurz werden würde, und dann hatte sie auch nicht alle die Perso-

nen

nen mit die sie zu ihren Absichten zu brauchen nöthig fand.

Als sie daher sahe daß alle einstimmten, daß sie alle zufrieden waren zu reisen, so lehnte sie sich dawider auf, und behauptete, daß es besser wäre, wenn alles bey ihnen selbst vorgenommen würde. Sie konnte dieses aber nicht ohne einige Bitterkeit in ihrem ganzen Wesen vorbringen, und das fiel dem Baccalaureus so auf, daß es in ihm den ersten Verdacht rege machte, sie könne sich verstellen. Er gab ihr auch würklich einen so geringen Blik, daß sie gleich gewahr wurde, sie müsse sich von nun an mehr vor ihm hüten. Sie zog zurük und gab ihren Willen zur Mitreise. Aber sie nahm das nicht wieder weg, was einmahl bey ihm Eindruk gemacht hatte, und er war von der Zeit an, ganz gewaltig auf der Lauer und ertappte sie bald, wie wir in der Folge sehen werden.

Sobald alles einig, wurden Anstalten zur Reise gemacht, und es wurden jedem ein Tag bestimmt, an dem der Aufbruch vor sich gehen sollte. Es geschahe auch von beyden Seiten, der Baccalaureus und Burrmann nahmen mit Fränzgen und Marien in einem grossen Wagen

aus

aus der Erbschaft des Herrn Stichblats seligen Platz, und freuten sich bis auf Fränzgen sehr.

Von der andern Seite fuhren Nettgen der Dokter Pillpullklystropfius und die Wittwe mit dem Vater Nettgens, der sich zu ihrer Freude entschlossen hatte, mitzureisen. Wie sie zusammen gekommen, wollen wir in der Folge betrachten, und vorher noch etwas von des Dokters Aufenthalt in seinem ehemaligen akademischen Musensiz nachholen.

Eilftes Kapitel.

Welchen Konversationen der Dokter Pillpullklystropfius obgleich wieder seinen Willen ausgesezt ist, und wie er sich herauszieht.

Der Ruf des Dokter Pillpullklystropfius und sein Beynahme der Glükliche, war nicht blos in der Stadt geblieben, und in der umliegenden Gegend, soweit seine Kuren sich erstrekten, sondern er wurde auch auswärts in manchen entlegenen

nen Städten bekannt. Mit zu allererst hatte man es auf der Akademie erfahren. Eben waren die vier Herren Fakultisten, von denen der Leser im ersten Theile nachlesen kann, wenn ihre data ihm sollten entfallen sein, in einer Gesellschaft zusammen als ein Reisender dahinkam, der durch den Ort des Dokters gekommen. Weil er eine so grosse medizinische Versammlung sahe, so fieng er auch an zu erzählen, daß er an einen sehr grossen Ort den Dokter Pillpullklystropfius kennen gelernt, dessen Ruhm seinen Namen in Ansehung der Seltenheit gliche, vor dem sich alles bükte, und der der Glükliche aus jedem Munde genennt würde.

Sogleich warfen sich die vier Herren gewaltig in die Brust, und wie aus einem Munde hörte man; Das war auch unser Schüler. Die Knoten Paruque wandte sich gleich zu dem Reisenden, und frug ihn, ob er nicht etwa gehört, daß seine Hauptmedizin in einer Wunderessenz bestünde, denn er habe ihm das Recept zu der nehmlichen gegeben die in der ganzen Welt unter seinen Namen verkauft würde. Aber seine laute Stimme wurde sehr kleinlaut, als der Fremde antwortete: Er habe nie von einer Wunderessenz bey seinen Kuren sprechen hören.

Der eine von den mittleren Fakultisten nahm darauf das Wort, und sagte, vermuthlich würde sich der Herr Dokter seines Raths bedienet, und das Aderlassen fleissig zu Hülfe genommen haben; Dem straks sein Herr Kollege antwortete, daß das ein Weg wäre die Pest hinzubringen, wo sie nicht sey, daß er darauf wetten wollte, daß des Dokters Verordnungen hauptsächlich in Abführungen bestanden. Der Reisende, der eine schnelle Ueberlegungskraft hatte und dem es sehr lächerlich schien, daß die Herren sich selbst lächerlich machten, wollte die Verwunderung der Anwesenden gern vermehren, und sagte: Er habe weder gehört, daß er das eine noch daß er das andere zu seinem Liebling gemacht.

Dies war Wasser auf des Dekanus Mühle, der nun im sehr zierlichen Vortrage darstellte, weil er keine von den Methoden der übrigen Herren angenommen hätte, so müsse er der seinigen gefolgt seyn. Er war aber so klug, daß er nicht sagte, was es für eine wäre, und dadurch entgieng er der Beschämung die die andern hatten ausstehen müssen.

Ohngeachtet dessen aber glaubte dennoch jeder er wäre seinen Grundsäzen gefolgt, und

als

als nun das Gerücht erſcholl, daß der Dokter Pillpullklyſtropfius wieder angekommen, ſo beſchlos jeder für ſich ihm ſeine Aufwartung zu machen. Das geſchahe auch, weil ſie aber allemahl in das Zimmer geführt wurden, wo die Damen mit zugegen waren, ſo konnten ſie den eigentlichen Zwek ihres Beſuchs nicht erreichen, ſondern es blieb bey den gewöhnlichen Komplimenten.

Aber den Tag vorher, ehe der Dokter wieder abreiſete, nahm er ſich vor ſeine Gegenbeſuche zu machen. Zuerſt giengs denn zum Primarius der ihm links und rechts die gröſten Glükwünſche über ſeine Praxis machte, und die Länge und Breite von dem Ruf erzählte der von ihm erſchollen wäre.

Der Dokter Pullpillklyſtropfius war viel zu aufrichtig, als daß er das Kompliment hätte annehmen ſollen. Er erzählte ſeinen ganzen medizinischen Lebenslauf, auch daß er ſo übel angekommen, und alle ſeine Kunden verloren. Der Primarius frug ihn darauf, ob er denn ſeine Wundereſſenz gebraucht, und als Pillpullklyſtropfius ihm antwortete, daß er theils nicht die Zeit gehabt, ſie zu verfertigen, theils doch glaube Univerſalmittel könnten nicht allemahl

mit Nuzen angewandt werden, so nahm der Primarius einen bedenklichen Ton, und sagte ihm, er bedauere sein Unglük recht sehr, woran er selbst schuld sey. Eben der Unglaube habe ihn in das Verderben gestürzt, denn wenn er nur einen Versuch gemacht hätte, so würde die Ueberzeugung sehr schnell geworden seyn, daß er recht habe.

Wunderessenz sey eine untadelhafte Sache, und er wolle ihm den Rath geben, wieder umzukehren, und nur eine Portion auszuarbeiten und zu verbrauchen. Er könne denken, wie gros sein Vertrauen zu ihm seyn müsse, da er ihm sogar das Recept anvertrauet.

Aber der gute Arzt würde auch das nicht gethan haben, wenn er nicht das Unglük gehabt hätte, daß seine Wunderessenz nach und nach wegen der aufgeklärten Zeiten in Abnahme gekommen wäre.

Mit dem Rathe des Primarius den er nun auf keinen Fall zu befolgen willens hatte, auch weiter gar nicht daran dachte, als er ihn verlies, höchst unzufrieden, marschirte er nun zu den andern beyden Herren, denen er bessere Aussichten geben konnte, denn er versicherte beyden, daß er sich ihrer Mittel so oft bedient, als er es nö-

nöthig gefunden, welches ſie beyde als eine Verſicherung aufnahmen, daß er ein Anhänger von ihnen wäre, und ihm den Troſt gaben, er dürfte ſich durch das kleine Mißgeſchik welches ihm zugeſtoſen, ja nicht abhalten laſſen, ſondern immer flot drauf los purgiren und Aderlaſſen ſo würde er Zeichen an Menſchen und Vieh ſehen, und den Namen des Glüklichen den er erhalten, mit dem gröſten Rechte behaupten und fortführen können.

So wenig dem Dokter Pillpullklyſtropfius an dergleichen Schmeicheleyen gelegen war, und ſo herzlich wenig er ſich aus ſeinem Vornamen machte, ſo unangenehm ihm auch die Viſiten waren, die er jezt zu geben ſich gezwungen ſahe, ſo muſte er dennoch noch zu dem Dekanus gehen, der ſchon bey ſeinem eignen Beſuche etwas von dem Glüke erwähnt, was ihn getroffen, daß er ſeiner Methode gefolgt. Damals hatte Pillpullklyſtropfius theils nicht Achtung gehabt, theils auch nicht verſtanden, was er eigentlich haben wollte. Jezt brach er laut in Dank darüber aus, und pries das Betragen des Dokters ſo ſehr, daß den Lobeserhebungen nothwendig ein Nachſaz folgen muſte, welcher darinn beſtand, daß ihn ſein Glük nie verlaſ-

sen, und er immer und ewig eine Krone aller Aerzte bleiben würde. Wie ihm nun dieses in einem so hellen Lichte vom Dokter durch seine Geschichte die er abermals offenherzig, aber zu seinem Ueberdruß denn es war heute zum vierzehnmale erzehlte, wiederlegt wurde, so erstaunte er, schämte sich, wurde verlegen, und der Dokter nahm Abschied.

Und der Dokter Pillpullklystropfius sollte auch weiter mit diesen Menschen nichts zu thun bekommen, aber ehe wir unsere sämtlichen Reisenden begleiten, müssen wir noch etwas in die Zukunft vorschauen, denn der Lerm den die vier Herren machten, war auffallend genug, um bemerkt zu werden, und doch würde er in der Folge keinen bequemen Plaz finden.

Des Dekanns Sache war sonst eben nicht, verlegen zu werden, denn er hatte einen ziemlichen Partikel Dreistigkeit, aber diesmal war ers doch geworden, und also muste das bey ihm etwas Haß gegen den Gegenstand hervorbringen, der es verursacht. Er nahm sich also vor, vom Dokter so schlecht wie möglich zu sprechen, und weil er in dieser edlen Kunst für einen wahren Meister passiren konnte, so that ers auch publice und privatim mit sehr viel glüklichen Erfolg.

Er

Er behauptete, so lange der Dokter seinen Methoden, die nun einmal in seinem Munde ganz unverbesserlich waren, gefolgt, wäre er glüklich gewesen, sobald er aber Abwege von dieser unverbesserlichen Art ergriffen, so sey ihm auch das Unglük auf dem Fusse nachgeeilet, und er habe sich von der Höhe gestürzt befunden, die er erreicht. Der Primarius, der es nachdem der Dokter von ihm war, einzusehen glaubte, daß seine Wunderessenz eigentlich von diesem Manne verachtet würde, vereinigte sich mit ihm, und war dem Dokter so entgegen, daß alle seine Geschiklichkeit unterdrükt, und er ein blosser Empirikus genannt wurde, dem die blinde Fortuna einmal auf einige Zeit wohl gewollt.

Die beyden andern Herrn Fakultisten, die sonst allem beystimmten, was der Primarius und der Dekanus beschlossen, konnten hierzu nicht schweigen. Sie hatten aus des Dokters eigenem Munde daß er sich ihrer Purganzen und Aderlässe, so oft bedient als es nöthig gewesen. Hieraus schloß jeder daß es immer nöthig gewesen, und sie waren verpflichtet, theils der Wahrheit die Ehre zu geben, theils für die Ausbreitung ihres eigenen Ruhms zu sorgen, denn sie hat-

hatten diesen noch sehr vonnöthen, und mit der Praxis wollte auch nicht viel werden.

Im eigentlichen Verstande gabs also Antipillpullklystropfianer und Pillpullklystropfianer obgleich die erstern die leztern weit übertrafen, denn jeder schlug seine Kunden zu seiner Parthie. Gewis aber ists, die ganze Stadt war voll von dem Dokter, und es war gleichsam eine Seuche unter sie gekommen von ihm zu reden. Es gab manchmal heftige Streitigkeiten, und unzählige Maulkriege wurden über unsern Dokter geführt.

Auf der Seite aber kams doch nicht zu blutigen Köpfen, wie bey den akademischen Bürgern und hier hatten beyde Partheyen so ziemlich das Gleichgewicht, denn der eine von den Fakultisten las sehr gut, und hatte viel Zuhörer. In ihren Gelagen wurden öffentlich die Gesundheiten des Dokter Pillpullklystropfias und seiner Methoden ohne weitere Bestimmung jedoch getrunken, und die Antipillpullklystropfianer gaben ein eigenes Festin zum Jubel auf seinen Untergang, pereirten und tranken zum Fenster hinaus sein Verderben.

Das hörten die Pillpullklystropfianer sehr schnell und versammelten sich dem Unwesen Einhalt

halt zu thun. Es kam zu einen förmlichen Angriff. Krüge, Gläser, Tische, Stühle, Degen, Bier, Pfeifen, Tobak, Studenten, abgehauene Ohren, Blut, einzelne Hüte, und einige Degen voll, machten im Saal des Kestes ein Chaos aus, und es kostete viele Mühe, die erhizten Partheyen zu besänftigen.

Die Sache war wichtig genug, um in Consilio pleno abgehandelt zu werden, und da waren denn unsere vier Facultisten dabey. Wie nun die Bursche auftraten, und jeder Theil seine Gravamina auspakte, so waren nach dem Abtritt dieser der Rektor und die Nichtmediziner der Meynung, der medizinische Theil des Consilii müste abtreten, weil sie selbst in der Sache verwikelt; aber der Primarius meinte, es könnte daraus ein Nachtheil für die Fakultät entstehen, und behauptete, daß nur der Unrechthabende Theil abtreten sollte, worauf der Rektor sich vernehmen lies, sie mögten denn nur ausmachen, wer Unrecht habe.

Sobald sie diese Erlaubnis erhalten, gieng das Geschrey von beyden Seiten los. Bisher war in Ansehung dieser Hexen der Ausdruk Methode in dieser Sache gewöhnlich gewesen, aber jezt hörte man Aderlassen, Purgieren,

Wunderessenz, und glükliche Versuche allenthalben sich darein mischen, und das sezte schon kein gutes Blut. Eine Zeitlang sahe der Rektor, und die übrigen Herren dieses mit Vergnügen an, aber nach und nach wurde es ihnen zu lermend und eben wollte der erste Silentium gebieten, als sich ein unglüklicher Zufall ereignete, der die Sache äusserst böse machte. Der eine von den Fakultisten saß neben dem Primarius, und bey dem Streit gieng es nun natürlich sehr lebhaft und fast wild zu, denn es wurde mit dem Munde sehr laut perorirt, und mit den Händen fast stark gefochten.

Nun hatte derjenige der neben dem Primarius sas an den Ermeln seines Roks Heste, und einer derselben war losgegangen. Im Fechten mit den Händen blieb er damit in der Knoten paruque des Primarius im Knoten rechter Hand hängen, und weil er rasch zurükzog, so riß er die ganze Paruque herunter. Theils der Zufall, theils das Gelächter machte diesen sehr boshaft. Mit wenigen Worten gab er zu verstehen, daß dieses gewis Absicht gewesen wäre; und fuhr mit seiner linken Hand herum in das Fakultisten Haare.

Der

Der andere Fakultiſt ſprang auf, um ſeinen Freunde denn ſie waren es ſeit der Epoche des Pillpullklyſtropfianismus geworden, beyzuſtehen, riß aber eben ſo unglüklich mit ſeinem Stuhlbein, den Dekanus der neben ihm ſaß, mit ſammt den Stuhle um, daß er ſich auch nicht zu halten vermochte ſondern der Länge nach hinfiel. Dieſe neue Szene wandte die Aufmerkſamkeit der ganzen Verſammlung von jenem Paare und würde vermuthlich ſie ſelbſt auseinander gebracht haben, wenn der Primarius nicht der Krampf in ſeine Finger bekommen hätte ſo daß er ſie nicht gut aus des Fakultiſten Haaren herauszubringen vermogte.

Der Dekanus ſprang gleich wieder auf und hieng auch im Augenblike am Halſe des erſtaunten zweyten Fakultiſten, der nichts weniger als Abſicht gehabt, und ſich nicht allein ſchuld geben laſſen, ſondern auch leiden muſte, daß der weit ſtärkere Dekanus ihn wie eine Rübe aufnahm, und mit ihm nach der Stubenthür zugieng. Er hatte nichts weniger willens als ihn ſo die Treppe auf einmal herunterzuwerfen.

Dies verhinderten aber die übrigen, ſo wie ſie auch jene wieder auseinander brachten, und nachdem der Rektor um öffentlichen Anruhen vor-

zubeugen eine allgemeine Versöhnung vorgeschlagen, und diese geschehen war, so hielt er es für das Beste den Befehl zu ertheilen, das niemand von den Dokter Pillpullklystropfius mehr etwas sprechen, und der ganzen Streitsache die die nach einem halben Jahre nun erst untersucht werden, mehr Erwehnung thun sollte.

Der Name des Dokters wurde also dadurch noch bekannter, obgleich wir nicht auf diese Art bekannt zu seyn wünschen. Die Sache selbst blieb liegen, wer Schläge hatte, hatte sie weg, wer sie ausgetheilt hatte, der freute sich. Die Paruque wurde aufgesezt, die Haare gebessert die Fakultät gieng auseinander, und ans schwarze Bret wurde der Befehl angeschlägen.

Zwölftes Kapitel.

Ist sehr klein und beschließt das sechste Buch.

Und an allen Eken der Stadt las man den Namen Pillpullklystropfius seitdem man nicht mehr von ihm sprechen durfte, denn lose Vögel schlugen ihn an. Und die Pillpullklystropfianer liesen sich ein P. an ihre Rökermel nehen, und die Antipullpillklystropfianer ein A. P. und so währten die Narrenspossen noch eine kleine Zeit bis sieudlich aufhörten, denn der Enthusiasmus legte sich wie der Sturm im Meere und es erfolgte eine Stille.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Des Dokter Pillpullklystropsius Ankunft mit seiner und der gegenseitigen Gesellschaft an dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte

Mit allem Spektakel der über ihn entstand und entstehen solite, unbekannt, und unbesorgt davor, weil er keinen Wahrsagergeist hatte, sich auch wenig daraus gemacht haben würde, wenn er gewust hätte, wie mit seinem Namen und Ruf umgesprungen wurde, reiste Pillpullklystropsius immer seinen Weg fort. Zwar war sein Herz nicht unbefangen, denn es war keine Kleinigkeit, sich zwischen zwey Geschöpfe zu stellen, daran jedes weich, empfindsam, und in ihn so zu sagen verliebt war, und von ihnen über sich urtheilen zu lassen. Auch liebte er sie beyde

beyde so unendlich, er sahe sich der schreklichen Nothwendigkeit unterworfen, einer den Vorzug vor der andern zu geben. Unter denen die bey ihm waren, war er der traurigste. Nach ihm kam die Wittwe. Nettgen aber und ihr Vater waren froh. Die erstere erwartete den Augenblik mit Verlangen, Burrmann zu sehen, der leztere seine Marie wieder bey sich zu haben, die ihm in der kurzen Zeit würklich alles geworden war, und die er wie eine Tochter liebte.

Von der andern Seite fuhr man nicht mit der Heiterkeit. Der Baccalaureus der mit seinem Fränzgen gar nicht recht zufrieden war, murrte laut. Diese weinte, denn sie wollte ihn gern besuchen, aber ihre Thränen waren ihm schon verdächtig. Das kam nun daher, weil gleich im Anfange das Gespräch auf die Wittwe gekommen war, und Marie sich hatte merken lassen, daß Fränzgen ihr üble Begriffe von ihr beygebracht, welches der Baccalaureus höchst übel aufnahm, und sagte: daß man von keinen Menschen, den man nicht kennete, übel reden müsse. Er dehnte seine moralische Unterhaltung darüber sehr weitläuftig aus, und Fränzgen bekam manchen heßlichen Stich dabey. Dies lokte ihre Thränen heraus. Aber doch wuste sie

des

des Baccalaureus Antwort zu ihren eigenen Nuzen anzuwenden, denn sie sagte, sie habe es von Hörensagen, und zu Mariens Warnung ihr wiedergesagt, und sie entgieng dadurch für diesmal der Falle, daß auch Marie ihre Falschheit einsahe, denn dies würde gewiß geschehen seyn, wann sie die Wittwe angetroffen, sie ganz anders gefunden, und geglaubt hätte, daß Fränzgen sie schon kennete.

Beyde Theile kamen zu gleicher Zeit an. Also sahe der Dokter Pillpullklystropfius seine Marie aus dem Wagen steigen, und er nahm sie sogleich in seine Arme. Ganz erwachte in ihm schnell das Feuer vor sie, was immer in ihm gewesen war, und ganz nahm er sich vor, wieder der ihrige zu seyn. Die Wittwe schien ihm unbillig, und ungerecht zu handeln, und er wollte ihr bey der ersten Gelegenheit sagen, er könne die nicht unglüklich machen, die das erste Recht auf ihn hätte.

Vielleicht war sein Vorsaz der beste. Vielleicht wäre alles gut gegangen, wann er in der ersten Hize zu der Wittwe gekommen wäre, denn auch sie war in der Gemüthsbeschaffenheit, daß sie bey Mariens ersten Anblik verzweifelte, daß

daß sie etwas anrichten würde, und ihr Gewissen schlug sie, daß sie ihr Unrecht thäte.

Aber so blieb der Dokter mit Marien allein. Marie hatte dieses selbst so veranstaltet, hatte den Baccalaureus gebeten die Wittwe wegzuführen und Burrmann mit seinem Mettgen auf die Seite zu gehen, und es gesagt, sie wollte und müßte mit dem Dokter allein sprechen, ehe irgend etwas zwischen ihnen abgehandelt würde.

Sobald sie nun allein waren, welches auch der Dokter von Herzen gewünscht hatte, wollte er sich zu entschuldigen anfangen, aber sie fiel ihm ins Wort; Sie sind mein Vater und mein Wohlthäter gewesen, sagte sie, und äusserst undankbar wär es, wenn ich alles dieses damit vergelten wollte, daß ich ihnen einen Zwang in irgend einer Handlung auflegte, die sie vorzunehmen willens wären. Ob sie mit mir glüklich hätten seyn können, wollen wir nicht untersuchen. Ich glaube es, aber ich bin auch überzeugt, daß sie es mit jeder seyn werden, die sie wählen, denn schlecht können sie nicht wählen. Das Gesicht und der Blik derjenigen, die sie liebt, überzeugt mich, daß sie ein rechtschaffenes Weib ist, und daß alles was man mich von ihr überzeugen wollen, Falschheit ist. Seyn sie also glük-

lich mit ihr, und behalten sie nur jene Freundschaft unverändert gegen mich, die sie bis jezt gehabt haben.

Der Dokter erstaunte, dies von Marien zu hören. Er war voll Leidenschaft für sie und wurde nun auch noch voll Bewunderung. Mein, meine Marie, sagte er, seit dem ich dich wieder gesehen habe, ist alles verschwunden, was ich vorher mir als Pflicht gegen jene dachte. Du allein herschest in meinem Herzen, und meine Seele soll nur an dir hangen.

Und sie wollten, sagte Marie, in einem sehr ernsten Tone, und sie wollten doch wohl das gute Werk nicht liegen lassen, was sie angefangen, wollten doch wohl nicht in der Mitte ihrer Laufbahn umkehren, und nicht mehr der edeldenkende Mann seyn, der sie waren. Für mich haben sie genug, so hart es mir wird ihrem Herzen zu entsagen, so muß es geschehen, so ists meine Pflicht, so will ich, daß sie hier weiter nicht wählen sollen.

Der Augenblik in dem sie das sagte, war bey ihr ein so fester, daß sie sich ganz ohne die geringste Reue darüber empfand, denn wenn sie sich einmal dachte, daß etwas in ihren Hände

lungen

lungen edel seyn könnte, so müste sie es ausführen.

Der Streit den sie jezt mit dem Dokter hatte, dauerte noch sehr lange. Er der auch nicht weniger enthusiastisch für seine Meynung war, als sie für die ihrige, behauptete, sie habe kein Recht, ihm das nun wieder zu versagen, was sie ihm doch schon einmal zugesagt hätte. Marie wandte ein, daß es ohne daß sie seinen Brief gelesen, ohne daß sie die genauesten Umstände seiner Liebe gewust, nie geschehen seyn, sondern daß sie ihn keiner abgetreten haben würde, als der die gewis ohne ihn unglüklich seyn würde.

Rede und Gegenrede brachte ihn dennoch nicht zum Zwek. Lange disputirten sie noch, und der Punkt des Entschlusses war, daß Marie noch eine zeitlang warten, und den Karakter der Wittwe näher untersuchen, und ergründen sollte, welches sie auch versprach, dagegen aber vom Dokter, der unvorsichtig genug gewesen war, ihr es zu sagen, was er mit der Wittwe im Sinne hätte, sichs versprechen lies, ihr auch nichts zu sagen, bis sie sich beyde kennten.

Sie machten sich auch bald mit einander bekannt, und da sie beyde einen sehr sanften und theilnehmendrn Karakter hatten, auch beyde gut von einander dachten, und sich schon zum voraus liebten, ehe sie so nahe mit einander bekannt wurden, so wurden sie die innigsten Freundinnen. Hieraus entstand, daß jede sich entschliessen wollte, der andern ihren Geliebten zu überlassen, keine aber sich entschliessen konnte, von der andern ihn anzunehmen, sondern sie alle beyde grosmüthig und nachgebend waren.

Der Baccalaureus gab sich nun zwar alle Mühe hier eine Schlichtung zuwege zu bringen, aber es war vergebens, denn sie bestanden auf ihren Sinn. Burrmann und Nettgen sahen diese Vereinigung. Sie konnten sich wohl vorstellen, daß es endlich auf ein gutes Ende ausgehen würde, weil sie beyde gut waren, und sie erwarteten von der Zeit, daß diese alles entwikeln, und derjenigen das Uebergewicht geben würde, die das Recht hätte.

Fränzgen spielte die übelste Rolle. Die Vereinignng der beyden Nebenbuhlerinnen war ihr gar nicht nach ihrem Kopf, und sie versuchste es noch einmal, Uneinigkeit zwischen sie zu bringen. Aber die Wittwe hatte einen forschenden

den Blik, las alles in ihrem Herzen, und nahm sich nicht allein sehr für sie in Acht, sondern bat auch Marien dieses zu thun, die denn auch nachdem sie schon einigemal auf Fränzgens zweydeutige Reden aufmerksam geworden, endlich zu glauben anfieng, daß diese nicht so rechtschaffen dächte.

Innerlich wollte nun Fränzgen in ihren Grimm darüber erstiken. Aeusserlich aber lies sie sich nichts davon merken, sondern sahe mit boshafter Scharfsicht zu, was die Sache für eine Wendung nehmen wollte, um alsdenn ihre eigne Maasregeln darnach einzurichten, denn sie lies sich nicht träumen was würklich in der Folge geschah.

Uebrigens lebte diese kleine Familie wie die Engel, denn sie hatten nur einen Teufel unter sich, der sich verbarg, und die Harmonie unter ihnen übertraf die Erwartung aller, und machte sie ohngeachtet, das Hauptgeschäfte immer noch den Krebsgang gieng, froh und munter, und dadurch einander sehr werth.

Zweytes Kapitel.

Was aus der allgemeinen Zusammenkunft'antes entstand, und wer Ursache hätte sich darüber am meisten zu freuen.

Bey dieser Zusammenkunft so vieler interessirten Personen war denn auch manches aufs Tapet gekommen, was in vorige Zeiten gehörte, und unter andern auch Nettgens und Burrmanns Sache. Diese hatten sobald die ersten Tage vorüber, und die Hauptsache der Reise, so zu sagen, im Schlummer lag, bey dem Dokter Pillpullklystropfius ihre Klage angebracht, daß sie noch eben so weit von ihrem Zweke entfernt wären, als ehedem, und daß sie nicht die geringste Aussicht hätten auf eine andere Art, als die sie sich ehedem vorgenommen hatten, zu ihrem Entzwek zu gelangen.

Obgleich der Dokter Pillpullklystropfius mit sich selbst sehr zu thun hatte, und es ihm also nicht zu verargen gewesen wäre, wenn er anderer Leute Sachen sich nicht angenommen, so konnte doch seine Freundschaft für seinen Burrmann

mann nicht zurükſtehen. Er hörte alles an, was ſie ihm davon ſagten, nahm aufrichtigen Antheil an jeder Klage, die ſie vorbrachten, und zeigte ihnen dieſe Theilnehmung durch die beſten Wünſche.

Aber er lies es nicht bey Wünſchen bleiben, ſondern er nahm ſich vor, es thätlich zu zeigen, was er für die beyden ihm ſo lieben fühlte. Er machte ſich mit dem Profeſſor, Mettgens Vater etwas bekannter als ehedem, und ſuchte ſo ohngefehr ſeinen Sinn zu erforſchen. Er fand, daß er nichts weniger als eigenſinnig auf ungerechte Grundſäze war. Er fand, daß er ſeine Tochter liebte, und daß er ihr Glük und nicht ihr Verderben wünſchte. Er nahm alſo Gelegenheit mit ihm von der künftigen Verſorgung ſeiner Tochter in einem Ton zu reden, daß der Vater merken konnte, daß er ſchon etwas wüſte.

Der Profeſſor war keiner von den Weltmännern, die durch Drohen und Wenden zum Wiſſen deſſen kommen, was ſie gern wiſſen wollen. Er war ein biedrer Mann, und ſagte gern alles gerade heraus was er dachte. Alſo nahm er einen ähnlichen vertraulichen Ton an, und bat ihn, ihm alles zu entdeken, was er auf

seinen Herzen hätte, und was er in Ansehung seiner Tochter dachte, und wünschte. Indessen könne er ihm zum voraus sagen, wenn er etwa für seinen Freund Burrmann etwas zu sagen hätte, so möge er es nur unterlassen.

Der Dokter Pillenklystropfius hatte sich dieses vermuthet, und sich auch darauf vorbereitet. Er lenkte die Sache so, daß er auf die gezwungenen Ehen zu sprechen kam, und er fand, daß der Professor sehr dagegen eiferte. Sobald er das wuste, war es ihm Licht, daß es nichts als Verblendung war, und daß er ihm leicht die Augen darüber würde öfnen können. Er nahm alles hervor, was er nur wieder die Sache wuste, und sagte denn zulezt: die Folgerung alles dessen wäre, daß ein Vater durchaus für seine Tochter nicht wählen könne.

Der Professor wurde blutroth, denn nun merkte er, daß er gefangen war. Es war ihm aber gar nicht zuwider, daß man ihn so angeführt. Indessen gab er sich nicht sogleich. Er machte dem Dokter noch manche Einwendungen, die diesem schwer zu widerlegen wurden, weil sie sich auf das heilige Versprechen gründeten, was er seinem verstorbenen Freunde gegeben, und ferner auf die Ungewisheit, ob auch Mett-

gen

gen nicht gegen den Menſchen einige Neigung empfinden würde, wenn ſie ihn kennen lernte, denn ſie hätte ihn kaum zwey bis dreymal geſehen.

Der Dokter wuſte nun kein ander Mittel mehr, als daß er dem Profeſſor die ganze Geſchichte, ſo wie er ſie wuſte, erzählte, und dadurch ſezte er den Mann in ein groſſes Erſtaunen. Er hofte indeſſen, ſagte er, daß er von dieſem Vertrauen zu ihm, keinen üblen Gebrauch machen würde, weil er es für eine Pflicht hielte ihn zu unterrichten, und zu warnen, daß dasjenige nicht geſchähe, was allem Vermuthen nach geſchehen würde, wenn dieſe beyden Leute Hindernisse fänden, die ſie nicht zu überwinden im Stande wären.

Der Profeſſor ſtand von ſeinen Stuhle auf, und gieng einigemal in der Stube auf und nieder. Dann nahm er den Dokter Pillpullkly-ſtropfius freundſchaftlich bey der Hand und ihn ſelbſt umarmte er, und dankte ihm, daß er ihm in einem Geheimniſſe Licht gegeben, welches ihm ſeine ganze Ruhe und Freude geraubt haben würde, wenn es länger vor ihm verborgen geblieben, und erſt dann entdekt worden wäre, wenn es zu ſpät geweſen ſey, zu helfen. Er behauptete, der Schritt würde ihn, wenn er

einmal geschehen wäre, gewis unter die Erde gebracht haben, aber da er noch nicht geschehen, so sey er noch nicht so sehr Barbar, daß er sein Kind opfern wollte. Er muste aber zu gleicher Zeit gestehen, daß er vielleicht, wenn ihm Nettgen und Burrmann davon vorgesprochen, es nicht von der Seite angesehen, von der es jezt, da der Dokter ihm es sagte, von ihm betrachtet würde, weil er ihn als einen einsichtsvollen und richtig urtheilenden Mann kannte.

Darauf versicherte er ihm, daß er Mittel und Wege finden würde, die Sache so einzukleiden, daß sie zu seinem und seiner Tochter Besten ausfiele, und der Dokter konnte um dieses Versprechens willen mit dem Manne sehr zufrieden seyn.

Der Professor sprach auch würklich diesen Abend noch mit seiner Tochter. Er hielt ihr eine kleine Strafpredigt über das Mistrauen, welches sie in ihm gesezt, und stellte ihr alsdenn frey selbst zu wählen, nur machte er die Bedingung, daß sie jenen jungen Mann der durch eine Krankheit bisher gehindert worden war, zu kommen, erst sehen, und ihn überzeugen sollte, daß auf ihrer und nicht auf ihres Vaters Seite der Fehler wäre, daß er sie nicht bekäme.

Nett-

Nettgen wuſte für Freude nicht, was ſie thun ſollte. Wie bereuete ſie, daß ſie nicht gerade zu ihrem Vater ihr Herz entdekt — wie ſchämte ſie ſich ihres Vorſazes — wie frohlokte ſie über dieſe ihre Freude.

Sie küſte ihren Vater tauſendmal die Hände, ſie warf ſich ihm zu Füſſen, dankte ihm mit Freudenthränen, und eilte nun zu ihren geliebten Burrmann, um keinen Augenblik zu verſäumen, an dem ſie ihn ſo ganz glüklich machen konnte.

Burrmanns Geſicht zeichnete wahre Verlegenheit, denn er wuſte gar nicht, ob ers für Spas oder Ernſt aufnehmen ſollte. Aber ihre heitere frohe, unſchuldige Miene lies ihn das lezte wählen und in der Hofnung näherte er ſich ihr, und bat ſie gelaſſener zu ſeyn, weil er die Urſache der Freude erſt wiſſen müſte, ehe er zu ihr ſelbſt übergienge.

Nettgen, die ihn nicht länger, auch beſonders weil etwa der Vater dazu kommen konnte, in der traurigen Ungewiſtheit laſſen wollte, erzählte ihm alles was geſchehen ſollte, und ſchon geſchehen wäre, und heilte ihn denn dadurch in wenig Minuten von ſeiner Zweifelſucht. Haben je Verliebte, die Wonne in einem ſolchen

Gra-

Grade empfunden, als diese beyden! Aber gewiß haben auch nie welche diese Empfindung so sehr genossen. Burrmann war also ein glüklicher Mann', und da der Dokter Pillpullkystropfius nicht wenig dazu beygetragen, daß er es war, so glaubte dieser noch ihm eine rechte grosse Verbindlichkeit aufzulegen, wenn er ihm dazu ersahe, seine Dankbarkeit ihm jedesmahl zu zeigen, wenn er ihm begegnete.

Drittes Kapitel.

Wozu sich nun der Dokter Pillpullkystropfius und seine Gesellschaft entschliessen.

Nachdem diese Sache beygelegt war, war der Professor Nettgens Vater der erste der vom Aufbruche sprach. Er war auch der einzige unter ihnen, der bestimmte Geschäfte hatte, und also weg muste. Allein dies brachte in allen übrigen die nemlichen Gedanken zuwege, und da

da in der Hauptſache noch nichts entſchieden war, ſo wurde von jedem darauf gedrungen, daß es geſchehen mögte; weil die drey Hauptperſonen ſich vorbehalten hatten, unter ſich eine Entſchlieſſung zu faſſen, und Rath und That von andern deswegen nicht anzunehmen.

Sie waren auch ſchon in verſchiedenen Zuſammenkünften geweſen, die die Witwe und Marie theils allein gehalten theils den Dekter mit dazu gezogen, aber weder in den einen noch in den andern war etwas ausgemacht worden. Der Baccalaureus that alſo einen Machtſpruch und ſagte: da ſie ohne Zweifel noch mehrere Ueberlegung nöthig hätten, um ſich zu entſchlieſſen, ſo müſten ſie alle drey zuſammenbleiben, und entweder mit ihm zurükgehen, oder mit dem Profeſſor. Dieſes ſolte ihrer Wahl frey bleiben.

Fränzgen hätte gern geſehen, wenn ſie dieſen Plan hätte vereiteln und die Frauenzimmer theilen können, aber ſie durfte jezt kein Wort reden, denn alles was ſie ſagte, wurde vom Baccalaureus ſo ſorgfältig aufgefangen, daß ſie es auf die Waage legen muſte, um nicht mißverſtanden, oder vielmehr nicht recht verſtanden zu werden, denn ſie hatte allezeit falſches

im

im Sinn, weil sie nichts gutes sehen und befördern konnte.

Der Dokter Pillpullklystropfius gab eigentlich den Ausschlag in der Sache, da er sagte, er habe sich entschlossen in der Stadt zu bleiben, in der er jezt wäre, und da sein medizinisches Fach wieder zu betreiben. Die Wittwe die gar nicht dawider war, weil sie eine bestimmte Beschäftigung für den Dokter für einen Weg hielt, wodurch sie gewinnen konnte, wie wir hören werden, wenn wir ihre Absichten näher auseinandersezten, lobte den Vorsaz, und sagte, da sie es auch sehr unangenehm fände, wenn man in einer Stadt wohnte, wo alles wider einem sey und handelte, so wollte sie auch hier bleiben, und Marien wollte sie zu sich nehmen, weil sie ihr die wertheste Freundin wäre, die sie auf der Welt hätte. Sie hatte dies mit Marien abgeredt, aber nur mit vieler Mühe sie zu ihrer Einwilligung gebracht, welches sich in der Folge auch näher erläutern wird.

Es war keiner unter der Gesellschaft, der diese Einrichtung zu tadeln gewagt hätte, denn es war auf alle Fälle der beste Weg. So konnten die beyden freundschaftlich thun was sie wollten und der Dokter konnte wählen, welche er wollte, oder

oder nicht wählen, nachdem seine Konvenienz es mit sich brachte.

Wenige Tage darauf verliessen die übrigen der Gesellschaft dieselbe, und der Dokter Pillpullklystropfius bezog ein schönes auf dem Markte gelegenes Haus, und die Wittwe ein gleiches dem seinigen gerade gegen über bey welcher Marie als Schwester lebte.

Viertes Kapitel.

Geht den Dokter Pillpullklystropfius an, und betrift Dinge für Herz und Geschichte.

Der Dokter Pillpullklystropfius war herzlich froh als er seine Bibliothek ankommen sahe, und vergrub sich sogleich darinn. Aller Tumult dem er sich bisher aussezen, müssen, war ihm im Tod zuwieder gewesen; nun war alles geendet. Seine Leidenschaft gegen Marien war gros gewesen,

sen, und hatte sie zu gewissen Zeiten kaum bezwingen können, und hatte die Wittwe fast verwünscht. Aber seine Gerechtigkeit gegen diese war auch gros gewesen, und seiner Unruhe war nichts gleich gekommen, aber geglaubt hatte er, Marie oder die Wittwe müßten durch ihn unglüklich werden.

Da er mehr für andere Menschen als für sich dachte, so war er sich auch nicht eingefallen, und nothwendig mußte sich also seine Ruhe wieder einstellen, sobald er diese ruhig sahe. Ihre Freundschaft gegen einander, war ihm wie Balsam auf seine Wunde, und er lies sie gern so oft sie wollten allein und drängte sich gar nicht zu ihnen, weil er fürchtete, etwas unangenehmes bey ihnen hervorzubringen, wenn sie ihn sahen, und daran dächten, daß sie ihn beyde liebten.

Der Dokter hatte aber auch noch andere Ursachen warum er sich zurükzog. Er hatte zwar durch den Edelmuth der Wittwe und durch ihr Betragen gegen ihn, auch gegen sie mehr als blose Freundschaft gefast, und man konnte es Leidenschaft nennen, so lange er Marien noch nicht wiedergesehen. Aber seitdem er diese wiedergesehen, war sie ganz gefallen, und es war

nichts

nichts mehr als Edelmuth für sie in ihm, der selbst in dem Augenblike gewankt hatte, wo er sie zum Opfer für Marien machen, und ihr sagen wollte, er könne Marien ihr Recht nicht nehmen.

Er hatte freylich geglaubt bey Marien wollte er die volle warme Leidenschaft für sich antreffen die er für sie hatte, und sie war auch würklich in ihr. Nur die Dankbarkeit hielt sie zurük, und er war zu unschuldig als daß er diesen Flor hätte erkennen sollen.

Er glaubte also, es wäre nicht so viel Leidenschaft in ihr, und da er sich, obwohl er selbst nichts davon wuste, doch dadurch beleidigt finden muste, so schien er sich zu bezwingen, daß er die Wittwe nicht lieben wollte, um Marien nicht etwa zur Reue zu erweken, im Grunde aber hatte er kein Gefühl für eine Verbindung als für die mit Marien. Bey diesem Gemüthszustande muste es nothwendig in seiner Seele sehr sonderbar aussehen, es muste ihm alles leer, und jede Beschäftigung willkommen seyn, die ihn von den Gegenständen entfernte, die er mit einem Herzen ansahe, das beklemmt und beängstigt war.

Sein Ruf war nun schon in dieser Stadt erschollen, noch ehe er selbst hergekommen war, um mit der Wittwe zu Marien zu reisen. Aber damals hatten sich auch alle Dokter aus der Stadt versammlet um ihn zu kennen, denn die wusten seine ganze Geschichte und waren überzeugt daß man ihm unrecht gethan. Sie wusten aber nicht daß er ihnen einst so gefährlich werden würde, sonst hätten sie es sicher unterlassen.

Es wäre auch, das müssen wir gestehen, sehr unartig vom Dekter Pillpullkiystropfius und ganz wider seinen Karakter gewesen, wenn er sich so de fakto ohne Anlas dahin gesezt und so die Höflichkeit seiner Herren Kollegen erwiedert hätte. Aber der Physikus des Orts der eben krank war, als man ihm in korpore die Visite machte, war indessen mit tode abgegangen, und die Herren Magistrats Personen denen noch nie eine Gelegenheit vorgekommen war, einen berühmten Mann zu voiren, wollten diesen nicht vorbeylassen, ihrer Stadt einen Namen zu machen, und sich einmal in der Welt mit Ehren gedrukt zu sehen. Nun wusten sie nicht wie sie es anfangen sollten ihn allein zu bekommen, den sie fürchteten die Gesellschaft die

die er bey sich hätte, wurde ihm das nicht zugelassen; sie richteten es also so ein, das einer aus ihren Mitteln unter dem Vorwande ihm die Herrlichkeiten ihres Rathhauses zu zeigen, ihn dahin bringen muste, wo sie ihm denn alle gleich zuredeten, die Stelle von ihnen anzunehmen.

Gelegener hätte ihm nichts kommen können. Einmal der angeführten Ursachen wegen, und hernach auch deswegen, weil er bis jezt würklich vom Gelde der Wittwe gelebt hatte, und ihm dieses empfindlich war. Marie hatte ihm zwar alles Geld wieder angeboten, was er ihr gegeben, aber er war zu edel es anzunehmen.

Weil er nun auch von Seiten seiner Freunde befürchtete, daß sie ihm etwas zuwieder seyn würden, so bat er die sämmtlichen Herren, ihren ganzen Antrag so lange zurük zu halten, bis diejenigen sich von ihm entfernt hätten, die ihn etwa aufhalten mögten, denn er hatte nicht geglaubt, daß Marie und die Wittwe sich entschliessen würden zu bleiben und in dem Falle würde mans ihm auch nicht vergönt haben.

Sobald er aber allein war, wurde ihm eine förmliche Gesandschaft zugeschikt, und eben so förmlich nahm er seine Stelle an. Da wurden

die Augen der Herren Aerzte gewaltig gros, die ihn bisher bis im Himmel erhoben hatten, und sie wurden voll des grimmigsten Neides, nahmen auch sogleich ihre Zuflucht zu der mächtigen Dame Verläumdung die im Gefolg ihrer Höflinge des Neides, und der Verachtung ankam, und alle Gassen durchreiste, um den Dokter Pillpullklystropfius anzutasten, und seinen Ruf zu verringern.

Aber Pillpullklystropfius kehrte sich daran gar nicht. Er besuchte zuweilen seine Kollegen, und begegnete ihnen mit der gewöhnlichsten Höflichkeit, und kurirte er mit ihnen zusammen, so war er ruhig und ordentlich, und hörte ihren Rath mit an, und nahm ihn an, wenn er ihn brauchen konnte.

Er bekam freylich viele Kunden, aber manche verlor er auch wieder, weil er sich nicht einbisgen in die Leute zu finden und ihnen nachzugeben wuste, sondern auf seinen Eigensinn in ihrer Diät und Haltung bestand.

Fünftes Kapitel.

Welches die Wittwe und Marien in ihrer neuen Lage in einige Betrachtung zieht.

Die Wittwe hatte seit dem ersten Zeitpunkt ihrer Liebe nicht das geringste davon verloren. Sie war noch eben so feurig gegen den Dokter wie sie sonst gewesen. Aber ihre Rechtschaffenheit war auch noch eben so gros, und diese war erwacht, da sie mit dem Dokter reiste, gestärkt, da sie Mariens traurige Geschichte erfuhr, und auf die höchste Stufe gekommen, da sie in dem Wirthshause Mariens Schönheit, und ihren warmen Empfang gegen den Dokter sahe. Sicherlich würde sie, wenn damals der Dokter nach seinem Vorsaze zu ihr gekommen wäre, nachgegeben, und Marien den Sieg gelassen haben, aber ihr gutes Schiksal wachte über sie. In der Folge der Zeit hatte sie zwar auch eine ganze Weile noch darauf bestanden, ihn Marien abzutreten, wie wir oben gehöret. Allein nach und nach hatte sich etwas wieder im Herzen eingeschlichen, und da sie fühlte daß die Leidenschaft

den Sieg immer über die Grosmuth davon tragen würde, so hatte sie sich gefallen lassen, sich der Bereitwilligkeit zu bedienen die Marie zeigte, ihr ihr Recht zu überlassen. Sie hatte sie zu dem Ende, nachdem sie gar zu sehr in sie gedrungen, zur Vertrauten gemacht, daß sie ohne dem Dokter nicht wohl leben könne, und sie hatte auch, wir leugnen es nicht, alle Künste angewendet sie hiervon zu überzeugen. Sie würde es vielleicht nicht gethan haben, wenn nicht Marie selbst dazu Gelegenheit gegeben.

Diese, die ganz von den Wohlthaten des Dokters erfüllt war, und deren Erwiederung nicht zu geben, wenn sie es doch konnte für etwas äusserst schändliches hielt glaubte: ihm die Wittwe zu freyen zu müssen. Einmal betrachtete sie sie von der Seite der Schönheit, und obgleich sie sich hierinn nichts nahmen, so glaubte sie doch weit unter der Wittwe zu seyn, denn ein bescheidenes Mädgen sucht nie ihren Reiz über diejenige zu erheben, die ihr darinn gleich ist.

Ferner zog sie den Reichthum der Wittwe sehr in Betrachtung. Dieser konnte den Dokter sehr glüklich machen, und sie konnte es mit ihrem blossen guten Herzen nicht. Auch wenn sie auf die Vorzüge der Wittwe in Erziehung und

und Bildung sahe, so fiel sie sich so sehr gegen jene ab, daß sie nicht mehr an ihre Eroberung dachte. Und da die Wittwe, nachdem sie sich völlig zusammen vereiniget und abgeredet hatten, er solle der Wittwe seyn, ihr nur versprach, daß sie sie beständig bey sich behalten wollte, so war Marie vollkommen befriedigt, so war dies dieser Unschuldigen vollkommen genug.

Der Wittwe aber war nicht genug, daß sie von Mariens Seite die Freyheit hatte, und es war ihr auch nicht genug, daß der Dokter aus Mitleyden ihr seine Hand gab. Es war zwar eine Zeit wo ihr dieses genug gewesen seyn würde, aber die Zeiten hatten sich geändert, und die jezigen Verhältnisse machten ihr ihre Lage unangenehm, wenn sie nicht geliebt wurde. Der Stolz war auch bey ihr aufgewacht, und würkte auch so viel, daß sie lieber auf den Besiz noch etwas verzicht thun, und erst sich seine Neigung ganz erwerben wollte.

Daher kam es, daß sie ihn in einer bestimten Beschäftigung wünschte, weil er ohne diese zu oft bey ihnen seyn, und Mariens sanftes einnehmendes Wesen, was sie selbst hinris, auch ihn ganz wieder hinreissen könnte, denn sie zu entfernen, den Gedanken erlaubte sie sich

nicht Daher kam es auch daß sie in einem andern Hause wohnte, denn in ein und eben demselben würde die Gelegenheit zu häufig für beyde gewesen seyn, sich zu sehen, und also auch sich zu lieben. Und Marie war doch immer jünger als sie, und hatte immer den ersten Eindruk gemacht.

Jezt gieng es so wie sie es sich gesagt und gedacht. Der Dokter in seine Geschäfte vertieft kam fast gar nicht zu ihnen und lies sie allein. Sie beschäftigten sich unter sich mit Arbeiten ihres Geschlechts, unterhielten sich freundschaftlich, und kam er ja, so wurde doch nichts von Liebe gesprochen. Dagegen machte sich die Wittwe fleissig zu ihm, unter dem Vorwande, seine Wirthschaft nachzusehen, und dies gab ihr oft Gelegenheit mit ihm weitläuftig zu sprechen, gab Gelegenheit auf vorige Zeiten zu kommen, und diese dem Dokter schön zu mahlen. Von einer Seite waren sie es nicht gewesen, aber davor wurden sie es jezt. Er fand die Sorgfalt der Wittwe sehr freundschaftlich — er fand ihr Betragen gegen sich sehr liebreich, und es erwachte in ihm eine Regung von Dankbarkeit, die dadurch desto stärker war, daß er immer noch Zuschus von ihr nehmen muste, weil seine Pra-

xis

ris schlecht bezahlt wurde und die Einrichtung der Wittwe in seinem Hauswesen sehr glänzend war. Er erwiederte also ihre Behandlung mit einer ausserordentlichen Zuthätigkeit, aber doch getrauete er sich nicht, ihr von Vereinigung vorzusprechen, denn er fürchtete sich vor Marien.

Diesen Punkt wuste nun Marie sehr gut zu heben. Ihr Eifer, das zu stande zu bringen, was sie sich vorgenommen, lies sie alles vergessen, was sie selbst betraf, und von der Zukunft war nichts für ihren Augen. Da sie sahe, daß die Wittwe und der Dokter nicht zusammenkommen konnten, mischte sie sich gerade mit hinein, und redete mit dem leztern. Sie hoffe sagte sie, daß ihre Aufführung ihn überzeugt haben würde, daß sie der Wittwe Freundin, und sie seiner, und ihn ihrer werth hielte. Der Dokter wollte von der alten Liebe gegen sie anfangen, und frug, ob sie nicht wüste, daß er ihr sein Wort gegeben, und er wollte nicht den Vorwurf auf sich lassen, daß er es nicht gehalten.

Hierauf wurde Marie ganz ernsthaft. Er müste augenscheinlich sehen, sagte sie, daß die Wittwe ohne ihn nicht leben konnte, und daß

sie sichs gefallen liesse, ihrem Rechte zu entsa-gen, sähe er. Sie versicherte ihm, sie wolle nicht die seinige werden, sie entliesse ihm seines Versprechens, und er könnte immer versichert seyn, daß jeder Augenblik, den er zögerte, der Wittwe äusserst schädlich wäre.

Die ersten Tage wollte der Dokter nicht recht daran. Er hatte Marien wieder etwas zu tief in die Augen gesehen, und ihre reine Unschuld war ihm wieder unwiderstehlich geworden. Aber der Taumel vergieng, und nun sprach er mit der Wittwe. Ihr gestand er, daß seine Leidenschaft heftiger geworden, und sie nahm sie mit aller Wärme der Gegenliebe auf. Nur könnte er auch nicht unterlassen, ihr zu gestehen, daß ihn Mariens Schiksal unruhig mache. Dieser neue Zweifel sezte dennoch die Wittwe auch etwas in Unruhe. Allein sie erholte sich bald wieder, Marie hatte ihr zu deutliche Beweise gegeben, daß sie zufrieden war, und hatte auch nicht auf die entfernteste Art sichs merken lassen, daß sie einst es bereuen würde, doch sezte die Wittwe, indem sie ihm dieses sagte, hinzu: Wenn er noch mehr für Marien fühlte, so wollte sie noch zurüktreten, und ausserdem

mögs

mögte er ſelbſt zu Marien gehen, und unterſuchen.

Das lezte hatte der Dokter Pillpullklyſtropfius gethan und das erſte war nicht mehr der Fall, alſo wurden ſie einig, verſprachen ſich und Marie wurde die Zeugin ihres Bundes. Die Verheyrathung aber ſollte nicht in der Stille vor ſich gehen, und das war Mariens Betrieb, die ihre Freunde und Freundinnen dabey ſehen wollte, nicht aus Stolz um ihre Ueberwindung zu zeigen, ſondern aus Begierde ſie noch einmal zu ſprechen, und zu überzeugen daß der Dokter glüklich ſey.

Sechstes Kapitel.

Was bis zur Hochzeit des Dokters hin und wieder vorfällt, und wie sich manche Menschen dabey nehmen.

Briefe flogen nun an alle diejenigen, umher die mit dem Brautpaare in einiger Verbindung standen. Die Briefe waren mit Einladungen versehen, und natürlich hatte der Dokter Pillpullklystropfius alle seine gute Laune aufgeboten, um seinen glüklichen Zustand zu schildern, und er hatte besser geschildert als er empfand, denn er hielts für unrecht, andern das Misvergnügen empfinden zu lassen, was er selbst zuweilen fühlte, und er hat selbst in einem nachgelassenen Aufsaze gestanden, es hätte ihm viel Ueberwindung gekostet, sich nur zuweilen Augenblike von der unangenehmen Idee wegzudenken, daß er Marien durch die Heyrath immer beleidige, wenn sie selbst es gleich nicht Wort haben wollte, und wenn er selbst gleich jezt mehr Leidenschaft für die Wittwe fühlte, als ehedem.

Weil er sich aber selbst es weis machte, daß er glüklich wäre, und es dem Schiksal zuschrieb, daß

daß er ſo vielen Verdrieslichkeiten mit unter ausgeſezt war, ſo log er auch nicht indem er es ſchrieb. An den Baccalaureus war ſein Brief insbeſondere etwas herzhaft, und er ſagte ihm: Er hofte durch dieſe Handlung zu einer gewiſſen Seelenruhe zu kommen die er lange entbehren müſſen. Der Baccalaureus war unendlich über den Entſchluß erfreut. Er hatte zwar eine Zeitlang mehr für Marien geſtritten, als für die Wittwe, aber da er erfuhr wie Heldenmüthig ſie ſich überwand, ſo war er zwar für ſie mehr eingenommen als je, und ſahe ſie als Lieblingstochter an, aber der Wittwe gönnte er doch ihr Glük, und dem Dokter die guten Umſtände, in welche er durch ſie verſezt wurde.

Fränzgen las er den Brief in aller Fülle der Freude vor, traf aber damit zu hart den Punkt ihrer Unzufriedenheit, als daß er nicht hätte ausbrechen ſollen.

Denn ſeitdem ſie von jener Zuſammenkunft zurükgekommen, hatte ſie der Gedanke gar nicht ſchlafen laſſen, auf welche Art ſie die drey zufriedenen Seelen, die ſie für die entſezlichſten Dummköpfe, aber eben deswegen eines ſehr groſſen Glüks fähig hielt, trennen und uneinig machen ſollte. Und weil ſie wuſte daß Mangel

und

und Bedürfnis einer der ersten Wege zu einer solchen Uneinigkeit ist, so sahe sie wohl ein, daß der sicherste Weg wäre, wenn sie die Wittwe ganz aus dem Spiele brächte. Sie that zu dem Ende alles was sie konnte, um einen Beschlag auf ihr Vermögen zu bringen, und sie brachte es auch würklich dahin, daß man nichts von dem ihrigen verabfolgen liesse, wenn sie nicht selbst zurükkäme, und Red und Antwort spwohl von ihrem moralischen Wandel gäbe den man verdächtig hielte, als auch von dem was sie mit ihren Vormögen vor hätte, damit wenn sie es wegzöge der Fiskus nicht um das seinige gebracht werden mögte.

Fränzgen glaubte, sie hätte nicht mehr als das Reisegeld mitgenommen, wuste daß der Dokter von ihr lebte, dachte nicht das Marie eine so wohlgespikte Kasse hätte, und vermuthete also, daß die Wittwe zurükkehren und ihre Sache in Ordnung bringen müste. Eine Entfernung der Wittwe würde ihren Bruder nothwendig näher an Marien fesseln, und an diese gefesselt, die ein nakigtes Mädgen war, konnte er gehen wohin er wollte.

Nun aber war alles umgekehrt. Die Wittwe wurde des Dokters, kam, holte ihr Vermögen

gen ab, und alſo war er glüklich, und ſie, Fränzgen, um alle ihre ſchönen Ausſichten gepreilt.

Hoch ſtieg das Blut darüber in ihren Adern. Sie hatte keinen Ausweg mehr, ſie wuſte alſo nicht, was ſie ſchonen ſollte. Sie war ſelbſt vom Baccalaureus einiger Zeit her ſo behandelt, ſo ſklaviſch betrachtet worden, daß ſie glaubte auch ihm zeigen zu müſſen, ſie habe ihren Willen und könne durchſezen, was ihr im Sinn käme. Sie bedachte nicht daß ſie einen mächtigern vor ſich hätte. Aber in der Folge davon mehr.

Vorjezt verſicherte ſie ihrem Eheherrn, der Dokter, ihr Bruder, handele an Marien unverantwortlich, daß Mädgen ſey von beyden übertäubt, und müſte ſich alſo wohl zufrieden geben, wie ſie auch mit ihr umgehen wollten. Sie habe einen ſanften duldenden Karakter, den man misbrauche und das ſey äuſſerſt unrecht, und würde des Mädgens Untergang nach ſich ziehen. Hätte Fränzgen dem Baccalaureus zu einer andern Zeit dieſes geſagt, welches ſie mit dem Rathe verband, er mögte ihrem Bruder ſchreiben, daß er das nicht thäte, ſo würde er vielleicht darauf gehört, und

ſei-

seines Weibes Urtheil in Betrachtung gezogen haben. Aber so war das bey ihm gar nicht der Fall mehr. Er wuste es schon zu gut, daß sie ihrem Bruder aufgesessen war, und ihn nicht leiden konnte, und deswegen legte er nun alles was sie vor ihm brachte, zwar in Ansehung seiner mit etwas zuviel Partheylichkeit, aber in Ansehung ihrer mit sehr vielem Rechte, auf die schlimme Seite für ihren Bruder aus.

Er sagte ihr also kurz er würde das wohl bleiben lassen, und bat sie zu gleicher Zeit, ins künftige sichs nie wieder einfallen zu lassen, ihm zu widersprechen, sondern bey ihren weiblichen Geschäften zu bleiben.

Da erwachte nun Fränzgens Zorn in einem sehr hohen Grade, und nachdem sie beyde Arme in die Seiten gestemmt, frug sie ihn mit einer überlauten Stimme; ob das der Dank dafür wäre, daß sie ihm soviel Liebe bewiesen, und ihn genommen hätte. Denn ob er wohl dächte daß ein anders Mädgen mit allem seinen Gelde, einen solchen alten eigensinnigen Murrkerf würde geheyrathet haben? Ob er nicht zu des Gevatter Stichblats Zeiten der allerelendeste Körper auf Gottes Erden-

Welt

Welt geweſen, und eb man ſich nicht ſeiner Sterblichkeit errinnern, und denen die einem gutes und liebes gethan, mit Undank begegnen müſſe?

Der Baccalaureus deſſen Gelaſſenheit mit jedem Jahre um eine Portion zunahm, hatte es jezt ſchon ziemlich weit darinn gebracht, hatte alles angehört was ihre geläufige Zunge ihm vorerzählt, und holte jezt ganz ſachte, die Bibel vom Bücherbrete, über der Stubenthür wo die geiſtlichen Bücher ſtanden, und ſchlug ihr die Stelle auf — und er ſoll dein Herr ſeyn. Straks riß Fränzgen die Bibel aus ſeinen Händen, und das Blat in viele Stüke. Das konnte der Baccalaureus nicht verdauen. Er gab ihr ein paar handgreifliche Maulſchellen, klingelte der Magd, gab dieſer die Haushaltungsſchlüſſel die auf dem Tiſche lagen, und ſagte ihr in acht Tagen ſolle ſie keinem Befehle ihrer Frau ſondern nur dem ſeinigen gehorchen. Darauf befahl er Fränzgen in Gegenwart aller Leute, acht Tage ihm nicht vor die Augen zu kommen, und indeſſen auf ihren Zimmer Buſſe dafür zu thun, daß ſie das heiligſte Buch entheiligt. Er gieng nun fort und lies ſeine Frau in der traurigſten Beſtürzung ſtehen.

Frau[illegible] konnte sich auch lange nicht fassen. Sie gieng auf ihr Zimmer und weinte. Nicht aus Reue, auch nicht aus Empfindlichkeit, sondern aus Bosheit daß sie nicht mächtig genug war, ihren Mann zu zwingen.

Sie sahe sich vor allen ihren Leuten beschimpft, und weil sie das die acht Tage über sich nicht auszuhalten getrauete, gewis aber wuste, daß der Baccalaureus nichts von der Zeit ablassen würde, so entschlos sie sich in ihres Vaters Hause so lange zu bleiben. Ehe sie aber dieses that, wollte sie ihrem Bruder noch ein kleines Nachdenken verursachen, welches doch wohl einige Unruhe bey ihm erregen sollte. Sie schrieb daher selbst an ihn, und nach einigen lauten Klagen über das Unglük, welches sie durch ihre Heyrath sich zugezogen, und über die Aufführung des Baccalaureus, fieng sie an die bittersten Vorwürfe ihn darüber zu machen, daß er seine Marie die so unschuldig, so rein glüklich durch ihn gewesen seyn würde, unglüklich gemacht. Denn sie legte es ihm so künstlich dar, daß es nichts als Zwang der Grosmuth bey Marien sey die sie dahin gebracht, daß sie es sehr bereuen, und dann in den vorigen Kummer verfallen würde, daß es dem unempfindlichsten

Men-

Menschen auffallend gewesen seyn würde, beson: ders da sie die tägliche Unruhe sehr auseinander zu sezen wuste, die Marien treffen würde, wenn sie sie erst beyde vereinigt sähe, und ihre tägliche Zärtlichkeit, wobey sie mit trocknen Munde zusehen müste, gewahr würde.

Nachdem sie den Brief fertig geschrieben, überlas sie ihn noch einmal, fand ihn ausserors dentlich rührend, und freute sich ihrer Bosheit so sehr, daß sie einen Theil der Beleidigungen ihres Mannes vergas, ihre Bosheit in Rache verwandelte, und sich vornahm, es ihm so em: pfinden zu lassen, daß er wünschen sollte, in sei: nem Leben an keine Frau gedacht zu haben.

Wir halten Fränzgen dazu vollkommen fähig und wollen sehen, ob das Glük ihr so günstig war, als ihre Einbildungskraft.

Siebentes Kapitel.

Bedürfte eigentlich keiner Rubrik, weil es Fortsezung des vorigen ist, betrift aber hauptsächlich die Hokus Pokus die zwischen dem alten Zerberus und Fränzgen vorgiengen.

Der alte Zerberus den Fränzgen zeither sehr wenig zu sehen bekommen, und welcher sich ganz in seinen Geiz vergraben hatte, wunderte sich eben nicht so sehr, daß er seine Tochter zu sich kommen sahe. Denn obgleich der Baccalaureus ihr diesen Umgang verboten hatte, so hatte sie sich doch zuweilen zu ihm hinübergeschlichen. Nur darüber wunderte er sich daß sie einen Kerl bey sich hatte, der ihr einen grossen Korb nachtrug, und ihn in seine Stube niedersezte.

Nun was bringst du mir, meine Tochter, sagte er mit einigen Vergnügen, denn er vermuthete, daß es ein Geschenk für ihn wäre, und er nahm gern, es mogte auch seyn, was es wollte. Fränzgen antwortete ihm ganz gelassen. Ich bringe mich selbst, lieber Vater Ich habe mit meinem Manne mich vereiniget,

und

und er hat mir verboten, ihn in acht Tagen zu sehen, nun würde ich ganz mich in mein Zimmer verschliessen müssen, wenn ich im Hause bliebe, da will ich die acht Tage bey ihnen zubringen, und habe deswegen meine nothwendigsten Kleider und Sachen mit mir genommen.

Der alte Zerberus dachte etwas nach, machte ein gewaltig schiefes Gesicht, und sagte endlich: Nein, meine Tochter, da bewahre mich der Himmel davor, daß ich Uneinigkeit in Ehen bringen sollte. Mein lieber Mann, fuhr er fort, und redete den Träger an, nehm er seinen Korb, trag er ihn zum Herrn Baccalaureus und sag er, da schik ich die Sachen meiner Tochter, denn ich wollte kein verlaufenes Eheweib aufnehmen, und mach er zugleich mein schön Kompliment.

Der Träger welcher zwey Groschen von Fränzgen bekommen hatte, jezt zwey Groschen bekam, und noch zwey vom Herrn Baccalaureus zu bekommen hofte, nahm geschwind seinen Korb und trug ihn fort, kam auch bald mit der Antwort wieder, daß der Herr Baccalaureus sich für diese Freundschaft zum schönsten bedanken liesse, und daß er dieses selbst mündlich noch wiederholen würde.

Fränzgen stand noch ganz erstaunt da, wie er kam, und nun gieng ihr noch eine schwärzere Zukunft auf, denn Herodes und Pilatus waren Freunde geworden, durch deren Feindschaft sie so manchen Pfiff ausgeführt. Sie wagte es noch einmal ihren Vater zu bitten, aber die Errinnerung zu ihrem Manne zu gehen, und Pflicht und Gehorsam zu bedenken, machte, daß sie auch gegen ihn ihre Wuth loslies, ihn einen barbarischen Vater nannte, und alsdenn das Haus verlies, um bey einer Freundin ihre Tage zuzubringen, der sie sehr innig zugethan war, und die nichts besser war als sie.

Der alte Zerberus war im Grunde deswegen etwas zu tadeln, daß er seiner Tochter so hart begegnete, denn er hätte mit Liebe und Sanftmuth weit ehr etwas ausrichten können. Aber die kannte er nun einmal nach seinem Karakter gar nicht, und muß also blos nach seiner rüden Denkungsart betrachtet werden.

Indessen war diese nicht die einzige Ursache davon. Seitdem Fränzgen von ihm war, und seitdem er sie besonders sehr wenig zu sehen bekam, schien es als wenn der Seegen des Himmels auf ihn ruhete. Er bemerkte viel stärkere Einnahme, und er freute sich so sehr, daß er auf den Ge-

Gedanken kam, Weiber wären seinen Vermögen eine Pest, und Maminka und Fränzgen wären es dem Seinigen besonders gewesen. Er nahm sich also vor, nie mit ihnen wieder etwas zu thun zu haben, und konnte nicht einmal gut seine Mägde leiden, die doch unumgänglich nöthig waren. Unter ihnen war eine von sehr hübschen Ansehen, die ihr Auge besonders auf ihn geworfen hatte, und die sich seit langer Zeit bemühete, ihren reichen Hausherrn in das Netz ihrer Liebe zu loken. Weil aber der alte Zerberus diese Meinung einmal hatte, so konnte sie auch in seinen schwächesten Stunden, wenn sie ihn zu Bette begleitete, oder am Morgen sanft ihn zum Frühstük erwekte, es nicht sehr weit bey ihm bringen, denn gar zu oft fiel sein Auge auf seinen Geldkasten, er dachte daran, was dieser gelitten, und ein: Hebe dich weg, Satanas! seze das Mädgen ausser alle Vortheile, die sie bisher durch so viele Mühe und Künste erlangt hatte.

Lange sann sie nach, was eigentlich die Ursache von der plözlichen Veränderung ihres Herrn seyn mögte, die sie so oft bemerkte, aber sie konnte keinen Grund entdeken. Sie machte sich also an ihn selbst, und lies ihm keine Ruhe,

bis er endlich ihr sagte, daß es sein Wiederwille für alle Weiber sey, der sich in dem Augenblike wieder erregte, wenn er seinen Geldkasten ansähe, der unfruchtbar in der ganzen Zeit gewesen wäre, daß er Weibern getrauet. Nun fürchte er, wenn er sie liebte, würde er ihr auch mehr trauen, und dann würde es ihm gehen, wie ehedem, und seine Nahrung würde abnehmen.

Pfiffig war das Mädgen, wie es alle die Geschöpfe sind, die dergleichen zu unternehmen fähig sind. Sie war zu Maminkas Zeit als Kind da gewesen, sie hatte Fränzgens Tritte und Schritte beobachtet. Sie machte also dem Herrn eine weitläuftige Erzählung, besonders wie Fränzgen ihn hintergangen, die er sehr glaubwürdig fand, und gut für sie war es, daß er sie in den ersten vierzehn Tagen nicht sahe, denn sonst würde es ihr übel gegangen seyn.

Dann wuste ihm das schlaue Mädgen so viel vom Zusammenhalten, und ordentlicher Wirthschaft vorzuschwazen, wuste ihm den Unterschied zwischen Frau und Maitresse so geschikt beyzubringen, und vorzustellen, daß die Liebe der leztern weit über die der erstern reiche, und aufrichtiger und reiner sey, daß diese weit mehr auf die Vortheile des Mannes den sie liebte,

ſähe, weil ſie ihn mehr liebte — daß er endlich ſich übertölpeln lies. Das Mädgen hatte ihn in ihren Stricken, und der Alte, der ein genug rüſtiger Mann war, fand in der Hege und Pflege dieſer Perſon ſo viel Annehmlichkeit, daß er bald vergas wie gefährlich ihm die Weiber wären. Und da dies Mädgen auch auf einen viel andern Grund bauete, als man dachte, wie die Folge lehren wird, ſo fand er nicht, daß ihr Umgang und die Vertraulichkeit mit ihr ſeinem Vermögen ſchadete, und gab ſich alſo gänzlich darüber zufrieden.

Während dieſer Zufriedenheit hatte er Fränzgen einigemal geſehen, weil er aber ſeiner neuen Amaſia um ihrer Ruhe willen es verſprochen, Fränzgen nichts von dem allen verzuhalten, was vorgefallen war, ſo unterlies ers auch. Fränzgen ſelbſt hatte auch in der Zeit ihre Seele zu voll von Beſchäftigungen mit dem Untergange ihres Bruders, als daß ſie weiter hätte bemerken ſollen, daß ihr Vater kälter gegen ſie geworden.

Da ſie nun auf einmal in der Abſicht zu ihm eintrat, acht Tage bey ihm zu bleiben, und er ſich vorſtellte, daß daraus vielleicht immer werden könnte, ſo erneuerte ſich nicht allein die

Idee der Erzählung des Mädgens, sondern er vermuthete auch, daß sich der Baccalaureus vielleicht gar von ihr trennen könnte, und er sie dann ohne Mitgabe ihm zurük geben würde, weil er sie ohne Mitgabe nehmen müssen. So fiele die Last des Ernährens auf ihn, und die alte verderbliche Wirthschaft gienge wieder an.

So wie aber der alte Zerberus in seinen projektiren immer sehr weit hinausgieng, so war es auch jezt mit ihm beschaffen. Er stellte sich aus Fränzgens eigensinnigen Kopf den er sehr gut kannte, wohl vor, daß sie dem Baccalaureus nicht leicht nachgeben, sondern lieber davon laufen würde. Dieses Davonlaufen wäre ihm eine erwünschte Sache gewesen, denn was gieng ihm seine Tochter an, wenn sie vom Baccalaureus weg war. Wegen eines solchen Schritts fände auch wohl eine Enterbung statt, wie bey dem Sohne, und da er den Sohn nicht mehr hatte, was machte er sich aus der Tochter. Auch der Baccalaureus, dem er sich jezt wieder zum Freunde machen wollte, konnte ja wohl eher sterben, als er, und konnte aus alter Bekanntschaft, und der Verbindung wegen mit dem Stichblattschen Hause ihn zu seinen Er-

ben

ben einsezen. Kann man dem Vater nun verdenken, was er that?

Der Baccalaureus kam auch würklich den andern Morgen zum alten Zerberus. Eine dergleichen Handlung wie er begangen, sagte er, sey edel und werth daß man sich davor bedanke. Der Vater welcher einsähe, daß der Mann das erste Recht über die Frau habe, sey immer verehrungswerth. Er wolle von nun an ihn wieder als seinen Freund ansehen, und so mit ihm leben. Zwar sey seine Frau nicht wieder zu ihm gekommen, allein er wisse schon wo sie wäre. Sie würde an dem Orte zwar viele Teufeleyen ausheken, aber er hofte sie wieder herauszutreiben, wenn sie zurükkäme. Käme sie nicht zurük, so mögte sie bleiben wo sie wolle. Sie verdiene denn das gröste Elend, und er hofte daß der Vater ihr auch nicht helfen würde. Er habe ihr als Mann sehr gut begegnet, und nicht dies um sie verdient.

Im leztern müssen wir zwar dem Baccalaureus Recht geben, und es ist gewis daß Fränzgen sehr undankbar gegen ihn gehandelt hatte. Aber er hätte doch auch mehr Mässigung haben sollen, denn es ist nicht recht ein

ver-

verirrtes Schaaf zu verſtoſſen, ſondern man mus es auf den rechten Weg führen.

Hätte Fränzgen dies alles ſo gewuſt, ſie wäre gewis vor Aerger zerplazt. Denn ſie erwartete immer noch, daß der Baccalaureus zu ihr ſchiken, und ſie bitten laſſen ſollte wieder zu kommen. Es geſchahe aber nicht, und wozu ſie ſich hernach ſelbſt entſchlos, das werden wir in einem der folgenden Kapitel wohl erfahren.

Achtes Kapitel.

Wie auch in des Herrn Profeſſors Hauſe die Briefe ankommen und aufgenommen werden.

Es läſt ſich ſehr leicht ſchlieſſen, daß Nettgen und Burrmann keine von dem lezten geweſen der nen der Dokter Pillpullklyſtropfius ſeine Heyrath gemeldet, und ſie gebeten, dem Feſte beyzuwohnen. Die Lage aber in der ſie waren, machte ſie noch aufmerkſamer darauf. Als der Profeſſor mit ihnen zurükreiſete, hatte er freylich im Wagen noch etwas von der Unrechtmäſ-

ſig-

figkeit ihrer Behandlung gegen ihm gesprochen, aber die Zärtlichkeit mit welcher sie ihm beyde versicherten, bey allen ihren Handlungen und Vornehmen für ihn gedacht zu haben, machte ihn selbst bald alles vergessen. Burrmann wagte es sogar zu behaupten, er würde den Vorsaz schwerlich ausgeführt haben, wenn es zum Punkt des Weggehns gekommen wäre, denn einem gewissenhaften Menschen wäre ein solcher Augenblik allemal gefährlich, und brächte ihn am allererſten zur Reue.

Der Professor lies das gut seyn, so wie wir es gut seyn lassen, und es für verdienstlich genug von Burrmann halten, daß er so dachte, ihm aber gern um der Hitze der Leidenschaft willen vergeben hätten, wenn er anders gehandelt hätte.

Als diese Gesellschaft zu Hause ankam, fanden sie theils zu ihrer Bestürzung, theils zu ihrer Beruhigung, denn einmal muste es doch geschehen, den Bräutigam Mettgens vor sich der von seinen Reisen zurükgekommen war.

Völlig von seiner Krankheit erholt, blühend, artig und galant, stand er da vor ihnen, und der Professor fühlte im Augenblik einen Widerwillen, sein Wort für Burrmannen gegeben

zu

zu haben. Das Andenken an seinen verstorbenen Freund kam in ihm wieder auf, und mit aller Stärke kam es, die man sich nur denken kann. Er umarmte den jungen Menschen herzlich, und Burrmannen wurde bange.

Bald aber entwikelte sich die Sache anders. Der junge Mensch kam mit sehr vielen gesuchten Komplimenten angestochen, die er besonders Rettgen über ihre Schönheit machte, untermengte seine Unterhaltung mit sehr vielen französischen und italienischen Wörtern und Sprichwörtern, pries Rettgens Spizenpuz sehr hoch, versicherte aber er habe brabanter Manschetten, die alles in der Welt überträfen, stand immer wie Tanzmeister, gieng wie auf Eyern, machte kleine Sprünge, behielt den Hut unter den Arm, kurz war ein Haasenfuß im höchsten Grade, wovon jeder nach einer halben Stunde überzeugt war, und wodurch alle Gesichter heiter und aufgewekt wurden.

Aber was den jungen Herrn am allerbesten rekommendirte, war, daß er sich einmal als Burrmann hinausgegangen war, sogleich an Rettgen machte, und ihr von süsser ihn folternder Liebe vorsprach, auch ein Conversation d'amour für diese Nacht entweder im Garten im Mond-

Mondschein, oder auf ihrem Schlafzimmer, dem Tempel der Venus begehrte.

Auf eine sehr lächerliche Art schlug ihm dieses Nettgen ab und erzürnte das kleine Mämmchen sehr. Wie Burrmann wieder herein kam, fand er ihn ganz anders, und der Professor auch denen aber Nettgen das Geheimniß bald erklärte.

Den andern Morgen gieng der Professor zu ihm, und sagte ihm, er habe zwar seinem Vater das Wort gegeben, ihm und keinem andern seine Tochter zu verheyrathen, und er würde auch gewis Wort gehalten haben, wenn die Verhältnisse so geblieben wären, wie sie damals gewesen. Allein sein und seiner Tochter Denkungsart stimmte wie er bemerken müste gar nicht zusammen, und da er selbst kein grosser Freund von ausländischen Sitten sey, hingegen von ihm zu sehen glaubte, daß die inländischen ihm eben nicht sehr behagten, so hielte er für das beste, sie höben mit einander auf.

Der junge Mensch war das nicht allein herzlich zufrieden, sondern er sagte auch sehr impoli: Er habe in seinem Leben keine Dame gesehen, die so wenig Lebensart besässe, wie seine Toch-

Tochter, und sie würde sich für einen Teutschen besser schiken, als für einen, der sich zum Franzosen nationalisirt.

Der Professor lächelte über den Narren, und war froh, daß er ihn los war. Burrmann der nunmehro unbesorgt seine Nette besas, reisete zu Hause, holte die Einwilligung der seinigen, kam zurük und nahm die Doktorwürde an, denn das hatte der Alte verabredet, daß er ihm seine Tochter nicht wegnehmen sollte.

Eben war dieses alles geschehen, wie der Brief vom Dokter Pillpullklystropfius erschien. Der alte Professor dem nebst seinen Kindern Marie am liebsten auf der Welt war, und der von ihr einen besondern Brief erhalten hatte, worin sie ihn persönlich bat, nicht auszubleiben, entschlos sich ihr eine grosse Freude zu machen, und das Beylager seiner Kinder an dem nehmlichen Orte, und an dem nehmlichen Tage zu halten. Das wurde auch sogleich dem Dokter geschrieben, dem die Nachricht sehr willkommen war, und Marien noch mehr.

Richtig aber ists, daß der Professor, Burrmann, und Nettgen, es dem Dokter sehr verdachten, daß er so gewählt, und daß sie es Marien

rien noch mehr verdachten, daß ſie ihre Gefälligkeit ſo weit getrieben.

Neuntes Kapitel.

Beweiſt, daß ein gutes Gedächtnis eine vortrefliche Sache ſey, und daß verloren ſcheinende Sachen oft nicht verloren ſind.

Das Vermächtnis von funfzigtauſend Thalern welches der alte Herr Stichblat ſeeliger unſerm Dokter in ſeinem Teſtamente zugeſchanzt, war ganz und gar aus deſſen Gedächtnis verbannt, und für ihn war es in der That auch gut, daß er kein gutes Gedächtnis hatte. Denn wenn er ſich bey den jezigen Zeiten daran errinnert hätte, da er immer von der Kaſſe der Wittwe holte, ſo würde er, ob er gleich uneingeſchränkt den Schlüſſel zu dieſer Kaſſe hatte, dennoch vielleicht ſeinem Vater geflucht haben, daß er ihn um dieſes Geld gebracht, und eine ſolche Sünde mögten wir um alles Autorruhms willen

nicht auf unſers Dokters Gewiſſen wiſſen. Und wenn man ihn um den Namen des Hauſes gefragt hätte, das ein ſo ſchändliches Prello an ihn verübet, ſo würde er nicht einmal ihn gewuſt haben, hätte ihn auch zehnmal nennen hören können, ohne ſich darauf zu beſinnen.

Deſto glüklicher war das Gedächtnis jenes Advokaten zu dem er gegangen war. Der hatte es ſo gut, daß er jede Rechnung beſchwören konnte, die er vor zwanzig Jahren gemacht, und jeden Error in Calculo, der zu ſeinem Schaden ausgefallen war, ganz genau zu beſtimmen, und nachzufordern wuſte.

Nun ereignete ſich ein Umſtand. Der davon gehende Kaufmann hatte einem ſeiner Freunde, eine groſſe Menge Waaren und Geld aufzuheben gegeben, und zwar ohne daß jener wuſte was in den verſiegelten Kiſten enthalten war. Er hatte aber bey ſeiner Flucht nicht Zeit genug gehabt dieſes abzufordern. Er hatte ſich zwar einigemal nachher an dieſen gewendet, und es gefordert, aber allemal zur Antwort erhalten, es könne nicht geſchehen, bis er gewis wäre, daß kein öffentliches Proklama ergehen würde, die deponirten Sachen auszuliefern.

Dies

Dies Proklama erſchien nun erſt jezt, nachdem man den Konkurs ſo lange aufgehalten. Der Kaufmann meldete ſich, und lieferte ſeine Sache ab. Der Notarius, der es öfnen und inventiren muſte, war ein Freund jenes Advokaten, und meldete ihm heimlich, das Depoſitum der Funfzigtauſend Thaler des Herrn Zerberus ſey unter dieſen Sachen noch manquirt; des Advokaten ſchnelle Memorie erinnerte ſich gleich an den Auftrag, den er einſt vom Dokter Pillpullklyſtropfius erhalten und zu gleicher Zeit daran, daß noch alle Papiere, die zum Beweis für den Dokter dienten, bey ihm niedergelegt wären. Straks ergieng ein Schreiben an den Dokter Pillpullklyſtropfius des Inhalts ob ihm der hochgelahrte Herr Dokter den — Lange hatte der Advokat bey ſich berathſchlagt, den wievielſten Theil er fordern ſollte. Erſt war ihm das Dritteil eingefallen, da ihm das aber ſelbſt zu grob ſchien, ſo hatte er den vierten ſchon niedergeſchrieben, und die Schuld als eine ſo gut wie verlohrne angegeben.

Nach geſchriebenen Briefe fiel ihm erſt ein, der Dokter könnte vielleicht die wahren Umſtände der Sache erfahren, und um das was er dann einmal bekommen, wärs ihm nicht bange.

denn das, hoste er, sollte ihm niemand aus seinen Händen reissen, aber für seinen Ruf als Anwald, und das konnte ihm für die Zukunft um vielmehr bringen.

Denn unsern lieben Lesern samt und sonders in specie aber denen die Prozesse haben, wirds nicht unbekannt seyn, wie diese Herren schrapen und scharren, und nicht allein das Fett sondern auch die Grundsuppe mitnehmen, und nur dann schonen, wann sie die Henne nicht schlachten wollen, die goldne Eyer legt.

Er gieng also auf den fünften Theil zurük und schrieb einen neuen Brief. Ehe er aber die Zahl geschrieben, legte er die Feder noch einmal nieder. Der Teufel sagte er zu sich selbst daß wären doch zehntausend Thaler und um die Summe wäre man wohl im Stande eine Reise selbst zu thun, und zu sehen, wies mit der Sache beschaffen wäre, und du würdest verrathen, man könnte dich für einen Schinder und Juden ausschreien. Er sazte sich also wieder hin und schrieb — sechsten Theil seiner Forderung abtreten wollte, wenn er ihm zu dem ganzen verhülfe?

Aber da er dieses geschrieben, that er auch einen starken Schwur, der ihn vielleicht einst etwas

das Schwefelfeuer einnehmen laſſen wird, daß er nun keinen Kreuzer mehr ablaſſen wollte, und wenn mans ihm durch Herreiſen ſo nahe legte, ſo wollte ers abſchwören, daß er die Dokumente habe. Mit dem edlen Vorſaz gieng er ins Weinhaus — und bezechte ſich.

Aber der Dokter dachte an nichts weniger, als ihm etwas abzuziehen. Der Expreſſe der den Brief gebracht hatte, kam mit der Antwort zurük, daß es dem Dokter Pillpullklyſtreyſius ein beſonders Vergnügen wäre, einen rechtſchaffenen Mann angetroffen zu haben, der ſich ſeiner annähme, und er wollte ihm nicht allein den ſechſten Theil der Summe, ſondern auch noch überdem ein gutes Douſeur geben.

Wer war froher als der Advokat. Doch, meine Leſer der Dokter war noch froher, und das wollen wir ihnen leicht beweiſen. Denn nun erſt glaubte er ſich der Wittwe werth. Nun erſt konnte er ihr dreiſt unter die Augen treten. Wir würden unrecht handeln, wenn wir dieſen Gedanken vom Dokter geradeweg tadeln wollten, denn wir wären vielleicht delikat genug in einem ſolchen Falle eben ſo zu denken. Aber wenn wir ihn geradezu gut heiſſen wollten, ſo wären wir wieder zu tadeln, weil wir glauben, der Dokter

kennte die Wittwe zu gut, um nicht einzusehen, daß sie sich aus seinen Reichthum nichts machen würde, da sie ihm den Genuß des ihrigen so uneigennüzig aufopferte. Genug, der Dokter hatte eine kindische Freude, und es war für ihn einer der wenigen Tage, an denen er den Beynahmen des Glükliche verdiente, als er das Geld empfieng.

Denn der Advokat sobald er nur Nachricht vom Dokter hatte, machte sich bald an die rechte Thür, und da er silberne Schlüssel führte, auß serdem auch ein erfahrner Rechtsgelehrter war, und seine Sache so ziemlich beweisbar, so erhielt er was er suchte.

Er machte denn sehr schlau seine Berechnung, und was nach abgezogenem sechsten Theil und Kosten über vierzigtausend Thaler blieb, das rechnete er gleich als das versprochene Douceur.

Mit dieser Summe war indessen der Dokter vollkommen zufrieden. Den vierten Theil schenkte er gleich Marien die nun schon ein ansehnliches Kapital besas, und nur mit der grösten Verlegenheit dieses aufs neue von ihm annahm.

Das

Das übrige legte er zu den Füſſen ſeiner Wittwe nieder. Lächelnd und erröthend ſahe ſie ihn an. Mit welcher Freude, ſagte ſie, bringen ſie mir doch das, woran ich keine Freude habe. Sie — ſie will ich ſo — freudig vor mir ſehen, ohne dieſes Geld. Sie ſind mir ohne daſſelbe tauſendmal lieber.

Der ſchöne Zug ihrer Seele entzükte Marien die dabey war. Eine ſanfte Thräne ſchlich ſich über die Wangen dieſer, nicht aus Neid, nein — aus Freude, daß der Dokter in ſeiner Wahl gewann.

Mädgen! wo fandet ihr ihres gleichen? Werdet auch ſo! Kommt, und ſeht die Liebenswürdige weinen. Und könnt ihr gewöhnlich dabey denken, gefühlos dabey ſeyn, o ſo gehört ihr nicht unter die Zahl derer, die wir lieben, die wir den Stolz der Menſchheit nennen.

Und ſo nennen wir die ſeltenen unſchuldigen, reinen, edlen unter Euch!

Zehntes Kapitel.

In dem Fränzgens Begebenheiten, bis zu ihrer Abreise zu des Dokters Hochzeit abgehandelt werden.

Unter der Zeit daß Fränzgen bey ihrer Freundin war, gieng der Fall mit dem Kapitale des Dokter Pillpullklystropsius vor sich. Sie war eine von dem ersten die es erfuhr, und sie konnte ihrem Grimme keinen andern Ausweg verschaffen, als daß sie wieder sich selbst wütete. Es war ein etwas krasser Anblik sie alsdenn zu sehen, denn sie schmis sich in den Fällen vor die Stirn und geberdete sich völlig wie eine Unsinnige.

Ihre Freundin, gleich ihr an Bosheit, nur dadurch daß ihr Gesicht so heslich war, wie ihre Seele, von ihr unterschieden, liebte sie recht herzlich, und nahm so vielen Antheil an ihren Leiden, daß sie selbst auf Mittel sann ihr Linderung zu verschaffen.

Sie rieth ihr daher, weil sie gehört hatte, das Depositum wäre vom Herrn Zerberus geschehen, sogleich zu ihrem Vater zu gehen, und ihm

ihm unterm Fus zu geben, daß er seinem Sohne das Geld streitig machen mögte.

Der Einfall wurde mit einem Kusse belohnt, und Fränzgen begab sich gleich dahin.

Ein schiefes Gesicht zog der alte Zerberus als sie zu ihm hereintrat, doch wollte er sie auch nicht gar zu hart anfahren, sondern er hielt ihr nur eine kleine Strafpredigt, daß sie noch nicht zu ihrem Manne zurük gegangen wäre, und profezeyhte ihr daß sie es ganz mit ihm verderben, und es sich einzig und allein selbst, zuzuschreiben haben würde, wenn sie ein elendes Leben führen müste.

Der alte Zerberus hatte hierbey ganz und gar nicht die Absicht, Fränzgen dahin zu bringen, daß sie wieder zurükkehrte, er kannte ihren Eigensinn, und es war mehr schlaue Anlage sie noch tiefer ins Labyrinth zu führen.

Aber Fränzgen, die den Kopf jezt mit ganz andern Sachen angefüllt hatte, sagte, wenn sie Unrecht gethan habe, habe sie es zu ihren eignen Schaden gethan und da er sich ihrer nicht angenommen, so habe er nun auch nicht mehr das Recht ihr deswegen Vorwürfe zu machen. Sie käme nun zu zeigen, daß sie edler dächte als er, und sie wollte ihm zu funfzigtausend Thaler

helfen. Nicht anders als wenn man zu Ende einer Schlacht den innigsten seiner Freunde gesund und wohl auf sich zu kennen sieht, sprang Zerberus auf und fiel ihr um den Hals. Er bedekte sie mit Küssen, er versprach sie mit ihrem Manne auszusöhnen, woran ihr nichts gelegen war, und versicherte, daß er ihr redliches Gemüth gegen ihn, mit Dankbarkeit und mit aller Fülle des Vergnügens erkenne.

Fränzgen spottete ihn in ihrem Herzen. Sie dachte für nichts weniger als für ihn, und hätte sie jemanden gewust, der es ihm entreissen können, ohne ihren Bruder, so hätte sie dies gewis auch veranstaltet. Sie gieng und er eilte seinem Fange nach. Aber er kam um eine Viertelstunde zu spät, denn der Advokat hatte das Geld schon gehoben. Nur so viel ehr so hätte er das Ding wenigstens eine Weile aufhalten können. Aber aus den Händen des Mannes es wieder zu reissen, das war so unmöglich als einen Wassertropfen zu härten und zu schmieden.

Er wollte verzweifeln. Sein erster Weg gieng zu seiner Tochter. Da er nichts anhängliches mehr vor sie hatte, so schalt er sie auf eine niedrige Art und sagte ihr sie habe es mit

Fleis

Fleis so angestellt, damit er nichts als den Aerger davon haben sollte.

Fränzgen hätte mögen in Ohnmacht sinken, nicht weil ihr Vater so übel angeführt war, das war ihr eine wahre Freude, sondern, weil ihr Bruder nun doch im Besiz dessen war, was sie ihm nicht gönnte. Es kam zwischen Vater und Tochter zu Wortwechsel und Unanständigkeiten, die wir hier verschweigen, weil sie nicht anzuführen sind.

Der alte Zerberus dem es nun auf einmal sehr gereuete, seinen Sohn enterbt zu haben, bekam Gewissens oder besser gesagt Geldesbisse. Er sprang von einem Rechtsgelehrten zum andern, und erkundigte sich sehr sorgfaltig, ob denn sein Sohn ihn auch enterben könne, wie er ihn enterbt habe? Einer der ihm schmeicheln wollte, sagte, das gienge gar nicht an und bewies ihm für einen blanken Louisd'er aus tausend Koderen und Gesezen, er müste das Geld erhalten.

Aber Zerberus war damit allein noch nicht zufrieden. Er gieng noch zu einem andern, und der sagte ihm gerade das Gegentheil; sein Sohn könne ohne ihn weiter zu enterben, denn das sey in der heutigen Republik nicht Mode,

daß

daß der Sohn den Vater enterbte, sein Geld vermachen, wem er wolle. Der alte Zerberus gieng nun zu vielen, und wollte es auf die mehresten Stimmen ankommen lassen, und die fielen auf den lezten Rath, und da er zum ersten zurük kam, und seinen Louis d'or wieder verlangte, so wollte der nichts davon wissen, sondern behauptete, er müste ihm erst beweisen, daß er unrecht habe, denn eine handvoll Ignoranten könnten einen rechtschaffenen Advokaten nicht zu schanden machen.

Zerberus merkte wohl daß er geprellt war, und lies es also gut seyn. Er gieng zu Hause und schrieb an seinen Sohn, er wünschte ihm Glük zu seinem gewonnenen Gelde, und er erwartete von seiner Freundschaft, daß wenn er ohne Kinder und etwa ehr sterben sollte, als er, daß er es ihm dann nicht entziehen würde. Wenn er ihm das versprechen wollte, so wollte er auch zu seiner Hochzeit kommen, und ihm ein schönes Hochzeitpresent mitbringen.

Der Dokter Pillpullklystropfius erkannte aus diesem Briefe wohl, daß sein Vater noch immer dem schändlichsten Geize ergeben war, allein einmal sollte er doch sein Vater seyn, und da er eben auch vom Baccalaureus einen Brief

erhalten hatte, worinn dieser seinen Vater wieder lobte, so dachte er es sey edler, zu vergeben, als gleiches mit gleichem zu vergelten, und schrieb ihm er mögte nur kommen, er sollte ihm angenehm seyn, und das übrige wollten sie schon mündlich mit einander abhandeln, welches der alte Zerberus schon als eine Einwilligung ansahe, und es seinem Mädgen als ein grosses Glük erzehlte, die aber ein etwas schiefes Gesicht dabey zog, weil sie nicht gern sahe, daß ihr Herr sich von ihr trennte. Da der alte Zerberus sie nun sehr liebte so that er ihr den Vorschlag, sie mögte auf ein Mittel denken mitzureisen, und sie antwortete ihm, sie wollte Fränzgen bitten sie zur Aufwartung mitzunehmen.

Fränzgens acht Tage waren indessen um, und der Baccalaurens hatte sich auch nicht einmal soviel um sie bekümmert, daß er gefragt hätte, ob sie noch lebte oder todt sey. Sie fand das zwar äusserst unartig, aber da sie wohl voraus sahe, daß wenn sie sich nicht mehr um ihn bekümmerte, als er um sie, sie nimmermehr wieder zusammen kommen würden; da sie nun nichts eigenes hatte, und ihr Mann ausser dem Unterhalte nicht schuldig war, ihr etwas zu geben, so

hielt

hielt sie es für rathsamer, ihm selbst etwas entgegen zu gehen.

Sie fand zum erstenmale, daß sie sehr thöricht gehandelt, daß sie ohne Mitgabe geheyrathet, und daß es ihr wie jenen Seemännern gegangen die nach dem Schatten des Mondes im Wasser ruderten, und den schönsten holländischen Käse zu erhaschen hoften.

Sie gieng also mit einer so dreisten Miene wie sie sich von einer Frau von ihrem Schlage erwarten läst, wieder zu ihrem Schaze. Sie haben mir aufgelegt, sagte sie, acht Tage ihnen nicht unter die Augen zu kommen. Ich habe es gehalten. Ich bewundre aber ihre barbarische Gleichgültigkeit.

Der Baccalaureus der das ganze so vermutet hatte, wie es eintraf, hatte sich auch darauf gefast gemacht. Madam, sagte er, ich habe nur gethan, was meine Pflicht war. Ich muste ihnen zeigen ich wäre Herr, und das deswegen, weil sie es seyn wollten. So lange sie sich ordentlich aufführten, waren sie mehr Herr als ich. Es gebühret dem Mann, der Frau die Würde im Hause zu lassen, so lange sie sie zu erhalten weis. Vergiebt sie sie, so nimmt er sie. Sie haben sie verloren, ich nehme sie.

Jezt

Jezt gehen wir zu meines Schwagers Hochzeit. Nachher wenn wir zurükkommen, werde ich ihnen ihre Rechnungen abfordern, und selbst alles besorgen.

Fränzgen hatte das nicht erwartet. Sie glaubte mit einem Verweis durchzukommen, aber ganz von allen ihren Planen heruntergestürzt zu werden, das war zuviel für sie. Sie wurde jezt ängstlich, da sie vorher verwegen gewesen. Sie hatte vielleicht Ursache es zu seyn.

Jezt schwieg sie, jezt gab sie gute Worte. Aber sie freute sich doch, daß diese Drohung nur nicht gleich erfüllt wurde. Sie dachte die Zeit sollte wohl etwas bey ihm ausrichten, und sie nahm sich die gütigste Behandlung seiner vor, um ihn in ihren Schlingen zu behalten.

Zur Abreise wurde alles bereitet, und der alte Zerberus nahm den dritten und sein Madgen den vierten Plaz ein. Fränzgen hatte das gern zugegeben, denn sie hatte ihre eigne Absichten, so wie sie nie ohne Absichten etwas that.

Achtes Buch.

Erstes Kapitel.

In welcher Gemüthsbeschaffenheit der Dokter und die Wittwe ihre Gäste aufnehmen.

Der Dokter hatte soviel Freude er über das erhaltene Geld hatte, doch diese nur so lange der erste Enthusiasmus in ihm dauerte. Dergleichen war ihm nur auf einen Augenblik schön, in dem er es ausrichtete. Nun kamen alle seine vorigen Grillen wieder, aber sie wühlten nur in seiner Seele. Besonders that der Brief, den ihm Fränzgen geschrieben, seine Wirkung, und machte sein Herz wiedrr voll Vorwürfe, die er sich selbst nicht verhehlen konnte.

Alle diese verstummten indessen öffentlich vor der Liebe der Wittwe, und vor der Zudringlichkeit Mariens diese zu befördern. Wenn er die

erſte ſahe, ſo muſte er nur für ſie leben, ganz für ſie ſeyn, und wenn er die lezte ſprach, muſte er überzeugt werden, daß ſie keinen Augenblik etwas nagendes über ihren Entſchlus empfinden würde.

War er allein ſo war er mismüthig, war er bey ihnen ſo konnte er nichts anders als aufgeräumt ſeyn, denn ſie waren es. Und dieſe Heiterkeit bey ihnen, dieſes für die Fröhlichkeit ſo ſehr geſtimmte Weſen, ſtammte bey Marien aus betäubten, bey der Wittwe aus wahren Enthuſiasmus. Der philoſophiſche Unterſucher würde die leztere nur allein für glüklich unter den dreyen gehalten haben, denn er hätte bey den andern erzwungene Glükſeeligkeit bemerkt.

Sie mogte indeſſen ſo erzwungen ſeyn, wie ſie wollte, ſo war ſie dadurch nichts weniger vortheilhaft, denn ſcheinen und nicht ſeyn, iſt in gewiſſen Fällen doch beſſer, als nicht ſcheinen und nicht ſeyn.

Und wars beym Dokter Pillpullklyſtropſius denn auch nur den Schein der Zufriedenheit mit welcher er ſeine Gäſte empfieng, ſo war das doch immer beſſer, als offenbar unzufrieden ſie zu empfangen.

Die ersten die bey ihm anlangten, waren im mächtigen oft berührten und breitgebahnten Wagen, der Baccalaureus, seine Dame, der Herr Zerberus, und dessen Mädgen.

In vertraulicher Freundschaft hatten sie den Weg zurükgelegt, denn der Baccalaureus war kein Spasverderber, und nahm wie wir schon wissen auf Reisen nie ernsthafte Sachen vor, und Fränzgen hatte sich, weil die beyden Herren sehr fleissig schliefen, indessen an das Mädgen gemacht, und suchte von ihr, denn sie merkte, daß es ihres Vaters Vertraute war, seine ganze Denkungsart gegen sie herauszuloken. Hier kamen aber Beelzebub und Luzifer zusammen, und fast war das Mädgen noch schlauer als Fränzgen, wenigstens beförderte sie die Plane unendlich, die sie sich gemacht, denn sie brachte Fränzgen gegen ihren Vater, durch die Erzählung mit welchen Hasse er von ihr spräche, aufs äusserste auf. Sie hemmte dadurch für die Zukunft alle Gemeinschaft, und bereitete es vor, daß die Tochter dem Vater, mit weit grösserer Kälte als vorher begegnen muste.

Auch stellte sie sich zu seiner Zeit rechtschaffen dumm, denn als Fränzgen nach der Wirthschaft

ſchaft des alten fragte, bildete ſie ihn in Anſehung ihrer eigenen Vortheile beſonders ſo geizig, und warf mit unter etwas davon ein, daß der alte Herr ſehr oft zu ſagen pflege, der Baccalaureus wäre ein glüklicher Mann, er würde einſt reicher als irgend jemand werden, daß Fränzgen nichts weniger glaubte, als daß ſie um etwas kommen würde, ſondern in ihrer Seele die Dummheit des Mädgens bewunderte, die ſich in einer für ſie ſo glüklichen Lage nicht beſſer zu verſorgen wüſte. Eben der Gedanke ihrer Dummheit machte, daß ſie ſehr vieles wieder ihren Vater anetzte, welches das Mädgen ſorgfältig in ihrem Gedachtniſſe aufnahm, und auch nicht weniger darinn verwahrte, als wenn er es ein groſſer Schaz wäre, deſſen Verluſt ſie auf ewig unglüklich machen könnte.

Auſſer dieſem, wobey Fränzgen die wahre Rolle der Dummen hatte, indem jene ſie nur ſpielte, nahm ſie auch gehörige Maasregeln mit dem Mädgen, wie ſie die Glükſeeligkeit ihres Bruders untergraben, und ihn mit ſeinen beyden Freundinnen verunreinigen wollten.

Aber im voraus müſſen wir hier unſern Leſern ſagen, daß des Mädgens Seele darinn nicht mit Fränzgen gleich geſtimmt war, daß ſie eigent-

lich nicht kannte, was es hies, andern böses thun, wenn es nicht etwa mit zu vielem guten für sich selbst verbunden war, denn Eigenliebe und Eigennuz hatte sie zwar mit Fränzgen gemein, doch ohne das Gefolg anderer Laster, in welchen Fränzgen so meisterlich excellirte, wie wir unten weiter sehen werden.

Der Empfang war von Seiten des Dokters bey allen sehr warm, aber die Wittwe und Marie die indessen untereinander Fränzgens Denkungsart entwikelt hatten, empfiengen sie mit Artigkeit aber ohne Vertraulichkeit. Doch hofte Fränzgen diese bald wieder zu erhalten, denn sie hatte es dahin zu bringen gewust, daß man ihr versprochen nichts von dem ganzen lezten Vorfall zu erwehnen, und hatte dadurch würklich einen frischen Fus beym Baccalaureus gefast, welcher glaubte die Scham bedeute Reue.

Das Mädgen mischte sich nun nicht hin, wo sie nicht hingehörte, sondern gieng weg, um die Verfügung zu treffen, daß sie nicht weit von ihrem alten Herrn eine Schlafstelle bekäme, weil er zuweilen des Nachts krank würde, und sie ihm zu Hülfe kommen müste.

Wenige Augenblike darnach trat der Herr Profeſſor mit ſeinem Brautpaare herein. Hätten wir doch einen Wunſch thun können, deſſen Erfüllung uns vom Schikſale zugeſtanden wäre, ſo könnten wir keinen beſſern für unſern Dokter und ſeine Braut thun, als ſie mögten dieſem Paare gleich geweſen ſeyn.

Daß ſie rührend empfangen wurden, brauchen wir nicht zu ſagen, denn der Leſer wird ſich erinnern, was der Dokter für ſie gethan, und da ſie ihm ihr ganzes Glük danken muſten, wie konnten ſie anders als voll der reinſten Zärtlichkeit ſeyn.

Auſſer eine Menge von Vettern, Baſen, und Tanten von verſchiedenen Peripherie an Leib und Seele, die uns zu wenig angehen, als daß wir uns bey ihnen aufhalten könnten, kam auch noch merkwürdig für uns der Dokter Blaſe den der Dokter Pillpullklyſtropfius um vieles in der Welt nicht vergeſſen haben würde. Er zog ein ſaueres Geſicht, als er den alten Zerberus ſahe. Was will der Rabenvater hier? ſagte er zum Dokter. Laſſen ſie ihn antwortete ihm dieſer, man muß verſöhnlich ſeyn. Dokter Blaſe gab ſich zwar zufrieden, ſagte aber dennoch, da er den alten Zerberus grüſte: Er hätte nicht ge-

dacht einen Mann hier zu finden, der verdient hätte, daß sein Sohn ihn nie wieder angesehen.

Zerberus der sehr viel Hochachtung für alle Kapitalisten hatte und dem Dokter Blase von dieser Seite wohl bekannt war, bükte sich sehr tief, und meinte: Uebereilen könne sich der Mensch wohl und es sey ja alles in der Welt wieder gut zu machen.

Der Dokter Blase lies sich das gefallen, versicherte ihn aber, er würde ihn beym Worte halten. Fränzgen die in der Nähe stand, muste man mit Riechfläschgen zu Hülfe kommen, und Dokter Blase der sehr gerade heraus, hier wie allenthalben seyn wollte, gieng auf sie zu und sagte: Madam, sparen sie die Ohnmacht. Sie thut ihrer Gesundheit Schaden. Sie bekommen mehr als sie geniessen können, wenn auch ihr Bruder miterbt. Fränzgen konnte sich nur mit schwachen Waffen vertheidigen. Sie weinte. Der Zufall war ihr nun desto kränkender, da er in Gegenwart so vieler Personen war, denen sie gern auch ihre entfernteste Neigung zum Gelde verhehlt hätte, weil das ihre übrigen Absichten zu sehr erklärte. Sie warf auf den Liebling ihrer Mutter einen tödlichen Haß.

Und doch war dieſer mehr zu bedauren als Fränzgen. Mit mehr als gewöhnlichem Schmerz denn ſo ziemlich hatte ers vergeſſen gehabt, dachte er dieſe Tage hindurch daran, wie glüklich er in ſeinem Leben hätte ſeyn können, wenn das böſe vierte Kapitel des erſten Buchs ihm nicht ſo fatal geweſen wäre. Er hatte viel Neigung zum Heyrathen gehabt, und da ihm ſeine nachherige Verheyrathung mit der Dame Alchymie auch ziemlich fehl ſchlug ſo war er ſehr unglüklich durch den Gedanken an ſein Unglük. Auch hatten dieſe Umſtände ihn ohngeachtet ſeiner vermehrten Jahre in einer gewiſſen Reiſe erhalten, die ihm alles ſtärker empfinden lies.

Er machte hier Grillen und überlegte ſeine Jugendſünden. Er dachte dabey auch an den Tod, und da er ſich ſchwer von ſeinem Gewiſſen gedrükt fand, ſo entſchloß er ſich wenigſtens ſo viel wieder gut zu machen, als ihm gut zu machen möglich wäre. Er machte auf der Stelle ein Teſtament, worinn er den Dokter Pillpull-Klyſtropfius zu ſeinem alleinigen Erben einſezte.

Dies machte eine kleine Revolution, denn nun war der alte Zerberus des Dokters innigſter Freund, und Fränzgen nahm ſichs feſt vor, dem Dokter alles mögliche Herzeleyd zu thun,

und sie hätte ihn gern ganz von der Welt geholfen, wenn sie nicht durch seinen Tod den Reichthum ihres Bruders befördert hätte.

Zweytes Kapitel.

Ein Zufall, der eine dritte Hochzeit noch vor der Vollziehung der beyden hervorbringt, die doch der Geschichte nur als Episode dient, der Leser aber verzeihen wird, daß sie ihr mit einverleibt ist, welches der Herausgeber nicht zu hintertreiben vermogt.

Die Wittwe bewohnte ein grösseres Haus, als der Dokter Pillpullklystropfius und da in dem Hause der Wittwe die Hochzeiten gehalten werden sollten, so waren in den Hause des Dokters die Gäste mehrentheils einquartirt, und es war so eingerichtet, daß in einem langen Gange der an beyden Seiten Zimmer hatte, zur Rechten lauter Damen schliefen, und zur Linken die Herren gebettet waren. Es waren lauter junge

Leu-

Leute, denn die ſämmtlichen reſpective Ehepaare ſchliefen im andern Hauſe. Der alte Zerberus aber hatte ſeines Alters wegen ein beſonderes kommodes Zimmer mit einigen Alkoven in deren einen ſeiner Amaſia ſchlief, um im Nothfall ihm zu Hülfe zu kommen. Nun hatte ſich eine unter den Damen ein junges liebenswürdiges Frauenzimmer die mit einer andern zuſammenſchlief in der Nacht etwas übel befunden, und war genöthigt geweſen, aufzuſtehen. Indem ſie aber vom Schmerz und Schlaf trunken, den Rükweg ſucht, verfehlt ſie die rechte Seite und kömmt auf die Linke. Geht auch gerade ihrem Zimmer gegen über, in das Zimmer des einen Herrn, und legt ſich in der Meinung zu ihm, daß es ihre Schlafkammeradin iſt. Sie winſelt und klagt unter andern über Leibſchmerzen, und bittet ihr Julchen, ſie mögte doch ihre Hand auf ihren Leib legen um ihn zu erwärmen. Der junge Herr iſt voll Seelenangſt, und zittert am ganzen Leibe, denn er war edel, und wollte das gute Mädgen gern aus ihrem Irrthum bringen. Aber er kan ſich nicht entſchließen, ihr etwas zu ſagen. Sie ſchläft endlich ein, und er voll Angſt wacht bis der Morgen anbricht. Da wekt er ſie, bittet ſie, nicht zu erſchreken, erzählt ihr den Irrthum und

giebt ihr seinen Schlafrok, um sich auf ihre Seite zu verfügen, mit der theuren Versicherung, daß keine menschliche Seele etwas davon erfahren soll.

Das Mädgen aber ist viel zu bestürzt, und kann selbst nicht schweigen. Erzählte es in aller Unschuld ihrer Kameradin, und den andern Tag war es in der ganzen Gesellschaft bekannt. Der junge Herr aber war, so discret, daß er gleich zu den Eltern des Mädgens gieng und um ihre Tochter anhielt, und weil an ihm nichts auszusezen war, und er artig und fein sich betragen, so wurde sie ihm zugestanden, und auf nachdrükliches Bitten der ganzen Gesellschaft muste auch diese Hochzeit gleich mit zelebriret werden, und so wurden aus zwey drey.

Der Professor hatte auch seinen Vetter, den ehemaligen Bräutigam seines Nettgens mit sich gebracht, der sich sehr französisch bey den Damen aufführte, aber sehr teutsch abgewiesen wurde. Er hielt sich auch über diesen Streich auf und sagte es wäre so a l'allemand von dem jungen Herrn gehandelt gewesen, und er hätte sich seines Glüks besser zu bedienen wissen wollen.

Nichts vor ungut, meine Leser, denn die Sache ist wahr, so wahr, daß mir nennen kön-

könnten, aber wir wollen ja nicht nennen, verlaſſen uns dagegen auf ihre Güte, uns volle Authentizität zuzutrauen.

Drittes Kapitel.

Von welchem ob es gleich ſehr wenig enthält, vollkommen geſagt werden kan, daß es ſehr viel enthalte, wie dem ſo iſt.

Und die Feyer dieſer Hochzeiten dauerte acht Tage. Und man ſchmauſte, und ſauſte, und lies ſich ſehr wohl ſeyn, und es kamen da zum Vorſchein manche gute und manche böſe Gedanken und Handlungen, wie es denn zu ſeyn pfleget, daß wo eine Heerde weidet, da ſind gute und räudige Schaafe.

Und wer da ſagt, daß drey Hochzeiten und acht Tage Schmaus, nicht viel enthalten, der thut unrecht und kann nicht genannt werden ein ehrlicher Mann unter den Menſchenkindern, und gleichnisweiſſe könnte man alſo ſagen, dies

ſey

ſey ein langes und ein kurzes Kapitel, ohne ſich zu wiederſprechen.

Viertes Kapitel.

Welches, nachdem das Zeremonielle vorüber iſt, das weſentliche etwas in Betrachtung zieht.

Wir hoffen, daß es dem gröſten Theile unſrer Leſer ſehr angenehm iſt, daß wir die Erzählung der Luſtbarkeiten überſchlagen, die ihnen allen ex natura bekannt ſind, und daß wir ihnen den Mund nicht mit den Erzählungen der Anſtalten wäſſerig gemacht haben, die die Wittwe zu dieſem Tage ihrer Ehre gemacht. Zu Herrn Zerberus Ehre erwähnen wir nur von ihm, daß er ſichs am beſten ſchmeken lies, weil es ihm nichts koſtete, und daß er dagegen ſeinem Sohne einen alten Species Thaler ſchenkte, an dem weder Wappen noch Schrift mehr zu ſehen war, den er folglich nirgends ausgeben konnte, und wo-

mit

nNt man ihn geprellt hatte. Er ſagte aber ſeinem Sohne, da er ihn ihm überreichte, daß er aus dem erſten Jahrhundert herrührte, und er ihn alſo ſeiner Rarität wegen ſorgfältig aufheben ſollte.

So wie dieſes eben kein unwichtiger Zug in Anſehung des alten Hochzeit Papas war, ſo gab es denn deren im weſentlichen noch manche, und wir zweifeln nicht daß unſer Leſer wieder ſehr unzufrieden ſeyn würde, wenn wir der Intriguen nicht erwehnten, die in den acht Tagen ausgehekt wurden.

Hauptſächlich werden wir nun dabey Franzgen in Betrachtung ziehen müſſen. Dieſe hatte es beym Baccalaureus ſchon ziemlich wieder gut gemacht, als ſie bemerkte, daß der Teutſchfranzoſe der ſich unter ihnen aufhielt, eben nicht unrecht auf ſie ſahe, und ſie gab ihm bald zu verſtehen, daß ſie nicht übel in ſeine Denkungsart einſchlüge. Aus der erſten Bekanntſchaft wurde ſchnell genug Vertraulichkeit, deren Grad wir zwar nicht unterſuchen wollen, aber doch ſagen müſſen, daß der Baccalaureus dadurch aufmerkſam gemacht wurde

Er hätte nun freylich das Leben für die Ehrlichkeit ſeiner Frau verwettet, aber er war doch

der

der Meynung, die Verführung gienge heut zu Tage in der Welt sehr weit, und warnte daher Fränzgen einigemal. Fränzgen aber versicherte, der junge Mensch habe nur etwas äusserlich anstössig scheinendes, sein Herz sey rein.

Der Baccalaureus war zwar auch damit zufrieden, als aber der junge Herr kurz nachher ihm sagte, er würde sich eine zeitlang in seinem Wohnorte aufhalten, und er hofte dann die Erlaubnis zu haben, ihn besuchen zu dürfen, so sagte ihm der Baccalaureus ganz troken heraus, daß sich das gar nicht thun liesse, weil er gar keine Gesellschaften hielte, und seine häusliche Ruhe durch eine solche Ausnahme von seinem Plane gestört werden würde.

Fränzgen, die dabey stand, bejahete das, denn es war blos von ihr angestellt, weil sie wuste daß ihr Mann so antworten würde, um ihm zu zeigen daß sie mit ihm einstimmete.

Sobalb sich der Herr aber entfernt hatte, meinte der Baccalaureus doch, sie thäte wohl die Bekanntschaft abzubrechen, welches sie zwar auch versprach, aber wohl bleiben lies, denn eben das war es, was sie alles vergessen lies, was ihr zuwider gegangen war.

Denn

Denn vergebens hatte ſie bey der Wittwe und bey Marien angepocht, um ſie zu trennen, ſie hatte ſie zu feſt verbunden gefunden.

Einen andern glüklichern Zug machte ſie bey ihrem Bruder. Sie klagte gegen ihn, daß der Baccalaureus ihr nach ihrer Zurükkunft ihre Rechnungen abfordern würde, und geſtand es daß ſie einiges für ſich angewandt, und armen Freundinnen hin und wieder ausgeholfen. Da ſie nun in ihren Rechnungen zu kurz käme, ſo mögte er ihr aushelfen. Der Dokter wollte ihr nicht recht trauen, aber ſie hatte ſich auf alle Fälle vorgeſehen. Sie hatte falſche Scheine gemacht, die ſie dem Dokter vorlegte, und er glaubte es. Zum Ueberflus gieng er noch zum Baccalaureus und brachte ihn auf ſeine Frau, da denn dieſer ihm die ganze Sache erzehlte, weil er ſeinem innigſten Freunde nichts vorenthalten zu dürfen glaubte, und hinzuſezte, ob er gleich ihr ſchon wieder vergeben hätte, ſo wollte er doch nach ſeiner Zurükkunft auf einige Zeit ihr die Rechnungen abnehmen, und ſehen ob ſie das zu ertragen fähig wäre, denn Gedult müſſe ſie lernen.

Nun glaubte der Dokter, es wäre seine Schuldigkeit, daß er seiner Schwester aushelfen müste. Er zweifelte auch keinen Augenblik, daß nicht Fränzgen nach und nach vom Baccalaureus das Wohlthun sollte gelernt haben, und schrieb dem die Veränderung ihrer Denkungsart zu.

Er schenkte ihr würklich tausend Dukaten, anstatt daß er sie ihr nur leihen sollte, und die Schlane nahm dieses Geld ohne die geringste andere Empfindung für ihn, als Freude, daß sie ihn betrogen hatte. Und die Errinnerung, die er ihr gab, daß er es thäte, um zwischen ihr und ihrem Manne Einigkeit zu erhalten, nahm sie lachend an, und sprottete seiner noch hinter seinen Rüken, daß er sich von ihr hintergehen liesse.

Ein andrer Pfiff der ihr gelang, war, daß sie das Mädgen beredete, mit ihr gemeinschaftlich zu arbeiten, daß ihr Bruder in der Ungnade des Vaters bliebe. Sie wünschte zwar selbst daß ihr Vater des Sohnes Vermögen erben mögte, also daß er ehr stürbe, weil sie alsdenn alles mit einander bekäme, aber sie urtheilte, daß er auch wohl seine Enterbung aufheben und ihn wieder gegenseitig zu seinen Erben einsezen könnte,

wenn

wenn er es zuvor auf seiner Seite thäte. Denn nach dem Tode konnte es dem Alten gleich seyn, wer sein Geld bekäme, und überlebte er, so traf ihn alles. Sie wollte also lieber das gewisse fürs ungewisse nehmen.

Das Mädgen dachte wieder anders. Sie konnte muthmassen, daß des Dokters Familie sich vermehren würde, und eine eben nicht ungewöhnliche groselterliche Liebe konnte sich beym alten Zerberus einstellen, die sie um die ihrige gebracht hätte.

Also was beyde nur haken konnten, das hakten sie auf den armen Dokter los, der in den Augen des alten Zerberus kein einziges Verdienst weiter behielt, als sein Geld, und das Vermächtnis des Dokter Blase.

Daher kam es, daß die ganze Gesellschaft abreißte, und nur wenige der bey der Sache würklich interessirten Personen mit einander zufrieden waren, den Baccalaureus und den Dokter ausgenommen die immer harmonirt hatten, und auch harmonirend sich verliessen. Der alte Zerberus brumte, weil er kein Testament sondern blosse tröstliche Hofnungen von seinem Sohne erhalten, und weil auch seiner Schwiegertochter Wille ihrem Manne ihr ganzes Ver-

mögen gleich zu ſchenken, nicht durchgegangen war, dann der Dokter Pillpullklyſtropfins hatte es nicht annehmen wollen. Burrmann und Nettgen waren zwar mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden, aber mit dem Dokter nicht, denn ſie ſahen vorher was geſchehen würde. Fränzgen und das Mädgen waren auch falſch, denn der einen war der Bruder zu glüklich, und der andern hieng der Vater zu ſehr an Sohn und Tochter. Sie nahm ſich aber vor die leztere wenigſtens auszuſtechen. Der Dokter Blaſe ärgerte ſich über ſich ſelbſt, und die zurükgebliebenen empfanden die Trauer über ihre nunmehrige Einſamkeit deſto mehr, da ſie ſich geſchmeichelt hatten glüklich zu ſeyn und ſchon ſelbſt in der Geſellſchaft eine Vorempfindung hatten, daß ſie es nicht wären, und es für einen Ueberdruß an dem Lerm, und für einen geheimen Wunſch zur Ruhe jeder für ſich betrachteten, und den andern nichts davon mittheilten.

Fünftes Kapitel.

Was die erſten Folgen dieſer Reiſe bey denen Perſonen waren die den alten Stichblattiſchen Wagen einnahmen.

Nach einer ſo ſchwärmenden Zeit pflegt im menſchlichen Leben allemal eine Unruhe zu folgen die etwas unangenehm iſt. Wir haben die Bemerkung gemacht, die ſo viele vor uns gemacht haben, daß an ein verfloſſenes Vergnügen ſich immer ſchwer denken läſt, ohne eine unangenehme Empfindung zu haben, weil man entweder es nicht ganz ſo gefunden hat, wie man ſichs vorſtellte, oder weil man es zuviel genoſſen, und alſo des Genuſſes überdrüſig iſt. Hingegen an etwas misvergnügtes, das vorüber iſt denkt man allemal mit mehrerer Zufriedenheit, weil es vorüber iſt, und weil man es nicht mehr zu fürchten hat.

So wars mit dem Baccalaureus und ſeiner Geſellſchaft, unter denen den alten Zerberus beſonders noch etwas drukte, was ihm ſehr ſchwer auf dem Herzen lag. Er hatte mit dem Bacca-

laureus die Abrede genommen, daß ſie beyde die Helfte der Reiſekoſten tragen, der Baccalaureus aber den Wagen für nichts rechnen ſollte. Da nun die Reiſe geſchahe, dachte der alte Zerberus nichts gewiſſer als daß es mit ſeiner Einſezung zum Erben richtig werden würde, und daran wollte er denn gern ſo viel wenden. Aber da dies nicht durchgieng, ſo gereuete es ihm, daß er nun nachzahlen ſollte, und er konnte über den Gedanken wie er es verhindern wollte, kein Wort vorbringen. Der Baccalaureus hatte auch keine Luſt zu ſprechen, weil er vor richtig gemachter Rechnung mit ſeiner Frau nichts mit Fränzgen zu thun haben wollte. Denn ſo diſtinguirte er wenn er mit ihr als Frau, oder als Geliebte ſprach. Sie und das Mädgen hatten nichts von gleichgültigen Sachen zu ſprechen, ſo ſelten dies auch beym ſchönen Geſchlecht iſt, und von wichtigen durften ſie es nicht wagen, denn ſie waren ſo gut wie verrathen.

An einem Ort, wo ſie Nachtquartier hielten, und wo das Mädgen in einer gewiſſen Stunde den Herrn Zerberus ſehr kalt fand, forſchte ſie was ihm wäre und er klagte ihr ſein Leiden. Wie gerufen kam er mit ſeinem Klagliede, denn ſchon gieng ihr ganzer Wiz umher.

um etwas zu ſuchen, wodurch ſie hier Uneinigkeit hervorbringen konnte. Sie gab ihm den Rath, daß er geradezu nichts bezahlen ſollte, denn der Baccalaureus würde eine ſolche Kleinigkeit nicht errinnern. Errinnerte er ſie aber ja, ſo wollte ſie Sorge tragen, daß das ohne weitre Folgen abgienge, denn ſie könne ihm im ganzen verſichern, daß es beſſer wäre er habe mit dem Baccalaureus gar keinen Umgang, ſo wenig wie mit deſſen Hauſe Verbindung.

Ein ſolches Wort aus dem Munde einer Perſon, die in ſein Hauswesen den tiefſten Blik thun konnte und muſte, war ihm ein Orakelſpruch, und der erſte Augenblik hernach machte ſeine Entſchließung gewis, er wurde gegen ſein Mädgen freundlich, und ſie hatte ihren Zwek.

Denn der Baccalaureus wurde ihr ſo wie Fränzgen gefährlich. Ein Augenblik konnte ihr ganzes Geheimnis verrathen, und dann würde ſie gewis geſtürzt.

So mismüthig kam dieſe Geſellſchaft nun an den Ort ihrer Beſtimmung an, und brachten den erſten Abend vermuthlich auch ſo zu, wovon wir aber keine weitern Dokumente gefunden.

Den andern Morgen hingegen stand der Baccalaureus auf und befahl auch sogleich, Fränzgen möchte ihre Berechnungen in Ordnung zu bringen suchen, damit er sie morgen sehen könnte. Ganz vergnügt beantwortete sie ihm dieses mit einen hellen Ja und einen schallenden Kusse. Hernach sezte er sich hin, und berechnete seiner pünktlichen Ordnung gemäs die Reisekosten, schrieb die Rechnung ins reine, und sandte sie dem Herrn Zerberus um die Hälfte dazu mit beyzutragen. Das Mädgen nahm dem Bedienten die Rechnung ab, gieng in ihre Kammer wo sie eine Weile blieb, und sodann mit der Antwort zurükkam: Ihr Herr habe nicht geglaubt daß der Baccalaureus wegen einer solchen Kleinigkeit so grosse Umstände machen würde. Ein andermal sollte er wieder mit ihm fahren, wenn so eine Gelegenheit käme. Darauf wäre er gar nicht hungerig, sähe aber auch nicht gern, wenn andere es wären.

Der Bediente, der dem Baccalaureus die Antwort brachte, hatte kaum ausgeredet, als der Baccalaureus die Rechnung zerris, und sagte, so wollte er auch in seinem Leben mit dem Schurken nichts mehr zu thun haben. Er verbot auch Fränzgen von dem Augenblik an

das

das Haus ihres Vaters, wenn ſie anders bey ihm zu bleiben gedächte.

Diß Amaſia des alten Zerberus hatte nun vollkommen Ruhe, denn es konnte auf keine Art zur Erklärung kommen, obgleich ihr Herr nichts davon wuſte. Dieſer redete zwar einigemal den Schwiegerſohn auf der Straſſe an, und frug ihn, warum er denn zürne, allein er bekam gar keine Antwort, denn der Baccalaureus war faſt entſchloſſen kein Wort mehr mit ihm zu reden, es mögte auch kommen wie es wolle. Er ſagts ihm alſo ins Geſicht, und der argwöhnende Zerberus trauete ſeit dem Augenblike nicht mehr, und lies ihn und ſeine Tochter ganz gehen.

Sechstes Kapitel.

Worinn ein Vormittag vorkömmt, der eben nicht der beste für gewisse Leute ist, für andere aber sehr vortheilhaft, dessen Folgen Nasenrümpfen und Freudenthränen zugleich sind.

Den andern Morgen erinnerte der Baccalaureus seine Frau an den ihr gestern gegebenen Auftrag, und sie beantwortete ihn damit, daß sie gleich nach dem Frühstük aufwarten wollte. Der Fall war hier immer sonderbar. Sonst pflegt man die Rechnungen nachzusehen, damit sie nicht zu gros, und der Ausgaben nicht zuviel sind. Der Baccalaureus aber wollte sie sehen, damit er sie nicht zu klein, und der Ausgaben nicht zu wenig fände.

Aber er fand sie ordentlich. Was er bestimmt hatte, war ausgegeben und ausgegangen. Es war auch alles quittirt und belegt. Denn falsche Rechnungen und Quittungen konnte der Baccalaureus nicht vermuthen, und vermuthete sie auch nicht. Nun griff er nach den

Schlüs-

Schlüſſeln zur Kaſſe, und ſahe nach, ob die Gelder richtig waren, und ſie waren es auch. Jezt griff er aber nach den Obligationen, und Fränzgen wurde blas. Er bemerkte es gleich und wurde nur begieriger darnach zu ſehen. Er öfnete eine um die andere, und ſie waren alle auf 6 pro Cent geſtellet. Sein Zorn ergrimmte. Er ſagte zu Fränzgen, er wolle ſie wegen eines ſchändlichen Eigennuzes nicht mishandeln, aber von nun an ſollte ſie ſich nicht die geringſte Rechnung darauf machen, daß ſie einen Heller mehr unter Händen haben ſollte. Sie muſte ihm die Schlüſſel zu allen abgeben. Er lies alle ſeine Schuldner kommen. Er frug ſie, wie Fränzgen es mit ihnen gemacht, und ſie muſte ſelbſt dabey zugegen ſeyn. Da kamen nun abſcheuliche Dinge zum Vorſchein. Die Proviſionen die ſie genommen, waren enorm, und ihm ſchauderte davor. Er hielt ihr jedesmal eine beſondre Strafpredigt und führte ihr zu Gemüthe, wie ſchändlich ihr Behandlung ſey. Er gab dann jedem das ſeinige zurük nebſt allen Procenten die ſie zeither über viere gezahlt, und tauſendfacher Seegen kam auf ihn.

Fränzgen die wohl ſahe, daß für ſie bey ihm von nun an nichts mehr zu thun ſey, wac

diejenige, die die Nase gewaltig rümpfte, und ihm jedesmal wenn er zahlte, mit fast deutlichen Worten sagte, daß er ein dummer Teufel sey, weil er nicht besser auf seinen Nuzen wäre, denn jedes Stük Geld, das er gab, war für sie ein Stich ins Herz, und sie dachte, er gäbe ihre Seele zu gleicher Zeit mit weg.

Nachdem er alles in vorigen Stand gesezt, und nun auch auf den Argwohn kam, daß es vielleicht mit den Quittungen und Rechnungen eben so betrieglich zugegangen, so lies er alle Handwerker und Kaufleute fordern, deren Hand er vor sich hatte. Hier widerstäubte sich Fränzgen nun am meisten. Sie sagte, wenn er sie vor der ganzen Welt prostituiren wollte, so könnte er das freylich wohl thun, aber besser thäte er, er liesse sie gehen. Sie wollte ihrem Leben ein Ende machen, welches ihr ohnedem eine Last wäre.

Der Baccalaureus der von solchen Rodomontaden nie etwas gehalten, und aus der Erfahrung wuste, daß man durch Stillschweigen sie am allererſten dämpfte, wollte zwar auch stille schweigen, aber weil Fränzgen Miene machte, zum Zimmer hinauszugehen, so muste er sie

doch

doch zurükhalten, denn er wollte sie bey dem ganzen Auftritt zugegen wissen.

Ich werde hören, sagte er, ob sie in diesem Stüke unschuldig sind. Sind ses, nun, so haben sie nichts zu fürchten. Sind ses nicht, so müssen sie die Folgen ihrer abscheulichen Aufführung ertragen, um sich zu bessern, und fühlen zu lernen, daß Schande die nothwendige Folge vom Unrecht ist. Fränzgen weinte, und sagte, sie hätte nie geglaubt, so unglüklich mit ihm anzukommen.

Jezt kamen die Leute nach einander an, und der Baccalaureus befrug sie um alles.

Der Auftritte waren zuviel, als daß wir sie einzeln erzählen könnten. Einer jammerte, man habe ihm seine Hand nachgemacht, und er könne unglüklich seyn, wenn dergleichen mehr geschähe. Der andere sagte, er habe erst die Hälfte des Geldes erhalten, die bestimmte Zahl müste auf dem Papier weggebeizt seyn. Jeder aber betheuerte, er habe in seinen Leben keinen so grossen Geizhals, keinen ärgern Kniker, keinen eigennüzigern Plagegeist gesehen und gekannt, als die Frau Baccalaureus, und sie hätten sich alle schon vorgenommen gehabt, ihn einmal auf der Gasse anzupaken, und ihn zu

bit-

bitten, daß er das Haus des ehrlichen alten Stichblats nicht länger mit diesem Teufel verunehren, und seinen Ihnen guten Namen durch sie schwächen sollte. Denn zu ihm wären sie gar nicht gelassen worden, und sogar seine Leute die nothwendig die Hehler des Stehlers sein müßten, hätten sie abgewiesen.

Fränzgen frug im wütenden Grimme ihren Mann, ob er diese Behandlung seiner Frau gelassen ansehen könnte, und er antwortete ganz kalt: Wie mans treibt so gehts. Ich habe alle Achtung für sie als meine Frau, aber als eine Geizige, als eine Leute Schinderin verabscheue ich sie. Es wurde nun wieder über die Kasse gegangen, und ohne den mindesten Widerspruch alles ersezt was jeder begehrte, obgleich Fränzgen zuweilen mit Noten hineinfiel, daß dieses und jenes nicht ganz seine Richtigkeit habe.

Als auch dieses abgefertigt, wurde der Baccalaureus bey der Musterung seiner Leute gewahr, daß er nur noch einen seiner alten Bedienten bey sich hätte, der immer um ihn gewesen, und den man ihm nicht nehmen wollen, um ihn nicht aufmerksam zu machen.

Dieſer fiel ihm jezt zu Füſſen, und erzählte weinend, auf welche unbarmherzige Art ſeine Kameraden bey Nacht und Nebel fortgejagt worden. Zum tritenmal bekam dieſer alte treue Kerl einen Schurken von ſeinem Herrn auf ſeinen Hals, weil er ihm nicht eher etwas davon geſagt.

Aber er begriff ſich auch bald wieder, denn er ſahe wohl ein, daß die Frau beym Manne zu verklagen, eine kizliche Sache wäre. Wir halten uns nicht bey der Erzählung auf, wie er Fränzgens Kreaturen alle abgeſchaft, und die alten an ihre Stelle genommen.

Nun war aber nichts natürlicher als daß die Kaſſe dieſer Ausgaben ohngeachtet noch eben ſo richtig geweſen ſeyn müſte, wie vorher, denn das betrogne Geld fehlte bey der Einnahme Rechnung, und alſo wollte der Baccalaureus wiſſen, wo dieſe Summe die ziemlich anſehnlich war, hin wäre.

Fränzgen glaubte nun das gröſte Recht zu haben, zu reden. Er könne daraus ſehen, ſagte ſie daß andere und nicht ſie ihn betragen. Es gäbe ſo viel auſſerordentliche Ausgaben, daß man gern darauf einige Prozente ſeines Kapitals

rechs

rechnen könne, und jede Kleinigkeit liese sich nicht aufschreiben.

Aber der Baccalaureus hatte jede Kleinigkeit aufgeschrieben gefunden, und also lies er sich keinen blauen Dunst vor die Augen machen. Er suchte Fränzgens Zimmer durch, welches er nicht hätte thun sollen, denn er konnte vorher sehen, daß er nichts finden würde, da sie so schlau genug gewesen seyn würde, ihr Geld zu verbergen, wie es denn auch so sicher aufgehoben war, daß er gewis nicht im Stande war, es zu finden. Und sein Lohn war, daß er sich von ihr muste auslachen lassen, denn das that sie sehr höhnisch, und that es ihm ins Gesicht, allein er war über den Aerger weg, den er sonst deswegen gehabt haben würde, wenn er empfindlich gewesen wäre.

Er dachte also, was verloren ist ist verloren. Er betrachtete sich freylich als einen geplagten Mann, denn von nun an fielen alle Geschäfte auf ihn. Wäre er noch in den ersten hitzigen Jugendjahren gewesen, so hätte er sich vielleicht von seiner Frau getrennt. Aber die Jahre hatten ihn gelassener gemacht. Er wuste auch, daß ein Teufel sich nicht zum Engel umschaffen läst, und lies daher einmal fünf gerade

seyn.

ſeyn. Er lies ſie machen, was ſie wollte, und gab ihr ein beſtimmtes Taſchengeld. Er ſchrieb auch die ganze Beſchaffenheit der Sache an ihren Bruder, der nun mehr als zu deutlich ſahe, daß er geprellt war, und daß der ganze Anſchlag von ihr ſo gemacht war, daß ſie die tauſend Dukaten von ihm ziehen wollen.

Siebentes Kapitel.

Welches wieder zum Dokter Pillpullklyſtropſius übergeht, und alſo den Hauptgegenſtand unſers Werks berührt.

Verzeyhe geneigter Leſer, wenn du anders verzeyhen kannſt, denn es iſt nicht eines jeden Sache, ſo wie es nicht eines jeden Sache iſt, Brod zu eſſen, ſondern mancher nach den Semmeln greift, wenn er Notabene welche hat, denn ſonſt lernt ſichs, verzeyhe alſo, daß du ſo lange den ehrwürdigen Dokter Pillpullklyſtropſius nicht haſt auftreten ſehen. Aber du weiſt wohl

wohl daß es wenig Seelenspeise ist, so kahl von einen Menschen wegzusagen, das that er und jenes that er nicht, ohne dabey etwas von den Menschen die um ihn sind, mit ins Licht zu bringen. Wahr ists, eine schöne Figur bleibt immer schön, man sehe sie, wie, wo, und wenn man will. Allein wenn man Karrikaturen, oder nur andre Gestalten neben ihr sieht, so wird sie ein auffallenderes Licht erhalten. So gehts auch mit den karakteristischen Zügen des Menschen. Der schöne Zug wird immer schön seyn, und die edle Handlung wird gefallen, aber seze, lieber Leser, bey dem edlen einen unedlen und die Grösse des erstern wird dich ganz bezaubern. Und da diese Mischung im menschlichen Leben so genau abgemessen ist, da leider jedem Zuge von Grosmuth ein anderer von entgegengesezter Art entgegen stehet, warum ihn nicht mit auf die Bühne bringen, um jenen zu erhöhen. Wir gehen dadurch nicht von der Wahrheit, nicht von der Menschheit ab, denn siehe dich nur um, lieber Leser ob du einen der edlen erblikst ohne ihn mit unedeln umringt zu sehen. Und dann noch eins, Freund meiner Seele, denn das ist mir jeder, der mein Buch liest, wundre dich nicht den Dokter edel und unglüklich

lich zu finden. Das ist das Loos der guten, dem Bösen ist Wohlleben zu Theil geworden. Aber ists nicht natürlich. Meidet nicht der Gute alles was seinen Nebengeschöpfe lästig ist, wenns auch zu seinem eignen Vergnügen gereichte, und der Böse suchts und sollte es das Verderben von tausend nach sich ziehen? Wer kann also, wer muß vergnügter, wer misvergnügter leben, wenn man das Misvergnügen heissen kann, rechtschaffen zu handeln, und dabey sich selbst nicht zufrieden machen zu können?

Doch lange genug moralisirt, also auch das vor Verzeihung, und nun — ad arma — Wir haben schon irgendwo gehört, daß der Dokter Pillpullklystiopfius, die Wittwe seine nunmehrige Gemahlinn nebst Marien keine so grose innere Zufriedenheit empfanden, als sie sich getraumt hatten, und da eben dieser Mangel einer von den karakteristischen Zügen bey ihnen ist, so müssen wir auch nothwendig etwas näher uns davon unterrichten, denn die Ursachen die alle drey dazu hatten, waren so sehr in einander verwebt, daß eine ohne die andere sich nicht gut einsehen läst. Der Dokter war es nun schon vorher gewesen, obgleich er es nicht äusserlich merken lies. Marie die sich selbst vorher ganz

bezwungen, in der Aufopferung sich etwas so edles gedacht, was sie nach derselben auf immer beruhigt lassen würde, fand jezt ganz das Gegentheil. Sie fand es zwar nicht thöricht, daß sie es gethan, denn der Werth davon blieb immer, aber sie fand es thöricht, daß sie sich vorgestellt sie werde ruhig seyn, fand es thörigt, daß sie sich ein Glük vorgestellt, was ausser dem Besiz des Dokters sich finden konnte, fand zwar, daß sie gegen die Wittwe ihre Pflicht gethan, fand aber auch daß diese so unendlich viel glüklicher als sie wäre, daß wenn sie sie auch wegen ihres guten Herzens nicht beneiden konnte, sie es doch beweinen müsse, daß sie es nicht selbst seyn könnte. Täglich kam ihr der Dokter liebenswürdiger vor, täglich entdekte sie an ihm neue Eigenschaften, die ihn zur grössern Vollkommenheit bey ihr brachten, und nun auf immer von diesen getrennt zu seyn, das war äusserst schmerzlich. Dies brachte einen Zug der Melancholie auf ihrer Stirn hervor, und legte eine Trübheit in ihr Auge welches sonst heiter gewesen war, und dies entgieng dem Dokter nicht, so wenig als die Ursache die in ihrem Herzen war, und die er nicht übersahe, wenn er ihr Auge zuweilen auf sich haftend fand.

Daß

Das vermehrte alſo die Unruhe die er vor her gehabt hatte. Nicht als ob er geglaubt hätte, daß Marie Vorzüge vor der Wittwe hätte, oder daß ſie ihn nicht verdiente. Nein, mit ihr war er zufrieden. Ihre Liebe ihre Zärtlichkeit nahm zu, und ſelbſt daß er unruhig war, lies er ihr nie merken, wenn ſie zuſammen allein waren, wenn aber Mariens Gegenwart ihm die erzwungene Heiterkeit verjagte, dann konnte er nicht länger ſich verſtellen.

Dieſes ſahe nun die Wittwe an beyden. Sie hatte ſich den höchſten Grad der Glükſeeligkeit geträumt, und ſie für ihre Perſon hatte ihn. Seeliger konnte ſie nicht werden, als ſie war, aber das kränkte ſie, daß ſie andre nicht um ſich her auch ſo ſeelig ſehen konnte. Und ihres Mannes Ruhe war ihr nun beſonders ſo lieb wie ihre eigne.

Da ſie noch gemeinſchaftlich, denn dieſes alles meldete ſich ſchon an dem erſten Tage nach der Verbindung, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, daß der Flor fällt wenn die Sache nicht mehr zu ändern iſt, glaubten, daß es der Schwarm der Menſchen um ſie wäre, der ſie beunruhigte, da tröſteten ſie ſich auch gemeinſchaftlich, und vermehrten einer dem andern, die

Hofnung auf glükliche Tage, die sie selbst nicht fühlten.

Nun waren sie ruhig. Die ersten Tage lächelten sie einander freundlich zu. Man suchte Beschäftigungen, man las, man sprach, man erzählte sich mancherley. Aber oft wurden in der heitersten Erzählung Mariens Augen nas, wenn ein Blik des Dokters auf sie fiel, dann seufzte die Wittwe, und der Dokter wurde ungewöhnlich ernsthaft.

Hierdurch wurde freylich ihre Unterhaltung eben nicht die angenehmste, und je mehr sie sich zwangen, einander gefällig zu seyn, desto gezwungener kam diese gegenseitige Gefälligkeit heraus. Dies brachte jeden unter ihnen auf den Einfall, sich von dem andern entfernt zu halten, und sich selbst sich zu überlassen. Dadurch hofte jeder seine Ruhe wieder zu erhalten, und schmeichelte sich wenn er sie erhalten hätte, den andern sie mittheilen zu können.

Hierüber verfloß freylich einige Zeit, und jeder gieng seinen eignen Weg, den wir denn auch mit ihm gehen wollen, wie der Faden unserer Geschichte es uns befiehlt.

Achtes Kapitel.

Wie der Dokter Pillpullklyſtropfius ſich von der ſchmachtenden Geſellſchaft zuerſt losreiſt, und ſich ruhig zu machen ſucht.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius hatte ganz natürlich weit mehr und ehr Gelegenheit ſeinen Vorſaz ins Werk zu richten, als die Damen. Einestheils riefen ihn ſeine Geſchäfte einen groſſen Theil der Zeit hindurch aus dem Hauſe. Zwar verwunderte ſich jedermann, daß der Dokter ſich mit praktiziren abgäbe, da er reich war da er nichts als Beſchwerlichkeit, und faſt keine Belohnung davon hatte. Aber da der Dokter den Grundſaz hatte, daß er niemanden ſeine Hülfe abſchlagen dürfe, ſo verwundern wir uns darüber gar nicht und würden uns democh auch nicht wundern, wenn das nicht geweſen wäre, da wir ſeine häusliche Lage wiſſen, und alſo ſchlieſſen können, daß es für ihn Erholung war ſich ſo zu beſchäftigen. Zwar ſeine Herren Kollegen nahmen ihm das Ding gewaltig übel, beſonders weil er ihnen den Preis verdarb, und würklich muſte

sich auch einst der Magistrat darein legen und dem Dokter den Befehl geben, bey der Taxe zu bleiben, wo nicht die Armuth der Leute das Gegentheil unumgänglich erforderte.

Wir wissen schon aus dem vorigen, daß der Dokter sehr hestig war, wenn er auf etwas verfiel, und das dritte Kapitel des zweyten Buchs muß uns überzeugen, daß wenn er seinen ganzen Fleis auf ein einziges Fach gewandt, er ein sehr groser Mann geworden wäre.

So waren ihm häusliche Sachen im Weg gekommen, und er hatte durch Verdruß und Unruhen eine so sehr gewöhnliche Gleichgültigkeit gegen seine Wissenschaften bekommen. Aber bey ihm bedeutete dieses wenigstens nicht was es bey andern Aerzten bedeutet hätte, nemlich Empirie, sondern er hatte wieder auf der andern Seite einen Enthusiasmus, der fast im Augenblik wieder erwachte, wenn seine Lust zu der Sache wiederkam.

Da er nun jezt eine Zerstreuung haben muste, ob er sie gleich nicht vorsezlich suchte, sondern seine Seele ohne sein Wissen dieses bewerkstelligte, so verfiel er auf das Studium seines Fachs. Er lies seine Bibliothek daher kommen, worinn er sich vergrub. Von nun an bekamen ihn die

Damen gar nicht anders als bey Tiſche zu ſehen auſſer die Wittwe des Abends, wenn er ſich niederlegte, denn am Morgen ſtand er auf, ehe ſie erwachte, und begab ſich an ſeine Arbeit.

Hier fieng er von vorne an, und knaupelte lange an Syſtemen, deren keins ihm behagen wollte bis er ſich vornahm ſich ſelbſt ein Syſtem zu entwerfen. Aber ehe er Axiomen und Hypotheſen von einander zu unterſcheiden fähig war, fand er ſchon ſoviel Widerſprüche, daß er es wieder aufgab.

Nun wäre gar nicht zu zweifeln geweſen, daß der Dokter Pillpullflyſtrppfius nicht auf ſeine alten Zweifel verfallen ſeyn würde, deren im erſten Kapitel des fünften Buchs erwehnt worden, aber die Jahre hatten ihn gelaſſener gemacht. Er verfiel alſo nicht mehr darauf, eine Wiſſenſchaft die ſeit tauſenden von Jahren in jedem Jahre neue Veränderungen erlitten, und zu einem Hügel geworden zu dem jeder ſein Korn Sand oder Erde gelegt, umzuwühlen — um jedes gute davon zuſammen zu legen, und das ſchlechte davon zu trennen, denn er ſahe nach und nach die Unmöglichkeit ein, dieſes zu thun, ſondern er trachtete nur darnach, alles was ihm darinn vor-

vorkäme, verhältnismässig gegen den menschlichen Körper zu beurtheilen, und verhältnismässig gegen ihn anzuwenden.

So war er auf den rechten Weg gekommen, auf dem es heut zu Tage nur noch möglich ist, als Arzt etwas ausrichten zu können. Er legte jezt Beschaffenheit des Körpers zum Grunde, gieng nach dieser nicht auf die ungeheure Anzahl von Krankheiten, deren Namen schon schwindeln machen, wenn man das Register beysammen sieht, sondern führte sie auf einige wenige Grundfehler zurük, wobey er sich wieder einen Plan machte welche Veränderungen im Körper den Theilen am gefährlichsten die das Leben besonders erhalten, und das war seine erste Klasse. War diese Gefahr noch nicht da, so suchte er ihr vorzubauen und den Fortgang des Uebels zu hemmen. War sie da, so besserte er, und hinderte ihre Verschlimmerung. Er brachte einige Säze dadurch heraus, auf deren Erfüllung er immer sehr genau hielt. Laß, sagte er, keiner Unordnung im menschlichen Körper Raum, sondern führe ihn gleich wieder in die Schranken zurük, aus denen er gewichen — Um dies zu bewerkstelligen mach dich mit der gesunden Lage deines Patienten so genau als möglich bekannt

kannt — Bediene dich keiner gewaltſamen Mittel, ſondern der allergelindeſten, und bringe die Natur auf die Spur die ſie ſelbſt zu gehen geneigt iſt — Bediene dich keiner Palliativkur, denn du kannſt nie verſichert ſeyn, ob ſie nicht ſchädlich iſt, ſo lange du nicht ſehr genau zu beſtimmen weiſt, wie der Körper jezt beſchaffen iſt. Denn die Wirkung des Mittels richtet ſich nach dieſer Beſchaffenheit, und das unſchädliche kann ſchädlich werden — Wahre Kur iſt möglich ſo lange der Körper nicht tödtlich verlezet, und ſo bald er es iſt, iſt ſie unmöglich. Suche alſo das mögliche durch genaue Unterſuchung hervorzubringen, und das unmögliche unterlas gar.

Neuntes Kapitel.

Welches immer noch bey Medizinalien stehen bleibt, dennoch aber nicht, überschlagen zu werden, wünscht.

Diese Grundsäze, wornach der Dokter Pillpullklystropfius handelte, waren freylich so beschaffen, daß sie eine Aenderung im allgemeinen Gange des medizinischen Schlendrians erregten. Sie sezten voraus, daß er keinen Patienten länger aufhielt, als es nöthig war. Sie enthielten, daß er sehr wenige Medikamente gab. Sie verursachten, daß er seinen Patienten, die er wieder herstellte, Vorbauungsregeln gab, nach denen sie, wenn sie nicht mit Gewalt in sich selbst wüteten, nothwendig gesund bleiben müsten, denn er lehrte sie, daß sie der kleinsten Unordnung vorbeugen, und sich nie eine Ausschweiffung erlauben müsten, so lange die Folgen der vorhergehenden nicht gehoben wären, sie mögten nun auch bestehen, worinn sie wollten, und so klein seyn wie sie wollten.

Dieſe breiteten freylich dergleichen Regeln unter ihren Bekanntſchaften aus, und brachten ſehr den Wahn im Gang, als ob der Menſch bis auf einen gewiſſen Punkt ſein eigner Arzt ſeyn könne. Wenigſtens nannten die übrigen Doktoren Wahn, und ſeufzeten nebſt den Herrn Apothekern ſehr über den Phyſikus und über die neuernde Weltklugheit. Es behagte auch dem gröſten Theile der Patienten ſehr, daß ſie ſo wohlfeilen Kaufs los kamen. Die Stadt hatte eben nicht viel zum beſten, und ſo konnten ſie wohl nicht in den Fehler fallen, daß ſie den Arzt für unbrauchbar hielten, wenn ſeiner Rezepte nicht viel, und ſie nicht theuer waren, wie wir denn das in einer groſſen Stadt ſo getroffen, wo man nichts lieber ſahe, als wenn Gold und orientaliſche Perlen verſchrieben wurden, weil der reiche ſeinen Körper nach ſeinem Reichthum taxirte, und behauptete, ein Medikament, das einen Armen hülfe, könne einem Millionär unmöglich gut ſeyn. Wohl den Herrn Aerzten und Apothekern an dieſem Orte! Aber ihnen iſt auch wohl, denn ſie tragen Schmeerbäuche vor ſich wie Malzkaſten, und wir bedauern ihre Pferde ſehr, die unter der Laſt ihrer Schwere faſt erliegen, wenn ſie ſie vom Haus zu Haus brin-

bringen — um — nichts zu thun und Geld zu nehmen.

Der Dokter und Physikus Pillpullkystropfius kam also in eine schwere Praxis, gewis ist aber, wenn er in den Umständen gelebt hätte, in denen er am ersten Orte seiner medizinischen Laufbahn war, daß er da Hungers hätte sterben müssen, denn seine Herren Kollegen schlichen sehr mager und abgezehrt einher, ob er gleich sehr häufig ihr Bonifacius war, und ihnen die Last, die N ihnen nach seinem Gewissen nothwendig auflegen muste, zu erleichtern suchte, welches sie auch nicht ausschlugen, sondern öftere Gäste bey ihm waren.

Nach des Dokters ganzer Denkungsart muste sein jeziger Zustand für ihn ein sehr guter zufriedner seyn, und er war es auch sobald er von das Krankenbette kam. Da sahe ihm die Heiterkeit aus den Augen heraus. Seine mitleidsvolle Seele hatte oft den Trost helfen zu können, und nur selten stellte sich ihr seine Melancholie am Sterbebette entgegen, denn nur selten starben ihm Kranke. Er brachte Gesundheit und Heiterkeit wohin er kam, man lächelte ihm entgegen, hies ihn nicht blos mit dem

Mun-

Munde ſondern aus wahren herzlichen Theilnehmen ſeinen Arzt

Neideten und haſten ihn ſeine Kollegen gleich, ſo ſchmauſten ſie doch bey ihm, und hatten auch zu gleicher Zeit Hochachtung vor ihn, und einige unter ihnen waren ſo billig zuzugeben, daß es an ihm läge, und daß ers unter jeder Lage ſeines Lebens ſo machen würde.

Das wollten andere nun aber mit aller Gewalt nicht zugeben, die dagegen feſt und ſteif darauf beharrten, daß wenn der Dokter nicht reich wäre, er nicht ſo handeln, ſondern gewis alles anwenden würde, ſich zu einem anſehnlichen Vermögen zu helfen, und wider dieſe vermogte auch alles Streiten nichts.

Auſſerſt glüklich wäre der Dokter geweſen, wenn er in ſeinem Hauſe die Heiterkeit hervorzubringen gewuſt hätte, die er auſſer demſelben ſo vollkommen um ſich verſchenkte. Aber das konnte er nicht wie wir in der Folge ſehen werden, wenn wir Mariens und der Wittwe Entſchlieſſungen näher betrachtet haben, und daraus das Verhältnis des Ganzen zu ziehen im Stande ſind.

Zehntes Kapitel.

Auf welche Art und Weise sich die beyden Damen in Ansehung des Dokters im Anfange betragen, und wie sich Marie endlich auch vereinsamet.

Dem Dokter Pillpullklystropfius war es also unendlich leichter den Entschluß, für sich zu seyn, auszuführen, als seiner Frau und seiner Marie. Und diese beyden, da sie es merkten, daß er darauf ausgieng, freuten sich. Denn beyden war er ein lieber Gegenstand den sie höher schäzten als sich selbst. Jemehr er sich aber nun von ihnen entfernte, desto näher kamen sie zusammen, und wurden beyde desto unruhiger, jemehr sie glaubten, daß sie schuld an dieser Entfernung wären. Denn nun sezte sich die Wittwe in den Kopf Marie würde denken, daß sie ihren Mann von ihr entfernte, und Marie dachte im Gegentheil die Wittwe würde denken, er entferne sich um ihrentwillen von ihr.

Und

Und der Dokter selbst nahm sich bey der Sache nicht so, wie wir es vielleicht gethan haben würden, ob wir gleich das was wir gethan haben würden, keinesweges unter das unverbesserliche zu zählen, uns berechtigt glauben. Er sprach nie mit seinen Damen wenn sie beyde zusammen waren. Bey Tische gieng es daher ganz stille zu. Wenn er aber mit jeder allein seyn konnte, so bat er jede besonders sich aller Bequemlichkeit zu bedienen und sich alles Vergnügen zu verschaffen, was die Lage der Sache ihnen zu geben, im Stande wäre. Er gieng wohl so weit, daß er sie bat, sich einer gewissen Schwermuth die unter ihnen herschte nicht so sehr zu überlassen, aber so weit gieng er nie, daß er nach der Ursache forschte. Er behauptete gar nicht, daß sein Schritt mit der Wittwe zu tadeln wäre, aber er glaubte zu fühlen, daß er übereilt gehandelt, und hatte er das so war nun einmal dabey nichts mehr zu thun, als ruhig die Veränderung von der Zeit zu erwarten.

Marie gieng eine lange Zeit mit den Gedanken um, sich ganz aus des Dokters Hause zu entfernen, aber ihre delikate Denkungsart lies es nicht zu. Einmal gegen sich, denn sie konnte sich nicht vergeben, daß sie die Ueberwindung

dung nicht vollenden sollte, welche sie angefangen, hernach auch gegen die Wittwe und dem Dokter, die diese Entfernung als eine Kränkung ansehen, und sich darüber betrüben würden. Ferner gegen diejenigen die sie mit dazu gebrauchen muste, denn sie muste sich entweder an Nettgens oder an des Baccalaureus Haus wenden. That sie das erste, so machte sie diese Leute für sich bange, und das wollte sie nicht. Bey dem leztern war ihr theils Fränzgen im Wege die sie nicht gut leiden konnte, theils konnte sie einen widrigen Begriff für den Dokter daselbst hervorbringen, und das wollte sie auf keinen Fall.

Sie ergab sich also geduldig in ihr Schikſal, und da sie sahe, daß die Wittwe sich so sehr für sie ängstigte, so verfiel auch sie, anstatt offenherzig zu seyn, auf einen falschen Plan, und mied die Gesellschaft dieser Person anstatt sie zu suchen, und ihr es beyzubringen, daß sie irrig von ihr dächte wenn sie glaubte, sie habe die geringste Schuld an ihrer Traurigkeit.

Anfangs glaubte Marie, sie würde vielleicht in der Gesellschaft anderer Zerstreuung finden, und nahm es an, wenn man ihr hin und wieder Unterhaltung zu verschaffen suchet, da des Doktors Haus immer mit Gästen gefüllt war, denn

er

er war ſowol wie die Wittwe ſehr für die Gaſtfreyheit.

Unter andern machte, ſich ein junger Dokter Stral viel mit ihr zu ſchaffen, der ihre Verdienſte einſahe, und dem ſie ſelbſt auch nicht abſprechen konnte, daß er Verdienſte hätte. Er konnte für ihren Liebhaber paſſiren, obgleich nicht in dem Verſtande indem viele andere um ſie herum giengen, denn man wuſte, daß ſie ein reiches Mädgen war, und daß der Dokter Pillpullklyſtropfius ihr alles als Eigenthum geſchenkt, was er ihr gegeben, und nach dieſen Sümmchen ſtrekte mancher ſeine Hand in dem armen Städtchen begierig aus, denn es lies ſich Figur davon machen, und die Zugabe war auch eben kein unebenes Bildgen.

Allein Marien war nicht ſo leicht beyzukommen, beſonders da ſich eine Art von finſtrer Schwermuth ihrer bemachtigt hatte, die ſie allenthalben begleitete, und vor welcher man zurükſchauderte. Doch der Dokter Stral hatte ſelbſt eine Neigung zur Schwermuth, war auch für die Schwermuth wo er ſie fand, und fand alſo Marien mit dieſer Neigung doppelt ſchön, doppelt anzüglich. Sie kamen bald mit einander ins philoſophiren hinein, und fanden ſich

eins mit des andern Neigungen und Denkungsart sehr zufrieden.

Der Dokter Stral nahm indessen weit stärkern Antheil an Marien als sie an ihm. Er war ihr immer nichts mehr als ein Freund, ein Begleiter, der ihre traurige Augenblikke etwas erheiterte, und in sofern war sie ihm herzlich gewogen, und schäzte ihn sehr hoch. Er im Gegentheil liebte sie, wie man nur jemanden lieben kann, und suchte an ihr seine Begleiterinn auf Lebenszeit.

Im Anfange lies er sich nichts davon merken. Er suchte blos sich in ihre eigne Laune zu werfen um mit ihr völlig zu sympathisiren, und sie selbst sich dadurch näher zu bringen. Aber nach und nach, da sie sich mit ihm immer mehr unterhielt, immer mehr mit ihm allein zu seyn suchte, kam auch sein Muth auf einen höhern Grad, und er fieng nunmehr an von Liebe ihr etwas vorzureden.

Sie verstand es erst nicht. Des Dokter Pillpullklystropfins Liebe war zu schnell gewachsen, und hatte sich zu schnell gezeigt als daß sie hätte beurtheilen können wie Liebe entstünde, und wie sie sich zeigte, ehe sie zur Erklärung käme.

Der

Der Dokter Stral gewann alſo einen ziemlichen Vorſprung und glaubte ſehr weit zu ſeyn, da er noch keinen Schritt vorwärts gethan hatte. Marie hatte ihn angehört, hatte ſeine ganze Bereitwilligkeit ihr gefällig zu ſeyn ſehr wohl aufgenommen, und er war ihr ſo werth geworden, daß ſie es ſehr ungern hörte, als er ſeine Liebe und ſeine Abſichten ſo deutlich erklärte, daß ſie ihn verſtehen muſte. Sie erſchrak aber nicht, denn ſie war zu unſchuldig dazu. Eben ſo wenig verſtellte ſie ſich. Sie ſagte ihm, da ſie es zum erſtenmale verſtand, ſie könne ihm nichts weiter als Freundin ſeyn, eine Begebenheit ihres Lebens habe auf immer den Gedanken an Verbindung in ihr unterdrükt, und ſie würde ſich nie dazu entſchlieſſen.

Der beſtürzte Liebhaber zog zurük. Er hofte vielleicht durch die Länge der Zeit noch etwas auszurichten. Er nahm ſeinen vorigen Ton, ſeine vorige Aufführung wieder an. Aber Marie merkte, was er ſuchte, und was er im Sinn hatte. Sie entfernte ſich nach und nach von ihm, ohne ihm zu zeigen, daß es ihre Abſicht ſey; Sie nahm mehr ihre zunehmende Schwermuth zum Vorwande, denn ſie nahm täglich zu, und das aus Gründen, die wir näher erkennen

werden, wenn wir die Lage von allen Dreyen im allgemeinen beleuchten.

Eilftes Kapitel.

Wie die Wittwe sich bey der Sache nimmt und was sie für sich allein genommen für Maasregeln ergreift.

Der Leser wird uns deswegen nicht gram seyn, daß wir die nunmehrige Gattin des Herrn Dokter Pillpullklystropfius noch immer die Wittwe nennen. Sie ist unter diesen Namen sowol ihm als uns bekannter, und es trägt viel zur grössern Deutlichkeit der Geschichte bey, dergleichen beyzubehalten. Wir könnten hierüber ein weitläuftiges beweisendes Kapitel anfangen, allein wir verlassen uns zu sehr auf die Diskretion unsers Lesers, als daß wirs nöthig zu haben glaubten.

Die Wittwe also hatte freylich mit einem Feuer, daß der Lebhaftigkeit ihrer Liebe gegen den

den Dokter angemeſſen war, die Verbindung betrieben. In dieſem eignen Eifer für ſich hatte ſie nicht mit der gehörigen Aufmerkſamkeit auf Marien geachtet, beſonders da dieſe ſelbſt alles unterdrükte, was ihr als Leidenſchaft in ihre Seele kam. Nachdem die Wittwe aber nun im völligen ruhigen Beſiz gekommen ſo ſahe ſie wohl, daß es bey Marien nur Schein geweſen war, und daß der Dokter, der ihr zwar nicht die geringſte Abnahme ſeiner Liebe ſpüren lies, dennoch auch nicht undeutlich zeigte, daß er Marien nicht vergeſſen könne und würde.

Was hier ohngefehr Wiederholung ſeyn ſollte, daß beliebe der geneigte Leſer, auf die Rechnung unſers guten Willens zu bringen, die Dame in ihrem rechten glänzenden Lichte darzuſtellen.

Denn weit davon entfernt ſich nun als einige Beſizerin des Herzens des Dokters aufzuwerfen, wünſchte ſie vielmehr, daß er Marien mit aller der vollen Freundſchaft zugethan bleiben mögte, die er vorher gegen ſie gehabt. Sie ſagte ihm das ſelbſt ſehr oft, und ſie machte ſich ihm dadurch immer werther.

Nicht allein ertrug ſie mit Geduld alle die innern Unruhen die ſie ſich ſelbſt durch ihre Ver-

sorgnis zuzog, sondern sie glaubte der Grad ihrer eigenen Glükseeligkeit müsse etwas dämpfendes haben, damit er nicht in Ueberhebung wegen ihres Glüks übergienge. Sie hätte es auch gar nicht vollkommen nennen können, wenn Marie nicht mit bey ihr gewesen, denn wenn wir sagten, sie habe sie als Schwester geliebt, so sagen wir sehr wenig, sie liebte sie mehr als Schwester, weil keine Eifersucht auf sie in ihre Seele kam, die bey schwesterlicher Liebe wohl durch die gegen den Gatten hätte erregt werden müssen.

So heftig sie den Dokter Pillpullklystropsius liebte, und so sehr sie jeden Augenblik schäzte, den er mit ihr zubrachte, so war sie doch nicht allein damit zufrieden, wie er sich von ihnen beyden entfernte, sondern es war ihr auch lieb, weil sie glaubte, daß Mariens Schikſal dadurch erleichtert wurde, denn sie wollte selbst eine Last lieber mittragen, als sich von ihr losmachen, und sie allein auf die Schultern der armen Marie werfen. Sie hätte sich ihrem Manne nur heimlich nähern können, und Pflicht und Liebe würden gemeinschaftlich für sie gestritten, und ihr den ganzen Besiz des Doktors gegeben haben. Aber nein! Sie entfernte

sich

ſich vielmehr ſelbſt, um Marien zu zeigen, wie werth ſie und ihre Freundſchaft ihr wäre. Sie unternahm es auch nie, über dieſen Punkt mit ihrem Manne zu ſprechen, weil er es für Eifer; ſucht halten, und ſich von Marien hätte abwen: den können.

Näher gieng ihr hernach Mariens Entfer: nung und Einſamkeit. Sie fürchtete die Länge der Zeit würde dennoch bey Marien eine Art von Widerwillen hervorbringen, und würde ſie zulezt um die Freundſchaft dieſer liebenswürdi: gen bringen. Auch ſie anſtatt offenherzig zu ſeyn, war furchtſam, und vermehrte Entfer: nung und Misverſtand durch das kummervolle Geſicht, was ſie mit ſich umhertrug. Von der Zeit an, da Marie ſich entfernte, war auch ſie merentheils einſam; Sie gieng dem Dokter aus dem Wege, weil ſie Marien dadurch einen Ge: fallen zu thun glaubte, und da ihr Marie aus dem Wege gieng, ſo mied ſie ſie auch, weil ſie muthmaſte, daß ſie ſie nicht gerne ſähe. Sie war ſo ungerecht gegen ſich ſelbſt, daß ſie dem Dokter Mariens Vorzüge vor den ihrigen über: trieben ſchilderte. Sie ſchlich der Leidenden auf allen ihren Wegen nach, um zu ſehen, ob ihr etwa ein Unfall begegnete, und um nichts zu

verſäumen worüber ſie ſich in der Folge der Zeit Vorwürfe hatte machen können. Sie ſuchte ihr alles zu verſchaffen, woran ſie nur glaubte daß ſie Vergnügen fande, und ſie ſelbſt genos keins, ohne ihr es mit genieſſen zu laſſen. Ihre Liebe war würklich zwiſchen Marien und ihren Mann ſo gleich getheilt, daß ſie ein ſeltnes Muſter von vereiniater Liebe und Freundſchaft genannt werden konnte.

Wenn ſie ganz allein für ſich war, ſo weinte ſie ſehr oft, denn ſie ſahe, daß ſie nicht näher zu ihrem Endzweke kam. Sie war für ſich glüklich, für andere unglüklich, und eigentlich war ihr Gefühl für andere ſtärker als ihr Gefühl für ſich ſelbſt, alſo war ſie mehr unglüklich als glüklich. Traum und Einbildung war ihr mehr als Würklichkeit, und wie oft gehts dem ſo, der die Verhältniſſe nicht gehörig einſieht in welchen er mit dieſer Welt, und mit ihren Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten ſteht.

Zwölftes Kapitel.

Welches die Verhältniſſe dieſer Entſchlieſſungen der drey Hauptperſonen, zuſammen darſtellt, und die Folgen derſelben herauszieht.

Natürlich konnte aus der jezigen Lage im Hauſe des Dokter Pillpullklyſtropfius eben keine angenehme Vereinigung entſtehen. Jedes lebte für ſich, jedes hatte ſo zu ſagen ſeinen eignen Plan, doch war das Grillenfangen nur unter ihnen ſelbſt eingeführt, und fremde lieſſen ſie nie Theil daran nehmen. Die Gaſtfreyheit im Hauſe des Dokters diente auch den Damen noch einigermaſſen zur Aufheiterung, ſonſt hätten die Folgen, die ſich nachher zeigten, ſehr ſchnell entſtehen müſſen.

Der Dokter fand freylich viel Behagen an der Leutſeeligkeit der Wittwe gegen Marien, er fand ihre ganze Behandlung edel, und er liebte ſie um deſtomehr. Aber er fand ſie auch oft in Thränen, die ſie ihm verbarg, und er muthmaſte die Urſache ihres heimlichen Kum-

mers, und getrauete ſich nicht mit ihr davon zu ſprechen aus Furcht ſie mögte eiferſüchtig werden.

Aber endlich muſte es doch zu einer Erklärung zwiſchen den Mädchen kommen, die ſich ſo ſehr liebten, und ſtehen, und das geſchahe zuerſt bey der Gelegenheit, daß der Dokter Strel ſehr oft bey Marien war.

Die Wittwe hatte dieſe Vertraulichkeit bemerkt, ſie war im Anfange ſchüchtern zu Werke gegangen, weil ſie Marien nicht recht trauen konnte, daß ſie einer andern Liebe Gehör geben würde, ſie hatte gemuthmaſt, was wahr war, und hatte geglaubt es ſey um der Zerſtreuung willen, daß Marie ihm Gehör gäbe. Aber ſie wollte doch gern hinter die Wahrhrit der Sache kommen, und ſo hielt ſie es des guten Endzweks wegen, den ſie hatte, für ſehr erlaubt, dieſe Leutgen zuweilen zu beherchen. Da hörte ſie den von Seiten des Dokters freylich mehr als Freundſchaft, und da ſie nichts davon muthmaſte, daß Marie den Unterſchied zwiſchen dieſer und Liebe nicht verſtehen konnte, ſo ſchlos ſie auf Liebe.

Sie eröfnete das den Dokter Pillpullkyſtropſius und mahlte es ihm ſehr feſt, wie ruhig.

hig, und glüklich sie leben würden wenn sie Marien mit einem Manne versorgen könnten der sie liebte, und den sie wieder liebte. Sie that dies mit sehr viel Behutsamkeit. Denn immer fürchtete sie noch, er möchte Eifersucht wahnen. Mit dem nämlichen Grade von Behutsamkeit gieng der Dokter zu Werke, welcher Marien besser als sie zu kennen glaubte und sich den Fall so wie sie es im Anfange gethan, nicht sehr möglich dachte. Allein sie zog ihn bald in ihre Geheimnisse, und sie überzeugte ihn bald, nachdem er einige Unterredungen angehört hatte.

Doch ist es nicht zu langnen, daß den Dokter Pillpulklystropsius ein Schaudern überfiel sobald er überzeugt zu seyn glaubte, sie habe recht. Er hatte sich von Marien, die Idee nicht fassen können. Die Hofnung daß sie noch mit der Wärme ihm Freundin sey, wie sie es vor seiner Verbindung mit der Wittwe gewesen, war zu schön, als daß ihr Verlust ihm nicht nahe gehen sollte.

Und ob er diese Empfindung gleich zu verbergen suchte, so bemerkte sie die Wittwe doch und sie war ihr gar nicht zuwieder. Sie fand daß der Dokter immer noch theilnehmend für Marien war, und schloß, daß er es immer so

sehr

sehr für sie seyn würde. Ihr selbst gieng es einigermassen nahe, daß Marie sich von ihr auch nur aus dem Hause entfernen sollte.

Da es indessen zu ihrem Glüke gereichte, so nahmen sie sich beyde vor, es so viel sie nur könnten zu befördern. Der Dokter Pillpullklystropsius sprach selbst zuerst mit Marien.

Nie war Marie heftiger erschroken, als jezt. Sie hätte nimmermehr vom Dokter erwartet, daß er ihr einen solchen Vorschlag thun würde. Sie konnte sich nicht besinnen, was sie that. Sie bat ihn, sie allein zu lassen.

Der Dokter gieng. Er glaubte, es wäre blosse Empfindlichkeit, daß man ihre Neigung gemerkt. Da er sicher glaubte, sie liebte, so hatte er in seiner Vorstellung dieses als etwas gewisses angenommen.

Marie konnte lange sich zu nichts entschliessen. Endlich gieng sie zur Wittwe. Sie klagte ihr, daß sie nicht wisse, womit sie es verdienet, daß der Dokter sie für falsch halte. Sobald die Wittwe die Quelle dieser Vermuthung erfuhr, verwunderte sie sich noch mehr, als sich Marie verwundert hatte, denn sie war so gewiß wie der Dokter, daß sie liebte.

Nun

Nun war dies in dem Zeitpunkte, indem ſich der Dokter Stral ſchon gegen Marien erklärt und ſie ihm auch alle Hofnung genommen hatte, daß ſie ihm je lieben könnte.

Die Wittwe hielt es für das beſte, ihr gerade zu alles zu entdeken, und Marie ſtand wie verſtummt. Sie ſahe jezt erſt aus der Beſchreibung der Wittwe, daß ſie den Dokter Stral ſelbſt Gelegenheit gegeben hatte, ſich in der Art ihr zu entdeken. Sie erklärte ſich gegen die Wittwe, und ſagte ihr, daß ſie ſich ſchon ſo gegen den jungen Dokter erklärt.

Die Wittwe hinterbrachte dies ihren Manne, der mit dem Dokter Stral davon ſprach, und die Wahrheit erfuhr. Es war ihm doch eine angenehme Empfindung es zu hören. Er kam wieder zu Marien und bat ſie um Vergebung. Frey ſagte ſie ihm, daß nach ſeiner Liebe ſie keine andere annehmen könne, und bald gereuete ihr dies wieder, denn ſie fürchtete gegen die Wittwe gefehlt zu haben, daß ſie in des Doktors Herzen einen Funken anglimmte, der getödtet bleiben ſollte.

Die Wittwe und der Dokter fielen wieder in ihre Schwermuth, und Marie tiefer als ſie, die jezt alle Geſellſchaft mied, und ganz einſiedleriſch

tisch lebte. Und was sie mehr als das drükte, war der Gedanke, den sie sich in den Kopf sezte, daß der Dokter und seine Frau es gern sehen würden, wenn sie sie verliesse, denn so viel sahe sie wenigstens deutlich ein, daß ihre Gegenwar ihnen einen Zwang auflegte, nur urtheilte sie falsch von der Ursache dieses Zwanges.

Sie nahm täglich mehr ab, und wurde schwächer. Sie sahe aber auch, daß es der Mitwe eben so gieng und nun nahm sie sich fest vor, diesem wahren elenden Leben ein Ende zu machen.

Sie bat also einmal den Dokter Pillpullklystropfius er möchte ihr erlauben und ausmachen, einige Zeit zum Baccalaureus zu reisen, damit der Eindruk sich verlöre, den sie auf dem Dokter Stral gemacht.

Nun war es zwar wahr, daß dieser sich sehr gramete, und zusehends auch seine Lebhaftigkeit verlor, allein der Dokter sowol als die Wittwe sahen es ein, daß Marie dies ihrentwegen thäte. Sie gaben sich alle Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie davon abstände, aber vergebens. Mit einer Heftigkeit die nichts übertraf, bestand sie darauf, und der Dokter muste zulezt nachgeben, und deswegen einen Briefswechs

wechsel mit dem Baccalaureus anfangen, deſſen Folgen wir in den kommenden Bande betrachten wollen.

Dieſes ſchlieſen wir, und der Leſer wird uns eingeſtehen, daß wir eben keine Urſache haben, unſern Dolter glüklich zu nennen.

Neuntes Buch.

Erstes Kapitel.

Wie es um diese Zeit in des Baccalaureus Hause aussahe, und welche Veränderungen dem bevorstunden.

Als der Baccalaureus den Brief vom Dokter Pillpullilystropfius erhielt, sas er eben mit gestüzten Korfe an seinem Schreibtisch. Die Verlegenheit in welcher er war, war ihm am Gesichte anzusehen, und der Dokter selbst würde ihm viel tröstlicher gekommen seyn, als sein Brief. Denn dieser enthielt Klagen und Wehmuth womit des Baccalaureus Herz ohnedem schon angefüllt war, und die nur dienten ihn mismüthiger zu machen. Aber hier giengs wie man auch in gemeinen Leben zu sagen pflegt, daß etwas Böses gemeiniglich etwas Gutes bey sich habe. Der

Brief

Brief hatte auch etwas gutes bey sich. Aber unendlich mehr gutes würde der Dokter selbst für ihn bey sich gehabt haben, denn mit ihm hätte der Baccalaureus zu rathe gehen, und überlegen können, was für Maasregeln am geschentesten bey seinen Umständen zu ergreifen waren.

Seine eigne Sache war nicht wie des Dokters Sache, daß er sie einem Briefe anvertrauen konnte. Als er des Dokters Brief öfnete, fand er gleich oben an die Erinnerung, es sey alles in der Welt eitel. Der Gedanke, der ein sehr wichtiger für den Baccalaureus war, brachte ihn auf seine vorigen Jahre zurük, wo er mit dem Dokter als Pillpülgen ihn oft durchgegangen und erklärt hatte, und er schien in dieser Zurükerinnerung des Dokters, eine Art von Dankbarkeit gegen seine ihm gegebenen Lehren zu finden, die ihm sehr erfreulich war. Ohngeachtet seines innerlichen Kummers ergriff ihn noch einmal Freude, daß nicht alles in der Welt übereinn dächte, daß das gute mit dem bösen untermischt wäre, und er legte den Brief aus der Hand um lebhafter jene glüklichen Zeiten im Geiste zu übersehen, da er in des alten Stichblatts Gesellschaft keiner Sorge und keinen Kummer überlassen war, da er seinem

Pillpullgen nach Noten alles einblauete was er wissen sollte. Hatte er schon zu seiner Zeit den grösten Grad von Kaltblütigkeit oder Hize, so hatte er sich doch damals mit dem alten Stichblatt sehr oft darüber gestritten, der behauptete, daß der Mensch nicht allemal nach seinen Kopfe und nach seiner Denkungsart handeln könne, wovon der Baccalaureus das Gegentheil behauptete, sobald man einen festen Sinn habe. Aber mit aller Festigkeit seines Sinns, war er doch jezt bis zum Nachgeben, wo Kaltblütigkeit war, und bis zum gelassen seyn, wo Hize in ihm war, gekommen, und er hatte schon oft gesagt, er wäre selbst noch nicht ausgelernt, was den Menschen und die Menschheit beträfe. Er gestand sich besonders in dem jezigen Falle, daß er dem Dokter sehr oft in seiner Jugend zu nahe getreten, und etwas ihm übel ausgelegt habe, was er ihm gut hätte auslegen sollen. Er erkannte den Dokter für einen der besten Menschen, die auf Gottes Erdboden lebten, und indem er so enthusiastisch für ihn war, nahm er seinen Brief wieder.

Da sezte ihm nun sein Liebling sehr weitläuftig auseinander, daß er nichts weniger als glüklich wäre, weil immer noch Marie gegen ihn

ihn die vorige Neigung hätte. Er schilderte seine ganze Lage und daß nicht allein er, sondern auch die Wittwe unendlich litten, weil Marie litte — daß diese nun auf den Argwohn gekommen wäre, daß man sie nicht gerne sähe, und sich desswegen entschlossen hätte, auf eine Zeitlang sich von ihnen zu begeben. Hier legte der Baccalaureus zum zweytenmale den Brief aus der Hand, bedauerte den rechtschaffenen Dokter, daß ihn ein so trauriges Schikſal verfolgte, und dachte, weil er sein Bestes mit Leib und Seele wünschte, darüber nach, ob es vielleicht besser für ihn wäre, wenn sich Marie noch eine Zeitlang bey ihm aufhielte. Allein bald war dieser Gedanke unterdrükt, denn er vermuthete schnell, daß das die Glükseeligkeit des neuen Paars untergraben müste, wenn sie so beständig die traurige Leidende um sich sahen, ohne ihr helfen zu können. Er faste also den Vorsaz, sie zu sich zu nehmen, und er faste ihn um so fester, da ihm dies eine Gelegenheit gab, sich selbst eine Ruhe zu verschaffen, die er lange nicht gehabt. Denn wir müssen dem Leser gestehen, daß in des Baccalaureus Hause die gröste Unordnung herrschte, daß Pflicht gegen seine Frau, und Liebe gegen eine Ruhe in dem Baccalaureus mit

einander kämpften, und daß dieser Augenblik derjenige war, indem er sich entschlos, von ihr sich zu trennen, und Marien die ganze Wirthschaft zu übergeben.

Nachdem er diesen Vorsaz fest gefaßt, und nichts fand, was ihn davon hätte abwendig machen können, wollte er es dem Dokter Pillpull-klystropfius sogleich schreiben und ihn bitten, daß er mit dazu beytragen mögte, Marien zu bereden, daß wenn sie sich entfernen wollten, sie sein Haus zu ihren Auffenthalt wählen mögte. Ehe er nun aber dies that, ergriff er denn wieder des Dokters Brief, um zu sehen, ob er etwa noch etwas nothwendig zu beantworten fände.

Wie groß war seine Freude als er gegen das Ende desselben fand, daß Marie selbst sein Haus sich gewählt, daß sie ihn ersuchen liesse, sich ihrer anzunehmen, und ihr zur Glükseeligkeit ihrer aller sein Haus zu ihrem Auffenthalte zu gönnen. Mehr Vergnügen konnte er sich nicht bilden, nicht vorstellen. Grösser konnte seine Zufriedenheit nicht seyn. Er vergas alle seine häuslichen Unruhen, ja er vergas Fränzgen selbst, die ihm soviel Herzeleyd gemacht. Er eilte zu seinem Schreibetische, und antwortete mit einem Feuer auf diesen Brief das seine

See-

Seele lange nicht gekennt hatte. Er schrieb, daß sobald er nur einige Veränderungen in seinem Hause getroffen er sogleich zu Wagen gehen, und sich einstellen wollte, um Marien abzuholen, und sie als Tochter aufzunehmen. In willigere Arme sollte sie nechst des Dokter Pillpullkinstropfius seinen nicht gekommen seyn, und der Auffenthalt sollte ihr so angenehm gemacht werden, daß sie, wenn es möglich wäre, ruhig zu seyn, sich ruhig glauben sollte.

Ihr selbst schrieb er, er würde sie aufnehmen, wie ein Kind vom Himmel ihm zugesandt, welches ihn für alle Leiden trösten sollte, welche er zeither gehabt, und denen er beynahe unter gelegen.

Er hoffe alle diese gewis bey ihr zu vergessen. Ihr wolle er wenn sie es von ihm annehmen könnte, Vater und Freund seyn, und sie solle unter dem Schuze seines Herzens wenigstens einen Theil ihres Kummers in Vergessenheit begraben. Könnte es aber nicht seyn, nun so wolle er mit ihr weinen, und an ihren gerechten Klagen Theil nehmen.

Als er diese Briefe abgefertigt giena er zu Frönzgen und sagte ihr: Sie mögte sich noch am nehmlichen Tage eine Wohnung bey ihrem

Vater oder an einem andern Orte ausmachen, weil er nicht länger mit ihr unter einem Dache leben könnte. Er sezte ihr aber ein ansehnliches Jahrgeld aus damit sie seinem Namen keine Schande machte, denn nach aller Strenge wollte er nicht mit ihr verfahren.

Der Leser wird sich wundern, wenn wir sagen, daß Fränzgen das gern annahm, aber er wird sich nicht mehr wundern, wenn er das folgende Kapitel wird gelesen haben.

Zweytes Kapitel.

Warum Fränzgen so bereitwillig zu dieser Veränderung war, und was für Dinge bey ihr eine Art von Gleichgültigkeit gegen ihr Hauptlaster hervorbrachten.

Fränzgen lebte, nachdem der Baccalaureus alle Unordnungen seines Hauses wieder gut gemacht, und das Geld verschmerzt hatte, worüber sie nun Herr war, in einer misantropischen Stille. Hätte der Baccalaureus sich weniger hart genommen, hätte er das geringste Nachsehen gegen sie gezeigt, so würde sie gewis nach ihrem boshaften Karakter ihn unterdrükt, und gesucht haben, alles zu ihrer Herrschaft anzuwenden. Aber so betäubte sie seine Strenge auseinmal, und es gieng ihr wie einem wilden Pferde, welches sich immer fürchtet, wenn es einmal der Strenge des Reuters untergelegen. Sie war sicher, daß sie für die Zukunft nichts mehr vermogte, und sie kam sich in ihrem eignen Hause wie das fünfte Rad am Wagen vor. Wenn sie an die vorigen Zeiten zurükdachte, so

hätte sie Blut weinen mögen, daß sie nicht noch in des Vaters Hause war, wo sie Gebieterinn war, und nehmen konnte, was sie wollte. Wenn sie sich in die ersten Zeiten ihrer Verheyrathung versezte, so war es ihr als wenn sie aus einem Paradiese in eine Wüste verjagt wäre.

Sie machte zwar wieder einen Versuch bey ihrem Vater, allein er schlug ihr so total fehl, daß sie es nicht wieder wagen durfte in sein Haus zu kommen, ohne zu fürchten, daß er im Eifer auch sie enterben mögte, denn schon hatte er sich etwas davon merken lassen.

Dies wäre eine Gelegenheit gewesen, wodurch Fränzgen ganz von ihrer Denkungsart hätte zurükgebracht werden können, wenn das Böse bey ihr nicht zu tief eingewurzelt gewesen wäre. Die Gelegenheit wurde ihr genommen ihrem Hauptlaster zu fröhnen, und sie fand zu ihrem eignen Erstaunen, daß sie es überwinden und ertragen konnte, zu wissen, daß ihre Kasse sich nicht sehr stark mehr vermehren würde, ja sie konnte sich darüber beruhigen. Wir glauben daß es vielleicht etwas dazu beygetragen, daß sie keine Kinder hatte, daß sie wuste der Baccalaureus konnte ihr einen standesmässigen Un-

ter-

terhalt nicht versagen, wuste, daß sie ihn einst beerben würde und wuste daß ihr Vater immer mehr sammelte, ohne zu wissen daß an dieser Erbschaft für sie ein Wurm nagte, der die Wurzel tödten muste.

Ueber ihr gesammeltes Kapitel, welches sie nun freylich aus Furcht vor ihrem Manne oft nicht sehen durfte, hielt sie indessen steif, und da zwar die Leidenschaft aber noch nicht die Begierde sie verlassen, so suchte sie doch hin und wieder, noch wo möglich kleine Schneller anzubringen, und praktisirte manchen Dukaten ihm noch aus Tasche und Kasse.

Uebrigens war sie müssig und sorglos, und that nun nichts mehr, und wir würden es dem Baccalaureus verdenken und zur Last legen, wenn wir ihn nicht wieder entschuldigen könnten, daß er sie nicht zu einer gewissen Beschäftigung anwies. Wenigstens würden wir ihm sein folgendes Unglük selbst zu rechnen, weil Müssiggang zu allem Laster leitet. So aber wollte Fränzgen nichts vornehmen, und seinen Ermahnungen und Strafpredigten antwortete sie, daß sie nichts mehr unternehmen wollte, wo ihr Geschäfte abgenommen wären, die ihr gehörten.

So träge und unthätig lebte sie als sich ein Feld für sie aufthat, wo ihre Leidenschaft nicht allein einen andern Weg nehmen, sondern sie sich auch auf die empfindlichste boshafteste Art am Baccalaureus rächen konnte.

Diese Gelegenheit war keine andere, als die Ankunft des Vetters von jenem Professor Nettgens Vater. Obgleich eine ziemliche Zeit zwischen seiner ersten Bekanntschaft mit der Dame verflossen war, so hatte er sie und ihre zuvorkommende Neigung gegen ihn doch nicht vergessen, und da es bey ihm wie bey andern seines Gelichters eine affaire de coeur war, cocus zu machen, so konnte er eine solche Gelegenheit nicht entwischen lassen.

Nun hatte er erst einige fatalia in Ordnung zu bringen gehabt. Denn er hatte wenig eignes Vermögen gehabt, und das wenige war auf den Reisen fast zu Ende gegangen. Nun muste er Brod suchen. Es war ihm auch wie wir schon oben gehört eine Professur zugedacht, die er aber nicht erhielt. Denn man versprach sie einen jungen geschikten hofnungsvollen Mann, der in seines Vaters Fusstapfen treten, und durch seine Reisen sich nur noch mehr ausbilden sollte. Allein zurük kam ein Mann der sich in Thorheiten

ten

ten ausgebildet, der alle Anlage zum bleibenden Windbeutel hatte, keine Hofnung zur Besserung bliken lies, und das meiste von dem was er konnte, wieder vergessen hatte, und dem wollte man sie nicht geben. Nun hatte er sich noch Mühe gegeben andere Dienste zu erhalten, da aber alles nicht gieng, verkaufte er seine wenigen Immobilien und bezahlte seine Schulden, behielt auch just so viel übrig, daß er zu Fränzgen reisen konnte, im festen Vorsaz, wenn er sein Glük bey ihr gemacht, in die weite Welt zu gehen, und zu sehen, wie er sich als Gauner durchhülfe. Wie er kam und sich zeigte, wollte Fränzgen für Freude ausser sich kommen. Sie hatte schon lange in ihrer Einsamkeit gesessen, und niemand als ihre boshafte Freundinn zu ihrer Gesellschaft gehabt, die ihr freylich nicht viel Freude machte.

Sie hatte ihr Nez hin und wieder ausgeworfen, aber sie konnte nichts fangen, denn man kannte ihren Geiz, und fürchtete sich. Man wuste die Veränderung nicht, die in ihrer Seele vorgegangen war. Der junge Windbeutel kam ihr sehr gelegen, um ihr die Langeweile zu vertreiben, und bald wurde ihre Bekanntschaft vertraulich. Bey Fränzgens Freundinn war der

Sam-

Sammelplaz ihrer Zusammenkünfte, und sie kam nun wenig mehr zu Hause, als zu Tische und sehr spat des Abends. Der Backalaureus war auch schon gewohnt gar nicht nach ihr zu fragen, er zahlte ihr alle Monat ihr bestimtes Geld und lies sie thun was sie wollte. Nach einigen Monaten wollte der Liebhaber Abschied nehmen, und Fränzgen wollte verzweifeln, da sie es hörte, wie sie aber die Ursache erfuhr, war sie nichts weniger als verlegen, denn sie versicherte ihm im Augenblik, daß er vor nichts zu sorgen brauchte. Er hatte sie so fest zu fesseln gewust, daß sie mit Freuden ihre Kasse öfnete, und ihm gab so viel er nur verlangte, und noch mehr. Denn der neuen Leidenschaft opferte sie alles, und der Liebhaber muste nicht allein in allen versorgt werden, was er brauchte, sondern er wuste Figur machen.

Er war nun schon einige Zeit da, und er machte ziemlich Aufsehen. Die ganze Stadt sprach von Fränzgens Umgange mit ihm, und nur der Baccalaureus wuste es nicht, denn er und seine Leute kamen zu wenig aus, und niemand wagte es, ihnen etwas zu sagen.

Aber einst an einem Sommerabend wollte er der frischen Luft in einem einsamen Spazier-

gan-

gange genieſſen, und da traf er Fränzgen mit dem neuen Liebhaber an. Sein Erſtaunen war gros. Er gieng auf ſie zu und frug den Liebhaber, ſeit wenn er ſchon hier wäre. Es wurde ihm natürlich eine Naſe gemacht, und es hies er wäre erſt einige Tage hier, und würde ſich auch nicht lange aufhalten, und man habe ſich erſt dieſen Abend beym Spazierengehn angetroffen.

Der Baccalaureus bat ſich aber dennoch den Arm ſeiner Gemahlin aus, und führte ſie fort. Sie gieng voll Grimm an ſeine Seite, denn er verdarb ihr einen der ſchönſten Abende, die ſie ſich gedacht hatte. Sie ſann aber auch auf immer mehr Rache, und es war natürlich, daß ſie darüber alle Vorſicht vergas, beſonders da ſie ſich entſezlich beleidigt fand, als ihr der Baccalaureus beym Wegfahren zu Hauſe das ſechſte Gebot ſehr nachdrüklich auseinander ſezte.

Hatte ſie bisher nur gewiſſe Stunden ausgeſezt, die ſie dem neuen Liebhaber widmete, ſo brachte ſie nun ganze Tage bey ihm zu, ja da es ihr auch noch zu läſtig wurde, nach ihm zu gehen, und ihr Zimmer für ſie und ihr Kammermädgen, die es ſehr gut mit ihr hielt, allein war, ſo brachte ſie ihn oft heimlich ins Haus, und

und in ihre Kammer, und erhielt ihn da einige Tage. Sie theilte auch sogar ihre Nächte mit ihm, denn sobald ihr Mann schlief stand sie von seiner Seite auf und schlich zum Liebhaber.

Aber Unglük kömmt oft unverhoft. Der Baccalaureus der sonst einen ziemlich festen Schlaf hatte, erwachte einmal und fand Fränzgen nicht. Er wartete eine Weile, und als sie nicht kam, so ging er nunmehro auf ihr Zimmer, das sie aus Nachläßigkeit nicht verschlossen hatte, und fand sie im Bette ihres Mädgens in den Armen ihres Liebhabers. Diesem gab er ein paar tüchtige Ohrfeigen, und befahl ihm augenbliks Haus und Stadt zu meiden, denn wenn er ihn wieder anträfe, würde er ihm den Weg zeigen lassen.

Seiner Frau hingegen sagte er, sie verdiene gar nicht, daß er ein Wort weiter mit ihr rede, er wolle es auch nicht, sondern sie mögte ohne seine Gesellschaft hinführo leben.

Dies war der Zeitpunkt da er den Brief vom Dokter erhielt, denn eben den andern Morgen lag er mit dem Kopfe in der Hand gestüzt und sann nach was er thun und lassen sollte, und dem Leser wirds auch nicht mehr sonderbar

vorkommen, daß Fränzgen ſich gleich in ihr Schikſaal fand, und gerne ſein Haus verlies.

Wir wollen ſie ziehen laſſen bis ſie uns wieder in den Weg kömmt, und davor den Baccalaureus zu dem Dokter begleiten, wo er ſeine Marie und ſeine Freundinn antraf.

Drittes Kapitel.

Der Baccalaureus kommt bey Marien an, und bringt ſie mit ſich nach Hauſe.

Nachdem der Baccalaureus einer Unruhe los geworden, die er ſich ehedem mit ſo vieler Mühe zu verſchaffen geſucht, ſo machte er ſich auf den Weg zum Dokter Pillpullklyſtropfius; Reichhaltig an Träumen wie er war konnte es gar nicht fehlen, er muſte ſich falſche Ideen vormahlen. Er glaubte leicht eine Vereinigung unter dieſen Perſonen hervorzubringen, und ſie alle zufrieden zu machen. Sein Alter, ſein Temperament, war freylich ſo, daß er das wol von

ſich

ſich denken konnte, und von ſich ſchloß er gar zu leicht auf andere.

Vor diesmal kam er blind an. Er fand den Dokter, ſeine Frau, und Marien als traurige Geſpenſter umher ſchleichen, er fand ſie alle über ſich ſelbſt melancholiſch. Einer beklagte den andern, keiner beklagte ſich. Der Dokter und die Wittwe hatten ſich alle Mühe gegeben, die gute Marie zu behalten. Vergebens! Vergebens hatte der Dokter Stral ſich an beyde gemacht, und ſie gebeten für ihn bey Marien ein gut Wort einzulegen. Es hatte nichts auf ſie gewürket. Sie war bey ihrem Kopfe geblieben.

Sie empfiengen alle den Baccalaureus mit gleicher Freude, dennoch ſagte der Dokter zu ihm, wenn er nicht ſo ſehr ſein inniger Freund wäre, ſo würde er ihn jezt nicht gerne ſehen.

Der Baccalaureus bat ihn, immer zuzugeben, daß er ſeine traurigen Tage hier mit einigen glüklichen vertauſchen mögte. Er erzehlte ihm darauf den Handel mit ſeiner Frau, und des Dokter Pillpullkiyſtropfius Gedanken ſtanden ganz ſtille. In dem Punkte hatte er ſeinen Schwager für den glüklichſten Mann gehalten, und er ſagte, er habe damals, als ſeine Liebſchaft mit Fränzgen ihren Anfang genommen

men, nichts gewiſſer geglaubt, als daß es immer mit dieſer Liebe ſo fortdauren würde.

Er kam ſich ohngeachtet aller ſeiner Widerwärtigkeiten doch jezt weit glüklicher vor, als er war, denn er hielt den Baccalaureus für ſehr unglüklich. Und er hatte recht, denn er hatte Standhaftigkeit und Gleichgültigkeit, und die hatte der Dokter nicht, der freilich wenns ihm ſo gegangen wäre eine ſehr elende Figur im Punkte des Glüks geſpielt haben würde.

Nachdem ſie aber nun über den Punkt weg waren, den der Baccalaureus gern übrigens mit Stillſchweigen übergieng, nachdem der Dokter zu ſeiner Aufführung ſeine Billigung gegeben, ſo gieng es über etwas anders her. Der Dokter wünſchte ſehnlich und ſtellte dem Baccalaureus vor, wie lieb es ihm ſeyn würde, wenn er einen Vorwand nähme Marien zu bereden, daß ſie bliebe. Allein der Baccalaureus wollte davon nichts wiſſen. Er ſtellte ihm ſoviel Gründe entgegen, daß der Dokter ſich ergeben muſte, und keiner der kleinſten darunter war, daß er zu ſeiner eignen Beruhigung ſie gern mit ſich nehmen wollte, weil er gar keine Geſellſchaft hätte.

Marien die so fest entschlossen war, und die nichts abwendig machen konnte, war es zwar in Ansehung des Verdrusses für den Baccalaureus unangenehm, Fränzgens Entfernung zu wissen, aber für sie selbst war es äusserst angenehm, denn nun konnte sie sich weit mehr Zufriedenheit bey ihm vorstellen. Sie verhehlte ihm das selbst nach ihrer angebohrnen Aufrichtigkeit nicht.

In den Zusammenkünften die sie mit einander hatten, war noch manche Debatte, aber Marie und der Baccalaureus behielten allemal den Sieg, und der Dokter und die Wittwe mussten nachgeben, denn sie waren hier würklich der schwächere Theil. Indessen überzeugte sich Marie durch ihr dringendes Anhalten auf ihr Dableiben doch, daß sie sie sehr warm liebten, und nicht ihre Entfernung wünschten. Auf der einen Seite war es gut, daß sie aus diesem Irthum kam, auf der andern war es nicht gut, denn es erschwerte ihr den Schritt.

Der Baccalaureus lernte bey dieser Gelegenheit auch den Dokter Stral kennen, und freute sich ihn kennen gelernt zu haben. Wer seine Marie so liebte, wie der sie liebte, der muste ihm schon werth seyn, wenn er auch nicht

so

ſo vorzügliche Eigenſchaften hatte, wie er würklich hatte.

Er gab ihm den freundlichen Rath zu ihm zu kommen, und da zu erwarten, ob die Zeit nichts für ihn bey Marien ausrichten könnte, denn mit Zureden war es, wenigſtens vors erſte, nichts.

Der Dokter Stral zukte die Achſeln ſehr, denn ihn banden häusliche Umſtände. Indeſſen ſagte er doch, der Baccalaureus ſollte es ihm nicht umſonſt geſagt haben, und er wolle ſehen was er thun könnte, um es möglich zu machen.

Der Baccalaureus verzweifelte daran gar nicht. Er glaubte, und hatte nicht unrecht, daß die Entfernung viel in der Welt thäte, aber bey Marien war er unrecht, da that ſie nichts, denn ſie hatte keine modiſche Erziehung, ſie war herzlich und immer ſich ſelbſt gleich.

Nachdem der Baccalaureus einige Tage ſo zugebracht, daß er ſie paradieſiſch gegen ſeine vorigen nannte, ob ſie gleich mit ſehr viel Traurigkeit erfüllt waren, ſo wurde an die Abreiſe gedacht, und da gabs von allen Seiten Thränen genug. Das muſte Marie nun auf jeden Fall verſprechen, und auf eine andere Bedin-

gung kam sie gar nicht vom Dokter Pillpullkly-stropfius los, daß sie einmal und zwar bald wiederkommen wolite, und daß, wenn sie es etwa bereuen sollte, von ihnen weggegangen zu seyn, sie sich wieder entschliessen wollte, zu bleiben. Sie versprach es auch, in der Meynung es zu halten, denn lügen konnte ihr Herz nicht.

Den Abend vor der Abreise hatte sie die lezte Unterhaltung mit dem Dokter Stral. Sie war sehr rührend. Er besonders von seiner Seite litt entsezlich dabey. Marie sagte ihm, sie würde es mit unter die unglüklichen Schiksale ihres Lebens rechnen, daß sie ihm seine Ruhe rauben müsten. Sie hätte nicht geglaubt, dazu bestimmt gewesen zu seyn.

Sie gab ihm einen freundschaftlichen Kus, den sie ihm selbst anbot, und der arme Dokter war darüber so wonnetrunken, das er alles vergas, was sie ihm zu Leide gethan. Niemand wünschte eifriger Glük und Seegen für sie, als der aller Hofnung beraubte. Er war auch entzükt, daß sie ihm erlaubte, sie zu besuchen. Aber sie rieth es ihm nicht, denn sie sagte, daß sie nicht die besten Folgen für ihn erwartete.

Den andern Morgen nahm das Kleeblat, unter sich Abschied, wobey der Baccalaureus

den

den vierten Traurigen machte, denn die Tren: nung gieng ihm nun ſehr nahe. Er weinte ſelbſt bitterlich mit, und er muſte mit Ge: walt den Aufbruch beſorgen, ſonſt wäre es noch nicht dazu gekommen, denn ſie hiengen einander an den Hälſen, und wollten ſich nicht verlaſſen.

Er riß ſich auch mit Marien von ihnen los, hob ſie in den Wagen, ſezte ſich geſchwind mit hinein und fuhr ſo ſchnell als möglich fort, um ihren Augen zu entrinnen.

Schon lange ſahen der Dokter und die Witt: we nichts mehr von den Entfernten, als ſie ih: nen noch weinend, und troſtlos nachſahen.

Viertes Kapitel.

Wie beyde sich dabey nehmen, und was für sie die Folgen dieser traurigen Trennung sind.

Sie schlichen beyde traurig in ihr Haus zurük, nachdem sie sich erinnert hatten, daß ihr begieriges Nachsehen ihnen nichts von ihnen zurükbrächte. So lange sie noch Hofnung gehabt hatten, sie eines andern zu überreden, und sie zu bewegen, daß sie bey ihnen bliebe, so lange gieng es mit ihnen an. Denn sie sprachen fleissig mit einander, nahmen, oder suchten doch Maasregeln, theilten sich diese einander mit, und arbeiteten gemeinschaftlich. Hätten sie jezt eben so gemeinschaftlich sich getröstet, und gesucht eins des andern Kummer zu lindern, so würde ihre Empfindung ihres Verlusts nicht so gros gewesen seyn, und sie würden in sich eine Zufriedenheit gefunden haben, die sie freylich ausser sich vergebens suchten.

So sprachen sie gar nicht zusammen, suchten sich nicht sondern trennten sich gleich. Sie mieden sich, um sich nicht Vorwürfe zu machen,

denn

denn immer war Marie ihnen in Gedanken, und immer glaubten sie, sie wären selbst Ursache an ihrer Entfernung. Zwar bekamen sie oft Briefe von Marien, worinn diese sie ihrer fortdauernden Freundschaft versicherte, und die heiterten sie etwas auf, allein es war doch nicht hinreichend ihnen den Verlust zu ersezen, da sie zu sehr an sie gewöhnt waren, und nun sie ganz entbehrten. Selbst jene Schwermuth mit welcher sie Marien und diese wiederum sie ansahe, war ihnen zur Nothwendigkeit geworden, und wenn schon ihre eigene fortgesezte Leidenschaft dazu, sie etwas in der nehmlichen Art unterhielt, so fehlte doch immer das dritte, was ihnen bisher vor Augen gewesen.

Der Fall war hier in Ansehung des Doktors wieder der nehmliche, der er vorher gewesen. Er fand Zerstreuung genug, denn er verschafte sich dieselbe bey seinem Metier und bey seinen Freunden, und wenn er zu Hause kam, so war seine Studierstube sein Aufenthalt. Da hatte er schon seit langer Zeit an einem Werke gearbeitet, daß alle Vorurtheile in der Arzneywissenschaft ausrotten sollte. Der Plan aber, den er dazu gemacht, war so weitläuftig gerathen, daß er um ihn auszuführen einige seiner

Lebensalter nöthig gehabt hätte. Jezt bestand seine Beschäftigung in dieser Arbeit, und er fand jemehr er arbeitete, desto mehr Gegenstände die er bearbeiten muste, denn ein Vorurtheil entsprang aus dem andern, und aus einem zehn andere, und wenn keine mehr zum Vorschein kamen, die würklich da waren, so bildete sich seine Einbildungskraft mögliche für künftige Zeiten, und diese musten doch auch angeführt, musten ihnen doch auch Vorbauungsmittel, so wie Hülfsmittel für jene entgegengesezt werden, wenn es etwas vollständiges seyn sollte.

Solange der Dokter bey seinem ersten Eifer blieb, so giengs in der Arbeit rasch fort, und wir trauen ihm zu, daß er etwas für die Welt sehr nuzbares würde geliefert haben. Wir müssen aber zum innigsten bedauren für uns und unsern Leser sagen, daß diese Arbeit untergangen ist, und weil wir vielleicht nicht wieder Gelegenheit haben davon zu sprechen, so wollen wir doch ihr Schiksal kürzlich anführen. Der Nachfolger des Dokter Pillpullklystropfius der sich ein sehr weiser Mann dünkte, bekam diese Papiere unter seine Hände, und wollte durch sie seinem Namen Ehre machen. Er war einer von denen, die sich gern fremder Arbeit bedienen,

nen, weil sie sich ihrer bedienen müssen, denn er hatte nichts gelernt. Er glaubte ein geordnetes fertiges Werk zu finden, und erschrak, da er nicht Anfang, nicht Ende fand, denn der Dokter hatte abgerissen gearbeitet, wie ihm eben Laune, und Materie einfiel.

Hätte der Kerl nur etwas Schriftsteller Wiz gehabt, so würde er sich geholfen, und Fragmente des Dokters Pillpullklystropfius oder wann er das nicht wollte, Fragmente eigener Erfahrungen, über die Vorurtheile in der Arzeneywissenschaft, herausgegeben. Aber darzu hätte doch wenigstens eine Vorrede gehört, und die war er auch nicht im Stande zu machen, und konnte nichts von den Pfiff, daß man die Vorrede durch einen andern machen läst. Aber nun kann freylich eine Hauptentschuldigung für den guten Mann, und die war, daß er kein Latein verstand, und es nicht einmal ortographisch schreiben konnte. Und zum Unglük hatte der Dokter Pillpullklystropfius lateinisch geschrieben, und wenigstens muste ers doch abschreiben. Das konnte er nicht, und so ergrimmte er einst im Eifer, und heizte mit dem ganzen Convolut sein Zimmer an einem kühlen Abend.

So giengen die unsterblichen Werke des weltberühmten Dokter Pillpullklystropfius unter den wir unsern Lesern wenigstens als Autor vorstellen wollen, wenn schon die Welt als einen solchen ihr verloren hat, und auf unser Wort wird man uns doch gewis trauen.

So lange der Dokter Pillpullklystropfius keine andere Arbeit hatte, so lange blieb sein Enthusiasmus fürs schreiben. Er schrieb aber in seinen Eifer auch immerfort, und kam gar nicht mehr zu seiner Frau, die sich diese Entfernung von ihr zwar nicht als eine offenbare Beleidigung einbildete, aber doch glaubte, es wäre Empfindlichkeit darüber, daß sie seine Marie nicht auf ein oder die andere Art zurükgehalten.

Nun hatte die gute Wittwe würklich durch die Behandlung jener Aerzte in ihrem Körper eine Schwäche behalten, die sie gegen den geringsten Reiz empfindlich machte, und sie war sehr oft kränklich. Sie war seit der ganzen Zeit nicht viel aus Kummer und Nachdenken herausgekommen, und das hatte sie äuſserst mitgenommen. Sie war schwächlich und so sehr das geworden, daß sie würklich kein langes Leben mehr vor sich sahe. Sie wollte auch im ganzen Ernst nicht länger leben. Aber sie wollte doch vorher ihre

Sa-

Sachen in Ordnung bringen. Die Streiche, die Fränzgen gegen ihr Vermögen gespielt hatte, hatten Folgen gehabt, die noch nicht geendigt waren, und sie konnten auch ohne ihre Anwesenheit nicht geendiget werden. Sie muste also ihren Mann bitten, sie reisen zu lassen.

Diese Bitte öfnete dem Dokter erst die Augen. Er frug sie nach der Ursache, warum sie reisen wolle, und mit Thränen stellte sie ihm ihre ganze Lage, und die Beschaffenheit ihrer Gesundheit vor. Der Dokter erschrak, er fand sie nun selbst entstellt und abgezehrt. Er fand sich schuldig, denn er hatte sie ganz vergessen. Er bat sie um Verzeyhung. Er sagte seine ganze Zeit sollte ihr von nun an gewidmet seyn.

Er dachte über ihren Wunsch zu reisen nach er fand ihn ihn nicht allein billig, sondern er glaubte auch daß es etwas zu ihrer Zerstreuung und Besserung beytragen könnte. Er wollte selbst gerne mit reisen. Er bat um die Erlaubnis und erhielt sie nicht, denn man brauchte ihn so nothwendig, Sie sollte also allein reisen. Er beschwor sie aber mit der gröſten Zärtlichkeit, sie mögte sich sobald als möglich wieder zurükbegeben, und das versprach sie ihm auch feyerlich und heilig. Er hatte alle seine Arbeit

bey

bey Seite geworfen, und ſich vorgenommen, die Zeit ihrer Abweſenheit nur an ihre Geſundheitsumſtande zu denken, und zu ſehen, wie er ſie noch einmal vom Rande des Todes errettete, dem er ſchon zweymal eine Beute abgenommen, die ohne ihn ihm gewis geweſen ſeyn würde.

Fünftes Kapitel.

Die Wittwe bekömmt unvermuthet einen Begleiter, mit dem ſie geht, und der nebſt ihr nicht viel Troſt findet, wo ſie ihn ſuchen.

Den Tag vorher ehe die Wittwe abreiſen wollte, kam der Dokter Stral der ſeit langer Zeit ſich nicht im Hauſe des Dokter Pillpullkinſtropfius hatte ſehen laſſen, und beſuchte ſeine alten Freunde die nicht wenig Vergnügen an dieſem unvermutheten Gaſt hatten. Und dies Vergnügen vermehrte ſich noch ſehr, da er gleich im Anfange ſeiner Unterredung mit vorbrachte, daß

daß er zu Marien reisen, daß er alle seine Sachen in Ordnung gebracht, und noch einmal sehen wollte, ob nichts für ihn zu erhalten wäre.

Er freute sich auch nicht wenig, da er hörte, daß die Witwe mit ihm reisen würde, denn er hofte an ihr eine Vorsprecherin bey Marien zu finden, deren Wort nicht wenig Gewicht haben sollte.

Die Wittwe gieng vergnügter zu dieser Reise, als sie sichs erst gedacht. Durch das Betragen ihres Mannes war sie von seiner Zärtlichkeit und einigen innigen Liebe gegen sich überzeugt. Marien hofte sie weit ruhiger zu finden, als sie sie verlassen. Sie vermuthete auch, daß sie durch die Gegenwart des Dokters bey Marien Eindruk machen würde. Die Zeit schlos sie könnte vieles gethan haben, und die Entfernung noch mehr. Die anhaltende Zärtlichkeit des Dokters Stral, die Aufforderung, daß er ihr nachreisete, die trübe Schwermuth die auf seiner Stirn war, das alles waren ihr Hofnungen, die auf Marien Eindruk machen sollten.

An sich selbst dachte sie nicht. Ihr mogte es gehen, wie es wollte. Ob schon sie die Krank-

Krankheit, die in ihren Nerven wühlte, sehr beschwerlich fühlte, so war es doch für sie gleichgültig, ob sie zu oder abnahme. Sie war sich die uninteressanteste Person, und wollte für sich nicht arbeiten.

Ihre unterhaltung mit dem Dokter Stral auf dem Wege handelte, von nichts als von Trost und Hofnungen für ihn. Das alles hörte er gern, es war ihm schmeichelhaft. Er pries den Tag glüklich an dem er wieder ins Haus des Dokters Pillpullklystropfius gegangen.

Sie kamen vor dem Hause des Baccalaureus an. Dieser lebte mit Marien in eine ruhige Schwerthmuth versunken. Wir könnten in der That keinen bessern Ausdruk finden, und wenn wir sehr suchen wollten. Denn sie vertrugen sich mit einander aufs beste, und doch hatte Marie immer noch die Laune, mit welcher sie vom Dokter und der Wittwe weggereiset war, das heist, sie grämte sich über beyde, und der Gram war ihr immer im Gesicht zu lesen. Hätte der Baccalaureus nicht gewust, wie er ihr ihre Grillen etwas erleichtern sollte, so wäre sie übel daran gewesen, allein er nahm vieles vom alten Kummer und verhinderte den neu hinzu

zukommen dem ganz. Marie hatte würklich in den ersten Tagen ihres Daseyns sich fest eingebildet, sie habe unrecht gethan, weg zu gehen, aber von eben dieser Grille hatte sie der Baccalaureus befreyt.

Er sahe es nicht gar gerne, daß die Wittwe mit dem Dokter Stral jezt kam, so liebe Freunde sie ihm auch waren und so gern er beyden das Vergnügen gönnen wollte, sie zu geniessen. Die Zeit bis jezt hatte bey Marien noch nicht viel ausgerichtet, aber er glaubte doch etwas, und daher erwartete er von der Folge der Zeit mehr. Im Grunde brauchte er nichts zu erwarten, denn sie hatte noch gar nichts gethan. Was er für Aenderung hielt, das war blos Gefälligkeit gegen ihn. Mariens Kummer war in ihr und da verbarg sie ihn, und überredete sich selbst, dem Baccalaureus etwas zu glauben.

Als sie die Wittwe und den Dokter Stral sahe, konnte sie die erste Freude nicht verbergen. Aber es war auch nur die erste. Bald sahe sie, wie elend die Wittwe, und wie traurig der Dokter war, und das war für sie ein sehr wirksamer Schreken. Sie erkundigte sich bey der Wittwe nach ihren Mann, und diese war aus-

richs

richtig genug, ihr alles zu sagen, was zwischen ihnen vorgefallen. Marie sah dadurch daß ihre Entfernung beyde nicht glüklicher gemacht hatte, und das vermehrte ihr Leiden.

So aufrichtig wie die Wittwe in Ansehung ihres Mannes war, so war sie es auch in Ansehung des Dokters Stral. Sie erzählte Marien die Absicht, warum er seinen Geburtsort verlassen, und die Hofnungen, die er sich in Ansehung ihrer machte. Marie antwortete ganz entschlossen darauf, daß sie schon einmal dem Dokter ihre Meynung hierüber zu erkennen gegeben, und daß sie in Ewigkeit von dieser nicht abgehen könnte. Er sollte ihr immer lieb und werth bleiben, aber weiter könne sie nichts thun.

Die Wittwe nahm den Baccalaureus noch einmal zu Hülfe, und dieser sezte Marien gewaltig zu. Er nahm so gar das Hülfsmittel sie überreden zu wollen, daß es ihr Pflicht sey, aber sie machte ihn mit dem Gegensaz stumm es sey ihr zuerst Pflicht, das zu halten, was sie einmal sich fest vorgesezt, und was in ihrem Herzen als ein Gelübde liege, was sie dem Himmel gethan. Denn feyerlich habe sie es sich zugesagt,

ſagt, würde der Dokter nicht der ihrige ſo wollte ſie auch keinen andern wahlen.

Gründe der Wittwe und Bitten des Baccalaureus waren alſo umſonſt, und es war vergebens, weiter ein Wort darüber zu verlieren. Die erſtere brachte dem Dokter Stral die traurige Nachricht, und ſo wie ſchon ihre Freude ganz geſunken war, ſo ſchlug ſie auch ſeinen Muth gänzlich zu Boden. Er wollte verzweifeln. Er jammerte gegen den Baccalaureus ſehr.

Er wagte endlich eine Bitte zu thun, die er lange auf der Zunge gehabt, die er aber noch nicht vorzubringen ſich unterſtanden. Sie beſtand darinn, daß der Baccalaureus ihm erlauben mögte, ſo lange er wollte, bey ihm zu bleiben. Der Baccalaureus geſtand es ihm mit Freuden zu. Mehr verlangte Stral nicht. Er gab ſich ſchon zufrieden. Und hatte er ſonſt auch keine Hofnung ſo war es ihm ſchon genug wenn er ſie ſähe, wenn er ſich mit ihr unterhalten konnte, und das war ihm ein groſer Troſt, daß er keinen Nebenbuhler hatte, den er beneiden könnte, daß er glüklicher ware.

Auch Marien frug er erſt um die Erlaubnis da zu bleiben, und ſie antwortete ihm ſehr reizend, daß ſie ihm das gern zugeſtände, wenn

er darinn einen Troſt für ſich zu finden glaubte, daß ſie aber dächte, er müſte leiden. Sie wollte ihm gern ihre Unterhaltung gönnen, und Freunde wollten ſie ſo genau ſeyn, wie man es nur ſeyn könnte.

Der Dokter Stral faſte ſich dadurch noch ſo ziemlich, aber die Wittwe war übler daran, denn ihre Hofnungen waren ganz niedergeſchlagen, und auſſerdem quälte ſie noch ein Verdrus, der im folgenden Kapitel unſers Leſers Erwartung erfüllen wird.

Sechſtes Kapitel.

Welchem Verdruſſe die Wittwe ausgeſezt iſt, und wie ſie ſich endlich noch herauswikelt.

Wir haben oben gehört, daß Fränzgen ſo boshaft geweſen war, der Wittwe, es zuzubereiten daß auf ihr Vermögen Beſchlag gelegt wurde. Alles was nachher zum Beſten derſelben geſchehen war, hatte nichts gefruchtet. Advokaten und Richter (doch Ehre dem Ehre gebüh-

bähret) sind Leute, die nicht gern wenn sie einmal ihre Hände an etwas gelegt haben, wieder los lassen, bis sie davon genommen haben, was zu nehmen ist.

Die Wittwe wollte nun also selbst sehen was sie ausrichten könnte. Es war etwas hart, sein eignes Haus verschlossen anzutreffen, und zu nichts kommen zu können, was es enthielt, und was einem doch gehörte. Und der Mann der die Sache unter Handen hatte, war einer von den ärgsten seines Gelichters, und zum Unglük mit Fränzgen sehr genau bekannt. Wenn er also auch für sich den Gedanken gehabt hätte der Gerechtigkeit und Billigkeit die Ehre zu geben, so lies es diese doch nicht dazu kommen, und junge Weiber erhalten nur gar zu leicht Gefälligkeiten, wenn sie selbst gefällig sind.

Es wurde also nachdem Fränzgen ausspionirt hatte, ein Vorwand gefunden, der der Wittwe präjudizirlich war und der bestand darinn, daß die Wittwe sich nicht hatte in dem Orte ihrer Geburt aufbieten lassen. Sie wandte zwar ein, daß das an jenem Orte nicht gebräuchlich, und da sie ehrlich verheyrathet sey, auch weiter nichts schade, allein das gieng von Instanzen zu Instanzen, und die Frau wurde so sehr aufgehal-

halten, daß ihr Mann einen Brief über den andern schrieb, und sie bat, sie mögte zurükeilen, und lieber alles im Stich lassen.

Da nahm sie nun den besten Weg loszukommen, lies durch ihren Anwald die gewöhnliche Strafe erlegen, die auf so etwas stand, und glaubte nun gewonnen zu haben. Jezt aber wurden erst Rechnungen gemacht, jezt wurden ihr eine Menge Unkosten, es wurden ihr Abzugsgelder vorgelegt, und das, was ihr dadurch abgezogen wurde, betrug über den dritten Theil. Indessen die Dame gabs, und wolle nun wenigstens den Rest nehmen. Allein, noch war sie nicht so weit. Fränzgen hatte ein paar weitläuftige Verwandte von ihr aufgehezt, daß sie auf das Vermögen aufs neue Beschlag legen musten, bis sie Caution dafür gemacht hätte, weil es ererbtes Geld, und wenn sie ohne Erben stürbe, an sie fiele.

Das war nun etwas, worays sie sich gar nicht zu wikeln wuste, denn sie wuste gewis daß niemand recht daran hatte, daß es aber einen weitlauftigen Prozes geben würde, war ausgemacht. Also wenn sie das nicht zu redressiren wuste, so gieng der ganze Zwek ihrer Reise ver-

loren, denn ſie konnte ihrem Manne nichts ver: machen, und der ſollte es doch haben.

Alſo war der einzige Weg den Baccalaureus zu bitten, und von der Seite kannte ſie ihn doch nicht genug. Sie gieng lange tiefſinnig umher. Endlich verfiel er ſelbſt darauf, ſie zu fragen, was ihr fehlte, denn bisher hatte er ſich noch um nichts bekümmert.

Sie zeigte ihm darauf an, woran es läge, und er fieng eine gewaltige Predigt an, daß ſie nicht mehr Zutrauen zu ihm gehabt, und ihm nicht etwas davon geſagt. Ohne weiter zu fra: gen gieng er aufs Rathhaus, und legte ſeine Caution ſogleich nieder, worauf man der Witt: we ihr Vermögen verabfolgen lies, und dieſe dankte dem Baccalaureus mit tauſend Freuden: thränen, ſchikte auch zugleich einen Boten an ih: ren Mann, daß die Sache durch ſeines edlen Schwagers Hülfe beendigt ſey, und ſie nun eheſtens wieder abreiſen würde.

Fränzgen hörte, daß ihr Mann gut geſagt. und raute ihren Kopf einigemal wieder die Wand, denn ſie hatte alles angeſtellt, und auf ſie fiel alles, wenn es verloren gieng, welches ſie nun gewis vermuthete, denn ſie hatte den Vettern den Mund aufgeſperrt. Sie wagte

es sogar zu ihrem Manne zu gehen, und ihn zu bitten, daß er noch wiederrufen mögte, was er gethan, weil die Sache zu misslich aussähe. Aber er führte sie übel ab, und versicherte ihr, daß dieser Zug alles was er noch von Mitleiden gegen sie hätte, aufhöbe.

Fränzgen gieng trostlos und wir wollen im folgenden Kapitel sehen, wie sie sich tröstete. Die Wittwe machte alles zu ihrer Abreise bereit, hatte auch schon dem Dokter den Tag derselben bestimmt, allein es kam etwas dazwischen, was ihr den Plan der Reise verdarb, daß sie noch lange ohne ihren Mann zubringen muste, und wir werden dieses auch erfahren, wenn wir vorher etwas von Fränzgen werden gesagt haben.

Siebentes Kapitel.

Wie Fränzgen ihre Zeit zubringt, und was ſie für ein Schikſal hoft, das ihr aber ſehr unglüklich ausfällt.

Fränzgen nahm wie wir ſchon geſagt haben, von dem Baccalaureus mit ſehr vielen Vergnügen die Nachricht an, daß ſie ſich von ihm entfernen ſollte. So wie er ſie angetroffen, konnte ſie nun wohl nie wieder gerechtfertigt vor ihm erſcheinen, ſondern ſie muſte allezeit, wenn ſie anders in ſeinen Augen nicht eine freche ſeyn wollte, die ihrigen niederſchlagen, und der Makel blieb an ihr, den ſie einmal auf ſich gebracht. Sie wäre auch einem äuſſerſt elenden und eingeſchränkten Leben aufbehalten geweſen, wenn ſie beym Baccalaureus geblieben wäre, denn ſie ſo wie vorher zu betrachten, und in ſeiner täglichen Geſellſchaft zuzulaſſen, das war ihm nicht möglich, dazu dachte er zu delikat, und war ſich ſelbſt zu lieb.

Sie richtete alſo ſo bald ſie nur mit ihm ihre Sachen auf einen feſten Fus gebracht, und

wuſte was ſie jährlich bekäme ſich ſogleich eine kleine Wirthſchaft ein. Der Baccalaureus war gewis keiner von denen, die ihre Hörner aus der Taſche nehmen, in aller Welt Angeſicht ſie auffezen, und hernach ſich beſchweren daß man ſie ſieht. Er hätte ſtill geſchwiegen, aber die Gelegenheit ruhig, und ihrer los zu werden, war zu gut, und nun da ſie von ihm getrennt leben muſte, ſparte ſie ſelbſt nicht die geringſte Mühe und Arbeit, es der ganzen Stadt bekannt zu machen warum ſie getrennt wären. Sie that aber dem ehrlichen Baccalaureus keinen Schaden, denn man bemitleydete ihn, und verabſcheuete ſie allgemein.

Nun lebte ihr Liebhaber; öffentlich bey ihr, und nun war es auch dem Baccalaureus ganz gleichgültig, wer bey ihr war oder mit ihr umgieng, doch hielt er ſich aus Gewiſſenspflicht verbunden, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, damit ihm keins der Verbrechen zur Laſt fiele in denen ſie lebte. Das geſchah und ob er es gleich nicht nöthig hatte, ſo lies er ihr doch das verſprochne Jahrgeld auf zeitlebens, weil er die edle Abſicht ausführen wollte, ihr in nicht etwas in den Weg gelegt zu haben, unrechtmäſſige Mittel ſich zu erhalten zu ſuchen. Dieſe

se Scheidung geschahe gleich nachdem der Witwe Proces geendet war.

Indessen hatte sie mit ihrem Liebhaber auf Kosten ihrer Kasse flott gelebt, und spürte schon einen ziemlich merklichen Abgang darinn, welches sie doch nicht sonderlich bekümmerte, da er ihr theils grosse Hofnung auf seine Verbindungen in Frankreich machte, wo es ihm nach seiner Aussage nur ein Wort kostete, um eine der einträglichsten Stellen zu erhalten, und theils weil sie vom Laster des Eigennuzes zu dem der Wollust gänzlich übergegangen war, denn für den Eigennuz hatte sie nichts mehr und fand nichts mehr.

Ihr Liebhaber war ihr jezt alles, und lange wäre sie seine Frau gewesen, wenn die Geseze die hier so wie an manchen Orten ohne Kopf waren, ihr nicht eine zweyte Heyrath untersagt hätten. Aber das hinderte sie nicht, daß sie ihren Umgang nicht öffentlich getrieben hätte, und versprochen hatte er ihr, daß er sie im ersten Orte nehmen wollte, wo er nicht mehr gebunden wäre. Fränzgen, die immer noch wegen ihres Vaters nicht weggehen wollte, bis sie wüste, ob er gar nichts mehr von ihr wissen wollte, hatte einige vergebliche Versuche gemacht,

vor ihm zu kommen, und endlich überzeugte sie ein besondrer Zufall, daß auch er für sie nichts mehr thun würde.

Des alten Zerberus Umgang mit jenem Mädgen von dem wir oben schon manches gehört haben ist dem Leser nun anmugsam bekannt, und wir wissen nicht warum wir es verhehlen sollten daß diese Amasia ihn schon mit zwey Knäbgen erfreut hatte, die auf dem Lande erzogen wurden, und die er zuweilen zu sich kommen lies. Die Sache war aber bisher geheim gehalten und ausser den zunächst und unumgänglich intressirten Personen, denen das Maul gehörig gestopft war, wuste niemand darum.

Fränzgen die nun so lange vergebens mit ihrem Vater zu sprechen gesucht, die nach und nach auch die Pfisse dieses Mädgens einsehen lernen, und wohl endlich muthmaste auf welchen Fus sie mit ihrem Vater stände, hielt sie für die Schuld von der Entfernung ihres Vaters von ihr, und wagte es also zweymal unangemeldet, und zu einer Zeit, we das Mädgen nicht zu Hause war in das Zimmer ihres Vaters zu treten.

Sie hatte die Thür sehr leise geöfnet, und er sas eben mit dem Rüken dagegen, als sie herein

ein kam so daß sie ihn ganz in seiner Beschäftigung sehen konnte, und diese bestand nun in nichts als im Spielen mit den kleinen Knaben deren jeder auf einer Seite seines Schooses sas. Haha! dachte Fränzgen, sieht das so aus, so mögte wol nichts für dich zu thun seyn. Sie war unschlüssig, ob sie die Thüre leise zu machen, und wegagehen, oder ob sie noch einmal zu ihm gehen solle. Sie entschlos sich zu dem lezztern um wenigstens die boshafte Freude an seiner Verlegenheit nicht zu verlieren.

So, sagte sie, als sie näher auf ihn zutrat, so bleibt freylich für eine verstossene Tochter keine Liebe übrig, wenn diese alles wegnehmen. Der Alte erschrak, aber er faste sich gleich wieder. Wenigstens sagte er ist hier mehr Unschuld als bey einer Ehebrecherin. Ohngeachtet seiner Wahrheit war der Vorwurf ihr empfindlich, und sie fieng an mit ziemlich stechenden Worten ihrem Vater zuzusezen, so daß er sich nicht recht zu helfen wuste. Er lies also seine Verlegenheit in Zorn übergehen, woraus denn eigentlich die Frage entstand. Was sie bey ihm suchte? Nicht so verlassen zu seyn, saate sie, wie ichs von meinen Manne bin. Aber der alte Zerberus fieng nun noch mehr an zu poltern, um sie los zu wer-

werden, und da ſie denn doch eigentlich ihm nichts zu Leide gethan, ſo bewegte ſie dieſes Betragen zu Thränen. Er mögte denn, ſagte ſie, wenn ers nicht laſſen könnte, Baſtarden alles geben. Sie verlieſſe jezt dieſe Stadt, und Seegen von ihrentwegen könnte wohl nicht auf ihn kommen.

Dem Alten war das erſte Wort empfindlicher als das lezte. Er fürchtete Lerm, und da er hörte daß ſie fortgehen wollte, wollte er ihr Schweigen insgeheim erkaufen. Er ſchenkte ihr ein Papier auf hundert Louisd'or und ſie war nach ihrer jezigen Neigung ſehr zufrieden damit.

Aber ſie trieb nun auch eifrig auf die Abreiſe, wozu denn ihr Liebhaber alles veranſtaltete. Der Tag war beſtimmt, und ſie legten ſich den Abend vorher ſehr wonnevoll nieder.

Fränzgen hatte einen unglüklichen Schlaf denn ſie erwachte ſehr ſpät, und wunderte ſich, wie ihr Liebhaber es verſchlafen können. Sie glaubte ihn indeſſen fertig und zog ſich ſchnell an. Sie ſuchte ihn vergebens. Er war in der Nacht mit allen ſeinen Sachen und mit ihrer Kaſſe fort. Es war nie ſein Wille geweſen, ſie zu heyrathen, ſondern nur ſie zu rupfen. Fränzgen weinte. Aber Weinen half hier nichts.

Ihre Garderobe die in einen beſondern Koffer war, war noch da. Aber ihre Börſe die etwa zweyhundert Dukaten enthielt, und der Wechſel von ihrem Vater war ihr ganzer Reichthum. So ſchwebte ſie zwiſchen tauſend Zweifeln, was ſie nun anfangen ſollte.

Achtes Kapitel.

Was für eine Urſache die Wittwe zurükhält, und was für ein Ende daraus wird, welches ſie erlöſet.

Der Dokter Stral der im Hauſe des Baccalaureus wohnte, als wenn er dazu gehörte, war ſeit der Zeit ganz zufrieden geweſen, ſeitdem er Mariens Umgang täglich mit ſo vielem Vergnügen genoſſen. Er war ihr auch nicht von der Seite gekommen, hatte ſie ſelbſt viel ermuntert, und hatte dadurch auch der Wittwe einigen Troſt verſchaft, welche nun weit ruhiger zu reiſen, und ihrem Manne die vergnügte Nachricht zu bringen gedachte, daß ſie ſeine und

ihr

ihre Freundin auf einen ihnen allen schäzbaren Wege verlassen hätte, denn er würde sie glüklich machen. Sie zweifelte sogar gar nicht, daß der Dokter Stral nicht noch einmal es dahin bringen sollte, wohin er es zu bringen wünschte.

Aber in dem Dokter Stral hatte seine Leidenschaft gegen Marien ein Gift erregt, was so lange wallend in seinen Körper umhergefressen hatte, als er unruhig gewesen war. Aber eben dieses Wallen hatte ihn erhalten, und hatte es auf diese Zeit unschädlich gemacht.

Nun da er zur Ruhe kam sammlete es sich und brach aus, ehe er sichs versahe. Er fiel in eine schwere Brustkrankheit, und sie griff ihn so heftig an, daß die Wittwe sich nicht getrauete ihn zu verlassen. Es wurde wieder ein Bote an den Dokter Pillpullklystropfius abgeschikt, der ihre Zurükkunft ansagen, und die Ursache davon zugleich hinterbringen muste, womit der Dokter zwar zufrieden war, aber doch nicht unterlassen konnte zu wünschen, daß Dokter Stral nicht krank geworden wäre, weil er bey der Sache auch manches unangenehme für die Wittwe befürchtete, und gern ihre eigne Gesundheit schonen wollte.

Die

Die Wittwe kam jezt nicht von des Dokter Strals Bette. Zwar Marie auch nicht, aber diese um nur zu weinen, zu klagen, daß sie Ursache an seiner Krankheit sey. Sie war würklich sehr zu bedauern, denn so ganz in ihre Einbildungskraft vertieft, machte sie sich tausend schreckliche Vorwürfe, die ihr selbst an ihrer Gesundheit den entsezlichsten Schaden thaten. Was Marie nun nicht that, das that sie, das heist, sie wartete ihn, und pflegte seiner wie eine Schwester ihren Bruder.

Von Marien könnte man auch wohl sagen, daß sie seiner pflegte, wenn man es geistig nehmen will. Denn sie beschäftigte sich blos mit seiner Seele, mit dem Körper hatte sie nichts zu thun. Sie suchte ihn aufzuheitern sprach ihm von Freundschaft, von Erkenntlichkeit von Gegenliebe vor, und brachte dadurch in seiner Seele einen Gedanken in Regung, daß sie ihm wohl mit der Zeit, noch mit mehr als Neigung beglüken könnte.

Aber der Gedanke half dem guten Dokter Stral nicht viel. Für ihn war die Zeit vorüber, dergleichen zu denken, und er näherte sich mit starken Schritten den Thoren der Ewigkeit. Jede nahm etwas von der Hofnung weg, die sie bey-

beyde noch hegten, ihn zu erhalten. Und blos von dieser Hofnung unterhielten sie ihn auch beyde, anstatt daß der Baccalaureus sich zu ihm sezte, und mit ihm von der Nothwendigkeit sprach, welcher jeder Mensch unterworfen wäre zu sterben, und ihn auf diese Nothwendigkeit vorbereitete.

Marie und die Wittwe waren niemals mit dieser Unterhaltung zufrieden, nicht weil sie den Fall nicht möglich glaubten, sondern weil sie würklich fürchteten, der Kranke könnte dadurch leiden, und es könnte die Einbildungskraft bey ihm, etwas ungewisses und unmögliches, zu etwas gewissen, und unumgänglichen Umschaffen.

Ohngeachtet aller ihrer Zweifel hatte der Baccalaureus doch recht, und that doch wohl daß er so und nicht anders handelte. Denn mit jedem Tage nahmen des Dokters Lebenskräfte ab, mit jedem Tage weinte Marie mehr, und mit jedem Tage wurde die Sorgfalt der Wittwe unnüzer. Der Dokter hatte einen grossen Theil seiner Krankheit hindurch seine Verstandskräfte verloren gehabt, und endlich gegen das Ende erhielt er sie wieder. Er fand Marien klagend und weinend, und er tröstete sie. Es ist mir

genug, hinreichend iſts mir Vergeltung ſagte er, daß ſie mich beweinen. Ich kann nicht mehr verlangen. Ich wünſchte nur ihnen nicht ſo traurige Stunden machen zu müſſen.

Marie konnte nichts als ſchluchzen. Ihre Seele war zu tief gebeugt, als daß ſie ſich mit ihm hätte unterhalten können. Seine Hände in die ihrigen drüken war alles was ſie konnte. Sie gab ihm ſo lebhafte Zeichen ihrer Theilnehmung, daß er zufrieden ſtarb.

Denn er ſtarb würklich. Das Schikſal hatte über ihn beſchloſſen, ihn bald zu befreyen, um andern die Qualen tiefer fühlen zu laſſen, die er gefühlt hatte. Sein Leiden war nicht lang, aber es war in ſeiner Kürze heftig geweſen.

Der Baccalaureus betrauerte ihn herzlich denn er war ihm ein lieber Geſellſchafter für die kurze Zeit geweſen, die er bey ihm zubrachte. Die Wittwe weinte eben ſo herzlich, denn ſie hatte auch an ihn einen warmen Freund verloren, und er muſte ihr wenn ſie die Nachricht ihrem Mann brachte, noch manche trübe Stunde koſten, die im Andenken an ihn verlaufen würde.

Was der Fall auf Marien für eine Wirkung hatte, davon in der Folge mehr. Jezt konnte

man noch nicht so davon urtheilen, denn noch betäubte sie der Schmerz zu sehr, und schlug sie ganz zu Boden. Sie muste sich erst ermannen, um zu fühlen, und da sie sich ermannete, schien ihre Seele mit dem Körper nicht mehr zu harmoniren.

Der Begräbnistag des Dokters war einer der traurigsten Tage im Hause des Baccalaureus und alle die darinn waren fühlten die Betrübnis nicht blos in ihrer Oberfläche, sondern sie gieng ihnen bis ins Herz, denn alles hatte den sanften theilnehmenden Dokter geliebt, und sich an seinen Umgange vergnügt.

Die Wittwe wäre gern beyder leidenden Maserie geblieben, aber diese wollte selbst nicht haben, daß es geschehen sollte. Sie wollte die Gattin nicht von ihrer Pflicht abhalten, um die Freundin bey sich zu erhalten. Sie lies dem Dokter Pillpullkyfiropfius versichern, sie sey ihm das noch was sie ihm sonst gewesen, und gab der Wittwe ihren besten Seegen mit auf den Weg, die sehr zärtlichen Abschied von ihr sowol, als von dem Baccalaureus nahm, der ihr so wichtige Dienste gethan, und sie auf eine so edle Art aus allen ihren Leiden heraus gerissen.

Neuntes Kapitel.

Welches wieder einmal vom Dokter Pillpullklyſtropfius etwas enthält, und der Wittwe Aufnahme bey ihm nebſt den Folgen beſchreibt die alle Umſtände auf ſich hatten, welche vorhergegangen waren

Wir haben unſern Dokter Pillpullklyſtropfius etwas lange entbehren müſſen, aber mit deſto gröſſerm Vergnügen wird der geneigte Leſer jezt in unſerer Geſellſchaft wieder zu ihm eilen, um zu ſehen, was er macht, und ob er nicht unſrer Aufmerkſamkeit vollkommen werth iſt.

Seine Vorurtheile waren nun zwar mit allen, was ihnen anhieng, auf die Seite geworfen, und leider müſſen wir geſtehen, daß der Dokter jezt vielmals wider etwas gröblich fehlte, was er in dem was er ſchrieb auf das nachdrüklichſte verwerfen hatte.

Denn ſeine Beſchäftigung beſtand darinn, die Krankheit ſeiner Frau nach allen den Zeichen zu unterſuchen, die er davon hatte, und Hei

lungsmittel für sie aufzufinden. Bey dieser Beschäftigung wurde mancher alte Weiberrath befolgt, wenigstens ad notam genommen, und andern mit hinzugeführt, die er aus guten Quellen geschöpft. Er war seiner Sache noch nicht ganz gewiß als sie zurükkam, aber wir sind es versichert, daß er ihrer auch nicht gewis geworden wäre, wäre sie auch noch zehn Jahr ausgeblieben. Er empfing sie mit vollen warmen Herzen.

Er hatte würklich durch ihre Abwesenheit gelitten, denn er war ihrer so gewohnt, daß er sie nur mit grossen Unwillen vermiste. Er war einigemal aufgeführt worden, daß er auf ihr Zimmer gieng um mit ihr zu sprechen, und dann war sie nicht da. Da konnte er sich sehr ärgern.

Er hatte aber nicht allein an sie, er hat auch an Marien gedacht. Immer hatte ihm diese vor dem Gesichte geschwebt, und seine zweyte Frage, denn die erste war nach ihrer eignen Gesundheit, war: Was Marie machte, und was der Dokter Stral angäbe?

Eine Thräne war alles was die Wittwe hierauf antworten konnte, und tausend folgten ihr von der Seite des Dokters. Das beweinte

er

er recht innig, daß die beyden nicht recht glük-lich seyn können. ob er gleich, wenn er den Ge-danken faste, daß der Dokter sie nehmen könn-te, immer etwas in sich widerstrebendes ge-fühlt hatte, wovon er den Grund nicht anzuge-ben wuste.

Er wuste nicht wie ihm war als ihm die Wittwe ankündigte, Marie habe gleich im An-fange es dem Dokter gänzlich abgesagt. Nun bedauerte er beyde noch mehr, den einen, daß die Härte des Mädgens seinen Untergang beför-dert, die andere, daß sie so sehr unruhig über dies Phänomen, das ihr natürlich schmerzen muste, sein würde. Doch der Dokter wuste noch nicht alles, und sehr gut war es auch daß er nicht alles auf einmal erfuhr, obs ihm gleich die Wittwe jezt auch noch nicht hätte sagen kön-nen, denn sie wuste es selbst noch nicht.

Sobald er nur etwas von diesem Schmerz vergessen hatte, und zu sich selbst gekommen war, so nahm er sich vor, mit allem Fleis an der Widerherstellung seiner Frau zu denken. Ob sie gleich sehr elend aussahe, da er sie zuerst wieder erblikte, und jeder andere vor ihrem Anblik erschroken seyn würde, so erschrak er selbst doch nicht. Die Ursache davon war, weil

er sich die ganze Zeit ihrer Abwesenheit mit ihrer Krankheit beschäftigt und in der Hize der Einbildungskraft nichts gewisser geglaubt hatte, als er würde sie so elend wiedersehen, daß er sie für einen todten Mann annehmen müste.

Nun fand er sie wenigstens lebendig genug, um darüber erfreut zu seyn, und es schien ihm nun desto leichter den Endzwek zu erhalten, den er sich vorgesezt.

Es wurden also jezt alle Gläser und Flaschen eröfnet die indessen bereitet waren, und von dem Tage an, fand man gewis in jedem Zimmer Medikamente. Der gröste Mann hat Stunden der Schwachheit, und jezt hatte sie der Dokter. Von Uebereilung und Einbildung gefoltert, handelte er ganz wieder seine Grundsäze, hatte alle Arten von Schmiralien zusammengearbeitet, universal und partikular Mittel gemacht, und gieng nun mit vollen Stürmen auf die Gesundheit seiner Gattin los. Es ist gar nichts neues, daß der Arzt weit mehr Ueberlegung, weit mehr Gegenwart des Geistes bey denen Kranken hat, die ihm weniger angehen, als bey ihm lieben Personen. Nie würde ich einen Arzt für mich wählen, dem ich sehr interessant bin, denn eben weil er mich so sehr liebt, so wird er ängstlicher

um

um meine Gesundheit seyn, und wird in dieser Angst alles unternehmen, was ihm einfällt mir helfen zu können, ohne zu untersuchen, ob es würklich die Eigenschaften dazu hat.

Ueberhaupt meine Leser isis mit dem gar zu theilnehmenden Arzte nichts. Freylich soll er nicht Barbar gegen seine Patienten seyn, das hiesse auf der andern Seite übertrieben, aber ist er zu weich zu eindruksvoll, so geht er gewis aus herzlicher Nachsicht aber schlechter Kurart vieles ein, was dem Kranken schadlich ist, und lässts ihm in der Hofnung zu, es wird nicht viel schaden. Machen sies daher wie wir, nehmen sie den Freund als Freund nie zum Arzt.

Die Wittwe war gründlich betrachtet, in den schlechtesten Umständen die man sich denken kann. Sie war krank weggereiset, sie hatte so vielen Aerger erst eingesogen, Kummer und Verdrus hatten ihre Nerven auf das empfindlichste gereizt. Hernach war die Sache mit dem Dokter Stral dazu gekommen. Nachtwachen, und Leidende um sich zu sehen, sind zwey Dinge die den stärksten Körper hinzurichten im Stande sind.

Die Wittwe kam nun in Ruhe. Die Wallungen des Bluts hörten auf, die Schärfe sammelte sich, verdikte sich, wollte nicht durch die kleinen Gefässe hindurch, verursachte Stokungen, und das Uebel zeigte sich in hunderterley Gestalten. Heute so, morgen so. Und weil sich der Dokter aus grosser Zärtlichkeit, die Mühe nicht gab, auf den Grund der Sache zu kommen, so heilete er heute so und morgen so wie es die Symptomen mit sich brachten, und sobald ein Zufall sich endigte, so erschien er in einer andern Gestalt, an einem andern Orte wieder.

Die Wittwe die mit der Sorgfalt ihres Mannes vollkommen zufrieden war, und wohl sahe, daß seine Bemühung um sie so gros war, wie man sie sich denken konnte, nahm was er ihr gab, und bekümmerte sich übrigens wenig um den Ausgang, den sie lange als tödtlich für sich vorausgesehn hatte.

Das einzige, was sie mit Eifer betrieb, war, sich versprechen zu lassen, daß er Marien gleich wieder zu sich nehmen wollte, wenn sie stürbe. Der Dokter versprachs auch, doch ohne weiter dabey etwas zu denken als daß er es seiner Frau zu Liebe versprach. Denn noch hofte er nicht

daß

daß sie ihm genommen werden sollte, ob sie gleich täglich an Kräften ab und an Krankheit zunahm, ein sicheres Zeichen, daß keine Erholung für sie mehr möglich war.

Aber wir werden noch in diesem Buche sehen, was ihr den lezten Sturz gab, und dem Dokter eben so viel Schaden verursachte, weil er zu weich war, es zu ertragen, ohne davon äusserst gerührt zu werden.

Zehntes Kapitel.

Fränzgen tritt ihre Wallfarth an, was ihr darauf begegnet, und wie sie sich dabey nimmt, nebst ihrer fortgesezten Lebensgeschichte.

Fränzgen wollte nun reisen. Sie sezte ihre bestimmte Reise schon wenige Stunden nach ihrem Erwachen fest. Ihr Liebhaber konnte keinen so grossen Vorsprung haben, und sie hofte ihn gewis zu erreichen. Sie konnte sich auch noch nicht völlig vorstellen, daß er sie betriegerisch verlassen. Sie rechnete immer selbst noch darauf, daß er hintergangen wäre, und daß man vielleicht ihn ihr mit samt der Kasse entführt hätte. Ihrer Freundin und andern die darum gewust hatten, sagte sie, er wäre voraus gereist, und sie folgte ihm jezt nach. Sie suchte um sich zu trösten sich jezt allerhand schwärmerische Ideen vorzustellen, daß ihn vielleicht eine Dame aus Frankreich, die seine vorige Liebschaft gewesen, zu sich gerufen haben mögte, und daß sie nun diese auszustechen

chen, und an Schönheit und Artigkeit zu übertreffen suchen müste.

Sie hatte sich wohl zehnmal vor ihren Spiegel gestellt, und sie war sich gar nicht unehen vorgekommen. Sie glaubte also wenn sie nur mit jener einmal im Paralel gestellt würde, so wollte sie leicht den Sieg davon tragen. Mit Gedanken der Art muste sie sich auch beschäftigen, wenn sie ruhig bleiben sollte, den sobald sie Eigennuz gewahnt hätte, so waren alle ihre Hofnung gar nichts, und sie wuste sich nicht die geringste Ausflucht für ihr künftiges Leben dann einzubilden.

Nein sagte sie zu sich selbst. Er ist mir blos untreu. Auf den Flügeln des Windes ist er zu seiner Amasia gereiset, und ich will ihm auf den Flügeln des Windes nach. Mit vier Pferden extra Post lies sich sehr gut reisen, und da Fränzgen sich immer ihren Liebhaber in Paris dachte, so war sie gar nicht einmal bedacht, sich auf der Reise nach ihm zu erkundigen, die sie über Frankfurt und Strasburg immer fortsezte, und sie konnte auch schnell genug nachreisen, weil sie niemanden vor sich hatte, um ihn einzuholen.

Fränz-

Fränzgen hatte während der Zeit, daß sie bey ihrem Liebhaber so ungestört war, ziemlich gut französisch sprechen lernen, das einzige Verdienst welches er um sie hatte. Aber eben dieses Verdienst kam ihr jezt herrlich zu statten. Denn nun war sie in Paris und ihr Geld war am Ende. Um sich noch zu erhalten bis sie ihn auffände, verkaufte sie einige Kostbarkeiten, und nun weil sie den Liebhaber weder unter dem vornehmen noch niedrigen Zirkel ausfragen konnte, wäre sie in einer entsezlichen Verlegenheit gewesen. Aber da sie als eine Deutsche die Sprache etwas konnte, so bewies man ihr Höflichkeiten, lies sich mit ihr ein, und gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß sie geschaffen wäre, Eroberungen zu machen.

Fränzgen lies sich das nicht zweymal sagen. Schon auf ihrer Reise nach Frankfurt hatte sie eine kleine Affaire mit einem Juden gehabt, der sich bey ihr einzuschmeicheln gewust, und dem sie sich für einige Kostbarkeiten, die ihr eben jezt das Leben erhielten, opferte.

Fränzgen, ein rundes volles Gesicht, zwar nicht nach dem Geschmak von Paris, dennoch aber im Gusto der Wollüstlinge in demselben, machte bald Aufsehen, und man nannte sie nur

die

die ſchöne deutſche Baroneß von Hochkopf, denn dieſen Namen hatte ſie ſich ſehr ſchlau zu geben gewuſt.

Nunmehro lief alles nach der Baroneß, was nur unter die Schwärmer und Ausſchweiffenden gehörte. Fränzgen wurde bald inne, daß für die Galanterie kein beſſerer Ort in der Welt ſey als Paris, und ſie lies ſich manche Gunſt übertheuer bezahlen. Sie rafte auch ſehr ſchnell ein ziemlich groſſes Vermögen zuſammen, ſie wurde auch zehnfach eigennüziger und geiziger, als ſie geweſen war. Mit dem Gelde kam die Liebe zum Gelde wieder in ihr zum Vorſchein, und ſie zog, wo ſie nur ziehen konnte. Einige der unvorſichtigſten hatte ſie ſchon gänzlich ruinirt: als einer der reichſten Finanziers ihr den Antrag that, blos als ſeine Maitreſſe zu leben. Beſſer konnte ſie ſichs nicht wünſchen. Sie nahm den ganz enormen Gehalt von ihm an, und machte nun das meiſte Aufſehen unter allen ſolchen Dames d'Honneur. Aber der reiche, erſchöpfte magre Finanzier, war freylich für Fränzgens Wolluſt nicht hinreichend, und unterdeſſen daß er ſie ſich treu hielte, weil ſie eine Deutſche war, lies ſie jedweden den Zutritt der ihn nur ſuchte,

und

und nahm kleine und grosse Geschenke mit, wie sie sie bekam.

Weil es uns in unsrer Erzählung Ernst ist, den Leser nicht aufzuhalten, ihm auch nicht zu sagen, was nicht unsrer Geschichte völlig angemessen ist, zu gleicher Zeit aber auch nicht in den Fehler der Weitschweiffigkeit zu fallen, so thun wir einen kleinen Sprung vorwärts in die Geschichte Fränzgens. Zwey Jahre wuste sie mit sehr viel Geschiklichkeit sich dem zu verbergen, der sie unterhielt, aber nachher kam er dennoch hinter ihre Schliche, und da er ihrer so schon überdrüssig war, so ergriff er diese Gelegenheit mit ihr zu brechen, mit vieler Freude. Fränzgen lebte wieder auf ihre eigne Hand, und man kann denken, wie es da bey ihr zugieng. Ihre Wohnung glich einem Taubenschlage, und es kam besonders mit ihrem Eigennuze so weit, daß die Polizey für sehr gut hielt, ihr darinn Einhalt zu thun. Diesem entgieng aber Fränzgen, denn eben hatte sie Nachricht von ihres Vaters Tode erhalten. Ob sie nun gleich würklich ein weit grösseres Vermögen hatte, als er, und so reichlich lebte, daß sie nie mit noch viel mehrerm Gelde reichlicher hätte leben können, so lies ihr Eigennuz doch nicht zu, auf dieses Vermögen

Ver-

Verzicht zu thun, und weil ſich durch Briefe dergleichen nicht thun lies, weil man ſonſt hinter ihren Stand gekommen wäre, ſo entſchlos ſie ſich ſelbſt zu reiſen, und dieſe nicht kleine Summe ihres Erbtheils in Empfang zu nehmen.

Man wuſte in ihrem Geburtsorte, wie und wo ſie lebte, und weil man ſie wiederzuſehn wünſchte, und glaubte, daß ſie ſich gleich einſtellen würde, wenn etwas zu holen wäre, ſo ſchrieb man ihr nichts von den Einrichtungen des alten Zerberus. Ihre Beſtürzung war über alle Maaſen gros, als ſie kam, und hörte, daß ſie ihrer liederlichen Lebensart wegen enterbt wäre.

Und weil der alte Zerberus ſo ſehr auſſer aller Conexion mit allen übrigen ſeiner Familie ſteht, und er im Leben des Dokter Pillpullklyſtropfius eigentlich nichts wichtiges mehr zu ſagen hat, ſo wollen wir hier etwas von ihm beybringen, um es nachher nicht wiederholen zu dürfen. Er hatte ſo in der Stille mit ſeinem Mädgen fortgelebt, bis er endlich eine ſtarke Abnahme ſeiner Kräfte ſpürte. Um dieſe Zeit kam die Nachricht von Fränzgens Lebensart und Wohlſtande in Paris, und da er ſich bey dieſer Gelegenheit ſeiner Sünden auch erinner-

te,

te, so dachte er einigermassen darauf sie wieder gut zu machen. Er hegte so einige Zweifel wegen des Dokters und Fränzgen weil er gegen keines von beyden, eine eigentliche väterliche Neigung spürrte. In Ansehung seiner jüngern ausserordentlichen Kinder konnte er das nicht sagen, und der Fall war auch sehr natürlich, denn diese waren beständig um ihn gewesen, und er hatte mit ihnen gespielt, und Zeitvertreib in ihrer Unterhaltung gefunden, anstatt daß er zu der Zeit da der Dokter und Fränzgen noch so klein waren, blos Liebe am Gelde hatte. Aber auch der Geiz wird im Alter stumpf ob er gleich härter durch das Abstumpfen wird.

Der alte Zerberus enterbte also seine Tochter so gut wie seinen Sohn, nur daß es so wie alles übrige was er jezt vornahm ins geheim geschahe. Denn er heyrathete sein Mädgen, und legitimirte seine Kinder. Er wuste es auch selbst in Ansehung des mütterlichen Vermögens, welches Fränzgen und dem Dokter gehörte so zu drehen, daß es das seinige blieb. Wie er das machte, wollen wir hier nicht öffentlich proclamiren, weil es sonst vielleicht bey manchen Eindruk machen, und Reiz zur Nachahmung erregen könnte. Genug, es war eben nicht auf

dem,

dem beſten Wege und wir mögen nicht mit den Richtern einſt theilen, die ihm dazu verhalfen. In Anſehung Fränzgens zwar, wäre es gleichgültig geweſen, aber in Anſehung des Dokters war es das nicht, denn er kam noch in Umſtände wo es ihm ſehr brauchbar geweſen ſeyn würde.

Wie der alte Zerberus ſtarb, wurde dies alles erſt bekannt. Sein Ruf war freylich dadurch eben nicht verbeſſert, ſondern vielmehr verſchlimmerte ſich das allgemeine Urtheil.

War Fränzgen darüber erſchroken, daß ſie enterbt war, ſo war ſie es noch weit mehr, da ſie hörte, daß ihre Rivalin nunmehro die Gemahlin ihres Vaters geweſen, und deſſen Wittwe ſey. Denn ſie war würklich zu der Zeit ihre Nebenbuhlerin geweſen, als ſie bey des Dokters Hochzeit zuſammen reiſten, und jener famöſe Windbeutel ihnen beyden die Aufwartung machte, aber da hatte es Fränzgen über ſie davongetragen, und jezt gieng das Mädgen ihrem Stande gemäs, und hatte ſchon alles in Empfang genommen.

Fränzgen beſuchte ſie zwar einmal, und ſchalt ſie für die Impertinenz, wie ſie es nannte, ihr das ihrige zu entziehen ganz gewaltig

aus, aber die Frau Zerberus errinnerte sie erst an den kindlichen Respekt den sie ihr schuldig sey, und als das nicht helfen wollte, so wies sie ihr die Thür, und lies sie ihr zulezt weisen. So gieng es Fränzgen die sehr hochmüthig und stolz daher fuhr, fast in jedem Hause wohin sie kam.

Sie versicherte nur, man habe' in Teutschland keine Lebensart, und gieng wieder nach Frankreich zurük, wo wir sie zu seiner Zeit noch einmal besuchen werden.

Eilftes Kapitel.

Wie es Marien geht, und was der Baccalaureus dabey für Reſultate zieht, die ihm aber nichts von ſeinem Leiden abnehmen.

Seitdem der Dokter Stral nicht mehr unter die lebenden gezehlt wurde, war Marie in einer auſſerordentlich veränderten Lage. Im Anfange war ſie taumelnd umher gegangen, und weil ſie von ſich ſelbſt nichts gewuſt hatte, ſo konnte ſie auch keinen rechten Schmerz fühlen. Nach und nach aber verlor ſich dieſer Mangel an Bewuſtſeyn, und ſie empfand wieder ganz, wie ſie vorher empfunden hatte. Aber zu ihrem Unglük, zu ihrem Misvergnügen, zu ihrem Verderben.

Ihr ganzes Temperament war zur Melancholie geneigt, und es hatte nur Geſellſchaft, eigne Ueberwindung, und Zerſtreuung etwas wieder von der Neigung gedämpft, und den Ausbruch aufgehalten. Jezt kam ſie wieder mit aller Stärke zum Vorſchein. Nicht genug daß

sie sich grämte, daß alle Mühe des Baccalaureus vergebens war, sie aufzurichten, sie verfiel in die Krankheit die sie in dem Hause des Professors schon einmal gehabt, nur mit einer gelindern und mehr übergehenden Art.

Sie redete im Anfange zuweilen nur verwirrt und schon diese Schwäche bemerkte der Baccalaureus sehr deutlich. Endlich aber sprach sie nichts mehr mit Zusammenhange, verwirrte alles, sahe dem Baccalaureus starr ins Gesicht, und weinte zuweilen, ohne irgend eine Ursache dazu zu wissen. Nun zog der Baccalaureus obwol sehr wider seinen Willen, Aerzte zurathe, und die Aerzte gaben ihm so wenig Trost, wie er schon vorher gewust hatte. Was ein Vater nur für seine Tochter fühlte, das fühlte er, was ein Vater thun kann, das that er. Er lies sie nicht von seiner Seite. Er entzog sich allen seinen gewöhnlichen Arbeiten, um nur ihr keine Minute ihren Schmerz durch Einsamkeit zu vermehren. Er dachte, wenn er sie glüklich machen könnte, wenn er ihre Krankheit durch seine Bemühung heben könnte, so hätte er mehr gethan, als er mit allen seinen Reichthum gutes zu thun vermögte. Er sahe sich als von der Vorsehung

ge-

gewählt an, um ihren Kummer zu lindern. Hätte der edle Mann doch seinen Zwek erreicht!

Die Art der Schwermuth in welcher die gute Marie war, war gegen andere genommen, sonderbar. Es war nicht das tieftraurende, hinwelkende, sinkende, was in solchen Fällen gemeiniglich herrschend ist. Es war schwärmerisch ausschweiffend. Oft saß der Baccalaureus neben ihr, hatte ihre Hand in seine geschlossen, und weinte mit ihr, wenn sie ihm von den glüklichen Jahren erzehlte die sie mit ihrer Mutter durchlebt hätte. Da konnte er jedes Wort von ihren Lippen gleichsam auffangen, wenn sie ihm jene Geschichte mit dem Dokter Pillpullklystiropfius vorbrachte, wenn sie ihm erzehlte, wie glüklich sie damals seine Unterhaltung gemacht, wie viel Trost er ihr in den Stunden ihres künftigen Leidens gewesen.

Der Baccalaureus dachte da noch mit innerm Schmerz daran, wie ungerecht er gehandelt, daß er ihn so übel angelassen, wie es eigentlich seine Pflicht gewesen wäre, sich ihrer anzunehmen, und wie er das mit vieler voller Freude thun würde, da er nun Gelegenheit hätte, die sie ihm aber durch ihre Traurigkeit ganz zu nehmen suchte.

Und sobald man Marien nur auf diesen Punkt brachte, es mogte auch so entfernt seyn als es wollte, so war sie gleich ausser sich. Sie sahe wild um sich her. Traurig! traurig! rief sie aus, o war ichs in meinem Leben je anders? War ich glüklich? bin ichs? O ich war es! Da ist er der Störer meiner Ruhe, mein Vater! Da steht er, und die liebreiche Mutter zeigt auf ihn. Soll ich ihn tadeln, meine Mutter? Soll ich mit Unwillen an ihn denken? Nein, du winkst mir nicht. Also vergeben! Und was hätte ich denn zu vergeben? Daß du mich hingehen liessest zu lieben beneidenswürdigen Menschen? Ja, daß ich ihr Glük störte, das hätte ich wohl zu vergeben. Sonst nichts — Aber daß du mir sie kennen lehrtest? O Vater, wie danke ich dir davor. Mann der Liebe! sagte sie oft zum Baccalaureus, und faste ihn an — hilf mir, leite mich aus dem Irrwege auf dem ich bin — Nein! Er ists — Da schwebt sein Geist. Er winkt mir. Ja, Unglüklicher, ich war auch zu deinem Jammer bestimmt. Ach wie viele habe ich traurig, habe ich unglüklich gemacht. So sollte es denn seyn! Ich wollte es nicht.

Dann

Dann kam ſie matt und kraftlos wieder zu ſich. Sie hatte der Stunden viele, und wenn ſie vorüber waren, ſo war ſie die welkende hinfallende Schöne, die aber alle ihre Geiſteskräfte wieder hatte, und nun ſo herzlich ſo ungezwungen es bedauerte, daß ſie den liebreichen edlen Baccalaureus ſo traurige Stunden machte, wovon ſie vorausſahe, ſie würde ſie ihm nie mit angenehmen zu vergelten im Stande ſeyn.

Sie brachte ihm ſo oft die Wittwe und den Dokter mit ins Geſpräch, daß der Baccalaureus wohl ſahe, wie nahe ihr dieſe gienagen. Er tröſtete ſie ihrentwegen, und er ſagte ihr oft Sachen die nicht ganz ihre Richtigkeit hatten, ſondern wozu er zu ihrer Beruhigung etwas hinzugeſezt. Aber Marie ſahe dann mit einem Lächeln auf ihn, das ihn überzeugte, ſie glaubte es nicht, und doch mogte ſie ihm nicht widerſprechen, weil die Abſicht zu gut hervorleuchtete.

Der Baccalaureus machte ſich allerhand Reſultate, woher dieſe Zerſtörung bey ihr weil ihren Urſprung nehme. Er ſezte ſie zuweilen in der Harmonie ihrer Seele mit dem Dokter, er ſezte ſie in der Uebereinſtimmung ihrer Denkungsart mit der Wittwe, er ſezte ſie in der Erziehung, in die Schikſale die ſie in ihrer Jugend erfah-

ren. Oft philosophirte er über die Härte des Vaters, oft über das Nachgeben der Mutter. Bald nahm er das Betragen des Dokters gegen sie vor. Dann kam er auf ihr Nervensystem, und dessen Schwäche, auf Möglichkeit blos körperlicher Ursache durch Einfluß der Seele nur gestimmt, bald wars und sollts die Seele seyn.

Aber er mogte nun denken so viel er wollte, mogte ganze Tage zubringen, Resultate und Schlüsse zu ziehen, so half ihm dies nicht vom Leiden, das er empfand. Dieses trieb ihn sogar oft dahin, daß er auf die moralische Ursache in ihr selbst zurükgieng, um zu forschen, ob etwa darinn etwas läge, allein er fand nichts. Marie war ihm immer unschuldig, und er konnte nichts auf sie bringen, daß ihm einen Verdacht hätte geben können, irgend etwas wäre in ihr, was sie selbst als Schuldnerin hätte beschuldigen können.

Zwölftes Kapitel.

Wie dieſe Nachricht zum Dokter und der Wittwe gelangt, und die Folgen davon.

Der Baccalaureus hatte Anfangs gar nicht willens gehabt, dem Dokter und der Wittwe etwas daron zu melden, daß er mit Marien in ſo traurigen Umſtänden ſich befände. Er wuſte es gewis daß er ſie dadurch trauriger machte, und ihm konnte es nichts helfen, wenn ſie mit ihm traurig wären; Allein leiden, iſt zwar dem Menſchen nicht angenehm, aber es iſt eine ſchöne groſſe Ueberwindung, wenn man allein leiden kann, und keine Zeugen ſeines Kummers zu haben braucht. Im Grunde heiſts zwar, dem Menſchen ſoll ſein eignes Glük ſo nahe ſeyn, als des Nächſten Glük, und wer alſo ſein Glük darinn fände, nichts allein zu leiden, der hätte denn wohl das Recht, andere mit zu Theilnehmern ſeiner Leiden zu nehmen. Aber einmal iſt es kein wahres ſondern ein falſches Glük und gemeiniglich gereuet es uns, wenn wir anders gut denken, daß wir andern Kummer gemacht haben.

Auch ist es bey den wenigsten die Ursache sich Linderung verschaffen zu wollen, sondern mehr unangenehme Empfindung darüber, daß sie unglücklicher sind als wir.

Daß der Baccalaureus dieser nicht fähig war, sind wir wohl gewis überzeugt, und eben so gewis, daß er es nicht that, um jene schöne Ueberwindung sich nicht eigen zu machen, denn solche Handlungen liebte er sehr, und sie waren ihm gewis auch eigen.

Allein er hatte einen ganz andern Grund es nicht zu thun, und der bestand darinn, weil er von des Dokter Pillpullklystropfius weit vorzüglichern Geschiklichkeit vor allen Aerzten seiner Stadt überzeugt war. Mit ihnen war er gar nicht zufrieden. Er verlangte zwar nicht von ihnen den Grund der Krankheit zu wissen, denn da hätten sie müssen allwissend seyn, aber er verlangte doch, daß sie ihm die Art des Fortganges der Krankheit, und den Grund ihrer Paroxisnen, die nun nothwendig blos im Körper liegen müssen so deutlich wie möglich erklären sollten. Aber sie erklärten ihm nichts. Auch war alles was sie thaten, palliativ, und sie gestanden das selbst. Da nahm er sich vor sie alle abzudanken, denn palliativ glaubte er, müsse

hier

hier nur die Seele kurirt werden, und für die Kur sorgte er, und fand würklich daß sie anschlug. Aber was sie auch ausrichtete, und so weit er es auch zuweilen brachte, so war nur ein Sturz mit dem Körper nöthig, um das ganze Gebäude, was er seit so langer Zeit gebauet hatte über den Haufen zu schmeissen, und die Seele auf einmal wieder in den traurigsten Tiefsinn übergehen zu lassen.

Er sahe also daß er allein nichts ausrichten, mit diesen Aerzten aber sich nicht vertragen, und in seinem System der Verbindung des Körpers und der Seele nicht harmoniren konnte, und so muste er einen andern Ausweg suchen, und den glaubte er am sichersten in der Hülfe des Dokter Pillpullkinstropsius zu finden.

Da er nun mehr als Beobachter der Krankheit, als wie Freund schrieb, da er dieses dachte, so wurde seine Beschreibung nothwendig durch alle Zeichen und Umstände die dabey in Betrachtung gezogen werden musten, theils auch durch seine eigne Aengstlichkeit für seine liebe zärtliche Marie so fürchterlich, daß sie, wie sie beym Dokter ankam, den grösten Schreken verursachen muste.

Wäre

Wäre die Wittwe nicht zugegen gewesen, da der Dokter den Brief erbrach so hätte sie ihn gewis nicht zu sehen bekommen. Allein so hatte sie schon gar zulange keine Briefe von Marien gehabt, und hofte nun eine Einlage an sich zu finden. Es war nichts —, und der Dokter las den Brief seines Schwagers, und hatte kaum zehn Zeilen gelesen, so waren beyde vor Wehmuth in Thränen. Diese verliessen sie auch den ganzen Tag nicht. Die Wittwe hatte alle Standhaftigheit nöthig sich aufrecht zu erhalten, und der Dokter muste alle Gelassenheit sammlen, um nur etwas über die Art dieser Krankheit nachdenken, und untersuchen zu können, ob seiner Marie zu helfen sey.

Darinn waren beyde einstimmig, daß sie keinen Augenblik versäumen müsten, ihr zu Hülfe zu eilen, weil jeder für sie verderblich seyn könnte, indem sie ihr noch zu helfen im Stande wären. Aber bey dem Dokter war noch ein grosser Streitpunkt übrig, und das war sein Amt.

Es war gar nicht glaublich, daß man ihm die Erlaubnis geben würde, dieses zu verlassen. Es wurde ihm auch bey seinem ersten Anhalten abgeschlagen. Allein der Dokter Pillpullklystropfius lies nicht mit sich spassen, und was die natür-

natürliche Freyheit des Menschen betraf, so war ihm das ein zu wichtiger Punkt, als daß er sich nicht mit aller Gewalt hätte das sollen zu verschaffen suchen, was zur Ruhe seiner Seele unumgänglich nöthig wäre. Er gieng also zu den Herren des Magistrats, denen er ohne Umstände versicherte, daß er sogleich seine Stelle niederlegen würde, wenn sie ihm nicht wenigstens erlaubten drey Monate abwesend zu seyn, und daß es ihm eine Gewissenssache wäre, die nichts auf der Welt ihm ersezen und vergüten könnte. Da sie seinen Ernst in der Sache gewahr wurden, so bewilligten sie ihm seine Bitte und etwas heiterer kehrte er zu seiner Wittwe zurük.

Bis den andern Morgen war die Abreise schon festgesezt, aber das Schikſal wollte es nicht.

Alle die Unruhen, welche die Wittwe von Anfange gehabt, die nachherigen Krankheiten, die neuern Sorgen wegen ihrer Verheyrathung, und endlich des Dokters Quakſalbereyen (denn welcher Arzt iſt in seinem Leben nicht einmal Quakſalber) dies alles hatte sie so mürbe gemacht, daß sie diesen lezten Stoß nicht aushalten konnte. Sie war bey den ersten Zeilen des Briefes einer Ohnmacht nahe gewesen, und nun

hatte

sie sich noch mit Gewalt zurükgehalten, dies hatte mehr zum Ruin als zum Besten ihrer Gesundheit gethan. Die Nacht war für sie sehr schrekklich, und sie wurde mit einem wütenden Fieber befallen. Bisher hatte sie es schleichend gehabt, und sie hatte sich auch die Hoffnung gemacht, so sanft durch eine solche Krankheit einzuschlafen. Nun aber hatte diese Bewegung alles in Aufruhr gebracht, was sich schon zum Entschlummern der Natur in ihrem Körper gelenkt hatte. Wenn sie noch Kräfte genug gehabt hätte, es durchzusezen, so hatte dies die alte Krankheit die in ihrem Körper war, leicht dämpfen können, es hätte die vorige Spannkraft wieder gegeben, und sie wäre völlig gesund geworden. So aber war dieser Fall nicht möglich, denn sie hatte nichts mehr zuzusezen. Ohne noch einen Augenblik zu haben, worinn sie ihren Mann hätte erkennen, und ihm das lezte Lebewohl sagen können, starb sie am dritten Tage schon.

Die Bestürzung des Dokters läst sich nicht schildern. Man muste ihn von ihrem Bette wegreissen. Einer seiner Freunde der um alle seine Geheimnisse wuste, übernahm es ihn wegzuführen. Er wuste von sich selbst so wenig, daß er sich in den Wagen führen lies, ohne ein Wort

zu

zu sagen. Sein Freund hielt seine Entfernung für das beste, und da die Erlaubnis einmal da war, so nahm er gerade den Weg zum Baccalaureus, und überlies seiner eignen Gattin für die Ruhe des verblichnen Körpers Sorge zu tragen.

Der Dokter Pillpullklystropfius hatte zwar sogleich mit der Nachricht von der Krankheit seiner Frau einen Boten an den Baccalaureus abgefertigt, aber sein Freund hatte den zweyten auch mit der Nachricht von ihrem Tode fortgeschikt. Dieser traf den Baccalaureus eben reisefertig an, denn er hatte Marien von der ersten Nachricht nichts gesagt, sondern eine andere Reise vorgegeben. Er vermuthete schon gewis, daß die Wittwe sterben würde, und deswegen wollte er alsdenn sogleich den Dokter mit sich zurüknehmen. Nun blieb er zwar zu Hause, da er sahe, daß jener schon auf dem Wege war, allein davor hatte er auch eine schwere Arbeit vor sich, nemlich Marien den Tod der Wittwe beyzubringen ehe der verstörte und niedergeschlagene Dokter erschiene, und zu schnellen Eindruk machte.

Zehntes Buch.

Erstes Kapitel.

Des Dokter Pillpullklyſtropſius Reiſe, erſte zuſammenkunft mit Marien, nebſt einigen Folgen davon.

Ohne zu wiſſen, wohin und ohne recht zu wiſſen, woher, reiſte der Dokter Pillpullklyſtropſius mit ſeinem Gefahrten fort. Keine Thräne fiel über ſeine Wange. Stummer Schmerz war in ihm, und nagte an ſeiner Gemüthsruhe. Ohne ſein Verſchulden, ohne den geringſten Gedanken gehabt zu haben, jemanmanden an ſeinem Glüke hinderlich zu ſeyn, hatte er zwey liebenswürdige Geſchöpfe unglüklich gemacht. Zwar die eine war nun wieder glüklich, aber ſie hatte doch die ganze lezte Zeit ihrer

rer Laufbahn durch ihn unzufrieden und traurig zugebracht. Die andere hatte gar das verloren, was ihr das liebste seyn mußte, unen Verstand.

Er fuhr den ersten Tag, ohne ein Wort zu sprechen, ohne etwas zu genießen. Er antwortete seinem Freunde gar nicht, wenn er ihn frug. Der Abend kam. Nun sahe sein Freund wohl voraus, daß wenn das so bliebe, er selbst auch den Weg gehen würde, den seine Frau vorangegangen.

Er redete ihn also hart an, er stellte ihm das unbesonnene in seinem Betragen vor, und sagte, er müsse ja, wenn er andern noch nüzlich zu werden gedächte, darauf sehen, daß er auch im Stande wäre, es zu seyn.

Der Dokter erwachte wie aus einem Taumel. Tödte mich nicht ganz, mein lieber, sagte er, dadurch, daß du meine Traurigkeit schmälerst. Ist sie nicht gerecht! Er lies sichs gefallen, daß sein Freund ihn mit zu Tische nahm, aber nur das bat er ihn, daß er ihm nicht mögte in seinem Nachsinnen hinderlich seyn. Er müste und sollte es durchdenken, wie er das verdient hätte.

Erst nun besann er sich, daß er nicht zu Hause wäre. Wo bin ich? sagte er. Hat man mich von ihr getrennt. Nein Freund, ihre blassen Lippen müssen noch einmal meinen Kus fühlen.

Ihre Kälte wird meine ganze Empfindlichkeit wieder erregen, daß ichs fühle wie ich sie unglüklich machte. So bist du nicht mehr, sollst mir nichts mehr sagen! Kein Lebewohl! Keine freundliche Miene soll mehr meine Augen entzüken! Nicht diese edle sorgfältige Aufmerksamkeit auf mich soll mehr meinem Herzen Wonne seyn! Ja! Ich sehe dich — sehe dich!

Aber ich schwärme — Freund! bring mich nur an ihren Sarg — daß ich sie noch einmal sehe. Der kalte Trost wird mir doch vergönnt seyn —

Viel hatte sein Freund mit ihm zu thun, daß er ihn überredete, sich zu fassen. Er sagts ihm dann, daß er ihn weggeführt, daß er sie doch nicht wiedersehen würde, weil man sie diesen Abend begraben würde; daß sie eine Tagereise schon fort wären, und daß er ihn zu Marien führen wollte, um dieser; unglüklichen wenigstens noch zu helfen wenn es möglich wäre —

Oder

Oder auch sie sterben zu sehen, erwiederte der Dokter Pillpullklystropfius mit tief melancholischen Ton — Dann war es als wenn er auf einmal zu sich käme. Ja tragen, fuhr er fort. tragen will ich so lange ich kann. Ich bin dazu bestimmt. Zwar ist die Last schwer, sehr schwer, aber sie mus, sie soll getragen seyn. Gut, ich will vergessen was ich kann, sagte er wieder zu seinem Gefährten, und sie will ich lieben weil sie mich retteten, denn vielleicht hätte ich mich durch zu tiefen Schmerz versündigt.

Den übrige Theil des Weges reisete er mit sichtbar grösserer Zufriedenheit. Er sprach mit seinem Gefährten oft von den verstorbenen, und rühmte ihre Liebe, und ihre Denkungsart.

Der Baccalaureus sahe den Wagen kommen; Es war erst eine Stunde daß er den Fall Marien eröfnet. Immer hatte er das Geheimnis auf der Zunge gehabt; und es hatte ihn etwas gehalten, was er sich selbst nicht zu erklären wuste. Hernach entwikelte sich die Ahndung die er gehabt hatte. Als er Marien die Sache so glimpflich wie möglich, nach einer langen Vorbereitung vorstellte, so lies sie gelas-

sen einige Thränen fallen, dann sagte sie: Nun so bist du doch die erste von uns, die ihren Sieg errungen hat, und gleich nachdem sie das gesagt, folgte ein sehr eifriger Wunsch, daß sie nun den Dokter gleich sprechen mögte, weil sie ihm sagen wollte, er solle sich nicht betrüben.

Da nun der Baccalaurkus sahe, daß es einmal bey ihr feste starke Zuneigung bey dem Dokt r war, so freute er sich daß er ihr nicht ehr etwas gesagt, und sahe sich nun sehnlich nach ihm um, erwartete ihn auch nicht gar zu lange.

Er führte ihn zu Marien ins Zimmer, und sie fiel ihm in die Arme: Trösten sie sich, waren sogleich ihre Worte, sie ist frey und wir sind noch gekettet. Noch sind wir die, auf denen die Last ruhet.

Wenn sie trösten, antwortete er, so mus ich wohl ruhig seyn. O du gute Seele, liebe Marie, ich glaubte dich nicht so gut, so munter anzutreffen. Ich dachte dich wie einen Schatten zu finden. Wohl mir, daß ich doch einige Freude habe. Tiefe — tiefe Schwermuth sehe ich in deinen Augen, aber auf deiner Stirn

lese

leſe ich nichts, was jene Verwirrung anzeigt.

Der Baccalaureus winkte ihm, aber es war geſagt. Sie ſahe den Dokter Pillpullklyſtropfius ſtarr an, und fiel ohnmächtig in ſeine Arme. Viele Mühe brachte ſie wieder zu ſich, und nun redete ſie vierundzwanzig Stunden nichts als verwirrtes Zeug. Da gieng nun des Dokters Lamentiren erſt an, daß ſie, die ihn ſo gut ſo vernünftig empfangen hatte, jezt nicht einmal des Gebrauchs ihrer Sinne mächtig war und das wieder durch ſeine Unvorſichtigkeit.

Aber hernach war ſie wieder bey ſich, nur matt und ſchwach. Sie unterhielt den Dokter Pillpullklyſtropfius ſehr herrlich, und ſie redete ihm ſeine Grillen ſo ſehr aus dem Korſe, daß er nur noch an ſie, an ihre Geneſung gedachte.

Wir können's nicht leugnen, daß der Dokter hier wieder ſeine alte Quakſalberey hervorſuchte, denn Marie war ihm ſo nahe, wie ihm die Wittwe geweſen war. Der Baccalaureus gab ihm weil er ihm entſezlich viel Geſchiklichkeit zu trauete, in allen Recht, was er nur vorbrachte, und ſo arbeiteten ſie gemeinſchaftlich.

Selten gieng ein Morgen hin, wo der Baccalaureus nicht von des Dokter Pillpullklystropfius Zimmer eine Schachtel voll Medikamente für denselben Tag brachte. Er selbst aber nahm die Seelenkur über sich. Beyde kamen ihr nicht von der Seite. Durch die beständige Zerstreuung und Aufmunterung, dadurch daß man sich in acht nahm, nichts von der Sache zu reden, was sie aufmerksam auf ihre eigne Umstände machen konnte, brachte man es dahin, daß der Zufälle weniger wurden.

Aber des Dokters Medikamente trugen gewis nichts dazu bey, so wie körperlich überhaupt nichts als ihre gute feste Natur. Und ein Vierteljahr war auch nicht hinreichend, es so weit zu bringen daß man völlige Besserung hoffen könnte. Nolentes volentes musten also die Herren Rath und Burgemeister sichs gefallen lassen, den Urlaub des Dokters noch auf ein halb Jahr wie ers verlangte zu bestätigen, widrigenfalls hätte der Dokter Pillpullklystropfius der in der ganzen Welt nach ihrer Meynung fortkommen konnte, sie verlassen, und sie wollten ihn durchaus nicht entbehren.

Und es war das auch der rechte Weg den Dokter zu halten, denn wenn sie es ihm abgeschlas

ſchlagen hätten, ſo war er ſeiner Pflicht entle-
digt, denn die gegen Marien war gröſſer. So
aber, wenn ſie ihm keine Eingriffe in die Rech-
te thaten, welche er nach ſeiner Natur ſich un-
umgänglich zuſchrieb ſo that er gewis nichts wie-
der eine Pflicht, die er einmal auf ſich hatte,
und hätte er ewig gelebt, er wäre dann ewig
Phyſikus geblieben, ſie mögten nun ſelbſt oder
ſeine Herrn Kollegen ſo zornböſe darauf ge-
worden ſeyn wie kalekutſche Hähne, ſo änderte
er ſeinen Sinn in einer Sache nicht worinn er
feſt war.

Zweytes Kapitel.

Was des Dokter Pillpullklystropfius Ankunft wieder für Aufsehn macht, und wie nach der Meinung einiger der Dokter Pillpullklystropfius es versteht, sein Glük wieder zu machen, ob ers gleich gar nicht von der Seite betrachtet, sondern von einer ganz andern.

Nun war in dem Geburtsorte des Dokter Pillpullklystropfius seitdem er jenesmal mit Schimpf und Schande ohnverschuldeter Weise abziehen muste, mancherley gesprochen worden. Ausser dem wovon wir oben schon gesprochen, und welches die Aufführung betraf, die man ihm damals zur Last legte, hatte man, nachdem er eine ganze Weile vergessen war, ihn wieder in Betrachtung gezogen, wie man von seinem Glüke und Fortkommen in der Stadt sprach, wo er sich jezt aufhielt. Da fielen mancherley Urtheile, hauptsächlich aber bedauerte man den ganzen Ort der sich so sehr verblenden liesse, einen Medikum in seinen

seinen Ringmauern aufzunehmen, den man an einem andern schon als einen untauglichen befunden. Aber man sperrte die Augen nicht wenig auf, als man hernach von seinen abermaligen glüklichen Kuren hörte. Da er die Wittwe heyrathete, hies es: Er habe Glük aber keinen Verstand.

Jezt waren unter andern die sechs Aerzte, die das sogenannte Concilium ausmachten, sehr in Disrenommee gekommen, denn es hatte mancherley Arten von Krankheiten gegeben, deren Bestimmung sie nicht einmal zu geben wusten, geschweige denn, daß sie von ihren Kuren etwas wissen sollten.

Nun kam der von ihnen allen so sehr gehaßte und verwünschte Dokter Pillpullklystropfius wieder an, von dem sie nichts hören und nichts wissen wollten. Aber sie musten bald, denn es hatte jedermann gewust, daß Marie an einer Verwirrung in ihrem Haupte krank sey, die Leute im Hause hatten nicht geschwiegen, und denn hatte es auch einigemal Gelegenheit gegeben, daß sie in Gegenwart fremder Leute den Zufall bekommen. Jezt bekam sie ihn so oft nicht mehr, und da der Dokter Pillpullklystropfius an gewissen Zeichen bemerkte, wenn der Paroxismus

kommen wollte, so nahm er sie in acht, daß sie alsdenn nicht heraus aus ihrem Zimmer kam, oder war er irgendwo, so führte er sie sogleich fort. Also sahe man nach und nach durchgängig, daß Marie wieder besser wäre, und das machte Aufsehen. Das war wieder so eine Kur, die einen Arzt ganz in die Höhe bringen konnte, denn jedermann hatte daran gezweifelt. Man fieng an den Dokter Pillpullklystropfius hin und wieder zu bitten. Man schikte ihm die Summen die man ihm schuldig geblieben, und lies sich entschuldigen, daß man ihm damals so begegnet; Man habe sich geirrt — habe Ignoranten Glauben beygemessen. Es war etwas von der damaligen Verabredung unter den sechsen herausgekommen, und von dem Gebrauch der Ipecacuanha. Denn sie hatten sich nachher unter einander gezankt, und bey dem Zanke waren sie nicht so verschwiegen geblieben.

Der Dokter Pillpullklystropfius nahm dergleichen gern an, und er würde sich gefreuet haben, wenn er es ganz mit dem wiederhergestellten Rufe, den er verloren hatte, hätte fühlen können. Aber das konnte er nicht, weil er von Marien wieder zuviel litt, die bey der Besserung dennoch immer so wenig wie er glüklich seyn konn

konnte. Denn zum wahren Glük gehört, daß man ſich bey demſelben keines vorigen gar zu herzlichen und angreifenden Unglüks zu erinnern habe.

Indeſſen wuchs ſein Ruhm, täglich und täglich kamen mehr Menſchen die ihn um Rath frugen. Mündlich und ſchriftlich gab der Dokter ſo viel man haben wollte, aber zu Patienten ſelbſt zu gehen, das that er nicht. Seine Verbindlichkeit war zu ſehr an Marien gefeſſelt, und verlies er ſie einen Augenblik, ſo konnte der einreiſſen, was er in vielen Tagen gebauet hatte.

Aber endlich brach doch die Nothwendigkeit und die Pflicht einmal ſeinen Vorſaz. Ein Mann, welcher einer ſeiner fortdaurendſten Kunden geweſen war, und der es ſehr ungerne geſehen, daß er weggieng, auch ihm ſehr vortheilhafte Erbietungen gemacht hatte, wenn er dableiben wollte, war ſehr krank geworden, und wollte durchaus von niemand ſonſt geheilet ſeyn. Vergebens ſchikte das ganze Kollegium Medikum an ihn, und lies ihn bitten, ſie nicht zu verachten, ſondern ſich ihrer und nicht eines unwiſſenden Fremdlings Hülfe zu bedienen. Er lies ihnen ſagen, er mögte durch ihre allzeit fertige Hände nicht unter die Erde gebracht ſeyn.

Er

Er wiederholte seine Bitten so oft, daß Dokter Pillpullklystropfius endlich zu ihm gieng. Er brachte ihn auch davon, und wurde so belohnt, daß er zufrieden seyn konnte.

Nun aber fiel Gift und Galle von allen Seiten auf ihn zu, und er wurde beneidet, ohne beneidenswürdig zu seyn, gelästert, ohne es zu verdienen. Aber das alles that ihm für sich genommen nichts, denn er dachte nicht einmal daran, weil er zu viel an Marien dachte, und es that ihm auch auf Seiten seines Ruhms nichts. denn wenige Wochen, nachdem er die Kur seines Patienten, der ein Mann von grossem Ansehen war, vollbracht, kam eine Vocation an ihn, worinn er als Substitut des alten Physici mit einem ausserordentlichen Gehalt gewählt wurde.

Dieser Physikus war kein andrer als der vorige, welcher die schönen Streiche mit der Witwe vorgenommen, und er ärgerte sich ganz gewaltig, daß man ihm bey lebendigen Leibe für invalid erklären wollte. Er wurde auch so falsch, daß er seine Stelle gleich vor Aerger niederlegte, und da der Dokter Pillpullklystropfius hernach den Ruf ausschlug, so ärgerte er sich wieder, daß er es gethan, denn der dike Arzt, der nachher

sein

sein stärkster Antagonist geworden, kam an seine Stelle, und verbitterte ihm seine alten Tage dadurch so, daß er das Podagra, woran er laborirte, noch einmal so oft bekam, wie es sonst gewöhnlich geschahe.

Alle Welt aber, jung und alt, verwunderte sich daß der Dokter die Stelle ausschlug. Einige hielten es für Stolz, andere für Eigensinn. Keiner kam auf die wahren Gründe, deren mancherley waren, denn einmal wollte er nicht seinen Dienst aufgeben, den er sich, als ein ehrlicher Mann, zu behalten, verbunden glaubte. Hernach wollte er nicht wieder in einer Stadt leben, wo er sich nothwendig jeden Augenblik an unangenehme Gegenstände zurükerinnern muste. Und ein weit stärkerer Grund war, daß er Marien zu viel Zeit widmen muste, als daß er sich auf bestimmte Beschäftigung einlassen sollte, das konnte er nicht.

Er sahe die Sache als eine Versuchung für sich an, der er widerstehen wollte, und muste. Er hatte sich so vorgenommen, wenn man ihm nicht erlauben würde, einen Gehülfen zu nehmen, seine andere Stelle aufzugeben, seine andern Patienten aber dort zu behalten.

So:

Sogar der alte Zerberus, der um dieſe Zeit noch lebte, und vieles von der Rechtſchaffenheit und edlen Denkungsart ſeines Sohnes gehört hatte, wagte es, ſich noch einmal an ihn zu machen, und ihn zu bitten, er mögte die Stelle annehmen, ſo wollte er, da alle Welt ſeinen guten Namen gerettet, ihn auch wieder retten, und die Enterbung aufheben, er müſte aber zu ihm ins Haus ziehen.

Allein der Dokter hatte dazu keine Ohren, und der Alte, der ſich Hoffnung gemacht hatte von ihm noch etwas zu verdienen, hätte ihn beynahe über ſeinen Eigenſinn verflucht.

Damals war ſeine Maitreſſe bange, und hätte den Dokter Pillpullklyſtropfius mit ihren Baſiliskenaugen tödten mögen, weil er ihr eine ſo erſchreckliche Angſt abgejagt.

Wie Dokter Blaſe ſich dabey betragen, wollen wir an einem andern Orte hören. Der Baccalaureus hielt es für einen ſehr geſcheuten Streich vom Dokter, daß er es ausgeſchlagen, und Marie dankte ihm herzlich davor, obgleich beyde eigentlich dabey leiden muſten. Aber der Baccalaureus thats um Marien willen, und ſie thats weil ſie vorausſahe, er würde unendlichen Verdrus davon haben.

Die

Die Aerzte sprengten aus, er habe keine Kourage, und es sey eine Kleinigkeit, in einem so miserablen Orte Physikus zu seyn, aber unter so geschikten Leuten müsse ers wohl bleiben lassen.

Drittes Kapitel.

Was zwischen Marien und dem Dokter ferner vorgeht, und verabredet wird, und was dieses für Revolutionen im allgemeinen verursacht.

Die Zeit des Urlaubs war um, die der Dokter genommen hatte, und er schrieb um noch ein Vierteljahr; denn er hatte Marien noch nicht auf dem Wege zur Gesundheit, wohin er sie haben wollte, und daran, daß er sie mit sich nehmen wollte, dachte er noch gar nicht, wagte es auch nicht sie darum zu bitten.

Der

Der Baccalaureus der immer der dritte in ihrer Gesellschaft war, der aber, weil er nicht eigentlich interessirt war, eine zwar überflüssige Person, aber einem desto grössern Beobachter machte, hatte schon abgemerkt daß Marie gewisse Seufzer nicht verstekken konnte, wenn vom Weggehen des Dokters die Rede war, und dagegen wieder, daß der Dokter sehr ängstlich war, wenn von Verlassen gesprochen wurde.

Der Baccalaureus war sonst zuweilen ohngeachtet seiner Jahre und seines Unglüks noch aufgeräumt, und jezt eben hatte er diese Laune. Er fieng also an, ein langes und breites von der Eitelkeit alles dessen zu reden, was in der Welt wäre, und daß man sich wieder verlassen müsse, wenn man eben erst zusammen gekommen, und daß eine solche Schwachheit mit dem Menschseyn verbunden wäre. Wenn sie nun, fuhr er fort, wenn sie nun mein lieber Dokter, uns wieder verlassen, so sind wir wieder einsam und sie auch.

Der Dokter kukte tief auf seinen Teller, aber Marie fiel mit einem Blike dem Baccalaureus in die Augen, und der Blik machte sie über und über scharlachroth.

Der

Der Baccalaureus verſtand das recht gut. Er lenkte alſo ein, und ſagte: Zwar am Ende vom Dinge mus ich ſelbſt noch zum Einſamen gemacht werden, denn Marie ſcheint mir würklich vielmehr Luſt zu haben, mit dem Dokter zu gehen, als bey mir zu bleiben.

Marie wurde wieder roth, der Dokter aber voll freudigen Enthuſiasmus ſagte ſogleich, daß er dann der glüklichſte unter den Sterblichen wäre, wenn ſie ſich entſchlieſſen könnte, mit ihm zurükzugehen. Die Wittwe hätte es faſt als ihr leztes Wort ihm anbefohlen, daß ſie ſogleich wieder zu ihm ſollte, aber er habe es nicht gewaget, ſie darum zu bitten.

Und ſo wäre ich wohl um dich herum, Marie, ſagte jezt der Baccalaureus und lächelte dazu. Marie wurde wieder roth, aber ſie leugnete nicht, daß ſie gern mit dem Dokter gehen würde, wenn er ſie mit ſich nehmen wollte. Er habe doch jemanden nöthig der ihm die Wirthſchaft beſorgte, und ſo lieb ſie ihn, den Baccalaureus habe, ſo ſey doch jener erſte Eindruk vom Dokter immer in ihr noch nicht verlöſcht. Er könne aber auch mit ziehen, meinte ſie, und bey ihnen leben, ſie würde ihn dann ſo gut wie jezt wie ihren Vater betrachten.

Der Baccalaureus bedankte sich nun schön daß man ihn doch auch nicht vergessen wollte, und sagte, wenn er zehnmal einen Versuch machen wollte, die Sache zu hintertreiben, so würde er doch nichts ausrichten.

Also mögte sie immer mitgehen, nur das müsse er ihr sagen bey ihm hätte es als bey einem alten Wittwer nichts zu sagen gehabt, als lein bey so einem jungen Manne wie der Dokter zu seyn, das sey für ihren Ruf gefährlich. Also wollte er ihr den Rath geben, den Dokter zu heyrathen.

Er schwieg und beyde schwiegen. Gewis war es bis jezt noch keinem eingefallen, und beyde hatten auch Ursache dabey sich vorher wohl zu bedenken. Skrupulös wie der Dokter war, legte er sichs für einen entsezlichen Leichtsinn aus, sobald nach dem Tode der Wittwe wieder zu heyrathen, und Marie hatte jezt die Wittwe zu sehr im Kopfe. Seitdem sie der Dokter erst genennt hatte, war sie ihr auch vor Augen, und sie konnte sich nicht genug bewundern, daß sie sich so sorgfältig ihrer errinnert hätte. Ihr ganzes eignes voriges Betragen gegen sie fiel ihr jezt wieder ein, denn auch jene Entfernung warf sie sich vor, und meinte es

wäre

wäre ihre Pflicht geweſen zu bleiben. Jeder kleinſte Gedanke fiel ihr jezt ein mit dem ſie ſie beleidigt haben glaubte.

Sobald ſie mit dem Dokter Pillpullklyſtropfius allein war, erzehlte ſie ihm das alles, und ſagte, ob ſie verlangen könnte, daß ihr ſo etwas vergeben würde. Der Baccalaureus hätte es ihr zwar als eine Sache geſchildert, die ſie von rechtswegen gethan, aber ſie könnte ſich doch jezt die Vorwürfe darüber nicht erſparen.

Nachdem der Dokter Pillpullklyſtropfius ſie darüber zufrieden geſtellt, ſo ſagte er unter andern auch, daß er ſehr oft von der Wittwe, ſich es habe müſſen ſagen laſſen, und ihr verſprechen, daß ſie ſeine Gattin werden ſolle, wenn die Wittwe einſt ſtürbe. Er hatte bey dieſen Unterredungen noch keine auch nicht die geringſte Abſicht ans Heyrathen. Aber ſie fieng ſelbſt davon an, und ſagte, ſie würde ſich gern dazu entſchlieſſen, ihm ihre Hand zu geben, wenn ſie nur wiſſen ſollte, ob ſie ihm auch gut genug wäre.

Der Dokter wuſte nach dieſem Ausſpruche nicht recht ob er lebte, oder ob es nur Schein ſeines Lebens wäre. Denn ſo wonnevoll ſo

unschuldig nach einer Reihe von Jahren, wieder seine liebe Marie sein nennen zu können, das war mehr, unendlich mehr, als wenn sie niemals uneinig gewesen wären. Doch wollten sie beyde noch acht Tage Bedenkzeit haben, um sich hernach nicht etwa Vorwürfe zu machen, wenn einem oder dem andern, etwas unangenehmes begegnete.

Der Dokter Pillpullklystropfius sprach zwar nicht als Bräutigam, aber doch als ein sorgenvoller Ehemann viel zum Nachtheil dieses Standes. Aber Marie schien nicht darauf zu hören. Sollte er nicht auch seine Freuden haben, sagte sie, und sollte es nur die Beruhigung seyn, in den Augen der Welt untadelhaft zu erscheinen? Und dann, sezte sie hinzu, wollen wir gemeinschaftlich, das Grab unsrer lieben Wittwe besuchen.

Der Dokter Pillpullklystropfius hatte also nun wieder eine Frau, und zwar die, die er sich gewünscht hatte, in die er zu allererst verliebt gewesen. Sie hatte ihren zärtlichen lieben Dokter, der sie immer gern besizen wollen. Sie hätten also glüklich seyn müssen. Sie waren nichts weniger. Er hatte Grillen sie hatte Grillen. Es war nun einmal die

Zeit

Zeit vorüber, da man mit den erſten vollen Affekt einander in die Arme läuft, und ſich vor Liebe eſſen will. Zwar den Jahren nach nicht, aber den Sorgen nach, die ein ziemliches Alter und Wichtigkeit hatten. Was hatten ſie ausgeſtanden, was für Hinderniſſe gehabt?

Sie ſagten es bald dem Baccalaureus daß ſie ſeinen Wunſch erfüllt hätten, und er freute ſich darüber. Er hatte es aber auch gewis erwartet, daß es ſo kommen würde. Er konnte mit ſeiner Kentnis des Herzens nicht leicht betrogen werden, ſo wie mit der Güte deſſelben leicht irren.

Jezt war ſeine Freude weit vollkommner als die ihrige, und es machte würklich eine kleine aber völlige Revolution in ſeinem Kopfe, daß es ſo geſchwinde gegangen war, denn etwas mehr Zeit hatte er doch darauf gerechnet. Er machte wieder eine Revolution in ſeinem Hauſe, denn er ſagte allen ſeinen Leuten, ſie muſten nun recht vergnügt ſeyn, weil er die feyerlichſte Hochzeit geben wollte, die er je erlebte.

Seine Leute machten wieder eine Revolution in der Stadt umher. Alle Feinde des

Dokters beneideten ihn, daß er das Mädgen bekäme, und alle seine Freunde freueten sich, daß er sie doch noch hätte, die er hatte haben wollen.

Sein Name wurde noch einmal wie ehedem in der ganzen Stadt geschrieen, und hatte er gleich seinen Vorsaz geändert, sie nicht wieder zu betreten, so machte ihm doch weder die Ursache doch die Folgen dieses Bundbruchs Schande.

Viertes Kapitel.

Wie der Dokter seine zweyte Frau nimmt, und was er und sie dabey denken, nebst einer Störung die daselbst am Tage ihrer Verbindung vorkömmt.

Eigentlich hatte der Baccalaureus zu schnell gerechnet, und kam mit seiner Rechnung nicht recht zu Stande. Denn als er es dem jungen Paare vortrug, daß er nun je eher je lieber die Anstalten zu ihrer Verbindung machen wollte, so erklärten sie sich sehr deutlich, daß das ihre Meynung noch gar nicht gewesen sey, sondern daß sie noch eine Zeitlang warten wollten, bis sie weniger schmerzhaft an das Andenken ihrer Freundin sich erinnern könnten.

Aber der Baccalaureus mit der weisesten Amtsmiene die er jemals genommen, wenn in seinem Vornehmen ihm etwas zuwider gieng, sagte zu ihnen: Sie hätten lange genug getrauert. Es sey endlich einmal Zeit zu vergessen, und zu bedenken, daß jene die sie betraureten, jezt soweit glüklicher als sie selbst wäre, und daß

sie es ihnen gewis als eine von den grösten Thorheiten auf der Welt auslegte.

Es war sonderbar und doch sehr natürlich, daß der Baccalaureus nicht begreifen konnte, wie Menschen nicht einen Verstorbenen vergessen könnten, und daß es Marien und dem Dokter Pillpullklystropfius gar nicht in den Kopf wollte, daß man das Andenken an jemanden so schnell aus seinem Gedächtnisse verbannen könnte.

Und hier ist eine der deutlichsten Proben, daß nicht Erziehung allein den Sinn des Menschen bestimme, sondern, daß es auch an den Umständen liege, die in seinem Leben ihm vorkommen. Der Baccalaureus natürlich hatte viel Gelassenheit und Festigkeit theils aus seiner Erziehung gesogen, aber den Dokter Pillpullklystropfius hatte er doch selbst nach den nehmlichen Grundsäzen erzogen, und dieser hatte nichts davon, war mit seiner Gelassenheit jezt gleich am Ende; nicht in Aufbrausen verändert sie sich freylich, sondern in Tiefsinn. Aber das kam daher weils dem Baccalaureus immer wohl gegangen war, und gieng ihm ja einmal etwas schief, nun so fand sich gleich an dessen Stelle etwas anders was ihn wieder das-

vor

vor tröſtete. Aber der Dokter Pillpullklyſtropfius konnte das ſo nicht annehmen, denn die Vorfälle die dem Baccalaureus begegneten, waren nie vors Herz geweſen, die ſeinigen faſt alle. Hier hatten Umſtände alſo mehr gethan als Erziehung, ſo wie bey Marien beydes wohl in gleichen Grade zuſammen kommen mogte, daher ſie auch noch viel weicher und eindruksvoller war, als der Dokter ſelbſt.

Indeſſen ſahe das junge Paarr, daß der gute Baccalaureus nicht eher zufrieden zu ſtellen wäre, bis ſie ihm ihre Einwilligung gäben, alles nach ſeinem Kopfe zu machen, und zu ordnen, und ſie beredeten ſich daher unter einander, daß ſie ihm es nur überlaſſen wollten, was er ſelbſt in der Sache vornehmen, und wie er es einrichten wollte. Ausgenommen, daß ſie ihn baten, er mögte es ſo ſtille als möglich machen. Auch ſtellte der Dokter Pillpullklyſtropfius dem Baccalaureus noch vor, ob es nicht beſſer wäre, wenn man erwartete, daß Marien noch erſt gänzlich zu ihrer Geſundheit verholfen würde, die immer noch wankte, und würklich ſie noch öfteren Beſchwerlichkeiten und Anfällen ihrer vorigen Krankheit ausſezten.

In Ansehung des leztern Punkts besann sich der Baccalaureus etwas, sagte aber endlich zum Dokter, er wisse ja, daß Veränderungen im menschlichen Körper sehr würksame Dienste thäten. Er mögte also einmal annehmen, daß dieses auch der Fall bey Marien seyn würde, die vielleicht um desto eher ihre Gesundheit wieder erhalten könnte, wogegen denn der Dokter Pillpullklystropfius auch nichts weiter hatte, sondern zufrieden war.

Was aber den Punkt der stillen Ausrichtung ihrer Hochzeit betraf, so wollte er davon nichts wissen, denn das wuste er schon von alten Zeiten her, daß solche Tage als Ehrentage mit einer gewissen Festlichkeit begangen werden müsten, und da hielt er auch so fest daran, daß er es für das gröste Unrecht, und für eine nicht gute Vorbedeutung hielt, wenn das nicht geschähe.

Also auch hierinn musten der Dokter und Marie nachgeben, obs ihnen gleich gar nicht recht war, denn sie suchten beyde die Einsamkeit. Ihre Seelen waren so weit davon entfernt, Freude zu fühlen, daß sie selbst ihre Verbindung als eine nähere Vereinigung zur Schwermuth ansahen, wie sie denn auch, wenn sie allein waren, nie von frölichen Dingen mit einander sprachen, son-

ſondern immer unangenehme zum Vorſchein brachten, die ihnen nun zwar für ihre Seelen nicht unangenehm waren, dennoch aber nichts von Vergnügen in ihnen hervorzubringen vermochten.

Sie ſahen alſo dem Schwarm der ihren Ehrentag verherrlichen ſollte, mit ſehr unangenehmen Blikken entgegen.

Dennoch hatte ihnen der Baccalaureus eine Freude zubereitet. Er hatte nemlich heimlich an Nettgen und Burrmann geſchrieben, und dieſe kamen nebſt dem Vater der erſtern auch den Tag vor der beſtimmten Hochzeitfeyer an. Mariens und des Dokter Pillpullklyſtropfius Verwunderung, war ſo gros wie ihr Vergnügen, und ſie wuſten ihre Dankbarkeit nicht lebhaft genug gegen den Baccalaureus auszudrükken. Es heiterte ſie dies auch würklich etwas, wenigſtens in ſich auf, obgleich es zum Ganzen eben nicht viel beytrug, denn nun ſaſſen dieſe immer zuſammen, und ſprachen mit einander von vergangenen Dingen, und da wurde der Wittwe nicht ſelten erwehnt, und nicht ſelten eine Thräne geweint.

Der Professor beschäftigte sich mehrentheils mit dem Baccalaureus, und da wurde von dem Taugenichts geredet, der Fränzgen weggeführt.

Es waren ausserdem viele Freunde des Dokter Pillpullklystropfius dabey zugegen, denn von welchen der Baccalaureus wuste daß sie dem Doktor zugethan waren, die hatte er alle mit dazu gebeten. Aber nur den alten Zerberus nicht, der nun nicht gerne einen Schmaus versäumte, wobey er von rechtswegen zugegen seyn konnte. Das Ding hatte ihm auch so gewurmt, und er wäre so gerne dabey gewesen, daß er an dem Morgen des Hochzeittages, wie nun alle Hofnung verloren war, daß er gebeten würde, zu dem Baccalaureus schiken lies. Zwar bat ihn seine Maitresse sehr, er mögte es nicht thun, aber einmal bellte sein Magen nach dem Schmausse, und er konnte nicht unterlassen, alles anzuwenden, um ihn zu befriedigen.

Der Baccalaureus wollte ihn aber ein für allemal nicht haben, und obgleich der Dokter Pillpullklystropfius und Marie vorbaten, so antwortete er doch: Eigentlich sey es ihm ohnmöglich jemanden etwas abzuschlagen, aber diesmal müste er sich Gewalt anthun, denn einen

Men

Menſchen der blos Freſſens und Sauffens we-
gen herkäme, wollte er an einem ſolchen Ta-
ge nicht ſehen, der zu einem ſo reinen Ver-
gnügen beſtimmt wäre.

Der Baccalaureus legte würklich hier-
durch den Grund zu des alten Zerberus To-
de, denn ſein Magen nahm es denſelben Tag
ſo übel, daß er ſich, während daß andere
Mägen ſich etwas bene thaten, mit ſchlechter
Koſt behelfen muſte, daß er allerhand böſe
Streiche anfieng, und von da an fortſezte,
bis Herr Zerberus darüber ins Gras beiſſen
muſte.

Auch ohne ſeine Gegenwart wurde der
Tag indeſſen frölich zugebracht, und das zwar
von allen bis auf das neue Ehepaar, deren
Heiterkeit durch einen Flor von Unruhe
ſchimmerte, denn ſie war nur angenommen,
und bedekte das traurige nicht gänzlich was
in ihnen war.

Ziemlich und überziemlich luſtig nahmen
die Gäſte, ſo wie denn jeder ſeine Einrich-
tung an dem Tage gemacht hatte, ihren Ab-
ſchied, und nun ſaſſen nur noch Nettgen,
Marie, Burrmann, der Dokter Pillpullky-

ſtro-

ſtropfius, und der Baccalaureus zuſammen, als man an der Thür jemanden gewaltig pochen hörte, und als man aufmachte, fand ſichs, daß es ein Bote aus dem Aufenthaltsorte des Dokters war, der einen Brief brachte, deſſen Inhalt keine kleine Störung der ruhigen Geſellſchaft verurſachte, wie der Leſer im nachfolgenden Kapitel den Beweis deſſen finden wird.

Fünftes Kapitel.

Wie der Dokter Pillpullklyſtropfius nicht einmal die erſte Brautnacht ruhig ſchlafen kann und was ihm für unangenehme Auftritte, ſchon beym Anfange ſeines Eheſtandes vorkommen.

Der Bote, der nach der Entfernung des Weges zu urtheilen, in einer ſehr ſehr kurzen Zeit ſeine Tour gemacht hatte, erkundigte ſich im Hauſe ſogleich nach dem gros achtbaren Herren Stadtphiſikus ſeines Orts, den weltberühmten Dokter Pillpullklyſtropfius. Der Menſch war ſehr galant, und wollte nichts in der Welt ungerner thun, als jemanden nicht ſeinen rechten Titel geben. Sobald man ihn vor die Geſellſchaft gebracht, erkannte er gleich den Herrn Dokter, und errinnerte ſich ſehr feſtlich, daß er einſt die groſſe Ehre gehabt hatte von Ihro Wohlweisheiten, gratis, das wäre unentgeldlich, von einem Faulfieber kurirt zu werden, wovor er zeitlebens bliebe, dero tiefſchuldigſter Knecht.

Nach-

Nachdem er hierbey Knechtstief seinen Bükling angebracht hatte, übergab er den Brief welchen der Dokter auch sogleich zur Hand nahm und ihn erbrach, und darinn fand, daß die Dame des ersten Herrn Burgemeisters am Tode gefährlich krank läge.

Nun war der Brief freilich nicht der angenehmste, und der Herr Bürgemeister hatte so ganz unrecht nicht. Noch war keine Erlaubnis für den Herren Phyſikus da, länger auszubleiben, und dennoch war er einige Monate schon über die Zeit weg. Das fiel ihm sehr zur Last. Der Burgemeister schrieb ihm man hätte keine Antwort auf seinen Brief gegeben, um ihm dadurch auf eine feine Art zu verstehen zu geben, daß man münschte ihn nicht länger zu entbehren. Er selbst habe ihn in pleno immer vertheidigt. Allein seitdem die Nachricht gekommen wäre, er würde heyrathen, so habe man freylich grosse Augen gemacht, und sagte er könne ein solches Geschäft so gut hier als dort ausrichten.

Nun habe ihn selbst gar das Unglük getroffen, daß seine Frau am Tode liege, und er bilde sich ein, ein Sterbender, der sein ganzes Vertrauen auf ihn gesezt sey seiner Hochzeit wohl

wohl vorzuziehen. Die spizige Art womit der Burgemeister schrieb war dem Dokter sehr empfindlich. Aber er verhüllte seine Empfindlichkeit, und lies nur die Pflicht reden.

Der Bote wurde belohnt, und gleich mit der Nachricht abgefertigt, daß der Dokter ihm auf dem Fusse folge.

Nun trug der Dokter die Sache der Gesellschaft vor, und frug alle, was ihre Meynung wäre, und obs ihm nicht Pflicht sey sogleich ohn Aufschub zu reisen. Marie war die erste die es ihm bejahete, und ihr folgten Nettgen und Burrmann. Der Baccalaureus aber, der sich nicht wohl dabey befand, daß die Hochzeitfreude verdorben wurde, konnte nicht umhin, sein Misfallen zu erkennen zu geben, ob er gleich die Sache nicht hintreiben wollte und konnte. Er sagte: Es sey eine üble Vorbedeutung daß sie in dieser Nacht eine Reise vornehmen müsten, und er wollte zwar nicht dawider seyn, da der Dokter es einmal versprochen, aber er wisse doch nicht ob es hier nicht angienge zu sagen: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen, welches ihm aber der Dokter Pillpullklystropfius bald widerlegte, daß er seinen Willen selbst dazu ohne Murren

gab, und flugs seinen grossen Wagen worinn sie alle fünfe kommode sizen konnten, anspannen lies.

Und so gieng die Reise fort, denn der Professor, der schon schlief, hatte den Tag vorher schon gesagt, er wolle den andern Morgen gerade nach Haus fahren, und man hatte ihm daher in einem Briefgen von dieser unvermutheten Reise Nachricht zurükgelassen.

Tag und Nacht durchgereiset, war man da, ehe man sichs versahe, und es war auch Nacht als sie ankamen. Alles schlief, denn der Bote war gar noch nicht zurük, weil er unterwegens einen Unfall gehabt, der ihn untüchtig machte, weiter zu reisen, und man zweifelte ganz und gar, daß der Dokter kommen würde.

Nachdem man die Leute gewekt hatte, war des Dokters natürliche erste Frage nach der Frau Burgemeistern, und die sogleich folgende schrekenvolle Antwort war: daß sie schon den Tag darauf als der Bote nach dem Dokter abgefertigt, gestorben sey. Des erschraken nun der Dokter Pillpullklystropfins mit seiner Reisegesellschaft sehr, bis auf den Baccalaureus, der ganz kaltblütig sagte: das habe er wohl gedacht, daß es so etwas geben würde, denn es habe ihm geahndet, daß es besser gewesen wäre, nicht zu reisen,

und

und daß es mit der Patientin nichts mehr seyn würde. Nun ärgere er sich gewaltig darüber.

Sie legten sich jezt nieder, um auf die ausgestandenen Beschwerlichkeiten auszuruhen. Aber Marie und der Dokter konnten nicht schlafen. Das Andenken, in dem Hause zu seyn, wo die Wittwe so lange gewesen, wo jeder Anblik sie an sie erinnerte, preste ihrem Schmerze tiefe Trauer aus, und sie brachten die Nacht übel zu.

Den andern Morgen erwarteten den Dokter neue Unannehmlichkeiten. Es wurde ihm ein Dekret vom Magistrat zugeschikt, vermöge dessen man für seine Dienste dankte, und ihn derselben in Emden entlies. Aeusserlich lies sich der Dokter Pillpullklystropfius nicht merken, daß ihm das verdrossen hätte, aber innerlich fühlte er sehr tiefen Gram darüber, weil er sich einigermassen selbst dadurch Schuld daran zu seyn glaubte, daß er den Dienst nicht niedergelegt, denn sein Aussenbleiben rechtfertigte Mariens Zustand in ihm vollkommen.

Der Bürgemeister von dem die Rede ist, und der des Dokter Pillpullklystropfius bester Beschüzer ehedem gewesen, und nun sein Antagonist war, glaubte die gröste Ursache zu haben, dieses zu seyn.

Er hatte die junge Frau, die ihm jezt gestorben war, und die er wegen ihres ansehnlichen Vermögens genommen, erst ein halb Jahr, und mit ihr starb ihm alle diese Hoffnung zu ihrem Vermögen wieder ab. Da er nun sicher glaubte, daß der Dokter Pillpullklystropfius sie würde gerettet haben, so faste er einen so hohen Grad von Bosheit wider ihn, daß er in die Versammlung des Raths wohin er selbst wegen der tiefen Trauer nicht kommen konnte, eine Erinnerung schrieb, man mögte den Physikus wegen seiner Nachlässigkeit bestrafen.

Nun hatten in seiner Abwesenheit und wegen seiner Abwesenheit alle Aerzte der Stadt gleich ein Komplott gemacht, durch dessen Feinheit er nur schwer durchkommen konnte, und es ganz unmöglich konnte, sobald der jezige Fall war. Menschen sind veränderlich. In einem Jahre fallen in jedwedem Hause Krankheiten vor. Das erste Vierteljahr behalf man sich mit einem jungen Mann, dem der Dokter Pillpullklystropfius seine Patienten für die Zeit seiner Abwesenheit aufgetragen. Aber da es länger währte, suchte jedes Haus einen andern, besonders da man hörte, und die alten Aerzte es fleissig ausbreiteten, daß der junge Arzt noch nirgends

praktisirt. Man legte es dem Dokter als einen unerhörten Leichtsinn aus, daß er seine ihm anvertrauete Patienten so schlecht versorgte.

Aber der Dokter hatte recht. Er wuste wohl daß an dem junge Manne mehr war, als an allen übrigen Aerzten. Indessen was vermag Mutter Kabale nicht, wenn sie auftritt.

Vielleicht war es des Burgemeisters Wille nicht gewesen, daß der Dokter Pillpullklystropfius gar abgesezt werden sollte. Sobald man aber dieses sein Billet im Rathe erhielt, so glaubte man ein Recht zu haben, zu thun was man wollte, und da alles wider den Dokter aufgebracht war, so wurde ihm schnell genug die Stelle abgenommen, und auch sogleich mit einem andern besezt.

Dem Dokter war es nicht so ärgerlich, daß er die Stelle verloren, als daß sie schon wieder besezt war, denn er hatte sich eigentlich vorgenommen, sie, wenn er sie einmal niederlegen sollte, dem jungen Dokter zuzuschanzen und dadurch die Stadt mit einem fähigen Mann zu versorgen.

Mogte man ihn doch immer verachten, denn er machte sich nichts daraus, allein daß man einen Mann verachtete, der sich durch seine Ge-

schiklichkeit sein Brod verdienen muste, und dessen Geschiklichkeit er so vorzüglich vor andern kannte, das verdros ihn, das machte ihn unmustern und scheu. Marie war die einzige die dieses innerste seiner Seele kannte, die andern glaubten und konnten auch nicht anders glauben, als sein Verdrus rühre von der verlornen Stelle her. Indessen tröstete ihn der Baccalaureus und alle, die da waren, damit, daß ers nicht brauchte, daß seine Verdienste jedermann bekannt wären, und nichts dadurch verlieren würden daß sie verkannt würden.

Der Dokter Pillpullklystropfius nahm sich denn auch äusserlich sehr gut. Er dankte den sämmtlichen Herren, daß sie ihn von einer Last befreyet, die er so nur aus Pflicht und unnöthiger Pünktlichkeit beybehalten haben würde. Was die Leute sagten, das achtete er nicht.

Uebrigens wartete er seine Patienten ab, denn das Zutrauen zu ihm war doch nicht verloren, und gieng damit mehr auf des jungen Doktors Nuzen aus, als auf seinen eignen, den er allenthalben empfahl, und ihn als den geschiktesten Mann lobte.

Burrmann und Nettgen giengen wieder zu ihren Vater, und nahmen von ihn den zärtlichsten

sten

ſten Abſchied, ſo wie von Marien. Der Baccalaureus hatte ſich zwar vorgenommen noch eine Weile bey ihnen zu bleiben um ſie nicht zu einſam ſeyn zu laſſen, allein das Schikſal warf ihm ein anderes Geſchäfte in den Weg. Ein Anverwandter von ihm, der lange vermißt geweſen war, und ſich in der Fremde befand, ſchrieb von da an ihn, er befände ſich in ſchlechten kränklichen Umſtänden, und habe gar nichts zu beiſſen und zu brechen. Er habe von einem Reiſenden gehört, daß er, der Baccalaureus ſich in ſehr guten Umſtänden befände, und er bäte ihn, daß er ihn unterſtüzen mögte, um wenigſtens ſich heilen zu laſſen, und wieder arbeiten zu können.

So etwas durfte man dem Baccalaureus nicht zweymal ſagen. Es hören, und ſich entſchlieſſen zu reiſen, das war bey ihm eins, und der Dokter Pillpullkiyſtropfius und ſeine Marie konnten ihm auch ohnmöglich davon abrathen, denn der Mann gieng ihnen auch nahe. Er wollte alſo hin und ihn abholen, und er reiſete alſo gleich von dort weg, nachdem er ihnen verſprochen hatte, ſeinen Rükweg über dieſen Ort zu nehmen, und denn einige Zeit bey ihnen zu verweilen. Ihn ſahen ſie jezt vollkommen als ihren Vater an, und ſie gehorchten ihm auch in

allen Stüken, denn er rieth ihnen nicht leicht etwas, was er nicht vorher gehörig überlegt hatte.

Jezt waren sie ganz einsam, und jezt gieng die Zeit an, wo sie der Melancholie fröhneten. Jezt kam bey jedem Schritte die Wittwe vor sie, so viele Skenen waren vor ihren Augen, die ihnen Gelegenheit gaben, sich trauriger Auftritte zu erinnern, die sie mit einander gehabt hatten. Und da nun niemand war, der sie davon abhielt, sich so zu unterreden, und ihrem Gram nachzuhängen, so verloren sie sich darinn, und kamen immer tiefer, anstatt sich heraus zu arbeiten. Auch war Mariens Krankheit noch nicht geendigt, obgleich die Zufälle nur geringe gegen die vielen Gelegenheiten waren, die sie da zu hatte, und die der Kummer ihr geben müste.

Aber der Dokter Pillpullklystropfius verlies sie auch fast gar nicht. Er war so zärtlich, wie er gegen sie war, da er sie bey Nettgen antraf, nur daß der Zärtlichkeit die Heiterkeit fehlte, die sie damals eigen hatte. Sonst waren sie noch so ziemlich ruhig, und ihre Seelen ahndeten nichts von dem harten

harten Wetter, was ihnen bevorſtund, und was ihre vielleicht durch Harmonie noch mögliche Glükſeligkeit gänzlich untergraben ſollte.

Wir würden den Leſer gleich damit unterhalten, aber weil wir eben in unſern Urkunden das Ende von Fränzgens trauriger Geſchichte vor uns haben, ſo laſſen wir dieſes noch etwas zurük, um ſie vorher zu endigen.

Sechstes Kapitel.

Schrekliche Art von Fränzgens Untergange, allen zur Warnung die ihres gleichen sind.

Wir haben oben gehört, daß Fränzgen wieder nach Paris reisete, und da den Unmuth, den sie in ihrer Vaterstadt wegen ihrer Verachtung eingenommen, auf andere Art sich ersezen wollte. Sie kam daselbst an, und es gab manche Menschen, die die Ankunft der Teutschen so lange abwesenden Baroneſſe sehr erfreute.

Ihr Haus war bald wieder voll Liebhaber, und unter andern fand sich auch Monsieur Windbeutel ein, der sie in ihrer Geburtsstadt verlassen, und ihre Kasse mitgehen heissen. Er war anstatt den Weg mit ihr nach Paris zu nehmen, auf die andre Seite nach Wien gereiset, hatte sich so lange das Geld gedauert, welches er ihr genommen herumgetrieben, und sich für einen reisenden Baron ausgegeben. Als es aber nun nach gerade zu Ende gieng, so eilte er wieder hin wo er hergekommen war.

Er

Er hatte immer die Hofnung, man hätte sie etwa mit ihren Manne ausgesöhnt, und in dem Falle würde sie, wenn er ihr etwa eine Lüge vormachte, die sie glaublich fände, ihn gern wieder bey sich aufnehmen. Gienge aber das nicht, so hofte er seine Absicht bey irgend einer andern zu erreichen.

Er kam, und er hörte von allen Leuten, in welchen Karakter, aber auch in welchen Wohlleben Fränzgen sich in Paris befand. Er konnte keine angenehmere Nachricht erhalten, denn das war in seinen Augen ein Weg sich selbst wieder glüklich zu machen. Er eilte auf Windesflügeln dahin, und er hatte noch soviel Geld, daß er sich proper kleiden konnte.

Er streifte lange durch alle Strassen von Paris, denn er konnte unter keinen Namen, wie er ihn nannte, jemanden ausfindig machen, und er wuste nicht, daß sie als Baroneſſe lebte.

Endlich gieng er einmal vor den Pallast eines Prinzen vorbey und sahe sie am Fenster, ohne daß sie ihn gewahr wurde. Er näherte sich der Thür, und fand eine Karosse mit einigen Livreebedienten.

Er

Er frug, wem sie gehörten? Der teutschen Baronesse von Hochkopf, sagten sie. Haha, dachte der alte Praktikus, bist du auch so klug. Unser Baron von Windbeutel blieb auch an dem Hause stehen bis die Dame herauskam. Sie sahe ihn. Sie war etwas von Wein benebelt. Ah! c'est vous, mon cher ami, sagte sie — venes demain me voir.

Sie sezte sich im Wagen, und fuhr davon.

Aber der Prinz hatte es bemerkt. Er unterhielt sie jezt. Er schikte ihr den Abend ein Billet, worinn er sie bat seiner Ungeduld wegen dieses Menschen aufs schnelleste ein Genüge zu leisten.

Sie merkte wohl, was das heissen sollte. Sie hatte würklich Willens gehabt ihn wieder zu sich kommen zu lassen, allein nunmehro gieng das nicht an. Der Prinz konnte seinetwegen nicht aufgeopfert werden, also lies sie diesen sagen, sie könnte nicht leugnen, daß dieses ein ehemaliger Liebhaber von ihr gewesen wäre, dem sie in Deutschland viel Avanze gemacht, aber sie bäte ihn den Prinzen, morgen zu ihr zu kommen, so sollte er selbst hören, wie sie sich gegen ihn betragen wollte, denn sie hätte ihn blos bestellt,

ſtellt, um ihm zu ſagen, daß alle Verbindung zwiſchen ihnen aufgehoben wäre. Der Prinz lies ſich das gefallen, und beſtimmte eine Stunde, die den andern Tag da der Avto Herr Baron erſchien, auch ihm beſtimmt wurde.

Der Prinz erſchien, und er erſchien; Der Prinz wurde von Fränzgen in ein verborgenes Zimmer geſtellt, daß er alle Worte hören konnte die ſie ſprachen. Der Baron trat herein, und Fränzgen empfieng ihn mit viel Höflichkeit aber kalt. Sie hätte ihn geſtern geſehn, ſagte ſie, und es hätte ihr geſchienen, als wenn er noch dächte, er ſtünde mit ihr in einem Verhältniſſe, was dem vorigen gliche. Aber ſie müſte ihm dieſen Irrthum benehmen. Er würde ſich erinnern, wie er in Deutſchland ihr mitgeſpielt, ihre Kaſſe ihr mitgenommen, und ſie ſizen laſſen. Sie wollte jezt ihm nichts davon mehr vorwerfen, weil es ihr ſo gut ohnedem gegangen, ſie auch noch genug für ſich übrig hatte, und ſchon damals gehabt hätte, aber hier müſte er nun thun als wenn er ſie gar nicht kennete, und müſte es nicht verſuchen, wieder zu ihr zu kom: Was die Baronſchaft anlangte, ſo hofte ſie, ſie könnten miteinander aufheben.

Der

Der Afterbaron klozte sehr, da er sie aus dem Tone sprechen hörte. Er nahm daher einen etwas demüthigern Ton an, denn seine Umstände erlaubten ihm nicht, sich auf eigne Hand zu halten, er erzählte mit sehr viel Glaubwürdigkeit, daß man ihn neben ihr aus dem Schlafe gerissen, daß man ihn gezwungen hätte, sich in den Wagen zu sezen, und die Kasse mitzunehmen. Sie wollte ihm das gern zugeben, allein sie versicherte zugleich, sie wollte nun gar nichts mehr von der Kasse wissen, noch wo das Geld hingekommen wäre. Er mögte sich nun gar nicht mehr bemühen, ihr das begreiflich zu machen.

Er wollte aber nicht ablassen, behauptete hernach, es wäre ihm alles abgenommen worden, und man hätte ihn ausgesezt. Er habe sich nun als ein honnette homme durchwinden müssen, und hosse, sie werde ihn nicht verlassen.

Mitleiden hatte Fränzgen jezt wohl mit ihm, und hätte ohngeachtet ihres Eigennuzes ihn gern unterstüzt; Allein das gieng nicht. Nur Mitleiden zu zeigen, das hätte dem Prinzen einen Verdacht schon erregen können, der für sie schwer zu heben gewesen wäre.

Sie ſchlug alſo alle Hülfe ab. Da fieng der verſchmähete Liebhaber nun an zu bitten, daß ſie ſeiner Leidenſchaft kein Ziel ſezen mögte. Er wäre ihr zu Gefallen die halbe Welt durchſtrichen und hätte ſie aufgeſucht, und nun, da er ſie fände, ſollte er leer abziehn. Er fiel ihr darauf zu Füſſen, bat ſie, flehete, ſchwur ihr ewige Liebe und Treue.

Nun lachte ſie ihn aus, ſagte ihm, er würde doch nicht hoffen, daß ſie einen Prinzen, der ſie zärtlich liebte, und ihr treu wäre, ihm aufopfern ſollte. Es wäre eine Zeit geweſen, wo er alles bey ihr gegolten hätte, und alles hätte bey ihr ausrichten können. Aber die Zeit wäre vorüber, und nun, da er doch nicht im Stande wäre, ſie zu unterhalten, ſie ihn aber nicht länger erhalten wollte, als ſie ihn erhalten hätte, ſo mögte er ſich in ſein Schikſal finden, und einen andern Ausweg ſuchen. Jezt ſprang er auf. Ey was, rief er, Prinz hin, Prinz her. Sie haben mir verſprochen, wo wir zuerſt auſſer unſrer Geburtsſtadt zuſammenkämen, meine Frau zu werden. Jezt ſind wirs. Ich verlange es. Er ſahe ſie darauf wütend an, pakte ſie beym Ermel, und frug: Ob ſie gleich ſeine Frau werden, oder ihm tauſend Louis'or geben wollte.

Fränz-

Fränzgen hatte sich das nicht versehen, schrie laut, und da trat der Prinz mit zween seiner Domestiken herein. Da armer Schluker, sagte er, und warf ihm einen Beutel mit Gold hin, da hat er etwas für seine Pauvrete'. Aber für seine Impertinenz muß er auch etwas haben.

Er winkte seinen Bedienten, die ihn beym Ermel nahmen, und ihn hinausführten, wo sie ihm eine tüchtige Tracht Prügel zuzehlten, und dann jeder seine Börse öfnete, und ihm noch einen Louisd'or in die Tasche stekte.

So beschimpft und voll Schmerz, dennoch aber froh, eine ansehnliche Beute gemacht zu haben, gieng der arme Baron fort, und hielt sich einige Zeit in benachbarten Oertern auf, um den Leuten des Prinzen nicht wieder in die Hände zu fallen.

Aber deswegen war für Fränzgen Arbeit genug in ihn, denn er dachte auf die schreklichste Rache, nur mit wenigerm Ernst so lange das Geld währte, das sie ihm gegeben hatte. Sobald nun dieses zu Ende war, denn zusammenhalten verstand er nicht, so gieng er wieder nach Paris zurük. Und weil ihm da kein Weg übrig blieb, wodurch er sich erhalten konnte, so schrieb er an Fränzgen, daß sein Geld alle wäre, und

daß

daß sie ihm etwas schiken sollte, denn sie hätte sein Unglük eigentlich gemacht, sonst würde er sie prostituiren, denn ihm sey sein Titel nichts nuze, weil er ihm nie Brod geben könnte, aber sie müsse ihn haben.

Fränzgen war indessen sieks, und wollte nichts von ihm wissen, lies ihm auch eine sehr naseweise Antwort sagen. Nun kam der Zorn zum Hunger, und diese beyden Feinde wüteten so sehr, daß sie ihn ganz von Verstande brachten. Er lauerte bey ihrem Hause auf, lief ihrer Kutsche nach, sahe sie in den Thuillerien aussteigen, und vom Prinzen führen. Er näherte sich ihr gleich, und sagte ihr, sie müsse ohnfehlbar die frechste Person von der Welt sern, daß sie sich für etwas ausgeben könnte, was sie nicht wäre. Die Folge seines Unverstandes war, daß er von ihr eine tüchtige Ohrfeige bekam, der Bediente des Herrn der sie führte, gab ihm für den Insult noch ein paar Streiche mit dem spanischen Rohr, und er musie schnelles Fersengeld geben, um nur den Schlagen zu entkommen, die ihm bevorstunden.

Aber seine Wuth stieg aufs höchste. Er hatte geglaubt, sie sollte ihn bitten stille zu sern, und ihn auf eine bestimmte Zeit zu sich bestellen,

und da dachte er dann, wann es auch Schläge gäbe, so würde es doch auch wieder einen Beutel mit Louisd'or regnen, und um den Preis konnte er sichs wohl gefallen lassen. Aber so ohne Lohn die Schläge einzunehmen, das stand ihm nicht an.

Er war also aufs äusserste. Er war verzweifelt. Seine Rache war mit diesem Paralel. Er paste ihr auf, als ihre Kutsche vor des Prinzen Hause hielt. Er hatte sich verkleidet, er gieng ganz gleichgültig herbey, als ob er vorbeygehen wollte, und indem sie aus dem Wagen steigen wollte, gab er ihr mit einem Dolch einen Stich in die Brust. Sie schrie und sank zurük. Er floh, aber man erhaschte ihn. Es konnte ihm gleichgültig seyn, denn es konnte ihm nicht schlimmer gehen, als daß er sterben muste, und das hatte er in seinen jämmerlichen Umständen schon einigemal durch seine Hand gewollt.

Indessen wurde Fränzgen nach Hause gebracht. Der Prinz gieng gleich zu ihr, und brachte Wundärzte mit. Sie untersuchten, fanden aber die Wunde tödtlich. Der Prinz wollte verzweifeln, doch war er bey seiner Verzweiflung so klug, daß er ihren Schmuk, der auf dem Tische lag, und den er ihr geschenkt hatte,

in

in die Taſche ſteckte, damit er nicht den Weg des übrigen gehen mögte.

Fränzgen ſahe ihren Tod vor Augen, und ſtarb doch ſehr ungern. Aber ſie erkannte es, daß ſie ihrem Liebhaber unrecht gethan. Sie lies ihn kommen. Sie frug ihn, warum er es gethan? Er ſagte, es ſey Verzweiflung geweſen, denn die Noth habe ihn gedrungen. Sie dachte damit etwas gut zu machen, wenn ſie ihm ihr Vermögen vermachte. Sie that es, und bat den Prinzen, für ſeine Sicherheit und baldige Befreyung Sorge zu tragen.

Der Prinz verſprach es. Fränzgen wuſte freylich nicht, daß ſie nichts vermachen könnte. Sie lebte noch einige Stunden, die ſie damit zubrachte, ihre Religion zu verändern, weil ſie niemanden ihrer Religion geſchwind haben konnte, und durch Geſchenke ihr Wohl zu erreichen hofte.

Sie ſtarb unter wenigem Bewuſtſeyn ihrer ſelbſt. Trauriges Schikſal einer Buhlerin. Mögte ſie doch vielen zum Beyſpiele dienen, die noch im Stande ſind, vom Irrwege ſich abzuleiten, daß ſie nicht gleiches oder ähnliches Schikſal mit ihr haben.

Der Prinz lies sie begraben, aber er hielt nichts von dem was er versprochen hatte. Die Erbschaft muste so dem Könige zufallen. Aber dem Afterbaron half er auch nicht. Er hatte auch recht, wenn er sagte, ein ganzer Spizbube wie er, dürfte nicht länger in der Welt seyn. Er kam in die Bastille, wo sie wohl kurze Sprünge mit ihm gemacht haben werden.

Siebentes Kapitel.

Wie ſich immer mehr Unglüksfälle auf den Dokter Pillpullklyſtropfius häufen die ihn ſo ſchwer drüken, daß er ſie kaum auszuhalten vermag.

Während, daß der Dokter Pillpullklyſtropfius immer daran arbeitete in ſo vieler Ruhe als ihm möglich war zu leben, und dieſe zu verbreiten nicht allein über den Gegenſtand der ihn angieng, ſondern über alle diejenigen zugleich mit, die nur entfernt Theil an ihm nahmen, arbeitete man an einer ſehr groſſen Schikane gegen ihn.

Denn die beyden Anverwandten welche Fränzgen aufgehezt hatten, hatten gewiſſe Dokumente, die jenen zum Beweis unumgänglich nöthig waren, auf eine liſtige Art hinweg zu praktiziren geſucht, und der Streich war ihnen auch gelungen. Da nun vollends die Wittwe geſtorben und alſo nichts mehr dazu reden konnte, ſo waren ſie einig geworden, nunmehro bey dieſer kritiſchen Zeit ihre Rechte geltend zu ma-

chen, und ſie brachten deswegen die Klage erſt in ihrem Orte an. Von da wurde an den Aufenthalt des Dokters requirirt, und weil nun der Dokter Feinde hier, Feinde dort hatte, ſo konnte es nicht anders kommen, er muſte ſehr ſchnelle verlieren, da er beſonders die Beweiſe auf welche er ſich zuerſt berufte, hernach nicht vorzuweiſen im Stande war.

Nun war der Baccalaureus zum Unglük nicht da, deſſen Kaſſe allezeit ſo geſpikt war, und der die Gelder mit Vergnügen hergegeben hätte. Der Dokter beſann ſich auch in der Geſchwindigkeit nicht auf den Freund Blaſe der das nemliche thun können. Er machte alſo alle Anſtalten, und trug was er dahin zu bringen vermogte in baaren Gelde aufs Rathhaus, wo man es auch in Empfang nahm, und ihm nur bedeutete zum Reſt könne man ihm keinen längern Termin als acht Tage geſtatten. Der Dokter Pillpullhyſtrepſius war Himmelangſt, wie er die Schande abwenden ſollte, die daraus entſtehen würde, wenn er nicht bezahlen konnte. Er nahm Mariens Geld, welches ihm dieſe gleich warm und willig angeboten hatte. Ferner verkaufte er was zu verkaufen war, allein alles wollte noch nicht hinreichen. Er ſchrieb

alſo

alſo an Burrmann ohne weitere Nachricht, was eigentlich mit ihm vorgegangen, und wie gedrükt er ſey, ſondern er verlangte blos auf einen Termin ſoviel Geld, als ihm noch an ſeiner Summe fehlte. Das konnte Burrmann ihm leicht geben. Er bekam das auch und zugleich die Bitte, er mögte wenn er mehr haben wollte nur verlangen, und es ſollte ihm nie verſagt werden.

Aber das hätte der Dokter gewis nicht gethan, ſo wie es eben ſo ſicher iſt, daß er auch dieſesmal es nicht gethan hätte, wenn er nicht noch einausſtehendes Kapital zu kommandiren gehabt hätte wozu aber ein Vierteljahr vorhergehende Aufkündigung gehörte.

Nun bezahlte er alſo alles, war aber auch alsdenn keinem Menſchen einen Heller mehr ſchuldig, ſelbſt aber auch bettelarm, denn es war ihm nichts geblieben.

Dies wäre nun des Dokters geringſtes Leiden geweſen, wenn er es anders davor annahm, aber ihn drükten weit härtere Unannehmlichkeiten. Marie welche ſonſt nur ſparſam Anfälle von der Krankheit gehabt hatte, bekam ſie jezt häufiger, bekam ſie mit ſtärkerer Heftigkeit,

und machte dem Dokter dadurch mehr schwere Stunden als er jemals gehabt.

Sie war in Umständen, und so erfreulich dieses eigentlich für ihn war, und so gewis er auch glaubte daß die Niederkunft ihr Uebel gänzlich heben würde, so wars ihm doch sehr empfindlich immerfort jezt bey seinem vielen Kreuze dieses ertragen zu müssen.

Wenn sie bey völligem Verstande war, welches nicht oft geschahe, aber wenn es geschahe, alsdenn im vollkommnen höchsten Grade war, so fiel sie dem Dokter in die Arme, und sagte, er mögte wenn sie ihm zuviel Last machte, sie lieber allein lassen, da mögte sie ihren Schmerz ausweinen den sie einmal nicht unterdrüken, und sich verstellen wollte.

Aber das kann sich der Leser nun wohl denken, daß der Dokter Pillpullihystropfius das nicht that. Tag und Nacht war er bey ihr, und tröstete sie, und suchte ihren Schmerz zu mildern. Er hofte die Zeit sollte vorübergehen, und dann wollte er sie ganz gesund haben.

Jezt enthielten ihre heftigen Phantasien gar nichts mehr als Unterredungen mit der Wittwe, und ihre Unruhen über sich selbst brachten sie hervor.

vor. Immer ſtritt ſie ſehr lebhaft, daß ſie recht gehabt hatte den Dokter zu bevrathen, und dieſe Verblendung gieng ſo weit, daß man ordentlich bemerken konnte, was das Schattenbild in ihrer Idee ihr ſagte, denn ihre Antworten waren allemal ſehr paſſend eingerichtet.

Man kann ſich nun vorſtellen, was der Dokter dabey fühlen muſte, wenn er als Mann, als feuriger Liebhaber, faſt als Anbeter ſo vieler Vollkommenheiten ganze Tage ſizen, und zu ſehen muſte, wie ſie ohne Empfindung handelte, und hören wie ſie ohne Verſtand ſprach. Sein Herz blutete das Blut des Lebens aus ihm heraus.

Bey allen dieſen Beſchäftigungen, mit dem beſtändigen Wachen bey ihr, mit dem nicht Weggehen, kurz mit ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit, verlor er einen Patienten um den andern. Denn weil er ſelbſt nicht mehr kam, ſondern immerfort ſeinen Amtsgenoſſen den jüngern Dokter, der nun einmal ſo vielfältig verhaßt war ſandte, ſo ſchob man dieſe Behandlung auf Stolz oder Faulheit, und glaubte allgemein die Krankheit ſeiner Frau ſey nur ein Vorwand hinter den er ſich verberge, um das würklich

nicht nöthig zu haben, was er nicht gern thun wollte.

Dadurch verlor sich denn auch seine Einnahme, und wurde sehr schwach, so daß er kaum die allergrösten Nothwendigkeiten bestreiten konnte. Und weil er nun dieses seiner Frau nicht merken lassen wollte, so gab er ein Stük nach dem andern von seinen eignen Sachen weg, in der Hofnung daß die Praxis besser werden, oder auch der Baccalaureus wieder kommen sollte

Aber sein fressender Kummer stieg durch dies alles auf einen sehr hohen Grad, und seine Frau sahe ihn sehr deutlich, hielt sich aber ihrer selbst für die Ursache, und vermehrte dadurch ihr eignes Leiden, welches so schon gros genug war.

Und wenn der Dokter vollends gewust hätte, was man in der ganzen Stadt von ihm und von dieser Leidenszeit für ihn sprach, so hätte er sich noch mehr gegrämt, denn ob er gleich sich sonst aus dem Gerede nicht viel zu machen pflegte, so wäre es ihm doch just jezt nicht gleichgültig gewesen, ob man von ihm sagte: Nun zeigte es sich was er verdient hätte. All sein Glük und seine Kuren wären dahin.

Man

Man müſſe ihm keine Kaze mehr anvertrauen, denn eigentlich verſtehe er nichts. Das wäre der Ausgang von allem Stolz und Hochmuthe, und wenn man reiche Weiber freyete um andern Leuten das ihrige zu entziehen, und ſie um Erbſchaften zu bringen, die ihnen von Gott und rechtswegen gehörten.

Aber es war ein Glük jezt für beyde, daß ſie nichts davon erfuhren. Sie ſaſſen in ſtiller Einſamkeit zu Hauſe, und weinten ſich etwas vor, bedauerten ſich ſelbſt daß ſie ſich nicht glüklicher machen könnten. Sie hatten es in ihrer Gewalt, aber des Menſchen Herz iſt ein wunderliches Ding und kann gar ſchnell ſich drehen und wenden, ſieht auch aus falſchen Geſichtspunkten, wie wir Menſchen es oft auch in den wichtigſten Fällen thun.

Soviel hatte der Dokter nun zum Lohn, daß er ſeine ganze Geſtalt verlor. Er hatte vorher nicht gar zuviel Fleiſch an ſich, nun war alles geſchwunden, und er ſahe einem Skelette ſehr ähnlich. Er fühlte es ſelbſt auch und ſagte es dem jungen Dokter. Er wuſte gewis, daß dieſe Schwangerſchaft ſeiner Frau ein Nagel zu ſeinem Sarge wäre, und er würde nichts von

der

der reizenden Laune zu genieſſen haben; die ſie nachher begleiten würde.

Achtes Kapitel.

Ein edler Streich des Dokter Blaſe nebſt einigen Sachen die ihn und den Dokter Pillpullkloſtropſius betreffen.

Der Dokter Blaſe lebte in einer ſehr einſamen Einſamkeit, und beſchäftigte ſich nur mit heimlichen Wohlthun. Er hatte dieſes ſeit einigen Jahren zum Zwek ſeines Lebens genommen. Er war wohl überzeugt, daß er in ſeinen fünfzig Jahren ſo gelebt hatte, daß er in ſeinem Alter das auf irgend eine Art wieder gut machen müſte.

Aber eine Folge dieſer ſeiner Einſamkeit war, daß er ſehr wenig von dem erfuhr, was auſſer ihm vorgieng, und ſich auch nicht ſehr darüber grämte,

grämte, daß er es nicht wuſte, denn gemeiniglich warens Lamentationen, und dann dauerte es ihm, daß ers nicht allemal abzuhelfen im Stande war.

Daß aber der Dokter Pillpullklyſtropfius ſo elend in ſeinen Glükegütern wäre, das hatte er nicht gewuſt, hatte es auch nicht glauben wollen, da ers zum erſtenmale erfuhr, und hatte nur gleich nach dem Baccolaureus gefragt. Als man ihm ſagte, der Baccalaureus wäre verreiſt, und ſeit ſeiner Abweſenheit wäre der Dokter wegen der Erbſchaft der Wittwe verklagt, und hätte den Prozes verloren, und alles mit Zinſen und Unkoſten herausgeben müſte.

Da wuſte nun Dokter Blaſe wohl einigermaſſen woran er war, denn auf der Hochzeit wurde dieſem ſchon von Gelde geſagt, was Marie habe, und von der Wittwe Gütern hatte er auch gewuſt. Nun gieng ihm aber ein Licht auf. Er überlegte jezt noch einmal, und das zwar mit ſoviel feſtem Vorſaz, alles zu thun, was er nur könnte, was er nur eigentlich für den Dokter Pillpullklyſtropfius zu thun im Stande wäre, da er ihn ſo nahe angienge.

Hinreisen und ihm geben was er haben wollte, und im Fall der Noth, was er selbst hätte, das schien ihm das beste und geschwindeste Medium zu seyn, und er säumete auch keinen Augenblik, das auszuführen. Er traf das Paar zusammen an. Gegen die Zeit genommen, wie er da war, als die Wittwe dort Hochzeit hatte, sahe es im Hause des Dokter Pillpullklystropfius freylich arm und klein aus. Er lief auf den Dokter zu, und dieser ihm in die Arme. Ja guter Junge, fieng Dokter Blase an, du bist in so elenden Umständen, und sagst keinem Menschen was davon, hast nicht das Zutrauen mir das zu eröfnen.

Marie stand wie versteinert, sie kannte den Dokter Blase wohl, aber sie wuste nicht, was er mit dieser Anrede sagen wollte. Immer bis jezt noch hatte der Dokter Pillpullklystropfius ihr es verhehlt, daß er vom Verkaufen lebte, und sie hatte geglaubt, seine Praxis wäre noch reich und erhielte ihn. Nun hatte sie erst Licht über so viele Winkelzüge die er ihr immer gemacht, wenn sie nach diesem oder jenem von seinen Sachen frug. Nun merkte sie, daß es ihm an allem Nothwendigen gefehlt hatte, und sie sahe jezt so deutlich, so gros, seine unbegränzte

Liebe

Liebe zu ihr, da er es ihr bey allem seinem Elende an nichts hatte fehlen lassen, daß sie ihm nicht genug davor danken konnte. Aber ihre Wehmuth gieng auch über ihre Grenzen, und dies verursachte einen der heftigsten Anfälle ihrer Krankheit, von welcher und von dem dadurch noch grössern Unglük des Dokter Pillpullklystropfius der Dokter Blase jezt Zeuge war, und mitleidige freundschaftvolle Zähren darüber weinte.

Nach vielen angewandten Quaksalbereyen von Seiten der beyden Doktoren, die der guten Marie nicht das geringste holfen, kam sie durch Hülfe ihrer guten festen Natur endlich wieder zu sich selbst, und nun machte sich Dokter Blase über die Kasse des Dokter Pillpullklystropfius die er auch würklich so leer fand, daß er sie auf den Kopf sezen konnte, ohne daß ein Heller herausgefallen wäre. Diesem schmachtenden Geschöpfe indessen half er bald wieder auf die Beine, und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß er dem Dokter auch so kräftig hätte helfen können.

Marie protestirte zwar gegen seine allzugrosse Freygebigkeit, allein der Dokter Blase antwortete ihr: Laß doch gut seyn, Närchen, ihr

seyd

seyd ja doch meine Erben, und kein anderer. Ob ichs euch nun ein paar Jahr früher oder später gebe, das kann ja einerley seyn.

Marie war etwas unzufrieden mit dem Dokter Pillpullkystropfius daß er ihr die Umstände nicht eröfnet hatte, in denen sie lebten, weil sie sehr gut ökonomisiren könnte, und bey ihrem geizigen Stiefvater sehr gut es gelernt hätte. Aber der Dokter Pillpullkystropfius wuste auch sie wieder zufrieden zu stellen, indem er ihr vorstellte, daß bey ihrer Krankheit Kummer ihr Tod gewesen seyn würde. So aber hast du ihn allein getragen, diesen Kummer, sagte sie, und bist allein davon verzehrt worden. Weil sie immer beyde zusammen gewinselt hatten, hatte sie es nicht bemerkt, daß der Dokter ganz gewaltig abnahm, und elend aussahe, jezt aber fiel ihr dieses mehr auf, und sie gerieth darüber in grosse Sorge. Sie bat ihn auch, von dem Augenblicke an, alle Sorgfalt die er bisher auf sie gewendet, nun ganz allein auf sich selbst zu wenden, und sie bat den Dokter Blase auf das inständigste, er mögte doch auch alles dazu beytragen, ihn wieder herzustellen.

Diese Aengstlichkeit von Seiten Mariens machte dem Dokter Pillpullklystropfius so viel Furcht für sich selbst, daß er alle seine schönen festen medizinischen Prinzipia vergaß, und mit dem Dokter Blase gemeinschaftlich anfieng an sich selbst zu kuriren, und sich von Grundaus zu verderben. Und Marie trug keinen kleinen Theil dazu bey, denn sie glaubte, medizinirn mache es aus, und drang daher darauf, daß er alle Stunden ordentlich halten, und wohl gar zuweilen noch etwas darüber zu sich nehmen muste, weil sie dachte, viel hilft viel.

Der Dokter Blase muste sich auf ihr Bitten, auch entschliessen, so lange da zu bleiben, bis ihr Manngen vollkommen wieder hergestellt wäre, welches aber täglich schlimmer wurde.

In einer der Unterredungen, welche die beyden Doktoren mit einander hatten, da Marie einmal in einem heftigen Anfalle ihrer Krankheit lag, fieng der Dokter Blase an von weitem seinem Freunde und respektive muthmaßlichen Sohne, einen entfernten Wink von seiner Bekanntschaft mit seiner Frau Mutter Maminka zu geben. Er gestand, daß er sich vergangen, aber er behauptete auch, daß er hinreichend dafür bestraft sey, und das Wort träfe bey ihm ein, daß die Miß-

sethat der Väter an den Kindern gerächet würde. Er lege sich die Last aller der Leiden zu, die der Dokter Pillpullklystropfius in seinem ganzen Leben zu ertragen gehabt habe. Schon das sey ihm eine schrekliche Strafe gewesen, daß Maminka just bey ihm, und auch durch sein Verschulden sterben müssen.

Dem Dokter Pillpullklystropfius wären es böhmische Dörfer, die der Dokter Blase vorbrachte, dennoch aber erkannte er sie nach und nach, und dachte reiflich darüber nach.

Wir können eben nicht sagen, daß es dem Dokter Pillpullklystropfius unangenehm gewesen wäre, einen andern Vater zu finden, als den alten geizigen Zerberus, dennoch aber gab es eine kleine Revolution in seiner Seele, daß er auf eine solche Art zur Welt gekommen. Er bat auch den Dokter Blase, er mögte ihn etwas zu sich selbst kommen lassen, daß er sich etwas faste, denn so leicht wäre es ihm nicht möglich. Es gab seiner Gesundheit würklich einen kleinen Stos aufs neue, und wenn dergleichen mehr kamen, so war zu fürchten, daß sie ganz zusammenfallen mögte.

Indessen war die Sache einmal nicht zu ändern. Er sagte dem Dokter Blase, er könnte

ihm

ihm zwar nicht geradezu danken, daß er ihm etwas entdekt, was ihm Unruhe verursacht, aber er könnte doch auch nicht leugnen, daß es ihm angenehm wäre, sein Sohn zu seyn, und also väterliche Liebe noch bey ihm zu finden.

Die versprach ihm der Dekter Viase auch zu behalten bis an sein Ende. Uebrigens wurde aber unter den beyden die Abrede genommen, niemand weiter etwas hiervon zu entdeken, weil es andern gleichgültig seyn könne, und sie allein interessire; und der geneigte Leser würde also auch nicht zum Besiz dieser Entdekung gekommen seyn, wenn wir nicht in des Dekter Pillpullklystropfius Tagebuch in margine eine kleine griechische Note gefunden hätten, die es enthielt, die wir aber dem Leser nicht griechisch mittheilen mögen, weil er sonst denken könnte, wir wollten mit unsrer Wissenschaft pralen, welches nichts weniger als unsre Absicht ist.

Neuntes Kapitel.

Welches ein paar Gäste bringt, die der Gesellschaft ohngeachtet ihres traurigen und kränklichen Zustandes dennoch willkommen und angenehm sind.

Es war früh an einem heitern schönen Morgen, da alles noch schlief, bis auf den Dokter Blase, welcher beschäftigt war ein Medikament für den Dokter Pillpullklystropfius zu bereiten, als eine Kutsche vor dem Hause hielt. Da der Dokter Blase eben nahe an einem Fenster arbeitete, so sprang er schnell dahin, und sahe hinaus. Und er sahe zu seiner grossen Verwunderung und Freude den alten Wagen des Baccalaureus aus welchen derselbe stieg, und noch einen Fremden hinter sich her heraus zog.

Der Dokter Blase dem diese Ankunft sehr angenehm war, weil er wuste, daß der Baccalaureus am allerbesten mit Marien umgehen konnte, sprang gleich die Treppe herunter und öfnete die Thür. Als ihn der Baccalaureus erblikte, sagte er. Ey, ey, sind sie hier, nun

das ist schön, daß die gungen schwermüthigen Leutgen nicht allein sind. "Ja, wenn ich nicht hier gewesen wäre, antwortete Dokter Blase, so wären sie vor Hunger und Kummer umgekommen." Er machte dann dem Baccalaureus eine kurze Beschreibung von ihrem Unglük. Das war gut, daß sie da halfen, erwiederte der Baccalaureus, aber das war nicht gut, daß ich nicht da war, denn ich habe Dokumente, die es dem Dokter Pillpullklystropfius unverlierbar machen. Aber der Baccalaureus wuste nicht, daß ihm eben diese Dokumente durch Fränzgens Bemühungen, die einen Nachschlüssel besorgt hatte, erstolen waren.

Nun führte Dokter Blase den Baccalaureus ins Schlafzimmer des Dokter Pillpullklystropfius aber sie fanden sie beyde noch schlafend. Dokter Blase wollte sie weken. Nein lassen sie sie ruhen, sagte der Baccalaureus, sie haben so wenig Ruhe auf dieser Welt. Das geschahe denn auch.

Als sie aber hernach erwachten, da war ihre Freude sehr gros. Indessen erschrak der Baccalaureus schon, vor dem Ansehen des Dokter Pillpullklystropfius denn er sagte zu seinem Vetter, der Tod kukte ihm schon aus den

Augen heraus. Dagegen sahe Marie munter und roth, und der Baccalaureus der ein aufmerksamer Beobachter war, machte hier die Anmerkung, daß der Himmel alles wohl ordne, und daß er besonders den Menschen zu der Zeit beschüze wenn er die Kraft noch nicht habe sich selbst fortzuhelfen.

Er stellte ihnen hernach seinen Vetter vor. Dies ist ein ehrlicher Mann sagte er, das weis ich gewis aber ihn hat Kreuz und Unglük so schwer getroffen, wie es wohl irgend je über einen Menschen gekommen.

Er ist ein Sohn von meines Vaters Bruder und mit mir aus einem Orte gebürtig. Er war in seiner Jugend ein bisgen wild, und da lief er seinem Vater davon.

Ich habs dir so oft gesagt, Thomas, so unterbrach er seine Erzehlung, daß du nicht solche Dinge vornehmen solltest, denn wie kann es gut gedeyen, wenn man seinen Eltern den Gehorsam versagt, und ihnen davon läuft. Das zieht immer Unheil und Unglük nach sich, und wenn man noch so ein ehrlicher Kerl ist, und es noch so redlich meint.

Hernach fuhr er fort. Da kam er auf die See, und ist zweymal die Welt mit umschiffet,

und

und hat viele andere kleine Reiſen gethan. Hat aber auch zweymal Schiffbruch gelitten, und jedesmal hat ihn die gütige Hand des allmächtigen Schöpfers gerettet.

Er iſt ferner zwey Jahre auf einer wüſten Inſel geweſen, wo er ſich kaum und knapp erhalten, und es iſt ſehr wunderbar, wenn er von den Geſchichten anfängt die ihm da in ſeiner Einſamkeit begegnet ſind, bis ihn ein ankommendes Schiff erlöſete, auf welchen er wieder in ſein Vaterland zu gehen dedachte.

Aber der Himmel hatte ihn noch zu härtern Züchtigungen beſtimmt. Er wurde auf dem Schiffe auf welchen er war, gefangen, und in Sklaverey geführt. Hier kaufte ihn ein Jude los, und ſchenkte ihm die Freyheit. Hernach gieng er nach Teutſchland zurük. Von dieſer Zeit an hatte ſein Schikſal einige Aehnlichkeit mit dem meinigen. Er fand ein Mädgen, in die er ſich vergaffte, und ſie wuſte ihm ſo zu ſchmeicheln, daß er ſie heyrathete. Kaum hatte ſie ihn, ſo war ſie der fürchterlichſte Drache den man nur finden kann, und er hatte die elendeſten Tage. Endlich lief ſie ihm gar davon, und nahm nicht nur das ihrige mit, ſondern auch, das wenige was er aus ſeinen Schiffbrü-

chen, und Sklaverey gerettet hatte. Der viele Aerger, Kummer und Verdrus, hatte ihn ganz niedergedrükt, und so von allen entblöst, in Schmerzen und Krankheit, und der Gefahr von niedrigdenkenden Gläubigern noch gemis handelt zu werden, wandte er sich an mich, und ich wollte ihm meine Hülfe nicht versagen. Ich reiste, und ich fand ihn, seinen Körper nach in dem kläglichsten Zustande. Aber seine Seele war in dem herrlichsten. Eine Ergebung in den Willen Gottes sas auf jedem seiner Züge. Er konnte mir nicht genug danken, daß ich so viel Liebe vor ihn hätte und selbst zu ihm käme. Er umarmte mich herzlich und brüderlich, und wir vereinigten uns gleich darauf uns nie zu verlassen, bis der Tod einen von den andern abforderte. Ich suchte seiner Krankheit besonders Einhalt zu thun. Ich nahm geschikte Aerzte an, und in kurzer Zeit war mein Vetter gesund. Ich brachte auch seine Schulden in Ordnung und wir reisten alsdenn ab, denn ich sagte ihm, ich hätte liebe, sehr liebe Freunde, die ich nicht vergessen dürfte, sondern sie erforderten so sehr wie er, meine Sorgfalt.

Der Vetter bejahete was der Baccalaureus sagte, und machte ihm allerhand kleine Lobeserhe-

erhebungen, die ſich aber der Baccalaureus verbat.

Der Baccalaureus bekam denſelben Tag noch Briefe aus Paris, die ihm das traurige Ende ſeiner Gattin meldeten. Er weinte der Boshaften doch noch einige Thränen, denn er hatte ſie zärtlich geliebt, und daß ſie ihn gehaſt, das rechnete er ſich für keine Aufhebung ſeiner Verbindlichkeit. Er hatte ſich dort einen Freund ausgemacht, dem er es aufgetragen, er mögte ſich nach ihr erkundigen. Er konnte ſich leicht einbilden, daß bey ihrer Lebensart Glük und Unglük wechſele, und er hatte ſich vorgenommen, wenn das leztere ſie träfe, ſo wolle er nicht ſie im Elende verderben laſſen, und ſie zur Verzweifelung bringen, ſondern er wollte ſie unterſtüzen, daß ſie ſie ſich erhalten könnte.

Er machte der Geſellſchaft den traurigen Fall bekannt. Alle entſezten ſich, am meiſten aber der Dokter Blaſe. Er konnte nicht in der Geſellſchaft bleiben. Er muſte etwas auf ſein Zimmer gehen. Auch das iſt ſchuld meiner Sünden ſagte er, auch das iſt Strafe meiner Verbrechen.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius errieth es wohl warum er weggieng.

Der Baccalaureus aber ſuchte alle wieder aufzuheitern. Das ſind geſchehene Dinge ſagte er, und die laſſen ſich nun einmal nicht ändern. Die Wege des Himmels ſind unerforſchlich, aber weiſe ſind ſie immer. Wir werden endlich doch wohl ſehen, wozu es gut war, daß Fränzgen dieſes Schikſal hatte, wenn wir einmal in ein Leben kommen, wo der Nebel des Vergangenen zergehet, und uns ein Licht aufgedekt wird, alles zu erkennen, was hier in der Welt war.

Er brachte es auch bald dahin, daß man nicht mehr an Fränzgen dachte. Er reiſte darauf etwas zu Hauſe, um einige Geſchäfte in Ordnung zu bringen, lies aber ſeinen Vetter indeſſen zurük, und auch er kam bald wieder um ſolange beym Dokter Pillpullklyſtropfius und ſeiner Marie zu bleiben, bis er ſie glüklicher wuſte, als ſie jezt waren. Da ſeine Hofnungen getäuſcht wurden, ſo müſſen wir den Leſer auf das lezte Kapitel verweiſen, welches uns wegen des plözlichen Endes ſo auffallend geweſen iſt, wie es ihm vielleicht ſeyn wird, wenn

er ſichs anders getraumt haben ſollte, als es würklich iſt.

Zehntes Kapitel.

Welches das Buch endigt, und alſo das lezte, aber keinesweges das ſchlechteſte iſt.

Marie bekam immer mehr und mehr Anfälle von ihrer Krankheit, und wurde mit jedem Tage ſchlechter. Aber ſie ſahe blühend dabey aus. Indeſſen ängſtigten ſich beyde Doktores und beſonders der Dokter Pillpullklyſtropfius vor allen andern, weil er fürchtete eben das blühende würde ſie ins Grab bringen. Der Baccalaureus war am ruhigſten dabey, und erwartete geduldig, wie ſichs enden würde.

Uebrigens wechſelte der Baccalaureus, ſein Vetter, und die beyden Doktoren immer miteinander ab, um bey ihr zu wachen, und alle fühl-

fühlten tiefes Mitleyden mit ihrem traurigen Zuſtande.

Endlich kam der Tag heran, an dem der Dokter Pillpullklyſtropfius und alle Anweſende erfreuet werden ſollten denn Marie kam mit einem geſunden Sohne nieder, und machte den Dokter zum glüklichſten Vater. Er hatte nicht gehoft, dieſe Freude zu erleben.

Und Marie war ſo reizend, ſo voll Geſundheit, befand ſich ſo gut, daß die Freude allgemein war.

Der Baccalaureus und der Dokter Blaſe wurden Taufzeugen des Kindes, und nahmen dieſes Amt gern über ſich. Marie, ob ſie gleich der Wittwe es nicht beneidet haben würde, wenn ſie den Dokter auch beſchenket hätte, glaubte doch darinn einen Vorzug zu haben, und ſahe dies Geſchenk als ein feſtes Band für die beſtändige Liebe und Zuneigung ihres Mannes an.

Sie war wie ganz erheitert, ganz verändert. Sie glaubte, die Wittwe würde ſich ſelbſt freuen wenn ſie die Macht hätte, dieſe Szene mit anzuſehen; alle ihre Schwermuth, Tiefſinn war verſchwunden, und an deſſen Stelle Heiterkeit eingetreten.

Aber

Aber bey dem Dokter war es anders. Bey ihm war die Freude, die so unerwartet ihn traf, auf die immerwährende Schwermuth, auf die Angst, verderblich. Er hatte nichts von Kräften mehr zuzusezen. Indessen hielt er, so schlimm es auch in ihm war, doch zurük, so lange sie noch krank war, so lange Marie noch Kraste brauchte, sich zu erholen. Sobald sie aber dieses nicht mehr nöthig hatte, so sagte er es, daß er in seinem Körper eine Mattigkeit, eine Schwere spürte, die er nicht anders als Krankheit benennen könnte.

Alle erschraken, selbst der Baccalaureus war von dieser Nachricht betäubt, denn das konnte er wohl denken, daß der Dokter Pillpullklystropfius nicht ehr sprechen würde, bis er es selbst für gefährlich hielte, und es so lange verschweigen würde, bis die Noth ihm dränge, es zu sagen.

Marie war die einige, die Hoffnung und Trost einsprach, und bat, man möchte sich nicht ängstigen. Ihr ganz verändertes System, ihr innerliches Gefühl lies sie glauben, daß es nicht von Bedeutung seyn würde, und gab ihr die

Hoff-

Hoffnung, der Himmel würde nicht wollen, daß sie untergehen, und daß auf ihre grosse Freude eine noch grössere Betrübnis folgen sollte.

Indessen gieng die Angst auf einer Seite und die Hofnung auf der der andern fort, und es verstrich eine ganze Meile, ohne daß der Dokter sich im geringsten änderte. Auf einmal aber wurde es schlimmer mit ihm.

Jezt war man für Marien bange, denn jezt fieng sie an nachdenkend zu werden. Noch brauchte der Dokter Pillpullklystropfius alle mögliche Vorsicht, ihr seine Verschlimmerung zu verhelen, damit der Säugling der von ihr lebte nicht litte. Und dieses selbst erhielt ihn noch eine Weile bey mehreren Kräften, denn die Unruhe war in ihm so gros, daß die Wallung alle böse Säfte in Bewegung erhielt. Er trieb auch, daß sie den Knaben abgewöhnen muste.

Das hatte er nicht versäumt, dem Baccalaureus und dem Dokter Blase schon lange zu sagen, daß er nicht wieder aufzukommen dächte, und der Dokter Blase sahe dies auch wohl ein, und

und brummte ſich im Bart, daß das auch Strafe für ſeiner Sündenſchuld wäre.

Der Dokter Pillpullklyſtropfius faſte ſich aber mit aller möglichen Standhaftigkeit, und verſicherte dem Baccalaureus ſowol als den übrigen, er ſterbe gern, und er ſey nur froh, daß er ſeine Marie gut aufgehoben wiſſe, daß er überzeugt wäre, daß man ihr alle mögliche Linderung und Troſt bey ihren Schmerz geben würde. Er vermachte ſie dem Baccalaureus daß er ſie zu ſich nehmen, und ſie bey ſich behalten ſolle.

Aber ſein Sohn ſollte nur ſo lange bey ihr bleiben, bis er Unterricht nöthig hätte, dann ſollte ihn der Dokter Blaſe zu ſich nehmen, und dieſer freute ſich darüber ſo ſehr, daß er den Dokter Pillpullklyſtropfius herzlich küſte, und ihm ſagte, er habe nie eine glüklichere Nachricht aus ſeinem Munde gehört, als dieſe.

Sobald der Dokter Pillpullklyſtropfius glaubte, daß Marie ſtark genug wäre, die Todesposſt zu hören, ſo rief er ſie einmal vor ſein

Bet-

Velke. Du weist es, liebes Weib, sagte er, daß ich in der Welt viel gelitten, das hat meine Gesundheit sehr geschwächt, und ich glaube du bist gefast genug es zu ertragen, wenn ich dir sage, daß du mich nicht lange mehr behalten wirst. Zwar ist kein Ding unmöglich und also ist es auch nicht unmöglich, daß ich noch gerettet werde, aber es ist nicht wahrscheinlich. Dieses must du also als möglich annehmen, und must meinen Verlust nicht von der Seite betrachten, wie er gewöhnlich in der Welt betrachtet wird. Wahr ists du verlierst viel an mir denn du verlierst einen Mann, der dich im Himmel erheben würde, wenn er könnte. Aber er bleibt dir, bleibt dir so gewis als dir sein Andenken bleiben wird.

Marien zitterten die Hände, aber sie weinte nicht. Ich sahe lange, mein lieber Mann, sagte sie, daß du littest, daß du schlechter wurdest, aber auch ich scheute mich dir es zu sagen, daß du es wärst, und so weh es meinem Herzen thut, so ists doch mir Pflicht dich nicht zu kränken. Du gehst nur voran lieber Mann, ich folge dir bald nach. Ich habe vom Himmel erhalten, dir noch eine Freude zu machen,

und

und ich konnte es nicht erhalten, für mich dich zu erbitten. Lange — heis habe ich gebetet. Ich habe geweint. Aber nun will ich nicht mehr weinen. Keine Thräne soll mein Auge nezen, sondern ich will es heilig dem Herrn versprechen, standhaft zu seyn.

Wie war der Dokter erfreut, daß er sie so fand. Er wurde ruhig. Die Ruhe vermehrte zwar seine Krankheit, allein sein Tod wurde ihm dadurch leichter. Mit jedem Tage nahm er ab und jeder Tag war ein Stich in Mariens Herz, aber sie weinte nicht. Sie hielt ihr gegebnes Wort.

Endlich starb der Dokter sehr sanft. Nun war ihre Standhaftigkeit weg, nun war auch ihre Pflicht aus. Nun weinte sie sehr und nun klagte sie stark. Aber sie war doch gelassen, zu sehr war ihr diese Tugend von Jugend auf eigen. Aber keine Hofnung war da, daß sie der Tiefsinn verlassen würde. Sie gieng mit dem Baccalaureus.

Sie legte noch eine Probe ihres Edelmuths ab. Der Dokter Blase bat sie, sie mögte ihm

ihren Sohn gleich geben, und sie thats mit Freuden, aber sie sagts auch daß sies thäte weil sie gemerkt hätte, daß ihr Mann es gern sähe.

Der Dokter Blase nahm den Sohn des Dokter Pillpullklystropfius mit sich, und dieser giebt einen Beweis ab, daß nicht allemal zu behaupten ist, daß der Tiefsinn nicht forterbe, und vielleicht können wir in der Folge unserm Leser hiervon etwas mehreres sagen.

An den Leser.

Nachricht.

Wir hätten denn nun das Leben und die Thaten des Weltberühmten Dokter Pillpull-klystropfius, dir, geneigter Leser, vorgelegt, und wir wünschen und hoffen, daß es dir gefallen habe.

Indessen kann es seyn, daß einem oder den andern von dir, ein anderer Ausgang in seinem Kopfe gewesen, eine ganz andre Geschichte ihm zu folgen geschienen, als sie würklich war. Allein hier können wir dem Leser nicht verhehlen, daß wir aufrichtig den Dokumenten nachgegangen, die wir von dieser Geschichte gefunden haben, und daß wir nicht einen Tüttel hinzugesezt noch abgenommen haben. Und wir glauben, daß es im menschlichen Leben sehr gut ist, vom menschlichen Leben nach der Natur etwas zu wissen, und daß diese Schilderungen die treffendsten die passendsten sind, daß der natürliche Gang, den sie haben, weit über das schwärmerische geht, was das romantische mit sich bringt.

Auch müssen wir dem geneigten Leser sagen, daß er sich nicht daran stosse, daß der

Dokter Pillpullklyſtropfius ſo unglükklich iſt. Wir haben ſchon einmal geſagt, daß dieſes die beſten Menſchen ſind, und wir wiederholen es und wir können es den Menſchen nicht genug wiederholen. Wir geben dir daher den Rath — halte dich an Unglükkliche, wenn du Freunde ſuchſt. Selten können es Glükliche recht ſeyn. Doch nichts ohne Ausnahme lieber Leſer. Auch wirſt du dir die Lehre daraus merken, daß der Schein betrügt, und daß nicht alles, was glüklich heiſt, glüklich iſt. Gehab dich wohl, und merk auf die Züge unſerer Karaktere und du wirſt finden, daß es mit Recht ein nuzbares Produkt genannt werden kann.

P. 172.

Die
Familie Eboli

Dramatisch bearbeitet
vom
Verfasser der Lauretta Pisana.

Erster Theil.

Dresden und Leipzig,
in der C. C. Richterschen Buchhandlung.
1791.

11 299 1

183

Bibliothek
der
Goethe-Gesellschaft
Weimar

34

Die
Familie Eboli.

Erſter Theil.

Philipp der Zweite, König von Spanien.
Elisabeth, seine Gemahlin.
Don Karlos, ihr Stiefsohn.
Fürst Gonzago Eboli.
Fürstin Eugenia, seine Gattin.
Prinz Johann, unter dem Namen Ritter Walter,
Prinz Eusebius,
Prinzessin Anna Eboli, nachherige Gemahlin Rui Gomez,
} deren Kinder.
Reutha, Aebtissin im Klarenkloster zu Madrid.
Der Grosinquisitor.
Pater Domingo, Beichtiger des Königs.
Pater Innozenz, Beichtiger der Königin.
Pater Alrich, der Prinzessin Beichtiger.
Henriko, Ritter Walters Gefährte.
Markise Mondekar.
Gräfin Velasko.
Ritter Wibert.
Marie, dessen Tochter.
Agnes, Klosterschwester im Klarenkloster.
Fürstin Olivarez, Oberhofmeisterin.
Bertha, Klosterschwester im Klarenkloster.
Ein Waldbruder.
Ein Prior eines Karthäuserklosters.
Markis von Posa.
Herzog Alba.
Herzogin Alba.
Graf Lerma.
Orsowa.
Hauptmann Bethuli.
Vater Alfons.
Banditen.

Madrid.

Palaſt der Königin.

Nacht.

Prinzeſſin Eboli (allein in ihrem Zimmer. Sie geht nachdenkend umher, und ſpäht nach Faſſung eines unruhig ſcheinenden Gemüths.)

Welche Veränderung in mir und um mich! — Das war alſo die Leere, die in den Mauern des Kloſters mich drückte, die durch dieſes Chaos erfüllt werden mußte? Noch vor acht Tagen im Herzen eine Stille, die nur die Erwartung beunruhigte, außer mir eine Stille, die mir jeden Begriff von dem verbot, was ich in dieſen acht Tagen erfahren.

Und dies der erſte Augenblick des Beſinnens ſeitdem? Die erſte Minute, wo Ueberlegung mir

gegönnt wird? Der erste Gedanke an das, was ich war, und was ich nun bin?

War? Umgeben von Andächtigen, die mich meiner Zukunft wegen beneideten — die Ehrfurcht und gewohnte Unterwürfigkeit nur abhielt, mich das empfinden zu lassen, was das Glück mir vor ihnen vorausgegeben haben sollte. — Bin? Im glänzenden Zirkel des Hofes, dessen Glanz beynahe mir das Licht meiner Augen geraubt.

Wagte ich es etwa, sie aufzuschlagen? — Doch ja — gegen sie, gewiß die gütigste aller Königinnen. Gegen sie, die sanfte Elisabeth, die mich mit Milde anblickte, gegen sie schlug ich sie gern auf. Ihre Augen verwirrten mich noch weit weniger, als die meiner Mutter, die gebietrisch auf mich blickten, und mir meine Verlegenheit vorzuwerfen schienen.

Aber die Blicke aller übrigen setzten mich in die schrecklichste Verlegenheit. Keiner war, der mich nicht zu durchsehen geschienen; und Gott verzeihe mir's, wenn ich lüge, aber die Blicke der Damen um mich schienen mich tödten zu wollen. Und Philipps Blick — er war nicht unfreundlich; aber er war so majestätisch, daß ich dachte, ich müßte im Staube niedersinken.

Ich habe ihn alſo geſehen, den Anblick des Hofes, auf den man mich acht Tage vorbereitet. Geſehen ihn ſo gut wie unvorbereitet. O Mutter! Mutter! Statt meinem Putze ſo viel Anſtrich zu geben, ſtatt mich mit der Wahl von funfzig Kleidern zu unterhalten, hätteſt du mir ein Gemälde der Menſchen machen ſollen, mit denen ich nun umgehen muß. Wer iſt gut unter ihnen? Wer böſe? Welche hat das freundliche Herz und die liebevolle Reinigkeit, die herzliche Offenheit meiner Kloſterſchweſter Agnes, und welche iſt Bertha in Falſchheit und Heucheley? Wer wird fromme Grundſätze in mir erhalten, wie die Aebtiſſin Reutha, und wer wird gottloſe in mir anzufachen ſuchen, wie mein Beichtiger Ulrich?

Scheinen doch dieſe Menſchen alle Einen Blick zu haben. Wenn meine Augen nicht düſter geworden ſind von dem Glanze, ſo hab' ich nichts unterſcheiden können. Und wenn's Wahrheit war, ſo müſſen ſie doch wohl heucheln? Ja, ſie heucheln gewiß — Alle ſchienen ſie Wohlgefallen an meiner Verlegenheit zu finden, die Männer, die ſich um mich verſammelten. Alle wollten durch ſtarr auf mich gerichtete Blicke mich noch verlegner machen.

Mischte sich nicht Eitelkeit in die Gedanken meines Herzens? Drang nicht die damals mir verwerflich erscheinende Prophezeihung Alrichs in meine Seele, daß, wenn ich einst bey Hofe mich zeigen würde, die Stralen meiner seltenen Schönheit alles — was nur von Schönheit gegenwärtig wäre, verdunkeln würden? daß ich Einen fesseln würde, der, meine Glückseligkeit auf den höchsten Gipfel zu treiben, die Macht hätte? Warum fiel mir aber dieses ein, als Philipp mich durch und durch sahe? Warum kam Alrich, den ich hasse, mir weniger hassenswürdig vor? Warum wähnte ich, seine Prophezeihung könne erfüllt werden?

(Sie fällt in betende Stellung nieder.)

O heilige Mutter Gottes, hüte meine Seele für Laster! Laß ihn nicht in meinem Herzen Wurzel fassen, den Keim zu Eitelkeit und den Wunsch nach Höhe, die in mir aufweckten Alrich und meine sündliche Schwachheit! Gieb mir eine Reutha hier, wie du sie mir dort gabst, die meine Bahn immer in den Weg leite, den du gingst. Und kannst du sie mir nicht gewähren, laß ihr heiliges Angedenken wenigstens dem unschuldwünschenden Herzen nie entschlüpfen. Stehe du unsichtbar

der dir ergebenen Tochter bey, wenn ſie wanken ſollte.

(Sie ſteht auf.)

Ich fühle mich geſtärkt. Ich will nun ſchlafen gehen, und mein Traum ſey Prophezeihung mir von oben her, was Engel über mich beſchloſſen, oder was der Böſen Schaar für Schlingen legen können, um mich zur Heucheley und Bosheit umzuſtimmen.

(Sie geht ſchwermüthig nachdenkend ins Kabinet ab.)

Madrid.

Palast des Fürsten Gonzage.

Zimmer der Fürstin.

Der Fürst. Die Fürstin.

Fürstin.

Ich war schon in der Messe bey den Dominikanern, und habe ein inniges Dankgebet für die Versorgung meiner Tochter zum Himmel und seinen Heiligen gesandt.

Fürst. Für die Versorgung, die sie erhalten, wüßte ich kein Dankgebet zu finden. Die Dominikaner gaben Ihnen wohl den Rath, weil sie es nicht für überflüssig hielten, auch einmal an Philipps Hofe eine Schönheit auftreten zu lassen, damit er nicht auf den Wahn käme, sein Land erzeuge keine mehr. Oder die Herren furchten sich wohl, der alte Fürst, der viel Erfa[illegible]ng und wenig Feinde in ganz Spanien habe, sey nicht so leicht in die Kerker der Inquisition zu bringen, wenn er vor Philipps Augen die geraubte Tochter

als einen Beweis wider ſie aufführte? Sie wollen mit Einem Worte des Verſes zwey große Fiſche fangen. Dem Könige die Augen mit dem Mädchen blenden, dem Alten die Augen ſchließen. Entweder, dachten ſie, wird er nichts ſehen, weil er in ſeiner Tochter Geliebten den König ſieht, oder der Gram, die Schmach, von einem Könige ihm angethan, nicht rächen zu können, wird ihn dem Todesſchlafe näher bringen. Die Herren haben ſich wohl nicht einmal bey Ihnen bedankt, daß Sie das ſo ſchön, ſo mütterlich unterſtützten?

Fürſtin. Ich ſchone Sie, mein Fürſt, Sie ſind mir lieb. Ich trage ja Ihrentwillen ſchon ſo viele Sünden mit mir im Herzen, daß ich dieſe Läſterung auch zu ihrem Haufen legen kann.

Fürſt. Was man doch jetzt in Spanien Sünden nennt! Der Scheiterhaufenfürſt beſtimmt, ob Mord Mord oder Gottesdienſt zu nennen — beſtimmt, ob Buhlerey Verbrechen oder ehrenvolles Opfer — beſtimmt, ob Ehebruch Tod oder Lohn verdiene — wer denkt, iſt in ſeinen Augen von Gott verworfen, weil er denkt — wer ſeinen Nächſten liebt, iſt reif zur Hölle — Die Mutter bringt ihr Kind dem allgemeinen Verderben ent-

gegen, dankt Gott dafür, und wenig fehlt, man spricht sie dafür heilig.

Fürstin. Wie Sie den besten Dingen, den Gott wohlgefälligsten Anstalten den Schein vom Bösen beyzulegen wissen! Fürwahr, dem Herzen, das so viele Sanftmuth in den ersten Jahren unserer Liebe zeigte, ist eine Stimmung geworden, die schrecklich ist; eine Stimmung, die wider Priester und Kirche, wider Heiligthum und Gottessühne, wider Rechtgläubigkeit, dieses einzige Band wahrer Christen, so unbillig eifert — Was that Ihnen das heilige Gericht, daß Sie so ungescheut es lästern? Was that ich Ihnen, daß ich diese Lästerungen jeden Augenblick anhören, und jede Minute zittern muß, man reißt Sie mir von meiner Seite, um Rechenschaft für allen den Frevel gegen den Arm des Höchsten zu fordern. Kein Wunder, mein Gemahl, ich würde, vom raschen Eifer meines festen Glaubens entbrannt, zum schrecklichen Entschlusse hingerissen, durch jene Richter Ihnen Buße predigen zu lassen.

Fürst. Mehr fehlt auch nicht. Vollenden Sie das Werk, das Sie so christlich einzuleiten wußten. Der Prinz, der Zögling eines jener Pfaffen, welche die Moral durch Schwert und Feuer

predigen, der ihn bald reif machen wird, auf seinen Knien zwar, doch mit dem seltensten Vergnügen im Herzen, bey einem Auto da Fe die halbgebratnen Körper der Ketzer als ein Schauspiel anzusehen, woran sein Gott und sein König die Augen weiden, und das ihn nicht minder entzücken muß; — und die Prinzessin, schön und edlen Herzens, und biedrer, guter, sanfter Seele — an einem Hofe, wo man Gräuel sich erlaubt, weil der Dominikaner so geweihte Hand mit einer Wendung sie in nichts verwandeln kann — wo sie den Lüsten eines alten Wollüstlings erst zum halbgezwungnen Opfer dienen muß, und dann der Beichtiger zahlloses Heer, die Brüder des verruchten Bundes, alle Welt zu morden, sich berechtigt glaubt, zu kosten, was ihrem Könige wohlschmeckte. —

Was fehlt nun noch, als den Gemahl bußfertig in den Kerkern des geheiligten Ungeheuers zu wissen? Von ihnen sich das Blendwerk vormalen zu lassen, als ob man ihn auf gutem Wege habe, ihn aber dieses Leben hindurch, um für Rückfällen ihn zu hüten, der Buße wegen fest halten müsse — indessen er in Ihrer Gegenwart, mit verhülltem Gesicht und verstopftem Munde, nicht damit

Sie ihn nicht kennen und ſein Geſchrey vernehmen ſollen — denn was opferten Sie Gott nicht — ſondern damit ſeine hunderttauſend Lieben unter dem Volke ihn nicht retten, am Feuer eines martervollen Todes ſterben muß.

Fürſtin. Gonzago! Wie beleidigen Sie mich immer mehr? Was that ich Ihnen, daß ſo harte Worte Sie gegen mich — gegen Ihre Gattin, Mutter dreyer Kinder, deren eins der Himmel ſchon ſein Eigenthum nennt, gegen die treue Gefährtin Ihres Lebens . . .

Fürſt. Halt ein! — (ſich faſſend und ernſthaft) Ich bat Sie oft, Madam, mir von einer gewiſſen Bekanntſchaft Rechenſchaft zu geben, die ſich im Kloſter angeſponnen, eh' ich Ihre Liebe und Ihre Befreyung ſuchte, die bey dem weitgewölbten Himmel ich niemals für unſchuldig hielt, die ich aber überſahe, weil ich kein Recht über Vorzeit zu haben glaubte. Sie wiſſen, ich habe jedesmal gezittert, wenn Sie das Wort Treue ausgeſprochen. Jetzt nannten Sie es wieder, und alſo Rechenſchaft!

Fürſtin. Sie übertreiben, mein Gemahl. Sie ſelbſt erwähnten, der Vorzeit Dinge wären

Ihrem Forſchen kein Gegenſtand mehr. Geſetzt, ich hätte damals jenen Prinzen geliebt —

Fürſt. Ach was vom Prinzen — vom Dominikaner iſt hier die Rede, der ſchon damals ſechszig, jetzt neunzig Jahre zählt; der in den dreißigen der ſogenannten Chriſtenheit vielleicht ſo viel tauſend Opfer übergeben; dem ſeiner Jahre Zahl ganz aus dem Gedächtniſſe geflohen ſeyn mußte, wenn er ein blühendes Mädchen nach dem andern für ſeine heilige Perſon ſich rauben und aufbewahren ließ. Ich wünſchte ihn einmal ſo vor Gottes Throne zu ſehen, wie die Unſchuldigen vor dem ſeinigen ſtanden! Wie viele Damen unſers Hofes würden dann auftreten, und über Abweſenheit von Monaten und Jahren, über Buße und Beſſerung, und über die geheimen Zimmer des heiligen Hauſes einen fürchterlichen Aufſchluß geben.

Sie kennen dieſe vielleicht nicht, waren wahrſcheinlich zu gefällig, ihrer zu bedürfen.

Fürſtin. Erſchrecklich, Fürſt! Ich kann von meinem Erſtaunen mich kaum erholen. Sie wagen's, den Mann zu läſtern, den ganz Spanien heilig nennt?

Fürſt. O der verdammten Heiligkeit! die ſtatt des Glanzes der Finſterniß bedarf; die ge-

heimer Zimmer ſich zum Aufenthalt ihrer Freuden bedienen muß; die niemand ſehen darf; die unter Menſchen mit dem düſtern Blicke, den ihre Beſchäftigung zu morden fordert, umherwandelt, und der niemand ſich ins Geſicht zu ſehen getraut, ohne daß der Mordſtahl in ſein Herz zu fahren ſcheint, oder er ſich ſchaudernd auf einem Scheiterhaufen träumt, und vor dem Feuertode friert.

Fürſtin. Sie ſind von Sinnen, Fürſt. Ihr Verſtand hat gelitten ...

Fürſt. Erſt geben Sie mir Rechenſchaft, dann etwas mehr von Beweiſen meines vollen Verſtandes. Was machte der Dominikaner Gott die ganze Nacht in Ihrem Palaſte, als ich von Aranjuez einſt ſchnell und unerwartet nach Madrid zurückkehrte? Hatten Sie der Sünden ſo viele, daß Sie einer ſo langen Abſolution bedurften? Ich weiß wohl, daß die Herren, die dieſen Schlüſſel in Händen haben, ſchönen Damen auf ihren Zimmern gern ertheilen, was andere von ihnen nur aus gottgeweihten Häuſern fordern können. Was war ſein Geſchäft bey Ihnen? Das iſt's, worüber Sie mir Rechenſchaft zu geben ſchuldig ſind.

Fürſtin. Da Ihr Verdacht Verbrechen ſchon iſt, Gonzago, ſo wag' ich's nicht einmal, ein Wort darauf zur Antwort zu erwiedern. Verſchlafen Sie den Rauſch von falſcher Eiferſucht. Was man im Stillen von der Kirche Wohlfahrt ſpricht, bedarf auch nicht einmal der Gatte zu wiſſen.

Fürſt. So! Alſo keine Rechenſchaft? In Spanien verläßt das Weib wohl Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern, und den ganzen Haufen anderer Anverwandten, um ihrem Manne zu folgen, den Beichtiger aber nicht. Der Kirche Wohl, der Ketzer Brand, geht über alle Pflichten, die Gott befahl. Wohlan, ich öffne Ihnen den Schleyer. Ich glaubte immer Sie mir treu, außer wo Barmherzigkeit gegen Diener der Kirche ins Spiel kam. Deswegen, Fürſtin, hielt ich Sie — für meine Frau im Zirkel der Welt. — Genug hievon! Jetzt einen Beweis meines vollen Verſtandes. Mein Sohn Johann, mein Sohn — merken Sie wohl auf, daß ich das wiederhole — mein Sohn Johann, den Sie im Himmel glauben, iſt noch nicht dort, wallt noch auf dieſer Erde, und ich hab' ihn den Ungeheuern entzogen, die ihn verderben wollten.

Fürstin (wild und brausend.) Barbar! Sie Unmensch! Meinen Sohn Johann zurück! Ich will ihn, ich fordre ihn von Ihren Händen, den Lieblingssohn. Ein solches Ungeheuer seyn zu können, hätte ich Ihnen nimmermehr zugetraut! Hä! ich will diesen Sohn zurückhaben, und die Stimme der heiligen Gerechtigkeit soll ihn mir zuführen.

Fürst. Um ihn in der folgenden Stunde den Vorbereitungen zum Scheiterhaufen zuzuführen. Dieser Sohn darf Spanien nicht wieder sehen. Vor zwey Jahren sprach ich ihn. Meine Reise, die Sie meiner Gesundheit wegen gethan glaubten, geschah um seinetwillen. Da sah ich den Mann, den wohlgebildeten Mann an Leib und Seele. Henriks hat ihn ausgebildet, wie ich ihn entworfen.

Fürstin. Der Ketzer, der entflohene Ketzer nahm ihn also mit? O daß ich ihn doch in Flammen braten sähe, diesen Ungläubigen, der meinen Haß vom ersten Augenblicke an trug, da ich ihn sahe!

Fürst. Und Ihren Sohn mit ihm brennen sähen, und Ihren Gatten dazu?

Fürstin.

Fürstin. Sie wissen es, der bedrängten Mutter das Schwert vollends ins Herz zu stoßen. Nein, mein Johann wird sich von mir lenken lassen. Ich will ihn sehen und versuchen, ihn in den Schoos der wahren Kirche einzuführen; er wird mir folgen. Er wird der Mutter Herz nicht durchbohren wollen, wie sein grausamer Vater.

Fürst. Sie wollen ihn sehen, Maria? Sie wollen mit mir zu ihm reisen?

Fürstin. Ja, ich will es. Das mütterliche Herz kann dies verirrte Schaf nicht in der Wüsteney lassen.

Fürst. Aber wenn er Sie überzeugt, daß alle Menschen Brüder sind, wollen Sie dann aufhören, Ketzer zu verfolgen, wollen Sie dann Ihres Gatten Leitung sich überlassen, Wohlthäterin der ganzen Menschheit ohne Einschränkung werden?

Fürstin. Ich will es, wenn er meinen Gründen etwas entgegen zu setzen vermag. O, warum liebe ich denn diesen Johann mehr als meine übrigen Kinder?

Fürst. Lassen Sie mich das nicht entwickeln. Ich will alles vergeben, alles vergessen, wenn Sie Ihren Haß gegen die Menschen ablegen. Sie sind sonst ein so liebenswürdiges Weib. Sie ha-

ben so viel Eigenschaften, die der Herr nur seinen Heiligen giebt; Sie verbreiten Wohlthaten über die Armen, und können erst fragen, wes Glaubens der Arme ist? Die Sache der Menschheit weiche nicht, sondern sie verdränge die meinige. Ich will Sie lieben, hochschätzen, anbeten. Ueberlegen Sie das, Fürstin; und kommen Sie, wenn Sie wollen, Sie sollen mich zu einer Reise bereit finden, die dem Menschengeschlechte einen Engel wiedergiebt, den falsche Diener der Kirche ins Reich der Hölle leiteten. (ab.)

Fürstin. Was versprach ich? O, ich hätte darauf dringen sollen, ihn hier zu sehen, damit ich den Ketzer von ihm trennen, und ihm hätte beweisen können, in welcher Gefahr seine Seele schwebte! Was will ich dort ohne den Beystand derer, die Macht in den Händen haben? Wird mein Johann nicht an diesem Henriko hängen, wie der Leib an der Seele? Und wird etwas anders als der Tod Beide trennen können?

Aber ich erfahre doch den Ort seines Aufenthalts, und dann — Ja, der Arm der Religion reicht über Meere hinweg, und donnert in der Entfernung zu Boden, die sich ihm widersetzen. (ab.)

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Inneres Zimmer desselben.

Der Großinquisitor, ein Greis mit Silberhaaren, ehrwürdigen Ansehens, Sanftmuth in allen Mienen, Spuren des genossenen und noch genießenden Lebens; sitzt in einem Sessel. Vor ihm steht:

Pater Innozenz.

Großinquisitor.

Nun, wie weit, mein lieber Pater Innozenz, sind Sie mit Philipps Gattin?

Innozenz. Nicht viel weiter, als ich war. So unerschüttert sah ich noch keine weibliche Tugend! Daß sie aufrichtig alles sagt, beweist die Aengstlichkeit, mit welcher sie ihr eignes Herz bewacht. Es sind Jahrhunderte gewesen, und werden Jahrhunderte noch seyn, und keins von ihnen erlebte ein Beyspiel ihr gleich, noch wird es erleben.

Großinquisitor. Ihr Feuer, Innozenz, Ihr tiefer Menschenblick empfahl Sie mir von

jeher. Deswegen hob ich Sie aus Tausenden, von denen Sie allein nicht kriechend baten, herauf zum Posten, wo Sie itzt stehen. Verbinden Sie Domingo's Schlauheit, verbinden Sie das mühsame Forschen nach Opfern, die uns werden müssen, wenn wir bestehen wollen, mit Ihren seltenen Talenten, dann können Sie vielleicht noch eher als er das Amt bekleiden, das man mich bald zu verlassen zwingen wird. Dann können Sie der Religion ein starker Arm, wie ich es war, einst werden —

Innozenz. Ach, Kardinal!

Großinquisitor. Was seufzen Sie? Ein Seufzer aus dem Munde eines Mannes, der mir so nahe steht, der meinem Herzen so viel ist, der meines Glanzes in Spanien der zweite Stral ist, muß mir nicht allein unerwartet, er muß mir befremdend — er muß mir unangenehm seyn. Erklären Sie sich deutlicher. Sie dürfen's wagen, vor mir zu reden — ohne Rückhalt. Was Sie drückt, das muß — ich muß es wissen, bedarf es mehr zu wissen, als der Vater des Sohnes Seelenkummer. Reden Sie!

Innozenz. Ich fasse Muth. Ach, Ihro Eminenz, das Feuer, welches das Studium un-

sers Ordens in mir anfachte, welches der heilige Einfluß der Religion zur Flamme werden ließ, welches durch Ihr Beyspiel, Blick und Worte so hoch loderte, daß es Ihnen in die Augen fiel, scheint mir herabgesunken.

Großinquisitor (lächelnd.) Und selbst mein Blick vermag's nicht mehr zu heben? — Und wer ist's, der eine so zur Gottheit lodernde Flamme verlöschen zu wollen sich erkühnen könnte? Ich habe doch der Augen viel, wüßte fast nicht, wo ich noch welche anzubringen vermögend wäre, und sollte den Jemand nicht bemerkt haben, der Ihnen Kummer machen könnte?

Innozenz. Nicht Kummer, Kardinal, nicht Kummer über das, was die geheiligte Religion von mir verlangt. Nur Zweifel, ob der Menschen Blut, das oft von unsern Feueraltären raucht, auch ganz mit Recht, ganz als Wohlgefallen dem Herrn zum Himmel rauche. Und der Gedanke kam nicht aus mir. Die Königin ließ jüngst ...

Großinquisitor. Die Königin? Bedenken Sie, Innozenz, was Sie sagen. Bedenken Sie, daß jedes Wort, das weiter, um eine Wahrheit zu bestätigen, die noch in meinem Herzen dunkel liegt, aus Ihrem Munde geht, diese Königin

uns näher bringt. Denn Königinnen gehören uns, wie jeder andre. Jetzt gehen Sie. Kommen Sie morgen wieder. Heute überlegen Sie, was Sie auf meine Frage von der Königin Zweifeln mir antworten wollen, ohne die gesalbte Person mir verdächtig zu machen.

(Innozenz ehrfurchtsvoll ab.)

Großinquisitor. Ein kühner Mensch, bey Gott! Nicht viel fehlte, er hätte sich ganz vergessen. Indessen hat er sich schon um den Großinquisitor geschwatzt.

(Er schlägt ein Buch auf, welches auf einem Tische neben ihm liegt, und streicht Innozenzens Namen durch.)

Hier ist er auf ewig verlöscht! Noch eine Thorheit, und er muß ins Kloster —; ein einziges Wort dann seinen Brüdern, und seines Lebens Länge verlöscht, bey vollem Reichthum an Nahrung. Mir hast du nichts vorzuwerfen, Innozenz. Was ich dir itzt gerathen, spricht mich frey.

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Prinzessin Eboli.

Markise Mondekar. Gräfin Velasko. Prinzessin Eboli.

Mondekar.

Es ist eins meiner seligsten Gefühle, Prinzessin, daß Sie sich so wohl bey uns befinden —

Velasko. Daß Sie so glücklich sind, vom Klosterleben auch nicht den kleinsten Ton mit sich genommen zu haben —

Mondekar. Daß Sie so treflich sich in alles schicken, daß auch die Königin bereits erklärt, sie wisse sich lange nicht so gut unterhalten, als seit der Zeit die Fürstin Eboli in unsrer Mitte sich befinde.

Eboli. Die Königin ist gütig genug, rohe Natur für Bildung anzunehmen.

Mondekar. Sie haben Recht. Die Königin vergißt zuweilen, daß sie in Spanien lebt.

Eboli. Wie so, Markise? Klingt das doch fast, als ob's ein Vorwurf für die gute Elisabeth seyn könnte?

Velasko. Die gute Elisabeth! Prinzessin! welch ein Ausdruck! Diese rohe Natur würde Sie der König schwer empfinden lassen, wenn er sie jemals hörte. Das ist die Ehrfurcht der Majestät beleidigt.

Eboli. Wir sind ja unter uns, meine Damen; da, denk' ich, legen wir das Ceremoniel ab.

Mondekar. Ja wohl, Prinzessin! Velasko, Sie haben Unrecht. Ich wünschte sogar, daß unsre neue Freundin bey dem Einfluß, den sie auf den Monarchen zu haben scheint, der sie nicht aus den Augen läßt, ein wenig daran arbeitete, den Zwang aus unserm Leben zu entfernen.

(Heimlich zu Velasko.) Wir müssen sie ermuntern, die Etikette zu verletzen, so werden wir sie los.

Eboli. Dazu bin ich zu wenig. Und wegen des Monarchen bitte ich, nie wieder mit Ihrer Dienerin zu scherzen. Weit lieber würd' ich Ihre Vertheidigung wegen Elisabeth hören.

Mondekar. Vertheidigung bedarf es nicht. Die Leichtigkeit ihres Bluts verleitet sie, hier die Pariserin zu spielen. Der König liebt sie, und deswegen sieht er ihr vieles nach. Die Liebe ist vergänglich. Sollte er einst den Stolz blos in Erwägung ziehen, so dürfte Elisabeth manchen Verweis, ja wohl manche Ahndung davon tragen.

Eboli. Die ich ihr nicht gönnen würde. Ihr sanftes Wesen ist Balsam jedem, der ihr nur ins Auge blickt, ins schöne Auge, das bey so viel Feuer so viel Herablassung und Güte zeigt. Mir erscheint sie immer wie eine Heilige, vor welcher Philipp sich beugen sollte. —

Velasko (heimlich zu Mondekar.) O wenn sie das einmal nur sagen sollte, daß der König es hörte!

Eboli. Sie scheint so unverletzlich tugendhaft, daß neben ihr nicht tugendhaft zu seyn die größte Sünde wäre. Sie hat dabey so viel Verstand, daß sie im ersten Blick durchschaut, was sich ihr nahet. Ich würde mich fürchten, nur einen Gedanken in ihrer Gegenwart zu denken, der mich erröthen machen könnte. Ich dächte, sie entlarvte ihn gleich.

Mondekar. Sie Schwärmerin! Sie schließen vom Kloster auf den Hof. Da sieht man nichts, wie man es sieht. Da folgt man den Begriffen, die Zwang und Zurückhaltung mit sich bringen. Sie glauben vielleicht, Elisabeth bekümmre Ihr Herz und Ihre Denkungsart, und Ihre innern Gefühle, wenn sie Sie so genau betrachtet. Nichts weniger. Nur Ihre Schönheit ist's, die sie beschäftigt. Diese nur erregt in ihr die ungetheilte Aufmerksamkeit.

Eboli. Markise! wenn Sie meiner nicht spotten, so bitt' ich Sie, entfernen Sie mich nicht von der großen Idee, die ich von dieser Königin gefaßt, die zu verlieren mein Leben am Hofe sehr verbittern würde. Die Königin ist selbst so schön, daß es nur Eine Leidenschaft geben kann, die sie auf meine mir selbst unbekannten Reize achten lassen könnte.

Mondekar. Ertapp' ich Sie auf einer Heucheley? Nein, Eboli, die eine so schlaue Bemerkung machen kann, schwebt nicht in Ungewißheit des Werths, den sie besitzt. Die Königin soll eifersüchtig seyn. Sie reimen das nicht damit, daß sie Sie dennoch an den Hof zog. Ich reime das sehr gut. Wer schön ist, liebt es sehr, mit etwas

Schönem umgeben zu ſeyn, und fürchtet doch zu gleich, was um ihn iſt, das möchte ihn endlich gar des eignen Glanzes berauben. Im erſten Blicke auf Sie bedachte die Königin das nicht. Da Sie jetzt einige Wochen hier ſind, da Ihre Reize ſich immer mehr entwickeln, da ſo Viele an Ihrem Anblick lüſtern ihre Augen weiden, da ſelbſt der König ſich in Ihren Augen ſehr gern zu ſpiegeln ſcheint, da fällt's ihr auf. Auch kämpft in ihr der Kampf, ob ſie nicht wirklich um vieles ſchöner iſt.

Eboli. Markiſe, Sie verwirren mich. Sie legen einer Unerfahrnen zu viel auf einmal von den Schlingen vor, womit man an den Höfen gefangen wird.

Velasko. Nicht doch, Prinzeſſin; alles iſt nur Vorſpiel von dem, was Sie doch wiſſen müſſen. Der Königin bleibt immer der Glanz, der ihr als Königin gebührt, voraus, auch wird es keiner wagen, am ganzen Hofe wagen, nur entfernt zu äußern, daß Sie ihr gleich ſind. Man hält die Blicke ſelbſt im Zaum. Nur flüchtig ſieht man auf Sie, bey ihr verweilt man ſich länger. Ehrfurcht wird ihr ſtets den Ausſchlag ge-

ben. Allein, wenn erſt der kompetente Richter erſcheinen wird —

Mondekar (heimlich.) Bravisſimo, Velasko; weiter —

Eboli. Der kompetente Richter? Gräfin, Sie ſprechen räthſelhaft. Ich kenne dieſe Sprache noch nicht, die ſich mit Bildern blos behilft. Löſen Sie mir den Traum.

Velasko. Der Richter iſt Prinz Karlos, der Erbe der Krone Philipps, und der weiten Reiche, und aller Schätze, und aller Menſchen in den ausgedehnten Provinzen, ſo wie am Hofe. Er darf's wagen, ſein Urtheil frey zu fällen, und in ſeinen Augen gewinnen Sie, weil jene ſeine Mutter iſt.

Eboli. Sie ſcherzen grauſam. Als ob Spanien, als ob der Hof ſelbſt nicht ſo viele hätte, die mich an Schönheit übertreffen.

Mondekar. Wozu verſtecken Sie ſich hinter ſo alltägliche Entſchuldigungen? Hier iſt die Rede nicht von dem, was einzelne Männer ſich unter Schönheit träumen. Hier iſt der Standpunkt, was die Conventionen des Hofes mit ſich bringen. Wir gehen nach Aranjuez. Der junge Prinz erſcheint dort. Die erſte Frage an den erſten Höfling iſt natürlich: welchen Damen die er-

ſten allgemeinen Opferblicke fallen? Man ſagt ihm, die Königinn und die Prinzeſſin Eboli kämpfen; der Kampf ſey unentſchieden noch. Der Triumph, Prinzeſſin, wird Ihnen gehören.

Eboli. Jetzt ſeh' ich's, meine Damen, völlig ein, daß Sie ſich luſtig über mich zu machen Belieben tragen. Laſſen Sie uns nun von ernſtern Dingen reden.

Ein Page (tritt ein.) Die Königin wünſcht Ihre Gegenwart, Prinzeſſin!

Eboli. Ich erſcheine ſogleich. (Page ab.) Suchen Sie ſich indeſſen die Zeit zu verkürzen. So bald es möglich, bin ich wieder bey Ihnen.

(ab.)

Mondekar. Er war vortreflich, Velasko, der Einfall mit dem Prinzen. Sie hätten ihn nie beſſer anbringen können. Sie ließen anfangs den Neid ſchon etwas blicken, in den die junge Thörin, in den der Vorzug, welchen die Königin ihr ſchenkt, uns nothwendig verſetzen muß. Allein ſie darf ihn nie gewahr werden! Sie muß uns immer für ihre erſten Freundinnen halten, damit ſie keinen andern ihr Herz zu öffnen Gelegenheit finde, ſo gehen wir in unſern Unternehmungen um ſo gewiſſer.

Velasko. Sie hatten das Herz der Königin in Händen, und man raubt' es Ihnen. Wenn das nicht ein Verbrechen ist, das Ihre ganze Rache verdient, so giebt es keines mehr.

Mondekar. Es hält so schwer, an Spaniens Hofe sich mit aller Klugheit zu halten, wenn man nicht auch schön ist. Dem stolzen Philipp kann man nie Erniedrigung genug zeigen, wenn man nicht Waffen hat, ihn sich selbst unterwürfig zu machen.

Velasko. Daß der Prinzessin Eboli das nicht gelinge, sey unsre ganze Sorgfalt. Ich erwähnte des Prinzen Karlos aus vielen Gründen. Wenn's möglich wäre, ihn ihr so schön, so reizend darzustellen, daß sie um seinetwillen den König vernachläßigte, dann hätten wir gewonnen Spiel.

Mondekar. Ein Plan, so gut ich ihn auszudenken nur vermocht hätte. Gemeinschaftlich sey unser Zweck, und alle Wege, die dazu anzuwenden sind — sie mögen noch so gefährlich seyn, und hätten sie meinen eignen Untergang zur ersten Klippe — ich gehe sie, um diese Nebenbuhlerin in der Königin Gnade mir vom Halse zu schaffen. Ich hasse sie, wie immer ein junges eitles Mädchen die Narben, welche der Schönheit ein

ſchnelles, trauriges Ende machten, verabſcheuen kann. Itzt gehe ich zu Iſabellen. Erwarten Sie die Prinzeſſin. Bereiten Sie ſie vor. Spornen Sie jeden Keim zu Leidenſchaften, die in ihr ſo erweckbar ſeyn müſſen, an, um ſie wo möglich in den Prinzen verliebt zu machen, ehe ſie ihn noch geſehen. Zu Hülfe will ich Ihnen dann ſchon kommen, und Phillipps Ohren ſollen die Progreſſen nicht lange verborgen bleiben. (ab.)

Velaſko. Das werd' ich; gut aber, Mondekar, daß Sie die weiſe Lehre ſo oft mir wiederholen, die Heucheley der Freundſchaft nie aus den Augen zu ſetzen. Wo möglich, will ich meinen Plan ſo anlegen, daß Beide drüber fallen, und ich dann als Erſte ſtehe. Wenn ich noch bedenke, daß ich die ſchwache Stunde, die ich ſo liederlich verſchwendete, ſo mächtig itzt brauchen könnte, ſo möcht' ich raſend werden. Und wüßten Sie es, Mondekar, wie zwiefach dieſe Eboli mich beleidigt, Sie würden auch ein boshaftes Lächeln noch in die Lehren miſchen, die mir willkommen ſind, wenn ſchon ſie etwas zu ſpät erſcheinen.

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Kabinet.

Philipp. Domingo.

Philipp.

Es wäre nicht viel um unser Leben, Domingo, wenn sich nicht Wünsche auf Wünsche häuften, wenn nicht ein Gefühl der Vollkommenheit dem andern Platz machte, und dieses dann wieder in Unvollkommenheit herabsänke. Und doch ist's schlimm, daß dem Gott der Erde, dem die Welt zu Gebote steht, nicht alles zu Gebote stehen kann, was seinen Wünschen Höhe gewährt.

Domingo. Es sind der Augenblicke wenig, in denen Philipp kleinmüthig erscheint.

Philipp. Kleinmüthig! Wer wagt das zu sagen? Domingo! nicht noch einmal das Wort. Kleinmüthig läßt sich nur bey Dingen seyn, zu denen Muth erfordert wird. An Muthe fehlte es Philippen noch nie. Wohl aber an Gelegenheit,

heit, ſeinen Muth zu zeigen. Wer könnte von Philipp Muth fordern?

Domingo. So hätte ich recht gerathen, Ew. Majeſtät? So wär' es diesmal nicht der Wunſch nach neuen Königreichen? Nicht der Gedanke, das, was von der Welt noch Schatten von Monarchen das ihrige nennen, ſeinen unüberſehbaren Reichen einzuverleiben? So wäre es eine von den Kleinigkeiten, zu denen Philipp nur Willen bedürfte, ſich aber gern im Willen zuvorkommen läßt?

Philipp. In Wahrheit, Domingo, das war gut geſprochen. So ſpähen kannſt Du nur in das Innerſte meines Herzens. Eine Kleinigkeit, eine wahre Kleinigkeit, die vielleicht — nur Philipps Körper angeht.

Domingo. Die Wirkung von einem Paar Augen, in welchen die Majeſtät las, daß ſie auch Königen fürchterlich ſeyn, daß ſie auch ihnen unruhige Nächte machen können.

Philipp. Du biſt ein feiner Beobachter. Ich glaube außer dir —

Domingo. Verzeihen Ihro Majeſtät, daß ich Sie unterbreche. Ich wollte ein Verdienſt nicht ganz über mich ausſprechen laſſen, das mir

nicht gehört. König Philipp glaubt, außer mir hätte ihn niemand bemerkt. Ich glaube Viele; ich denke Vielen die Bemerkung abgelesen zu haben.

Philipp. Du glaubst, Domingo? Dein Glaube könnte sich weit erstrecken — Die Königin? —

Domingo. Die würde sehen, und doch nicht glauben. Nein, Sire, das sanftmüthige Lamm glaubt an eine Unschuld, an eine Tugend, die wir wohl von der Erde verbannt wissen, und doch froh sind, daß sie unter Weibern, wenn schon sparsam, doch noch Statt findet.

Philipp. Auch wollt' ich um vieles nicht, daß sie glaubte, es wäre anders mit mir. Und wenn sie es auch sähe, müßte man suchen, sie im Glauben zu erhalten, daß es nicht wäre — Suchen — sagt' ich? Nein, ich befehle, man soll sie in diesem Glauben erhalten.

Domingo. So lange Innozenz lebt, wird's uns nicht fehlen können, diesen Befehl Ew. Majestät zu vollführen. Und vergißt Pater Innozenz seine Pflicht, so hört er auf zu leben.

Philipp. Königinnen sind immer die mächtigsten nach dem Könige, wenn sie es auch nicht

zu seyn scheinen. Sie sind es, weil sie Gewalt über Könige haben können, wenn die Könige sie sie nehmen lassen. Allein, wenn sie sie auch nicht haben, so glaubt man's dennoch, und es wird ihnen, wenn sie es wollen, sehr leicht, es glaublich zu machen. Thun sie das einmal, so sammeln sie sich Kreaturen um sich, und diese werden dem Könige, selbst dem größten — selbst dem einzigen, gefährlich. (Sehr ernsthaft.) Sorgt dafür, Domingo, daß aus Eurem Stande niemand sich zu einer solchen Kreatur gebrauchen lasse; so wird kein andrer wagen, es seyn zu wollen.

Domingo. Ich hafte dafür, Sire. Aber Ew. Majestät verlassen den angenehmen Weg, um für einen dornigen sich zu hüten, den Ihre unterthänigen Diener Ihnen doch ebnen können und werden. Es war von einem Paar Augen die Rede, die Ew. Majestät in augenscheinliche Verwirrung brachten.

Philipp. Wenn es so gewesen seyn soll, so mag es so gewesen seyn. Die Augen waren neu für Spaniens König. Es waren ungeübte Augen, wir sind nur gewohnt, geübte zu sehen. Es waren Augen, die dem milden sie erwartenden Feuer entgegenglänzten, es aber noch nicht

aufgenommen hatten. Es ſchien deutlich in ihnen zu leſen zu ſeyn, daß der Cherub der Unſchuld der einzige ſie beſchützende Engel gegen einen Brand ſey, der viel Löſchung erfordern würde.

Domingo. Sie hatten in der That der Heiligkeit ihr Eigenthum geraubt, ohne Ihre Natur abgelegt zu haben. Was ein Kloſter nicht vermag, Sire? Der einzigen wegen verdienten die Sünden aller übrigen Abſolution.

Philipp. Wohl, daß Du ſo ſchön vertheidigen kannſt. Denn in Eure weibliche Kloſtermoral ließet Ihr wohl nicht gern einen Monarchen ſehen, aus Furcht er mögte gewahr werden, Ihr ſchwelgtet mehr als er. Das ſind die Schlupfwinkel, wo Ihr verbergt, was Ihr Euch auserleſen. Ich bin doch meiner Gemahlin Dank ſchuldig, daß dieſe Augen bey der letzten Einkleidung im Klarenkloſter Eindruck auf ſie machten.

Domingo. Doch war die Prinzeſſin Eboli nicht für das Kloſter beſtimmt.

Philipp. Sehr verwägen, daß man einen Namen nennt, ehe ich noch dieſen Ton angab. Für dieſe Verwägenheit, Pater, mögt Ihr die Buße thun, die Prinzeſſin mir geneigt zu machen.

Domingo. Ew. Majeſtät ſind zum Erſtaunen gütig. Sie belegen mich mit einer Buße, die, einem andern aufgelegt, mir mein Grab bereiten würde.

Philipp. Und getraueſt Du Dir wirklich, Dominge, das Gebäude einer Tugend, in einem Kloſter gebaut, zu untergraben, eine vielleicht gemachte Heilige zur Sünderin für den König Philipp umzuſchaffen?

Domingo. Sire, der Stich wirkte tief. Nur von dieſem Philipp war er zu ertragen. Ich weiß, daß die Prinzeſſin Eboli unter meines gleichen erzogen iſt, ich weiß, daß der Name des einzigen Erdengottes nur genannt, dem Fantom Tugend die Eiſenſtärke nimmt — allein es giebt einen Eigenſinn der Natur, der junge Mädchen elektriſch an Jugendfeuer zieht, und dem Männerreiſe nur nach gemachten Erfahrungen behagt.

Philipp (ernſt.) Wogegen Domingo doch wohl Mittel wiſſen wird, die er ſeinem Könige nicht erſt vorzuerzählen braucht. Oder ſollte das vielleicht Rache ſeyn? Gegen einen König, der es an Gütigkeit weder noch an Belohnung fehlen läßt, pflegt man ſonſt nicht rachgierig zu ſeyn. Aber die Herren mit den Vorrechten des Himmels

erlauben ſich zuweilen dergleichen. Domingo! daß Ihrs wißt! Nur der Beſitz der Fürſtin kann Euch dieſer Freyheiten Ahndung erkaufen. (ab.)

Domingo (allein.)

Da geht er hin, als ob ich ſeine Dreburg für baare Münze nehmen müßte. Als ob ich dieſen Auftrag, deren ich ſo manche ſchon für ihn ausführte, blos übernähme, um mir ſeine Gnade zu erkaufen. Schwacher Philipp! der du dich den Gott der Erde dünkſt — wenn du es wiſſen ſollteſt, daß du der Sklav deines Beichtigers biſt — daß er und der Großinquiſitor regieren, während du zu regieren glaubſt. Wem ſollte man wohl dieſe Stelle geben, als dem, der in dem ganzen Königreiche der Zweite iſt? Und dieſen Zweiten ſchützt man, und hütet ihn ſo ſtark, daß dein Verfahren und deine Rache ihn nicht treffen kann. Und du und alle deine Großen — dein Alba ſelbſt ſteht nach uns.

Seine Grauſamkeit könnte nicht wirken, wenn wir ſie ihm nicht zuließen! Und dich bedürfen wir, um das zu decken, was wir thun. Ein König ohne Sünde, das wäre für uns ein ſchöner König; dann wär es Zeit fürs heilige

Gericht, seinen Zepter niederzulegen, und zu werden, was wir die überflüßigen unter uns werden lassen — Bettelmönche —

Was hätten wir, um Könige im Zaum zu halten, wenn ihr Gewissen uns nicht ein Recht über sie verschaffte? Und wenn wir Sünden von ihnen hinwegzuwälzen uns bemüheten, wie bald würden wir dann mit den unsrigen ihr Gespötte werden, sie an uns ahnden, wovon sie sich frey wüßten?

Vergeben, wenn sie sie gethan haben — auch noch ehe sie sie thun — das ist der große Stein, durch den wir die Grube aller Gräuel bedecken. Im voraus, Philipp, geb ich dir den Ablaß, dir und der Prinzessin Eboli, und weide mich an der Unruhe, die dieses Spielwerk unmöglich aus deinem Herzen vertilgen kann. (ab.)

Madrid.

Palast des Fürsten Gonzago.

Fürst. Die Fürstin. Prinz Eboli. Prinzessin Eboli.

Prinz Eboli.

Ihr Wille, Fürst und Vater, ist ein Heiligthum, das keines Ihrer Kinder verletzen darf. Doch wagt es kindliche Theilnehmung an allem, was Sie angeht, um einige Beruhigung zu bitten. Schon zum zweitenmal verlassen Sie Spaniens Grenzen, Ihren König, Ihre Kinder, und wagen unter Ketzer sich.

Fürst. Die Frage gilt wohl Deiner Mutter, Prinz. Ich sahe Dich noch nie besorgt um mich. Man frage sie, ob ihre Reise nicht ihr freyer Wille, man lasse sich von ihr die Antwort auf alles geben. Ich überlasse Euch dem Schutz des Himmels.

(Er will ab, die Prinzessin wirft sich ihm zu Füßen.)

Eboli. So weg von mir, mein Vater, ohne den Segen des väterlichen Abſchiedskuſſes? Das Kloſter entriß mich dem, der mir das Leben gab. Acht kurze Tage gönnte mir das Glück nur bey Ihnen zu ſeyn. Ich nannte mit Entzücken den Vaternamen, fühlte mich ſo ſelig im Blick, der ſanft nur auf die Tochter zu fallen ſchien. Die wenigen Lehren, die Sie mir in jenen Tagen gaben, wirkten ſo auf mich, daß noch kein Beyſpiel, das am Hofe ſo verderblich iſt, mir ſchädlich werden können. Sie waren mir immer vor Augen. Ich murre nicht über Ihre Entfernung, Vater; allein, ehe Sie ſich ſo ſchrecklich von mir trennen, entlaſten Sie mich doch des Gedankens, daß Sie mich haſſen.

Fürſt. Steh auf, mein Kind — der Himmel ſegne Dich. Mein Segen begleite Dich, wo Du auch gehſt. Und laß mich nun; ich ſehe Dich in Deiner Wohnung, ehe ich reiſe.

(ſchnell ab.)

Fürſtin. Man laſſe ihn. Ihn drücken Sorgen, die wir nicht kennen.

Prinz. O, ich kenne ſie! Er haßt die Kinder, weil ſie an der Mutter hängen. Er haßt

die Kinder, weil ſie beſſere Chriſten ſind, als er. Er iſt ein Ketzerfreund.

Fürſtin. Ich verbiete Dir, bey meinem mütterlichen Fluch, je die Beſchuldigung wieder auszuſprechen, den Vater, der Dir immer ehrwürdig bleibt, wenn er Dich auch nicht liebt, in dieſer Art zu läſtern.

Prinz. Zu läſtern? Mutter! Haben Sie nicht ſelbſt in mir den Argwohn aufgeregt?

Fürſtin. Man kann ſehr füglich ſich in ſeinem Glauben irren, und iſt deswegen noch kein Ketzerfreund. Ich habe oft von Deinem Vater geſagt, daß die Erziehung, die er genoß, ihm nicht ſo ganz die Fähigkeit gegeben, die Heiligkeit ſeines Glaubens einzuſehen. Ich verzweifle darum nicht, ihn auf den rechten Weg zu bringen. Dieſe Reiſe ſelbſt ſoll dazu dienen.

Prinz Ueber dieſe Reiſe mußte ich ſchon manches hören. Mutter, es iſt nicht recht, daß Sie den Verdacht, den man von Seiten des heiligen Tribunals ſchon gegen unſern Vater hegt, auf uns fortpflanzen wollen. Sie haben ſich ihn ſchon erworben. Der Pater Hieronymus, der beym Großinquiſitor ſehr hoch am Brete ſteht, begegnete mir geſtern, und ſagte mir geheimniß-

voll: „Mein Prinz, verhindern Sie, daß Ihre Mutter nicht sich und Ihren Vater ins Unglück stürze Man ist aufmerksam.“ Ich wollte nähere Erklärung. Er legte seine Finger auf den Mund. Nach einigen Fragen über andre Dinge, kam ich zu verschiedenenmalen wieder auf den, meinem Herzen am nächsten liegenden Text. Er entdeckte mir hierauf, des Fürsten Zweck sey sicherlich kein andrer, als Sie, die bis jetzt dem Tribunal eine große Stütze waren, von demselben zu entfernen. „Wer nicht bleiben will, sprach er, „den lassen wir gehen. Allein wir folgen ihm, „und ihre Mutter ist zu theuer uns, als daß wir „unbewacht sie unter Ketzern irren lassen sollten.“

Fürstin. So besser denn, mein Sohn. Ich freue mich, daß man die Achtung mir bezeigt. Itzt, Kinder — Anna, was fehlt Dir? Woher die sorgenvolle Bekümmerniß?

Eboli. O Mutter! Ohne diesen Vater, fürcht' ich, werd' ich nicht glücklich seyn. Warum nicht mich ihm zur Begleiterin, auf der gefahrvollen Reise?

Fürstin. Ich weiß es lange, Anna, daß Du mich nicht liebst. Das ist der Fluch, den der erzürnte Himmel auf unser Haus gelegt, weil dessen Haupt

ihm seinen Arm nicht leihen will. Der Prinz haßt seinen Vater — Du die Mutter, und ich — ich lieb' Euch beide. Ich such' Euch beide empor zu bringen. Ich hab' Euch beiden Stützen gegeben, die Euch zur ersten Größe im Lande bringen können. Dich liebt der König, Prinz. Wenn Du nur mäßig Dich ihm gefällig zu erzeigen weißt, wird er Dir bald des Vaters Posten geben, dem dieser schon längst entsagen wollte, und schon entsagt haben würde, hätte ich nicht um Deinet willen ihn abgehalten. Dich, Tochter, liebt die Königin, wie ihre Schwester. Doch hast Du eine Klippe, die mit der Vorsicht nur umschifft werden kann. In dieser Sache, die bald licht Dir werden wird, empfehl' ich Dich dem Pater Ulrich.

Prinz. Und Sie reisen doch? Trotz meiner Warnung, reisen Sie?

Fürstin. Ich reise im Geleite des Himmels, und, wie Du sagst, des Tribunals. Was kann mir da begegnen? Ich habe ein Gelübde gethan, die Gründe meiner Reise vor Niemand aufzudecken. Daß sie Gott wohlgefällig sind, dafür bürgt Dir mein Eifer. Sohn und Tochter! Ihr

werdet ſtaunen, wenn ich wiederkehre. Mehr kann ich Euch nicht ſagen.

Prinz. So ſey es! Verlaſſen Sie ſich auch auf meinen Eifer, Sie zu vertheidigen, und bringen Sie ſich mir geſund zurück. Ich gehe itzt zum König. Auch er ſcheint ein gefährliches Geheimniß in dieſer Reiſe zu wähnen. Ich will ihn beruhigen.

(Er küßt ſeine Mutter, und geht ab.)

Eboli. (zu der Fürſtin Füßen) Ach, Mutter, meines Bruders Munde entfloß auch nicht der kleinſte Laut für meinen Vater! O, bringen Sie auch ihn geſund zurück! Wenn Ahndungen ſich in Gewißheit wandeln können, ſo iſt er bald für uns verloren.

Fürſtin. Steh auf, meine Tochter. Der Vater ſoll Dir wieder werden. Ich ſchwöre Dir, bey meines Herzens reiner Frömmigkeit, bey der Religion, die ich verehre, die Reiſe iſt zu ſeinem Beſten. Sie iſt mir Pflicht. Itzt geh. Meine letzte Umarmung bringe Dir Liebe für Deinen Haß.

Eboli. O nein; ich haſſe Sie nicht, Mutter. Nicht eine ſolche Beſchuldigung in Ihrem

Herzen! Sagen Sie, womit ich Ihnen das Gegentheil beweisen kann, daß Sie es glauben, denn in mir ist es fest.

Fürstin. Ich bin zufrieden. Du hast meinen Segen, und mein Gebet.

(Beide ab.)

Madrid.

St. Klarenkloſter.

Zimmer der Aebtiſſin.

Aebtiſſin Reutha. Prinzeſſin Eboli.

Reutha.

Ihr Kummer drückt mich zu Boden, Eboli. Die Miſchung in Ihrer Denkungsart, die durch die Lehren meiner Vorgängerin und durch meine Grundſätze entſtanden, läßt mich fürchten, daß Sie die Gefahr des Hoflebens nicht gehörig zu verjagen wiſſen. Ich darf weder, noch kann ich den Schritt Ihrer Aeltern gut heißen. Ich ſagte es Ihrer Mutter, ſtellte ihr das Syſtem vor, in dem Sie auferzogen wären, die Zeichen, die dem Kinde ſchon von Eitelkeit und Stolz und Sucht nach Größe entſchlüpften, als es unter meine beſondre Aufſicht kam. Sie lachte, ſagte, Frömmigkeit ſey das Weſen dieſes Lebens, und Schwachheit das Geſetz der Menſchheit. Jenes bahne Vergebung dieſer; Hypotheſen, die ich um keinen Preiß

ihr nachbehaupten mögte, wenn schon, nach dem Gebrauche meiner Religion, ich selbst sie lehren muß. Doch lehre ich sie mit so viel Schonung, mit so viel Vorsicht, als mein Gewissen mir vorschreibt.

Eine Nonne (tritt ein.) Der Pater Innozenz. Ein Auftrag vom Großinquisitor bringe ihn her.

Reutha. Ins Sprachzimmer! Gleich werd' ich meiner Schuldigkeit gemäß erscheinen.

Eboli. So trösten Sie mich nicht? So meynen Sie, es sey schon Sünde, daß ich an den Freuden des Hofes Wohlgefallen finde? Ich soll mich ganz der Welt entziehn?

Reutha. So wie ich sagte, liebe Eboli. Für Sie ist nur das Kloster noch ein Rettungsmittel. Ergreifen Sie es bald, sonst geb' ich Sie verloren. Den Zeitpunkt könnten Sie nicht schöner finden. Ihr Vater, Ihre Mutter abwesend, die Königin Ihnen ergeben. Der König zu fromm, um es abschlagen zu können, zu dürfen, wenn er auch wollte — Sie weinen, Kind? Die Thränen vergebe Ihnen Gott, wenn sie aus Unmuth über meinen Rath fließen.

Eboli. Vergeben Sie sie mir! Noch eins, Aebtissin. Nach allem, was ich Ihnen von meines Vaters Besuch erzählt, vermuthen Sie nicht etwa, was hinter seinem Geheimniß stecken mag? Ich bin unruhig deswegen.

Reutha. Auch das, was ich darüber denke, ist nicht zu Ihrem Besten. Kurz, Prinzessin, damit Sie alles wissen, was Ihr Unglück auf Ihre Seele häuft, damit Sie desto eher beym Himmel eine Hülfe suchen, die Ihnen auf Erden schwerlich werden kann, so wissen Sie, daß Ihres Vaters schreckliches Geheimniß darin besteht, daß er sich nicht Ihren Vater glaubt. Bis ich zurückkehre, überlegen Sie sich das. (ab.)

Eboli. Ha! schrecklich und abscheulich! Wie licht wird mir nun sein ganzes Benehmen! Wie schön steht nun der Grad seiner Menschenliebe vor mir, und wie kann ichs so leicht erklären, daß väterliche Liebe sich nicht mit einmischen wollte, so zärtlich ich darauf bestand! Aber verrechnet haben Sie sich, Aebtissin. Ein solches Schicksal kann das Kloster nicht erleichtern. Um Ihren Zweck zu erreichen, hätten Sie mir das verhehlen müssen. Was ist denn Sünde, wenn der Mutter Laster mit ihrer Frömmigkeit bestehen können?

Zerſtreuung kann nur den Gedanken entfernen, die Wunde heilen, daß ich keinen Vater kennen ſoll. Weg aus den Mauern des verhaßten Kloſters, wo ich ſo ohne Schonung elend gemacht wurde! (ſchnell ab.)

Sprachzimmer.

Reutha. Pater Innozenz.

Reutha.

Was iſt der Wille ſeiner Eminenz, mein lieber Pater?

Innozenz. Sie laſſen Ihnen wiſſen, daß Sie die Beſuche der Fürſtin Eboli in dieſem Kloſter nicht gern ſähen, daß die Aebtiſſin ſich den Großinquiſitor ſehr verbinden würde, wenn ſie ſie hinderte; wenn ſie ſich wollte gefallen laſſen, der Fürſtin einzuprägen, daß alles das, was ihr ihr Beichtiger vertrauen — was er rathen würde, die Wahrheit, und die beſte Wahl für ihre

Handlungen wäre. Er giebt als Grund und Ursache Ihnen zu bedenken, daß Hof- und Klosterleben in ziemlichem Kontraste stünden; daß Mischung dieser Art dem Könige nicht gefällig sey; daß, was die Religion des Hofs beträfe, die Beichtiger blos zu besorgen hätten —

Reutha. Melden Sie Ihro Eminenz, daß ich gehorchen würde, weil ich gehorchen müßte; daß ich mit voller Bewunderung gestehen müßte, man sey so aufmerksam auf jedes bestimmte Opfer, daß niemanden das verdienstliche Werk gelingen könnte, Ihnen eins derselben zu entreißen. Mit vielem Schmerz erkenne ich die höhere Einsicht Ihro Eminenz, die schon den Ablaß für die Fürstin Eboli besorgen würden. Sie aber, Pater Innozenz, hätt' ich zu einer solchen Gesandtschaft nicht erwartet. Ich gratulire indessen zu der neuen Pfründe. (ab.)

Innozenz. Spott und Verachtung ist mein Lohn, wohin ich in des Großinquisitors Geschäften komme. Das regt mir immer neue Zweifel auf, wenn die alten kaum gedämpft sind. Die Königin greift mir in mein Gewissen, statt ihre Fehler mir zu eröffnen. Und ich weich, und fast überzeugt, wir haben Unrecht, kann ihr nicht

mit der Strenge antworten, die der Großinquisitor mir befiehlt. Ich wähne, man hätte mir keinen gefährlichern Dienst geben können, als diesen; und wähn' ich recht, so bin ich ihm auf die Länge nicht gewachsen. Wie der Großinquisitor ruhig schlafen kann, das ist mir unbegreiflich. Indessen werd' ich mich verstellen, so lange ich zu keiner Blutschuld beyzutragen habe.

Aebtissin! könnten Sie mein Herz durchschauen, Sie hätten es nicht so verwundet! Ich ehre Ihren Eifer für wahre Tugend; aber was diese predigt, ist jetzt in Spanien ohnmächtig.

(Er geht gerührt und niedergeschlagen ab.)

Wien.

Prinz Johanns Wohnung.

Henriko. Prinz Johann.

Johann.

Wie lauten die Nachrichten aus Spanien, mein Theurer? Ist keine Hofnung da, daß ich die Aeltern, die ich so zärtlich liebe, an mein Herz drücken, und da, wo ich geboren, die Menschen als Menschen wieder sehen werde?

Henriko. Leider, mein Prinz, hab' ich nichts von so frohen Sagen. Die Seuche des falschen unbarmherzigen Eifers frißt stärker um sich als jemals. Der Rache Wuth opfert auch die Unschuldigsten. Man darf sich vor dem Großinquisitor zeigen, mit einem Eid betheuern, dieser oder jener, weß Standes er auch sey, in welchem Amte er stehe, welchen Ruhm von Redlichkeit er auch mit seinem Namen verbinden mag — man darf ihm eine Lästerung gegen die Religion oder ihr heiliges Gericht aufbürden, so

sitzt er gleich in Fesseln, und rettet er glücklich genug sein Leben, so ist's doch um sein Vermögen und seinen Ruf, und nicht selten auch um seine Freyheit geschehen. Nach Ihres Vaters Briefen, ist Ihre Mutter eine jener Eifrigen, die dem Gerichte so Manchen wegen eines übereilten Worts, wegen eines kleinen Fehltritts zuführt. Man fürchtet sie, und bald — wird man ihr fluchen.

Johann. Ihr fluchen? Meiner Mutter fluchen? Henriko! Welch ein schreckliches Geschick? So ist die Hofnung meines Traums dahin! Ich träumte in vergangner Nacht, daß Philipp, von hunderttausend Seelenqualen tief gebeugt, den Scepter seinem Sohne Karlos abgegeben, und an des Diadems Statt die härne Kutte genommen, um seiner schweren Sünden Verzeihung durch jahrelange Buße sich noch zu erflehn. Der mildere Karlos hatte, seines Vaters Verfolgungen der Christen gegen Christen gut zu machen, dem ganzen Schreckbild der Inquisition auf einmal Einhalt gethan — sie alle seiner Länder verwiesen, und die Freyheit der Religionen eingeführt.

Henriko. Ein Riesensprung, mein Prinz,

der einem Traume kaum zu verzeihen ist; dem höchstens ein mit Mord belästigter, aus jenem Haufen, Gehör zu geben sich erlauben darf. Ueberdem ist der Träume Auslegung seltsam, seltsamer wird sie Ihnen scheinen, die Sie noch mehr an Träume glauben, als ich Ihr Lehrer, ich Ihr Freund. Vermogte ich, dem schon gekeimten eingepflanzten Uebel ganz seine Wurzel wegzunehmen? den letzten Seitenzweig derselben aus jeder kleinen Oeffnung Ihres sanften eindruckvollen Herzens herauszureißen? Der Träume Deutung, sagen heilige und profane Schriften, sey immer Gegentheil von dem, was sie uns zeigen. Es ruhe in der Seele prophezeihenden Eigenschaften etwas dem Künftigen Entgegenstehendes. Es wäre viel zu vollkommen, das Gefühl für Zukunft, wenn es so ganz vor uns aufgedeckt da läge, wenn sich nicht eine Mischung vom Ungewissen in die große Gabe unsrer Erdenhülle mit drängte. Nach allem diesen, wenn wir es als wahr für unsrer Träume Auslegung annehmen, bedeutet der Ihrige dem Karlos mehr Verderben, als Philipps hartem, starren Sinn. Und überdem ist jene Sklaverey der Kirche nicht so schleunig auszuretten, als schleunig sie entstand. Be-

nebeln läßt sich unser Geist, allein den Nebel zu zerstreuen, ist ihm schwer; mühsam nur reißt er sich vom Aberglauben, und Philipps Stolz drückt endlich noch das Siegel auf alle Leiden seiner Unterdrückten. Und wenn — was besser wäre, als die härne Kutte — auch Philipp seine Augen schlösse, und unserm Karlos, von dem wir wenigstens so viel Gutes hören, wenn wir's auch nicht persönlich an ihm kennen — die Regierung überließe, so würde ihn die Macht des Ungeheuers weit lieber morden, auf dem sichern Wege geheimnißvollen Untergangs ihn lieber morden, als sich von ihm vernichten lassen.

Johann. Ihn morden, ihn den Fürsten, dem von oben das Reich beschereet wurde? Das hieße, sich dem Himmel widersetzen, und Menschen sollten ein so kühnes Wagestück in ihrem Innern wälzen nur, und gar vollbringen? Nein, nein Henriko! das ist übermenschlich.

Henriko. Und Folgen, Prinz, werden Sie bald überzeugen, daß dem so ist. Der Menschen Leidenschaften gehn den Weg mit ihrem Glücke immer gleich. Das Tribunal der Grausamkeit hat seine Größe nur zum Gegenstand. Gott ist nicht mehr sein Gott; Religion nicht

mehr der Zweck von seinen Handlungen. In sich liegt ihm sein Gott. Jedes Inviduum arbeitet, durch jedes andre Inviduum desselben, allein auf sich. Je höher es klimmte, desto höher wollte es klimmen. Der auf der höchsten Stufe steht, der tauschte nicht mit dem Pabst; denn käme es ja zu einem Streit, so würde jenes Haupt vor ihm sich beugen müssen. Er hat der Köpfe zu viel im Sold, die er alle mit der Hofnung zu werden, was Er ist, wirbelnd macht, als daß er nicht die kleinste laute Handlung in der ganzen Welt, wo nur das Kreuz gepflanzt ist, wittern sollte, die wider ihn und sein Gericht sich regt, und Witterung der Art läßt Mord schon zu, hat Ablaß schon für Blut. Des Fürsten Schritte selbst spähen seine Diener sorgsam aus — und Karlos, o für unsern Karlos ist mir bange!

Johann. Für Karlos wäre Ihnen bange? Und das können Sie, Henriko, der Menschenfreund, der edle Mann, so trocken sagen, ohne darauf zu denken, die Bangigkeit zu einem Nichts zu machen? ihn aus der Lage wegzureißen, in der er nicht seyn kann, nicht seyn darf?

Henriko. Was glauben Sie für Karlos thun zu können?

Johann. Was für ihn? Hin zu ihm will ich mit Ihnen. Warnen will ich ihn für den Schlingen des Ungeheuers, das seinen Vater umklammert hält, damit es ihn nicht auch umklammere. Bitten will ich ihn, dem Lande, wenigstens so lange sein Vater lebt, zu entsagen, das Nattern für ihn hat. Sind ihm die Augen noch nicht geöffnet, so will ich sie ihm öffnen. Ich will ihn dann triumphirend hinwegführen. Es giebt noch mehr Länder, wo der Königssohn geehrt seyn wird, wie ers verdient.

Henriko. So wäre es leicht vollbracht. Die Worte flossen Ihnen vom Munde, und ich bin versichert, die Thaten würden fließen wie sie, wenn sich Ihnen keine Hindernisse in den Weg stellten, wenn keine Schwierigkeiten zu bekämpfen wären, wenn Muth das ganze Werk vollbrächte. Aber um in Spanien nur ein Wort reden zu dürfen, müßte schon Heucheley den ganzen jungen Mann umstimmen, er müßte sich in das Gewand des strengsten Aberglaubens kleiden können — er müßte dem Tribunal, das er verachtet, schmeicheln, um als Fremder dem Prinzen nur nahe kommen zu dürfen. Und sein Henriko, den man in Madrid als Ketzer kennt, der würde, könnt' er auch

unter anderm Namen, mit verstellten, selbst mit zum größten Theil veränderten Gesichtszügen erscheinen, schon wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Ketzer, ihm von der Seite gerissen werden. Ihre Mutter haßte mich so unaussprechlich, daß sie gewiß im ersten Zuge die Aehnlichkeit erkennen würde, und wähnen, der Hauch schon eines Menschen, der Henriko gleiche, sey fähig, von der Heiligkeit in Spanien ein Drittheil zu vergiften.

Und gesetzt, die weise Vorsicht, die gesuchteste Verstellung, die wohlgelungene Heucheley des Aberglaubens, der übermenschliche Fortgang in der Fassung, die Ihnen gar nicht eigen ist, das Wunder vom unterstützenden Himmel, daß man mich nicht erkennete — alles dieses brächte uns dem Throne nahe, wer würde dann dafür uns gut seyn, daß geheime Horcher nicht jede Worte vom Prinzen, mit dem Prinzen, auf die genaueste aller Wagen legten, wir mögten sie auch noch so verdeckt, noch so geheimnißvoll verhüllt vorbringen? Von wie viel Seiten würde man unser Geheimniß zu erforschen suchen, und hinter alles kommen — was wir an andern Orten sprachen — handelten? Und wären wir dann als

Ketzer nicht anerkannt, so giebt's in Spanien keine Ketzer mehr.

Und führten wir auch den Königssohn durch ungeheure List, womit wir Tausende zu bestricken erst unternehmen müßten, aus dem Lande, wie viele beschäftigte Diener vom Tribunal würden dem wohl folgen, in dessen Hand ihr ganzes künftiges Schicksal steht, jeden seiner Schritte zu beobachten?

Und nun, mein Prinz, noch diesen letzten Einwurf. Sie wissen, welche Aehnlichkeit sich zwischen Ihnen und dem Fürsten Gonzago nicht läugnen läßt. Die Aehnlichkeit wird jeder bemerken, jeder wird sich des Henriko erinnern, der bey Ihnen war, und jeder wird selbst dem Fürsten die Nachricht, daß ein Ebenbild von ihm sich in Madrid befinde, hinterbringen. Schließen Sie selbst nun weiter.

Johann. Sie haben Recht, Henriko. Allzuschwer liegt eine Hand vom Himmel auf meinen besten Unternehmungen für Spaniens Wohl. Ich sehe wohl, es soll der Gräuel Zahl zum vollen Maaße werden. Mein Traum von Glück, einst meine sanfte Marie im Schooße meines Hauses einzuführen, ist ein Gespenst.

Henriko. Ja, das vergaß ich Ihnen zu ſagen. Fürſt Gonzago iſt ſehr zufrieden mit der Wahl, die Sie getroffen. Allein, da Ihre Mutter nie die Einwilligung dazu geben würde, da ſie nicht weiß und nie wiſſen ſoll, daß Sie leben, ſo müſſen Sie den mütterlichen Segen entbehren.

Johann. Auch das! Wer kann dem Schickſal widerſtehen? Wohlan, Henriko, hin dann zu Marien! Sie ſey mir Mutter, Gattin, Vaterland. In ihr kann ich nur finden, was ich dort verlor. (ab.)

Madrid.

Schloß.

Zimmer der Prinzessin Eboli.

Domingo. Eboli.

Domingo (eintretend.)

Ich komme, der Prinzessin Eboli einige Worte vom Könige zu überbringen. Ich will nicht hoffen, daß ich ungelegen komme. Der kleinste Anstoß übler Laune würde meinem Vortrage nicht unterstützend seyn. In einem solchen Fall entferne ich mich, um bessere, gelegnere Augenblicke abzuwarten.

Eboli. Des Königs Philipps rechte Hand ist stets und jedermann willkommen. Den Auftrag, der von ihm sich leitet, zu hören, ist Pflicht, selbst wenn die übelste Laune unsern Geist gefangen hielte. Er ist Befehl, und diesem muß alles weichen. Der Beichtiger des Königs wird gebeten, ohne Anstand zu entdecken,

was Philipp, Spaniens Monarch und Herr der Dienerinnen seines Hofes, von einer unter ihnen wünscht.

Domingo. Prinzessin! Hören Sie mich günstig und aufmerksam an. Ihr Geschlecht ist Herr des unsrigen. Es giebt auf Erden keine Macht, die sich derjenigen gleich gesellen kann, die Sie, vielleicht nicht mit dem ganzen Umfange der Selbstkenntniß, besitzen.

Eboli. Domingo ist galant und beredt; das sagen Spaniens Damen alle. Sein Lob hört' ich bereits von vielen, die sogar mit Dankbarkeit sich gegen ihn verbunden hielten.

Domingo. Dankbar sey man nie gegen den, der nichts als seine Pflicht gethan. Der königliche Beherrscher der Welt hat die Gnade für mich, mir die geheimsten Falten seines Herzens zu öffnen.

Eboli. Wer hätte näheres Recht, das zu fordern, als Domingo?

Domingo. Zu fordern hätte es freylich jeder, der den Posten bekleidete, den ich bey ihm besitze. Allein nicht jeder hat es. Immer bleibt es Gnade vom Fürsten, wenn er thut, was er

thun ſollte. Monarchen ſind Herren ihrer ſelbſt. Kein Menſch iſts außer ihnen.

Eboli. Wenn ich jetzt mit Domingo ſtreiten wollte, mögt' ich wohl ſagen, er habe Unrecht. Im recht genauen Geſichtspunkte betrachtet, iſt Domingo wohl etwas über den König, wenn er die Religion zu Hülfe nimmt, und mit ihrem Scepter des Königs Willen Einhalt thut.

Domingo. Die ſchlaue Ueberſicht hätte ich bey einer Höflingin von wenig Wochen mir nicht gedacht. Die Prinzeſſin Eboli war, wie es ſcheint, im Kloſter nicht unbeſchäftigt. Indeſſen mag ſie das Studium ſo feiner Politik zu danken haben wem ſie wolle, ſie iſt uns damit willkommen, und ich zweifle nicht, ſie wird eine glänzende Rolle unter uns ſpielen.

Eboli. Der Stolz ziemt keinem Unterthan, ſonſt würd' ich ſagen: Erborgter Glanz iſt keiner.

Domingo. Je mehr ich höre, deſto mehr ſtaune ich. Und was der Freude meines Herzens noch zuzuſetzen war, das haben Sie, Prinzeſſin, ihr itzt gegeben. Sie glauben nicht, wie unvergleichlich Sie in der Kleidung dieſes Stolzes ſich ausnehmen würden. Um ſo muthvoller von der Hofnung unterſtützt, Sie werden, um wahr

zu

zu machen, was nicht wahrſcheinlich ſcheint, ein Wageſtück nicht für Unmöglichkeit halten, entledige ich mich meines Auftrags.

Es giebt in Madrid ein Augenpaar, das einer Krone in den Weg gekommen. Um beſſer mich noch auszudrücken, es giebt zwey Sterne, welche die Sonne ſich näher wünſchte, um ihnen, wenn es möglich, zum Glanze, den ſie haben, noch etwas zuzuſetzen. Prinzeſſin! Spaniens Sonne will dieſen Sternen huldigen —

Eboli. Und was könnte die arme Eboli zu der Zufriedenheit des Monarchen beytragen? Die Auslegung der Sonne enthüllte mir Domingo; die Sterne lehre er mich näher kennen.

Domingo. Zwey Monate werden es ſeyn, daß hier am Hofe ein Meteor erſchien, wie man lange keins geſehen. Ziemlich finſtere Nacht hatte die Königin bisher umgeben. Sie allein war unter allen die, welche Stralen um ſich warf. Sie wollte länger nicht allein glänzen. Sie ſuchte ſelbſt den Gegenſtand, der ihr gleich ſcheinen, und alles um ſich her erleuchten könnte. Lange irrte ihr ſpähendes Auge umher, als ihr Fuß ſie unerwartet von den bisherigen Irrwegen in die rechte Bahn leitete. Die Heiligthümer ver-

ſchließen Heiligthümer. Vor den Wollüſtlingen der Welt ſucht man da verborgen zu halten, was man den Kennern von Schönheit gern aufſparen mögte. Eliſabeth fand einen ſolchen Schatz; unſchätzbar ſchien er ihr im erſten Augenblick, werth von ihr ſelbſt geſchätzt, bewahrt zu werden. Sie führte ihren Vorſatz aus. Die jüngſte Dame bey der Königin iſt Liebling derſelben geworden; und ſie ahndet nicht, welche gefährliche Feindin ſie ſich herbeygelockt. Ihr königlicher Gatte brennt für dieſe Dame.

Eboli (ſteht ſchnell von ihrem Sitze auf.) Erlauben Sie, Domingo, daß ich mich entferne.

Domingo. Prinzeſſin! Nein! Um alles, was Ihnen lieb und heilig iſt, Sie bleiben! So trocken darf die Antwort nicht ſeyn, die ich zum König trage.

Eboli. Erwarteten Sie eine andre, ſo irrten Sie ſich.

Domingo. Dieſe konnte ich nicht erwarten. Sie können offen mit mir reden, Prinzeſſin. Sie können mir die Gründe anvertrauen, warum Sie Philipps Huldigung verſchmähen.

Eboli. Wohl! Hören Sie mich (sie setzt sich.) In diesem Augenblick werd' ich gewahr, daß Alrichs Anspielungen auf Domingo die Folge von Verabredungen waren, die Sie bereits während meines Klosterlebens wechselseitig getroffen. In diesem Augenblick versteh' ich jeden Wink, den er mir gab, und der mir damals unverständlich schien. Sie haben beiderseits darauf gerechnet, mich dem Könige als ein Opfer zuzubringen. Ein Opfer wird geschlachtet; sein Leben ist dahin. Ich will das meinige genießen. — Ich fühle mich zu groß, dazu zu dienen, daß zwey fette Pfründner durch meinen Schmaus noch fetter werden können. Daß achtzehn kaum durchlebte Jahre, die einen schlechten Vorschmack vom Leben enthielten, und diese Blüthe, die Sie selbst so schön herauszustreichen gütig genug sind, den Leidenschaften eines alten Mannes zum kurzen Spielwerk dienen sollen, das ist ein Vorschlag, den Sie einer dümmern, als ich bin, machen, wenigstens ihn nicht zum Triumph des Stolzes erheben müssen. Es ist schrecklich erniedrigend, neben dieser Königin als Verbrecherin zu stehen. Man muß hierzu nicht Ebolis Denkungsart haben. Sie müssen feiner lenken, Pater, wenn

Sie einen Wagen um einen Obelisk zu bringen ſuchen. Für diesmal iſt er umgeworfen.

(ſie ſteht auf, und geht ab.)

Domingo. Noch vierzehn Tage bleibt der König aus. Wir haben Zeit, den Anfall in eine andre Form zu kleiden. Geht er nicht ſo, ſo muß er anders gehen.

(er geht gleichgültig und gelaſſen ab.)

Sachſen.

Wibertsburg.

Saal in derſelben.

Ritter Wibert. Ritter Walter.
Henrike. Marie.

Wibert.

Ich bin noch von der alten Art, Freund Walter. Die Brüder meiner Jugend ſchmiegen ſich an die Höfe, und wollen da durch Kratz- und Scharrfuß ſich ihr Glück verdienen. So weit ſoll's wenigſtens mit mir nicht kommen. Und Gott ſey Dank, ich habe keinen Sohn. Mir iſt's nun ſo gerade recht, daß mein Stamm in dieſen Zeiten ausſtirbt, wo die ächte deutſche Redlichkeit zu ſterben ſcheint. Ich bin geradezu. Ich lieb' es nicht, mit Perioden zu ſagen, was man mit Worten reichen kann. Mir iſt's zuwider, daß der Ritter aufgehört, und daß man ſich zum Graf und Gott weiß was für Titeln drängt.

Ich blieb beym Alten, und mit mir ſtirbt mein Stamm in Redlichkeit, und ohne Uebermuth. Wenn wir einſt beym allgemeinen Wiederſehen uns zuſammenſtellen wir Wiberte, ſo darf kein Vater auf den Sohn mit innerm Harm herabſchauen, daß er ſich des Ritters ſchämte.

Du, Walter, biſt mir darum lieb, weil Du auch meinen Namen führſt, weil Du den Prinzen um ihn vergeſſen konnteſt. Mein Mädel hat Dich lieb — Nimm ſie, und mit ihr meine Burg, und füttre mich, ſo lange ich lebe.

Walter. O Vater! O Marie! Wie theuer zahlte ich dieſe Wonne, wenn Schätze ſie zahlen könnten! Glaubt mir, Ritter, mein Vater gäbe ſeinen halben Reichthum, wenn er dies Glück für ſeinen Sohn erkaufen müßte — ‚Er gäb' Euch...

Walter. Schweig doch von Geld und Geldeswerth! Für mich hat das gerade ſo viel Reiz, als eine faule Eiche für meinen Förſter. Näher da, Marie! Ich habe Dich oft mit Mitleid angeſehen, habe Dich oft ſchon in die Erde gewünſcht, weil ich dachte, ich müßte Dich ſo einem Hofſchranzen zum Weibe geben, der Dich in all den Sitten unterrichten ließe, die der Weiber Treue und Ehrlichkeit begraben. Nun ſag'

mir ohne Hehl, iſt Dir's ſo recht mit Ritter Waltern?

Marie. Nie, Vater, wollt' ich von Euch gehen, das wißt Ihr. Keinen Mann ſucht' ich, der nicht mit Euch hier hauſen wollte. Es ſind der Grafen viel, das wißt Ihr auch, ſchon hier geweſen. Ihr ſperrtet mich nicht ein, Ihr ließt mich ihnen ſehen. Es konnte keiner auf mich Eindruck machen. Als aber Waltern uns der Zufall zuführte, da war ich wie vom Blitz gerührt. Sein Blick drang in mein Herz; ich liebt' ihn gleich.

Wibert. So hat's der Himmel ja gewollt.

Henriko. Doch eins bedenkt noch, Ritter Wibert. Ihr ſeyd ein Proteſtant, er hat den Glauben —

Wibert (heftig einfallend.) Was kümmert's Dich und mich? Wir glauben Einen Gott. Daß meinem Vater ſeliger die Pfaffen ſo bunt es machten, daß er ſie verließ, das lob' ich an ihm, würd' ihn noch mehr loben, wenn er den Schwarm zum Land herausgejagt. Daß er in jenem Glauben, als Kerl von Treu und Ehre, eben ſo ſelig geworden wäre, als in dieſem, da ſetz' ich meinen Kopf darauf.

Henriko. Den Stein hab' ich gefürchtet. Nun wünsch' ich Ihnen Glück, mein Prinz.

Wibert. Den Prinzen laß mir weg, Du alter Schwätzer! Gefürchtet hat sich der Pedant, der Federfuchser, daß ich einen braven Kerl von mir verjagen würde, weil er etwas glaubt, was seine Pfaffen ihn zu glauben heißen. Der alte Gott lebt immer noch, und wenn sie drüben in Walters Vaterlande sengen, brennen, toben, so will ers so. Uns werden sie wohl ungehudelt hier lassen. Mitleid hab' ich mit den armen Teufeln. Aber geht's denn jenen besser, die in den Schlachten sterben müssen? Freylich ist's ein verdammter Tod, in Flammen braten; allein die da gebraten haben, werden auch am Spies einst jammern; das merk' Er sich, Herr-Heinrich.

Henriko. O, braver Alter, Du entzückst mich! Warum ließ Dich des Himmels Hand nicht zum Monarchen über jene salben, die Du mit Güte regiert, und mit Freyheit belohnt hätteſt?

Wibert. Greif Er dem Himmel doch nicht in sein Amt! Laß Er ihn Fürsten machen, mach' Er keine. Das ist nicht Seines Handwerks. Glaub' Er mir's, Er wäre zum Pfuscher dran

geworden. — Nun, ihr Kinder, wenn ſoll die Hochzeit ſeyn? In vierzehn Tagen, dächt ich. Nun, Marie?

Marie. Das hängt von Euch ab, Vater, und von Walter. Er iſt ja mein, beſtimmt Ihr das Andre, wie Ihr wollt.

Walter. So laßt ſie heute über vierzehn Tage ſeyn. Ich werde fünfundzwanzig Jahr an dieſem Tage. Die Kette meines Unglücks wird ſich mit der runden Zahl dann ſchließen, und mit der neuen runden Zahl die Kette der Seligkeiten ſich anheben, womit Marie mich umſchließt. In ihrer ſanften, Gott ſo wohlgefälligen Seele find' ich das hundertfach, was ich verlor.

Wibert. Bey meinem Ritterſchwur, Marie, das iſt auch Dein Geburtstag! Ja, ich ſehe immer mehr, daß Eure Wahl der gute Gott ſelbſt ſchloß. Der Tag ſey Euer Bundestag — ſey Euer Ehrentag, und ſey mein Freudentag. Ich kenne drey Männer, noch von altem Schrot und Korn, die ſo, wie ich, den Ritter nicht an Nagel gehängt. Die ſollen mit zu dieſem Feſte kommen. Wenn wir nicht mehr turnieren können, ſo wollen wir doch Turnierens ſpielen. Alle alten Rüſtungen will ich zuſammen

ſuchen. Meine Unterthanen ſollen ſich darein kleiden; die Wibertsburg ſoll noch einmal von Waffen klirren. Es ſoll nach alter Sitte getrunken werden; Pokale ſoll man leeren. Damit wir aber auch die neuen Zeiten und Gebräuche in Ehren halten, ſoll ein Feuerwerk am Abend in dem Garten unſrer Burg die Luft durchwittern. Da, Herr Henriko, giebts für Ihn etwas zu ſchaffen. Da mach' Er Schwärmer, nicht Monarchen. Weiß Er noch, wie wir in unſerer Jugend, da das Pulver rarer war, uns freuten, wenn uns ein paar Loth in unſre Hände fielen; wie wir ſo ämſig dann bey unſern kleinen Feuerbergen bewunderten, daß aus dem ſchwarzen Chaos des hellen Feuers tauſendfache Funken ſprudeln könnten? — So ſprudelt auch aus unſern Herzen das Feuer, das die Gottheit in uns legte. Doch, unſre Zeiten dämpfen es. Ich lobe mir die alten. Das waren gute, bied're, herzensreiche Zeiten. Die jetzigen ſind Zwerge gegen Rieſen. Kommt, Kinder! (alle ab.)

Aranjuez.

Pavillon des Kronprinzen.

Don Karlos.

Der Vater und der König! Werk der Natur und Werk der Kunst! Wie man ſo emſig doch darauf bedacht war, der Leztern den Vorrang vor der Erſtern in die Hände zu ſpielen! Des Vaters Pflichten verſchwinden vor des Königs Begierden. Monarch im Willen, nimmt er ſeinem Sohne die Braut, und fragt ihn nicht einmal, ob er das tragen wird. Wer doppelten Gehorſam einem Menſchen ſchuldig iſt, der iſt kein Sohn des Glücks, und ſo ſind Söhne der Monarchen deſſen erſtes Spielwerk. Der Vater eines jeden andern Sohnes ſteht unter dem Geſetz, iſt dem Monarchen unterthan. Handelt er unväterlich, ſo iſt ein Weg, zum wenigſten der Eine offen, ſich zu retten. Nur des Monarchen Sohn hat keine Hülfe zu erwarten. Gott wirkt nicht mehr

unmittelbar auf unſre Erde. Die Wunder der Religion haben aufgehört. Und ihre Diener, die Könige wohl noch beherrſchen, ſehen ihnen ſo vieles durch die Finger, daß es der Mühe gar nicht lohnt, von ihrer Wirkung ſich etwas zu verſprechen. Wer herrſcht, dem ſchmeichelt man knechtiſch unterwürfig. Wer herrſchen ſoll, den hält man hin mit Hofnungen, dem ſpielt man Töne vor, die ihn in ſüßen Schlummer wiegen, wenn er nicht wach für ſeine Freyheit iſt.

Eliſabeth! Wie liebt' ich ſie! So ſelten iſt's den Großen erlaubt, das zu können. Ich konnt' es, ſollt' es nicht. Sie mußte ſterben, an die ihn Pflichten, nicht mein Ehrgeiz band. Sie mußte ſterben, um mich arm zu machen, ſo arm, daß ich den Königsſohn mit Freuden von mir werfen wollte, wenn ſie mir dadurch wieder werden könnte.

Was ſoll mir auch der Königsſohn? Was iſt er mir geweſen? In der erſten Jugend, in frühen Jahren blieb ich ſeinetwegen mit Kinderfreuden unbekannt, genoß die Seligkeit der Spiele nicht, die andre Knaben unter meinen Fenſtern ergötzten. Das ſchickt ſich nicht für einen Königsſohn. — Für einen Königsſohn ſchickt ſich's alſo,

zu darben an aller Menſchen Wonne? Selbſt innige warme Freundſchaft, die, als Jünglingsgefühle ſich entwickelten, ich zu bedürfen anfing, mußt' ich nur eingeſchränkt befriedigen. So mancher ſchickte ſich wieder nicht für mich, dem Harmonie mein Herz entgegenſchlug. Wäre mir der Maltheſer nicht geblieben, ich hätte nicht gekannt, was Freundſchaft iſt.

Und Liebe! Ach! kaum fühlt' ich ſie in mir entſtehen — kaum ſchwang ſie ihre ſüßen Flügel mir zu, ſo ward ſie mir auch ſchon geraubt, weil ich ein Königsſohn war. Was kann ich mit dem Vater machen? Beym König ihn verklagen, der ihm mehr iſt, als jener?

Und könnt' ich ihn auch verklagen, iſt nicht der Raub bereits begangen? Und wenn die Ewigkeit, um ſeinen Frevel zu ſtrafen, ihn ſchnell in ihren unermeßnen Raum berieſe, iſt nicht der Muttername eine Mauer, die mich ihr nie nahe kommen läßt? O Karlos, lächle Dank dem ſeltnen Glück, das dich zum Königsſohn erſchaffen!

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Prinzessin Eboli.

Die Prinzessin Eboli. Agnes.

Eboli.

Und was führt meine theure Agnes zu mir? Wie brachte sie's dahin, die festen Klostermauern durchzubrechen, dem Kerker einmal zu entschlüpfen, der sie gefangen hält, der mit dem Morgen das Gefühl verlorner Freyheit ihr erneuert, und jeden Abend sie erinnert, sie habe dieselbe noch nicht zurück.

Agnes. Wohl mir, Prinzessin, daß das nicht mein Schicksal ist!

Eboli. Laß die Prinzessin weg. Versetze Dich mit mir in Deine Zelle, die ich wohl schon zu Zeiten statt dieses Glanzes mir gewünscht. Er flattert oft gar zu schnell davon, und läßt ein schales, ekles Gefühl zurück, das mir beynahe ihn ganz verleidet hätte, wenn Eine Hofnung mich

nicht noch erhielte. Doch, Agnes, ohne Umſchweif: Was führt Dich zu mir? Freundſchaft blos?

Agnes. Sie zu verläugnen, Anna, gehört in unſre Regel, das weißt Du. Nein; die Aebtiſſin ſchickt mich. Ich ſoll Dich fragen, wie Du ihre Zelle ſo ſchnell verlaſſen können, als ob eine geheime Ahndung Dir zugeflüſtert, daß ſie nicht mehr mit Dir ſprechen dürfe?

Eboli. Sie darf nicht?

Agnes. Nein. Der Kardinal Großinquiſitor ließ ihr's verbieten, wie Du eben bey ihr Dich befandſt. Sie hatte einige Worte, wie ſie mir verſicherte, für Dich zurückgelaſſen, deren Ueberlegung ſie gern von Dir vernommen hätte.

Eboli. Im engſten Vertrauen, Schweſter Agnes, die ſie nie mir hätte ſagen ſollen; die ich Dir nicht wiederholen mag, um Dir nicht Zweifel gegen der Aebtiſſin Reutha ſtrenge Ehrlichkeit beyzubringen.

Agnes. Zum zweiten Theile alſo. Eben dieſe Reutha hat viele Tage nur blos von dir geſprochen; der Inhalt ihres Gebetes warſt Du allein; die einzige unzertrennliche Gefährtin ihres Lebens wünſchte ſie Dich. Sie glaubt, es

könne noch in Dir der Keim zu einer Heiligen erweckt und zur Reife gebracht werden. Sie bittet Dich durch mich, den letzten Ruf vom Himmel jetzt nicht auszuschlagen. Wahrscheinlich, liebe Eboli, wird man jetzt jeden neuen Versuch, aus unserm Kloster sich Dir zu nähern, sorgfältig zu verhindern wissen. Dies also ist die letzte Ermahnung. Dein flüchtiges Temperament, Dein leichter Blick über alles, was Dir begegnet, Deine rasche, oft augenblickliche Entschließung über Dinge, die wichtig sind, und Zeit und Reife forderten, läßt sie und mich nichts Gutes, wenigstens für Dein Seelenheil nichts Gutes ahnden.

Eboli. Agnes, wir haben oft uns von dem Schicksal unterhalten, das andre Schwestern neben Dir so hart zu Boden drückte. Du priesest Dich vor wenig Augenblicken glücklich, daß es das deinige nicht sey. Nach Deinen Grundsätzen sind nicht die Mädchen, die der Welt nicht abgestorben, zu Sünderinnen bestimmt, und der Verdammniß unvermeidlich überlassen?

Agnes. Bewahre mich die heilige Mutter für solchen Aeußerungen! Nein, im Gegentheil ich glaube, daß durch den Klosterzwang so manche Tugend geraubt wird. Keuschheit nenn' ich

nicht

nicht allein der Weiber Tugend; nein, Eboli, das Murren wider den Himmel, das unbemerkt und laut in Klöstern herrscht; der Fluch, den Kinder ihren Aeltern geben; der innere Gram, den Neid und Bosheit gegen solche, die sie glücklicher als sich glauben, so kräftig unterstützt, das sind die Mörder schönerer Gefühle, zu denen ihre Bestimmung sie in der Welt geleitet.

Eboli. Und wenn ich, theure Agnes, nun alles das für mich voraussehe; wenn ich fest überzeugt bin, ich würde in den Klostermauern das Elend aller unzufriednen Schwestern in mir allein empfinden: würdest Du mir das Schicksal wünschen? Kannst Du Dir's erträglich denken, mich in der Nähe von Dir die Tage verweinen zu sehen, und die Nächte verwinseln zu hören? Meinen Aeltern würd' ich nie fluchen können, denn sie wollten das ja nicht. Wie aber, wenn ich Neutha fluchte? Und wenn sich, statt der innigen Vertraulichkeit, Gefühl des Hasses gegen Dich in meine Seele schliche?

Agnes. Allein, laß mich auch Dich an etwas zurückerinnern. Du wünschtest Dir zu Zeiten meine Zelle, weil Dir die Freuden des Hofes ekel und schaal würden. In diesen Augenblicken,

Freundin, entwickelt ſich das Uebergewicht der Seele und der Religion.

Eboli. Wenn ich aber dort ſeyn werde, wird mir das, was ich entbehren muß, in weit hellerm Lichte erſcheinen. Ich werde dann die Freuden mir im Geiſte ohne dieſes Schaale und Ekle malen, und werde ſie nie erlangen können, weil mich Zwang von ihnen trennt. Das wird ſie mir zuletzt in Himmelswonne verwandeln. Hingegen bleibt mir immer für Ekel und Sättigung das Mittel, mir eine Zelle mitten in der Welt zu bauen, ſie wieder zu verlaſſen, zu ihr zurückzukehren, und ſo werd' ich im Wechſel meiner Freyheit nie die Zufriedenheit verlieren, die der Menſchen einziges Gut ausmacht.

Agnes. O, Eboli! ich gebe Dir nicht unrecht. Wenn ſo, wie Du mir hier Dein Leben malſt, in Unſchuld es hinfließen könnte, wenn dieſen ſehr erlaubten Wechſel Du immer zur rechten Zeit zu unternehmen verſichert wärſt, wer wäre glücklicher, als Du? Allein die Tugend, Eboli, iſt an dem Hofe der Gefahr um dreymal näher, als im gewöhnlichen Menſchenleben. Die Deinige der Gefahr noch näher, weil du ihren Werth nicht kennſt. Das Ekle wirſt Du von den Freu-

den zu trennen suchen, und diesen mehr Wonne schaffen wollen — wirst übergehen zu den Freuden des Lasters, und dann, wenn Du nach einem sündigen Taumel die Einsamkeit betrittst, die Du Dir schufest, wird sie Dir Scorpionenstiche geben, Du wirst sie fliehen, wirst zurück zum Taumel kehren, und nie wird mehr ein guter Gedanke in Deine Seele kommen.

Eboli (nachdenkend.) Was Du mir gesagt, hat tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich werde sie nicht vergessen, die Worte der Schwester und der Freundin. Dein liebevolles Herz und Deine Warnungen sollen mir stets vor meiner Seele stehen. Ich werde der Tugend treu zu bleiben mich bemühen. Hier gelob' ich Dir's in Deine Hand.

Agnes. Das gebe Gott! Es falle nie der Leiden Zahl, durch Deinen Untergang vermehrt, auf mich. Wenn ich in meiner Einsamkeit einst hören werde, Eboli hat hohen Ruf, und ist geschätzt von jedermann, weil sie der Tugend sich geweiht, weil sie den Stürmen des Lasters widerstanden; dann werd' ich meine Hände zum Himmel heben, und sagen: Er hat mein Gebet erhört! Ich werde mich geliebter von ihm halten, als jede andre — werde an der schönen Hoffnung

mich weiden, meine Eboli, wenn ſie auf Erden mir auch entzogen wird, doch einſt in Sphären über uns zu ſehen. — Wenn aber — o laß ihn nie in Erfüllung kommen, den gegenſeitigen Gedanken, heilige Mutter! — wenn ich von Dir hören muß, Du habeſt den Weg des Guten verlaſſen, Du ſeyſt dem Laſter gefolgt; dann bücke ich mich im Staub, und ſage: Ich muß noch eine große Sünderin ſeyn, denn mein Gebet vermag nichts vor dem Herrn und ſeinen Heiligen!

Eboli. Ja, Dein Gebet wird wirkſam ſeyn. O, Agnes! warum nicht Du in der Welt an meiner Seite? Warum nicht dieſen Troſt meinem ſchwankenden Gemüthe? Ach, bete Du für mich!

Agnes. Von nun an, Schweſter, Freundin, ſey meine Seele nur bey Dir. Iſt ſie ein ſchützender Engel für dieſe Welt beſtimmt, ſo ſey ſie nur der Deinige. Mein Morgengruß zum Herrn ſoll Deinen Namen mit ertönen laſſen, und in der Veſper flüſtr' ich ihn jedem Heiligen entgegen, dem ſich mein Denken neigt. Stärkung möge Dir's geben, das iſt mein Wunſch. Ich laſſe Dich, ich muß Dich laſſen!

(Sie umarmen ſich, und Agnes geht ab.)

Eboli. Was war das, was ſo ſtükmiſch mich zu ihr lenkte? Domingo! Alrich! enträthſelt mir das! Könnt ihr's nicht, o ſo ſeyd ihr falſche Diener des Glaubens. Domingo! iſt's Deines Amts, des Königs Kuppler abzugeben? Beſteht's mit Deiner Heiligkeit? — Ha! —

Voriges Zimmer.

Alrich tritt unerwartet ein. Eboli.

Eboli.

Sie kommen eben recht, ehrwürdiger Herr. Ich habe ſo manchen Zweifel itzt, den ich gern von meiner Seele hinwegwünſchte. Ich habe etwas Schreckliches mit Ihnen abzuthun.

Alrich. Prinzeſſin, jederzeit ſtehn Ihnen mein Rath und mein Gewiſſen offen.

Eboli. Sie müſſen mir einen großen Heuchler entlarven helfen.

Alrich. Das iſt mir Pflicht; ich werde nicht ermangeln.

Eboli. Sie müſſen, und ſollt' es ſelbſt dem

Throne nahe seyn, ausrotten, was das Unkraut der Laster vermehrt, und gute Keime zu ersticken droht.

Ulrich. Je näher dem Throne, je gefährlicher; je mehr mir Pflicht, ihm entgegen zu arbeiten.

Eboli. Und wenn der Frömmigkeit Gewand der Mantel wäre, hinter dem die Bosheit lauschte: wär' es Ihnen auch dann möglich, mit der Fassung, die Sie itzt zu verrathen scheinen, zu sagen: Sie wollen mir beystehen?

Ulrich. Der Heuchler komme, in welchem Kleide er wolle, die Larve muß herunter.

Eboli. Mein Opfer ist der nächste um den König, Domingo! — Zittern Sie nicht bey dem Namen?

Ulrich. So wenig, als wenn Sie den Monarchen selbst genannt. Ich kenne nur einen Mann in Spanien, den so zu nennen nicht ohne Strafe jemand wagen darf. Der Kardinal nur, dessen Frömmigkeit die Kirche, und durch sie der Himmel anerkannt, darf keines Fehlers mehr beschuldigt werden, weil das Recht dem Himmel blos gebührt, ihn zu richten.

Eboli. Warum erschienen Sie mir nie von dieser Seite?

Ulrich. Prinzessin! Sie forderten sie noch nicht. Doch zur Entdeckung seiner Heucheleyen.

Eboli. Sie sind so himmelschreyend, daß das ganze Land, wüßt' es dieselben, sich dagegen empören müßte. Nicht genug, daß seine Frömmigkeit erlogen seyn muß, weil er Andrer Laster befördert. Er soll des Königs Religion zum Grundstein dienen, und er wird der Späher seiner Leidenschaften, befördert sie, und übernimmt es, ihren Gegenstand dem Könige selbst geneigt zu machen, und Tugendbahn in Lasterweg zu wandeln.

Ulrich. Und der Beweis von diesem Unrecht? Der Gegenstand desselben?

Eboli. Ersparen Sie mir, Pater, die nähere Erzählung meiner eignen Schande. Ich wähne, man muß tief herabgesunken seyn, wenn man so dreist in Verdacht gezogen wird, als würde man so kühnen Vorschlägen Gehör geben. Erlassen Sie mir das Gemälde, mit welcher Frechheit es Domingo wagte, meinen Fall als eine große Ehre mir anzurechnen, mit welcher er mich dazu, als wie zu einem

stolzen Glücke, aufforderte, wie er den Kunstgriff seiner Schmeicheley anwendete, um mich zu blenden. Genug, er ist der Kuppler des Königs. Reimen Sie das mit dem, was er seyn sollte — reimen Sie es mit Pflicht und Würde seines Standes.

Alrich. Je mehr, Prinzessin, ich von diesem Domingo höre, je weniger find' ich mich in ihn. Er ist sonst die Schlauheit selbst, er hat so tiefe Blicke in die geheimsten Falten der Politik gethan. Er hat so selten gegen das gefehlt, was man die Vorsicht eines Hofmannes nennet. Und hier, wo er's mit einer Person von Kopf und Herz und schneller Uebersicht zu thun hat, fing er sein Tagewerk am Abend an — wollte einnehmen, ehe er belagert hatte . . .

Eboli. Was soll das, Alrich? Spielen Sie mit mir? Mich machen Sie zum Gegenstand des Scherzens? So wäre ich ja am Ende wohl vom Bessern zum Schlimmern gekommen?

Alrich. Nicht so, Prinzessin! Sie beurtheilen mich falsch, wie Domingo Sie falsch beurtheilte. Wenn ich Domingo's Handlungen so gefunden hätte, daß ihm darüber der Prozeß von Seiten des Großinquisitors, des Königs, oder gar

der Kirche zu machen geweſen wäre, würde ich gleich zu der Macht, welche ich über den erſtern habe, meine Zuflucht genommen haben. Allein da Sie, Prinzeſſin, nur der beleidigte Theil, da jeder Unterthan des Königs als ein Werkzeug angeſehen wird, wodurch man deſſen oder das allgemeine Beſte befördern kann und darf . . .

Eboli. Bey meinem Leben, Pater, die Philoſophie iſt mir noch nicht zu Ohren gekommen, geſchweige denn, daß ſie auf einen ſolchen Fall ſich mit erſtrecken ſollte.

Alrich. Ich bitte Sie, Prinzeſſin, mich auszuhören. Domingo würde, wenn Sie dieſer Sache wegen zu klagen unternähmen, tauſend Gründe für einen haben, die ihn ganz entſchuldigten. Sie wirkten nichts, als daß Domingo den Befehl erhielte, nicht ferner Sie zum Gegenſtand zu nehmen, um die ſchwache Seite des Königs zu befriedigen.

Eboli. Sie zu befriedigen, nicht ſie zu unterdrücken, iſt alſo Lehre und Geſetz der Religion? Der Kardinal befiehlt's, die ſchwachen Seiten des Königs zu befriedigen?

Alrich. Allerdings. Prinzeſſin, Sie ſind noch zu wenig mit dem bekannt, was Welt vom

Kloſter abgeſondert iſt. Die Könige ſind Menſchen; und Engel hier auf Erden, erſchaffen höchſtens Klöſter, und dann muß noch ein Grad von Schwärmerey, ſo groß wie die Ihrer vertrauten Schweſter Agnes, das Werk vollenden, das, auf Sand gebaut, vom erſten Windſtoß doch zuſammenfällt.

Eboli. Nur Agnes laſſen Sie mir, Pater. Den Glauben an dieſe mir nehmen, heißt grauſam mit mir umgehen. Sie hat eben mich in einer Stunde geſtärkt, in welcher ich weniger ſchlimm von Domingo zu urtheilen im Begriff war. Nennen Sie nicht Schwärmerey, was ächte, tiefe Gottesfurcht iſt, nicht auf Sand gebaut, was unerſchütterlich.

Alrich. Die Ueberzeugung wird dem Menſchen nur aus ſich ſelbſt gegeben. Sie glaubt ſich glücklich, und ſie iſt's. Mittheilen muß ſie ſich nur denen, die mit ihr in einem Falle ſind. Gemiſche von Schwärmerey der Heiligkeit und höfiſcher Freyheit läßt ſich nicht denken, ohne eins von beiden zu verletzen. Man kann dem Beruf zur Welt ſo gut wie zum Kloſter nachhängen, und kann mit wenigerer Frömmigkeit durch Gutes thun ſo viel erreichen, als durch Beten. Und was

bös ſcheint, iſt deshalb nicht immer böſe. Es giebt vielleicht Tugenden, die erſt am feſteſten gegründet werden, wenn ſie als Laſter erſcheinen. Es giebt Opfer, die des Menſchen Sinnen als Laſter erſcheinen, und nichts weniger ſind.

Eboli: Sie hüllen alles, was Sie ſagen, im Schlever eines Doppellauts. Ich ſehe wohl, an den rechten Mann hab' ich mich nicht gewendet, um Domingo zur Rechenſchaft zu ziehen.

Alrich. Aber doch an den rechten Mann, um von ihm frey zu bleiben. Denn glauben Sie, Prinzeſſin, die Maaßregeln, die Sie gegen Domingo nehmen, ſind nichts. Der König würde Ihnen einen andern ſchicken. Nein, gegen Philipp muß man ſeine Pfeile richten. Er iſt's, dem man den Widerwillen gegen Sie einprägen muß. Ihm muß man ſuchen eine Andre vor's Geſicht zu bringen, die, wenn ſie auch nicht Ihre Reize hätte, doch mehr Gefälligkeit und weniger Gewiſſenhaftigkeit verriethe. Entfernung nimmt der Schönheit die Feſſeln, ſobald ein andrer Gegenſtand dieſe Schwäche zu benutzen weiß. Der König wird aufhören, die Prinzeſſin Eboli für ſchön zu halten, und iſt das über ihn gewonnen, ſo hört er gewiß auch auf, Sie zu belagern. Das iſt das

rechte Mittel. Wie finden Sie es, Fürstin? Ich hoffe, gut; denn mir scheint's hier hauptsächlich davon die Rede, daß Sie von den Zudringlichkeiten auf Ihre Tugend befreyt werden.

Eboli (etwas verlegen.) Freylich ist das die Hauptsache; doch muß ich Ihnen gestehen, Pater Alrich, daß Domingo's Bestrafung mir nächst dieser gar sehr am Herzen liegt.

Alrich. Die kleine Rache, Prinzessin, wäre Ihnen zu verzeihen; denn allgemein genommen kränkt's die Tugend am meisten, wenn sie nicht dafür angenommen wird. Ich habe aus Erfahrung, aus dem Bekenntniß Vieler, die da fielen, daß der erfolgte wirkliche Verlust der Tugend nicht die Thränen sie gekostet, die sie verweint, so lange man sie ihnen, da sie sie noch besaßen, streitig machte.

Eboli. Erfahrungen, die hieher nicht passen, ersparen Sie sich, bis ich Sie darum frage. Ihr Ton, mein lieber Alrich, kömmt beleidigend mir vor, und fast drängt sich der Argwohn in mir empor, daß Sie mit meinen Grundsätzen, Betragen und festem Entschluß nicht ganz zufrieden sind.

Alrich. Ich spiele nicht gern den Heuchler, Fürstin; und darum offenherzig. Nein, ich bin

weder mit Ihrem Entſchluſſe, noch mit dem Verſatz, an Domingo ſich zu rächen, zufrieden. Dem letztern können Sie nicht einmal beweiſen, daß er Sie beleidigt, und Ihre Rechte würden ins Lächerliche fallen. Heimtückiſch wäre es Ihnen alſo nur möglich, ſich zu rächen. Es giebt am ganzen Hofe in Madrid nicht eine Dame, die ſich's nicht zur Ehre machte, mit dem Könige ſeine Schwäche zu theilen. Es giebt in ganz Madrid nicht einen Beichtiger, der nicht die Sünde als die erſte zu vergebende annähme. Der Kardinal giebt die Abſolution für das, was man zum allgemeinen Beſten ſündigt, mit Freuden und aus Pflicht. Bey allen dieſen Umſtänden ſehen Sie leicht, daß des Pater Domingo Verbrechen nicht als Verbrechen zu betrachten, ſondern als ein verdienſtliches Werk, welches er am unrechten Ende angriff. Er hätte erſt ſondiren müſſen, ob Sie auch für den Hof ſchon dächten, in Ihrer Kindheit am Hofe mit deſſen Milch ſchon Grundſätze eingeſogen, die von ihm ſich nicht trennen laſſen, ſo lange nicht der Unterſchied der Menſchen aufhört. Dann erſt konnte er den Antrag Ihnen machen.

Eboli. Erläutern Sie mir ſeine Unſchuld nicht weiter. Er hätte in den weiten Beſitzungen

des Königs Philipp keinen beſſern Advokaten erhalten können, als Sie. Ich gebe die Beſtrafung eines Laſters auf, das Majeſtäten, Eminenzen ſchützen, bey dem man mit dem Schoos der Kirche ſpielt.

Alrich. Auf Ihren Entſchluß alſo. Daß er gut und löblich iſt, daß er für eine bürgerliche Dame ſich treflich ſchickte, daß Sie allen Anſpruch auf eine Heilige zu machen dann hoffen könnten, das geb' ich zu. Ich glaube ſogar, daß Schweſter Agnes Schwärmereyen in Ihnen Wurzel faſſen könnten, wenn Sie, wie jene, ſich von dumpfen Kloſtermauern das Blut verderben, und den heitern Sinn durch immerwährendes Kopfhängen hinwegzuſcheuchen bemüht wären.

Allein, daß Sie am Hofe Ihre Tugend ſo unbefleckt erhalten wollen, wie Sie wähnen, das ſind Schimären, Luftſchlöſſer, Hirngeſpinnſte. Ich wußte aus dem Munde Ihrer frommen Mutter, die den Verſtand von hundert andern Menſchen in ihrem Kopfe vereinigt, daß Sie dem Hofe gewidmet wären. Ich hatte von ihr den Auftrag, alles ſo bey Ihnen vorzubereiten, daß Sie den Zweck vorher ein wenig kennen lernten, den man mit dieſem Leben verbindet. Sie befahl mir ſelbſt, die

Tugend Ihnen von der Seite des Schadens, so gut wie der des Nutzens, vorzumalen.

Eboli. Meine Mutter trug Ihnen auf, zweydeutige Begriffe von Tugend mir beyzubringen?

Ulrich. Sie drücken sich zu unbestimmt aus, Fürstin. Ich sollte sie nur distinguiren. Das that ich treulich; da aber Ihre Grundsätze hierdurch sich nicht ändern, Sie sich nicht überzeugen liessen, so erwartete ich die eigne Ueberzeugung Ihrer Augen. Auch diese sind' ich fruchtlos. Ich gebe also die Bekehrung auf, und wünsche nur, daß nun die Tugend selbst auch Stand bey Ihnen halte; daß nicht etwa ein jüngerer, als Philipp, die Schwäche rege mache, die in einem so üppigen Leben schwer zu unterdrücken ist. Jetzt eile ich zu Ihro Eminenz, um die Erlaubniß zu erhalten, eine andre Schöne auf irgend eine Art in Phlipps Nähe zu bringen, damit, gehellt von Ihnen, wir unsern König ohne Zorn, Unmusternheit und Widerwillen sehen; Eigenschaften, die man bey einem Monarchen im Keime ersticken muß, weil sie sonst Tausenden das Bluturtheil sprechen könnten.

Eboli. Erleb' ich denn am Hofe nur Träume, oder iſt es Wirklichkeit? Die Pfaffen wollen mich dem König opfern; die Damen ſcheinen mich dem Prinzen beſtimmt zu haben, gerade als ob ich, um die Buhlerin des Einen von Beiden zu werden, aufgenommen wäre. Den Zweck verrieth die Königin doch nicht! Und ſollte mir wirklich eine von dieſen beiden Wahlen nur erlaubt, und ſollte Agnes Ausweg das einzige Mittel ſeyn, eins von beiden nicht zu wählen? Noch fand ich niemand, ſie und Reutha ausgenommen, der mir einen andern Begriff von Tugend oder Beſtimmung der Weiber beygebracht hätte.' Und wenn ich denke, daß ſelbſt meine Mutter dem Lehrer, der mich unterrichten ſollte, befahl, mich nicht zur ſtrengen Tugend zu leiten, ſo muß doch unter der im Kloſter und der im Menſchenleben ſich ein Unterſchied befinden, der die nicht ſtrengere zum wenigſten der Sünde entbindet, auf die Verdammniß folgt. Das ſchreckliche Geheimniß meines Vaters, mit Reutha's Auslegung dazu genommen, und Alrichs und Domingo's Meynungen darüber, die doch auf Menſchenſünden ſich verſtehen müſſen, und Sr. Eminenz Nachgiebigkeit, und daß ſie ſelbſt um die geheimen Freuden des Königs ſich bekümmern,

mern, dies alles giebt dem ſophiſtiſchen Gebäude, das ſich auf dieſe Gründe bauen läßt, ſo viele Stärke, daß ſich's kaum der Mühe verlohnt, von ſeiner ſtrengen Tugend am Hofe den Vortheil nur zu haben, daß man ausgelacht wird.

Agnes! Ich fühle mich nicht ſtark genug, dir zu folgen. Den Weg ins Kloſter geh' ich nie zurück. Ich will den meiner Gefühle gehen. Der Stolz, ein Weib zu ſeyn, mag mich ſchützen.

(ab.)

Wien.

Fürst Gonzago's Zimmer im Gasthause.

Der Fürst. Die Fürstin.
(reisefertig.)

Fürstin.

Ich werde wohl die halbe Welt durchschwärmen müssen, um meinen Sohn zu sehen? Gonzago, wie haben Sie mich doch so elend gemacht! Wie konnten Sie es wagen, ein solches Kleinod aus den Händen zu geben?

Fürst. Sie wollen immer bittre Dinge hören, Fürstin. Statt ein Kleinod zu bleiben, wär' er ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden. Jetzt sollen Sie ein Kleinod wirklich in ihm sehen.

Fürstin. Wenn er von solchen Dienern der Religion erzogen ist, wie ich sie hier finde, so zweifle ich an seinem rechten Glauben. Hier ist man schrecklich lau. In Spanien herrscht auch Fröhlichkeit. Der Hof hat seinen Pomp; allein er schwelgt nicht so wie hier. Man sündigt auch

in Spanien; allein man sündigt doch mit mehrerm Anstand, man weiß den Fehlern mehr Anstrich von Uebereilung zu geben. Und dann löscht man mit größern Opfern die Sünden aus.

Fürst. Was brächte man in Spanien denn für Opfer, um Sünden abzubüßen?

Fürstin. Man darf mit Ihnen nicht gerade reden, wie man will. Sie lästern die Gefühle der Frömmigkeit. Doch einmal wag' ich's noch, Ihnen vorzustellen, ob das heilige Gericht, die Inquisition, durch die wir so viel Ketzer zur Rechtgläubigkeit bekehren, nicht ein so verdienstliches Werk ist, daß schon deswegen alle Spanier auf mehr Verzeihung rechnen dürfen? Ob nicht ein öffentliches Auto da Fe ein Fest ist, das uns vor der ganzen Welt erheben sollte?

Fürst. Und hier, hier lästern es selbst Eifrige Ihres eignen Glaubens Man denkt hier menschlich. O ich habe mich schon einigemal in Ihrem Namen geschämt, wenn Sie den Gründen frommer Männer, die Ihnen zu beweisen suchten, Inquisition sey Grausamkeit, den Unsinn entgegen setzten, mit welchem Ihre Großinquisitoren die Schändlichkeit ihrer Handlungen zu vertheidigen suchten. Barbaren nur können es seyn, die ein

Auto da Fe gelaſſen mit anſehen; und Spanien iſt, ſeitdem es ſolche Barbareyen duldet, ein Land des Gräuels, fordert Abſcheu.

Fürſtin. Man ſtärkt Sie hier in ſolchem Aberglauben, mein Fürſt; und kehren Sie einſt wieder in Ihr Vaterland, und ſind nicht vorſichtig genug, von dem allen nichts merken zu laſſen, ſo kann es Ihnen viel Verantwortung zuwege bringen.

Fürſt. Die ich, nicht Sie, zu tragen habe. Doch, wenn Sie fertig ſind, wir wollen reiſen.

Fürſtin. Und darf ich noch nicht wiſſen, wo ich das liebſte Kind umarmen ſoll?

Fürſt. In Sachſen auf der Wibertsburg, beym Ritter Wibert ſelbſt.

Fürſtin. In einem Lande, wo mehr Ketzer als Menſchen ſind?

Fürſt. Ein Widerſpruch; Sie müßten denn die Ketzer nicht mit zu den Menſchen zählen.

Fürſtin. Es wäre ihnen beſſer, ſie lebten nicht; beſonders die nicht hier die Strafe für ihre Ketzerey empfangen. Sie ſollten alle nach Spanien kommen, um durch den Flammentod der gänzlichen Verdammniß wenigſtens zu entgehen. Se.

Eminenz versicherten mich letzthin noch, für solche sey in der Ewigkeit noch Hofnung.

Fürst. Erwähnen Sie mir den Mörder nicht. Sie werden sehen, daß diese Ketzer sich nach nichts weniger, als Ihrem Flammentode, sehnen; daß sie ein glückliches, zufriednes Leben führen, weit glücklicher, als wir in Spanien. Nun will ich Ihnen noch eine Freude auf die Reise mitgeben. Sie werden Ihren Johann in den Armen einer tugendhaften, liebenswürdigen Gattin finden.

Fürstin. In den Armen einer Gattin! Verheirathet! (vor sich) Ich wag' es nicht zu fragen. Wenn sie eine Ketzerin wäre! O wehe meinem Sohn Johann! Doch nein, das wird er nicht. Wie konnt' ich auch nur auf den Einfall kommen?

(Beide ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Königin.

Elisabeth. Eboli.

Elisabeth.

Ich entfernte Olivarez, um einige Augenblicke mit meiner Eboli allein zu seyn. Seitdem ich mich der lästigen Etikette Spaniens unterwerfen mußte, hatte ich deren noch wenige, wo ich nicht im Zwang gewesen. Auch halten Spaniens Damen gewöhnlich so unverrückt am Unterschied zwischen der Königin und der Freundin, daß ich die letzte nie blicken lassen darf, weil ich nie Erwiederung zu hoffen habe.

Ich fand Sie, Fürstin, und Ihr Auge sagte mir, Sie würden mich nicht verschmähn.

Eboli. Zu viel Beweise schon erhielt ich von Ew. Majestät vorzüglicher Neigung; Beweise, welche die Damen um mich neidisch machten, wo-

von ich nur zu deutlich Aeußerung und Folgen so oft erblicke.

Eliſabeth. Irren Sie ſich nicht, Prinzeſſin. Eliſabeths Freundſchaft ſteht keinesweges in ſo hohem Werthe, als Sie vielleicht es wähnen. Die Damen ſind auf dieſe nicht neidiſch. Nur auf Ihre Reize. Sie können's nicht ertragen, daß Sie vor ihnen ſo ſehr hervorſtechen. Doch dieſem Uebel iſt Hülfe nicht verſagt. Sie dürfen nur die Augen den Männerblicken entziehen, deren Aufmerkſamkeit auf Sie nicht erwiedern, und Spaniens Damen werden Sie alle lieben.

Eboli. Und ſollte Philipps Hof ſo ſehr galant ſeyn, daß man dieß als ſeine höchſte Glückſeligkeit betrachtete?

Eliſabeth. Sehr wundern ſollt' es mich, wenn die kluge Fürſtin Eboli nicht dieſes ſchon bemerkt hätte; wenn ſie nicht ſchon überzeugt wäre, daß Eingezogenheit und weibliche Tugend hier mehrentheils erlogne Schminke ſeyn. Und ferner hoffe ich die kleine Heuchlerin nie wieder zu ſehen.

Eboli. Und doch, große Königin, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, überzeugt bin ich noch nicht davon.

Karlos am Tage meiner Hochzeit als ein Engel vor mir ſtand, da war ſie auch mein Engel. Sie wich nicht einen Augenblick von meiner Seite. Ich dachte mir das ſchöne Opfer ihr geopfert, und gern gab ich es hin. Die ſüße Tröſterin gab mir die Stärke, es Phillipp auch keinen Augenblick empfinden zu laſſen, daß er mich nicht beglücke. Ich war ihm freundlich, und das hinderte den Zorn des Vaters über das nicht ganz zu vertheidigende Betragen ſeines Sohnes. So war ich auf der Stelle ſchön belohnt; belohnt durch eine edle, gute That. Ich würde mir nicht trauen, Eboli, die Augen vor mir ſelber aufzuſchlagen, wenn einen Augenblick ich nur von dem Pfade gewichen wäre, den ſie mir vorgeſchrieben.

Eboli. Und einer ſolchen Führerin ſollt' ich nicht folgen? Ja, Königin, ich will es. Ich ſchwöre Ihnen, der Tugend treu zu bleiben, nicht von ihr zu wanken, weil Ihr Beyſpiel wirkſam ſeyn wird. Wenn Leidenſchaften in mir ſich erheben, ſo will ich Ihrer, große Monarchin, gedenken, und will ſie verachten, überwinden, Siegerin bleiben. Ich will den ſüßen Liebkoſungen der Damen um mich her, den Schmeicheleyen, die ſie blos als Fallen für mich ausſtellen, tapfer mich

entgegen ſetzen; ich will ſelbſt den ſchlauen Deutungen der Beichtiger kein Gehör mehr geben, ihre Syrenenſtimmen ſollen mich nicht locken . . .

Eliſabeth. In welchen Enthuſiasmus, theure Fürſtin, geriethen Sie mir da? Was ſoll das Feuer, mit dem Sie Verſicherungen mir geben, an deren Gewiſſheit ich noch nie zu zweifeln mir einfallen ließ? Nein, das iſt anders, als ich es erwartete; dies Betragen hat Gründe, und ich fürchte, wichtige. Wer wollte Sie ſchon durch ſo gefährliche Nebenwege von der Tugendbahn abbringen? Wer kann an Spaniens Hofe ſchon ſo viele Intriguen angelegt haben? Nur mit der Sprache rein heraus, mein Kind! Wer waren ſie, die Ihnen das alles ſo bereiteten, daß Sie den ſeltnen Enthuſiasmus nöthig finden? Ich will doch hoffen, daß ich noch die Macht an meinem Hofe haben werde, eine Tugend vor Ueberfall des Laſters zu bewahren, eine Reinigkeit mir zu erhalten, eine unſchuldige Seele zu beſchützen?

Eboli. Verzeihen Sie, großmüthige Königin, dem Enthuſiasmus, der mich ſo weit trieb. Vielleicht ſah ich die Gefahren mit vergrößernden Blicken. Im Kloſter ſchon erzählte man mir von dieſen Dingen, (ſie wird immer verlegner) und hier,

ich höre — ſehe — man iſt ſo frey; man ſpricht mit mir ſo vieles von Liebe — von Glück . . .

Eliſabeth. Ich will mit Gewalt kein Geheimniß, Eboli; auch ſind Sie jetzt zerſtreut. Gehn Sie, faſſen Sie ſich, und ſchicken Sie mir Olivarez.

(Die Fürſtin Eboli geht ab.)

Man hat ihr nachgeſtellt, das iſt gewiß, und von wem, läßt ſich auch leicht vermuthen. Bey Gott, es iſt doch hart, ſo Vieles immer zu verzeihen zu haben! Man wird es endlich müde, wenn man immer neue Eingriffe erdulden muß. Zwar — lieb' ich ihn? O nein, nicht mehr, als Pflicht von mir erfordert; und ſo kann er mir ja nicht untreu werden. Mein Kummer wenigſtens darüber ſoll niemals Zeugen haben.

Ich mußte ſie entfernen — denn ich durfte mit keiner Miene ſie die Wahrheit fürchten laſſen. Die gute Eboli — ſie will der Tugend getreu ſeyn. Wird ſie das zu Stande bringen können? Bin ich ſelbſt fähig, für ſie etwas zu thun, wenn ſie der mächtige Verfolger belagern läßt? Werden die ſchwarzen Schaaren nicht bald das bischen Kraft vom guten Herzen hinwegzubringen, und

den Vorsatz ohnmächtig zu machen wissen, der in einem so unbefangenen Herzen ist?

Sie wäre also wieder für mich verloren, kaum da ich mich entdeckt; kaum glaube ich eine Freundin zu haben, und sie ist mir schon wieder entrissen! Die Königinnen dürfen das zwar auch nicht, sie sind die Feinde ihrer Freundinnen. Wenn Eboli fallen sollte, wem hat sie es zu danken, als mir? Hätte ich sie nicht in klösterlicher Einsamkeit lassen können, wo sie die Schönheit ihr nie zum Fallstrick geworden wäre? O, diese Gabe hat wirklich selten wahren Werth.

Voriges Zimmer.

Die Königin. Olivarez.

Elisabeth.

Ach, liebe Olivarez, ich möchte wissen, ob man eine Dame der Königin vom Hofe wohl entfernen kann, wenn ihr der Hof nicht ansteht, wenn sie es vorzieht, in Ruhe zu leben?

Olivarez. In Spanien ſind für eine Hofdame nur zwey Fälle, in denen ſie den Hof verlaſſen kann. Der eine iſt der, wenn ſie ſich der Ungnade werth gemacht; der andre, wenn ſie heirathen will. Im erſtern Falle verläßt ſie ihn wider ihren Willen; im andern freywillig.

Eliſabeth. Nur die zwey Fälle wären möglich?

Olivarez. Nur dieſe; denn wenn der Hof ihr nicht gefällt, verdient ſie ſchon die Ungnade, davon verbannt zu werden. Prinzeſſin Eboli wird doch nicht die Thörin ſeyn?

Eliſabeth. Das ſagt' ich doch wohl nicht? Ich bitte, meinen Fragen nie Deutungen zu geben. — Sie folgen mir!

(Die Königin geht ab, und Olivarez folgt ihr.)

Aranjuez.

Garten des königlichen Schloſſes.

Pater Domingo. Pater Ulrich.

Ulrich.

Ich fühle mich geehrt durch Ihre Bitte; allein ich pflege meinen Freunden ſo viel als möglich zuvorzukommen.

Domingo. Wie könnte das in dieſem Falle geſchehen ſeyn?

Ulrich. Ich war von Ihrem Vorhaben unterrichtet, durch meinen Ueberblick; denn wenn ich Ihnen von einer Erſcheinung, oder Genius, oder ſonſt etwas Wunderbarem Nachricht gäbe, ſo würden Sie mir's doch nicht glauben. Schon die Mutter iſt mir verdächtig mit Ihren Abſichten auf den König geweſen, und ehe ſie abreiſete, hab' ich ihr das Geſtändniß herauszulocken gewußt, daß ſie ihre Tochter zu dieſem Poſten wünſche. Sie, Pater Domingo, machten der

Fürſtin Eboli einen Beſuch; was konnte er zur Abſicht haben? Wie ich zuletzt bey ihr war, verklagte ſie Sie bey mir —

Domingo. So wie in meiner Unterredung mit ihr, ſie ſchon von Verabredungen unter uns wiſſen wollte. Die edlen Seelen, lieber Ulrich, finden ſich; wir haben uns auf einem Wege gefunden. Sie nahmen meine Vertheidigung wohl über ſich?

Ulrich. So nachdrücklich, daß ſie darüber erſtaunte, daß ſie nicht wußte, wie ſie ſie aufnehmen ſollte.

Domingo. Allein von ihrer Tugend wich ſie wohl kein Haar breit?

Ulrich. Nicht viel; doch bracht' ich ſie mit dieſer Tugend wirklich in Verlegenheit.

Domingo. Das ſpannt meine ganze Neugierde nach dem Meiſterſtück!

Ulrich. Ich ſprach von einer andern Schönen, die man dem Könige in die Nähe bringen müßte, damit er ſie, wo möglich, für häßlich halten lernte. Das iſt ein Kunſtſtück, Pater Domingo, das bey Weibern äußerſt ſelten fehlſchlägt, wodurch ſchon manche der erſten Lukrezien erobert worden. Ich habe ſie in dieſem ſchreckenvollen

Kam-

Kampfe verlaſſen. Wirken ſah ich ſchon meine gebrauchten Kunſtgriffe.

Domingo. Vortreflich! Und wir haben Zeit, das Feuer in Brand gelangen zu laſſen. Ich will dem Könige nicht ſogleich eine Schüſſel tiſchen, die nicht von kleinem Werthe iſt. Die Herzogin Alba mag es erſt noch ein wenig verſuchen, ob ſie ſie ihm eine Zeitlang kann vergeſſen machen; tödten kann ſie ſeine Leidenſchaft nicht. Ohnedem iſt Eboli keine Perſon von Dauer für den König; dann mag die Herzogin das Ruder wieder nehmen, die ſich zur bleibenden Mätreſſe treflich ſchickt. Die Gräfin Velasko that ihr wenig Schaden; das gute Schaf war gar zu leicht zu fangen.

Ulrich. Allein bedenken Sie, Pater Domingo, daß Prinz Karlos hier iſt! Er ſollte keinen Einfluß auf die Eboli zuwege bringen? Verrechnen Sie ſich nicht; der Liebe Leidenſchaft iſt nicht ſo leichtlich auszurotten. Und liebt ſie einmal den Prinzen, wie weit ſteht dann der König zurück!

Domingo (lächelnd.) Wenn ſie den Prinzen lieben ſollte, fällt der Schade auf ſie allein; denn wenn der Prinz ſie nicht liebt, was will ſie mit ihm machen?

Alrich. Ein Jüngling in Karlos Blüthe, und die Prinzessin?

Domingo. Ihre Offenherzigkeit, mein lieber Bruder in dem Herrn, verdient, daß ich Sie in das ganze Geheimniß initiire. Karlos liebt — liebt zum Verzweifeln — die Königin.

Alrich. Die Königin? Unsre Königin Elisabeth — liebt Karlos?

Domingo. Das wundert Sie? ich finde darin nichts Sonderbares. Wohl aber vieles in der Tugend der Königin. Der Pater Innozenz hat auch noch nicht das kleinste granirende Wörtchen von ihr erlangen können. Indessen, wenn dieß den Plan schon sehr erschwert, so muß er doch noch durchgeführt werden; ich leide nicht, daß etwas halb geschieht. Bedenken Sie nur, Alrich, welch ein Fest es für uns werden muß, die Königin in einem Liebeshandel zu wissen, mit dem Infanten in dem Liebeshandel! Das ganze königliche Haus ist uns so gut wie unterthan.

Alrich. Da Sie mir's sagen, Domingo, kann ich wohl trauen. Sie pflegen alles durchzusetzen, was Sie wollen; allein von jedem andern würde ich's als Unmöglichkeit betrachten. Die Königinnen sind sehr schwer zu einer festen Den-

kungsart zu bringen; doch sind sie einmal fest, dann pflegen sie nicht zu vergessen, daß sie Königinnen sind.

Domingo. Kann applikabel seyn in Ländern, wo die Souveränität sich keine Einschränkung gefallen läßt; wo aber noch der Kirche Arm regiert, wo sie den Königen Gesetze schreibt, da haben Königinnen einen Willen, der eben so gut als gar kein Wille ist. Und warm gehalten soll der Kirche Arm in Spanien werden, das betheur' ich Ihnen! Es waren feige, muthlose Seelen unter uns, die hin und wieder das Regiment sich nehmen ließen. An andern Orten waren dumme Teufel, die sich der Politik so schlecht beflissen, daß man ihnen das Ruder aus den Händen wand. Wir hätten dort seyn sollen. Der Schlaue läßt es gar nicht so weit kommen. Was liegt an einem Kopfe, merkt man, daß er ein Ganzes stört; ein Athem ist noch schneller ausgeblasen, als ein Licht. Für Mittel hat Italien gesorgt, und Sicherheit verschafft der unerwartete, ihm unbekannte Tod des Mörders.

Es liegt, mein lieber Ulrich, viel noch in dem Dunkel der Dinge verborgen, das in grauenvoller Auferstehung einst unsre Macht beweisen wird.

Es lauschen der Todten unter uns Viele in Gräbern, welche die heilige Geschichte einst erst ans Tageslicht bringen können, die das Warum so manches unerklärbaren Räthsels mit sich in ihre Gruft genommen. Und wäre nur der dritte Theil von uns wie ich und Sie, es sollte uns bald keins der Reiche, die von uns abgefallen, mehr fehlen.

Alrich. Domingo, Sie vergessen den dritten Mann. Die Eminenz zu übergehen, ist hart gesündigt. Wären wir nicht unter vier Augen . . .

Domingo. Deshalb verschluckt' ich seinen Namen. Ihn machte man zum Sohn des Glücks, weil seine Kälte, weil der seltne Mangel an Empfindlichkeit in hohem Grade ihm zu Theil geworden. Wer täglich Bluturtheile unterschreiben muß, und bey der einz'gen Arbeit übrigens in bloßer schwelgender Wollust lebt, dem wird es schwer, von Grillen seines Bluts so ganz sich zu befreyen. Es ist bewundernswürdig, daß der Mann von nahe neunzig Jahren nie einen Anstoß von Gewissensangst gehabt. Es ist ein sicherer Beweis, daß dies Fantom nur durch Erziehung uns gegeben ward, daß es Geschenk der Einbildung ist, und weiter eben keinen Dank verdient.

Alrich. Die Bemerkung ist wahrlich gut

und brauchbar; man muß sie weiter auszudehnen suchen.

Domingo. Der Kardinal Großinquisitor hat keine Herkunft, wenn man gleich das vorgiebt. Was er seyn soll, das, muß man glauben, ist er; was er ist, bedarf kein Mensch zu wissen. Es liegt in den geheimsten Listen des Dominikanerordens, die dreyen Menschen nur bekannt sind. Der Pater General, ich und Abt Berthold, der in letzten Zügen liegt, haben Schlüssel zu dem Archiv. Des letztern Stelle werden Sie ersetzen; doch vor der Hand bleibt dies Geheimniß. Der Kardinal Großinquisitor ward vor nun fast neunzig Jahren in dem Kloster auf dem Berge als kaum geborues Kind gefunden, und die Legende setzt, wiewohl noch als zweifelhaft hinzu, er sey darin geboren. Der Zufall war ein wenig neu, und man beschloß, das Kind im Kloster groß zu ziehen. Es ward von Mönchen mit Milch ernährt, hat keine Weiberbrust versucht, doch desto mehr an ihnen in der Folge sich ergötzt. Da hörte er von nichts als Stolze und Macht der Kirche, und Ketzertod und Untergang: das machte sein Herz zum Felsen. Er verschont nicht dessen, der nur in einer unabsehbaren Ferne ihm schaden könnte. Er hat Recht: nur

dieſe Strenge erhält den Thron der Kirche. Er hat ein ewiges Gedächtniß für Beleidigungen, und wären Andre nicht im Spiele, die ihm oft die Hände binden, ſo lebte halb Madrid nicht mehr. Sein Privatleben wäre ein unerhörtes Werk. Er hat den Namen von dem, was wir übrigen vollführen. Ich laſſe ihm das Verdienſt der Grauſamkeit. Wenn ein Großinquiſitor es einmal nicht wäre, ſo läge die ganze Inquiſition überm Haufen. Man kann dem Manne nicht ſo ſchnell ans Leben, wie einem Monarchen. Die Heiligkeit, die alle, die ihm nahe ſind, in ihm anbeten müſſen, iſt ihm ein faſt undurchdringlicher Panzer. Wär' er unſterblich, ſo könnte man ihn den Gott der Erde nennen. —

Doch jetzt bedenk' ich erſt, daß wir im Freyen ſind, daß Bäume oftmals Ohren haben. Wir wollen jenen Pavillon beſuchen; dort will ich Ihnen meinen ganzen Plan enthüllen.

Sachſen.

Wiberesburg.

Altan vor der Burg.

Ritter Walter. Marie.

Walter.

So iſt der Morgen endlich angebrochen, der mir in Dir mein Erbtheil ſchenkt. Verſtoßen aus dem Lande, das mich werden ließ, iſt Dein Land mir zum Vaterland geworden. Dein Kuß giebt mir in Einem den der Mutter, Schweſter, Gattin.

Marie. Und wenn Du, lieber Walter, das Alles in mir wiederfindeſt, bin ich nicht dreyfach glücklich? Die erſte Prophezeihung meines Waldbruders iſt wahr geworden.

Walter. Glaubſt Du an Prophezeihungen, mein Kind? Ich glaube nicht daran.

Marie. Auch mögt' ichs nicht vor meinem Vater wiſſen laſſen, daß mir der Alte prophezeiht. Ich ließ es auch nur aus Furcht zu. Ich

hatte mich im Gehölze verirrt, war mit ihm ganz allein, und er drang so sehr darauf, aus meiner Hand mir zu prophezeihen, daß ich mich fürchtete, er mögte mir, litt' ichs nicht, etwas zu Leide thun.

Walter. Und Du erzähltest es Deinem Vater nicht, wie Du zurückkamst?

Marie. Nein, nicht ein Wörtchen. Ich erwähnte nicht einmal der Verirrung. Mein Vater wäre gewiß zum Alten hingeritten, und hätte ihn erschlagen; er hält gar nichts auf solche Dinge. Auch ich bin ihm darin, so viel als möglich war, gehorsam gewesen. Ich hätte mich des Alten auch kaum mehr erinnert. Weil aber heute eben das so glücklich eintrifft, was er sagte, so fiel mir's ein. Deswegen glaube aber nicht, Walter, daß ich ihm traue, denn sonst wär' es übel.

Walter. Warum denn? War die Folge so schlimm? Erzähle mir doch alles.

Marie. Wenn Du es willst, allein Du mußt nicht böse auf mich seyn, wenn manches fabelhaft klingt. In dem Gehölz da vorn, wo unsre Gäste auch zu uns herkommen müssen, da wohnt im dicken Gesträuch in einer Höhle einer

der Mönche Deiner Religion. Die Leute heißen ihn nur den Waldbruder. Er iſt mit Allen freundlich, und mein Vater iſt ihm nicht gram. Wir waren oft bey ihm, und mein Vater nahm mich mit. Er konnte von ſeiner Religion ſprechen, was er wollte, und wenn er ſich müde und matt geſprochen hatte, ſo ſagte mein Vater: „Ich werde doch auch ſelig werden!“

Aber wenn er Hexen- Geſpenſter- und Zaubereygeſchichten erzählen wollte, ſo ward mein Vater grimmig und ſagte, er ſolle ihm mit dem Zeuge vom Halſe bleiben, was den Leuten nur den Kopf verwirrte, und der Waldbruder mußte auch wohl folgen; denn er hatte viel Genuß von meinem Vater, und durch ihn.

Wenn ich dir aber den Vater recht betrachte, ſo glaub' ich doch, daß er an Geiſter glaubt.

Walter. Und warum glaubſt Du das? aus was für Gründen?

Marie. Der Vater betet alle Tage, und macht vielmal ein Kreuz, und das muß er doch wohl machen, weil er die böſen Geiſter damit vertreiben will. Und einmal hat er dem alten Haus von Stelninger eine Geſchichte von ſeiner Mutter erzählt, die gerade wie eine Geiſterge-

schichte klang. Er glaubte, ich hätte geschlafen; allein, ich schlief nicht, doch konnte ich nicht alles hören; darum weiß ich's auch nicht recht.

Nun war ich wohl schon hundertmal durch das Holz gegangen, und nie hatte ich mich verirrt. Es war aber den Tag, als wenn es so seyn sollte. Schon wie ich hinein ging, verfehlte ich ein paarmal den rechten Weg, kam aber immer wieder zurecht. Auf dem Rückwege aber verlief ich mich so, daß ich mich nicht wieder finden konnte. Ich kam immer tiefer ins Holz, und auf einmal stand der Waldbruder vor mir. Wäre er bey seiner Höhle gewesen, so hätte ich den Weg allein wieder finden können. Kurz, er wollte mir nicht eher den Rückweg zeigen, als bis ich mir von ihm hätte prophezeihen lassen. Er nahm meine Hand, die ich ihm nach langem Weigern überließ, und wie er sie eine Zeitlang betrachtet, lächelte er erst, hernach aber fuhr er auf einmal unwillkührlich zusammen. Ich zog meine Hand weg.

„Tochter, sagte er, Euch steht Glück und Un„glück bevor. Ihr werdet einen der bravsten „Männer kriegen, dem Ihr Alles in Allen seyn, „und ihm vieles ersetzen werdet, was er verloren.

„Allein, gleich am Hochzeittage werdet Ihr Gäste „bekommen, die Ihr nicht vermuthet, und nach „Jahren steht Feuer in Eurem Leben; schreck„liches Feuer!“

Das ists, mein lieber Walter, was der Waldbruder mir sagte.

Walter. Es giebt der Menschen, die aus gewissen Zeichen an den Körpern zu prophezeihen sich unternehmen; allein, es ist Zufall, wenn ihnen etwas eintrifft, und so, liebe Marie, betrachte auch dir's. Aber sieh einmal dort hin; kommen nicht schon Gäste?

Marie. Ja, sie kommen — es ist Hans Steininger mit seinen Leuten. Wir müssen ihnen entgegen.

Walter. Also, liebe Marie, zum letztenmale sehen wir uns hier allein, vor der heiligen Handlung, die uns auf ewig verbindet. Nimm denn hier unter heiterm freyen Himmel, im Angesicht und in der Gegenwart des Höchsten, den Schwur: nie will ich von Dir lassen! Bey meiner ritterlichen Ehre versichre ich Dir ewige Treue, und nur der Tod soll ein Band trennen, das Gott knüpfte, um mich für alles das schad-

los zu halten, was dieſer Welt Verfolgung auf mich legte.

Marie. Guter Walter! Marie kann nicht viel Worte machen. Du kennſt mich. Du weißt, wie mein Vater mich erzogen, wie ich fromm bin, und ſo kann ich Dir nie etwas zuwider thun; frag' meinen Vater, und der wird Dir für Treu und Liebe von meiner Seite bürgen.

Voriger Ort.

Die Vorigen. Ritter Wibert (der die letzten Reden gehört, tritt ein.)

Wibert.

Ja Ritter, das kann ich, und das thu' ich hiermit. Ich ſteh' Dir für Treue und Liebe Deines Weibes, aber ich kann auch Marien für Waltern haften. Wen man ſo gut kennt, für den muß Leib, Ehre und Leben nicht zu ſchwer ſeyn. Halt übrigens Dank, daß Ihr Euren

Eheſtand ſo chriſtlich anfangt. Das iſt die wahre Methode, nichts da von Pfaffengewäſch. Fromm ſeyn, einander lieb haben, und treu ſeyn; das ſind die Grundſäulen vom Eheſtande. Wo die ſind, da kann's nicht fehlen, der Segen muß mitkommen. — Wär' mir alten rüſtigen Ritter bald eine Thräne über die Backen gerollt. Ich habe recht blinzeln müſſen, daß ſie wieder den Rückweg nahm.

Walter. Vater, ſegnet uns jetzt hier, da wir noch allein ſind.

Marie. Ja, Vater, ein ſtiller Segen iſt eine ſo herrliche Sache.

Wibert. Knieet dann nieder, Kinder. (Sie knieen beide nieder.)

Wenn des Vaters Segen, der's redlich mit ſeinen Kindern meynt, Gottes Wohlgefallen hat, und des Himmels Segen nach ſich zieht, ſo muß Euer Leben ſchon hier auf Erden himmliſch ſeyn. Der Menſch iſt ein ſchwaches Geſchöpf, und vermag nicht zu urtheilen, was des andern Menſchen Beſtes. So muß er's dem überlaſſen, der's weiß. Seyd alſo ſo glücklich, als er beſchloſſen hat, daß Ihr's zu Eurem Beſten ſeyn oder nicht ſeyn ſollt. Oft dienen Leiden ganz ungezweifelt zu der Men-

schen Besten, und hättet Ihr nach seinem weisen Rathschluß Leiden nöthig, so tragt sie mit Geduld. Mehr als Ihr tragen könnt, wird er nicht geben. Steht auf! Wenn ich auch sterbe, werd' ich doch immer bey Euch seyn. Das werd' ich mit zur Gnade mir von meinem Schöpfer erbitten. —

Sind mir doch ein Paar Thränen herausgewischt! Geschwind, wir wollen herunter, sonst fängt's noch an zu strömen. Mein Herz war nie in dieser Stimmung.

(sie umfassen ihren Vater, und gehen ab.)

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Großinquiſitor. Bertha.

Großinquiſitor.

Verhehlen Sie mir, meine Tochter, nichts von allem, was Sie wiſſen.

Bertha. Es iſt ja Pflicht, Ew. Eminenz, die Wahrheit zu erzählen. Es wäre doppelt ſündlich von einer geiſtlichen Jungfrau, das nicht zu thun. Kurz nachdem Ew. Eminenz verbieten laſſen, die Aebtiſſin ſollte nie wieder mit der Fürſtin ſprechen, da zeigte ihre Wuth ſich deutlich. Sie ließ ſie an uns allen aus, bis auf das fromme Schäfchen Agnes. Die blieb verſchont, war aber auserſehen, zum Werkzeug zu dienen, um des Befehls zu ſpotten, den Ew. Eminenz gegeben. Wenn Ew. Eminenz nur hätten ſehen ſollen, wie man da flüſterte, die Köpfe gegeneinander ſteckte, daß doch ein Weg gefunden wäre, den Kardinal zu hintergehn! Kurz, Agnes

wurde abgeschickt, und was die Aebtissin zu sagen hatte, brachte ihr ganz natürlich Agnes mit ihrer schwärmerischen Beredsamkeit vor.

Großinquisitor. Ey, ey, das ist sehr schlimm, sich gegen so offenbar gegebene Befehle zu setzen.

Bertha. Sie nimmt ihre Kasuistik zu Hülfe. Sie würde sich damit entschuldigen, daß es ausdrücklich nur vom Reden gelautet, nicht vom Uebersenden dessen, was sie selbst nicht sprechen sollte. Der ungeschlachtste Bube, die schlechteste Bäuerin ist fähig, dieses Befehls Gegentheil einzusehen.

Großinquisitor. Es ist sehr schlimm. Und was war Reutha's Zweck mit dieser Eboli überhaupt?

Bertha. Sie sollte mit aller Gewalt den Schleyer nehmen. Was die geheimen Gründe dazu waren, dahinter bin ich nicht gekommen. Wahrscheinlich das Vermögen, welches zu erwarten stand. Allein, mich dauert die arme Fürstin. Ich horchte einmal, und hörte Verabredungen, wie sie Beide, die Eine und die Andre der Fürstin zusetzen wollten. Ich hinterbrachte dieser das Komplot; wie aber Undank mehrentheils auf dieser

Welt

Welt der Lohn iſt, und ich der Worte und Schmeicheleyen ſo viel nicht machen konnte, als jene; ſo machte ſich die Fürſtin nie etwas aus mir, begegnete mir kalt und widerwärtig, und hielt ſich mehr zu jenen. Ich hörte ſelbſt einigemal, daß Eboli des Pater Alrichs, ihres Beichtigers, mit ihr gehaltene heimliche Geſpräche dieſen Beiden hinterbrachte, und daß dieſe den frommen Mann ſehr heftig verläumdeten, ihn ſchwarz und ſchädlich ihr abmahlten.

Großinquiſitor. Sagen Sie, hat die Aebtiſſin nicht einen Bruder?

Bertha. Meynen Ew. Eminenz den Prior des Karthäuſerkloſters, nicht weit von hier, den muntern Prälaten, der die Welt ſo herrlich zu genießen weiß?

Großinquiſitor. Ja, eben den. Macht ſie nicht zu Zeiten Beſuche dort?

Bertha. Ganz richtig, ſie und Schweſter Agnes, die ſie als Begleiterin mit ſich nimmt.

Großinquiſitor. War Fürſtin Eboli nie dort?

Bertha. Sie hätte ſie vielleicht gern mitgenommen, wenn ſie gedurft. Allein, die Regeln unſers Kloſters verbieten ihr, mit Einer, die

nicht Schweſter iſt, zu excurriren. — Wenn Ew. Eminenz ſo gnädig ſeyn wollten, eine kleine Erzählung anzuhören, die man mir einſt für Wahrheit aufgetiſcht, die doch als ſolche zu behaupten, ich nicht wagen mögte . . .

Großinquiſitor Nur her damit, mein Kind! Traditionen ſind oft die Schlüſſel zu ſehr wichtigen Dingen; man muß das Ohr Allem leihen, weil Alles, etwas Gutes enthalten könnte.

Bertha. Man flüſterte unter einigen Nonnen des Kloſters, die ich doch zu nennen nicht im Stande bin, daß Reutha nicht des Priors Schweſter ſey. Sie ſind doch Beide nicht aus Spanien. Man weiß, daß Reutha ob einem Unglück in der Liebe den Schleyer wählte, daß man die Schönheit von ihr ſo ſehr als ihre Heiligkeit bewunderte, daß kurz nachdem ſie die Abtey erhalten, dieſer Prior, ein Mönch des Kloſters, ſich als ihren Bruder meldete, und kurz darauf, als der alte Prior ſtarb, auf einmal die Stelle in dem Kloſter erhielt. Man will behaupten, er wäre der geweſen, um deſſen willen ſie Nonne ward, und ſey dann der Aeltern Gewahrſam auch entſprungen.

Großinquiſitor. Das nehmen Sie, meine

liebe Tochter, nicht ganz als Dichtung. Wahres kann dahinter verborgen seyn, und auf die Spur dem zu kommen, bedarf ich Ihrer Dienste. Ich werde Sie unterrichten lassen, was zu thun ist. Ich finde überhaupt bey Ihnen so viel Talent, um mehr zu werden, als Sie itzt sind, daß bey der ersten wichtigen Beförderung ich Rücksicht auf Sie nehmen werde. Indessen geben Sie auf alle Schritte der Aebtissin und auch der Schwester Agnes Acht.

Bertha. Wie soll ich Ew. Eminenz genugsam danken? Nicht die Güte, mit welcher Sie mich befördern wollen, ist's, die mir so namenlose Wonne macht. Nein, dies Zutrauen, diese vor Augen liegende Möglichkeit, Ihnen und der Kirche nützlich zu werden, die sind's, die mich so selig machen, die sind's, die mir den heutigen Tag so festlich, wo nicht festlicher noch machen, als den meiner geistlichen Hochzeit. Ich brenne vor Begierde, Ihnen zu beweisen, daß Bertha's Eifer keinem weichen muß.

(Sie küßt des Großinquisitors Hand, und geht ab.)

Großinquisitor. Ein auserwähltes Werkzeug! Die muß ich gleich notiren. (Er schreibt ihren Namen ein.) So eben besinn' ich mich, daß

die Abtey St. Emanuel erledigt ist. Ich werde sie den Schwestern in Vorschlag bringen. Richtig mag das wohl seyn. Die Schwester und der Bruder, glaubt' ich, verständen sich, und Agnes steht schon lange als die wahrscheinliche Geliebte des Priors in den Listen. So verstehen sich nun Geliebter und Geliebte. Die Agnes, die vergab ich ihm; die Fürstin hätt' ich, aus doppelten Gründen, ihm nicht vergeben können. Entdeckt sich's, daß sie das Projekt noch nicht aufgegeben, so ist es Beider Unglück. Itzt muß ich nur Domingo treiben, damit der König sich nicht von diesen Fesseln löse. Auch muß beym Prinzen Karlos mehr Respekt für Religion erzeugt werden. Dazu ist's nöthig, in ein Laster ihn zu verwickeln, vor dessen Größe er selbst zurückbebt.

(ab.)

Sachſen.

Wibertsburg.

Großer Saal.

Wibert. Ritter Walter. Marie. Henrike. Viele Gäſte am Tiſch.

Wibert (ſteht auf.)

Hier der Pokal wird auf des Brautpaars Geſundheit ausgeleert. Jede Dame hilft dem Ritter, wie ſie vermag. Der Ritter leert den Reſt. Bey jedem Anſatz laſſen ſich die Trompeten hören, bis der Pokal geleert. (Er nimmt den Pokal) Auf Ritter Walters und ſeiner Marie Wohl. Sie ſollen leben unter meinem und des Himmels Segen! Jeder Morgen begrüße ſie mit frohem Erwachen, jeder Abend wiege ſie in zufriednen Schlummer! Der Tag ſey heiter ſtets in ihrer Seele; die Mitternacht nie ihnen fürchterlich!

(Er trinkt, die Trompeten erklingen, bis er geleert. Der Pokal geht herum, die Damen trinken immer zuerſt.)

Eine Dame, (nachdem sie etwas lange in dem Pokal geblieben, reicht ihrem Ritter denselben leer.) Hier Ritter, laßt's Euch schmecken, wie mir es auf das Wohlergehn des edlen jungen Paars geschmeckt.

Der Ritter. Es ist nichts mehr darin! Ich bitte, ihn zu füllen.

Wibert. Sehr brav, mein Fräulein! Der Ritter hat das Recht, das Füllen zu begehren, wenn Ihr's ihm zulaßt, wenn Ihr's nicht etwa zum Schimpf ihm angethan.

Die Dame. Zum Schimpf nun eben nicht, doch sollt' es eine kleine Rache seyn. Weswegen es geschehen, dazu erbitt' ich mir zu einer andern Zeit Gehör. Ich will das Fest nicht stören.

Der Ritter. Ich bin erbötig, schönes Fräulein, mit Worten und mit That mich gegen den zu stellen, den Ihr als Anwald Eurer Sache ernennt.

Die Dame. Wibert sey Richter zwischen mir und Euch.

Wibert. Ich nehme es an, und damit der kleinen Rachen heute nicht mehr erscheinen, so nehm' ich Euch, mein schönes Fräulein, für heute, da ich ohne Dame bleiben wollte, als

die meinige, und überlasse meinen Platz dem Ritter. (Der Ritter und Wibert wechseln die Plätze.) Ich liebe solche kleine Zänkereyen. Sie würzen die Gesellschaft. Morgen früh wird das Gericht um zehn Uhr gehegt, und die Parteyen erscheinen.

(Es wird weiter getrunken. Einer der Diener tritt zu Ritter Walter, und raunt ihm etwas ins Ohr. Ritter Walter steht auf.)

Wibert. Was ist's, mein Sohn? Für heute darf es kein Geheimniß geben. Die gute Zeitung bedarf dessen nicht, die böse werd' ich doch wohl mit Euch theilen dürfen.

Walter. Es sind zwey Reisende, die mich sogleich zu sprechen verlangen.

Wibert. So wollen wir denn auch selbander gehn; so darf keine Partey über Ungleichheit klagen. Die Gäste bitte ich, indessen in Fröhlichkeit fortzufahren; wir werden nicht lange säumen, und sind die Reisenden es werth, so bringen wir sie mit uns. Wer es verdient, froh zu seyn, dem muß man die Gelegenheit dazu nie entziehen.

(Wibert und Walter gehen ab.)

Eine Dame, (nachdem ſie etwas lange in dem Pokal geblieben, reicht ihrem Ritter denſelben leer.) Hier Ritter, laßt's Euch ſchmecken, wie mir es auf das Wohlergehn des edlen jungen Paars geſchmeckt.

Der Ritter. Es iſt nichts mehr darin! Ich bitte, ihn zu füllen.

Wibert. Sehr brav, mein Fräulein! Der Ritter hat das Recht, das Füllen zu begehren, wenn Ihr's ihm zulaßt, wenn Ihr's nicht etwa zum Schimpf ihm angethan.

Die Dame. Zum Schimpf nun eben nicht, doch ſollt' es eine kleine Rache ſeyn. Weswegen es geſchehen, dazu erbitt' ich mir zu einer andern Zeit Gehör. Ich will das Feſt nicht ſtören.

Der Ritter. Ich bin erbötig, ſchönes Fräulein, mit Worten und mit That mich gegen den zu ſtellen, den Ihr als Anwald Eurer Sache ernennt.

Die Dame. Wibert ſey Richter zwiſchen mir und Euch.

Wibert. Ich nehme es an, und damit der kleinen Rachen heute nicht mehr erſcheinen, ſo nehm' ich Euch, mein ſchönes Fräulein, für heute, da ich ohne Dame bleiben wollte, als

die meinige, und überlasse meinen Platz dem Ritter. (Der Ritter und Wibert wechseln die Plätze.) Ich liebe solche kleine Zänkereyen. Sie würzen die Gesellschaft. Morgen früh wird das Gericht um zehn Uhr gehegt, und die Parteyen erscheinen.

(Es wird weiter getrunken. Einer der Diener tritt zu Ritter Walter, und raunt ihm etwas ins Ohr. Ritter Walter steht auf.)

Wibert. Was ist's, mein Sohn? Für heute darf es kein Geheimniß geben. Die gute Zeitung bedarf dessen nicht, die böse werd' ich doch wohl mit Euch theilen dürfen.

Walter. Es sind zwey Reisende, die mich sogleich zu sprechen verlangen.

Wibert. So wollen wir denn auch selbander gehn; so darf keine Partey über Ungleichheit klagen. Die Gäste bitte ich, indessen in Fröhlichkeit fortzufahren; wir werden nicht lange säumen, und sind die Reisenden es werth, so bringen wir sie mit uns. Wer es verdient, froh zu seyn, dem muß man die Gelegenheit dazu nie entziehen.

(Wibert und Walter gehen ab.)

Anderes Zimmer in der Wibertsburg.

Fürſt Gonzago. Die Fürſtin.

Fürſt.

Gerade an ſeinem Hochzeittage! Das iſt mir eine gute Vorbedeutung.

Fürſtin (vor ſich.) Die Angſt drängt mir das Herz bald ab. O wäre ich nur über dieſen Punkt beruhigt!

Fürſt. Sie ſind unruhig, Fürſtin? Sie ſeufzen? Warum das? Ich ſage Ihnen, Prinz Johann iſt glücklich, Sie werden ſich bald davon überzeugen.

(Die Thür öffnet ſich, Wibert und Walter treten ein; letzterer erkennt ſeinen Vater ſogleich.)

Walter. Mein Vater! Sie hier, heute hier? O, das iſt größer Glück, als ich verdiene! So ſchüttet denn der Himmel heute das ganze Füllhorn ſeiner Seligkeiten auf mich? (Er nimmt Wiberten und Gonzago an beiden Händen.) Zwey Väter! Sehen Sie ſich Beide an. Sie ſind einander werth, ſind Beide Muſter der Biederkeit.

Ich mögte Sie Beide anbeten, habe Beiden ſo viel zu danken. Der Eine ſchenkte mir ein Leben, das ſo beneidenswerth itzt iſt, der Andere meine Gattin — die nun mein Himmel iſt.

Wibert (umarmt den Fürſt Gonzago.) Willkommen, Fürſt! auf Sachſens Grund und Boden. Es iſt die Frage, ob in Spanien an einem Orte Sie ſo willkommen wären. Ich bin ein alter Ritter, Gonzago; ich habe viel erfahren; ſo manche Freude hat ſich durch die Leiden meines Lebens gekreuzt: doch dieſ. macht den Durchſchnitt durch ſie alle. Sie wird zur ſtärkſten Linie, die das Glück mir unerwartet zog.

Fürſt. O biedrer Wibert! So wie Sie da vor mir ſtehen, ſo dacht' ich mir Sie, nach des Sohns Gemälde. Nicht anders, und ich bin nicht betrogen. Dein Auge, edler Mann, ſpricht's ungeſprochen aus, daß wir Freunde ſind, und bleiben werden. Deine Umarmung iſt mir lieber, als der Stolz auf Kronen. Habe Dank, daß Du den braven Jungen ſo glücklich machſt.

Wibert. Hätt' ichs doch nicht gedacht, daß man aus Spanien kommen, und doch treuherzig ſeyn kann.

Fürſt. Glaube doch nicht, daß die alte Sitte ſo gänzlich ausgeſtorben. Es giebt der Biedern noch, wenn ſie ſich gleich vor Pfaffenheucheley verkriechen müſſen.

Walter. Vater! Wer iſt denn der Gefährte da, der Euch begleitet? Es kömmt mir vor, als wenn er unter ſeiner Hülle weinte. Ich hörte wenigſtens ihn ſchluchzen, und denke, Verlegenheit an ihm zu ſpüren.

Fürſtin (wirft ihren Mantel ab.) Johann! Mein Johann! Deine Mutter weint um Dich.

Wibert. Die Fürſtin iſt es? — Eure Gattin, Fürſt Gonzago? Sie mit Euch?

Walter (zu ihren Füßen.) O Mutter, da ich Euch außer Spanien ſehe, ſo ſeyd Ihr auch ganz meine Mutter. So ſagt mir auch mein Herz — fühlt es doch klopfen, Mutter! — es ſagt mir wahr, daß Ihr mich liebt.

Fürſtin. Ob ich Dich liebe? O mein Sohn! um weſſenwillen hätt' ich Spanien verlaſſen können, als um den Johann, um deſſen Tod ich Jahre weinte? Kaum erfuhr ich Dein Leben, als dies Mutterherz nicht einen Augenblick aufſchieben konnte, Dich zu ſehen, zu umarmen. Ich habe Dich, Johann; Du biſt mir wieder ge-

ſchenkt. Es iſt die wonnevolle Stunde erſchienen. Ich ertrage kaum die Freude.

Wibert. Erholt Euch, gnädige Fürſtin, ſetzt Euch nieder. Mäßigt Eure Leidenſchaften in etwas, daß ſie Euch nicht ſchädlich werden. Ihr ſeht wohl, Euer Sohn iſt traun nicht in gar ſchlechte Hände gefallen. Erholt Euch, und dann will ich Euch die Braut — nun ſchon des Sohnes Gemahlin — herführen. Sie ſoll der neuen Mutter ſich wohl mächtig freuen. Sie hatte lange keine — Wie? Ihr erſchreckt, Ihr fahrt zuſammen, Fürſtin! Was iſt Euch? Seyd Ihr ſchlimm?

Fürſtin. Verzeiht mir, Ritter, wenn die fromme Pflicht mir eine Frage aus dem Buſen ſtiehlt, die Euch vielleicht befremden kann — die Ihr vielleicht...

Wibert. Fragt immer, gnädige Frau. Ich pflege das Gerade zu lieben. Umſchweif iſt nicht meine Sache. Ich werde Euch rund und pünktlich Antwort geben, wie ſich's gebührt.

Fürſtin. Ich bin aus einem Lande, wo die rechtgläubige Religion verehrt wird — und ich möchte wiſſen — ich mögte um meines Soh-

nes und ſeiner Gattin — Beſten — willen — überzeugt . . .

Wibert. Ich will Euch helfen, Fürſtin. Ihr ſeyd katholiſch, ſo wie Euer Sohn; wollt wiſſen, ob ich und Marie es auch ſind. Wären wir's, ſo wär es gut. So ſind wir's nicht, und es iſt auch gut. Ich bin ein Proteſtant.

Fürſtin. O ewiger Gott! Wie ſchrecklich war der Ausſpruch!

(ſie fällt zurück in Ohnmacht.)

Walter. O meine Mutter! — Vater! Um Gottes willen ruft doch Frauen.

Wibert. Laß's gut ſeyn, Walter! Beym Erwachen taugen die Fremden nicht; wir wollen ſehen, wie wir ſie ſelbſt zurechte bringen.

(Er holt einige Arzneymittel, und beſchäftigt ſich um ſie.)

Fürſt. O, das thut weh! Das habe ich gefürchtet. Das macht ſchlimme Störung in Eure Freude.

Wibert. Nicht doch, Gonzago! Sie kömmt ſchon wieder zu ſich. Laßt mich nur gehen, ich will mit ihr ſchon fertig werden Sie ſoll wohl noch ſo luſtig ſeyn, wie wir. Ja, wenn hier Spanien wäre, ſo wollt' ich ſagen: Packen

wir zuſammen, und aus der dumſtigen Luft. In Sachſen aber iſt ſie heiterer. Hier will ich Arzt ſeyn. Ich verſtehe mich auf die Seelenkrankheit.

(Die Fürſtin hat ſich etwas erholt, Wibert tritt zu ihr.)

Gute Fürſtin! Es thut mir leid, daß Euch der erſte Auftritt in meinem Hauſe ſo viel Kummer macht. Allein, ſchiebt nicht die Schuld auf mich. Ich habe nichts verbrochen. Ich bin als Proteſtant geboren, Mariens Mutter war auch dieſer Lehre zugethan. Der Aeltern Glauben ergreift das Kind. Fragt Euren Sohn, ob wir ein Wort vom ſeinigen verloren? Ob wir deswegen minder bieder auf ihn geſehen? Ob wir ihn nicht geſchätzt, als wäre er unſers Glaubens; ob wir ein Wort erwähnt, daß wir ihn zum Proteſtanten wünſchten? Wir lieben ihn, und lieben Euch, und alle lieben wir einen Gott, der uns erhält.

Wibert hofft von Euch, daß Ihr ihm dieſe Denkungsart erwiedert. Ihr ſeht ſo brav aus Euren Augen.

Fürſtin. Kann ich das, Ritter, was mein Glaube mir verbietet? Der Glaube, den Ihr nicht verachtet, und nicht verachten könnt, befiehlt mir, Euch zu haſſen, da ich ſo gern Euch

lieben mögte. Nehmt meinen Glauben an, und ich will Euch verehren, will Euch als Bruder, Marien als meine Tochter lieben.

Wibert. Mein Glaube sagt, du sollst den Menschen lieben, und nach ihm lieb' ich, was nur Mensch heißt. So ist doch, traun! mein Glaube besser, als der Eure. Ich lieb' Euch, Fürstin, aber um von Euch geliebt zu seyn, schlag' ich mich nicht zu einer Lehre, die mir zu hassen befiehlt. Der ächte Katholik trennt das von dieser Lehre, was Eigennutz und Spitzfindigkeit hinzugesetzt. Dann kann er immer seinen Glauben beybehalten. Wir trennten uns, weil wir das Ueberflüßige für überflüßig hielten.

Fürstin. Wir sollen glauben, ohne lange zu grübeln, Ritter Wibert.

Wibert. Wir sollen glauben, wo wir nicht begreifen können. Das halte jeder, wie es ihm gegeben ist. Allein, da glauben, wo die Ueberzeugung uns etwas anders lehrt, wo wir sehen, wir werden hintergangen; das heißt, sich blind zu seyn bekennen, da uns der Schöpfer sehend schuf.

Fürstin. Ich bin zu schwach, mit Euch streiten zu können, Ritter Wibert. Allein, wie

mich mein Glaube lehrt, so ist mein Sohn Johann verdammt; und soll die Mutter bey der Aussicht für ihr Kind gleichgültig bleiben? Für Euch gut, Ritter, wenn sich unsre Lehrer irren; allein, wenn uns befohlen wird, wir sollen keine Verbindung mit Irrgläubigen schließen, wenn das Verbot uns von der Kirche exkommunizirt, wer kann dann diesen Fehler, wenn er sich zu unserm Glauben bekennt, verzeihlich nennen? Und wie kann eine Mutter bey dem Gedanken ruhig bleiben, daß ihr Sohn verdammt ist?

Wibert. Das lehren Euch Eure Pfaffen so in Spanien. Warum sind denn die unsern hier zu Lande milder? Warum verzeihen sie, was dort verdammlich ist? Warum hat selbst ein Lehrer Eurer Kirche das Band zwischen Beiden geschlossen? und dadurch doch wohl Euren Sohn nicht für verdammt erklärt?

Fürstin. Ein Lehrer meiner Kirche? Gonzago! Sohn! ist das wohl möglich?

Fürst. Sagt' ich Ihnen nicht immer, Fürstin, daß der Glaube, den wir verehren und bekennen, an andern Orten menschlicher ist, als in Spanien? Sie wollten mir's nicht glauben.

Walter. Sie können, theure Mutter, die-

ſem Ritter Wibert auf jedem ſeiner Worte trauen. Und Ihrenthalben hat er das gethan. Wir haben Ihrer wohl gedacht. Ich habe gemeynt, daß Sie von Pfaffen hintergangen wären. O, Mutter! hören Sie den Lehrer, der mit Marien mich vereinigte; dann werden Sie von andern Begriffen von unſerm Glauben ſich durchdrungen fühlen.

Wibert. Hört, Fürſtin, laſſen wir das itzt. Die Hochzeitgäſte warten unſer. Ihr findet da von unſerm und von Eurem Glauben welche. Ihr werdet ſehn, daß ſie wie Brüder mit einander handeln. Das Beyſpiel muß Euch von der Würde der Menſchheit überzeugen, muß Euch lehren, daß Ketzer Eure Achtung auch verdienen. Lebt eine Weile unter uns, und werdet Ihr dann nicht überzeugt, daß Ihr den Himmel auf der Erde hier brüderlicher findet, als bey Euch, ſo kehrt zurück zu Euren Pfaffen.

Fürſt. Ja, Fürſtin, haben Sie Geduld! Was einmal nun geſchehen iſt, iſt nicht zu ändern. Sie haben Ihren Sohn, Sie ſehen ihn als einen wackern Mann. Sie werden ſeine Gattin liebenswürdig finden. Hier werden Sie den Frieden und die Ruhe der wahren Jeſuslehre finden, den Pfaffenſtolz und Pfaffentyranney in

Spa-

Spanien verdrängt. Hier iſt geehrt, wer redlich iſt; wer's nicht iſt, iſt verachtet. Dort ſind Heimtücke mehr zu Haus. Das Leben der Menſchen geht in ew'ger Angſt dahin. Kein Bruder traut ſich gegen den andern den Mund zu öffnen, aus Furcht, man mögte ſeinen Worten eine mißverſtandne Deutung geben. Hier ſprechen Feind und Freunde in der Religion wie Brüder mit einander.

Walter. Ergeben Sie ſich, Mutter! Soll Ihres Sohnes Bitten nichts vermögen? Die erſte Bitte, die er ſeiner Mutter thut, ſoll ſie umſonſt gethan ſeyn? Die zwiſtigen Punkte werden ſich erklären.

Fürſtin. Ich bin ja überſtimmt. Itzt fühlte ich den größten Grad von Seligkeit, wenn Deine Gattin Deinen Glauben hätte. Doch ſey es dahin geſtellt! Ich werfe mich in die Arme der Natur. Ich kann mit Dir nicht zürnen, nicht mit denen, die Dich ſo nahe angehn, die Du liebſt. Kommt, Ritter Wibert, gebt mir Euern Arm; führt mich zu Eurer und zu meiner Tochter.

Wibert. Das wußt' ich wohl, daß dies Geſicht nicht lügen könnte. Es ſagte mir, daß des

Herzens Biederkeit nicht von dieſer Mutter gewichen wäre. Kommt, Mutter meiner Kinder. Hier ſollt Ihr erſt zu leben anfangen. Wir wollen Euch den Kopf von Euren Schwärmereyen leeren, wir wollen Pfaffenunſinn daraus vertreiben, und Euch bald überzeugen, daß alle Proteſtanten, die rechtſchaffen denken, Eure Liebe ſo gut wie Eure brave Katholiken verdienen.

(alle ab.)

Aranjuez.

Dom Karlos Zimmer im königlichen Palaſt.

Pater Domingo. Hernach Karlos.

Domingo.

Wir haben es mit keinem Lehrling zu thun. Der Prinz war ſchon von lange her des ſchärfſten Blickes Meiſter. Seiner Lehrer viele warnten mich; vorſichtig muß ich ſeyn — Er kömmt! —

Karlos. Was iſt des Pater Domingo Wunſch? Womit kann Karlos ſich ihm verbindlich machen?

Domingo. Der Wunſch des treueſten Dieners ſeines künftigen Monarchen iſt, jeden ſeiner Wünſche erfüllt zu ſehn — Ich traure oft im Stillen, weil Prinz Karlos mir zu trauern ſcheint. Und hab' ich leſen in Menſchenherzen gelernt, ſo leſe ich den Grund der Trauer, die ihn drückt.

Karlos. Das wünſcht' ich nicht, daß dieſe Kunſt Domingo erſchöpft hätte.

Domingo. Doch würde Karlos glücklich seyn, wenn sie niemand wüßte, als ich und eine gewisse dritte Person, die ich nicht nennen mögte, ohne das Gesicht von Spaniens Prinzen glühen zu sehen. Daß man zu diesem und zu jenem Vertrauen fassen kann, das ist dem Herzen zu vergeben; daß man aber dadurch nichts gewinnt, daß das Vertrauen auf einen Menschen ohne Einfluß fällt, ist eben so ausgemacht.

Karlos. Das sollen wohl Schlüsse seyn, die ich bisher noch nicht gekannt?

Domingo. Wir kennen oft eine Sache aus dem Grunde, und verstoßen doch gegen die rechten Mittel, sie zu nutzen. Spanien erhielt durch eine Königin den Frieden, und durch den Frieden eine Königin.

Karlos. Und dieses Mittel wäre nicht das rechte gewesen? Wußten Sie das vorher, so war's von Ihnen sehr übel, da Sie der Nächste beym Könige sind, daß Sie das nicht benutzten. Und sahen Sie es itzt erst ein, so weiß ich nicht, warum von einer Sache noch so viel zu reden ist, die doch nicht anders werden kann?

Domingo. Ihnen, Prinz, geschahe da zu viel; wenn ich nicht geglaubt hätte, dieses Un-

recht könne wieder verbeſſert werden, ſo hätte ich gleich damals gegen den Plan geeifert, und gehandelt, wenn ſchon ein blutiger Krieg auf dem Spiele ſtand.

Karlos. Wenn dieſer unvermeidlich war, ſo iſt mir kein Unrecht geſchehen.

Domingo. Iſt's mir erlaubt, zu des Prinzen Karlos Herzen zu ſprechen?

Karlos. Warum nicht? Doch vorher bedenken Sie, wie wichtig das iſt, was Sie fordern, und ob Sie auch zu dieſem Herzen reden könnten, ob's Ihnen nicht zu weit aus Ihrem Faſſungskreiſe, ob Sie nicht etwa eine Saite berühren könnten, die den Ton für des Königs Beichtiger ſehr niedrig angeben möchte.

Domingo. Ich wage es darauf. Ich habe alle Hofnung, daß mir's gelingen ſoll, Ihrem Herzen Wonne zu geben. Es ruhet in demſelben der Wurm getäuſchter Liebe.

Karlos. Getäuſchter Liebe, Pater? Getäuſchter, und von wem getäuſcht?

Domingo. Sie müſſen mich nicht unterbrechen, mein Prinz. Ich kann nicht allemal die Erklärung meiner Ausdrücke mit den Worten parallel geben. Getäuſcht von einem Vater, de

dem Sohne ſie zu nehmen ſchien — das, wonach der Sohn die Augenblicke der Erfüllung mit Sehnſucht zählte, zu rauben ſchien —

Karlos. Beym Himmel! dieſes Scheinen iſt unausſtehlich ausgedrückt —

Domingo. Doch konnt' ich es nicht anders geben. Ob Philipp um des Friedens willen Gemahl von Eliſabethen ward, das laſſen wir indeſſen; ſie gab ihm um deßwillen ihre Hand, nicht ihre Liebe. Was vor den Augen der ganzen Welt er dem Prinzen Karlos zu rauben ſchien, war nicht geraubt. Die Liebe blieb der Königin, und iſt ihr ſicher ſo warm geblieben, als ſie ſie fühlte.

Karlos. Das wiſſen Sie gewiß, Domingo? Vertraucte ſie es dem Könige oder Ihnen? Doch Sie ſind ja nicht meiner Mutter Gewiſſensrath; Sie ſtehen aber wohl mit dieſem in ganz genauem Bündniß?

Domingo. Sie müſſen hier mistrauen, Prinz, das bringt die Sache mit ſich. Bis ich mich ganz erklärt, erwarte ich keine Nachſicht in Ihrem Herzen, keine Schonung in Ihren Ausdrücken.

Karlos. Mir bangt vor der Erklärung, wie

vor einer Fieberhitze, die dem Grabe mich nahe bringen soll. Brechen wir lieber ab, mein guter Pater; ich fürchte sonst, wir müssen es an einer wichtigern Stelle.

Domingo. Mit Unrecht fürchten Sie. Ich lese es in Ihren Augen, Prinz, daß Sie mich immer nur als Ihres Vaters Vertrauten nehmen. Sie vergessen, daß er schon mehr als sechszig zählt, und Ihnen man bereits gehuldigt hat. Sie vergessen, daß der alte Mann der Liebe, die Sie Liebe nennen, den Abschied längst gegeben, und daß Elisabeth, die Königin, erst zweyundzwanzig Sommer zählt. —

Als König Philipps Gattin betrachtet, ist sie Ihre Mutter. Wollten Sie sie Königin im andern Verstande, als dem gewöhnlichen noch, nennen, so wäre sie die Ihres Herzens.

Karlos. Wohin soll denn das alles führen? Steh' ich doch wie bezaubert, den Dominikaner so zu hören!

Domingo. Sie vergessen, mein Prinz, daß wir der Menschen Glück befördern sollen. Dazu gehört es ja, um alles sich zu bekümmern, was sie Glück nennen; auch weiß das Karlos gar zu gut, nur wundert's ihn, den, welchen er für sei-

nen Feind hielt, als Freund von Angelegenheiten seines Herzens mit ihm sich unterhalten zu hören. Ich fahre fort, und keine Störung soll mich schrecken.

Die Liebe schuf der Gott des Himmels, als ächten Wohllaut der Natur; die Konvenienz, Gemahlinnen zu nehmen, der Erde Götter. Sie schafften sich noch andre Konvenienzen. Sie sehen, Prinz, das aus Beyspielen. Ich würde niemand nennen; daß aber Philipps Augen bey der Prinzessin Eboli verweilen, das weiß der ganze Hof. Und hätten Sie das nicht gemerkt?

Karlos. Sie fordern selbst zum Unterbrechen mich auf? (lächelnd) Ich glaube doch nicht, daß mein Vater der jetzigen oder künftigen Buhlerinnen wegen eifersüchtig ist? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, wenn Sie zu diesem Ende abgesandt, nie werd' ich dem Monarchen in den Weg treten.

Domingo. Ich glaube, Prinz, er wäre leichter zu bewegen, die, welche Sie wählten, Ihnen abzutreten, als eine seiner Provinzen.

Karlos. Ich wünschte sehr, Sie unterliessen, mit dem Vater den Sohn zu kränken.

Domingo. Hab' ich mich vergessen, so bitt'

ich um Verzeihung, Prinz! Und sollt' ich gar in Ihrem Vertrauen dadurch verloren haben, so wäre es doppelt unglücklich für mich. — Doch auf Ihre Liebe. — Daß sie in Ihnen noch so fest als damals ist, da diese Elisabeth Ihnen bestimmt war, bin ich überzeugt; daß in Elisabeths Herzen die Flamme gegen Sie einst hell, und rein und blendend war, erfuhr ich aus den ersten Quellen. Vereinigt, wären Sie beneidenswerth gewesen — wären eins der seltnen hohen Paare geworden, die Harmonie ketten — wären für jeden Ihrer Unterthanen Spiegel der Ehe und der Liebe geworden — hätten sich so glücklich, so selig gemacht, daß Ihnen Ihr künftiges Reich zu ererben nicht eingefallen wäre, bis die Natur den Vater gemahnt, ihr seine Schuld zu zahlen. Die reinsten Herzen wären in einander geflossen, hätten Eins gedacht, in Eins sich verloren — und Sie wären zum Wohl der Menschen und zu Ihrem eignen nur Eins in Ihren Handlungen, so wie in Ihren Wirkungen gewesen.

Karlos. Weg mit dem Bilde! Wollen Sie mich tödten? Was malen Sie mir Seligkeiten, die da hätten können gewesen seyn? Ruft Bosheit diesen Zauberer zu mir, daß er mir Gift er-

neuere, das mich kaum ein wenig verlaſſen? Soll ich in dem Gemälde meine Hölle ewig mit mir tragen? Domingo, weg — genug Sie haben zu meinem Herzen geſprochen — Sie haben ſchrecklich zu ihm geredet — Sie können nicht wieder gut machen, was Sie ſchlimm gemacht.

Domingo. Und doch getrau' ich mich zu heilen, ſoll ich ja verwundet haben; und haben je des Herzens Wunden aufgehört, ſüß zu ſeyn? Nein, Prinz, dieß iſt der Augenblick, wo Sie mir verſprechen müſſen, nie dieſer Liebe Abſchied zu geben, immer feſt und treu an dieſem unverlöſchten Feuer zu hangen.

Karlos. Raſender! was fordern Sie von mir? Soll ich der Glut zu meinem Untergange Nahrung geben? Soll ich in Flammen ſterben?

Domingo. Nein, mein Prinz, Sie ſollen lieben, geliebt werden, und glücklich ſeyn. Was hindert Sie daran, ſobald Sie uns auf Ihrer Seite haben? Eliſabeth ſoll bald die Ihrige ſeyn, das ſchwör' ich Ihnen, könnt' es Ihnen wohl in eines Andern Namen noch ſchwören! Jetzt iſt mein Geſchäft heraus — Sie ſtutzen? Prinz!

Ach werfen Sie das Vorurtheil auf die Seite, das Sie so wenig kleidet, das wir Ihnen bald wegphiloſophiren wollen, wenn Sie ja noch daran kleben ſollten. Was geht der ſechzigjährige Mann Sie an, der ſchon ſo viel in ſeinem Leben genoß? der nie es wiſſen, nie einmal muthmaßen ſoll, daß Ihre Liebe ſich noch nähret; und mehr noch, auf den Händen tragen ſoll er Sie. Wir wollen Sie bey ihm zu Allem machen. Sie ſollen, wenn Sie wollen, herrſchen, er nur den Namen tragen. Die Königin, ſie hege Zweifel, wie ſie wolle, ſoll allen dieſen auch den Abſchied geben, in Ihre Arme ſelbſt ſich werfen: das alles wollen wir zu Standebringen.

Karlos. Die Allmacht, Buben, habt Ihr aus der Hölle! O weh und aber weh der Erde, die Euch trägt! Welch einen Antrag hab' ich hören müſſen, und von wem hab' ich ihn gehört? Gott, dort im Himmel, ſchenke mir Vergeſſenheit! Vertilge dieſe Stunde aus meinem Leben, ſie bleibt ſonſt mir ein immerwährender nagender Wurm! Die Heiligkeit mahnt mich zum Laſter auf, zu einem Laſter, deſſen Ausführung meine Seele verabſcheut! — Hört, Domingo, Ihr ſeyd ein fürchterlicher Mann; ich glaube, Ihr ver-

sprächt mir auch den König Philipp zu morden, und seine Reiche mir zu übergeben, wenn ich in seine Bahn treten, mit Euch zum Untergange der Menschheit mich vereinigen wollte!

Armer Domingo! Ihr habt Euch einem verrathen, den Ihr nicht genugsam kenntet! Ich warne Euch für mich. Ich tauge nicht in Eure Pläne. Ich will den Tag vergessen: ich will barmherziger seyn, als Ihr; Ihr werdet aber wohl thun, wenn Ihr meinen Anblick vermeidet. Ich habe nicht Muth genug, auch nur noch einmal dem nachzudenken, was Ihr sagtet. Wenn's möglich ist, so seyd nie wieder Philipps Verräther. Ich denke, er war Euch ein zu treuer Freund.

Sie sehen, Domingo, ich kann Ihnen nicht nützlich seyn.

(Er verbeugt sich vor dem Pater, und geht ab.)

Domingo. Wer konnte sich's denn träumen lassen, daß er die Befriedigung seiner Leidenschaft gegen eine Königin, die er anbetet, von sich weisen würde — Sein Mistrauen hatte ich über-

wunden, da kommt er mir mit einem Tugend-ideale in den Weg, das einem Königssohne gar nicht zuzutrauen ist. Es haftet nichts an ihm: nicht Schmeicheleyen benebeln ihn; nicht der Blick von Größe macht ihn irre. Er scheint nur einen Weg zu gehen, den er durch seinen Willen bahnen will. — Ein solcher Mann taugt nicht für Spaniens Monarchie. —

(ab)

Aranjuez.

Pavillon der Königin.

Markise Mondekar. Gräfin Velasko. Prinzessin Eboli.

Mondekar.

Ihre Heiterkeit, Prinzessin Eboli, scheint mir mit minderm Feuer zu wirken, als ehedem. Sie belebten sonst alles um sich; jetzt muß man Ihnen gewissermaßen Ihre Laune abzwingen. Gestehen Sie nur; Sie lieben, Fürstin.

Eboli. Um diesen Punkt dreht unser Geschlecht doch alles. Ist man froh in meinen Jahren, so soll es Liebe seyn, beglückte Liebe, die uns erheitert; ist man melancholisch, so hat die Schwermuth unglücklicher Liebe ihre Rechte geltend gemacht. Ich will die Göttin nicht beleidigen; man sagt, sie räche sich so schrecklich, und strafe so ohne Schonung, daß es Kühnheit sey, sich eines Spottes gegen ihre Macht schuldig zu machen. Erwarten will ich ihre Anfälle auf

mich. Noch, meine Damen, kenne ich sie nicht.

Velaske. Läugnen Sie nur nicht, Prinzessin! Rui Gomez hat in Ihrem Herzen die Niederlage angerichtet. Er hat, so hör' ich, auch bereits um Ihre Hand bey Philipp angehalten. Man hat dem Günstlinge sie nicht versagt, versichert mich der Herzog Alba. Er erwartet nur Ihre eigne Bestätigung, um die Glückwünsche anzunehmen. Ertheilen Sie dem armen Schmachtenden doch bald dies süße Endurtheil.

Eboli. Um diesen bittern Bemerkungen mich zu entziehen, will ich noch heute gleich beym Lever die Königin um ihren Fürspruch bitten. Sie soll mich von Zudringlichkeiten befreyen, denen ich nicht länger mich aussetzen will. Rui Gomez ist kein Mann für mich, und ich bin nicht gefällig genug, dem Könige das Vorrecht zu erlauben, daß er meine Hand verkauft.

Mondekar. Verkauft? Prinzessin, mäßigen Sie sich! Ihr Karlos selbst vermögte Sie wohl nicht zu schützen, wenn Philipp solcher Aeusserungen Frevel strafen wollte. Muß man auf diese Art Sie fangen?

Eboli. Ich verstehe Sie gar nicht, Mon-

dekar. Ich glaube, dieſe Rede war nicht an mich gerichtet.

Velasko. Läugnen hilft hier nichts, Prinzeſſin; wir durchdringen Sie. Der Prinz darf ſich nur blicken laſſen, ſo ſind Sie allerliebſt bis zum Entzücken; er geht, und Ihre Laune iſt dahin. Und niemand wird ſich's wohl entgehen laſſen, daß er beſondere Aufmerkſamkeit auf Sie verwendet.

Eboli. Es iſt ſehr ungerecht von Ihnen, meine Damen, daß Sie mich in einen ſchmeichelhaften Wahn zu leiten ſuchen, dem nachzuhängen jedem Frauenzimmer zu verzeihen wäre. Wer den Prinzen Karlos nicht für liebenswürdig hält, weiß nicht, was liebenswürdig iſt. Der Zauber, den er um ſich her verbreitet, iſt unſerm Geſchlechte äußerſt gefährlich. Er trüge, wenn ihn auch das Anſehen ſeines Standes verließe, doch den Vorrang über alle junge Männer Madrids und Spaniens davon. Er verbindet überdem mit ſeinem Anſehn von Majeſtät ſo viel Leutſeligkeit und ſo viel Milde mit dieſen, daß er alles für ſich in Feſſeln legen muß. —

Mondekar. Das heißt doch einmal offenherzig geſprochen. So kann man ſich auch ſei-

nen

nen Freunden ohne Gefahr enthüllen. Gewiß, wir werden Ihr Geſtändniß nie zu mißbrauchen uns einfallen laſſen.

Velasko. Sie unterbrechen ſie zur Unzeit, Mondekar. Die ſchöne Schilderung war noch nicht geendigt.

Eboli. Ich will ſie Ihnen vollends malen, meine Damen. Bey allen dieſen unverkennbaren Reizen, bey dieſer Macht, die Karlos über Herzen üben kann, und übt; bey all der Wonne, mit welcher er überſchütten könnte und würde, die ſein Herz ſich wählt — bleibt er doch Prinz. Ein großer, unverbeſſerlicher Fehler für mich und alle meines gleichen. Die Gattin, die Dom Karlos einſt beſitzen wird, wird die beneidenswürdigſte im Königreiche. Ihr vorzugreifen iſt Verrath. Ich geſtehe gern, ich wünſchte dem Rui Gomez Karlos künftige Krone, ich wollte ſie ihm nicht beneiden, wenn Karlos nur dagegen ſeine Stelle und ſeine Aeußerungen gegen mich von ihm erbte.

Velasko. Es ſcheint, Prinzeſſin, Sie verſtehen ſich noch nicht auf den Unterſchied der Gattinnen und der Geliebten von Monarchen und Monarchenkindern. Die Gattin wird der König

Phillipp wählen, und seine Liebe schenkt der Prinz.

Eboli. Velasko! billig sollten wir erröthen, daß wir mit diesem Unterschiede so bekannt sind; doch weil es uns Hofetikette erlaubt, so will ich die Heuchlerin nicht spielen. Ich halte es sehr verzeihlich, daß die, welcher der Prinz sein ganzes Herz schenken konnte, ihr ganzes Ich ihm opferte. Doch, Gräfin, wenn man einen so schweren Glauben an Herzensliebe hat, wie ich, so ist man sehr geschickt, sich vorzusehen. Des Prinzen ganze Liebe zu erobern, halt' ich mich für zu schwach. Er könnte seine Hand verschenken, wie er wollte; allein von seinem Herzen ließ ich mir auch nicht das kleinste Theilchen nehmen. Ich abstrahire also gern davon.

Mondekar. Und ich, Prinzessin, glaube von allem dem kein Wort. Sie müssen Ihre Widersprüche von Aug' und Mund ein wenig mehr verstecken, wenn man den Kampf, der zwischen beiden ist, nicht gleich entdecken soll. Seyn Sie indeß zufrieden, daß wir blos es waren, denen Sie sich anvertraut.

Eboli. Ich Ihnen etwas anvertraut? Ich mehr gesprochen, als was jede von Ihnen gesagt

haben würde? Ich höre jetzt wirklich auf zu scherzen. Mondekar und Velasko, jede Auslegung hierüber werd' ich Ihnen widerlegen. Die Worte, die ich sprach, stehn fest vor meiner Seele. Mein Werk bleibt ihre Auslegung. Ich will auch nicht den kleinsten Laut von Misdeutung.

Voriges Zimmer.

(Die Flügelthüren öffnen sich; die Königin, von Olivarez begleitet, tritt ein.)

Königin. Olivarez. Mondekar. Velasko. Eboli.

Elisabeth.

Willkommen, meine Lieben! Wir haben einen schönen Tag zur Jagd. Ich freue mich, daß Sie mich alle begleiten wollen; der König sieht es sehr gern, wenn ich so zahlreich erscheine. — Nun, Fürstin Eboli, Sie sind erhitzt; auch hörte ich ein wenig stärker, als gewöhnlich, sprechen. Haben Sie sich verunreinigt? Soll ich Schiedsrichterin seyn?

Eboli. Wenn Ew. Majeſtät geruhen wollen, durch Dero Urtheil einer Sache den Ausſchlag zu geben, die, wenigſtens nach meinen ungekünſtelten Gefühlen, eine der wichtigſten iſt.

Eliſabeth. Sehr gern, Prinzeſſin! laſſen Sie nur hören. Was Ihnen wichtig iſt, das hat für mich auch Werth. Ich konnte Ihren Gefühlen meinen Beyfall noch nie verſagen.

Eboli. Was ich jetzt vorzutragen habe, iſt das Schwerſte, was je mein Herz gedrückt. So eben hörte ich von dieſen Damen, daß meine Hand verſprochen ſey.

Eliſabeth. Verſprochen, wenn Sie wollen. Und ich ſoll ſelbſt um Ihr Jawort werben.

Eboli (zu ihren Füßen.) Und was wird die gütige Eliſabeth beſchließen?

(Die Königin richtet ſie auf.)

Eliſabeth. Beſchließen? Wer vermag das ſonſt als Sie? Sie müſſen wiſſen, ob Sie ſich getrauen, mit Rui Gomez ein glückliches Leben zu führen. Sie müſſen ſich prüfen, ob Sie ihn lieben können, ob er würdig iſt, durch meiner Eboli Hand meiner Aufmerkſamkeit näher zu kommen.

Olivarez. Er iſt ein Mann von Rang, und

Anſehen und Verdienſten. Der König ſchätzt, vertraut ihm viel. Er iſt in den wichtigſten Bedienungen; er hat die Hofnung, erſter Miniſter zu werden.

Eliſabeth. Ich ſehe, er hat mehrere Fürſprecherinnen Sie lieben Rui Gomez, Eboli?

Eboli. Nein, theure Königin, ich lieb' ihn nicht, und kann ihn niemals lieben!

Eliſabeth. So dürfen Sie ihn auch nicht nehmen, und wär' er beider Indien König. Wer ſeiner Freyheit Herr iſt, darf ſie um keinen Preis verkaufen. Schlimm genug, wenn man die Anſprüche darauf durch die Geburt verloren. Ich werde den Monarchen davon benachrichtigen, und Sie ſind frey von Rui Gomez. Jetzt denken Sie nicht weiter daran.

(Sie geht ab, und alle folgen ihr.)

Sachſen.

Gegend bey der Wibertsburg. Wald.

Höhle des Waldbruders.

Vor derſelben der Waldbruder. Prinz Johann, der auf ihn zugeht.

Waldbruder.

Seyd mir gegrüßt, Ritter Walter, Prinz Johann von Gonzago!

Johann. Kennt Ihr mich ſo genau? Hat Euch Marie die Beſchreibung ſo treffend, und mein Geheimniß Euch ſo ohne Einſchränkung bekannt gemacht, daß Ihr damit herausplatzt, ohne wiſſen zu können, ob ich's bin?

Waldbruder. Ich habe Euren Namen nie gegen Marien genannt; auch hat ſie mir nie das geringſte von Euren Geheimniſſen entdeckt, nie mit mir von Euch geſprochen.

Johann. Und Ihr wollt, ich ſoll das auch aus Eurem weiſſagenden Geiſte herleiten?

Waldbruder. Das nicht, Prinz. Euer Geheimniß weiß ich aus guter Hand, und wußte es, ehe Ihr denken konntet, wie gut es für Euch war und iſt. Auch habe ich Marien mehr der Vorſicht halber prophezeiht, als wegen der Gewißheit meiner Ahndungen. Daß nicht zuweilen meinem Geiſte Dinge enthüllt werden ſollten, die gewöhnliche Menſchen nicht ergründen können, das läugne ich nicht. Ich glaube faſt, ich ſtehe mit unſichtbaren Geiſtern in Verbindung, weil ſo vieles, was ich mir als zukünftig denke, eintrifft. Von ſichtbaren Erſcheinungen weiß ich nichts.

Johann. Ihr ſeyd ein wunderbarer Mann. Ich liebe das Wunderbare ſonſt eben nicht; indeſſen ſprecht Ihr von dem Euren ziemlich natürlich. Und wenn, mein lieber Waldbewohner, dem Menſchen, ſey er noch ſo feſt in ſeinen Meynungen, etwas der Art eintrifft, wie Eure Prophezeihung, ſo wird er irre.

Waldbruder. Ich wußte, daß Euer Vater kam, und Eure Mutter.

Johann. So müßt Ihr mir doch wahrlich einen Aufſchluß darüber geben, wie Ihr das aus Spanien wiſſen konntet; denn daher oder durch eine Offenbarung war's nur möglich.

Waldbruder. Ohne Offenbarung, und also ſicher aus Spanien. Ich ſehe ſchon, mein Prinz, ich muß mit Euch offner reden. Ich bin aus Spanien, war zu der Zeit dort, als Euer Vater Euch entfernte. Ich war Spion der Santa Caſa. Erſchreckt nicht, wenn ich Euch berichte, daß ich ihr itzt noch diene; allein ich diene zween Herren: ihr und der Menſchheit.

Johann. Und wenn der Eigennutz zur erſtern Beſten ſpricht, ſo könntet Ihr wohl der letztern den Abſchied geben?

Waldbruder. Deswegen bin ich in den Wald gezogen, um jeder Verſuchung zu widerſtehen. Ich habe mich von Bedürfniſſen getrennt, und ſuche die wenigen, die ich brauche, bey den Freunden der Menſchheit. So werd' ich ihnen auch noch durch Dankbarkeit verbunden, und darf nie fürchten, daß die Santa Caſa mich unterſtützen müßte. Indeſſen hält man mich in Spanien für einen ſehr treuen Diener, und hat man ſchon durch meine Hand noch keines Ketzers habhaft werden können, ſo ſchreibt man doch die Schuld des Entwiſchens ſo Vieler, die man aus dieſer Gegend haben wollte, nie auf meine Rechnung, weil ich mich immer zu entſchuldigen wußte,

und immer, wenn ich die Gefahr für den zu Fangenden am nächsten wußte, ihm zwar Nachricht gab, doch aber auch zugleich die genaueste Beschreibung desselben nach Madrid beförderte. Ich habe dadurch einige zwanzig Menschen gerettet, und wurde noch dafür von der Inquisition belohnt.

Johann. Ihr werdet mir itzt wichtiger. Allein wie konntet Ihr meine Flucht bestimmen, da niemand sie gewußt, da alle Welt, selbst der Großinquisitor, glaubte, ich wäre todt?

Waldbruder. Das dankt Ihr mir, mein Prinz. Es giebt kein Haus in ganz Madrid, über welches nicht einer von den Spionen des heiligen Gerichts die Aufsicht hätte. Das Eure lag in meinem Viertel. Ich sahe wohl den Sarg, in den man ein Stück Holz gelegt, und wie sorgfältig man ihn gleich verschloß. Ich durfte nur ein Wörtchen lallen, und Ihr waret alle in den Händen der Hermandad. Ich schwieg, allein ich folgte Henriko, da er reiste, und wurde die geheime Art gewahr, wie er Euch mit sich nahm.

Johann. Wahr muß es seyn, das Schicksal spielt doch wunderlich. In Sachsens Wäldern find' ich meines Hauses, meines Henriko und mei-

nes Lebens Retter. Womit soll ich Euch danken, Freund? — Doch um die Zeit nicht zu verlieren, was ist das für eine schreckliche Ahndung, die Feuer in meiner Gattin Leben bringt?

Waldbruder. Nichts als Ahndung. Allein seyd doch auf Eurer Hut, weil meinen Ahndungen die Erfüllung schon so oft gefolgt ist. Was aber mehr als Ahndung, so hütet Euch vor Eurer Mutter. Ich kenne sie bereits von Spanien aus. Nach meiner Abreise habe ich von dem einzigen treuen Freunde, den ich dort noch besitze, Nachricht, daß sie in der genauesten Verbindung mit dem Großinquisitor gestanden. Wer schon durch Heiligkeit zum Laster sich bereden ließ, der kehrt nicht mehr zurück.

Johann. Ihr habt mich sehr erschreckt! Das hätte meine Mutter gethan?

Waldbruder. Euer edler Vater hat ihr vergeben, und begraben ist die Schuld. Ich habe die Nachricht aus den ersten Händen. Mein einziger Freund in Spanien dient beym Kardinal Großinquisitor. Ihr seht, mein Prinz, daß ich und er durch Eurer Mutter Ankunft Gefahr laufen.

Johann. Euch, meinen Retter, in Gefahr

zu wiſſen, iſt mir doppelt ſchmerzlich. Euch zu retten, iſt meine Pflicht. Soll ich mit meiner Mutter reden? Soll ich den Eid des Schweigens von ihr fordern?

Waldbruder. Nichts von allem dem. Beredet ſie, mit mir zu ſprechen. Dem Ritter Wibert aber entdeckt mich itzt, er möchte uns ſonſt entgegen handeln. Geht, daß man Euch nicht überraſche; und iſt es möglich, ſo verhehlt es, daß Ihr mich geſehn.

Johann. Das kann ich. Ritter Wibert ſoll der Mutter Euch nennen. Lebt wohl, und denkt, daß Ihr in jedem Betracht mein Retter ſeyd, und daß ich brüderlichen Dank Euch ſchuldig bin.

(Sie gehn auf verſchiedenen Seiten, der Waldbruder in ſeine Höhle, ab.)

Wald bey Aranjuez.

Kleine Fläche einer Wieſe.

(In der Ferne Getöſe der Jagd.)

Prinzeſſin Eboli.

(an eine Eiche gelehnt im Jagdkleide.)

Ich fühle heute nichts für das Getöſe. Der Tag iſt mir ein Tag des reinſten Glücks. Wie vieles hat er mir für meine künftgen Freuden entwickelt! Die Wonne eines himmliſchen Bewohners kann nicht größer, nicht vollkommner ſeyn, als mein Gefühl. Von Rui Gomez durch der Königin Verſprechen befreyt, das war ſchon viel. Zwar ſchien der König nicht auf mich zu lächeln. Ob er die Weigerung ſchon wußte, oder ob es nur die Wirkung auf Domingo's ihm vielleicht hinterbrachte Nachricht war, die ſeine Stirn in Furchen gegen mich zog?

Doch, was bekümmre ich mich um Dinge, die ſo weit außer meiner Sphäre liegen? Sie iſt

nur Karlos. O wie sah er heute so schön — hinreißend und bezaubernd aus! Und wie liebevoll schien er auf mich zu sehen! O, wenn er liebte — mich liebte, wenn ich seine Blicke nicht anders betrachtete, als er sie giebt! O Hoffnung, süße, schmeichelhafte Hoffnung! Wie bist du doch so segenbringend! Ich bin zum Glück bestimmt, wenn Karlos mein Geliebter wird. Ich kenne auf dem ganzen Erdenrunde dann kein glücklicheres Geschöpf! Wie Mondekar, Velasko und ihres gleichen nur so kalt und philosophisch von einem Prinzen sprechen konnten, von dem sie wissen mußten, er errege im ersten Augenblicke das verborgne Feuer des Herzens!

(Sie hört in der Nähe schießen, und fährt zusammen.)

Hier steh' ich wohl nicht sicher — Und doch, sollt' ich dem Schicksal unterliegen, von Karlos nicht geliebt zu seyn, so endete mein Leben sich hier wenigstens in süßen Hofnungen.

(Sie geht auf das Geräusch zu, und stößt auf Philipp und sein Gefolge.)

Dichtes Gebüsch am Wasser.

König Philipp. (Sein Gefolge.) Prinzessin Eboli.

Philipp.

Und so allein, Prinzessin? Haben Sie sich verirrt? Warum verloren Sie sich vom Gefolge der Königin? Sie sind des Jagens noch nicht gewohnt. Die Einsamkeit mag wohl von vorigen Zeiten her noch eine Ihrer Freundinnen seyn, jetzt aber ist sie eine gefährliche Begleiterin. Ich werde Sie wieder zu Elisabeth begleiten, und meine Königin ersuchen, auf ein solches Kleinod ein wenig besser Acht zu haben.

Eboli. Ew. Majestät würden mich doppelt dann beschämen. Die Königin hat mit besondrer Güte mich gebeten, mich ja nicht von ihr zu entfernen, und ich bin ungehorsam gewesen, ich verdiene Strafe.

Philipp. Und dieser Ungehorsam hatte doch einen Grund?

Eboli. Die schöne Gegend im Walde, der kleine heitre Wiesenplatz, der sich so sehr zur stillen Wonne meiner Seele neigte, reizte mich unwiderstehlich, ein wenig länger mich zu verweilen. Inzwischen waren jene mir schon aus dem Gesicht. Ich sahe mich allein, und sank in ruhiges Nachdenken, als dies Geräusch mich weckte, und meine Sicherheit verdächtig machte.

Philipp. Gewiß bey so ruhigem, unschuldigen Herzen konnte Ihre Sicherheit nicht in Gefahr seyn. Eine höhere Macht beschützt uns, wenn wir zu höhern Zwecken bestimmt sind. Um Ihre Ruhe, Fürstin Eboli, könnte Sie Philipp selbst beneiden. Sie ist so selten der Monarchen Theil. Ich möchte Sie wohl, zur Lehrerin darin annehmen.

Eboli. Ich würde schlecht zu einer Lehrerin bey einer Sache mich schicken, die ich nur fühle, aber nicht in Worte kleiden kann.

Philipp. Auch nicht dann, wenn man Ihnen bewiese, Sie wären es, die andrer Menschen Ruhe gestört?

Eboli. Dazu, Ew. Majestät, bin ich zu klein, zu unbedeutend. Auch wünsche ich mir

nie so viel Einfluß. Es könnten dann weit leichter Andre meine Ruhe stören.

Philipp. Wenn es nur solche sind, die Ihre Seligkeit befördern können.

Eboli. Ich fühle mich selig, wenn ich mich in mich verschließen kann.

Philipp. Erinnerung an vergangene Zeiten scheint sehr kräftig auf Sie zu wirken. Mich däucht, die Fürstin Eboli hat in der Einsamkeit von wenigen Minuten all die Tage des Tanzes und der Fröhlichkeit vergessen, in denen ich sie ziemlich vollgenießend sahe. Ich hoffe wenigstens, da solche kleine heitre Wiesenplätze ihr nicht täglich aufstoßen werden, daß sie bald von den wiederkehrenden schwärmerischen Anfällen des Klosterlebens frey seyn wird. Lieben Sie denn wirklich das Klosterleben noch?

Eboli. Ew. Majestät setzen mich in Verlegenheit. Ich glaube, man kann Einsamkeit lieben, ohne eben das Klosterleben zu verehren. Abwechselung scheint mir der menschlichen Natur und ihren Wünschen zuträglich. Des einen überdrüßig — kann man das andre . . .

Philipp. Ey, ey, Prinzessin! schon so weit in Grundsätzen? Nun muß ich Sie wahrhaftig

einer

einer Lüge zeihen. Sie heben das Amt der Lehrerin, von mir Ihnen übertragen, ungefordert an.

Eboli. Ich — Ew. Majeſtät? — Ich wünſchte nicht — in Wahrheit wüßte ich auch nicht . . .

Philipp. O dieſe Verlegenheit ſoll Sie entſchuldigen — und um vieles hätt' ich nicht gewünſcht, daß Sie ſich beſſer aus dem Handel gezogen. Domingo ſprach doch wohl mit Ihnen?

Eboli. Domingo? Der Pater? Ew. Majeſtät Beichtiger?

Philipp. Warum ſo fremd? Ja, eben der. Sprach er denn nicht mit Ihnen?

Eboli. Er ſprach. — Ja, Ew. Majeſtät — er ſprach' — Der Mann ſpricht räthſelhaft.

Philipp. Ich werde ihm die Zunge etwas löſen. —

(Er ſieht ſich um, und erblickt den Prinzen.)

Prinz Karlos! führe die Prinzeſſin doch zu Deiner Mutter. Ein Ohngefähr hat ſie von ihr verirrt. Der Auftrag kann Dir nicht zuwider ſeyn, denn die Prinzeſſin iſt eine angenehme Schwärmerin, und wird Dich lehrreich unterhalten.

Eboli. Wenn Ew. Majeſtät die Damen gern erröthen ſehen, ſo freu' ich mich, zu Ihrem Vergnügen einen Beytrag gegeben zu haben. Der Prinz muß mich darüber bey der Königin entſchuldigen.

Karlos. Ich werde mich wohl hüten, Prinzeſſin! Ich werde ſagen, ich habe die ſchöne Flüchtige überraſcht. Der König läßt mir ſchon die Freude.

Philipp. Recht, Karlos! Sprich, was Deine Laune Dir eingiebt.

(Karlos und die Prinzeſſin ab.)

Das Räthſelmachen werde ich Dir verbieten, Domingo. So muß man hinter deine Schliche kommen? Iſt dir's noch zu früh, mir dies Opfer zu bringen? Und haſt du etwa einen Plan, den ſie dir enden helfen, und ich bezahlen ſoll? —

Sachſen.

Wibertsburg.

Zimmer der Fürſtin Gonzago.

Fürſtin. Marie.

Marie.

O wiederholt mir's oft, recht oft, theure Mutter, daß Ihr mich liebt. Ich habe meine rechte Mutter ſo wenig gekannt, ſo wenig ihres Unterrichts genoſſen. Sie ſtarb ſo bald. Ich verehrte ſie, wie ich Euch itzt verehre. Mein Vater weinte damals zum erſtenmale, daß ich's ſah. Zum zweitenmale ſah ich ihn weinen, da er meine Hand in die Hand Eures Sohnes legte. Er liebt Euch Mutter, und wir alle lieben Euch ſo herzlich.

Fürſtin. Ich liebe Dich auch, Marie. Ich ſehe von Euch allen ja nichts als Liebes und Gutes. Ich werde von Euch auf den Händen getragen, und doch kann ſich der Mutter Kummer der Seele

nicht entreiſſen, wenn ich Dich, liebe Tochter, ſehe. Jedesmal klopft mein Herz ſtärker, und meinen Augen entſtrömen Thränen, wenn ich ſie auch mit noch ſo viel Gewalt zurückzuhalten ſuche. Du biſt ſo theuer mir, Marie, und ...

Marie. Redet offenherzig, liebe Mutter; ich habe ſo viel Beweiſe Eurer Liebe, daß ich es ſchuldig bin, die Thränen zu trocknen, die ich fließen mache. Beleidigte ich Euch? Iſt etwas in meinem Betragen, das Euch zuwider iſt? Hat Euer Sohn Euch etwas vorgetragen, das ihm an mir mißfällt, was er aus Zärtlichkeit mir ſelbſt nicht entdecken mag?

Fürſtin. Nichts, meine Tochter, Deine Liebe zu meinem Sohne geht über alles. Marie! Du machſt ihn ſo glücklich. Er ſpricht von Dir, als ſeiner einzigen Seligkeit. Du könnteſt Deine Mutter auch ſo glücklich machen, wenn Du ...

Marie. Was ſoll ich thun? befehlt nur, Mutter, was muß ich thun? Was macht Euch glücklich? Was?

Fürſtin. Befehlen kann ich nichts. Es liegt in Deinem Willen, es hängt allein von Deinem Willen ab. Ich kann nur bitten, Dir nur Vorſtellungen machen. Dein Vater, Marie, iſt

ein biedrer, guter Mann. Ich ſahe keinen noch, der ſo viel Anſehn, Rechtſchaffenheit und offnen Sinn in ſich verbände. Allein, er hat einen Fehler. Er iſt nicht fromm.

Marie. Erlaubt mir, Mutter, daß ich meinen Vater vertheidige. Warum ſollt' er nicht fromm ſeyn? Er thut nie etwas Böſes — lauter, lauter Gutes! Er läßt nie einen Nothleidenden in Noth. Er ruft Gott an, daß er ihn ſo erhalte.

Fürſtin. Das iſt alles ſchön, und doch nicht fromm. Wenn man fromm iſt, muß man Gott und den Heiligen dienen, muß ſich dem Schooß der Kirche nicht entziehen, wie er und ſein Haus es gethan.

Marie. Das that Er nicht. Sein Vater ergriff der Proteſtanten Glauben, weil die Diener Eurer Religion ihm nicht beweiſen konnten, daß ſie von Gott das Recht zu morden hätten.

Fürſtin. O, Kind, wie ſchwer verſündigeſt Du Dich! Zur Ehre Gottes denen das Leben nehmen, die, wenn ſie es behielten, immer noch mehr ſündigen würden, das heißt nicht morden. Dein Vater iſt ein Freygeiſt. Wenn Du in meinem Lande wäreſt, Du würdeſt bald Begriffe

von der erhabnen Lehre erhalten, die meine Kirche anbefiehlt, welche die Eure verwirft, in welcher Du nie selig werden kannst.

Marie. Liebe Mutter! Es wohnt im Walde hier ein Bruder von Eurer Religion. Ich habe einigemal mit ihm in Gegenwart des Vaters von diesen Dingen gesprochen. Er wird für einen sehr frommen Mann gehalten, scheint es auch zu seyn. Er hat mir immer gesagt, daß an Gott glauben, und redlich seyn, in jeder Glaubenslehre selig mache, in meiner, so wie in der seinigen.

Fürstin. Das hat er? Den Mann werd' ich sprechen, er soll mich auch das lehren. Allein, er kann es nicht. Er hat von Deinem Vater sich blenden lassen, wider sein Gewissen zu sprechen, oder er ist kein ächter Katholik, ist auch schon von der Seuche angesteckt, die unter Christen so viel Raub begangen.

Marie. Ich bin nicht stark genug, das alles zu untersuchen. Ich traute meinem Vater von jeher auf sein Wort. Auch Euch, liebe Mutter, würd' ich so trauen, wenn Ihr mir beweisen könntet, ich wäre nicht fromm. Aber Ihr könnt

Euch irren, ſo wie mein Vater auch dem Irrthum unterworfen iſt.

Fürſtin. Du haſt nicht Unrecht, meine Tochter. Ich komme nun auf meine Bitte. Man kann nicht fromm ſeyn, wenn man nicht die Frömmigkeit vorher hat kennen lernen. Deswegen mögt' ich Dich gern mit mir nach Madrid nehmen. Da findet man wahre Frömmigkeit; und Eifer, das ſelbſt ſelbſt zu werden, was man ſieht, wird ſchnell im Herzen entzündet. Hier werden die Pflichten der Religion zu lau in Ausübung gebracht, zu wenig beſchäftigt man ſich mit dem Dienſt der Kirche, giebt ihm nicht die gehörige Feyerlichkeit, die das Herz erheben, und gottgefällig machen kann. Dort wirſt Du ſehen, wie ſich alles zum Dienſte Gottes feyerlich vereint. O, es iſt ſchön, dergleichen mit zu fühlen! Selbſt die Gefühle ſinnlicher Vergnügungen, liebe Tochter, ſind Spielwerk gegen die Gefühle, die Heiligkeit hervorbringt. Da wird man fromm, da giebt's Enthuſiasmus für Religion.

Erfülle meine Bitte. Suche den Ritter Walter zu bereden, daß er ſein Vaterland beſucht, und ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter Dich bekannt macht.

Marie. Das will ich gern, ich will den Vater bitten, daß er's erlaubt, daß er ſelbſt uns begleitet.

Fürſtin. Den Vater? der, Marie, wird Dir es nicht gewähren. Und mit uns gehen gar nicht. Auch wäre für ihn dort zu fürchten — Ich mögte an des guten Mannes Unglück nicht ſchuld ſeyn.

Marie. An ſeinem Unglück ſchuld ſeyn? Nein, Mutter, das mögt' ich beym Himmel, noch weniger als Ihr. Er iſt mein Vater ja. Und ihn nur ſollte Unglück dort erwarten, mich nicht?

Fürſtin. Du kenneſt ſeinen ſtarren Sinn. Er würde von dem, was er Fehler in unſerer Religion nennt, nicht ſchweigen, würde laut und öffentlich darüber ſprechen. Das leidet man nicht in Madrid. Auch wird er Dir, wenn Du zuerſt ihn fragſt, befehlen, nie mit Ritter Waltern darüber ein Wort zu wechſeln.

Marie. Wißt Ihr das aber ſo gewiß, ſo thu' ich, liebe Mutter, ja wohl Unrecht, wenn ich ein Unternehmen zu betreiben ſuche, das meinem Vater mißfällt. Verbietet das nicht Redlichkeit?

Fürſtin. O, Tochter! welch ein Schatz biſt Du! O, dieſe Pünktlichkeit gefällt mir! Du haſt gewiſſermaßen Recht, ich würde auch kein Wort mehr verlieren, wenn ich nicht glaubte, daß von zweyen Uebeln man immer das kleinſte wählen müſſe. Und wählſt Du dieſe nicht, ſo ſteht ein größeres Dir bevor.

Marie. Ein größeres — Das kleinere wäre alſo, meinen Vater auf eine Zeitlang zu verlaſſen?

Fürſtin. Richtig! Das größere, den Gatten zu verlaſſen. Dein Mann, Marie, muß nach Madrid, muß ſeine Rechte ſchlechterdings geltend machen. Ich, als Mutter, muß das verlangen.

Marie. Da müßt' ich ihn allein reiſen laſſen. O, Mutter! Itzt bitt' ich Euch, bitte Euch als Tochter, als Euer liebes Kind, wie Ihr mich oft genannt, verhindert das! Gebt das nicht zu, denn ohne meinen Johann kann ich nicht leben; ich kann ohne ihn nicht ſeyn. Ich würde ſterben in der Zwiſchenzeit; für Angſt, für Sorge um ihn untergehen.

Fürſtin. Umarme mich, Marie! Ja, Du biſt meine Tochter, ich erlebe gewiß noch Freude

an Dir. Nur um das Einzige bitt' ich Dich, denk Allem nach, was ich Dir ſagte. Laß keines meiner Worte verloren ſeyn. Ueberlege, daß ich's herzlich gut mit Dir und Deiner Seelen Wohlfahrt meyne, und Prinz Johann ſoll ſich nie von Dir trennen.

Aranjuez.

Königlicher Palaſt.

Kabinet des Königs.

König Philipp. Pater Domingo.

Domingo.

Ich erwarte des Königs Willen. Ew. Majeſtät ließen mich rufen. Stört etwas Ihr Gemüth? Iſt's Seelenkummer, der Sie drückt? Sind's Zweifel, die ich vom Gewiſſen entnehmen ſoll?

Philipp. Nein, Pater, alles das nicht. Ich ließ Euch kommen, um mich zu unterhalten. Ich habe von einer Kunſt gehört, die Euch in einem hohen vollkommenen Grade eigen ſeyn ſoll.

Domingo. Von einer Kunſt? Die größte, die ich lernte, war, mich nach Monarchen Willen einzuſchränken und ihrer Wünſche Sklav zu ſeyn, um ihnen Beruhigung zu ſchaffen.

Philipp. So müßt Ihr gegen Nichtmonarchen anders denken. Es war von Räthseln jüngst die Rede, und man betheuerte, Domingo spräche die Räthselsprache meisterhaft. Tischt mir von der Geschicklichkeit doch etwas auf! Ich lieb' es, die Vollkommenheiten derer zu bewundern, die mir am nächsten sind.

Domingo. Daß ich als Kind mich damit unterhalten habe, und unterhalten lassen, weiß ich wohl. Daß aber ich die Kunst jemals geschätzt, oder besondern Gebrauch davon gemacht . . .

Philipp. Vielleicht mit Kindern nur, denn die Person, die mir es sagte, ist auch ein Kind, der Unschuld wenigstens. Ihr hattet vielleicht ohnedem schon beschlossen, Euren König in gewissen Dingen so zu behandeln, wie man mit einem Kinde umzugehen pflegt — ihm etwas weiß zu machen.

Domingo. Nun werd' ich doch begierig, die Person zu kennen, die den König von einer so neuen Kunst, und unerwarteten Vollkommenheit und edlen Absicht seines Beichtigers unterrichtet.

Philipp. Ein Kind, Domingo, das man die Fürstin Eboli nennt.

Domingo. Nun, beym Himmel! Wenn ich mit dieſer in Räthſeln ſprach, ſo iſt das, was man mit den Händen greift, ein Räthſel. So viel indeſſen ſeh' ich daraus, daß Ew. Majeſtät mit ihr von mir geſprochen.

Philipp. Das hat Euch viel von Euren Augen gekoſtet. Ich warte lange ſchon vergebens auf Antwort, und nun hör' ich, daß das arme Kind nicht einmal weiß, woran es iſt. Liegt's daran, daß Ihr die Belohnung zum Voraus haben mögtet, ſo, denk' ich, kennt Ihr Euren König auf dem Punkt der Großmuth. Das erſte Werk, um Euer Geſchäft zu beginnen, hätte immer ſeyn ſollen, der Fürſtin keine Zweifel darüber beyzubringen, was eigentlich des Königs Wille ſey. Mich dauerte ſie in der Verlegenheit, in welcher ich ſie ſahe. Noch hab' ich meinen Zorn nicht Wurzel faſſen laſſen. Ihre unſchuldige Liebenswürdigkeit hat Euch davon gerettet. Wißt Ihr etwas zu Eurer Verantwortung?

Domingo. Erlauben Ew. Majeſtät, daß ich Stückweiſe widerlege. Das arme Kind weiß wirklich von Wort zu Wort, woran es iſt. Es weiß ſo deutlich, als die Unſchuld es nur wiſſen

kann, was Philipp von ihr begehrt. Sie hat ohne die geringste Verlegenheit gesagt, sie wolle nicht.

Philipp. Domingo! Ich hoffe, daß Ihr mich nicht belügen werdet.

Domingo. Itzt wäre wenigstens der Zeitpunkt dazu schlecht gewählt.

Philipp. Und wenn es Wahrheit ist, wer konnte nachläßiger wohl handeln, als Ihr, daß Ihr es bey Einem Sturm bewenden ließet? Was könnt Ihr darauf sagen?

Domingo. Sehr viel! Denn ich that mehr. Ich nahm Succurs zu Hülfe. Der Pater Alrich mußte mir beystehn. Es sind zwar Ew. Majestät oft in dem Fall gewesen, zu sehen, was Domingo für Sie that, doch nie in dem zu sehen, was es ihm kostete. Der Beichtiger des Königs muß sich doch in einer gewissen Ehrfurcht zu erhalten suchen. Er muß doch wenigstens die lächerliche Seite von sich entfernt halten. Die Fürstin Eboli könnte gerade seinen Ruf im Publikum so sehr in Zweydeutigkeit bringen, daß er dem Pöbel, nicht allein dem am Hofe, sondern auch den übrigen verachtungswerth würde.

Philipp. Und wie wäre dies Phänomen bey Domingo's Klugheit möglich.

Domingo. Bey dieser freylich nicht, und darum nahm Domingo seine Maaßregeln auch in dieser Art. Der Fürstin Tugend muß erst eine kleine Erschütterung ertragen. Es hatten Ew. Majestät bereits selbst, die Idee, dem Rui Gomez sie zu vermählen. Da sie aber nun diese Verbindung verabscheut, so glaubt' ich, wenn der Anfall auf ihr Herz — blos auf ihr Herz, Ew. Majestät — von Seiten eines Geliebten käme, so würde das die nämliche Wirkung thun. Die Tugend dieses Mädchens schützt gar Vieles. Ihr Vater hat ihr einen Glauben an dieselbe beygebracht, der freylich wenig unerschütterlich, weil er vom Vater kömmt, und von den Vätern man immer glaubt, die Lehren wären Folgen des mürrischen Alters. Allein, sie legten doch den Grund, auf welchen in dem Kloster von der zum Ekel tugendhaften Reutha und von der schwärmerischen Agnes ein Gewölbe gebaut ward. Auch dieses hätte eine Fluth von zärtlicher Verstellung mit Stolz und Pracht verwebt wohl noch zum Untergange heben können, allein, itzt kommen Dero unwillkührliche Befestigungen selbst ins Spiel.

Sie nahmen eine Gattin, welche, wie die ganze Welt es sagt, so eisenfest an Tugend hält, daß keiner Liebe Glut so mächtig, sie zu schmelzen; und diese setzte einen solchen Koloß auf das im Kloster aufgeführte Gewölbe, daß es nur durch die Fürstin selbst erleichtert werden kann. — Sie muß nothwendig erst viel von sich werfen, ehe sich der Hauptsturm wagen läßt. Wann Ew. Majestät verlieren wollen; ich bins zufrieden.

Philipp. Es ist nicht übel, das Gewebe, was Ihr mir da zeigt. Sobald ich Wahrheit sehe, wißt Ihr, so schwindet meine Hitze. Ich weiß ein Mittel, das sie kirre machen wird. Zeigt ihr die Krone in der Ferne. Was gilt's, der Glanz wird blenden, und sie greift darnach.

Domingo. Das wäre möglich. Nur Zeit, Ew. Majestät, sonst kann ich nichts versprechen. Solche Dinge wollen nicht übertrieben seyn.

Philipp. Zeit, und immer Zeit! Wie lange soll ich denn auf einen Augenblick noch warten, der meiner Macht nur Spielwerk ist — den ich sogleich erlangen könnte, wollt' ich die Freude der Aufopferung entbehren.

Domingo. Nicht alſo, Ew. Majeſtät! Gott iſt noch über Sie. — Von Seiten der Frömmigkeit kann man der Fürſtin nichts zur Laſt legen. Zu viele Menſchen kennen ſie als gute, ächte, eifrige Chriſtin. Wenn ſie Gewalt erblickte, würfe ſich dann in die Arme der Inquiſition, und ſuchte gegen den König Schutz?

Philipp. Wer hieß Euch, meinen Worten dieſe Auslegung geben? Nicht einmal, Domingo, werden wir uns freundlich trennen. Euer Stolz wird immer Ausdrücke brauchen, die ich Euch als ungeziemend verweiſen muß. Beſchleunigt meinen Auftrag, und macht, daß ich nicht wähne, es ſey nöthig, Euch zu haſſen.

Domingo. Das wolle Gott nicht! Ew. Majeſtät, ich bitte um Verzeihung, und thue Dero Willen.

(ab.)

Philipp. Mit ſechzig Jahren ſeh' ich erſt, was ich mit dreyſig hätte ſehen ſollen, daß dieſe übern Kopf mir wachſen. Nein, Religion, du kannſt nicht ſolche Menſchen Monarchen an die Seite geſetzt haben, um ihren übertriebnen Forderungen an die Menſchheit Einhalt zu thun.

Sie machen größere als ich. Ich mögte wiſſen, da ſie mir mit meinem Schuldregiſter ſo bange machen, wie ſie das ihrige vertheidigen wollen. Doch ſeh' ich nur durch ſie gelaſſen dort hinüber, und ohne ihren Troſt müßt' ich verzweifeln.

(Er geht ins Vorzimmer.)

Madrid.

St. Klarenkloſter.

Sprachzimmer.

Reutha. Prior des Karthäuſerkloſters.

Prior.

Ich habe Dich lange nicht geſehen, Schweſter. Indeſſen hat die Fürſtin Eboli Dich auch verlaſſen? Ein gutes Mädchen! Schade um ſie! Rechtſchaffne Leute haben ehedem in Spanien wohl getrauert, daß man gute Mädchen in Klöſter brachte; itzt aber trauert man, wenn ſie den Aufenthalt verlaſſen.

Reutha. Und meine liebenswürdige Bertha iſt Aebtiſſin des Emanuel-Kloſters.

Prior. Wer? Bertha, dieſes ràndige Schaf, das dem Gefängniſſe ſchon verſchiedenemal ſo nahe war, die ſchon des Unfugs ſo redende Beweiſe gegeben? Wie käme das denn, Schweſter?

Reutha. Ein Preiß vom Kard'nal Groß-inquiſitor, dafür, daß ſie verrieth, wie gern ich die Fürſtin Eboli gerettet hätte. Auch, Bruder, hab' ich Dir noch mehr zu ſagen. Man hat mir die Beſuche bey Dir unterſagt. Die Urſache davon, daß einige im Volk ſich mit der obwohl ungereimten doch ſchadenſtiftenden Erzählung trügen, Du wäreſt nicht mein Bruder.

Prior. Wie man ſo ängſtlich jede Vereinigung von guten Menſchen ſtört, aus Furcht, es mögte von der Böſen Vereinigungen zu viel geſprochen werden! Man hält uns ſtärker, als wir ſind, Reutha. Man traut uns zu, daß wir ihre böſen Anſchläge hintertreiben können, und wir müſſen in dieſen für das Chriſtenthum ſchlechten Zeiten uns begnügen, wann wir hier und da im Stillen nur etwas Gutes leiſten können. Mir können ſie indeſſen nicht wehren, Dich zu ſehen. Ich komme deſto öfter. Ich habe, Gott ſey Dank, auch in meinem ganzen Kloſter eine Denkungsart eingeführt, die jener Grauſamkeit zuwider iſt, die man mit Feuer und mit Schwert itzt ausübt. Ich hoffe, kommenden Geſchlechtern ein Häufchen ehrlicher gutdenkender Verweſer der Kirche gerettet zu haben, die einſt den

Zeitpunkt nicht verſäumen werden, in dem ſie für die Menſchheit reden können. Sie müßten unſer Kloſter heben, ſonſt werden ſie den guten Samen niemals ausrotten, den ich hineingeſtreut.

Neutha. Der Markis Poſa erkundigte ſich neulich ſehr nach Dir. Er iſt, glaub' ich, Dein Jugendfreund geweſen.

Prior. Ich war ſein Lehrer in gewiſſen Jahren. Ich hab' ihn auch geſprochen. Er iſt ein großer Mann, auf den der König viel Vertrauen ſetzt, und deſſen fließende Beredſamkeit in ſeinem Herzen die wenigen Spuren von Menſchheit aufgeregt. Allein, ich habe es ihm geſagt, es kann nicht lange dauern. Er ſoll ſich hüten. Solche Menſchen ſind jeden Augenblick zum Tode reif.

Der ſechzigjährige mit Sünden beladne König, der ein Meer von Blut vergoſſen, auf dem er in die Ewigkeit hinüberſchiffend, ſich nicht den beſten Empfang verſprechen kann, iſt kein Subjekt, um umgeſchaffen zu werden. Rodrigo's Stimme kann nicht ohne Rauhigkeit zu ihm reden, wenn er der Wahrheit treu ſeyn will. Die kann ihm nicht behagen, und das Schmeicheln ſeiner Pfaffen um ihn, muß ihm willkommner ſeyn. Der Sünden Ablaß klingt ihm ſüßer als der Sünden

Vorwurf; die Vorstellung, Gutes gethan zu haben, lieblicher als die Gewißheit, Elend verbreitet zu haben. Ich habe Rodrigo gewarnt. Ich habe ihm einen andern Weg eröffnet, Gutes zu thun, nachdem er mir der auswärtigen Besitzungen Philipps Ergebenheit für Karlos entdeckt hat.

Man rüstet sich, um Flandern wieder mit Blut zu überströmen. In keinem andern Elemente vermag der Herzog Alba zu leben. Im frommen Lande werden Scheiterhaufen statt Fackeln dienen, und das Geschrey der Unterdrückten in ihrem dicken Rauch zum Himmel schallen, indeß man es auf Erden mit Jubelton unhörbar macht. Ich erwarte ihn bald, um mir zu berichten, ob er da helfen will und kann. Indessen fürcht' ich doch für ihn. Zu viel hat er sich schon verrathen. Wenn er nicht eilt, kann es zu spät seyn. Selbst Karlos ist nicht sicher, wenn er lange verweilt. Sie entziffern seinen Blick auf ihre Grausamkeiten. Seine dauernde Liebe zur Königin wird nach und nach bekannt, und sie wird das Mittel werden, ihn zu stürzen. Itzt will ich den Markis noch einmal für das alles warnen. In diesem Briefe, Schwester,

ſtehen Dinge, die ihm ſein Leben retten können, und Tauſende vom Feuertode. Ich übergeb' ihn Dir. Es wird ein ſichrer Bote, oder er ſelbſt, bey ihm erſcheinen. Itzt geh' ich, um dem Kardinal Großinquiſitor meinen unterthänigen Beſuch zu machen. Er iſt der Erſte, dem ich heucheln muß. Allein, zu wichtig iſt der Zweck, um nicht die kleine Schuld zu tragen.

(ab.)

Reutha. O, wären alle ſo gut wie Er, ſo wären Sparien ein Himmelreich.

Eine Nonne. Die Fürſtin Eboli iſt in der Zelle der würdigen Mutter

Reutha. Ich komme gleich, und fordern Sie Schweſter Agnes auch dahin. Vielleicht hat ſie Erlaubniß vom Großinquiſitor ausgewirkt. Und hätte ſie ſie nicht; ich muß ſie dennoch ſehen.

(ab.)

Zimmer der Aebtissin.

Prinzessin Eboli, (hernach) Reutha, (endlich) Agnes.

Eboli.

Sie soll zu mir nicht kommen, nicht mit mir reden. Ich aber darf zu ihr; ich muß ihr das Geheimniß meines Herzens entdecken. Sie muß sich mit mir freuen; sie muß es sehen, daß mein Schicksal mich für die Welt bestimmte. Nun werden auch jene Thränen trocknen, die beym Abschied Agnes um mich weinte.

Reutha. Willkommen, Fürstin Eboli — und dies Willkommen recht herzlich, wenn schon gewissermaßen diese Unterredung wider meine Pflichten läuft, wenn Sie nicht Dispensation mir bringen.

Eboli. Die hab' ich nicht. Mir hat man nichts verboten, und ich denke, Ihre Rechte, Aebtissin, erstrecken sich so weit, wenn man darauf besteht, mit Ihnen zu sprechen.

Reutha. Wenn Eboli mir Glück und Gu-

tes zu sagen hat, so will ich gern des Uebeln vergessen, was mir aus der Zusammenkunft entspringen könnte, wenn sie der Kardinal erfahren sollte.

Eboli. Ja, Glück und Gutes, würdige Lehrerin. Es öffnet sich mir in der Welt ein Himmel — Ich sehe alles, was bis hieher mir begegnet, selbst Ihre traurige Entdeckung, mit Augen an, die doch das Schicksal nicht zu ändern vermögen. Ich werde mich der Liebe in die Arme werfen. Sie wird die einzige Begleiterin meines künftigen Lebens seyn. Sie wird mich meine Tage süß durchwallen lassen.

Reutha. Die Liebe, Kind, ist eine Leidenschaft, die in gewissen Jahren eine besondre Schwungkraft in uns wirkt, und ächte, reine Liebe ist in der Welt das Glück unsers Geschlechts. Deswegen kann ich sie nicht tadeln. Die Wahl, die Sie im Gegenstand getroffen, wird ohne Zweifel Ihrem Herzen und Ihrem Verstande Ehre machen. Ihr Zutrauen wird mir schmeichelhaft seyn.

Eboli. O Reutha, nicht so kalt und überlegt, wo ich so heiß mit vollem Herzen spreche! Sie müssen nichts als meine heiße Liebe auf die

Wage legen. Man wählt nicht, was man liebt. Man hat nicht Zeit zum Wählen. Die Leidenschaft gleicht einem Blitzstrahl, der auf einmal zündet. Ich fühle mich seit diesem Phänomen belebt. Vorher war ich todt, leblos. Nichts vermogte meinen Geist zu fesseln. Ich kannte keinen Wunsch. Itzt hab' ich ihrer tausend. Ich webe in Projekten neuer Freuden, die mir die Liebe täglich geben soll. Ich warte schmerzlich auf den Augenblick, zum erstenmal in ihre Arme mich zu werfen, um nimmer wieder daraus zu erstehen.

Reutha. Sie schwärmen, Fürstin, Ihre Liebe kömmt mir verdächtig vor. Sie scheint mir nicht der ächte Laut des Herzens. Sie scheint mir Wuth der Leidenschaft.

Eboli. O, nennen Sie sie, wie Sie wollen, Reutha, und lassen Sie sich nur erst den Gegenstand entdecken, der sie so glühend macht, und alles wird Ihnen erklärbar seyn. Prinz Karlos! Er, der schöne Karlos, ist mein Geliebter — Er ist meines Herzens Abgott. —

Reutha. Prinz Karlos? Hätten Sie den Namen nicht zweymal genannt, ich glaubte mich verhört zu haben. Prinz Karlos, Fürstin Eboli,

ist meiner Meynung nach nicht der Mann für Ihre Liebe.

Eboli. Sie meynen, weil er Prinz ist? Reutha, wie wenig kennen Sie die Liebe! Der Königssohn, der Prinz ist ja nicht der Geliebte. Karlos, der schöne Mann, mit der edlen offnen Seele, er, dessen Herz sich in das meinige verliert, der ist nur mein.

Reutha. Prinzessin! Warum machen Sie mich zu Ihrer Vertrauten?

Eboli. Weil ich am Hofe keine finden kann, und weil ich eine haben mußte, in deren Herz sich mein Geheimniß zur Theilnehmung entwickeln könnte. Am Hofe, Reutha, würde es schlecht verwahrt seyn. Aller Blicke lauschen auf diesen Karlos, und verrieth ich es, daß er auf mich der Blicke mehr wirft, als auf Andere, so könnte man sie mir entziehen. Noch ist er nicht ganz mein; noch weiß er nicht, wie unaussprechlich ich ihn liebe; noch habe ich ihm die Schilderung nicht machen können, wie ihn mein Herz belohnen wird.

Reutha. So machen Sie sie nie, Prinzessin! Ich glaube, daß es reizend seyn mag, von

diesem Karlos geliebt zu werden, allein, daß er Sie liebt, ist zweifelhaft.

Eboli. Ist zweifelhaft? Nein, Reutha, seine Blicke, sein Betragen, seine zuvorkommende Gefälligkeit, ist überzeugend. Noch kürzlich hatte ich den bewährtesten Beweis in Aranjuez. Er führte mich auf seines Vaters Geheiß, da ich mich auf der Jagd verirrt, zur Königin zurück. Wie reizend war seine Unterhaltung, wie vieles sagte er über meine Reize und meinen Geist, und wie besonders wußte er das Glück hervor zu heben, das ich ihm itzt verschafft!

Reutha (vor sich.) Sie ist verblendet, die Unglückliche! das alles galt der Königin. Ich darf ihr nichts davon entdecken. Ich zittre für ihre Tugend. Ihre Leidenschaft stürzt sie in den Abgrund.

Eboli. Nicht wahr, Sie finden auch, daß das nicht trügen kann?

Reutha. O, Fürstin! es kann vieles trügen, was uns ganz ohne Trug zu seyn, erscheint. Doch ich will nehmen, daß Sie recht gesehen. Ich will zugeben, daß die Reize Ihres Körpers, mit denen Ihrer Seele verbunden, dem Prinzen Liebe gegen Sie entrissen — so ist kein Mittel,

diese zu befriedigen, als das Opfer Ihrer Tugend. Das kann meine Eboli nicht bringen! So sehr kann sie den Stolz nicht verläugnen, der immer gegen das Laster sie stählte. Zur Buhlerin des Prinzen kann sie sich nicht erniedrigen.

Eboli. Weg mit dem Namen, meine Freundin! Er entweiht die Liebe. Wenn mich das große glühende Gefühl der Sympathie an Karlos Seite kettet, wenn dies mich seinem Herzen auf ewig werth macht — wenn keiner für mich in der weiten, weiten Welt mehr ist, der mein seyn könnte, und wenn in dieser großen weiten Welt sich kein Geschöpf mehr finden kann, das seine Seele erfüllen, das seinem liebebedürftigen Herzen sie in dem Maaße geben kann, als ich — und dann der Stand sich zwischen unsre Sympathien stellt, ein Band verbietet, das die Welt nur schuf, und nun werf' ich mich ganz in seine Arme, bin ohne dieses Band, was ich mit diesem Bande nach den Gesetzen der Natur seyn sollte — heißt das ein Laster? heißt das die Tugend opfern? Verdien' ich dann den Namen Buhlerin?

Reutha. Wenn das Gemälde nicht aus Ihrer Einbildungskraft geflossen wäre, dann,

Eboli, wollt' ich sagen, Sie haben Recht! Allein, daß dies Gemälde Wahrheit werden sollte, das ist unmöglich. Sie bedenken nicht, daß, wenn ich alles beyseite setze, was noch zweifelhaft, Prinz Karlos seine Hand verschenken muß; und thut er das, so malen Sie der Liebe Himmel so schön Sie wollen, Sie bleiben Buhlerin.

Eboli. Ha! Mußt' ich darum von Aranjuez herfliegen, um aus dem Munde einer Freundin dies Urtheil über unaussprechliche Zärtlichkeit zu hören? Kann Reutha, die mich liebt, der reinsten, der unaussprechlichsten Liebe solch einen Namen geben? Durch sie glaubt' ich in meinem Vorsatz gestärkt zu werden. Ich dachte, sie würde, frey von Vorurtheilen, mein Loos schön finden!

Reutha. Wie kann ich, Fürstin? Solche Leidenschaften sah ich in der Zeiten Zukunft für Sie voraus, und darum rieth ich, abzustehen. Sie vollführen Ihren Vorsatz, Fürstin, und dann haben Sie sich geopfert. Noch mehr, ich prophezeihe, Sie werden ihn nicht einmal vollführen können, weil Karlos Ihre Liebe nicht erwiedern wird, sobald er mehr als leidenschaftliches Opfer geben soll.

Eboli. Wie? Träume ich — oder bin ich wirklich im Klarenkloſter, bey Reutha, der Aebtiſſin, bey meiner Mutter, Erzieherin, und Freundin? Will dieſe mir den Wurm der Hölle in mein Herz verpflanzen, will ſie mich gegen einen edlen Mann aufhetzen? Will ſie den großen Werth des Prinzen verläumden, ihn zu dem Haufen der Böſewichter werfen, zum Heſen der Menſchheit ihn verdammen?

(Sie ſieht ſich um, und erblickt Agnes, die dem Geſpräche zugehört.)

Komm, Agnes, komm, vertheidige mich gegen dieſe. Du haſt ein fühlend Herz. Laß Dir erzählen . . .

Agnes. Ich hörte alles, Eboli, und habe Dich bedauert. Reutha, Deine Freundin, die Du verkennſt, hat Recht. Es giebt nur einen Weg der Tugend. Jeder Nebenweg, man ſchmücke ihn ſo ſchön man will, führt zum Verderben, und früher oder ſpäter iſt das Laſter in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt enthüllt.

Eboli. Auch Du? Nein, kalten Seelen hätt' ich freylich mich nicht entdecken ſollen. Wie können dieſe Mauern noch ſo viel Gefühl im Herzen laſſen, daß man mich mit verſteht! Hier

entſagt man der Natur und allen ihren Freuden. Die Liebe, die ſie ſchuf, wird hier verachtet, verrathen, gemißhandelt. Ich trenne mich von Euch Beiden, um Euch nie wieder zu ſehn. Ihr wart nie meine Freundinnen. Ihr haßtet mich, und darum wolltet Ihr mich dem Kloſterleben weihen. Ihr haßtet mich, und darum neidetet Ihr mein Glück, und maltet mir meinen Himmel ſchwarz. Behaltet Eure kalte Seligkeit der Frommen. Ich wähle die heiße, unausſprechliche der Liebe.

(ab.)

Agnes. Der Markis Poſa wartet ſchon eine Weile im Sprachzimmer.

Reutha. Unſre Seelen haben ſich verſtanden, Agnes. Kein Wort von der unglücklichen Verlornen.

(ab.)

Sprachzimmer.

Markis Posa. Hernach Reutha.

Posa.

So nahe der Gefahr glaubt' ich mich nicht. Der Prior hat die Augen mir ganz geöffnet. Für eine Mördergrube hielt ich Spanien immer, doch nicht für eine solche, wie ich itzt sie sehe. Ich zittre mit jedem Augenblicke für meinen Freund. Was ist den Menschen eines Prinzen Leben, denen die Asche Karls nicht einmal heilig war. Ich eile, ihn aus der verpesteten Luft zu entfernen. Mag's doch mein Leben gelten, wenn einem Königreiche ein Monarch gerettet wird, der menschlich denkt. Kömmt Karlos auf den Thron, so sehe ich für Spanien eine goldne Zukunft; geht er zu Grunde, so ist's mit allen Hofnungen aus. Ein Mensch mit seinem Sinn kann nur einmal von einem Könige gezeuget, in einem Menschenalter nur einmal geboren, in einer Grube aller Gräuel nur einmal erzogen werden. Was neben ihm aufkömmt, ist Schlacke, wenn sie schon Goldes Flimmer führt.

O, laß mich ihn vollenden, Spaniens Schutzgeist, den Vorsatz, diesen Karlos für dein Land zu erhalten! Spare ihn, du sparst dir deinen Heiligen. Dann kann auf Spaniens Throne Sonnenglanz einmal wieder leuchten! (Pause) Wo bleibt nur die Aebtissin? Ich wünschte, mich nicht lange hier aufzuhalten. Man kann mich in Aranjuez vermissen — und Forscher spähen aller Orten. Ein Besuch in diesem Kloster kann verdächtig vorgetragen werden. Wenn jemand mich hier vollends fände, unruhig mich sähe — Wenn sie doch käme — Ich stehe wie auf Kohlen.

Reutha (tritt ein.) Verzeihung, Markis, daß ich Sie so lange warten ließ! Ich hatte eben ein Geschäft, was mindre Freude mir gewährte, als dieses gegen Sie. (sie giebt ihm den Brief ihres Bruders) Ich habe ein Geschöpf des Himmels als Sünderin zu Grunde gehen sehen. Ohngefähr weiß ich, Posa, was dieser Brief enthält. Ich füge also eine Warnung hinzu. Verwahren Sie den Prinzen Karlos vor den Schlingen der Fürstin Eboli. Vielleicht ist sie dadurch auch noch zu retten.

Posa. So viel, Aebtissin! Prinz Karlos

kann von keinen Schlingen, und wären sie no
reizender, umklammert werden. Sein Herz i
gegen Liebe härter wie Stahl.

Reutha. Alles, was Sie sagen wollen un
können, Markis, das weiß ich. Allein, er könn
mißverstanden werden. Man könnte geliebt si
halten, schwache Stunden benutzen, und schwa
wird Karlos doch so gut seyn, wie jeder Erde
sohn.

Posa. Ich werde mir die Warnung ni
entgehen lassen. Sollten Sie Ihren Brud
eher sprechen, als ich, so bitt' ich ihm zu melde
daß wir uns übermorgen in der Laube an d
Außenseite des Klostergartens treffen würd
Ich hoffte ihm dann Karlos sichre Antwort
überbringen. Der Fürstin wegen will ich E
indessen beruhigen. In vierzehn Tagen darf K
los Spaniens Gränzen nicht meh. sehen.

(a

Sachſen.

Wibertsburg.

Prinz Johanns Zimmer.

Johann. Marie. Hernach Fürſt Gonzago.

Johann.

Der Wunſch, Madrid zu ſehen, Marie, kömmt von meiner Mutter. Verläugne mir das nicht. Ich höre meiner Mutter Worte aus Deinem Munde.

Marie. Ich läugne Dir's auch nicht, mein lieber Walter. Sie hat in mir den Funken angefacht. Ich kann mich niemals von Dir trennen, und ſo wie ſie mir von der Nothwendigkeit überzeugende Beweiſe gab, ſo wie ſie mir die ſüße Hoffnung malte, daß ich die Schweſter und den Bruder meines theuren Gatten umarmen ſollte, ſo beſchloß ich gleich, Dich zu begleiten.

Johann. Marie! dieſe Mutter, fürchte ich, liebſt Du zu viel. Ich wünſchte Deinem Vater nicht durch dieſe Mutter ein Kind geraubt zu

ſehen. Du weißt, wie ſtreng er iſt. Läßt Du nur einmal blicken, daß Deine Liebe zu ihr größer iſt, als die zu ihm, ſo ſind wir um den Vater — und um welch einen Vater?

Marie. Du ſcheinſt hart mit mir zu ſprechen, Walter. Zum erſtenmale thuſt Du das. Ich glaube, daß Du Recht dazu haben mußt, ſonſt würdeſt Du es nicht thun. Allein ich dächte doch, Du könnteſt einen andern Weg gehen; der der Sanftmuth würde mich nicht beleidigen. Sieh, ich verſpreche Dir, mich ganz nach Deinem Willen zu richten; und nun — was haſt Du gegen mich?

Johann. Es war ſo böſe nicht gemeynt, Marie. Ich fürchte, meine Mutter hat von Bekehrung, von beſſerer Religion mit Dir geſprochen, und Du haſt ihr Gehör gegeben.

Marie. Das hat ſie allerdings. Sie anzuhören, das war mir doch wohl Pflicht? Iſt ſie nicht Deine Mutter? und iſt ſie nicht die meine geworden? Hab' ich nicht Kindespflicht gegen ſie? Ich habe ihr geſagt, ſie ſollte mich überzeugen, daß ihre Religion allein ſelig mache, und ich wollte gleich zu derſelben treten. Ich habe ihr erzählt, daß jener Waldbruder, der fromm und ihrer Re-

ligion ſey, mir geſagt, ich könne in der meinigen eben ſo gut ſelig werden: und ſie hat mir geantwortet, daß ich ſie dieſem Waldbruder zuführen, und ſie ſich ebenfalls von dieſer Meynung überzeugen laſſen wollte.

Johann. Das ſagte ſie? — Marie! dafür ſchenk' ich Dir den wärmſten Kuß, den Du noch je von mir erhalten! Zürne nicht, ich hatte Dich in einem ſchlimmen Verdacht. Ich glaubte, meine Mutter hätte ſich Deines Verſtandes bemeiſtert. —

(Fürſt Gonzago tritt ein.)

Mein theurer Vater! diesmal war unſre Furcht vergebens. Marie hat uns einer großen Sorge überhoben.

Fürſt. Marie hat es? — Wie denn, liebe Tochter?

Marie. Wenn ich Verdienſt bey dieſer Sache habe, ſo kömmt es lediglich auf des Zufalls Rechnung. Ich that nichts mehr, als meine Schuldigkeit. Ich ſuchte meiner Mutter Liebe mir zu erhalten, und doch ſie aufmerkſam auf die Ungerechtigkeit zu machen, die ſie in der Verdammung ihrer Mitmenſchen begienge.

Fürſt. O das iſt ſchön! — Johann! wie glücklich biſt Du! Hätte mir der Himmel ein ſolches Weib beſcheret, ſo wollt' ich jeden Menſchen auf allen Welten, die er bedeckt, fragen: Wer glücklicher wäre, als ich?

Wibertsburg.

Garten am Schloſſe.

Wibert. Die Fürſtin.

Wibert.

Ich laſſe meine Tochter nie von mir, Fürſtin. Glauben Sie ja nicht, daß hier die Religion ins Spiel kömmt. Rechtſchaffenheit beſtimmt bey mir den Werth, und fände meine Tochter in der Geſellſchaft ihres Mannes und in der Ihrigen heut' oder morgen Gründe, den Glauben, den Sie haben, dem ihrigen vorzuziehen, ich wollte ſie nicht tadeln, daß ſie ihn wählte, obgleich mich's ſchmerzen würde, den Verſtand in ihr geſchwächt zu ſehen, den über dieſen Punkt ich ziemlich helle ihr gemacht zu haben glaube.

Fürſtin. Was ſind ſechs Monate, lieber Ritter? Sie verlaufen ſo ſchnell.

Wibert. Sechs Monate von den Jahren nicht gelebt, die ich noch zu leben haben könnte, das heißt ſehr viel verloren. Ich liebe ſolche Opfer nicht, die man um Andrer willen ſeiner Ruhe bringt. Wenn ich mitgehen könnte, da wäre es eine andre Sache. Da Sie mir aber die Gefahr, die ich dort laufe, ſo freundſchaftlich eröffnet, daß ich Sie darum ſchätze, ſo laſſen Sie, ſo lang' ich lebe, in meiner Tochter Gegenwart mir meinen einzigen Troſt. Bin ich, und mit mir der Wiberte letzter, friedlich in dieſer Burg begraben, ſo thue meine Tochter, was ſie will. Nach meinem Tode bind' ich ihr die Hände nicht; mein Leben iſt ſie ſchuldig, mir zu verſüßen.

Fürſtin. So unerbittlich, Ritter, hätt' ich Sie doch nicht gehalten. Wenn nun mein Sohn Johann . . .

Wibert. Gut; er entſcheide. Wenn er das Herz des Vaters kränken könnte, dann wäre nichts mehr zu verlieren.

Fürſtin. Allein Sie müſſen ſeine freye Wahl durch keine Ueberredungen beſtimmen.

Wibert. Wenn ſchon ich das für mich auch

nicht gethan hätte, Fürstin, doch bleibt Ihre Bemerkung immer grausam. Immer glaubte ich Theilnehmung an mir in Ihnen. Jetzt seh' ich, daß ich eine Null in Ihrem Herzen bin. Ob ich gekränkt werde, gilt Ihnen gleich. — Gut, hier ist mein Wort, ich brauche keine Ueberredungsmittel. Was Wibert einmal sagt, steht Mauern gleich. Allein das, Fürstin, sag' ich Ihnen — Ihre Religion kann nicht die Tugend predigen, welche die meine hat. Ich hätte das an Ihnen nicht gethan. —

(ab, mit Rührung.)

Fürstin (weinend. O Gott! in welchem Labyrinth befind' ich mich! O hätt' ich Spanien nie verlassen! Die Ruhe des Gewissens geht über alles. Und doch ist dieser so ruhig und so gut. Warum ward mir das nicht zu Theil? Warum kann ich so gut nicht seyn, als er?

(ab.)

Aranjuez.

Garten am Pavillon der Königin.

Prinzessin Eboli allein.

Nein, Königin, und hätteſt du der Reiche noch mehr — und wärſt du unumſchränkte Gebieterin, und Philipp erſter Sklav an deinem Thron — und wäre dieſe Welt und tauſend andre Welten dein Eigenthum, ich tauſchte nicht, mit dir nicht, nicht mit deinem König Philipp! —

Er liebt mich! Jeder Blick ſagt mir's; in jedem ſeiner Athemzüge verkündigt ſich's mir lauter. — Er liebt mich! Jeder ſeiner Blicke auf mich entziffert mir das dicht verſchleyerte Geheimniß ſeines Herzens. Wie künſtlich er den Handſchuh mir zu nehmen wußte! Wie er das Blatt Papier hineingebracht hat, begreif' ich noch nicht. Ich, die ich jedes Regen ſeiner Hand, jede Bewegung, die er nur macht, beobachte, ich laſſe mir ein ſolches Unternehmen entſchlüpfen? Und

bald hätt' ich den ganzen Zweck der schönen Unternehmung verloren. Als er in anscheinender Zerstreuung den Handschuh wieder statt einer Karte spielte, griff sie so gut nach ihm, die Königin, als ich. Ich ahndete etwas, ich schob ihn auf die Seite: er fiel vom Tische, ich nahm ihn auf, und fühlte gleich, daß er etwas enthielte. Er wußte sich so meisterhaft zu nehmen, blickte unaufhörlich auf die Königin, und hemmte dadurch jeden Verdacht, der auf eine Liebe zu mir fallen konnte. O Karlos! wenn Sie ein solcher Meister in dem sind, was die Liebe nur entfernt angeht, was müssen Sie dann in der Liebe selbst seyn? —

Mein Leben also hebt sich an! O Neutha, Agnes, so geliebt wie ich, ihr hättet nie den Gedanken gefaßt, dem Kloster Euch zu nähern. Was war ich im Begriffe zu thun? Wenn ich dem schrecklichen Entschlusse gefolgt wäre, den Schleyer zu ergreifen, und durchgelebt hätte ein Leben voller Leiden? und dann in einer andern Welt hätt' ich gesehen, welch einer Seligkeit ich mich entzogen? Wäre überzeugt worden, daß ich den schlimmsten Wurf geworfen, der je der Wahl einer Sterblichen überlassen war? — —

Doch weg mit all den Bildern, die der Wonne Einhalt thun — Ich habe ihn ja, er liebt mich — Er hat es mir in dieser Romanze ja so deutlich, so gewiß erklärt. Wie? Spricht er nicht, er wollte, um eine Stunde nur mit mir allein zu seyn, sein Leben gleich dem Wollüstlinge opfern, der ihm den Schatz geraubt? Wie sorgsam doch das Auge eines Liebenden in jedes Dunkel dringt! Er hat Domingo selbst, den schlauen Domingo hintergangen. Er hat ihm sein Geheimniß entlockt. Er kennt des Königs Ungestüm im Lieben. Er kennt den Grad der Rache, der seine Seele entflammen könnte. Allein das soll ihm nicht gelingen. Ich habe die Mittel, die Gewalt in Händen. Ein Kabinet, in welchem kein Lauscher uns behorchen kann, in dem die Stille herrscht, die sich zur Liebe so vortreflich schickt, wohin nie ein Spion sich wagte, wohin noch kein Fuß der alles durchforschenden Heiligkeitsmasken gekommen — das soll der Ort seyn, wo ich deinen Wünschen ein Opfer bringen will, wie noch kein Mädchen es brachte! —

(In dem nächsten Gange wird ein Geräusch vernommen.)

Still, Herz! Still, Mund, zu voll des Herzens! Wir sind nicht mehr allein. —

(Indem sie sich rechts wenden will, tritt linke Hand Pater Domingo hervor, und geht ihr zur Seite.)

Bedeckter Gang.

Am Ende eine Laube aufs Wasser.

Pater Domingo. Fürstin Eboli.

(Der erste Theil des Gesprächs wird i bedeckten Gange gehalten; der letzte i der Laube.)

Domingo.

So widmet sich wider alles Recht der Einsam keit die Schönheit. Was glänzen sollte, das birg sich in Dunkel. Selbst Einsamkeit, Prinzessi gebiert den Weg zur Sünde. Denn Sünde ist' was zur Bewunderung geschaffen, ihr entzieh wollen; Sünde, allein seyn wollen, wo And Glück aus unsrer Gesellschaft sich erschaffen.

Eboli. Mein lieber Pater, ich bin nie allein. Ich bin in der so reizenden Gesellschaft meiner Gedanken, und eben itzt gerade beschäftigt, zu betrachten, wie ich eines Menschen Glück auf eine hohe Stufe bringen kann. Ich hoffe, die Beschäftigung wird Ihnen nicht mißfallen.

Domingo. O das ist schön, vortreflich! Aber, Fürstin, da Sie sich so eifrig um eines Menschen Glück bekümmern, der vielleicht des Glückes schon zu viel hat, warum sind Sie grausam gegen den, der um Sie leidet, dem es an dem Glücke fehlt, das Sie ihm schenken können?

Eboli. Wenn immer noch der alte Mann der Gegenstand Ihrer Unterhaltung mit mir ist; so, glaubt' ich, wäre er wohl der erste, von dem man sagen könnte, er habe des Glückes zu viel. Warum also so viel Bemühungen für ihn? Er hat genossen — Domingo, davon müssen Sie der erste Zeuge seyn. Die Chronik seines Genusses herauszugeben, wäre ein Werk für Sie, und schade, wenn Sie nicht dazu gesammelt haben.

Domingo. Vortreflich, Fürstin! Sie sind heute aufgeräumt. Und Ihnen läßt sich nicht leicht aus etwas ein Geheimniß machen, was man

vor Andern schon verhehlen kann. Des Königs Eroberungen sind freylich zahlreich, und ich gestehe gern, wär' er nicht König, nun so wäre das nicht so von Bedeutung, daß er hier und da ein Auge würfe. Allein er hat, Prinzessin, um sein Alter zu vergüten, und übrigens ist er kein übler Mann. Gewisse Damen würden ihn, wär' er nicht König, dennoch sich an der Stelle ihrer Männer, die Jünglinge an Jahren und Greise an Temperament und Kräften sind, wünschen.

Eboli. Sie wissen aber doch, Domingo, daß ich in diesem Falle nicht bin. Ob Rui Gomez dahin gehört, den der König, vermuthlich nicht ohne Ihr Mitwissen, mir als Gemahl vorzuschlagen geruhet, darüber würde ich mir von Ihnen Auskunft erbitten, wenn ich je gesonnen wäre, ihn zu nehmen.

Domingo. So fest entschlossen schon? Doch Fürstin Eboli ist Meisterin von sich: was kümmert mich das also. Ich komme wieder auf den König. Wenn er so glücklich wäre, von Ihnen erhört zu werden, so müßten Sie bedenken, daß, wenn er Ihnen nicht als Jüngling zu Theil geworden, und Manche vorher schon ihn ihr Eigen-

thum genannt — die andern auch das Glück schon überlebt, Sie itzt erst anfangen, es zu genießen.

Eboli. Wahrhaftig eine Bemerkung, die allen Dank verdient — für den, der aufhört zu genießen. So viel mir aber bis itzt vom Menschen bekannt ist, genießt er immerfort, und dann, wenn er an Freuden einer Reihe von Jahren gesättigt ist, eröffnet sich ihm eine andre Gattung. Domingo, scheint's, will immer einerley genießen, Er hat's vom Könige, der noch als Greis den Jüngling und den Mann so ämsig hervorzurufen sich bemüht. Die Damen, die in dem Kaliber den großen Philipp genossen, genießen jetzt in einer andern Art, oder in einem andern Leben.

Domingo. Sie kommen mir in allem, was ich Ihnen sage, so tapfer entgegen, als ob Sie sich darauf vorbereitet hätten; dem Könige dürfte das nicht begegnen, Sie in solchem Lichte der Vollkommenheit zu sehen. Wäre ich ohne Amt, mein Stand dem Ihrigen gleich, ich würde nicht von Ihren Füßen weichen, bis Sie mir das Glück gewährten, Sie Gattin zu nennen.

Eboli. Schmeichelhaft, wenn Sie ohne Grund und ohne Beziehung es sagten.

Domingo.

Domingo. Auch das schon Ihrem Geiste hell? Wohlan, Prinzessin! mit nichts will ich nun länger an mich halten. Der Plan, den ich bereit bin itzt Ihnen zu eröffnen, soll, hoffe ich, weniger Einwendungen finden. Es giebt so Viele, die dem spanischen Throne von Herzen eine spanische Monarchin gönnten. Die Königin ist nicht so allgemein beliebt, als man es glaubt. Der heilige Vater ist auch in unsern Händen, und Dispensation kann er wohl einmal für die Tausende ertheilen, die er aus Philipps weiten Landen erhält.

Eboli. Das wäre mit der einen Hand mir eine Krone gezeigt, und mit der andern dem Dolch, um ihn ins Herz der Königin zu stoßen. Domingo! Sie vertrauen sich mir sehr, Sie geben mir gefährlichere Waffen, als Sie mir anvertrauen sollten! Wissen Sie, ich liebe diese Königin; sie ist mir mehr als Monarchin, ich ihr mehr als Hofdame. Wie, wenn ich unternähme, ihr von diesem Anschlage ein Wörtchen im Vertrauen mitzutheilen?

Domingo. Das werden Sie um Ihres eignen Besten willen nicht thun. Sie würden auch der Königin dadurch nicht dienen. Sie können, Für-

stin Eboli, mit Ihrem Verstande auftreten, wo Sie wollen; allein zur Menschenkenntniß fehlt es Ihnen an Erfahrung, und die erhält man auch nicht, so lange man unschuldig ist. Sie wissen nicht, was Freundschaft mit Monarchen sagen will. Sie ist ein spiegelglattes Eis; man glitscht in den Abgrund, ehe man sich umsieht. Ich könnte Ihnen Dinge von der Königin enthüllen, die Sie Wunder nehmen müßten, wenn Sie nur etwas vorbereitet wären, sie aufzunehmen.

Eboli. O ja, Domingo, solche Dinge haben Sie und Ihres gleichen wohl immer in Bereitschaft. Ich zweifle nicht, Sie werden auch wider mich ein Tagebuch zu führen nicht unterlassen, sobald ich Ihnen wichtig genug erscheine. Unterlassen Sie das, so werd' ich Ihnen nie gefährlich werden.

Was Ihren Vorschlag aber betrifft, so denken Sie nur, ob ich's wagen darf, nach einem Platze mich umzusehen, den eine aus dem Hause Valois, den eine liebenswürdige, sanfte, edle Königstochter vor Ihren Nachstellungen nicht behaupten kann? Sollten Ihre Worte vom Könige ihren Ursprung haben, so bitte ich, die meinigen ihm wieder zu berichten. Sind sie Ihr

Werk, Domingo, so sagen Sie dem Könige, ich sey nicht lüstern nach dem großen Glücke, Philipps Buhlerin zu seyn; oder sagen Sie ihm, ich wäre eine Närrin, die ihr Glück nicht kennte, und nicht erkennen wollte, oder was Sie sonst für besser halten.

Domingo. Noch einmal, Fürstin, es sind nicht Schimären, die ich Ihnen male. Ich gebe Ihnen Bedenkzeit.

Eboli. Bedenkzeit, um mich zu einer Thorheit zu verleiten? — Sehen Sie, Pater, ich erblicke itzt uns Beide in diesem spiegelhellen Wasser. In Ihnen seh' ich weit mehr, als in mir. Aus einem Ihres gleichen, der dem Staube entkrochen, kann wirklich ein Regent des Regenten werden. Auch zeigt mir meine ganz leidliche Gestalt, daß ich wohl eine solche Regentschaft auf ein paar Stunden mir erkaufen könnte; jedoch so bleibend nicht, wie Sie. Ich denke, Spaniens Königinnen wollen königliches Blut. — Weg von dem Wasser, Domingo! Es zeigt mich mir zu schön, Sie mir zu häßlich. Sie sagen dem Könige, was ich Ihnen auftrug. —

(Sie geht aus der Laube heraus.)

Domingo. So werd' ich mich entschließen müssen, ihm zu sagen, daß ein beßrer Gegenstand für seine Liebe sich in Madrid gefunden, daß wir in der Fürstin uns geirrt.

Eboli. Auch das berichte ihm das treue Echo vom Pater Ulrich. Spielt doch Eure Rollen nicht so offen. Sie haben ja das Herz des Königs in Ihrer Hand, und meiner brauchen Sie nicht zu schonen. Es kann Ihnen gar nicht fehlen. Genug, ich liebe den König nicht, kann ihn nie lieben. —

(Sie wendet sich in einen andern Gang.)

Domingo. Weil — sie schon einen Andern liebt! Ja, wer das nicht durchsehen könnte! Und wie Pater Ulrich an ihr forschte, war sie bestürzt bey der Erwähnung. Seitdem hat also diese große Revolution in ihres Herzens Welt sich zugetragen. Laß sehen, ob wir das entziffern können. — Sie sahe in Aranjuez den Prinzen Karlos zum erstenmale. Was gilt's, sie versteht sich darauf, den Vater mit dem Sohne tauschen, sey aller ihrer Wünsche Ziel vereinigen. Die Liebe itzt — die Krone ein wenig später. Der Plan wäre nicht übel, und für eine, die sich deswegen

an uns wendete, wohl auszuführen; ohne uns nur Wolke, die wir mit einem Hauche verjagen können. Doch ehe wir den Sturmwind entfesseln, sey Karlos erst geprüft. Liebt er sie nicht — so mag die Närrin sich eine Weile schmeicheln. Vielleicht — doch ist das kaum zu glauben — hat die Fürstin die Königin verdrängt, und seine Tugend war nur Spielwerk. Ich darf ihm nicht mehr nahe kommen. Ich muß den dritten Mann zu diesem Auftrag laden.

(ab)

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Großinquisitor. Bertha.

Großinquisitor.

Wenn Sie blos kommen, mir den Dank für Ihre Beförderung zu sagen, so hätten Sie sich nicht bemühen sollen; sie war sehr verdient. Befleißigen Sie sich, mir bald mehr Gelegenheit zu geben, die Belohnung Ihrer Dienste zu verdoppeln.

Bertha. Ich kenne Ew. Eminenz großmüthige Gesinnung, wenn Sie wohlthun. Daher hab' ich es nicht gewagt, für das zu danken, was Sie mir verliehen. Mich treiben andere Geschäfte, Kardinal. Es thut mir leid, daß ich die Aebtissin Reutha ins Unglück stürzen soll; allein die Pflicht verlangt von mir, bey ihren Fehlern nicht zu schweigen — Der Kirche Ansehen, und Ew. Eminenz so gut gemeynte Gesinnungen leiden sehr durch sie.

Großinquisitor. Seyn Sie ganz aufrichtig. Wer nicht verläumdet, meine Tochter, wer, wie Sie, fromme Absichten zu befördern sucht, der scheue niemals das Ansehen der Person. Es giebt so wenig Stützen unsrer Kirche, und unsrer heiligen Lehre. Neutha ist ein verirrtes Schaf. Die Güte lenkt sie nicht von ihrem bösen Wege; man muß versuchen, was mit Strenge und Züchtigung an ihr zu bessern ist. Hätte ich für sie nicht väterliche Sorgfalt, und sucht' ich nicht die Wohlfahrt dieser Armen, ich würde weiter mich um sie nicht bekümmern, ich ließe sie, wie viele Andre, gehen, die mit ihr gleiche Denkungsart verrathen. Allein ich schätze ihr Talent. Ich möchte sie gern zur eifrigen Beförderin der Sache unsers Glaubens machen. Deswegen geb' ich Ihnen die Vollmacht, auf ihr Thun und Lassen zu achten. Reden Sie! Was haben Sie entdeckt?

Bertha. Erst gestern waren in dem Kloster drey Personen, von denen keine meiner Aufmerksamkeit unwichtig ist. Die erste war der Prior, den man ihren Bruder nennt. Gehört hat man nicht, was sie sprachen, obgleich die Schwester Kunigunde, die ganz in Ew. Eminenz so fromme

Wünsche willigt, das Ohr ganz nahe an das Schlüsselloch gelegt: allein gesehen hat sie, daß der Prior der Aebtissin einen Brief gegeben. Er hatte sich noch nicht entfernt, als Fürstin Eboli gemeldet . . .

Großinquisitor. Und doch — ich hoffe das gewiß — nicht angenommen wurde?

Bertha. Ach, Ew. Eminenz, mit Freuden, mit Entzücken angenommen wurde, und in der Zelle der Aebtissin, wohin man auch der Eboli Vertraute, die Schwester Agnes, gleich darauf berief.

Großinquisitor. Das ist entsetzlich! das soll man mir büßen! Das heißt mit meiner Macht gefrevelt! Ich schone sie so sehr, daß ich noch den Befehl in Bitte kleide. — Aebtissin! Gut! man wird befehlen, und dem Befehle wird eine kleine Klausul beygefügt werden, die Ihnen nicht behagen wird, gewiß nicht, stolze Frau! Sie sollen den Kardinal Großinquisitor kennen lernen! Sie sollen erfahren, daß er nicht mit sich scherzen läßt! Dies Silberhaar beleidigt man nicht umsonst! Wo der heilige Stuhl selbst brüderliche Ehrfurcht hegt, da sollen solche kleine Scorpionen nicht ste-

chen! Warten Sie! — Aebtiſſin Bertha! ich kenne mich kaum vor Wuth. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerkſamkeit. Sie ſind ein herrliches, vortreffliches Geſchöpf. Ich werde bezahlen, Sie — doch jene auch —

Bertha. Ach, Ew. Eminenz, das iſt nicht Alles. Mein Bericht geht weiter.

Großinquiſitor. Noch weiter? Herrlich! ſchön! Man machte noch mehrerer Verbrechen ſich ſchuldig? Man ſprach wohl wider mich? Man ſpöttelte über meine geheiligte Perſon? Nicht wahr? Man lachte meines Befehls? Man erlaubte ſich Ausdrücke, die vor Gericht erſcheinen dürfen? Heraus nur, Bertha! ſchonen Sie mich nicht! Den ganzen Inhalt des beleidigenden Geſprächs — nur her damit!

Bertha. Nein, Ew. Eminenz; es könnte geweſen ſeyn, doch weiß ich davon nichts. Vielmehr erzählte mir Kunigunde, man ſey ſehr unfreundlich aus einander gegangen. Die Fürſtin Eboli habe ſich äußerſt hitzig entfernt, und beide Kloſterdamen hätten in ihren Mienen Unzufriedenheit verrathen.

Großinquiſitor. Man könnte aber doch

wohl schließen — Eine kleine Untersuchung könnte nicht schaden. Diese Umstände gravi'ren sehr. Man müßte die Schwester Agnes zum Bekenntniß dessen, was man gesprochen, bereden oder zwingen — sie dann mit der Aebtissin konfrontiren — so etwas — meynen Sie nicht, Bertha?

Bertha. Ich überlasse das Ew. Eminenz erhabnen und gerechten Einsichten. Ich werde nur erst endigen.

Großinquisitor. Ja, fahren Sie fort, theure, mir werthe, und der Kirche werthe Freundin. Die dritte Person —

Bertha. Die wartete indessen schon im Sprachzimmer. Ein Markis von Posa . . .

Großinquisitor. Posa? Posa? Der Name kömmt recht erwünscht — Aebtissin, wie gerufen. Von diesem Posa wünschte ich sehr viel zu wissen. Hinter was für Dinge der Himmel uns doch durch seine Heiligen kommen läßt! Der Mann ist mir erstaunlich wichtig schon gewesen, und um so wichtiger, da er mit dem Klarenkloster in Verbindung steht. Er erwartete die Fürstin . . .

Bertha. Nein, die fuhr gleich nach Aran-

juez zurück. Die Aebtissin begab sich zu ihm ins Sprachzimmer, war so vertraut mit ihm, schien so viel Wichtiges mit ihm abzuhandeln zu haben, war so gefällig, schwesterlich gefällig gegen ihn, und übergab ihm einen Brief . . .

Großinquisitor. Nun hab' ich's — den Brief des Priors hat sie ihm gegeben —

Bertha. Wenigstens läßt sich das ziemlich sicher schließen. Nur wenige Worte konnte Kunigunde erhorchen. Bey dem Abschiede war von einer Laube an der äußern Seite des Karthäuserklosters die Rede, und von Uebermorgen. Das ist nun alles. Ew. Eminenz vermögen schon daraus ein Ganzes zu entziffern, und sehen wenigstens, daß hier etwas Besondres und Geheimes abgehandelt wird. Der Markis, ohne in Madrid sich aufzuhalten, folgte der Fürstin nach Aranjuez.

Großinquisitor. Ja, Bertha, Sie haben ein großes Werk gethan. Itzt lassen Sie mich allein; ich muß durch Grübeln dieser Sache näher kommen. Es scheint ein schweres, undurchdringliches Komplot im Werke zu seyn; es fordert aller meiner Geisteskräfte Gegenwart. Was Sie dabey bewirken können, werden Sie in

der sorgfältigsten Beobachtung des Klarenklosters üben. Erwerben Sie sich nähern Zutritt bey Reutha, ohne meiner Freundschaft zu erwähnen. Stellen Sie sich vielmehr, als zürne ich mit Ihnen. Vielleicht wär's Ihnen möglich, ein Wörtchen ihr zu entlocken, das auf meine Person, meine Handlungen, mein Amt ein falsches Licht verbreitete. Nur Ein solches Wort, und sie ist ferner uns unschädlich. Denn, Bertha, meine Macht mißbrauchen will ich nicht. Ich hätte Ueberzeugung genug für mich. Ich könnte schon mit dem besten Gewissen strafen; aber die Heiligkeit erfordert Duldung, und eh' ich strafe, muß ich sie fest beschuldigen können.

Bertha. Ich will ihr Herz zum Gegenstande meiner Eroberung machen. Ich will, um bessere Zwecke zu erreichen, mich zum Heucheln zwingen. Ich hoffe Vergebung für ein solches Vergehen.

Großinquisitor. Die ich Ihnen hiermit bereits ertheile. Man kann für die gerechte Sache nie zu viel thun.

Bertha. Und somit nehm' ich in der Ueberzeugung von Ew. Eminenz Vertrauen meinen Abschied. Ich kehre nicht ohne neue Entdeckun-

gen zurück, wenn schon ich wünsche, daß ich deren nie bedarf.

(ab)

Großinquisitor. Sie reisen alle ihrem Untergange entgegen. Der Tod wird eine schöne Aernte halten. Doch, seh' ich, schwebte viel Gefahr über unsern Häuptern. Und noch muß Klugheit unsre Schritte leiten. Ich hielt den Posa nur für einen Schwärmer. Ich wollte mit dem Könige ihn sich verwickeln lassen, damit er dessen Opfer würde. Allein, er geht auf mehr als Glaubenssachen aus. Sein Vernünfteln scheint mit der Politik gar zu genau verbunden; der schlaue Kopf versuchte wohl, dem Prinzen Karlos eigenhändig das Opfer Philipps zu bringen, und dann gemeinschaftlich mit dem neuen Monarchen uns zu überfallen. Und doch muß ich gestehen, gäb' es keine Weiber, mit Männern ließe sich nicht alles zwingen. Der Weiber Neid ist eine Panacee fürs Forschen. Wenn man ein großes Geheimniß wissen will, nur sie ins Spiel gebracht, und man ist seiner Sache gewiß.

Die Laube am Karthäuserkloster soll nie mehr ohne Horcher seyn, und übermorgen muß sich vie-

les entwickeln. Wenn meine dienſtbaren Geiſter nur gleich zugegen wären. Ich brauche ſie, um Gott in dieſer Veſte zu bleiben.

(Er klingelt; ein Mönch tritt ein.)

Man ſchicke gleich zum Beichtiger Domingo nach Aranjuez. Ich erwarte ihn. So wie er kömmt, lade man auch den Pater Ulrich und Pater Innozenz zu mir.

(Mönch ab.)

Die Poſten müſſen alle in Acht genommen werden.

Aranjuez.

Vorzimmer im Königlichen Palaſt.

Herzog Alba. Pater Domingo.

Alba.

Vor meiner Reiſe alſo, Pater Domingo, ſollt' ich Ihnen noch dieſen Dienſt erweiſen? Das wird unmöglich ſeyn. Mit dem Prinzen Karlos ſteh ich nicht in dem Vernehmen.

Domingo. Sie müßten die Partikularien beyſeite ſetzen, Alba. Es iſt ja nicht die erſte, welche die Herzogin auf einen Augenblick verdrängt. Wie lange, ſo iſt Eboli verblüht, und die Gemahlin Herzog Alba's verſteht die große Kunſt, ſich ewig zu erhalten.

Alba. Sehr lächerlich, Domingo, daß Sie Eiferſucht im Spiele glauben. Wenn die Herzogin, die Sie Gemahlin Herzog Alba's nennen, und die es nie war, heute ihrer Politik ein Ende

weiß, so geht sie morgen ins Kloster, und ist es nöthig, so nimmt eine Andere ihren Platz ein.

Domingo. Ich staune, Herzog. Das sagten Sie mir nie, daß solche Verträge unter Ihnen herrschten.

Alba. Der Alba, wie Sie ihn hier sehen, ist zu stolz, mit König Philipp seines Ehebettes Schatz zu theilen; und überhaupt zu klug auf seinem Posten, so nahe sich mit einem weiblichen Geschöpfe zu verbinden. Ein Gebäude, das auf so weit hergeleiteten Gründen gebauet ist, das so vieler Jahre Mühe forderte, um ihm die Dauerhaftigkeit zu geben, das so vieler Menschen Blut gekostet, um unerreichbare Höhe zu erreichen, das giebt man nicht im herbeygeschmeichelten Augenblicke offnes Herzens in einer süßen Mitternachtsstunde preiß. Dies Gebäude ist meine Unentbehrlichkeit bey Philipp. Ich nannte mich zu stolz, um mein Ehebette mit König Philipp zu theilen, aber ich bin nicht zu stolz, daß das nicht vor der Menschen Augen so erscheinen sollte. Mir bin ich alles schuldig; der Welt gar nichts. Wenn Eure Ewigkeiten wahr sind, so wird in ihnen man erstaunen, wenn Alba's

Handlungen enthüllt da liegen. Und sind sie nicht wahr, so hab' ich für mich gelebt.

Domingo. Groß — wahrlich groß gedacht! Verdiente Alba mit den Gesinnungen nicht sehr zu herrschen?

Alba. Auf dem Planeten wünscht' ich es nicht. Wissen Sie, Domingo, Sie würde ich nicht dulden, wie Philipp. Sie würden mich nicht dulden wollen. Wir wären keine Freunde, Ihre Inquisition und ich, wenn ich der Herrscher wäre. Dann müßte niemand mir nothwendig seyn. Wir sind's einander itzt. Ich habe Augenblicke, in denen ich's sehr fühle, daß ich nur für den zweiten Platz geboren bin. Doch unter ihm auch nicht. Der Prinz fing an gefährlich mir zu werden. Ich hab' ihn überwunden. Allein, ob er nicht in dem Herzen des Königs wieder leben kann, und wichtiger ihm werden, wenn ich fern bin, das ist es, was mich drückt. Ich werde mit dem Kardinal Großinquisitor hierüber ein Wörtchen im Vertrauen sprechen, ehe ich reise.

Domingo. Welches Wörtchen im Vertrauen der Kardinal Großinquisitor mir wieder sagen, und um meinen Rath mich fragen wird. Hätt'

ich denn wider Alba je gesündigt, daß ich die Wünsche seines Herzens nur durch die dritte Hand erfahren sollte? Ich habe Sie doch nie gefürchtet, Herzog?

Alba. Sollte ich denn der Fürchtende gewesen seyn? Wohlan, der Wink ist mir genug, und ich befreye Sie sogleich von Ihren Zweifeln. Prinz Karlos denkt an keine Eboli. Vielleicht ist auch der Weg, den Sie ihn zu Elisabeth zu führen bedacht sind, ihm nicht recht. Er sucht sich einen andern Vielleicht geht seiner über Sie und Ihre Santa Kasa, die er erst in Schutt verwandeln würde.

Domingo. Wenn Alba das nicht sagte, so, dächt' ich, wäre ein Mährchen erfunden worden, das wir belachen sollten. Wenn Alba aber diesen Weg für möglich hält . . .

Alba. Auch Alba fehlt zuweilen, und seinen Fehlern müssen Auftritte folgen, die Reiche zusammenstürzen könnten, sonst wären sie nicht seine Fehler. Er fehlte, da er einen gewissen Marki von Posa zu dem König brachte, da er ihn empfahl, da er dem Manne, in dem er Größe entdeckte, Rechtschaffenheit verzieh. So nahe einem Throne, Rechtschaffenheit sich nicht gefähr-

lich halten, das iſt der erſte Fehler der Politik. Ich habe, ſeit dem Poſa in Philipps Gnade ſteht, die Augen über gewiſſe Dinge geöffnet, und ich erbebte vor dem Blick. Wenn Alba bebt, ſo gilt's um Monarchieen.

Domingo. Sie reden Donner, Herzog! Erklären Sie ſich deutlicher, und gehn Sie nicht von uns, wenn Sie nicht jede Feder uns entdeckt, die wider uns geſpannt iſt, oder ſich ſpannen könnte.

Alba. Für den Markis werd' ich ſelbſt Sorge tragen — Vielleicht erbitt' ich mir ihn zur Armee. Vielleicht weiß ich's dahin zu bringen, daß Philipp ihn wegſchickt. Kurz, von der Seite des Prinzen muß er, denn er träumt zu viel von Menſchenglück. Die ganze Reiſe, die er that, war Politik. Ich höre von allen Orten, daß er Freunde in der Stille für Karlos angeworben, daß er der Proteſtanten Sache oft und heftig in Flandern vertheidigte.

Domingo. Ein Verbrechen, das der Herzog Alba uns zu beſtrafen überlaſſen wird.

Alba. Wenn Sie es können. Philipp

ſchätzt ihn ſehr. Er trägt ſein Herz in Händen. Noch erfuhr ich, daß er dem Könige in den Ohren liege, den Prinzen ein paar Jahre reiſen zu laſſen, nach Deutſchland, an den Hof des Kaiſers. Der König iſt nicht abgeneigt geweſen.

Domingo. Sie erzählen mir Dinge aus einer andern Welt. Das alles abgehandelt, ohne daß ich eine Sylbe davon weiß! Das ſieht ja faſt ſo aus, als wenn man mich entbehren könnte. Herzog! daß Sie itzt nicht länger ſchwiegen, macht mich zu Ihrem großen Schuldner. Ich werde abzutragen wiſſen.

Alba. Ich melde mich ſelbſt, wenn ich's bedarf. Was die Fürſtin Eboli betrifft, ſie liebt den Prinzen! Doch wie lange kann bey ihrem raſchen Feuer es dauern, ſo iſt ſie überzeugt, daß ſie nicht wieder geliebt wird; dann wird ſich das andre geben. Sie beharren dabey. Der Herzogin will ich ſie anempfehlen. Sie wird Sie ohne Zweifel unterſtützen. Das Weib iſt gränzenlos in ihren Planen. Allein ſie taugt gerade zur Monarchin ſo wenig, als ich zum Monarchen. Sie muß in meiner Abweſenheit ein großes Werk zu Stande bringen. Wenn Sie es nicht errathen, entdecken kann

ich's Ihnen nicht. Und nun ſcheid' ich von Ihnen. In Madrid ſehen wir uns wieder.

(ab.)

Domingo. Und dieſen Poſa wollte er auf ſich nehmen? Wie, wenn wir ihm das Prävenire ſpielten? (ab.)

Aranjuez.

Terraſſe vor dem Salon.

Prinz Karlos. (Er hat einen Schlüſſel und ein Billet.)

Nein, ich bin nicht getäuſcht. Ich lebe. Dies iſt Wahrheit. Ich halte dieſen Schlüſſel — dies Blatt, das ihre Hand berührt, den Schlüſſel, den ſie ſelbſt gegeben. Ich bin auf einem Wege, der mich auf einmal zu dem glücklichſten der Menſchen machen, auf einem Wege, wo das Schickſal mir alles wieder geben wird, was es mir nahm. Sie mein — mein ihre Liebe! O welch ein Himmel faßt das wohl — kann das wohl faſſen? Zaudre nicht länger, Karlos — deine Sonne geht auf — Vorüber iſt die Wetternacht — Du hatteſt gelitten, und wirſt nun belohnt — Verſchwundnes Leiden iſt kein Leiden mehr.

Aranjuez.

Vorzimmer bey der Königin.

Markiſe Mondekar. Gräfin Velasko.

Mondekar.

Sie haben Ihre Sache vortreflich eingekleidet, Velasko. Ich hätte Ihnen wenigſtens ein feineres Gewebe zugetraut. Die Eboli in Karlos verliebt zu machen, ja das iſt gezweckt. Allein das Kunſtſtück erſcheint mir nicht ſo groß. Es hätte jede ihr den Prinzen nur ſo hinmalen können, wie er iſt, und ſahe ſie ihn dann, ſo hatte ſie Feuer gefangen. Ich glaube ſogar, es wäre alles das unnöthig geweſen; denn die Prinzeſſin Eboli erblickte kaum den Prinzen, ſo flog eine Purpurröthe ihr Geſicht an.

Allein, die gute Gräfin Velasko hatte vergeſſen, daß ſie den Zugang zu der Liebe des Prinzen der Prinzeſſin ſchweter malen ſollte. Sie hatte wohl vergeſſen, welche Vorzüge Jugend und Un-

ſchuld der Fürſtin Eboli vor uns ertheilen, welch einen Unterſchied der Prinz entdecken würde.

Velasko. Erzürnen Sie ſich nicht ſo heftig, Markiſe. Der Aerger thut der Schönheit Schaden. Die Ihrige könnte leiden. Es könnte dem Prinzen etwa einfallen, noch tauſchen zu wollen, dann kämen Sie zu kurz.

Mondekar. Nur nicht ſo ſpöttiſch, Gräfin. Wer hätte nicht gemerkt, wie weh es Ihnen that, daß König Philipp ſeine Augen, die mit Wohlgefallen auf Ihre ſchönen Locken, den blenden Teint Ihrer Haut und die zwey ſchönen Sterne, mit denen Sie zu ſpielen wiſſen, fielen, auf einmal weg von Ihnen auf die Prinzeſſin wandte? Sie ſehen, ich bin nicht ſo hämiſch, wie Sie. Ich laſſe Ihnen gern, was Ihnen gehört, nur bitt' ich Sie, verläugnen Sie den Fehler nicht, den Sie gemacht. Sie wollten durch den Prinzen den König ſich wieder eigen machen; deswegen ließen Sie den Weg zum Prinzen der Fürſtin Eboli ſo frey. Sie haben nichts bewirkt. Der König und der Prinz ſind Nebenbuhler. Der Mächtigere wird ſiegen, das prophezeihe ich Ihnen. Und glücklich noch, wenn Eboli die Verſchlagenheit nicht ſo weit treibt, daß ſie ſie Beide

in ihren Fesseln erhält — und einen durch den andern zu ermuntern sucht. So etwas lernt sich schnell.

Velasko. Das wäre schrecklich. Nein, Markise, wir wollen wieder gemeine Sache machen.

Mondekar. So kann ich Sie vertragen. Nun will ich Ihnen auch berichten, daß der König bereits von jener ganzen Liebschaft unterrichtet ist. Ich weiß mein Wort besser zu halten. Den Abend nach der Jagd, wie ich aus Philipps Antrag an Karlos, die verirrte Fürstin Eboli zur Königin zu führen, den Schluß mir machte, er vermuthe noch nichts, nahm ich Gelegenheit, ihn aufmerksam darauf zu machen. Ich machte einen Scherz daraus, als eben Eboli aus Aufmerksamkeit auf Karlos im Tanze sich verirrte.

Velasko. Jene Verirrung bey der Jagd hat mich Seelenangst genug gekostet. Ich halte bis auf diese Stunde sie noch für eine feine abgeredete Karte, und wer weiß, ob Karlos sich nicht auch von Philipps Gefolge verirrt, und zu rechter Zeit wieder da gewesen, um die Prinzessinn fortzuführen.

Mondekar. Da haben Sie eine neue Folge Ihres Mißtrauens. Hätten Sie mir auf der Jagd dieſe Bemerkung mitgetheilt, ſo hätte ich dem Könige den ſchönen Wink, der mir nicht eingefallen, gleich mitgegeben.

Velasko. Und wie benahm der König ſich bey Ihrer Nachricht?

Mondekar. Wie ſich ein König benehmen muß. Er ſagte mit ſeiner gewöhnlichen Zurückhaltung, jedoch mit gütiger Miene: „Der Prinz hat gut gewählt, und Sie ſind eine ſcharfe Bemerkerin. Man muß für Sie ſich hüten.“ Doch hütete er ſich ſo wenig, daß er die Fürſtin mit den Augen den ganzen Abend durch verfolgte, und ſeinem Sohne zwar nicht unwillig, doch nicht ſo freundlich wie vorher, begegnete.

Velasko. O weh, Markiſin, das iſt mir ein empfindlicher Stich!

Mondekar. Sind Sie denn noch nicht von der Unmöglichkeit überzeugt, einen einmal verlornen König wieder zu erhalten? Wenn Sie Ihren Planen die geringſte andre Deutung geben, als die, ſich an der Eboli zu rächen, und beide Liebhaber ihr auf einmal zu entziehen, ſo thun Sie Unrecht. Glauben Sie mir, was wir

an einem Hofe gewesen, das bleiben wir, oder wir werden es nie wieder, wenn es einmal verloren ist. In diesem Posten wird sich niemand erhalten, als die Herzogin von Alba — Hab' ich's getroffen, Velasko? Es thut weh, allein, es ist die einzige Heilung, die Sie erwarten können. Nehmen Sie von einer Freundin Rath an.

Velasko (in Thränen) Sie haben Recht, ich muß mich an der Rache Freuden halten, die der Liebe sind vorüber. Nun denn, so sey's beschlossen; wir wollen alles thun, um sie zu stürzen.

Mondekar. Wissen Sie den Weg dazu? Die Herzogin von Alba ist die Einzige, die das bewirken kann. Erkennen Sie ihre Oberherrschaft. Entschließen Sie sich, ihr ein kleines Opfer zu bringen. Es wird gewiß zu Ihrer Zufriedenheit belohnt. — Doch still, die Königin erscheint! Ich höre sie kommen. Weg mit Ihren Thränen, Velasko; wir brauchen diese nicht zur Zeugin unsrer Schwächen.

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Kardinal Großinquiſitor. Domingo. Hernach Pater Ulrich und Innozenz.

Domingo.

Ich hörte, Ew. Eminenz verlangten mich zu ſprechen. Rieſen mich gleich Geſchäfte von der größten Wichtigkeit, zu bleiben, ſo wußt' ich doch, daß Ew. Eminenz mich ohne Noth nicht ſuchen laſſen würden.

Großinquiſitor. Nein, ſicher nicht — Wenn ohne Domingo's Hülfe ich wirkſam werden kann, ſo ſtör' ich ihn nicht gern in ſeinen immer großen ſchönen Planen und Beſchäftigungen. Das heilige Gericht hat einen Mann an Ihnen, wie's in Jahrhunderten nur wenige, vielleicht nur Einen giebt. Ich ſetze meines Domingo Freundſchaft niemals auf die Probe, wenn ich ſie nicht aufs äußerſte bedarf.

Domingo (vor ſich.) Es wird wohl einen kleinen Streit von Seiten Roms gegeben haben. (laut) Befehlen Ew. Eminenz nur über Ihren Diener. Hat man von Seiten Englands neue Schritte gethan, die uns nachtheilig ſind? Hat etwa der ſtolze römiſche Deſpot es übel gefunden, daß wir das Recht, Beſtätigungen gewiſſer Urtheile von ihm zu verlangen, ihm entzogen haben? Laſſen Ew. Eminenz mich nur an den Verweſer Petri die Antwort richten. Ich will ſchon Dinge ihm erzählen, die ihn bewegen ſollen, die Federn ſeiner Schreibſüchtigen ſtumpf werden zu laſſen. Zu lange ſchon war er alleiniger Monarch der Kirche. Man muß ihm etwas ſeine Flügel beſchneiden. Rom häuft zu ſehr die Schätze von Europa in einem Haufen beyſammen. Die Sünden ſo vieler Millionen Menſchen in Gerechtigkeiten umzuſchaffen, iſt freylich ein einträgliches Projekt. Auch dieſes denk' ich ihm zum Theil noch zu entziehen. Es giebt der aufgeklärten Spanier, die auch ſo klug ſind, dieſe Finanzoperation zu ergründen.

Großinquiſitor. Sie reden ganz vortreflich, Domingo; doch die Schlüſſel haben uns diesmal nichts verſperrt, was Sie zu öffnen hät-

ten. Das Uebel liegt uns näher, es wütet in unſerm Eingeweide.

Domingo (vor ſich.) Er träumt! (laut) In Spanien alſo? Und welcher Frevler ſollte ſich unterſtehen, in dem Herzen unſrer Macht ein Feuer wider uns anzulegen? Nein, Ew. Eminenz ſind irrig. Sie fürchten etwas, was nicht iſt, nicht ſeyn kann. Sie dürfen ja nur winken, und Einer nicht, nein, Tauſende ſind kalt, und ohne Macht, uns ferner noch zu ſchaden. Gewiß ein Irrthum, Ew. Eminenz. Denn ſollte meinem ſcharfen Ueberblick wohl etwas wichtiges der Art entgangen ſeyn?

Großinquiſitor (lächelnd.) Und doch muß ich an einen Mann Sie mahnen, der Ihnen nahe iſt, und Ihnen und uns gefährlich, der ſich dem Throne fürchterlich zu machen Verſtand und Willen hat. Der Markis Poſa fiel Ihnen noch nicht auf?

Domingo (vor ſich.) Er hat mich überraſcht. Den wollt' ich ſtürzen, und das ganze Verdienſt mein ſeyn laſſen. Nun muß ich ſchon gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen.

Großinquiſitor. Sie ſcheinen nachzudenken. Erwägen Sie noch, ob ich recht gehört?

Ich weiß von dieſem Poſa Dinge, die, ſeitdem das Inquiſitionsgericht hier unumſchränkt herrſcht, niemand nur zu denken, geſchweige auszuführen wagte — Sie ſtehen noch nachdenkend — zweifeln noch, Domingo?

Domingo. Nein, Ew. Eminenz. Ich bewundre des Schickſals Gang, das doch auf ſo verſchiedenen Wegen die Bosheit entdecken, und ihrem Gange Einhalt thun kann. Ich hatte heute morgen eine Unterredung mit Herzog Alba, die dieſen Mann betraf. Er ſchien ihn ſehr zu fürchten.

Großinquiſitor. Wenn Alba fürchtet, Domingo, dann iſt es doch wohl Zeit, auf ſeiner Hüt zu ſeyn.

Domingo. Dann allerdings. Er wird ihn ſich vom Könige erbitten, und mit nach Flandern nehmen.

Großinquiſitor. Ein Anſchlag ohne Kopf, und eines Alba gar nicht würdig. Beym Himmel! das iſt weit gekommen. Das läßt mich glauben, daß er mehr Gewicht beym König hat, als ich zu fürchten jemals wagte. Er gehört zur Zahl der Wenigen, die ſich dünken hinter Schliche der Religion zu kommen. Er ſetzt dem Könige Be-

danken von Menſchenfreyheit in den Kopf. Der Prior des Karthäuſerkloſters auf dem Wege nach Aranjuez iſt ſein Vertrauter, und dieſer predigt ſeinen Mönchen auch Toleranz. Die kluge Aebtiſſin Reutha iſt nicht minder dabey verwickelt. Durch ihre Hände gehen Briefe und Dokumente. Wenn wir den König Philipp nicht von Seiten ſeines Glaubens ſo feſt umklammert hielten, ſo würde ich von Seiten ſeines Stolzes, wo er ihn packen kann, ſehr vieles fürchten. Es traut ſich zwar in Spanien kein Menſch, den Kopf empor zu richten; allein, ſo nahe dem Monarchen muß auch niemand Reformationen träumen. Was ein Großer wagt, das wagen tauſend Kleine ihm nach. Der Markis Poſa ſtirbt.

Domingo (vor ſich.) Er hat dasmal Recht. (laut) Ich ſtimme Ew. Eminenz vollkommen bey. Und wie gedenken Sie das auszuführen? Wie glauben Sie das zu bewirken?

Großinquiſitor. Wer könnte Arm und Kopf wohl beſſer dazu leihen, und ſichrer als Sie, Domingo? Ja, weſſen Händen darf man ſonſt des ganzen Reiches Wohlfahrt anvertrauen? Hier iſt der Ablaßbrief für den Vollſtrecker. Laſſen Sie ſich die Laube an der Außenſeite des Kar-

thäu-

thäusergartens angelegen seyn; besonders morgen warten Sie eine Unterredung ab, die dort gehalten werden soll; vielleicht entdeckt man mehr. Es wäre nicht so übel, die zu kennen, die die Hand im Spiele gehabt, die wenigstens leichtgläubig genug waren, zu denken, ein Posa könnte unsrer Macht den Fallstrick legen. Sie werden alles schon so klug, wie sonst, vollführen.

Domingo. Ich danke Ew. Eminenz. Das Glück von Spaniens Monarchie, und Ihrer Macht, soll nicht umsonst in meinen Händen ruhen. Und überdem erreichen wir dadurch ein Uebergewicht über den Herzog Alba. Der stolze Mann wird dann doch überzeugt, daß wir geschwinder handeln, als er.

(Pater Ulrich und Pater Innozenz treten ein.)

Großinquisitor (zu Domingo.) Das bleibt unter uns. (Zu den Beiden:) Es ist mir wichtig, lieber Pater Ulrich, und Pater Innozenz, zu wissen, ob die Königin und die Prinzessin Eboli mit einem gewissen Markis von Posa oft zusammen kommen, und ingeheim ihn sprechen. Sie sind diejenigen, welche die besondre Aufsicht auf diese uns so werthen Personen haben; ich erwarte also von Ihnen Auskunft hierüber.

Innozenz. Die Königin Elisabeth scheint den Markis mit ihrem völligen Vertrauen zu beehren. Der König hat ihn einigemal bereits zu ihr gesandt, um ganz allein mit ihr zu reden.

Großinquisitor. Und was ist der Inhalt dieser Gespräche gewesen?

Innozenz. Das weiß ich nicht. Ich werde nie von Ihro Majestät in jene Dinge initiirt, die König Philipp mittelbar oder unmittelbar mit seiner Gattin zu reden hat.

Großinquisitor. Doch denk' ich, Pater, daß ich Ihnen einst den Auftrag gab, der Königin von Seiten der Religion diese nothwendige Offenherzigkeit als äußerst wichtig und unumgänglich vorzustellen?

Innozenz. Ganz richtig, Ew. Eminenz. Auch befolgte ich diese Pflicht, wie Sie mir aufgetragen. Ich hatte darüber mit Ihro Majestät eine sehr lange Konferenz. Allein, die Gründe, die Elisabeth vom Gegentheil mir sagte, waren so wichtig — hatten so viel Geist und Sinne, daß ich dagegen nicht mehr streiten konnte.

Großinquisitor. Das sind die Folgen, wenn man sich mit seinen Beichtlingen ins Disputiren einläßt. Hätten Sie das erstemal beym

erſten Widerſtande der Königin die Abſolution verweigert, ſo hätten Sie gewennen Spiel gehabt. Nun müſſen Sie zurückſtehn; thun ſich und der Kirche und dem ganzen Wohl des Landes offenbaren Schaden, und weder Sie noch ein Anderer kann das wieder gut machen.

Innozenz. Ich halte es der Billigkeit gemäß, daß, wenn die Königin verſichert, jedes Wort, und jeden Gedanken, der ihr Gewiſſen nur beſchwert, mir zu entdecken, ich die Diskretion ihr ſchuldig bin, nicht von ihr wiſſen zu wollen, was in gleichgültigen Dingen ſie mit ihrem Gatten verhandelt. Steht Billigkeit nicht mit in unſrer Pflicht, ſo war ich nicht zum Beichtiger geboren. Ich habe meine Denkungsart vor Ew. Eminenz noch nie verhüllt. Dem reinen Herzen und dem reuenden Gewiſſen die Abſolution verſagen zu können, kannte ich bis itzt als kein Geſetz der Kirche. In wiefern ich mir, der Kirche und dem allgemeinen Wohl dadurch geſchadet, bin ich zu begreifen zu ſchwach.

Groſsinquiſitor. Ja wohl zu ſchwach, weil Sie nur immer den Menſchen nach dem Schein beurtheilen, nur nach dem Augenblick, in dem Sie ſind, die Sachen überſehen. Daß dieſer

Posa in einem schrecklichen Komplot die Hände habe, das konnte Ihnen wohl entgehen, mir aber nicht. Wenn ich itzt einen andern zum Beichtiger der Königin an Ihrer Stelle gehabt, so wüßte ich, welcher Maaßregeln er sich bey ihr bedient, ob er in seine Sache sie zu verwickeln, oder sie einzuschläfern gesucht; so dürfte ich der Königin nicht dadurch Unrecht thun, daß ich das Schlimmste glauben muß. Gehn Sie, und überlegen Sie, ob Sie inskünftige die Billigkeit nicht mit der Religion vermischen wollen, sonst suchen Sie sich ein Kloster, wo Sie Ihre Tage in Ruhe ohne Dienst der Menschheit enden wollen. Leute, für die ich denken muß, kann ich in meiner Nähe nicht brauchen.

(Pater Innozenz verbeugt sich, und geht ab.)

Großinquisitor. Er weiß das alles. Seine Helle haben wenige. Allein, er ist ein starrer Kopf, auf seinen tugendhaften Chimären. Ich hoffte immer, mit der Zeit würde sich das geben, allein ich sehe, er wird unbrauchbar. Das ist der letzte Versuch. Ist der vergebens, so mag er Mönchen predigen. Nun, Pater Alrich.

Alrich. Das Schicksal des guten Innozenz würde mich schrecken, wenn ich meiner Sache

nicht zu gewiß wäre. Die Fürstin Eboli hat sich noch nie in Politik gemischt. Ihr ganzes Herz und ihre ganze Seele leben und schweben in Liebe. Ihre Blicke auf den Prinzen Karlos verrathen sie jedermann. Das erste Feuer strahlt zu lebendig hervor, als daß man es verkennen könnte. Sie hat den Markis Posa nie allein gesprochen, und würde sicher gar nicht mit ihm sprechen, wäre er nicht Karlos inniger Freund. So hofft ihr schmachtend Herz vielleicht, daß etwas wenigstens von jenen Blicken, die sie ihm giebt, mit auf den Andern wirken werde. Und irr' ich nicht, so ist das ganz vergebens. Der Markis Posa mag durch seinen Freund Karlos wohl ganz andre Dinge auszubrüten haben, als Liebe in ihm zu erwecken. Diese enge Vertraulichkeit, der Eifer, mit welchem er den König für den Prinzen Karlos einzunehmen sucht, stützt sicher sich auf Unternehmungen, die mehr als eine Fürstin Eboli zum Grunde haben, und ich wollte nicht ermangeln, Ew. Eminenz aufmerksam darauf zu machen.

Domingo (vor sich.) Wo kommen denn auf einmal die hellen Augen alle her. (laut) Ganz richtig sind Ihre Bemerkungen und verdienen

unſern Dank. Allein, wir haben auch ſchon gegen den Markis unſre Maaßregeln genommen. Dergleichen Aeußerungen, wie er von ſich gab, entgehn uns nicht. Es liegt von allen ſeinen Handlungen das richtigſte Verzeichniß in dem heiligen Beſchluß. Allein ich hätte eine andre Bitte, mit Ew. Eminenz Genehmigung, an Pater Ulrich. Der Fürſtin Mutter iſt ſchon eine Weile abweſend, und dieſe ſo eifrige Chriſtin lebt, wie man ſagt, in Ketzer Landen und Händen.

Großinquiſitor. Gerade das, mein lieber Freund Domingo, weswegen ich den Pater Ulrich kommen ließ. In Sachſen, wo ſich dieſe Sekte ſo ſehr verbreitet, hält ſie ſich bey einem Ritter auf, der ſich zu ihr bekennt. Ich habe zwar bereits einem Waldbruder, der ſich dort befindet, und einſt in meinen Dienſten ſehr eifrig war, den Auftrag zugeſandt, ſie auszuforſchen, und trifft er ſie auf falſchen Wegen, mir ſogleich davon das Specielle mitzutheilen. Allein ich wünſchte doch, daß Sie die Fürſtin ſondirten, ob ſie etwas von dem Verhältniß weiß, weswegen ihre Aeltern ſo ſchleunig Spanien verlaſſen.

und viel Bereitwilligkeit. Ich hoffe, sie soll einst eine gute Stütze für uns werden.

Großinquisitor. Und wann Sie etwas von ihr erfahren, so säumen Sie nicht, mir davon Nachricht zu ertheilen. Ja, meine Theuren, lassen Sie uns gemeinschaftlich den Thron erhalten, auf dem wir stehen. Ich werde bald den angewiesenen Posten verlassen müssen. Sie wissen, welchen Eifer ich angewandt, ihn Ihnen so zu erhalten, daß Sie ihn genießen können, wie ich. Hätt' ich für mich allein gelebt, ich könnte itzt den erbauten Thron zusammenstürzen lassen. Nein! ich will, daß er ewig stehen soll. Wenn jeder nach mir denkt, wie ich, so wird der Welten Ende ihn noch sehen; so werden aller Könige Sprossen sich vor uns beugen, und künftige Genießende uns segnen. Itzt eil' ich, um die Listen durchzusehen, die man zum nächsten heiligen Blutgericht mir vorgelegt. Die Menschen müssen glauben, oder sterben lernen.

(ab.)

Domingo. Das ist ein Grundsatz, lieber Pater Xrich, für welchen ich doch

Eigennutz und Eigenliebe sie bestürmen, wenn wir aufhörten, diesen durch Grausamkeit die Wege zu verrennen. Domingo, soll ich Ihnen rathen, so suchen Sie hinter den Zweck der geheimen Zusammenkünfte Philipps mit dem Posa zu kommen. Kann ich Ihnen behülflich seyn, so gebieten Sie über mich.

(ab.)

Domingo. Ich habe viele und wichtige Entdeckungen gemacht, doch auch zu meinem innigen Schmerz gesehen, daß Andre um mich her aufmerksamer und wichtiger werden, als sie waren. Daß ich dem Markis Posa den schnellen Druck zu geben wissen werde, ist fast das einzige, was mich in meiner Größe erhalten kann.

Daß Philipp mir nachläßig begegnet, hat seinen Grund. Den werd' ich heben. Die Liebe der Eboli zu Karlos kömmt mir hier vortreflich zu statten, da er sie nicht wieder liebt. Die Rache gegen ihn soll meine Plane vollführen. Dann ist Philipp wieder mein. Treff' ich bey Posa, was ich wünsche, so rett' ich ihm ein wenig viel, und ist die Sache, wie Alba sagt, so müßte ein Spiel mit Teufel seyn, de[illegible]ischen Kar-

Zum neuen Großinquisitor zeigt Ulrich sehr viel Reife, und das war immer ein schwerer Stein, da ich den Kardinalshut gern für mich behalten wollte. Er muß sich das gefallen lassen. Geduld, Domingo — gönne Andern, zu deinem Besten mitzuwirken.

(ab.)

Aranjuez.

Garten am Pavillon der Königin.

Prinzessin Eboli

(stürzt äußerst erhitzt aus einer Thüre in den Garten.)

Vernichtet also — herabgeworfen von allen meinen Himmeln — geschmettert in den Abgrund des Nichtseyns! Ja, Eboli ist nichts mehr! Mit allen ihren Reizen, mit allem Zauber, womit sie die Natur begabt, mit allen Vorzügen, die sie erhalten, ist sie verloren! War ich nicht erst im Augenblicke, da ich ihn liebte? War ich da nicht erst wirklich? Vorher — vorher war ich ein Schatten, der zum Wesen durch ihn werden sollte. —

Und zerdrückt — zertreten hat er mich — so wie ich eine Mücke zerdrücke — einen Wurm zertrete! — Was ist auch Eboli für einen Königssohn, für einen Erben Spaniens andere, als

Ha! Ich ein Wurm! Mit meiner Liebe, mit meinem ganz durch ihn belebten Herzen — meinem nur durch ihn gewordnen Sinnengefühl? — Ich, die ich reich an Himmeln mich glaubte, und mit den Himmeln allen blos ihn zu beglücken, mich zu seyn glaubte — ich ein zertretner Wurm? —

Blendendes Schicksal, das ich mir vormalte! Elender Untergang, der mein Loos ist! Reutha! Agnes! habt ihr den Himmel gegen mich verschworen? —

Ich athmete ihm eine Liebe entgegen, wie sie noch nie gewesen seyn kann, und er entspricht der Wonneglut — er zeigt, daß dies Gefühl in seinem Herzen leben kann, und wirklich lebt. Er spannt meine ganze Erwartung von ihm auf einen übertriebnen Grad von Höhe. Er bringt's dahin, daß ich im Staub mich vor ihm krümme, daß ich hingebe das ganze Geheimniß meines verzehrenden Feuers — und nun sagt mir ein Blick — ich sey an ihm irre geworden! —

O laß mich nie den Augenblick wieder erleben, in dem mich so verlorne Hoffnung niederbeu-

Wenn ſich ſolch ein Gefühl von Wonneglut in eines Menſchen Leben zweymal finden kann, und wenn das meinige in künftigen Embryonen ihn tragen ſollte, ſo will ich's lieber enden. Allein das iſt unmöglich! Vom Thron der Liebe in die Hölle der Verachtung ſtürzt man nur einmal — Wie könnt' ich's wagen, den Gedanken nur wiederum zu faſſen, daß mich ein Andrer lieben könnte, da mich der Erſte aller Männer, dem meine Liebe ſo himmliſch ſchien — mit einer beyſpielloſen Grauſamkeit verſtieß —

Ich Thörin! Liebt er denn nicht ſelbſt — Ja er muß lieben. Er drückte ſich ſo zärtlich für die Liebe aus; er war von meiner Schilderung der Freuden, die ſie giebt — ſo ganz, ganz hingeriſſen — daß wir nur einen Sinn zu haben ſchienen. Jetzt hab' ich's, dieſen Sinn hat er für eine Andre. —

Für eine Andre? — Eine Andre als Eboli genießt die ſchwelgeriſchen Freuden? Eine Andre ſchwimmt mit ihm in wonnetrunkner Zärtlichkeit? Eine Andre ſollte ihn lieben können, wie ich? Denn könnte ſie ihn nicht ſo lieben, ſo wäre meine Glut die Siegerin der ihrigen geweſen.

Nein, es muß eine Herzensliebe seyn — die tief, tief eingewurzelt ist. Er fühlte Glück der Liebe. Es muß eine Himmelliebe seyn — welche die meinige noch übertrifft, wovon mit aller meiner Glut ich nur ein schwaches Bild in seiner Seele zu erwecken wußte; ein Bild, das ihn auf einige Augenblicke zu mir drängte, und dann ihm als ein Schatten gegen sein Gefühl erschien.

Wie war das? Welch eine Rückerinnerung in mir! Hatt' ich denn mein Gedächtniß ganz verloren, daß ich nie mehr an diese Unterredung gedacht? — Der Tugend — ja der Tugend hielt sie damals eine Lobrede — ermahnte mich dazu. Allein sie sagte zu gleicher Zeit, sie habe sich so glücklich in Karlos Bewerbungen gefühlt, Am Tage ihrer Hochzeit sey er wie ein Engel vor ihr gestanden. Es ist heraus! Die helle Sonne leuchtet in dieser Finsterniß. Es ist Tag. Die Nacht verschwunden, in welcher sie die strafbare Liebe verhüllt. Sie mahnte mich zur Tugend, damit ich ihre Laster nicht enthüllte. Elisabeth, die Ungerechtigkeit ist groß. Du brachtest der Königin das Opfer des Geliebten. Du konntest mit diesem Stolze dir genü[illegible]

ſie lieben, da er meine Liebe verſtößt! Wie muß die Zauberin mit diamantnen Ketten zu feſſeln wiſſen, da er dem erſten ſo naturvollen überſchwenglichen Ausdruck der Unſchuld zu widerſtehen vermag! Er muß doch nicht blos in der Liebe einer Königin ſo viel mehr Wolluſt finden, denn er iſt Königsſohn?

Nein! ich bin ſchändlich hintergangen! Von nun an haß' ich euch, und Rache ſey die Loſung!

(Sie geht ab, und durch eine Thüre in den Park.)

Park bey Aranjuez.

Pater Domingo. Hernach Eboli.

Domingo.

Der Weg nach Aranjuez durch diesen Park ist doch so schön! Man sollte denken, bey dem wirbelnden Geräusch des Hofes ginge der Geschmack an die Natur verloren. Doch findet man in ihr sich immer wieder. So freylich, wie ich sie im zehnten — zwölften Jahre, in kindischen Spielen, in unschuldiger Freude genoß — so sind sie itzt nicht mehr. Die lange Zwischenzeit hat schon so manches in mein Leben gerollt, was theils wider meinen Willen hineingekommen, und dessen ich theils vorsetzlich Schöpfer ward, was nicht mit dem Gefühle harmoniren kann, das solche Augenblicke fordern. Schwermüthiger fast als fröhlicher macht uns ein so heitrer, schöner Augenblick.

Doch wenn ich überlege, daß diese Freuden

als wir, so ist er ja nicht arm — und die Schätze, die wir ihm vorenthalten, würden ihm nur schädlich seyn — sie würden ihm Bedürfniß geben, und seine Ruhe rauben.

Sehr wahr, Domingo! Aber die Philosophie klingt nicht in deinem Munde. Laß die nicht auftreten, die ihr Leben, und mit ihm dieser Freuden Recht verloren! — durch dich verloren!

Chimäre! andre Welt! — Hier — hier ist unsre einzge Welt! — — Wer geht da? Eboli! Schwermüthig — tiefsdenkend — vielleicht versunken in den tiefsten Tugendkampf — Laß' ich sie gehen? Weck' ich sie daraus? — Bey Gott ein schönes Weib! Heraus mit ihr aus den Betrachtungen, vielleicht ist für den König etwas zu erobern.

(Er geht auf die Prinzessin zu; sie fährt zusammen.)

Eboli. Domingo hier? Im Park? Allein? Behorcht man so die Gegenden, wo Damen sich Erholung von den Lasten beschwerlicher Tage suchen? wo sie die Leere der Welt erkennen lernen? Die Einsamkeit, Domingo, ist eine Trösterin für

Konvenienzen. Es umringt uns nichts, was widrige Gefühle erzeugte. Die Natur ist eine Freundin von allen Menschen; Ausnahmen finden bey ihr nicht Statt; Vorzüge gelten nichts. Sie lächelt dem Unglück wie dem Glück. Sie trennt uns von den Schwächen, die wir uns so mühsam zu verschaffen wissen.

Domingo. Prinzessin! Diesen Ton — diesen schwärmerischen Ton für Schwermuth bey Ihnen, die Sie erst das Leben fühlen lernen? bey Ihnen, deren Heiterkeit der ganze Hof bewunderte? Nein! Domingo kann sich hier nicht irren. Hinter dieser Laune steckt ein Geheimniß, das zu jung ist, um die Ueberlegung der Fürstin Eboli beschäftigt zu haben. Ein Vertrauter ist Ihnen nöthig.

Eboli. Mir nöthig ein Vertrauter? Glauben Sie, der Ueberraschung erste Augenblicke stehn Ihnen immer zu Befehl? — O was hab' ich gesagt! Entfernen Sie sich schnell, Domingo!

Domingo. Ihre Worte haben um nichts mehr Sie verrathen, als Ihre Augen vorher es gethan. Man entgeht nicht leicht dem, der in ei-

seligkeit abhängt, beobachtet. Die Liebe, diese Göttin Ihres Geschlechts, die den Sieg früh oder spät in Ihrem Herzen davon trägt, zeigt in der Augen Spiegel den Mißmuth und die Freuden, die Sie begleiten. Sehr leicht ist's da zu lesen, wenn einer Nebenbuhlerin, die angesehener und mächtiger ist, Vorzüge zu Theil werden . . .

Eboli. Domingo, Sie vergessen sich. Anspielungen der Art . . .

Domingo. Können Sie unmöglich beleidigen, wenn Ihr Herz die Wahrheit derselben fühlt. Daß Eboli der Königskrone werth sey, beliebte sie mir einst sehr bitter weg zu philosophiren — alleln die Gründe, die sie damals mir angab, sind zum Theil verschwunden; sie glaubte, des Herzens volle Reinigkeit beleidigte sie durch den Gedanken des Verdrängens. Jetzt steht die Reinigkeit wohl nicht mehr in dem vollen Glanze da? Denn ferner etwas fesseln wollen, was außer der Sphäre unserer Pflichten liegt, und durch dieß Mittel einer Andern entreißen, was ihr von Gott und Recht gehört, was sie durch Liebe, die der ganzen Welt vor Augen liegt, durch unaussprechliche Güte zu besitzen verdient: das glaube ich,

kann nachdrücklichen Versicherungen, daß Sie diese Person liebten, viel von ihrer itzigen Gewißheit genommen haben; und, Fürstin, was die Königin sich gegen den Prinzen, ihres Gatten Sohn, erlaubt, kann eine junge, freye, edle Spanierin sich, dächt' ich, gegen ihren König wohl erlauben, und verliebt doch nichts von ihrer Würde.

Eboli. Domingo spricht mir da von Dingen vor, von welchen mir kein Wort erklärbar ist. Damit er aber doch den Grund der auf den ersten Blick erforschten Schwermuth inne werde, so wisse er, daß ich mich gegen König Philipp wirklich geneigter fühle; daß einige Blicke von demselben, die mir Vorwürfe zu enthalten schienen, mich drückten; daß der Vorsatz, gefälliger gegen ihn zu seyn, dadurch gewachsen ist, daß eben ich in dieser Ueberlegung den Weg hieher genommen, um einen Entschluß zu fassen . . .

Domingo. O fassen sie ihn doch zu seinem Besten, Fürstin!

Eboli. Ich will nicht unterbrochen seyn, Domingo. Ihre Ueberredungen wirken auf keine

fühlt, weil Sie sie ohne Unterschied an jede, an die erste beste, verschwenden, ohne Unterschied die von Philipp Verlaßne auch verlassen. So ohne Gefühl, wie Sie sind, muß man nur den einigen Weg zum König haben, um sich Ihnen zu vertrauen. Mein Entschluß ist für ihn. Sie melden ihm, daß ich in meiner Aeltern Palast ihn erwarte, daß eine vorgeschützte Krankheit von der Königin mich trennen soll.

Domingo. O Engel dieser Erde! Verkennen Sie doch den nicht so, der, wenn er für die ganze Welt auch kein Gefühl verrathen könnte, für Sie im dauernden Enthusiasmus bleiben würde! Vollkommenheiten sah ich eine nach der andern in Ihnen sich entwickeln, deren jede die andre übertraf. Und dieses heut'ge Opfer — es kostet Ihnen viel, ich weiß es, Fürstin; allein Sie sind mir dadurch noch weit achtungswerther, als jede, die mit vollem Herzen sich Philipp nahete. Verstellen Sie sich, wie Sie wollen; Ihr Herz ist offen. Ich sehe durch. Ich will indessen mich zu Ihnen keinesweges drängen; allein ich hoffe, daß die Zeit Sie lehren, Sie überführen wird, Domingo sey nicht einer von denen, die

Dem Könige werd' ich mich heute mit einer Freude ohne gleichen nahen, und ich bin gewiß versichert, daß der Dank, den Sie mir schaffen, herzlich ist. Ich werde die Verbindlichkeit im Herzen und in Handlungen nie vergessen, die ich der Fürstin Eboli zu zollen habe.

(ab.)

Eboli. Der Heuchler scheint, als sey es ihm wirklich um mich zu thun, und der Verworfne würde mir verächtlich genug begegnen, wenn der König eben itzt schon einen andern Gegenstand für seine Wollust gewählt — (nach einer Pause) Das Opfer wäre also gebracht! Die Liebe hat keinen Theil daran — es ist das Werk der Rache — dem Könige will ich mich mit einem Geheimnisse nahen, das seinen ganzen Zorn bewaffnen soll. Und was ist es denn für ein groß Geheimniß, wenn dieser Pater schon es weiß, wenn er schon in die Tiefe eingedrungen? Freylich ihm wird es nie einfallen, seinen Herrn von einer Sache zu benachrichtigen, die seinen königlichen Zorn, den Liebe nur entwaffnen kann, zuerst an ihm auslassen könnte. Für ihn bleibt's also immer noch Geheimniß und die Entwickelung ist mir be-

ſtimmt — (Sie ſieht auf, und erblickt die Königin mit ihren Damen in der Ferne.)

Die Königin! Gerade hieher mußte mein unglückliches Geſtirn ſie führen.

Voriger Ort.

Die Königin. Mondekar. Velasko. Eboli.

Eliſabeth (auf die Prinzeſſin zugehend.)

Ich ſuchte Sie, liebe Eboli. Es iſt mir ſehr willkommen, Sie zu finden. Ich habe mich ſchon ſo an Sie gewöhnt, daß mir die Stunden länger dauern, wo ich Sie miſſen muß. Nur ſchmerzt's mich's, daß ich Ihre Blicke trübe finde, daß Ihr Aeußeres mir ſagt, Sie ſind nicht glücklich, und Eliſabeth wünſcht das von Allen um ſie her. Erheitern Sie ſich. Zwar iſt auch in der Einſamkeit der Freude viel, und ich ſelbſt liebe ſolche Stunden, wo man ſich ſelbſt nur überlaſſen iſt.

Doch, glaub' ich, ſind Sie ſchon ein wenig lange hier, und Ihre Heiterkeit muß nicht getödtet werden.

Velasko (zu Mondekar.) Sie hat ein Rendezvous gehabt. Ganz ſicher war Prinz Karlos hier — Verwirrung und Verlegenheit verrathen es. Sie nimmt die Miene des Trübſinns nur, um uns zu hintergehen. Ich werde ſie beſchämen — werde ſie entdecken.

Mondekar. Um alles in der Welt, nur itzt kein Wort vom Prinzen. Ich prophezeihe Ihnen, Sie verderben Alles. Die Königin will beſſere Beweiſe, und als Verläumderin nur einmal ſich bey ihr verdächtig gemacht, iſt man auf immer ihrer Gnade quitt.

Eliſabeth. Nun, Eboli, ſo ſtumm? Sie küßten meine Hand, und eine Thräne fiel darauf. Sie wandten Ihre Blicke von mir weg, und mehr als Unmuth war darin. Mir ſollt' es leid thun, wenn Sie ſich nicht nach Ihrem Geſchmack bey mir befänden.

Eboli. O, Königin! Sie ſcheinen die Güte ſelbſt zu ſeyn . . .

Eliſabeth. Ich ſcheine zu ſeyn? Nun, in der That, ich habe immer mich beſtrebt, das ſeyn

zu wollen. Es ist sehr traurig, wenn ich's noch nicht weiter gebracht, als es zu scheinen. Doch wüßte ich nicht, daß ich der Fürstin Eboli Gelegeheit gegeben hätte, die nicht ganz ehrenvolle Bemerkung meiner Handlungen zu machen?

Eboli. Ich stehe sehr beschämt vor Ihnen, Königin. Allein, verzeihn Sie einer Laune, wegen welcher ich mich vor Ihrem Blicke verbarg. Ich bitte um Verzeihung.

Elisabeth. Elisabeth trägt nie in ihrem Herzen Groll. Die ganze Sache sey vergessen. — (zu den Damen) Auch befehl' ich, nie dieses Mißverständnisses Erwähnung zu thun. — Doch wär' es besser, wenn meine liebe Eboli mehr Vertrauen zu ihrer Königin fassen wollte. Wenn Ihr Uebel kein Herzensübel ist, so heil' ich es gewiß, und ob für dieses selbst nicht Mittel in meinen Händen wären, das kann man doch nicht wissen! Der Verschwiegenheit sind Sie bey mir gewiß.

Eboli. Mein Uebel ist ein körperliches Uebel, meine Königin. Seit einigen Tagen kämpfe ich damit. Verläßt es mich nicht bald, so will sich meine Laune nicht länger mit dem Hofe vertragen. Daher bitt' ich um einige Tage Ruhe in meinem väterlichen Hause.

Elisabeth. Bedenken Sie auch, Fürstin, das Sie dort ganz einsam sind, da Ihre Aeltern Madrid verlassen?

Eboli. Ich werde mich doch dort erholen. Selbst dieses unerwartet lange Außenbleiben, das Geheimniß, das damit verbunden ist, mehrt meine Unruhe und meine Krankheit.

Elisabeth. Sie dauern mich, mein Kind. Versuchen Sie's indeß noch einige Tage bey mir. Geht's nicht, so will ich Ihnen nicht zuwider seyn — Nur bitt' ich Sie selbst dann zu eilen, um sich mir wieder zu schenken. Ich bin in einer Viertelstunde zum Könige beschieden. Er darf nicht trübe Blicke unter meinem Gefolge sehen. Gehn Sie indessen auf mein Zimmer, liebe Eboli. Erwarten Sie mich dort, ich habe noch mit Ihnen zu reden.

(Die Fürstin küßt ihr die Hand, und geht ab.)

Doch wollt' ich wetten, daß die Liebe im Spiel ist.

Velasko. Ganz sicher, Ew. Majestät, und sicher eine Liebe, die sie nicht entdecken darf.

Elisabeth. Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu seyn, Velasko. So genaue Beobachtungen meiner Damen auf [illegible]der hab' ich nicht

gern. Es sorge jede für sich selbst, und suche ihrem eignen Herzen Beruhigung zu geben. Und was mir Eboli nicht selbst gestehen will, das wünsch' ich nie durch eine Andre zu erfahren. Wenn mein Geheimniß ich verborgen halten möchte, so muß ich's mir zur Pflicht machen, nie auszuplaudern, was der Zufall mir von Andern bekannt werden läßt.

Aranjuez.

Königlicher Palaſt.

Zimmer des Königs.

König Philipp. Markis Poſa.
Hernach Pater Domingo.

Philipp.

Wie geſagt, Markis, ich hatte immer Gründe, an des Prinzen Zuneigung zu mir zu zweifeln. Sie verſichern mich des Gegentheils. Ich glaube es dem Manne, der ſich mir mit ſo viel Eifer, von ſo vielen guten Seiten gezeigt, der mir ſo richtige Blicke in der Menſchen Herzen hat ſehen laſſen. Nur Poſa konnte Philipps Herz ſo treffen, daß es einſahe, es würde mißgeleitet. Sie ließen mich in einen Spiegel ſehen, der zwar nicht ſchön, doch lehrreich war.

Poſa. Und hab' ich Hofnung, daß Ew. Majeſtät dem Prinzen die Reiſe zugeſtehen werden?

Philipp. Darüber will ich noch Bedenkzeit, Posa. Uebermorgen erhalten Sie meinen Entschluß.

Posa. Thun Ew. Majestät es immer. Sie werden Ihrem Sohne dadurch aufs neue Vater werden.

Philipp. Noch eins. Der Herzog Alba bat mich gestern, Sie nach Flandern mit sich nehmen zu dürfen. Ich sagte ihm, Sie wären der einzige, der mir hier bleiben könnte, da ich den ersten meiner treuen Diener nach Flandern senden müßte. Sind Sie zufrieden?

Posa. Zu gütig behandeln mich Ew. Majestät —

(Pater Domingo tritt ein.)

Philipp. Ich habe mit meinem Beichtiger einige Worte allein zu sprechen.

(Markis Posa ab.)

Domingo. Befehlen Ew. Majestät zuerst zu reden, oder soll ich meine Berichte vorher Ihnen bringen.

Philipp. Wie lange erwart' ich diese schon! — Mich müssen Andre erst belehren, daß in dem

Herzen der Fürstin Eboli ein andres Feuer — das Ihr nicht schlau genug wart, zu enthüllen — lodert.

Domingo. Doch desto besser zu benutzen, — denn ich komme von Seiten der Prinzessin Eboli, um Ew. Majestät in Unterthänigkeit zu melden, daß sie Sie erwartet.

Philipp. Erwartet? Wie? Sie will sich mir ergeben? — Doch halt! Domingo, dieses und aller Deiner Dienste ohngeachtet, bist Du der Heuchler einer, die in alle Falten sich zu schicken wissen. Ihr möchtet mich so gern zum Spielwerk machen, mit dem Ihr nach Belieben schalten könntet. Bist Du vielleicht mit Karlos und der Fürstin einverstanden? Wollt Ihr meine Menschenaugenblicke nutzen? Es wäre ein gar zu schönes Unternehmen, wenn man durch des Sohnes Geliebte den Vater kirre machte, daß er die Schlinge über sich zusammenziehen ließe — Doch nein! Du zitterst nicht — und ohne Zittern könntest Du das, wär' es wahr, nicht hören. Scheln' ich auch hierin Recht zu haben?

Domingo. Wenn ich nicht zittre, bin ich doch erstaunt. Dergleichen kann Domingo sich nicht denken. Und Philipp kann es sprechen?

Das ſprechen — wahrlich, das iſt viel. Andre Ohren, als die meinigen, ließen vielleicht es haften und wirken. Eines ſtolzen Mannes Ohren möchte das ſchreckliches Gift ſeyn. Der Kirche Diener dürfen dem Stolze nicht fröhnen.

Philipp. Auch dieſe Anſpielung bemerk' ich nur zu gut, Domingo.

Domingo. So laſſen Ew. Majeſtät, um alles willen, was Ihnen theuer iſt, nicht vergebens ſie geſagt ſeyn. Ich könnte Sie auf meinen Knieen bitten, auf Ihrer Hut zu ſeyn.

Philipp. Weg, Pater. Mißtrauen und Verläumdung will ich hinführo von mir verbannt wiſſen. Dafür erzählt mir lieber, wie ich die Fürſtin ſehen werde — wie ſie ſich ſo geändert.

Domingo. Vom letztern wird ſie Ew. Majeſtät ſelbſt Rechenſchaft ertheilen. Des erſtern wegen hat ſie ſich entſchloſſen, eine Krankheit vorzuſchützen. Sie bezieht den Gonzagiſchen Palaſt, und dort wird ſie der Liebe ſchönes Opfer mit warmen Herzen Ew. Majeſtät weihen.

Philipp. Ganz recht. Der Einfall war ſehr gut. So fällt es niemand auf, weil der Gebrauch die Entfernung mit ſich bringt. Der

Kardinal soll Euch, Domingo, dafür nicht entgehen — Und den Verdacht —

Domingo. Wenn Ew. Majestät mir nicht so viel Liebe zutrauen, um darüber nicht empfindlich zu seyn, so halten Sie mich wenigstens für so viel Menschenkenner, daß ich der Liebe Ungeduld zu schätzen weiß.

Philipp. Noch fordre ich, daß alles dieses Geheimniß bleibe. Selbst dem Prinzen lasse man auch nicht die fernste Vermuthung wittern. Ich muß Euch nur gestehn, Domingo, daß ich sie schon für ihn bestimmt, daß ich das Opfer ihm zu bringen entschlossen war, damit die Liebe seinem Stolze ein wenig Einhalt thäte.

Domingo. Ich will den König nicht in seinen Freuden stören. Allein, wenn Ew. Majestät durch Ihren treuen Diener eine Stunde der Wonne mehr gehabt, dann gönnen Sie ihm ein geheimes Gehör, und er wird zeigen, wie warm er sich das Wohl des Staats und insbesondre Ew. Majestät Zufriedenheit angelegen seyn läßt.

Philipp. Das soll geschehen. Ich bin nicht dawider, daß man sich mir entdeckt. Allein

ich haſſe alles, was nach Verläumdung ſchmeckt, und liebe nur den Diener, der, ohne Andre zu verkleinern, in meiner Gunſt ſich feſtzuſetzen weiß. — Und itzt entlaſſe ich Euch.

Domingo (für ſich im Abgehen.) Wie des Markis von Poſa Grundſätze doch ſo ſchleunig wirken?

Madrid.

Geheimes Zimmer der Königin.

Prinzessin Eboli allein.

Sie ist beym Könige! zur geheimen Untersuchung hätt' ich also Zeit. Ich sollte sie in ihrem Zimmer erwarten, und dieser Schlüssel schloß so glücklich dieses. Wo such' ich nun des Herzens Heimlichkeiten? Wo such' ich Nahrung für die Rache an ihr und ihm? Ha, die Chatulle hier! Dahin sah ich sie Briefe legen. Da ruhen ganz gewiß auch ihre Plane für die Zukunft. Da muß sich manches entdecken lassen, was sie auf ewig zu verbergen beschloß.

Sie konnte lieben, das hatte sie mir gesagt — allein, daß sie die Liebe nicht überwinden könnte, verhehlte sie. Welch ein Gedanke regt sich da in mir! Wenn sie mir also offenherzig alles gestanden, so wäre ich zurückgetre-

ten? Nein, zurückgetreten nie. Allein, ob diese Liebe dann gewurzelt hätte, da ich ihn noch nicht kannte? das bleibt Frage. Auch Frage nur. Bejahen kann ich's nicht.

Daß er von ihr sich eingeladen glaubte, ist ausgemacht — ist außer allem Zweifel Und wann er das geglaubt, kann es doch nicht das erstemal gewesen seyn, oder wenigstens ist so viel schon vorhergegangen, wie zwischen mir und ihm, und alles hatte ihr gegolten, was ich mein glaubte.

Ich, Thörin, stehe da und zaudre. (Sie eilt auf die Chatulle zu, und ergreift sie rasch.) Her mit den Schätzen einer Nebenbuhlerin! — (indem sie eins nach dem andern herausnimmt.) Briefe von ihrer Mutter, die sie wohl schwerlich zur Vertrauten ihrer Liebe machen wird. (Sie blättert sie durch) Sehr viel von Tugend. Wahrlich die Ermahnungen sind überflüßig, sind in Wind geredet — Der Perlen und Diamanten viel. Ich war sonst keine Feindin davon. Itzt haß' ich alles, was Werth hat, seitdem meines Herzens Juweel für mich verloren ist, und ich beschlossen, meine Tugend der Rache aufzuopfern — Tugend! Er ist lächerlich, der Ausdruck für

uns, wenn Königinnen sie nicht ehren — (Sie fährt erschrocken zurück.) Ha, was ist das? Zauber oder Wahrheit? (sie fährt wild zu und reißt das Portrait des Karlos aus der Chatulle.) O, Wahrheit! Wahrheit! hab' ich Wahrheit dich in Händen, daß sie dem König untreu ist? (Sie küßt das Portrait) Die treue Kopie des ungetreuen Originals! dich muß ich küssen. Ich nehme alle ihre tausend Küsse mit diesem einen weg. O könnt' ich dich mit diesem andern beleben! Mit diesem dritten sie aus des Originals Herzen hinweg küssen. O wie so reizend ist er da! — Weg — weg — ich verweile mich zu lange dabey. Was muß sie nicht in diesem Bilde verlieren! Ich könnte weich werden, es könnte mich dauern, die Seligkeiten, die darin liegen, ihr zu entreissen. Es könnte mich gereuen, so boshaft zu seyn, wenn ich mir deutlich dächte, was man mir dadurch entreissen würde. (Sie steckt es ein.) Ein Päckgen Briefe daneben. Laß sehen! Ja, es ist seine Hand. Ha — auf mit euch — Was steht darin — (sie liest.) Wie glühend, o wie wonnetrunken spricht er von seiner Liebe! Grausamer Karlos! Hätt' ich Eine solche Zeile von dir gehabt, wie selig hätt' ich mich gedünkt! Und diese Glückliche

hat's in so vollem Maaße! Zertreten — zertreten muß sie dafür werden! Das fordert Rache, unaussprechlich schwere Rache!

Sie soll mir werden. Alles dieses dem Könige. Wie wird er es betrachten, wie wird ihm seiner Gattin Untreue wohl behagen, dem stolzen Philipp, der sie unverletzlich glaubt? Ja, das ist der einzige Balsam auf eine Wunde, wie die meinige. Ich bin gerächt, Elisabeth!

(Sie steckt die Briefe weg, schließt die Chatulle so gut als möglich zu, und verläßt das Zimmer.)

Madrid.

Vorzimmer des Königs.

Pater Domingo. Herzog Alba.

Domingo.
Im Jubel meiner Wonne, Herzog, meld' ich Ihnen die Nachricht, daß Ihre Prophezeihung eingetroffen. Die Fürstin ist besiegt. Die heut'ge Nacht löscht sie aus den Unschuldslisten Madrids.

Alba. Und ohne Jubel, ohne einen Grad von Wonne, meld' ich Ihnen, Domingo, daß wir in der größten Gefahr sind. Der Markis Posa hat des Königs Herz so sehr, daß Ihre Eboli und meine Siege vergessen werden.

Domingo. Was halten Sie denn für nöthig, um zu helfen? Doch apropos! Sollte der Markis seine Briefe, wenigstens die wichtigsten, nicht bey sich tragen?

Alba. Und wenn er sie nicht bey sich trägt, wird er gewiß nicht so die Spuren von Landes-

Alba mich verlassen muß — wenn Sie den sichtlichen Triumph des Mannes über mich in seinem Herzen wahrgenommen hätten, Sie wären laut mit einer Raserey geworden, die folternd in mir wütete, und die ich mühsam nur in ihren Schranken bleiben ließ, und doch noch nicht gewiß bin, ob Philipp nicht die Wirkung und die Gründe eingesehen.

Domingo. Ich könnte Ihnen wohl noch andre Dinge zu Ihrem Troste sagen. Das heilige Gericht hat auch bereits von den unsinnigen Progressen Wind, die ihm das Glück auf Philipps Denkungsart erlaubt hat. Ich zweifle fast nicht, daß der Kardinal und die Beysitzer dieses Tribunals bereits Maaßregeln werden genommen haben, einen so gefährlichen Feind vom Könige zu entfernen.

Alba. Der Weg ist gut! Ich bitte Sie, Domingo, gehen Sie zum Kardinal. In meinem Namen bitten Sie ihn, daß er, ehe ich reise, ihn von dem Könige entferne. Soll ich die Niederlande Ihnen erhalten, soll ich ferner der Beschützer Ihrer heiligen Gesetze seyn, soll ich dem wahren Glauben Arm und Schwert mit Muth und Tapferkeit noch länger leihen, so muß der

Mensch in meinen überdachten Planen nichts zerrütten, darf nicht in meine Fantasie mir Bilder spielen, die meine Unternehmungen zu Grunde richten, darf nicht den so nothwendigen Gang meiner Ideen stören, daß sie nicht reifen können.

Domingo. Still, Herzog, denn ich höre ihn selbst.

(Die Thüre der königlichen Zimmer öffnet sich)

Posa tritt heraus.

Alba (auf ihn zugehend.) Ihrer Thaten Ruf, Markis, ist schuld, daß ich Sie von dem Könige begehrte, allein, er raubt mir das entzückende Vergnügen, an Ihrer Seite neue Lorbeern zu erkämpfen. Auf das war ich nicht vorbereitet. Schon damals, als ich Sie dem Könige empfahl, war der Gedanke in mir. Nur wünschte ich, durch des Königs Gnade erst von meiner Freundschaft Sie zu überzeugen, und davon, daß ich wirklich Ihres Zutrauens nicht unwerth sey. Man unterliegt oft seinen besten Wünschen, durch seine eigne Schuld. Indessen geb' ich gerne nach, da König Philipp sich, durch die Bekanntschaft mit

Ihnen, mir verbunden glaubt. Ich lasse den König in guten Händen.

Posa. Aufrichtig, Herzog Alba, ich sehne mich nicht nach Flandern, und am wenigsten in diesen Krieg. Ich liebe Flandern sehr, und — daß Sie gerade das hören müssen, davor kann ich nicht, Domingo — ich finde Grausamkeit darin, den Glauben mit dem Schwert zu predigen — Ich bin zu ohnmächtig, mich zu widersetzen. Indessen dank' ich für Ihr Anerbieten, und sollte einst ein Feind des Reiches und der Glorie Philipps zu bekämpfen seyn, so werd' ich es für eine Ehre schätzen, an Alba's Seite Lorbeern zu verdienen.

Domingo. Wohl gesprochen, Markis Posa; und wenn ein Mann von Ihrem Geiste, mit Ihrem Wirkungskreise, und Ihrer bekannten Rechtschaffenheit auch anders denkt als wir, so ist das ein ganz andrer Fall, als beym gemeinen Manne, der Uebles stiften kann. Wir sehen auf das Ganze. Was dem nicht Schaden bringt, das können wir toleriren. Glaube und Ueberzeugung sind zweyerley. Der erste ist um des Staats, die letzte um des Menschen willen da, und wer die letzte sich nicht geben kann, und nur den ersten

nicht verläugnet, wenn er Bürger des Staats ist, bleibt unangetastet.

Posa. Ich danke sehr für Ihre gütige Meynung, mich zu tolerieren. Doch ich entferne mich. Der König wollte die Monarchin sprechen, und sie wird gleich erscheinen. Wahrscheinlich werden sie die Herren hier erwarten.

(Er verbeugt sich, und geht ab.)

Alba. Er ist seiner Sache sehr gewiß. Es ist entsetzlich, daß ich meinen Feind erhoben.

Domingo. Der Vogel, Alba, singet nur, so lange man ihm die Kehle nicht verletzet.

(Die Königin und ihr Gefolge gehn durch die Vorzimmer in des Königs Gemach — Domingo und Alba grüßen sie ehrfurchtsvoll. Nach einer Weile kehrt das Gefolge wieder zurück.)

Zimmer des Königs.

Der König. Elisabeth.

Philipp.

Mich dünkt, Elisabeth schien mir bey unsrer letzten Trennung noch etwas auf dem Herzen zu behalten. Die Königin verberge kein Geheimniß für dem König, der sie liebt.

Elisabeth. Ich habe zweyerley zu bitten. Der eine meiner Wünsche betrifft die Fürstin Eboli. Die Majestät hat ihre Hand dem Rui Gomez überlassen. Die Fürstin kann den Mann nicht lieben, harmonirt nicht mit ihm, hält sich durch seine Wahl unglücklich — und Philipp sollte gern glücklich machen.

Philipp. Zu einer andern Zeit fänd' ich vielleicht dies sollte hart. Ich denke wenigstens, Philipp thut es. Jedem seine Wünsche zu erfüllen, kann ja der Himmel nicht, wie sollte es sein Stellvertreter auf Erden können? Elisabeth kann die Beweise meines guten Willens be-

gehren — und sie wird sie allezeit erfüllt sehn, wenn nicht Unmöglichkeit dawider streitet. Die Fürstin Eboli ist Herr zu thun, zu lassen, was sie will. Man wählte für sie, zu ihrem Glück. Die Wahl ist ihr zuwider. Gut! sie wähle selbst. Versichern Sie der Prinzessin, daß ich keine Macht zu ihrem Schaden mißbrauchen will.

Elisabeth. Ich danke Ihnen, König. Die zweite Bitte betrifft den Prinzen Karlos, den Infanten.

Philipp. Ich rede nicht gern von ihm. Doch weil Sie einen so guten Tag gewählt, so mag es seyn. Ich wüßte keinen Menschen in meinen ganzen Reichen, der mir den Kopf mit mehrern Sorgen füllte.

Elisabeth. Sehr natürlich, daß Ihrem Vaterherz das Kind am allernächsten liegt.

Philipp. Sie haben mich entweder nicht verstanden, oder wollten mich nicht verstehen. Nicht Sorgen für ihn martern meinen Geist. Der Himmel hat zu gut für ihn gesorgt, da er zu meinem Sohn und Erben ihn bestimmte. Mich plagen Sorgen wider ihn. Wer seine eignen Schwächen in jenen Jahren kannte, wird seines Sohnes warmen Blute nicht besseres zutrauen. Ich spreche

mit Philipps Frau. Sie darf wohl dahin blicken, wo ich nicht gern eines Menschen Auge ertrage. Die Monarchin darf nie Vertraute der Gattin des Monarchen werden. Der letztern sage ich, ich fürchte diesen Sohn.

Elisabeth. Und dieses Zutrauen schmeichelt Ihrer Frau. Sire, mit der offensten Seele steh' ich hier vor Ihnen, und völlig überzeugt versichere ich, Sie haben nichts zu fürchten.

Philipp. Madam! Ihr gutes Herz drängt sich vor Ihrem Verstande vor. Sie können das unmöglich wissen. Unmöglich können Sie des Prinzen Herzens verborgene Falten kennen.

Elisabeth. Und wenn mein Zeugniß nicht gültig ist, so sey Ihr Liebling Posa Ihnen Zeuge.

Philipp. Auch Freundschaft ist parteyisch — und entschuldigt Vieles. Kalte Augen sehen tiefer . . .

Elisabeth. Und sehen kalt. Um Gottes willen, König, trauen Sie da nicht, wo Neid der Grund des Blickes ist. Man neidet ihn nicht, weil er König werden soll. Zu gut wissen die nächsten um den Thron, daß sie bequemer sich sonnen, als der König Stralen wirft. Allein,

den überwiegenden Verstand, den Blick sie durchzusehen, und ihre Schwächen zu entdecken — den neiden sie, der ists, der ihren Seelen wilde Wünsche einflößt, ihn verhaßt zu sehen. Sein Vater schlug ihm hart den Regenten in Flandern ab, und Alle freuten sich — und Alle fühlten die Härte dieser Weigerung — und freuten sich doch sichtlich.

Philipp. Sie sprechen heute viel, Königin, und ich ertrage viel. Ein Königssohn darf nicht auf Freunde rechnen. Doch sollte auch ein Königssohn vom Vater Länder nie erbitten. Es kömmt dem Vater zu, wenn er's für gut befindet, sie ihm zu geben. Das Bitten läßt schon Plane fürchten.

Elisabeth. Entfernen Sie ihn also wenigstens von denen, die ihn hassen. Erlauben Sie dem Sohn, in fremden Ländern des Vaters Namen ehrenvoll und zärtlich zu nennen! Erlauben Sie ihm, nie zu merken, oder zu vergessen, daß ihn sein Vater fürchtet. Er wird die Wohlthat Ihnen kindlich danken.

Philipp. Hat Posa Sie um Ihre Fürsprache gebeten? Er verwendet sich auch für diese Reise.

Elisabeth. Ja! Warum sollt ich's Ihnen läugnen? Sie, Philipp, können jedes Geheimniß von mir fordern; allein wenn man von Seiten des Kardinals durch meinen Beichtiger Gewissensfragen an mich gelangen läßt, dann pfleg' ich gern zu schweigen. Man geht von Seiten des heiligen Tribunals mit Ihrer Gattin unwürdig um, man läßt sich merken, daß man sie geheimnißvoll behandeln könnte.

Philipp. Auch diese Klage sollen Sie nicht wieder vorzutragen nöthig haben. Und was den Prinzen, meinen Sohn betrifft, so will ich sehen, ob ich Ihrer Bitte Genüge leisten kann.

Elisabeth. Ich werde deswegen manchen unangenehmen Tag vergessen, den Frankreichs mindrer Zwang weit heitrer wünschen läßt, und den ich Ihnen zu gefallen im spanischen Zeremoniel verlebe.

Philipp. Das ich doch einmal nun nicht ändern kann, und das ich, wie Sie sehen, selbst gelassen trage.

Wald bey Aranjuez.

Höhle eines Einſiedlers.

Karlos. Poſa.

Karlos.

Ihr that ich Unrecht, Poſa, bitt'res, himmelſchreyendes Unrecht. Ich wähnte, ihre Tugend — Nein, Poſa, ihrer Tugend dachte ich in dem kühnen Augenblicke nicht, den ich mir wählte, um meine Seligkeit zu bauen. Sie liebt dich — ja, das dachte ich, das lag ſo tief in meinem Herzen, wie es im Rathſchluß des Allmächtigen liegen muß, die Menſchen nicht zum Elend erſchaffen zu haben.

Sie liebt dich! dadurch träumt' ich mich ſo unausſprechlich ſelig, daß ich nichts weiter fordern zu dürfen mir dachte.

Poſa. Wie tief verirrte ſich Dein ſonſt hoher Geiſt! Die Stärke eines gewöhnlichen Menſchen, das geb' ich zu, daß die es übertrifft, zu Boden

ſie ſchmettert. Aber Dich, den Jüngling, reif zum Mann, reifer mögt' ich ſagen, als manchen Mann; Dich ſollte der Gedanke nie übermannen, daß es neben dem reinen Herzen einer ſolchen Mutter auch nur den kleinſten Seitenweg geben könnte, der ihrer Herrlichkeit verdunkelte. Erinnerſt Du Dich jener Unterredung, die ich Dir ſchaffte?

Karlos. Ob ich? Wie könnte ich ſie je vergeſſen? Das wäre ſchrecklicher als ſchrecklich!

Poſa. Damals wenigſtens lag ſie von Wort zu Wort auf Deiner Zunge. Damals erzähltest Du ſie mir mit einem Feuer, das ihrer Größe eins der ſchönſten Opfer brachte; damals hätte man Dir die Botſchaft, in ihrem geheimſten Kabinet zu erſcheinen, umſonſt gebracht.

Wie tief muß Deine Meynung von ihr gefallen ſeyn, ſeit dieſer großen Stunde! Ließ ſie dergleichen je Dich hoffen? Mit welcher himmliſchen Beredſamkeit erſchütterte ſie Deine Seele, durch die Vorſtellung aller Laſter, die Du als Erbe Deines Vaters begehen könnteſt, um ſie Dein zu nennen? Wie kam es, daß Du damals fandeſt, ſie habe Recht? Wie kam es itzt, daß die Unmöglichkeit, ſie könne jemals anders denken,

aus der Reihe Deiner Ideen entſchlüpfte? Du haſt ſie unnennbar beleidigt.

Karlos. Und trage dafür tauſendfache Marter in dieſem Herzen. O, ſie iſt weit größer, als ich.

Poſa. Wer ſollte denken, daß ein Weib, das ſchwächere beiden Weſen, um ſo viel ſtärkere Feſtigkeit verrathen könnte, als ein Mann? Sie liebte Dich, und ſie entſagte Dir.

Karlos. Steht das auch im Bunde der Freundſchaft geſchrieben, daß Du mich an dieſe Hölle mahnſt? Iſt Liebe nicht die mächtigſte der Feſſeln? Zerreißt ſie nicht jedes andre Band?

Poſa. Nicht das der Menſchheit. Sie entſagte Dir, damit nicht Tauſende dem Leben und dem Glück entſagen müßten? Ich heiße das ein Opfer, das Karlos niemals bringen wird.

Karlos. Doch, Poſa. Ich denke, es war eine Zeit, wo Poſa ſeinen Karlos groß und edel hielt. Ich denke, Bruder meiner Seele, noch vor wenig Augenblicken mit jenem Briefe von der Eboli, mit dem Beweis, wie wenig dieſer Philipp die Gattin liebt und ehrt, die er in Himmel erheben ſollte, kein kleines Opfer gebracht zu haben.

Posa. Du thatest nichts, als Deine Pflicht. Du müßtest denn unnennbare Leiden für namenlose Achtung zu erwiedern für edel halten! Du müßtest es für eine große Handlung rechnen, ins arme leidende Gemüth der Königin noch einen Wurm zu bringen, der dem Schmerz durch ew'ges Nagen noch die Krone aufsetzte! Ich weiß ein andres Opfer . . .

Karlos. Ein Opfer, das ich bringen könnte — wodurch ich ihre Größe erreichte?

Posa. Der König Philipp schlug Dir Flandern ab, und Herzog Alba wird da morden, wo Du beglücken könntest. Das treueste Blut in Philipps Staaten wird wie Blut von Verbrechern vergossen werden.

Karlos. So will es der Monarch, weil Alba doch für seine Herzogin ein Aequivalent verlangen darf. Sie befriedigt des Königs Sinne, und der König des Herzogs Blutdurst. Eine Gefälligkeit ist wohl der andern werth. Zwar spricht man, Philipp habe ihr entsagt, seitdem er meinen Weltlohn an sich gerissen; aber laut genug erzählen sich's die unbestochnen Zeugen, daß er Rückfälle habe, daß die Herzogin sich jeden treflich zu Nutze zu machen wisse, und daß der

ſtolze Alba auf dieſen Punkt ſich bis zur Niedrigkeit gefällig zeige.

Poſa. Wie kümmern Dich nur die Intriguen Deines Vaters! Hältſt Du ſie für ein Vorrecht der Monarchen? Willſt Du von ihm ſie lernen? Trenne doch ganz das Spielwerk von dem Throne. Das Spielwerk, deſſen jeder ſich, ſo wie er kann, bedient, um dem Monarchen einen Vortheil abzulauern. Phlipps Mätreſſen gehen Dich nichts an; mit ſeinen Reichen haſt Du es zu thun, und ſeine Unterthanen wollen, daß der Prinz von drey und zwanzig Jahren handle, nicht grüble, wie ſein Vater handeln ſollte, den man mehr zu den Todten als Lebenden zählt. Sie wünſchen, daß der Prinz ein Ruder ſich beyzeiten zu lenken angewöhne, das er einſt regieren ſoll.

Karlos. Sie wollen und ſie wünſchen. Und das ſagſt Du . . .

Poſa. Ich, der von ihnen die Vollmacht hat, Dir das zu ſagen. Glaubſt Du, ich habe Jahre lang umſonſt mich in den weiten Reichen Deines Vaters verweilt? ich habe blos ſie ſehen wollen, um zu ſehen, daß ſie das Elend drückt, nicht auch um auszuſpüren, wie ihnen zu helfen iſt?

Die Ungerechtigkeit in Deines Vaters Regierung, mit welcher er die Einen väterlich zu lieben scheint, die Andern tödtlich haßt, ist schreckliche Parteylichkeit. Den Himmel für die Unterthanen eines Landes zu machen, und den andern Mark und Leben zu nehmen, ihnen eine Hölle auf dieser Welt schon zu bestimmen, das ist zu sehr das Zeichen der Tyranney, als daß sich nicht mit Recht der Sohn zum Mittler zwischen seinem Vater und seinem Volke machen könnte.

Karlos. Ich ehre Deinen Kopf und Deinen Ueberblick, Posa. Laß mich in Deine angelegte Karte sehn. Sie muß — sie muß auf edlen Stützen ruhen. Wie kann ich helfen, ohne gegen Philipp mich zu setzen? Worin besteht das Opfer, das dabey zu bringen ist?

Posa. Das Opfer ist die Hofnung Deiner Zukunft. Rebellion ist nicht der Name dessen, was Du beginnen sollst. Selbst nenn' ich's nicht Rebellion, daß man in Flandern die Rechte wieder haben will, die Philipp erst bestätigte, und dann sie anzugreifen, für einen König nicht beschimpfend hielt.

In Flandern liebt man einen solchen König nicht, allein, man haßt die Handlung nur, nicht

die Person. Und könnte Philipp morgen schon in ihrer Mitte seiner Fehler ganzes Heer vergüten, könnt' er zwischen ihnen treten, und sagen: Alba leitete das Werk, ich geb' euch wieder, was er euch entriß; vernichtete der große Philipp den Gewissenszwang, den die Dominikaner ihm zur unumstößlichen Bedingung seiner Seligkeit, und, im Vertrauen sey's gesagt, auch seiner Regierung machen; so würden Alle vor ihm niederfallen, und ihm aufs neue huldigen.

Das liegt nun ganz außer dem Kreise der Möglichkeiten. Sobald sich Alba dort nur blicken läßt, ist Blut die Losung. Karlos kann es sparen.

Karlos. Mit meines Vaters Willen nie. Wenn Du gesehen, wie ich zu seinen Füßen lag, die einzige Bitte mir erbat, ihm Flandern zu erhalten; wie er mir, — o von einem Vater das hören zu müssen! — wie er mir sagte, er wolle mir das Messer nicht in meine Hände geben, um ihn damit zu morden . . .

Posa. Lerne Karlos, aus diesem, was Dein Vater seinen treuen Spaniern ist. Sein Heer besteht aus ihnen, doch traut er ihnen nicht, daß sie den Sohn nicht für den Vater wählen. Das

sey Dir Zeichen selbst Deines Werths in seinen Augen. In Flandern hat man seine ganze Hofnung auf Dich gesetzt. Du mußt Dich freylich ohne Deines Vaters Willen dahin verfügen. Mit offnen Armen wird man Dich empfangen. Man wird den Sohn zum Mittelsmann wählen. Du stehst nicht an der Spitze von Rebellen. Nein, es sind immer noch Unterthanen Deines Vaters, die Du ihm zuführst. Du trittst gegen den Alba. Gegen jeden Führer der Niederländer lautet Blut sein Auftrag. Nur gegen Philipps Sohn darf er nichts wagen. Der ist der Einzige, vor dem er zittern und schweigen muß. Er kennt die Niederländer auch. An ihrer Spitze Karlos, und er sieht sie unüberwindlich. Ich schmeichle Dir nicht zu viel, mein Theurer.

Karlos. Und wenn Philipp, der itzt die Niederländer als Rebellen bereits erklärt, zu ihnen den Sohn mit zählte? Wenn er dem Herzog seinen Karlos opferte, an dem ihm wenig liegt, der ihm auf allen Wegen entgegen ist, den mit der Mutter er vielleicht nicht schuldlos hält — wie dann? —

Posa. Dann, Karlos, folgt das Opfer. Dann rufen die Niederländer Dich zu ihrem Re-

genten aus. Du ſchlägſt dem Vater das Mittel zur Verſöhnung vor . . .

Karlos. Das Mittel zur Verſöhnung? — Ich verſtehe Dich nicht ganz.

Poſa. Ich dächte, Karlos hätte lange mich errathen — Du nimmſt blos Flandern von allem Deinem großen Erbe, und entſagſt dem übrigen, um dieſem Volke die Ruhe und die Freyheit zu erkaufen.

Karlos. Umarme mich, und nimm in der Umarmung meinen Dank. Es iſt beſchloſſen, ich werde nie Spaniens König, wenn ich Flandern befreyen kann.

Poſa. Ich habe dieſen Sieg vorausgeſehen. So, Karlos, biſt Du Deiner werth. Wer über Leben gebieten kann, muß über den Verluſt der Liebe nicht weinen. Dir ſey's genug, zu wiſſen, daß Eliſabeth an Deiner Seite froher leben, und beſſer glänzen würde. Das Schickſal hat das nicht gewollt. Es hob Dich Dir zu wichtigern Thaten auf. Dein ſind ſie alle, Dein die tapfern, braven Niederländer. Ich will nun Deine Reiſe beſorgen. Wenn Alba dort erſcheint, biſt Du ſchon da. Er findet eine Mauer, gegen die er nicht zu rennen wagen darf. Er darf ja ſeinen

Spaniern nicht einmal trauen, wenn sie sich ihrem Prinzen gegenüber befinden. Der kleinste Anfall auf Dich, und er stände allein, verlassen da. Ich kenne diese Menschen, die sklavisch nur so lange sind, als sich kein größerer Gegenstand vor ihnen sehen läßt, als der, der sie beherrscht. Und Alba ist gegen Karlos wie der Tropfen gegen die Wolke.

(ab.)

Karlos. Ich glaube, er hat mich geheilt. Das Feuer, welches itzt in meiner Seele lodert, brennt nicht mehr der Liebe. Ich werde diese Mutter nie vergessen, nie ohne innigen bittern Schmerz daran gedenken, daß sie mir mehr als Mutter werden sollte. Doch hat er meinen nicht zu vernichten scheinenden Gedanken darauf Einhalt gethan. Ich fühl's, ich bin zu etwas mehr geboren, als über diese Liebe mein Leben zu vertrauern. In Philipps Sohne muß nicht schlafen, was aus ihm werden soll. Der Menschheit Rechte rufen mich laut. Umsonst ward mir nicht diese innre Stimme. Verloren soll sie auch nicht seyn. Die Unterdrückten zu beschützen, sey von nun an mein Stolz. Den Niederlanden will ich mich vermählen, vergessen, daß ich nur ein

Mensch bin, und einen Gott mich dünken, wenn ich's auch nicht seyn kann. Ich will sie schützen diese Flandrer, die Muth und Treue verbinden. Ich will mit ihnen leben, und mag er seine Spanier behalten, mag in seinem Lande Feuer wüten lassen. In meinem soll der Herzen und der Gewissen Freyheit thronen.

(ab.)

Straße am Wege von Aranjuez nach Madrid.

Garten des Karthäuserkloſters.

Aeußere Laube.

Pater Domingo. Hernach der Prior. Endlich Poſa.

Domingo.

Mein Oertchen iſt unzugänglich, und ſollte ja ein widriges Geſchick ſie hieher kommen laſſen, ſo war ich auf dem Wege, um eine kleine Buße zu vollführen, zu Fuß nach Madrid zu gehen, war müde, und bin hier eingeſchlafen. Mir muß man ja wohl alles glauben, und glaubt man's nicht, ſo thut es auch nichts weiter. Erfahr' ich nur, was ich zu wiſſen verlange.

(Nachdem er eine Weile in eine kleine Boskage ſich geſetzt, tritt der Prior ein.)

Prior. Hier war es ja, wo mich der edle Poſa durch meine Schweſter herbeſcheiden ließ. Hier will er Nachricht mir ertheilen, ob Flan-

dern noch zu retten ist. O gebe doch der Himmel, daß Karlos in die biedern Vorschläge seines Freundes willige! O Vorsicht, ewige uneingeschränkte Macht von oben, lenke seinen Sinn! Es fordern Vaterland und Pflichten das von ihm, wozu du ihn stärken sollst. Du hast die Ruthe deiner Züchtigung uns lange schon in Philipps Blutgier und in der Tygerwuth der Inquisition empfinden lassen. Rette uns itzt. Es ist zu viel. Das Blut der edlen Flandrer könnte leicht ein Alba in Strömen dahin rollen lassen. Sein Herz ist nicht für Menschlichkeit gemacht.

Posa (tritt ein). Hier bin ich, theurer, guter, treuer Freund! Mein Lehrer, mein Rathgeber, mein Vater, ach mein alles! Hier steh' ich froh vor Ihnen wie ein Gott.

Prior. Also gewährt! So laß Dich denn zum erstenmale mit dieser Herzenswärme an meinen Busen drücken. Du hast ein großes Werk vollbracht. Einem Volke giebst Du Freyheit und Errettung, und dem andern die schönste Hofnung für die Zukunft. Auch dulden die Spanier ja weniger. Man fürchtet sich, zu hart mit diesem Volke umzugehn, weil man es etwas nö-

thig zu haben glaubt, auch schmiegen sie sich willig dem Joch entgegen.

Posa. Und mag denn Philipp ewig leben, wenn er dem Prinzen Karlos nur Flandern läßt. Er ist damit zufrieden. Er will viel lieber weniger regieren, und glücklichere Menschen machen. Die Sicherung hab' ich aus seinem eignen Munde. Wie war sie mir so werth! Nein, Prior, so ein junges stolzes Herz, so weich, so sanft, so menschenliebend sehn, wenn man gleich weiß, daß der Beyspiele Macht nichts auf ihn wirken können — das ist so wohlthätig für die Seele, das feuert einem den Muth zu wirken so herrlich an, daß man selbst in dieser bösen launigen Regierung mehr Thätigkeit sich giebt. O wäre doch der Prinz nur erst bestimmter Regent von Flandern, so zweifle ich keinen Augenblick, daß ich den König Philipp noch bereden wollte, vor seiner Härte im Regieren abzustehn.

Prior. Laß die Chimären fahren, mein guter Sohn! Du baueſt in die Luft. Die alten Sünden abzulegen, ist nicht für Könige. Die Freuden, die mit ihnen sie genossen, sind ihnen viel zu lebhaft eingeprägt. Auch wüßt' ich nicht, warum Du Deinen Kopf, der diesem Karlos

noch so nöthig ist, preißgeben wolltest? Hier ist kein Mensch des Lebens sicher, als wer es mit der Rotte hält, mit der verruchten Rotte, die so schändlich mit der Religion umspringt, die hinter Heiligkeit und fromme Larve sich versteckt.

Posa. Hier muß ich, würd'ger Lehrer, Ihnen widersprechen. Sie sind in Ihrem Kloster, hören nichts von dem, was Spanien — ganz Spanien insgeheim sich flüstert — was öffentlich kein Laut verkündigen darf, und was ein jeder insgeheim doch weiß — verstecken thut sich keiner unter ihnen. Sie sind so sicher ihrer Macht, daß sie die Laster öffentlich begehen, und derer lachen, die sie dabey überraschen, weil sie es wissen, daß selbst ihre Sünden als Heiligkeit betrachtet werden müssen. Domingo scheut sich nicht, ganz öffentlich als Kuppler seines Königs zu erscheinen. Ein schönes Amt für seinen Beichtiger — Doch lassen wir die undankbare Arbeit, an Menschen zu bekritlen, was wir nicht verbessern können, und gehn wir lieber auf uns Bessere zurück.

Prior. Gottlob! daß wir mit gutem Gewissen uns so nennen können. Was haben Sie, lieber Posa, denn beschlossen? Soll Karlos bald das große Werk anheben?

Posa. Ich will nur noch des Königes Entschluß abwarten. Erlaubt er, daß der Prinz die Reise unternimmt, so geht alles einen sanften Weg. Es bedarf dann keiner Heimlichkeit, die gleich den Lärm vergrößert, und Vorsicht von der andern Seite zuwege bringt. Den Prinzen zu vermissen, bedarf es nicht viel. Er eile wie er wolle, so kann es Möglichkeiten geben, ihn einzuholen, und dann wäre alles verloren. Ist aber, wie es denn wohl bey solchen Unternehmungen zu seyn pflegt, es der Wille des Schicksals, daß alles durch Gewalt gezwungen werden muß, so sind sechs Tage alles, was der Prinz hier noch zu weilen hat; denn in acht Tagen geht Alba ab, und ihm muß er zuvorzukommen suchen, besonders da er über Teutschland reisen muß. O mein theurer Lehrer! wüßt' ich den Prinzen nur erst glücklich an der Gränze von Flandern, gern wollt' ich mein Leben drum geben.

Prior. Ich weiß, daß Posa patriotisch denkt, daß ihm sein eignes Wohl nie so willkommen ist, als seines Vaterlands goldne Zeiten. Und bey dem allen ist es ausgemacht, was Karlos hat, verliert ja Philipp nicht. Der Vater

ſollte es zum Gegenſtande machen, den Sohn in ſeiner Länder manchen ſich die Liebe ſeiner Unterthanen, die er verloren, wieder erobern zu laſſen. Der Sohn ſteht gewiß dem Vater in allen ſeinen Handlungen bey, und wird nie anders, als gehorſam, ſich bezeigen, und wenn er auch Regent iſt. Philipp wird auf doppelte Art gewinnen. Er gewinnt des Sohnes Herz, und tapfre Männer, die unter dieſem Anführer mit dem wärmſten Herzen ihm dienen.

Poſa. Gewiß; und ſo kann auch der Prinz noch einmal Liebling des Vaters werden, wann dieſer ſieht, wie eifrig er die Kindesliebe dann noch übt, und die wird Karlos — mein Karlos nie vergeſſen.

Prior. Haſt Du denn aber auch bedacht, daß Du den Prinzen nicht begleiten kannſt, daß er vielleicht beſondrer Inſtruktionen bedarf, daß er dem Werke ohne dieſe kaum gewachſen iſt?

Poſa. Er bedarf des Plans, den er ausführen ſoll, und dieſen hab' ich für ihn ſchon geendet. Wenn er den öffentlichen Abſchied nimmt, beſonders wenn der König gnädig iſt, ſo hab' ich einen andern. Iſt aber die geheime Flucht nothwendig, ſo habe ich von heut den ſechsten Abend

in dieser Laube festgesetzt. Sollt' ich Sie eher nicht sehen, Prior, so bitt' ich Sie um fünf Uhr zu erscheinen, und unsern letzten Thränenkuß zu feyern und zu segnen. Dann nehm' ich von der zweyten Seele meinen Abschied, und er reiset auch sogleich. Ich stelle mich beym Könige dann erstaunt; ich muß den Heuchler spielen, so will es die Glückseligkeit des Landes. Karlos erscheint in Flandern. Alle Arme öffnen sich dem unschätzbaren Jünglinge. Alles fliegt ihm zu. Der König wird unruhig. Ich muß die abschlägige Antwort zu seiner Reise zur Entschuldigung gebrauchen. Ich rathe dann dem Könige nachzugeben. Ich verspreche, jeden fernern Schritten des Prinzen Einhalt zu thun. Ich habe dann geendet, was so viele Tausend glücklich macht. Der Antheil, den ich daran habe, kann nicht leicht errathen werden; und würde er's, und kostete es mein Leben, was thät's, wenn er gerettet ist? Was ist mein Leben, wenn sich soviel damit erkaufen läßt? wenn das zum Mord bestimmte Flandern für Alba's Blutbegierde gesichert wird, wenn Spanien seinen künftigen guten Regenten für den Nachstellungen gesichert weiß, die Pfaffenheucheley und ein unnatürlicher

Vater ihn täglich fürchten lassen? Itzt geh' ich nach Madrid, die nöthigen Gelder zu besorgen, welche die Königin, die gute Elisabeth, auf ihren Namen nimmt. Entweder bring' ich Ihnen die Nachricht von der friedlichen Abreise des Prinzen, oder wir sehen uns am sechsten Tage wieder.

Prior. Mein Segen sey mit Dir, Du edelster der Menschen! Ich bleibe Karlos Freund, sey er auch noch so weit entfernt. So hat er wenigstens in Spanien Einen, auf den er sicher bauen kann. Die Stunde zur Vesper lautet — Auf Wiedersehn, mein Posa. (Sie umarmen sich und gehen auf verschiednen Seiten ab.)

Domingo (der aus seiner Bosfage hervorgekrochen). Beym Himmel! die Beleidigungen gegen mich kann nur Dein Tod abbüßen. Wie fein man hinter unserm Rücken dies Komplot geschmiedet! Wie wird sich Herzog Alba der Entdeckung freuen, daß man ihm so schön zuvorkommen will!

Indessen hab' ich viel gewagt. Wenn mich der Markis hier entdeckte, so blieb kein andres Mittel ihm übrig, als durch meinen Tod sein Geheimniß zu besiegeln. Ich werde künftig minder wicht'ge Ohren auf solche Posten bringen.

Indessen, da die Gefahr vorüber, ist mir's lieb, daß ich der Einz'ge bin, der alles weiß. Dafür steh' ich, daß Phillipp in die Reise nicht willigen soll. Und daß der sechste Abend ein blutiger für diesen Markis wird, das sey auch meine Sorge. Die Herren Karthäuser können Flanderns Freyheiten, Karlos Thron mit ihm begraben. Und diesem patriotischen Prior werd' ich eine Medizin beym Kardinal Großinquisitor zubereiten, die seine Tollkühnheit recht aus dem Grunde kuriren soll.

Dann ist dein Werk vollendet, Posa! Der Himmel muß doch noch so gar erzürnt auf uns nicht seyn, daß er einen so künstlich angelegten Plan nicht einmal ausführen läßt. Der Krieg in Flandern wird des Bluts um desto mehr kosten, je mehr man dort der Hofnungen zur Rettung gemacht. So scheitern deine Plane, und ein grauses Hohngelächter wird in dein Grab erschallen.

(ab.)

Sachſen.

Gegend bey Wibertsburg.

Wald vor der Höhle des Waldbruders.

Die Fürſtin Gonzago. Prinz Johann. Hernach der Waldbruder.

Prinz Johann.

Ich wäre gern bey Euch geblieben, Mutter! hätte gern die Gründe ſelbſt gehört, die Ihr dem guten Manne entgegenſetzen wollt. Ich möchte Euch ſo gern überzeugen, daß es für Euch viel beſſer, angemeßner wäre, Madrid hinfüro ganz zu meiden. Laßt meinen Vater doch allein reiſen.

Fürſtin. So ſehr Du mir am Herzen liegſt, mein Sohn, ſo ſeh' ich nicht die Möglichkeit, wie Dein Vater ohne meinen Beyſtand ein Werk von ſolcher Wichtigkeit, wie ſeine Entfernung aus Madrid, bewirken wollte. Du ſiehſt, ich heuchle nicht. Du haſt mich überwunden, ich

wanke zwiſchen Glauben und mütterlicher Liebe. Bleib' meinetwegen bey meiner Unterredung mit dem Bruder, damit Du nicht den Argwohn ſchöpfſt, ich möchte gegen euch mit ihm ein Bündniß machen.

Waldbruder (der ſo eben heraustritt). Der Himmel ſey mit Ihnen, edle Fürſtin Gonzago! Wenn Sie mich heute nich: beſucht hätten, ſo hätt' ich morgen um Ihre Gegenwart bitten müſſen. Ich habe Aufträge an Sie aus Madrid, die ich zu Ihrem Herzen reden ſoll.

Fürſtin. Aufträge aus Madrid? Habt Ihr Bekanntſchaft in Madrid? Und von wem ſind dieſe Aufträge?

Waldbruder. Vom Kardinal Großinquiſitor — Ihr ſtaunet; Prinz Johann? Seyd ruhig. Euch wird nichts Schlimmes widerfahren. Mit Eurer Mutter aber laßt mich itzt allein, denn meine Beichte lautet unter vier Augen. Geht ſicher in die Wibertsburg zurück. In einer Stunde längſtens führ' ich Eure edle Mutter zu Euch.

Johann. Um aller Heil'gen willen! Ihr habt doch wohl nichts Böſes im Sinn? Bedenkt, ſie iſt meine Mutter.

Waldbruder. Ich kann Euch Euer Mißtrauen leicht vergeben. Es iſt nicht ungerecht. Ich kann Euch auch nicht wehren, hier zu bleiben; doch auf den Fall erfährt auch Eure Mutter nichts.

Johann. Vergebt mir, Pater! Ich vertrauete Euch meine Gattin, die nicht Eures Glaubens iſt, und konnte bey der Mutter zweifeln. Man malt ſich oftmals Grillen; rechnet mein Betragen dahin, und — ſchont der Mutter.

(Er küßt ſeiner Mutter die Hand, hebt die Hände betend gen Himmel, und geht ab).

Fürſtin. Ich bin ganz außer mir! Wie kömmt der Kardinal mit Euch in Verbindung?

Waldbruder. Setzen Sie Sich, Fürſtin, auf dieſen Stein. Ich habe keine Polſter. Der Weichlichkeit hab' ich entſagt, ſeitdem ich Spanien verließ. Ich hätte in den Wohnungen des heiligen Gerichts mein Leben wollüſtig hinſchweigen können, und dürfte hier nicht mit ſo ſchlechter Koſt mich behelfen, wenn ich den Himmel nicht zum Freunde haben wollte.

Fürſtin. Das iſt ſehr fromm gedacht. Doch löſt mir Euer Räthſel, denn ich begreif' es nicht.

Waldbruder. Und sollten Sie nicht wissen, daß der Kardinal und sein Gericht an alle Orte, wo nur Christen sind, geheime Forscher sendet, die das Leben derer, die ihm angehn, prüfen müssen? Er schreibt durch einen Freund von mir, der bey ihm ist: er wisse nicht, wie er es nehmen solle, daß eine seiner besten Freundinnen, und eine seiner eifrigsten Anhängerinnen, ein Land verlassen können, wo sie so sehr geschätzt worden — wie sie sich in ein anderes begeben können, wo man aus ihr unmöglich sich etwas machen kann. Er bittet Sie, die Gründe mir anzugeben, befiehlt mir, dann zu forschen, ob es die ächten sind. Er verlangt zu wissen, ob Ihr Gemahl derjenige, der Sie verleitet, ob irgend ein geheimer Umstand damit verbunden, daß Sie eben hier verweilen. Ich soll berichten, daß Ihre Gegenwart dort nöthig ist, daß Sie ja eilen möchten zu erscheinen, sonst möchte sich das heilige Gericht entschließen, wider Sie ein übles Vorurtheil zu fassen. Und wollen Sie nicht folgen, so soll ich die weitern Maaßregeln erwarten, die zu nehmen sind. Das ist mein Auftrag.

Fürstin. Habt Ihr schon berichtet? Ich wünschte nicht . . .

Waldbruder. Wie konnt' ich, ohne Sie zu fragen? Ich erwarte erſt Ihre Meynung...

Fürſtin. So berichtet dem Kardinal, daß ich ſo ſchnell als möglich reiſen werde; daß ich noch eben die eifrige Anhängerin des Glaubens ſey, die ich vordem geweſen; daß ich die Gründe Ihro Eminenz ſelbſt vorlegen würde; daß meine Rechtfertigung ihm ſicher gnügen würde.

Waldbruder. Wohl. Und was ſoll ich ihm von Ihrem Sohn und Ihrer Tochter, vom Ritter Wibert, und ſeiner Freundſchaft mit Ihrem Gatten melden? Wollen Sie die Ketzerin, die Schwiegertochter, verantworten?

Fürſtin. Ich will mich Euch entdecken. Ich habe einen Plan, der mir gelingen muß. Ich werde heimlich von hier reiſen, und meine Schwiegertochter mit mir nehmen. Ich führe ſie dem wahren Glauben zu. Der Kardinal muß ſich darüber freuen. Mein Sohn wird ſeine Frau nicht laſſen — Er folgt mir, und ich bringe alles in die ſchönſte Ordnung. Dabey wird niemand leiden, als der einz'ge Wibert. Er iſt ein alter Mann. Ihn wird das weiter nicht ſehr kümmern.

Waldbruder. Nicht kümmern, ihn, die einzige Freude seines Lebens geraubt zu sehn? O Fürstin! haben Sie der Menschlichkeit denn ganz entsagt, und liegt so wenig Ihnen daran, ob Sie vor aller Welt als eine Verachtungswerthe da stehn? Wollen Sie durch eine solche Handlung das Gute erwiedern, das Wibert Ihnen that? Nein, Fürstin, nein, auch ich bin Schuldner vom Ritter Wibert, und einen solchen Frevel kann ich an ihm gethan nicht dulden.

Fürstin. Frevel nennet Ihr, was ich zur Ehre Gottes, und der Religion zum Besten thun will? Frevel scheint Euch das zu seyn, was in meinen Augen das einzige Mittel ist, zu retten. Wenn, ohne durch eine solche Handlung mich beym Kardinal beliebt zu machen, ich wiederkehre, was werden wohl die Folgen seyn? Wie werd' ich meinen Mann, ob jenem Raube, an meinem eignen Sohne gethan, ob der Gefahr, in die er ihn gestürzt, zum Ablaß bringen, wenn ich nicht eine so edle That, als diese Ketzerin zum Glauben der ächten Kirche zu führen, dagegen setzen kann?

Waldbruder. Sie sind verblendet, Fürstin! Hören Sie die Folgen Ihres Unternehmens. Sie, die so oft den Grausamkeiten bey-

gewohnt; Sie, die in die geheimsten Intriguen des Gerichts der Inquisition gedrungen sind, Sie müssen doch wohl wissen, daß Ketzerin gewesen seyn, verdammt. Zwar, ich geb' es Ihnen zu, es bleibt ein Mittel übrig, Marien von dem Feuertode zu retten. Allein dieß Mittel läßt Marie sich nie gefallen, darauf verschwör' ich mich. Was Ihnen thulich und verzeihlich vorkömmt, Fürstin, das ist's deswegen nicht Andern. Ich selbst bin sehr bereit, Sie von der Sünde loszusprechen, die der Großinquisitor zu thun vielleicht Sie zwang, durch Mittel, die er nur zu tristig in seiner Gewalt hat. Gonzago hat Ihnen ja vergeben, und warum sollte es der Himmel nicht?

Fürstin. Was sprecht Ihr, Mann, und wessen beschuldiget Ihr mich? War mein Gemahl so unbesonnen, Euch Zweifel, die er hat, auch beyzubringen? Kann er seiner Gemahlin Ehre so ohne Rücksicht preisgeben? Ich war wohl eine große Thörin, daß ich dem traute, der den Mantel nach dem Winde hängen läßt, der jeder Mißhandlung sein Ohr leiht, um eine gedrängte Christin nur noch mehr zu drängen.

Waldbruder. Ereifern Sie Sich nicht. Sie irren, wenn Sie glauben, daß Ihr Gemahl unedel handeln könnte. Er ist der edelste, der beste Mann. Er hat noch nie ein Wort von Ihrer Untreue über seine Lippen kommen lassen. Er hat das, was er mehr als zu gewiß überzeugt ist, in sein Herz verschlossen.

Fürstin. Das sagte mir noch niemand ins Gesicht. (Sie springt auf) Zu meinem Unglück bin ich in dieses Land gerathen, wo man mich vernichten will. Laßt die Beschuldigungen keinen Menschen von Euren Lippen hören. Streut Ihr die Lügen aus, so räch' ich mich.

(will ab.)

Waldbruder (hält sie zurück). Nicht also, Fürstin! Wir sind noch lange nicht zu Ende. Was Ihre Schuld betrifft, so war ich gar zu gut von allem unterrichtet, als daß ich wider Wahrheit eine Kränkung Ihnen hätte machen sollen. Ich war zu der Zeit in des Kardinal Großinquisitors Diensten. Er war schon Greis, allein man nahm ihn immer noch für einen Mann in seinen besten Jahren, und seine Leidenschaften wollten noch sehr befriedigt seyn. Die Fürstin Gonzago zählte man zu den schönsten Frauen in

Madrid. Ich war einer von denen, die an jenem berühmten Abend Sie in den Palast des Kardinals begleiteten, und ich war der, der früh mit einem Hauptschlüssel ins Gemach Sr. Eminenz trat, um Ihnen, Fürstin, selbst zu sagen, daß Ihr Gemahl von Aranjuez auf dem Wege sey.

Fürstin. Gott im Himmel! Warum sink' ich nicht in die Erde für Scham . . .

Waldbruder. Und nun kein Wort mehr von dem allen! Ueber Ihren Gemahl würd' ich die Kränkung nicht bringen, ihm das unumstößlich gewiß zu machen, woran im Innern seines Herzens zu zweifeln, ihm Seligkeit ist. Und nun, verblendete, betrogne Fürstin! sagen Sie kein Wort mehr von der Heiligkeit des Mannes, welcher der Unschuld Frieden so gern stört — der seine Macht und seine Kirche anwendete, und noch anwendet, um alle Laster auszuüben. Wenn die des Jünglings und des Mannes von ihm gewichen sind, so fröhnt er denen, die Greise begehen. Stellen Sie seine Helfershelfer itzt an seine Stelle, und lassen Sie Marien als Ketzerin erscheinen. Einmal zweifle ich, daß Sie sie je bereden, ihres Vaters Meynungen zu verlassen, und dann erlangt sie sicher um keinen

andern Preiß, als den ihrer Unschuld, Vergebung für vergangne Ketzereyen. Und Ihren Sohn und Ihren Gatten opfern Sie ganz, denn beide sind zu heftig gegen Ihr Blutgericht in Spanien eingenommen, als daß sie zu den Grausamkeiten schwiegen, die ihnen selbst dann etwas näher angiengen. Zweifeln Sie keinen Augenblick, daß Sie die Ketzerin Marie, so wie Sie dort erscheinen, gleich in die Santa Casa liefern müssen, und wenn und wie Sie sie zurück erhalten werden, das ist dem Himmel nur bekannt. Trauen Sie ja nicht auf Zuneigung jener Menschen. Ihr Opfer selbst wird ihnen nicht schwer fallen. Ihr Grundsatz ist, es komme alles um, was unsre Heucheley entdecken kann. Und könnten Sie das nicht? Sind diese sorgsamen Erkundigungen nach Ihnen nicht Beweis davon, wie viel an Ihnen liegt?

Fürstin. So spricht ein Diener der Religion, der noch bis itzt im Dienste der Kirche sich befindet, und will nicht selbst ein Heuchler seyn? Nur wenn Ihr mir die Macht des Ablasses läugnet, stehn meine Sünden gegen die Eurigen größer da. Ihr schwuret doch der Kirche Treue, und Ihr seyd es, der ihr so schrecklich untreu

wird, der sie verläugnet, der die menschlichen Schwachheiten ihrer Heiligen entdeckt, anstatt daß er sie zu verbergen suchen sollte?

Waldbruder. Verbergen, was der ganzen Welt bekannt ist? Nur die Macht, die dieser Erde Fürsten ihnen zugestehn, macht, daß man sie nicht öffentlich verachtet. Die Ehrfurcht, die man ihnen beweist, ist nichts als Furcht. Man schüttelte das so despotische Joch so gern ab, wenn man nur könnte. Die Heiligen des Himmels sollten, denke ich, von allem geliebt seyn, was unterm Himmel ist. Sie sollten Ebenbilder der Gottheit seyn, und wären sie ja schwach, so sollten sie es doch weniger seyn, als andre Erdensöhne. So aber sind gerade sie die schwächsten. Nein, Fürstin! ich getraue mir, mich einen von den seltnen Dienern der Kirche zu nennen. Sie nannten mich beym Anfang unsrer Unterredung fromm, weil ich mich der Schwelgerey entzogen. Und warum nennen Sie denn jene auch fromm, die täglich sich in diesen Lüsten wälzen? Ich konnte das nicht mehr ertragen. Mir ekelte vor allen diesen Abscheulichkeiten. Ich wollte keinen Antheil länger daran haben. Die Sünde, Sie dem Kardinal mit zugeführt zu

haben, war eine meiner letzten. Ich schauderte vor dem Betruge Ihres Gatten. Ich ehrte diesen biedern, festen Mann, und freute mich, wie er mit Hülfe des ehrlichen Henriko Ihren Sohn dem augenscheinlichen Verderben seines guten Herzens entzog.

Fürstin. Und auch den Ketzer nennt Ihr gut? Ihn, der die Religion verspottet.

Waldbruder. Das that er nie. Er spottet nur der Menschen, die sie zu einem Gängelbande brauchen, um nach eignem Wohlgefallen ihre Brüder zu lenken. Wer hat Religion als der, der Gott in seinen Geschöpfen ehrt, und ihnen Gutes zu thun strebt? Hat sie der, der sie wie Wesen mordet, die er erschaffen kann? Er morde seine Hirngespinnste, Geschöpfe seiner Schöpferkunst, und raube nicht Leben, die er nicht zu geben fähig ist. O! es ist schändlich, ein so schönes Werk vernichten. Es ist betrügerisch, die Räder einer so erhabnen Maschine in ihrem Gange zu stören, und sich ein Spielwerk aus Martern denkender und fühlender Geschöpfe zu machen! O! es ist himmelschreyend, zu sagen, ich bin Gott am nächsten, und doch so weit von ihm entfernt zu seyn, daß auch der schlechteste Teufel

aus der Hölle ſich ſchämen würde, eine Parallele mit ſich ziehen zu laſſen! Den Chriſtum wollen ſie anbeten, der Duldung predigte, der da befahl zu leiden, zu verzeihen; und ſie verfolgen, ſengen, brennen, rauben und plündern. Sie bringen Menſchen um Vermögen, Ehre, Unſchuld, Leben. Sie ſind die böſen Engel, die der Himmel ausgeſpie'n, zehnfach — und wollen doch lebendig gen Himmel fahren.

Fürſtin. Welch eine Schilderung! Um aller Heil'gen willen, haltet ein! Ihr ſagt das alles, Pater, und dennoch bekennt Ihr Euch noch zu der Lehre?

Waldbruder. Iſt's denn die Lehre, die da ſündigt, oder ſind's die Menſchen, die ſie lehren? Sollt' ich der guten von Gott ſelbſt ausgeübten Lehre entſagen, weil die Heuchler ſie verhunzen? Sollt' ich ihr nicht von ganzem Herzen dienen? Glauben Sie, ich ſey umſonſt hieher gegangen, habe vergebens dem Kardinal die fernern Dienſte zugeſagt? Dort konnt' ich nicht viel Gutes ſtiften. Man hätte über lang oder kurz bey einer Handlung mich erwiſcht, wenn ich ſtatt ſchlecht ſie gut zu machen geſucht. Dann wäre ein unterird'ſches Loch und eine ewige Fin-

sterniß mein Lohn gewesen. Ich schlage Ihnen, Fürstin, meine Listen auf. Mehr als dreyhundert Menschen sind in diesem Lande durch mich gerettet, die der Pfaffen Heer zum Tode schon bestimmt. Man glaubte meinen Berichten mehr als jenen. Ich wußte alles mit dem Siegel der Verschwiegenheit, und mit der Hülle des Geheimnißvollen zu verbergen, und die Vertheidigungen wurden angenommen und befolgt. Ihr Mann, Ihr Sohn, Henriko, und Sie selbst, Madam, Sie wären längst Opfer, wenn ich nicht gewesen wäre.

Ich bekenne mich zu der Lehre Gottes, nicht zu der Lehre der Dominikaner. Thun Sie ein gleiches, und Sie sind zu retten. Die Lehre Gottes ist, daß wir den Nächsten lieben, nicht tödten sollen. Hören Sie dies letzte scharfe Wort von mir: Mord ist das einzige, was Ihr Gewissen noch nicht beschwert. Sie hüten sich dafür, sonst sterben Sie in Verzweiflung. Merken Sie sich das!

In meiner Hand, Madam, steht Ihrer aller Leben — und dann steht meins und aller übrigen in Ihrer. Ich werde Ihnen einen Aufsatz geben, nach welchem Sie genau sich richten müssen, sonst

ſind wir alle Opfer — blutige Opfer der Inquiſition. Sie morden uns dann alle.

Fürſtin. O Gott! Wie komm' ich aus dem Labyrinth?

Waldbruder. Gehen Sie ja nicht etwa den rechten Weg — nehmen Sie ja die Warnung, die ich Ihnen gab, für Schwärmerey — bemühen Sie ſich ja, dem Kardinal durch eine bekehrte Ketzerin zum frommen Manne zu machen — liefern Sie ja Ihren Sohn und Ihren Mann ans Feuer, und gehen Sie mit den ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſen in die Ewigkeit: — dann waſch' ich meine Hände in Unſchuld, ſegne meine Mörderin, und überlaſſe es dem Himmel, wenn er ſeine Donner, den Freveln Einhalt zu thun, auf jene Schauder ſchmettert. — Sie führ' ich itzt zu den Ihrigen zurück.

(Sie gehen beide ſtillſchweigend ab.)

Aranjuez.

Karlos Zimmer.

Karlos. Hernach Pater Innozenz.

Karlos.

Ja, Posa, deiner Leitung überlaß' ich mich. Ich habe sie besiegt, die wilde Leidenschaft, die in mir tobte. Ich habe sie in stummen Schmerz verwandelt, der aber ewig dauren wird. O selig der, der einen solchen Freund zur Seite hat! Ich werde dich verlassen — Mutter — muß dich verlassen, um nicht zum Mörder deiner und meiner Ruhe herabzusinken. Verzeihung! — ich beging ein schreckliches Verbrechen. Dich glaubt' ich fähig — doch ich mag ihn nicht mehr denken, den Gedanken, dich so tief herabgewürdigt zu haben. Den Schritt vermogte nur sinnlose Leidenschaft zu thun, und die war nie dein Theil. Ich konnte Pflichten von dir trennen, die dir so theuer sind? Ich konnte einer Königsseele unkönigliche Empfindungen beylegen?

Zwar weg mit Allem, was dem König angehört — Er ist ja König, und denkt so wenig königlich, daß neben einer Elisabeth er nach andern buhlen kann — Fort mit den königlichen Tugenden. Des Herzens Tugenden adeln dich — und dieses Herzens wegen muß die ganze Welt dich ehren.

Eboli! warum hast du nicht dieses Herz? Warum bedienst du dich nicht dieses Herzens, um deiner Denkungsart die edelste der Richtungen zu geben?

Sie stand schön da, und ihre Leidenschaft war glühend — und jedes Herz, das nicht Elisabeth ergeben, wäre vor ihrem Anblick, ihren süßen Bitten, vor ihrem wollüstigen Syrenenblick geschmolzen. So reich an Zaubertönen, so voll Glut, und doch voll Herzens und richtigen Gefühls sah ich noch keine des Geschlechts. Sie könnte einen Mann beglücken. Ich fühlte nichts für sie, allein, ich fühlte für ihr Geschick, weil Rui Gomez nicht der Mann ist, um ein so feuriges entschloßnes Mädchen zu beglücken. Das leitete sie irre.

Wie leid mir's thut, daß sie mich hassen muß! Ich hätte ihren Himmel ihr nicht lassen können.

In Hölle mußte ich ihn einmal wandeln, allein die Hölle wäre schrecklicher gewesen, hätt' ich die schwache Stunde benutzt. Wie würd' ich itzt so von mir selbst geschändet dastehen — wenn ich Mißbrauch da geübt, wo Liebe reine volle Unschuld zum Wahnsinn aufgereizt! — Nein — es ist so besser — Gewiß hätt' ich den stillen Beyfall Elisabeths, wenn ihrem Herzen der Vorfall ahnden könnte.

Innozenz (tritt ein.) Verzeihung, Prinz, daß ich unangemeldet erscheine.

Karlos. Mein lieber Pater Innozenz, ich läugne nicht, daß Eures gleichen ich sonst ungern in mein Zimmer treten sehe. Doch Ihr, von dem Elisabeth so viel Gutes behauptet, Ihr seyd mir willkommen.

Innozenz. Auch, mein Prinz, erschein' ich vor Ihnen nicht, um, gleich gewöhnlichen Beichtvätern, von regierenden Personen zu forschen — ich habe Sie zu warnen.

Karlos. Was ist's? An Eurer Warnung liegt mir etwas. Ich glaub' an sie, und ein Prinz von Spanien hat immer viele Feinde. Wer

ſielt mir nach? Was glaubt man, was an mir zu unterdrücken wäre?

Innozenz. Sie ſtehen in genauer Freundſchaft mit dem Markis Poſa. Ich bin des guten Markis wegen in Angſt. Das heilige Gericht bekümmert ſich bereits genau um ihn, man wollte von mir wiſſen, was die Königin mit ihm geſprochen. Ich bin kein Horcher, aber man kann ſeinen Ohren das Hören nicht verbieten, und ich vernahm aus einer Unterredung, die zwiſchen Alba und Domingo vorfiel, Sie und den Markis Poſa nennen, und hörte auch das Wort Komplot.

Karlos (geht nachdenkend auf den Pater zu, und nimmt ihn bey der Hand) Ich halte Euch für ehrlich, Pater Innozenz, denn ſeyd Ihr ein Spion, ſo bin ich itzt verloren. Eure Nachricht hat mich erſchreckt. Ich weiß, bey Eurem heiligen Gericht iſt das Erſchrecken eins der verdammlichſten Verbrechen.

Innozenz. Prinz! Wären Sie an König Philipps Stelle, wie wohl wär es dem Lande!

Karlos. Das iſt genug. Ich habe einen Freund in Euch. Seyd auf Eurer Hut, wenn

Ihr mir dienen wollt. Jeder Schritt, der unternommen wird, sey für Euch wichtig.

Innozenz. Den Prior des Karthäuserklosters und die Aebtissin Reutha hat man auch im Verdacht.

Karlos. Man sieht wohl, daß die Herren der Inquisition aufs Spüren sich verstehen müssen. Es ist sehr weit gekommen, Pater Innozenz. Doch Dinge, die vorgehen, kann man nicht wissen, denn keiner meiner Vertrauten ist in ihrem Sold. Und wäre für den Markis Posa mir nicht bange, ich kümmerte mich weiter nicht darum. Allein die heiligen Herren thun oft mehr, um weniger zu thun zu haben. Ihre Hinterlist setzt immer mich in Furcht, je kleiner ich ihren Muth kenne.

Innozenz. Deswegen, leider, warnte ich Sie, Prinz! Daß für mich bald gesorgt seyn wird, seh' ich im Geiste vorher. Ich werde mein Amt bey der Königin aufgeben, und einen gewesenen Beichtvater läßt man nicht gern in freyer Luft sich sonnen.

Karlos. Ich werde für Euch sorgen, Pater Innozenz. Noch eins. Nehmt doch die Laube

am Karthäuser-Garten von außen ein wenig wahr. Geht itzt, daß man uns nicht beysammen sieht.

(Pater Innozenz geht ab.)

Die gute Seele werde ich nach Flandern bringen.

Aranjuez.

Palast des Fürsten Gonzago.

Philipp. Prinzessin Eboli

(aus einem Kabinet tretend.)

Philipp.

Die Fürstin Eboli hat ihren König reichlich dafür belohnt, daß sie ihn erst so spät beglückte. Doch was den Kampf, ehe sie sich ergab, zuwege gebracht, und was ihn endigte, davon muß sie mich unterhalten, wenn sie sich mir verbinden will. Daß Widerwille da war, zeigen die ersten Schritte; daß nicht blos Unterwerfung den vernichtete, zeigt ihr itziges Betragen. Ich liebe Offenherzigkeit, und zürne nicht, daß auch Monarchen dem Eigensinne des weiblichen Geschlechts oft unterliegen müssen.

Eboli (vor sich.) Die Stunde meiner Rache ist gekommen! (laut zu des Königs Füßen.) Monarch, der itzt mir theurer ist, als selbst mein Leben, und

den zu kennen und zu lieben, ich erst in ein sehr schwarzes Geheimniß schauen mußte, hier lieg' ich bereit, das Innerste des Herzens Ihnen zu öffnen. Ob Sie mich als Verbrecherin bestrafen, ob Sie mich als Geliebte behandeln wollen, überlaß' ich Ihrer Gnade blos. Daß Sie den Fehler, einen Andern mehr zu lieben, als Ew. Majestät, mir übersehen werden, hoff' ich; daß Sie die schnelle Reue, die der Erkenntniß folgte, nicht übersehen werden, erwart' ich von Ihrer Gerechtigkeit. Was ich dem Könige entdecken muß, das kann nur die Erzählung meiner Schwäche entschuldigen. Erhalt' ich die Erlaubniß, so . . .

Philipp. Stehen Sie auf. Sie bedürfen der strengen Ehrfurcht nicht, die man mir als Monarchen schuldig ist. Was Sie da mit so schreckenvollen Vorbereitungen mir zu sagen haben, wird sich auf diesem Sofa an meiner Seite weit bequemer vortragen lassen. Ich sichre Ihnen zum voraus Vergebung zu, und wüßte nicht, was Eboli nach dem so eben mir bewiesenen zu sagen haben könnte, das ihr nicht zu vergeben wäre.

Eboli. Ich liebte, ehe ich mich Ihnen schenkte — den Prinzen Karlos. —

Philipp. Das war ich überzeugt. Kein Andrer als Philipps Sohn wäre fähig gewesen, dem Vater in den Weg zu kommen. Und eben, warum Karlos nicht mit dem Glück belohnt wurde, das mir gefallen, bin ich begierig zu wissen. Um die Krone kann der Sohn nur unerhört bey seines Vaters Leben buhlen. Um Mädchen steht es ihm mit manchem Vorzug frey. Ich dächte seine Blicke auf Sie auch feuriger bemerkt zu haben, als ich sie wünschte, und daß er sich im Tanze von Elisabeth zu Ihnen hin verlor, war wohl so merklich, daß ich meinen Nebenbuhler nicht verfehlen konnte.

Eboli. So dacht' ich auch — Daß ich so ernstlich dachte, Ew. Majestät, davon sey Ihnen Bürge, was ich itzt entdecke. Ich glaubte mich geliebt. Ich schwamm in Wonne, ich nannte seinen Namen nicht, ohne daß mein Herz sich hoch gehoben. Ich war verloren, dacht' ich nur an ihn. Ich wollte verloren seyn — wollte mich ihm hingeben. Es war beschlossen, die Liebe sollte ihr Opfer haben. Ich wollte seines Herzens mich Meisterin machen, an mich es reißen, ehe eine Hand es raubte.

Ich that den starken Schritt, ihn zu mir einzuladen. Ich wollte ein geheimes Kabinet in

Ew. Majeſtät Palaſt der Liebe weihen. Ich wollte ganz Natur mich ihm darſtellen, ſo liebend wie noch keine Göttin es that, mich in den Arm der Liebe werfen.

Philipp. Reizende Beſchreibung! Und er erſchien nicht?

Eboli. Ja, König, er erſchien — verlegen — anfangs ſtumm — ich hielt dem blöden Jüngling das zu gute. Ich ſahe die erſte zärtliche Verwirrung des Herzens in den Augen. Ich war zu heiß, um ihn nicht aufzumuntern. Ich wand und drehte mich — ich ſagte ihm ſogar — daß die Majeſtät des Vaters das Opfer nicht von mir erhalten können, das ich der Liebe bringen könnte.

Philipp (ernſt.) Das ſagten Sie? — Sie ſetzten meinen Namen auf ein ſolches Spiel?

Eboli. Verzeihung, Ew. Majeſtät; ich ſollte ja offenherzig ſeyn —

Philipp. Gut, ich vergebe ſchon. Nur weiter, weiter; denn, beym Himmel! wenn er da widerſtanden, ſo müſſen ganz beſondre Dinge folgen —

Eboli. Er ſchien in meine Liebesſchmerzen einzuſtimmen. Ich hatte ihn noch nicht genannt.

Er schien mein Herz, mein Feuer, meine Leidenschaften zu bewundern, er fand mich einzig in ganz Spanien. Er hielt mich jeder — jeder Liebe werth — entdeckte mir zuletzt, er liebte —

Philipp. Er liebte? — liebte? weiter, weiter! Prinzessin! Sie erzählen zum Erstaunen langsam — Er . . .

Eboli. Liebte — könnt' ich länger schweigen — Ich jammerte, daß das Geständniß so viel Ueberwindung ihm gekostet — ich wollte mich in seine Arme werfen — Er trat zurück — Gott! wie war ich vernichtet! Ich war nicht die Geliebte — eine Andre — Wir standen beide sprachlos —

Philipp. Und welche — welche war es — Doch schneller, Prinzessin — mit wie viel Millionen soll ich das Wort aus Ihrem Munde drängen? — Er liebte — welche — nun — soll ich befehlen?

Eboli. Er nannte keine — Er hatte Schlüssel aber und Billet aus eines Pagen Händen angenommen, den ich ihm sandte. Er hatte sich das Zimmer im Pavillon der Königin so gut gemerkt.

Philipp (der wild aufſpringt.) Sie nannten eine Königin. Sie meynten — welche Königin? —

Eboli. Wenn Ew. Majeſtät ſo raſch ſind, wie will ich zu Ende kommen!

Philipp. Noch nicht zu Ende? Und was Sie zu ſagen haben, noch wichtiger als was Sie geſagt? So gerathe ich bald in die Verſuchung, ganz gelaſſen zu bleiben, bis Sie auserzählt. Was dem, das Sie geſagt, noch in der Ordnung folgen kann, das iſt bey Gott für König Philipp nicht.

Eboli. Monarch! ich will aufhören, ich will den ſchrecklichſten Entſchluß ergreifen, von Ihren Augen, Ihrer Liebe mich zu verbannen. Ich ſehe, ich bin Unglücksſtifterin, und doch verbindet mein Gewiſſen mich, zu reden.

Philipp. Wer mir geſagt hätte, ich würde heute mit der Fürſtin Eboli in dieſen Ton verfallen, der hätte meine Ungnade, und wär's Domingo, der glückliche Bote geweſen, davon getragen. Ich bin in der That unſchlüßig, ob ich dieſe Erzählung ferner hören, oder der Erzählerin mit der ausdrücklichen Bedingung vergeben ſoll,

daß die gesagten Worte, als nicht gesagt, vertilget werden.

Eboli. Und setzen Ew. Majestät noch etwas gräßlicheres als den Feuertod auf dieser Bedingung Nichterfüllung, und ich erfülle sie doch nicht. Was bewiesen werden kann, darf nicht verschwiegen werden.

Philipp. Beweise, Fürstin, hätten Sie? Sie treiben's weit. Sie verstehen der Liebe süßeste Befriedigungen, und doch so siedend auch den Schmerz der Seele einzuimpfen. Sie haben alle Eigenschaften, verwirrt zu machen. Sie verbinden das Locken der Syrenen mit ihren mörderischen Klauen. Doch wissen Sie, wenn jenes Sie beliebt zu machen reicht, so ist dies völlig fähig, Haß auf Sie zu verpflanzen. Und können die Beweise, die Sie mir bringen, des Königs Arm nicht mit so voller Gerechtigkeit waffnen, daß er gegen Sie entwaffnet bleiben muß, so fallen Sie, sein erstes Opfer.

Eboli. Ich bloße meine Brust dem Stahl. Ich habe viel verbrochen, allein man unternahm viel gegen mich. So hören Sie mich aus. Die so verschmähte Liebe eines Mädchens flammte sie zur Rache. Der Prinz verließ mich nicht mitleidig.

dig. Es waren Zeichen der Verachtung, die er mir hinwarf. Mein Werth kämpfte lange mit dem Unglauben, daß er so tief gefallen. Er überzeugte sich knirschend von seinem Unwerth.

Ich wußte in mir nun gewiß, daß Elisabeth der Gegenstand von Karlos Liebe sey. Die Liebe hatte es verschmäht, das einige große Opfer, das ich ihr zu bringen hatte. Dem Stolze und der Rache konnt' ich mich noch weihen. Noch schien sich Widerwillen gegen Laster in mir zu regen. Ich läugne nicht, daß Ew. Majestät so tugendscheinend stralende Königin an jenem Widerstreben gegen Sie viel Antheil hatte. Ich liebte diese Königin als wie mein Leben. Ich hätte dieser Heiligen, die mich so oft zur Tugend mahnte, nicht in die Augen sehen können, wäre gegen sie ich Sünderin gewesen. Itzt war das Alles aus. Die Heilige liebte selbst. Der Engel ließ zur Sünde sich herab, und heuchelte doch Tugend.

Philipp. Sie würden meine Geduld erschöpfen, könnt' ich's glauben, daß Sie Beweise hätten.

Eboli. Das sahe ich vorher. (Sie zieht Karlos Gemälde aus der Tasche.) Hier einer, der für

König Philipp nicht schwach seyn kann. Wenn man den Mann nicht haben kann, so weidet man sich am Bilde. (sie giebt es dem König, der es mit halb verbißner Wuth betrachtet) Wie schön und goldgelockt er hingeworfen ist! so, daß man das Original bey einer starken Gabe der Einbildungskraft wohl eine Zeitlang entbehren könnte. Wär' es mein gewesen, als ich den Schlüssel und die Einladung in den Pavillon der Königin ihm sandte, ich hätte sicher erst den ganzen Genuß des Bildes mitgenommen. Mit Dingen der Art muß man geizen, deswegen hatte es Elisabeth sorgfältig auch in der Chatulle verwahrt, wo zwischen Diamant und Perlen es wie ein schöner Kiesel aus dem Staube mir entgegen leuchtete. Ich mußte, Ew. Majestät, ich mußt' es küssen. Ob das Elisabeth nicht tausendmal gethan, da Sympathie ihr Gegenliebe zusicherte? Und welche Gedanken wohl beym Blick auf dieses Bild in Dämmerung und Mondenschein, beym Schlafengehen in ihr wach geworden! Ich nelde sie, wenn ich mir alles denke — In der Chatulle —

Philipp (der indessen in tiefen Gedanken geblieben,) Der Königin? Das ist nicht wahr! Wie wären

Sie dazu gekommen? Das Laster pflegen Königinnen zu verschließen.

Eboli. O, Ew. Majestät, ich brach sie auf. Das Heiligste war mir itzt nicht zu heilig. (Sie zieht einige Briefe hervor) Und diese Briefe von dem Prinzen lagen auch daneben.

Philipp. Genug! Ich muß Sie itzt verlassen. Was ich beschließen werde, sollen Sie erfahren. Sie haben strafbare Eingriffe in die Rechte einer Königin von Spanien gethan. Erweckte Rache kann zwar sehr entschuldigen. Allein, begnadigen kann nur meine Liebe. Nur gestern Abend die Entdeckung, und Sie waren, bey allen Ihren Reizen, ein Kind des Todes. Davon befrey' ich Sie. — Was übrigens ich über Sie beschließen werde, das soll man Ihnen melden.

Eboli. Nur eine Bitte, Ew. Majestät. Erkennen Sie mich strafbar, so kündigen Sie mir selbst es an.

Philipp. Ich werde sehen. Sie bedienen die Königin indessen nach wie vor.

(ab.)

Eboli. Es ist vollbracht. Er ist geworfen, der tödtliche Wurf. Ich liebe diesen Karlos nicht

mehr — nicht mehr dieſe Eliſabeth. Meine Plane fliegen itzt ſo hoch, daß Beide mir im Wege ſind. Ich kann ſie Beide mit kaltem Blute ſterben ſehen. Und einen König zu verrathen, ſein Bette zu beflecken, und eine unnennbare Liebe zu zerſtören, ſind Dinge, die der Menſchlichkeit Gefühle ſtocken machen. Die meinigen ſind Eis geworden. Mitleiden mögen ſie bey den Todten ſuchen.

(ab)

Aranjuez.

Karlos Zimmer.

Prinz Karlos. Posa.

Posa.

Der König war in Madrid. Man erwartet ihn alle Augenblicke. Ich komme auf einen Sprung zu Dir, mein Theurer. Der heutige Tag entscheidet alles. Das Eine oder das Andere muß sich glücklich enden. Ich hoffe, Karlos zittert nicht, wo es darauf ankömmt, Blutvergießen zu zerstören. Die Einladung von Dir hat mich von Deinem Eifer überzeugt. Wolltest Du mehr als diese Nachricht?

Karlos. Rodrigo! Mehr. Ich ließ Dich rufen, um Dich zu einem Versprechen zu bereden. Zu bereden? Nein, Rodrigo, es von Dir zu verlangen — mit dem schärfsten Ernst es zu verlangen. Du darfst es mir beym Opfer unsrer Freundschaft nicht abschlagen. Bey der Gewiß-

heit meines Entschlusses, bey der Freyheit Flanderns, beym Blute aller derer, die zu retten ich gedenke, bitt' ich Dich um diese Gunst.

Posa. Wie kömmst Du mir vor, Karlos? Dein Blut nährt Fantasien. Du weißt ja selbst, daß ich nichts unterlassen werde, was gut ist, und mein Karlos wird mir nichts zumuthen, was böse ist.

Karlos. Doch giebt es Fälle, wo wir etwas anders glauben, als es ist. Es könnte solch ein Fall bey Dir seyn, und ich will mich sicher setzen, daß mein Unternehmen nicht im Werden scheitert. Es könnte Böswichter geben, die den ersten Schritt mich schnell bereuen, und mich unfähig machten, den zweyten nachzuthun. Versprich mir also bey der Freundschaft, die unter uns so heilig ist, daß Du meiner Bitte nichts entgegensetzen — sie ohne Widerrede erfüllen willst.

Posa. Erfüllen will ich sie. Den Gründen aber, die ich dagegen haben könnte, kann ich das Lautwerden nicht verbieten, besonders, da die Wege, die Du brauchst, mich zu bereden, etwas Großes verrathen, und das Große zwar sich be-

willigen läßt, doch aber auch männliche Ueberlegung von Deiner Seite fordert.

Karlos. Gut! Du verſprichſt mir, mich nach Flandern zu begleiten.

Poſa. Verſprochen hab' ich Dir's. Allein, die Gründe mögt' ich wiſſen, oder ſoll ich Dir die meinigen erſt nennen, um es nicht zu thun — die meinigen, die mich hier faſt gefangen halten?

Karlos. Sprich aus, Rodrigo, ich will Dich nicht unterbrechen.

Poſa. Du magſt mit oder ohne Philipps Bewilligung gehen, ſo wie Du Flandern nur betrittſt, bedarfſt Du bey ihm eines Fürſprechers, ſonſt biſt Du gleich aus ſeinem Vaterherzen verbannt, ſonſt betrachtet er Dich als einen Aufwiegler gegen ihn, und Du biſt ganz verloren. Bis auf mich ſind Alle, die ihn umgeben, feige Schmeichler, Alle kümmert's nichts, ob Menſchenblut vergoſſen werde, oder nicht; wenn ſie nur ſtehen bleiben, wo ſie ſtehen. Keiner iſt, der nur ein Wort für Dich zum Könige reden würde, keiner, der für die armen Flandrer ſpräche. Alle werden dem Grimme auszuweichen, ihn vermehren. Sein Alba wird Befehl erhalten, nichts zu ſchonen, nicht Dich. Meine Macht über Philipp

ruht blos in der immerwährenden Anhänglichkeit an die guten Seiten, die er mich sehen lassen. Werden diese einmal versäumt, so ist der alte Philipp wieder da, so geben Domingo und der Kardinal den Ton an, und er folgt den höllischen Anschlägen, die sie brüten.

Karlos. Und die sie schon gebrütet haben. Rodrigo! alles was Du mir gesagt, wenn Du mit mir hinwegziehst, muß ich als Wahrheit anerkennen. Allein, als Wahrheit bleibt's dasselbe wenn Du bleibst, verändert sich in nichts und Philipp wird dennoch der Alte. Die Wolke, die Du über seine Denkungsart gezogen — verschwindet.

Posa. Und traust Du mir nicht zu, daß ich das angefangne Werk vollenden könne? nicht, daß ich Philippen wachsam genug zu hüten fähig bin, da ich ihn zu bekehren gewußt?

Karlos. Das alles, wenn Du lebst. Allein, verstehst Du, Dich vor ihrem Banditengeist, vor ihrem Schießgewehr, und Dolchen und Giften allen fest zu machen? Kannst Du unsterblich seyn — oder wieder auferstehen, wenn Dich ein Schurke um Dein Leben betrügt?

Posa. Laß das, mein theurer Karlos. Die Vorsicht wacht — und Gott lebt auch für Flandern.

Karlos. Er selbst will kein Wunder um meinet- und um Deinetwillen thun. Laß das der Geistlichkeit in Spanien über. Sie sind die Wundermänner. Sie werden Dich ohne Zauberey von dieser Welt befördern, und wisse nur, sie sind bereits auf Deiner Spur. Sie stellen unsre Namen schon beysammen, und nennen sie Komplot. Sie wissen von dem Prior und der Aebtissin Reutha zu reden.

Posa. Das kannst Du nur im Traume gehört haben — Du hast fantasirt, Karlos.

Karlos. Ja, fantasirt mit dem leibhaften Pater Innozenz, dem man Geheimnisse der Königin ablocken wollte, der den Beichtiger nimmer wieder machen darf, und der mich freundschaftlich gewarnt. Rodrigo! wirst Du noch Dich nicht entschließen?

Posa. Ja, wenn der König die Bewilligung abschlägt, so geh' ich gleich mit Dir; willigt er, so folge ich Dir in wenig Tagen. Die Hörner schallen. Der König ist gekommen. Itzt

geh' ich zu ihm, und bis morgen Abend sind sechsunddreyßig Stunden, Karlos.

(Er umarmt ihn, und geht ab.)

Karlos. Er muß mit mir, der König willige, oder nicht. Ich lasse ihn nicht in den Händen dieser Barbaren. Sie tödten ihn mit ihrem Hauch. Nein! dazu soll die Vorsicht Dich nicht bestimmt haben.

(ab.)

Aranjuez.

Königliches Vorzimmer.

Domingo. Herzog Alba.
Hernach Graf Lerma.

Alba.

Nun, Ihre Nachrichten von dem Markis, Domingo?

Domingo. Vor morgen Abend, Herzog, kann ich Ihnen nichts berichten. Ich erfuhr verschiedenes, das sich im Vorzimmer nicht gut sagen läßt. Bis morgen Abend können Sie völlig ruhig seyn, da geb' ich Ihnen den Markis Posa ganz in Ihre Hände. Wo nicht, so heißen Sie mich einen Dummkopf.

Alba. Das ist etwas: doch bitt' ich zu bedenken, daß von Morgen bis zu meiner Reise nur zweymal vierundzwanzig Stunden sind. Ich fordre jedes Unglück, das entsteht, von den Hän-

den der heiligen Hermandad. Hätten Sie ihn nicht übernommen, Domingo — wer weiß . . .

Domingo. Ganz ruhig, Herzog! Ich höre den König. Er ist durchs Kabinet in seine Zimmer gegangen. Haben Sie etwas von ihm zu bitten, so gehn Sie itzt — er ist gewiß bey Laune; er kommt aus dem Gonzagischen Palast, wo es ihm wohl ging. Solche Stunden pflegt er auch Andern froh zu machen.

Alba. Ich verlange nichts von ihm, als diesen Posa von sich zu entfernen. Er wird sich hier nicht sehen lassen, und so entfern' ich mich.

(ab.)

Graf Lerma (tritt aus des Königs Zimmer.) War der Markis Posa nicht hier? Ihro Majestät verlangen ihn zu sprechen. Gehn Sie doch indessen, daß ich ihn rufe, zum Könige.

(ab.)

Zimmer des Königs.

Philipp. Domingo (tritt gleich ein.)

Philipp.

Ein freundliches Geſicht kann ich unmöglich machen.

Domingo. Ich freue mich, Ew. Majeſtät wieder glücklich in Aranjuez zu ſehn.

Philipp. Ich danke Euch, Domingo, für Eure Freude, und für dieſe Nacht. Sie hat indeſſen etwas viel gekoſtet, denn ich befinde mich nicht wohl. Ich glaubte heiterer zurückzukehren.

Domingo. Doch nicht unzufrieden, Ew. Majeſtät? Die Fürſtin . . .

Philipp. Hat mich außerordentlich entzückt; und doch wollt' ich, daß ich ſie nicht geſehen. Ich ſtand ſo heiter auf, Domingo, war ſo zufrieden mit der Liebe dieſer Eboli, und ein Geſpräch mit ihr hat mich ganz umgeſtimmt. Zufälle kann ich nie Unſchuldigen entgelten laſſen. Aus dieſem

Grunde schon' ich Euch, sonst ist meine Laune heute fürchterlich, und Ihr thut wohl, wenn Ihr den Dank auf einen andern Tag absordert.

Domingo. Und meine Bitte muß doch heraus, denn sie betrifft mich nicht. Sie dient, jedoch nur alles als Geheimniß, zu Ew. Majestät selbsteignem Besten.

Philipp. Zu meinem Besten? Nun, dazu muß man ja wohl aufgelegt seyn. Erinnert Euch noch einmal meiner Laune, denn sollte diese Bitte nicht zu meinem Besten seyn, so . . .

Domingo. So verweisen Sie mich übermorgen aus Ihren Reichen. Ich bitte Ew. Majestät, dem Prinzen Karlos die Einwilligung zu einer Reise nicht zu geben.

Philipp. Dem Prinzen Karlos? Warum nennt man mir den Namen itzt in meiner Laune? Den Namen, der unmöglich meinem Ohre Wohlklang seyn kann? Der ihn trägt, erbt der nicht meine Krone? Ihr müßt Bewegungsgründe haben. Her mit ihnen.

Domingo. Und sollten Ew. Majestät mich gleich verweisen — vor morgen Abend nicht —

Philipp. Verwegner! Hab' ich zu befehlen — oder iſt mein Wort nur hohle Luft?

Domingo. Ich unterwerfe mich dem Tode, wenn ich unrecht handle.

Philipp. Der ſoll Dir werden, wenn Du mich hintergehen kannſt. Ich ſetze Dir, doch mache Dich auf Gründe gefaßt, die ſchlechterdings ich nicht verwerfen kann — ſonſt zittre. Man ſtößt ein Meſſer nach dem andern mir ins Herz. Man weidet ſich an meinen Qualen. Kann denn des Unglücks ſchaudervolle Hand nicht einmal Könige verſchonen? Muß ich zu gleicher Zeit für Thron und Gattin zittern? Geht! Ich will den Markis ſprechen. Doch hütet Euch, ein Wort von dem zu ſprechen, was Ihr gehört.

(Domingo ab.)

Ja, ich will ihm meine ſchreckliche Vermuthung enthüllen. Er ſoll den Vater und den Mann bedauern.

Vorzimmer.

Der König. Hernach Lerma und Posa.

Philipp.

Der Markis noch nicht da? Das ist eine fürchterliche Pause in meinem Leben. Mich wundert's nur, daß sich mein Blut noch in den Adern rollen kann — daß es nicht ob dem Unerwarteten, was einem Könige begegnet — stockt! Monarch der halben Welt! Du solltest mit einer That beschließen, die kaum vielleicht erhört ist; der Gattin und des Sohnes Blut! — Nein! weg mit dem Gedanken —

(Lerma tritt mit Posa ein.)

Sie sind mir dasmal lange ausgeblieben. (Zu Lerma) Ich will allein seyn. (Lerma ab.)

Posa. Verzeihen Ew. Majestät, daß ich so spät erscheine. Die Königin hielt mich im Palast auf, sie war sehr besorgt, daß Ew. Majestät ein Unfall nach Madrid gebracht. Ich war zuerst so glücklich, Ihre Wiederkunft zu melden,

melden, und unbefangne Freude blitzte aus den Augen —

Philipp. Der Scheinheiligen. Verſtellung, Poſa, Heucheley! O wie bin ich betrogen!

Poſa. Wie! Hab' ich recht gehört? Waren das Worte Philipps gegen Eliſabeth?

Philipp. Daß ich ſie nicht zu ſprechen nöthig hätte! Mein Sohn und meine Gattin —

Poſa (wirft ſich vor ihm nieder.) Monarch! Zu Ihren Füßen flehe ich — verlaſſen Sie den ſchwarzen Argwohn. Nein! Es iſt nicht möglich — kann nicht ſeyn. Man lügt. Man iſt des Lügens an dieſem Hofe ſchon gewohnt. Man beneidet den, der ruhig lebt. Sehn Ew. Majeſtät das Beyſpiel nicht an mir? Kaum hat mich Alba Ihnen vorgeſtellt, ſo fordert er — er ſelbſt von Ihnen mich zurück. Was um der Fürſten Thronen ſteht, iſt keinen einzigen Augenblick vor dem Zahn des Leumunds ſicher.

Philipp. (Zeigt ihm Karlos Bild.) Sie kennen dies Portrait? Es ſey Ihnen genug, daß man es bey der Königin gefunden. Man findet bey Philipps Frau das Bildniß ſeines Sohnes. Das fordert Rache, Poſa.

Posa. Wenn Ew. Majestät erlauben, so hätte dieses Bild wohl noch von jenen Zeiten her der Königin Eigenthum seyn können, da Karlos ihr bestimmt war.

Philipp. Sie haben Recht! Das ist ein möglicher — sehr möglicher Fall. Allein, selbst in dem Falle hätte Elisabeth das Bild ihm wiedergeben sollen — oder wenn sie lieber wollte, es vernichten. Es ziemt für Königinnen sich nicht, dem Gatten Anlaß zu solchen Aufwallungen von Eifersucht zu geben. Es ziemt der Mutter nicht, den Vater und den Sohn entzweyen zu wollen, ziemt ihr nicht, die Briefe des Sohns anzunehmen, und in ihrer Schatulle zu verwahren —

Posa. Briefe von Karlos an die Königin?

Philipp. Und zärtliche. Voll Feuer und voll Liebe — voll Hofnung, wie ein unbesonnener Jüngling sie zu schreiben pflegt. Sie sehen, Posa, ich bin kalt. Das fordert aber doch wohl Rache?

Posa. Vorher aber doch Ueberlegung. Ich wenigstens, ich habe das Vertrauen zu dem Monarchen Spaniens, daß er sich nicht von Uebereilung wird regieren lassen.

Philipp. Nicht das, Markis. Doch find' ich Ueberlegung so schädlich fast als Uebereilung. Wenn der König mit dem Vater und Gatten rechten wollte, verlöre er gewiß.

Posa. Die kämen also beiderseits nicht in Betrachtung? — gar nicht?

Philipp. In diesem Falle nicht. Denn wenn dem Könige das nicht einmal unverletzlich bleiben soll, was wär' ihm seine Macht? Was seine Würde, seine Majestät?

Posa. Allein, wenn Sohn und Gattin unschuldig wären? Wie dann?

Philipp. Dann, dann — welch eine Antwort können Sie auch von mir begehren? Die Unschuld ist doch wohl nicht zu erweisen. Doch angenommen das, so haben sie den Schaden ihrer Unvorsichtigkeit zu danken. Das mußten sie doch wohl bedenken, daß mit der Majestät kein Spiel ist, und daß aus Scherz der Sohn an seine Mutter nicht Liebesbriefe schreiben kann und darf.

Posa. Ich finde mich in diesen Handel nicht — Auf Unschuld, König, lasse ich mein Leben.

Philipp. Sie wollen mich beruhigen. Verwechseln Sie mich aber nicht mit dem gemeinen Haufen, der betrogen werden darf, wenn er es

nur nicht weiß. Vertauschen Sie mich auch nicht mit denen, die, um nur aus dem Verdacht zu kommen, das erste Blendwerk für die Wahrheit nehmen. Scheingründe faß' ich nicht, wenn ich mich ja entschließen sollte, noch welche anzuhören.

Sie könnten mich vielleicht dazu bewegen. Dann aber müßt' es Beide völlig von der Schuld befreyen, was Sie zu ihrer Vertheidigung beyzubringen hätten. Die Ehre eines Königs will nicht halb bewiesen seyn. In dem Falle thut er lieber zu viel, als wie zu wenig. Beider Tod bestraft ein Verbrechen, das Beider zweifelhafte Lossprechung noch immer als geschehen darstellt, wann es auch wirklich nicht geschehen wäre. Sie haben für die Menschen zu meinem Herzen gesprochen, Markis; sind aber dies Beweise für die Menschen?

Posa. Nein, wahrlich nicht — und doch nicht in der Art, wie Ew. Majestät die Auslegung davon machen. Es zeugt nur wider die, gegen welche ich selbst eifere. Es zeugt nur wider die Verläumder der Majestät der Königin —

Philipp. Bald könnte ich Ihnen Recht geben, Posa. Daß einem Könige dergleichen begegnen kann, das ließe sich verschmerzen. Al-

lein, wenn er's nicht ſelbſt entdeckt, daß man es wagt, es ihm zu entdecken, das iſt etwas, was den Glauben faſt übertrifft. Wenn dieſe Beweiſe nicht in meinen Händen wären —

Poſa. Die Beweiſe — beweiſen nichts. Wer ſteht denn für die Aechtheit der Briefe? Laſſen Ew. Majeſtät die Hand mich ſehen — ich will forſchen, ob vielleicht einige Züge nicht ſein.

Philipp. Daraus, Markis, wird nichts. Ich kenne die Hand zu gut. Und überdem läßt man auch ſeinen beſten Freunde die Briefe eines Dritten an die Frau nicht gern leſen. Es iſt mir ſchon empfindlich genug, daß ſie das Auge ſah, das ſie der Königin entwendete.

Poſa. Entwendete? Entwendete Beweiſe müſſen einem Monarchen ſehr kritiſch ſcheinen, ſehr verdächtig ſeyn. Sie fordern wenigſtens doch Unterſuchung. Laſſen Ew. Majeſtät noch einmal mich zu Ihrem Herzen reden — noch einmal laſſen Sie mich Ihre Seele offen finden. Wenn niemand Ihr Vertrauen in einer ſo wichtigen Sache verdient, ſo ſchenken Sie es ſich ſelbſt. Der Vater und Gatte möge mit dem Könige zu Rathe gehen. Der Monarch betrachte Beide als ſeine Unterthanen, ſie ſehen ihn als

ihren Vater an. Sie stehen itzt, der halben Welt Beherrscher, auf einem kritischen Punkte Ihres Lebens. Lassen Sie sich nicht vom Schimmer blenden, den Ihre Macht Ihnen gewährt. Was Sie bis itzt gethan, ist alles noch des Monarchen wegen zu entschuldigen. Allein itzt handelt er nicht, der Vater und der Gatte handeln, und Beide müssen das verantworten. Es steht nicht blos Menschenleben auf dem Spiel; nein, es ist unerhörtere Schuld als Mord, wenn Sie unschuldig hier verdammen. Wenn nach Ihrer Einbildung des Landes Wohlfahrt, wenn des Glaubens Rechte den Tod von tausend Menschen heischten, dann ist dies wenigstens ein Grund, warum sie starben. Allein, wenn Sie die Gattin und den Sohn verdammen, ohne sie gehört zu haben, so wird Gewissensangst Sie ewig drücken, und nicht Domingo, nicht der Kardinal, und nicht das Oberhaupt der Kirche, werden vermögen, diese von Ihnen zu entfernen. Wenn Posa itzt zu viel gesprochen, so strafen Sie, mein König; schweigen konnt' ich nicht.

Philipp. Ich stehe da vor Ihren Aeußerungen, wie ein Kind vor seinem Lehrer. Ich bin es nicht gewohnt, dergleichen anzuhören — und

nur vor Ihnen kann mein Stolz den Vorwurf tragen, daß ich mich nicht selbst zu beherrschen wisse. Sie sollen mich folgsam finden. Allein, ich will mit mir allein zu Rathe gehen.

Posa. So lassen Sie, damit sich keine Uebereilung Ihrer bemächtige, den Prinzen die verlangte Reise thun. Entfernt von Ihrem Angesicht, verlieren Sie jede Wallung, die Vorwurf Ihnen seyn könnte.

Philipp. Ich würde Karlos reisen lassen, Markis — allein ich darf noch nicht. Sie stannen — Ich sage das nicht als Monarch. Daß ich befehlen kann, weiß ich; allein, ich mögte einen gewissen Domingo gern entlarven, der mich gebeten hat, dem Prinzen nicht die Reise zu bewilligen.

Posa. Domingo? Ew. Majestät, der Name ist mir schon schrecklich. Eben weil er's nicht will, würd' ich rathen, es zu thun. Ich denke, man kann nichts bessers thun, als was dieser nicht will.

Philipp. Doch, doch, Markis; Sie dringen nun nicht weiter in mich. Vielleicht entschließ' ich mich bis übermorgen. Ja, Posa, bis übermorgen will ich Ihnen Antwort sagen. Bis

dahin wünscht' ich auch allein zu seyn. Bis dahin will ich niemand sehen. Bis dahin will ich mich mit der Sache des Vaters, des Gatten und Monarchen beschäftigen, und meine Entschließung wird sich fixiren. Wie gesagt, dann erst bin ich sichtbar. (ab.)

Posa. Bis übermorgen! Als wenn er es wüßte, daß es übermorgen nicht mehr Zeit wäre. Domingo könnte doch wohl Muthmaßungen haben. Des Bösen Ahndungen sind oft Wahrheiten, denn das Unglück pflanzt sich schneller fort, als man sich's denkt. Wir wollen diesen Herrn zu überlaufen suchen. Geschwind zu Karlos, Nachricht ihm von der nähern Bestimmung auf heute. Und wenn auch alles sicher wäre, wenn auch Domingo und Philipp nur geträumt, gerathen hätten, so ist ein solcher Traum wohl mehr als einmal eingetroffen. Die Vorsicht kann nie zu weit getrieben werden, und was hindert mich, sie heute noch in Ausübung zu bringen, die Plane alle, die bis morgen blos schlafen müssen — denn es fehlt nichts mehr an ihrer Reife.

Von dem unglücklichen Geheimniß des Königs aber nichts dem Prinzen. Es könnte seinem Ohre ein Donnerschlag werden, die Königin

in Gefahr zu wiſſen, und wenn er ſie nicht retten kann, ſo könnte er's doch wagen wollen, ſie zu retten. Die Stille in Philipps Gemüthe verkündet einen harten Sturm. Ich fürchte ſelbſt für mich, denn dieſen ungewiſſenhaften Menſchen iſt Mord ein Kinderſpiel.

Daß ich mit Karlos gehe, entſchuldige ich leicht, wenn ich zurückkehre, denn ich bin nicht in des Königs Dienſten. Daß er geht, und warum er geht, iſt etwas ſchwerer zu beſchönigen. Und das muß ich der Hand des Schickſals überlaſſen. Ein König wiegt nicht viele tauſend Flandrer auf, beſonders dann, wenn er ihr Unterdrücker iſt.

(ab.)

Straße von Aranjuez nach Madrid.

Domingo. Hernach Orſowa.

Domingo.

Der König will mir gar nicht aus dem Sinn. In dieſer Laune ſah ich ihn noch nie, am wenigſten nach einer Expedition von der Art. Ich dachte mit der Fürſtin Eboli mein ganzes Glück zu gründen, ſein ganzes volles Vertrauen mit ihr mir erworben zu haben, und ich bin um nichts weiter gekommen. Er wollte den Markis ſprechen. Der hat ſein Herz.. Allein ich werde bald das ſeine haben. Darauf ſteht aber auch meine ganze Hofnung. Entwiſchen kann mir nichts, was hier geſchieht. Und heute nenn' ich beſſer noch als morgen. Des Pater Innozenzens wegen muß ich noch zum Kardinal. Schon zweymal hat man ihn bey dieſer Laube gehen ſehen, und ohne Verhaftsbefehl kann ich nichts gegen dieſen unternehmen. Das beſte, daß er in Aranjuez iſt. Madrid darum erſt zu beſuchen — war zu weitläuftig. Lieber hätt' es ihm das Leben auch

gekoſtet — Wer kömmt denn da? Ey, ſeh' ich recht, ſo iſt's mein treuer Orſowa. Woher denn, guter Freund?

Orſowa. Gerade vom Markis, mit einem Briefe an den Prior.

Domingo. Den hat man Dir vertraut? Wie haſt Du das gemacht?

Orſowa. Der Pater Innozenz kennt mich von Seiten meines ehrlichen Charakters. Den ſchelmiſchen enthüllte ich nur Ihnen, hochwürdiger Herr. Man ſuchte einen Boten. Ich bot mich dazu an, und weil er für mich haſtete, ſo ward mir dieſes Amt. Hier hab' ich meine Beglaubigung.

Domingo (erbricht und lieſt). „Des Königs „Laune macht, daß alles für Dom Karlos und „für mich zu fürchten iſt. Deswegen iſt ſtatt des „morgenden Tages der heutige beſtimmt. Um „fünf Uhr hoffen wir Sie zu ſehen." So! Ey wie gut die Vorſicht iſt. Den Brief, Orſowa, will ich Dir ein wenig zubereiten.

(Er geht in die Laube, und kehrt mit dem neuverſiegelten Briefe zurück.)

Da übergieb ihn ja dem Prior ſelbſt. Kehre zurück, und bringe ſeine Antwort. Ich muß gleich nach Aranjuez.

Aranjuez.

Karlos Zimmer.

Karlos. Posa. Pater Innozenz.

Karlos.

Und wenn Du gleich diese Stunde gehen wollteſt, ich wäre es zufrieden, da Du mit mir gehſt.

Posa. Ich gehe mit Dir an die Gränze. Dann wende ich mich rechts, und Du nach Flandern.

Karlos. Kehr'ſt aber nicht nach Spanien zurück, bis ich Dir meinen Willen dazu gegeben.

Posa. Ich werde nie nach Spanien kommen, es ſey denn, daß der König mich verlangte. Ich habe Deine Inſtruktionen mit mir genommen. Ich ſtelle ſie Dir heute Abend zu. Wir nehmen von dem Prior in unſrer heiligen

Laube Abſchied. Mich kann Pater Innozenz dahin begleiten, und eine Viertelſtunde drauf folgſt Du. O Karlos! Hoch ſchlägt mir mein Herz, daß ich Dich retten, daß ich Flandern retten ſoll und kann.

Karlos. Sie, Pater Innozenz, hab' ich rufen laſſen, weil ich Sie mit mir nehmen will. Sie ſind zu gut für Spanien. Die Niederländer ſchätzen noch Redlichkeit. Sie haben doch Muth mitzugehen?

Innozenz. An Muthe, Prinz, fehlt mir es nicht; allein ich habe ein Amt bey Ihrer königlichen Frau Mutter. Und deſſen hat man mich noch nicht entlaſſen. Freywillig laſſe ich es nicht. Ich zweifle aber nicht, man wird mir's nehmen — dann folg' ich Ihnen. Dringen Sie mir nicht Verläugnung meiner Pflichten ab.

Karlos. Ihr Wille iſt ungezwungen. Ich erwarte Sie alſo. Dann wird der Prinz von Spanien, das, was er als ein ſolcher nicht entrichten kann, den Dank für Ihre Dienſte als Herzog von Flandern abtragen.

Posa. Doch hüten Sie sich, Innozenz. Sie haben es mit dem Abschaum der Menschheit zu thun. Also halb fünf Uhr holen Sie mich ab — und um drey Viertel, Karlos, gehst Du von hier weg.

Straße von Aranjuez nach Madrid.

Halb fünf Uhr.

Laube am Karthäuserkloſter.

Domingo. Drey Banditen.

Domingo.

Den Markis treffe Ihr gut. Der Pater Innozenz kömmt mit ihm. Dieſen laßt Ihr laufen; am Kloſter ſtehen ſeine Wächter ſchon. So bald die Sachen abgethan, gebt mir das Zeichen, und ich erſcheine. Itzt verſteckt Euch. Wo möglich, möcht' ich, ehe er ſtirbt, ihm noch einige Worte ſagen.

Banditen. Verlaßt Euch nur auf uns, hochwürd'ger Herr. Wir thun unſre Schuldigkeit aufs pünktlichſte.

Platz vor der Laube.

Markis Posa. Pater Innozenz.

Posa.

Nichts gleichet — nichts kann meiner Freude gleichen. Ich sehe dem schönsten Augenblicke meines Lebens entgegen. Gleich im Gehölze wartet unser Wagen. Des Priors Abschiedskuß fehlt uns nur noch. Des Prinzen Leben, — Pater Innozenz, merken Sie sich das, wenn Sie von gewissen Dingen hören — des Prinzen Leben ist gerettet. Ich kann es Ihnen anvertrauen. Ich sahe es in des Königs Mienen deutlich hingeschrieben. Sein stiller Zorn verbannte mich zwey Tage aus seinen Augen — und diese Tage — zu was waren sie bestimmt? — O Pater Innozenz! zu einem Unternehmen, für das die ganze Welt geschaudert haben würde. Und nun mein letzter Auftrag für Sie. Warnen Sie so schnell als möglich die Königin. Man hat ihre Schatulle erbrochen. Die Briefe und das Bild, welches man herausgenommen, ist in des Königs

Händen. Ihr Leben ſchwebt in eben der Gefahr, in welcher Karlos Leben ſchwebte. Wenn ſie zu retten wäre!

Innozenz. Welch eine fürchterliche Entdekkung! Reden Sie weiter, Poſa; das iſt mir nicht genug.

Poſa. Der König hält ſie ſchuldig mit dem Prinzen. Da haben Sie das ganze Geheimniß.

(Die drei Banditen ſpringen hervor, und fallen über Poſa her, den ſie mit einigen Stichen durchbohren.)

Poſa (im Fallen) Domingo! das iſt Dein Werk. Am Ziele ſollt' ich noch gehemmt werden. O das iſt hart! —

(Pater Innozenz will zuſpringen, die Banditen halten ihn.)

Ein Bandit. Ihro Hochwürden werden am beſten thun, wenn Sie ſich in das Kloſter dort begeben.

Poſa. Ja, Innozenz, ich bitte Sie darum.

(Pater Innozenz eilt dem Kloſter zu, die Banditen bringen Poſa in die Laube.)

Domingo (tritt vor). Sie haben recht gerathen, Poſa. Sie gaben jüngſt Ihr Beyleid zu erkennen, daß ich gewiſſe Worte von Ihnen an-

hören müßte. Ich habe itzt Genugthuung genommen.

Posa. Die schändlichste, welche man sich denken kann. Der Böſewicht verläugnet sich doch nie. Deswegen fandest Du Dich selbst hier ein. O wüßtest Du, welch großes Werk Du itzt zerstört hast, Du gäbest aller Deiner Jahre Zahl darum, es nicht gethan zu haben.

Domingo. Sie irren sich. Den tapfern Held beklage ich in Ihnen, den Verräther an seinem König braucht' ich nicht zu schonen. Deswegen, weil ich um alles wußte, eilte ich, die Instruktionen mir zu verschaffen, die für den Prinzen Sie bey sich haben. Sie werden dem Regenten eine sehr reizende Unterhaltung gewähren.

Posa. Gott! Wenn Sie das thun, ist der Prinz unwiederbringlich verloren. Und er ist unschuldig; ich allein der Schuldige. Um Gottes willen seyn Sie menschlich, Domingo — zerreissen Sie die Schriften.

Domingo. Nein! der König muß sie sehen; ich werde aber seiner Majestät Begnadigung für Karlos auszuwirken suchen, wenn sich der Prinz darnach beträgt. Bereiten Sie Sich

zu Ihrem Tode, Posa. Sie dürfen den Prinzen nicht mehr sehn.

(Er nimmt die Papiere und geht ab. Die Banditen sammeln sich um Posa.)

Platz vor dem Karthäuserkloster.

Pater Innozenz. Hauptmann Bethuli. Zwey Soldaten.

Innozenz.

Ha! da sind Menschen, die uns helfen können! Dort — dorthin, meine Herren, wo die Menschheit geschändet wird, wo man mordet, den unschuldigsten der Menschen mordet.

Bethuli. Meine Ordre lautet, Sie in Verhaft zu nehmen, Pater Innozenz.

Innozenz. Mich in Verhaft? Und was hab' ich verbrochen? Wer kann es wagen, den Beichtiger der Königin zu verhaften? Ich werde mir nicht meine Rechte nehmen lassen.

Bethuli (giebt ihm ein Papier). Hier iſt die Ordre vom Kardinal.

Innozenz. Ich kann nicht widerſprechen, nur bitt' ich, erſt dem armen Markis Poſa zu Hülfe zu eilen, den Banditen überfallen haben. Vielleicht iſt er itzt noch zu retten — oder ſeinen Mörder doch zu ſtrafen.

Bethuli. Mein Befehl iſt pünktlich. Keine Minute Aufſchub darf ich machen. Wir gehen ohne Anſtand nach Madrid. Ich habe einen Wagen für Sie beſtellt, und in dem nächſten Geſträuch erwartet er uns.

(Pater Innozenz mit der Wache ab.)

Platz vor der Laube.

Domingo. Die Banditen. Hernach Karlos.

Banditen.

Sein Leben hat ihn nun verlaſſen, hochwürdiger Herr.

Domingo. Ihr meldet Euch morgen bey der Santa Kasa. Da werdet Ihr eine reichliche Belohnung erhalten. Aber haltet reinen Mund — sonst fallen andre Arbeiten weg. Itzt nach Aranjuez. Wechselt die Kleider. Breitet sogleich das Gerücht von des Markis Ermordung aus, daß es wie ein Lauffeuer sich verbreite, und den Hof erreiche.

(Er geht mit den Banditen ab.)

Karlos. Es ist noch alles todtenstille. Das befremdet mich. Der Markis muß hier seyn. Welch eine Angst erhebt sich um den Freund in meiner Brust! (Er ruft) Posa! — Posa! — (Er sieht Blut auf der Erde) Blut! Ha! Das ist nicht richtig.

(Er rennt in die Laube.)

Inneres der Laube.

Karlos. Posa's Leichnam. Hernach Alfons.

Karlos (bleibt eine Weile vor ihm stehen, dann wirft er sich auf ihn.)

Todt! Posa todt! Verdammtes Höllengesicht! Erscheinung eines teuflischen Gespensts! Wirst Du bald weichen?

(Nach einer Pause.)

Nein! ich fühle diese kalte Hand. Der ganze Körper ists — es ist der Posa, den ich liebte — der, den ich warnte, nur um ein'ge Tage selbst zu spät gewarnet wurde.

(Er springt rasch auf.)

Ich will ihn nicht verloren haben! Es soll Betrug gewesen seyn! Nun Posa — steh' doch auf! Zu lange dauret mir dies Spiel. Du hatteſt meine Fantasie benebelt. Steh' nun wieder auf. Wie ist es Dir in aller Welt gelungen, diese Kälte Deinem Körper zuzuzaubern? — Antworte endlich! —

(Er wirft sich nieder.)

Wohin treibt ihr mich, Furien aus dem Heiligthum der Kirche? Ihr habt den Mord verübt — und mich wahnsinnig gemacht. Da steh' ich vor dem Todten, weiß nicht ob ich dem Tode trauen kann und soll, und stelle mir ihn immer lebend vor. Ein Mensch wie er, der eben Tausenden das Leben schenken wollte, wird in dem Augenblick der Wohlthat hingerafft — von Mörderhand hinweggemäht — als wär' er ihrer einer — als läge nichts an seinem Leben. O Mörder! ihr habt Tausende gemordet.

(Pater Alfons tritt ein und bleibt vor Schrecken stehen.)

Wo ist Dein Prior? Doch was soll der Prior hier? Gutmüthiger Karthäuser — mach' mir doch den Mann lebendig! Ist keine wunderthätige Hand auf Erden mehr, die durch Berührung den Entschlafnen Leben schenkt? Nein, nein, die Wunder der Religion verschwanden, da ihrer Diener Heiligkeit verschwand. Nehmt mir den Leichnam, Pater, und tragt ihn in die Kirche. Er ist der erste aller Heiligen. Er starb in einem schönen Vorsatz. Wenn wir den Aether durchschauen, und in den Himmel sehen könnten, so würd' er uns bereits entgegenschimmern. Glaubt

mir — ich hab' ihn nicht ermordet, daß Ihr so bestürzt auf mich seht.

Alfons. Mein Prinz, wer hat das beyspiellose Unglück angerichtet?

Karlos. Ja, guter Freund, wenn Ihr mir das zu sagen im Stande wär't, dann wär' ich mit der ganzen Welt wieder ausgesöhnt. Doch wenn Ihr davon Nachricht haben wollt — müßt Ihr an Philipps Hof Euch wenden. Von allen Mordthaten, die in Spanien geschehen, hat man dort die genauesten Geschichten. Ich glaube gar, man hält die Listen, wo nicht dort, wenigstens bey Eurem Kardinal.

Grüßt Euren Prior schön, wenn Ihr ins Kloster zurückkehrt; sagt ihm, er wäre wohl deswegen nicht in Person erschienen, weil er sich Blut vermuthend war, und keines sehen kann. Er hat sehr wohl gethan.

Alfons. Sie lästern einen Sterbenden, Prinz Karlos.

Karlos (aufmerksam). Wie sagst Du? Einen Sterbenden? Was ist das? —

Alfons. Wenn Sie den guten Prior noch sprechen wollen, so eilen Sie, Prinz Karlos. Er ringt mit dem Tode.

Karlos. Auf einmal kehren meine Sinne mir zurück. Ich hatte Fantaſie, Alfons. Bey einem ſolchen Anblick ſoll man den Verſtand verlieren können, und der meinige war auf dem Wege mich zu verlaſſen. Der Prior war ſchon hier, und wurde auch ermordet?

Alfons. Noch war er nicht hier. Gift hat er. Das iſt eine ausgemachte Sache. Die Aerzte haben alles angewandt, um ihn zu retten — doch alles iſt umſonſt. Indeſſen hatten ſie bis itzt gezweifelt. Weil keine Art ſich denken ließ, wie man den Gift ihm beygebracht, ſo hielt man ſeinen Zufall für eine Krankheit. Vor wenigen Minuten erklärten ſie, er habe Gift. Da ſchrie er auf: „Der Markis und Prinz Karlos ſind in Gefahr. Man warne ſie — man wird ſie in der Laube finden.“ Ich eilte gleich hierher, und ſehe . . .

Karlos. Einen Prinzen, der ſein ganzes Gut auf Erden verloren. Ja, Pater, Dieſer war mir alles. Nur durch Ihn konnten alle meine Geiſteskräfte in Wirkſamkeit geſetzt werden. Kommt! führt mich zu Eurem Prior. Ihr bringt ihm einen todten Menſchen.

(Er wendet ſich noch einmal zu Poſa.)

Ich habe Deinen Tod verschuldet. Vergieb mir ein Verbrechen, zu dem ich unwillkührlich von der Vorsehung bestimmt war. Kann Rache Dich versöhnen, so zeig' mir Deinen Mörder im Traume, oder schenke meinem Geiste eine Ahndung, daß, wenn ich ihn erblicke, ich schaudre. Gieb ihm an seine Stirn ein blutiges Zeichen, daß ich ihn erkenne, und Dich von seinen Händen fordre. Und doch — Posa — doch bist Du glücklicher als Karlos. Rodrigo schläft den sanften Schlaf vergeßnen Kummers, und träumt den schönen Traum von seinen edlen Absichten, und Karlos kämpft mit allen seinen Leiden, und ihrer Schwere ist so vieles noch hinzugekommen. Schlaf wohl!

(Er küßt den Leichnam, und geht mit Pater Alfons ab.)

Karthäuſerkloſter.

Wohnung des Prior.

Der Prior auf einem Bette. Verſchiedene Mönche. Hernach Karlos und Alſons.

Prior.

Nicht lange werd' ich nun noch leiden. Wenn nur Alſons bald wiederkehrte! Wenn ich aus ſeinem Munde nur noch die Nachricht hörte, daß glücklich ſie entkommen. Ich laſſe meinen Geiſt nicht eher von meinem Körper ſcheiden. Ich fühl's, er hängt nur noch an dieſer Ungewißheit.

Ein Mönch. Und Prior, Sie muthmaßen nicht, wer das veranſtaltet haben könnte? Man hat den Beichtiger der Königin ſo eben hier vor unſerm Kloſter in Verhaft genommen. Giebt Ihnen das kein Licht?

Prior. Ein ſchreckliches. Dann iſt alles verloren. Dann iſts die Inquiſition, die Aller Untergang beſchloſſen. Ein Häufgen Redlicher, wie konnte das vor ihnen wohl beſtehen? O meine Brüder! meine Söhne! betet doch zu Gott, ſo

eifrig Ihr könnt, daß er aus seiner Lehrer Hausen die vertilge, die unmenschlich denken, daß er den Zorn nicht länger über unsre armen Mitchristen in uns wüthen lasse. Gott! wenn der Prinz ein Opfer ihrer Rache würde!

(Alfons und Karlos treten ein. Letzterer stellt sich vor des Prior Bette.)

Mein Königlicher Jüngling! Ihre Augen, Ihre Blicke weissagen mir nichts Gutes. Ach, unser Freund!

Karlos (wirft sich mit allen Zeichen des Schmerzes über sein Bette.) Ach, unser Freund! (Nach einer Pause.) Was hatte er den Unmenschen wohl gethan, daß sie ihn mordeten? Was hatten Sie verschuldet, guter Prior?

Prior. Wir waren gut, Prinz Karlos, das hatten wir verschuldet. Für den Bösen ist es ein unverzeihliches Verbrechen, gut seyn. Er sieht das Gute als den Spiegel seiner bösen Thaten, und er will diesen Mahner an seine Unvollkommenheiten nicht. Gut nur, daß Sie noch leben.

Karlos. Gut, sagen Sie; und ich: sehr schlimm. Es giebt kein schlechteres Leben in der Welt, als das Leben der Einsamkeit. Ich bin von allen Seelen getrennt, die mir etwas waren.

Wiederſuchen kann ich mir keine. Können ſie die Erinnerung an jene aus meinem Herzen verdrängen? Stirbt der nagende Wurm, ſie verloren zu haben? Muß ich nicht fürchten, jene eben ſo ſchändlich zu verlieren? Werden Fantaſien mir nicht immer Poſa's blutenden Leichnam erhalten, und wird der Gedanke, daß für mich er geſtorben, meiner Seele jemals Ruhe laſſen? Nein, Prior, ich bin unter allen Dreyen am meiſten zu bedauern.

Prior. Sie vergeſſen, Prinz, daß Fürſtenpflicht Sie anders reden heißt — vergeſſen, daß Sie Spaniens Thron beſitzen werden; vergeſſen, daß Sie dieſer Nation einzige Hoffnung ſind. Wir ſind arme Menſchen ohne dieſe Erwartung. Des Vaters Fehler zu verbeſſern, den Menſchen ihre Rechte wiederzugeben, ſind Sie geboren. Und itzt ſind Sie beſtimmt, den Flandrern ſich zu ſchenken.

Karlos. Ich noch nach Flandern, ohne dieſen Poſa — der alles das nur durch mich wirken konnte, was dort geholfen werden ſoll? Sie ſpotten meiner, Prior; nein — ich will dem Rufe meiner Seele folgen, will mich in die Einſamkeit begraben, um ewig meine Freunde,

meine Aussichten, und mein Daseyn zu bewei-nen.

Prior. Sie wollen also Flandern unterdrücken? Sie wollen all' die Tausende tödten, die Posa retten wollte? Legte er den Muth in Ihre Seele, damit er mit seinem Tode verlöschen sollte? Konnte ihn das Schicksal nicht so gut natürlich Ihnen rauben, als unnatürlich? — Und sind Sie dadurch weniger zu thun verbunden, als vorher? Wie, wenn der Himmel nun beschlossen hätte, Sie sollten ihn zu Ihren Füßen sterben sehen, damit Sie nicht hernach ihn auf dem Blutgerüste erblickten? Als Ketzer, — im Vertrauen dies gesagt, Prinz Karlos, — als Ketzer stand er bereits in den Listen der Santa Kasa. Ich weiß es von gewisser Hand. Ist dieses Mannes Leben nicht in der Vorsicht Hand gewesen — hat sie es nicht genommen, und steht es Ihnen zu, sich durch Unthätigkeit dafür zu rächen? Prinz Karlos — hören Sie die Bitte eines Sterbenden. Sie müssen — müssen Ihre Flandrer nicht verlassen! Des Bluttyrannen Alba Schwert ist schon gezückt. Die harrenden Unterdrückten werden vollends muthlos, wenn ihr versprochner Retter außen bleibt. Ich höre sie den Prinzen treu-

los nennen, und niemand iſt, der widerſpricht.

Karlos. Was für Gefühle mahnen Sie in mir empor! Rodrigo's Geiſt ſcheint aus Ihnen zu ſprechen, Prior. Ja, ich will hin; allein die Ahndung trügt mich nicht. Ich werde nichts vollführen. — Und doch — itzt erſt — itzt ſteht's vor mir, daß Alba meinen Rodrigo nach Flandern mit ſich haben wollte. Nun iſt die ganze Sache klar. Der Herzog fürchtete den mächtigen Nebenbuhler in der Gunſt des Königs. Ja, Alba iſt ſein Mörder. Nun ſicher, Prior, gehe ich nach Flandern. Rodrigo! ja ich will Dich rächen, und in der erſten Schlacht geſellt mich Alba Deinem Schatten zu, wenn ich ſein Blut nicht Deinem Namen opfere. Ich eile, Prior, denn der Wagen wartet mein.

Prior. Nicht ſo, Prinz. Wollen Sie den Mördern in die Hände laufen? Mein Wagen bringt Sie nach Madrid. Dort müſſen Sie ganz in der Stille reiſen. Von allen Planen, die vorher verabredet waren, iſt keiner brauchbar. Alle die Papiere Rodrigo's ſind in den Händen Ihrer Feinde. Sie müſſen unter

einem fremden Namen gerade jene Straße gehen, die Alba geht, denn dort vermuthet man Sie nicht.

Karlos. Nur schnell. Die Augen gehen mir itzt auf. Ich sehe alle die Gefahren, welche um mich schweben. Alba's Dolche sind sicher auf mich gezückt, so bald er seine Plane alle vereitelt sieht. Der König kann mir nicht vergeben, wenn die Papiere vor ihn kommen.

Prior. Alfons, besorgen Sie den Wagen — Nun sterb' ich ruhig, Prinz. Ich nehme Ihren Gruß an Rodrigo in jene Ewigkeit, und mein Empfang wird herrlich. Wie wird sich der verklärte Edle freuen, wenn ich ihm sage, daß sein Karlos standhaft geblieben ist! Prinz! Gottes Segen mit Ihnen! Glück der ächten Religion auf Ihrer Seite, und Flandern ist gerettet, und Spanien glücklich — Ich — nehme — Abschied.

(Er stirbt.)

Karlos. Große Begebenheiten kündigen sich groß an. Dieser Beider Tod ist etwas, dem die Folgen nicht fehlen. Gott gebe, daß sie nicht noch grauser sind. (Zu den Mönchen.) Ihr

habt

habt einen Gott verloren. Seiner denkt nie, ohne ihm nachzuahmen — und wenn einſt Karlos Ruhe ſuchen ſollte, ſo kehrt er zu des Gerechten Grabe zurück — wird Euer Bruder.

(Er reicht jedem die Hand, und geht ſtandhaft ab.)

Madrid.

Palaſt des Herzogs Alba.

Zimmer der Herzogin.

Herzogin Alba. Fürſtin Eboli.
Hernach Herzog Alba.

Herzogin.

Was die Fürſtin Eboli zu mir bringt, das iſt mir kein Geheimniß. Sie will von ihr erforſchen, wie man Könige ſo lange feſſelt. Sie will der Eitelkeit den Triumph nicht verſagen, der Nebenbuhlerin in eigner Perſon den Sieg anzukündigen.

Eboli. Die ſtolze Alba kann noch der Gefallnen ſpotten! Nein, Herzogin, Demuth und Rache bringen mich zu Ihnen. Ich wußte, daß ich keinen Weg zum Könige zu gehn hatte, als dieſen. Und was ich ihm gebracht, das war zu wichtig, als daß er's nicht erfahren ſollte.

Herzogin. Eine Aufrichtigkeit iſt der andern

werth. Ich weiß ſchon, Eboli, was Sie ihm brachten. Ich habe ſchon Dom Karlos Bild geſehen, und habe die Briefe an die Königin geleſen.

Eboli (erſtaunt.) Sie wiſſen dieſes alles ſchon, Herzogin? Ha! Nun ſeh' ich ganz, wozu ich mich erniedrigt. Er hat für Eine mich genommen, an welcher er die Sinne nur zu kützeln gedachte. Mein Opfer iſt ihm alſo nicht bekannt, und was es mich gekoſtet, darüber hat er nicht einmal gedacht. Das iſt ein herrlicher Zuſtand für ein Herz, das ſeinen Werth gefühlt — das iſt ein Tauſch für eine Liebe, die ſo ganz über alle Beſchreibung ging — kann man das nicht ſich hingegeben — ſich hingeworfen nennen?

Herzogin. Sie würden mich dauern, Kind, wenn ich nicht vollen reifen Verſtand und hellen Kopf bey Ihnen wüßte. Sie haben Recht, daß wir uns ungern von dem trennen, was wir Tugend und Unſchuld nennen — wir opferten das gern der heißen Liebe. Es iſt auch ſüß, es ihr zu opfern. Allein, die Süßigkeit iſt mehrentheils mit einem gallenbittern Kern verſehen. Ich habe dieſes Lebens Traum geſchmeckt, und habe theuer, ſchmählich theuer ihn bezahlt.

Eboli. Sie haben ſich der Seelenliebe hingegeben? Sie, Glückliche! Was kann ſich mehr auf dieſer Erde wünſchen laſſen? Ach, Herzogin! hätt' ich nur jenen Augenblick genoſſen, den ich dem Prinzen ſchenken wollte — und hätt' er immerhin mich nachher wieder von ſich ſtoßen mögen — hätt' er verächtlich mir begegnet, hätt' er mich nicht geliebt, ſo wäre doch des Augenblickes Seligkeit für mich der Gipfel eines Gefühls geweſen, das ich itzt ungenoſſen weiß. O wie beneid' ich Sie, um jene ſeligen Minuten! Ich verlaſſe dieſe Erde, ohne ſie gekannt zu haben — und nun erſt ſo ſie hingegeben?

Herzogin. So ſind der Menſchen Begriffe und Wünſche verſchieden. Ich wünſchte mir, daß ich das Opfer nicht der Liebe hingegeben, ſo wär' ich itzt vielleicht Spaniens Königin.

Eboli. Königin! Wie können Sie ſich über dieſes Wort erklären, Herzogin? Man ſchmeichelte vielleicht auch Ihnen eine Hofnung vor, wie ſie von heiligen Heuchlern mir vorgeſchmeichelt wurde.

Herzogin. Nie folgt' ich dem, was dieſe ſagten. Ich hörte ſtets darauf, weil man ſie nicht beleidigen darf. Ich that, als ob ich alles,

was ſie ſagten, vortreflich fände, und ich handelte nie nach dem, was ſie ſagten. Der König wußte meinen Liebeshandel. Er wußte, daß ich, um der Liebe mein Opfer hinzugeben, ihn ausgeſchlagen. Er wußte, daß ich mich geopfert, und liebte doch noch. Kein Funke von dem, was ich hätte werden können, glimmte in mir auf. Alba erſchien bey mir, und er erklärte mir das ganze Geheimniß. Er bot mir ſeine Hand, nicht um mein Gatte zu werden; nein, um durch mich ſich beym Könige in ew'ger Gnade zu erhalten. Er weckte alle Funken der Intrigue in mir auf. Er zeigte, was ich hätte werden können. Eliſabeth von Valois war damals noch nicht Philipps Gattin.

Eboli. Ich verſtehe Sie, und alles! Belehren Sie mich, was ich thun ſoll, wenn Sie mich als Freundin dulden können.

Herzogin. Sie ſind als eine ſolche mir willkommen. Ich habe mehrere ſchon neben mir geſehen. Sie haßten mich. Sie hatten Unrecht. Sie glaubten, ich ſey ihnen Feindin. Ich hatte blos Mitleiden mit ihrer Dummheit. Fürſtin Eboli! Iſt's denn etwas ſo königlich Entzückendes ums nächtliche Vergnügen eines Königs? Das

theil' ich gern, entbehrte es gern ganz, wenn's ohne andern Schaden zu entbehren wäre. Ich wünsche Jeder Glück, die seine Wahl trifft, und ich wünsche, daß diese Wahl auch eine Jede beglücken mag.

Setz' ich nur meine Plane durch, so helf' ich gern die Ihrigen vollenden. Sind Sie es so zufrieden?

Eboli. Ob ich das bin? Ich umarme Sie für diesen Entschluß.

Herzogin. Ob auch für meinen Rath, das wollen wir gleich sehen. Ich glaube, Eboli, wenn man Einmal in unserm Falle ist, taugt Ledigseyn nicht viel. Die Welt, die um nichts besser ist, als wir, hält sich doch für besser, wenn sie uns lästern darf. Ein Mann hemmt das alles. Ich weiß, Sie haben Rui Gomez ausgeschlagen, und da verdacht' ich's Ihnen nicht, wie ich vermuthete, daß Sie nach Neigung wählen würden.

Itzt ist der Fall ein anderer. Ihr Umgang mit dem Könige kann nicht lange Geheimniß bleiben. Schon ist Ihrer Krankheit und Entfernung in sonderbaren Anspielungen gedacht. Die Wahl nach Neigung mögte Ihnen itzt nicht mehr gelingen, zum wenigsten schwer werden. Rui Gomez

iſt der Mann, den ich, wenn ich politiſche Aus-ſichten zu befördern nöthig hätte, nach Alba wäh-len würde.

Eboli. Beſtimmen Sie über mich. Mir gilt es völlig gleich, weſſen Namen ich führe, wenn Liebe nicht ins Spiel kömmt; und von der habe ich nie etwas mehr zu fürchten, noch zu hoffen. Wenn Sie den König ſprechen, ſo ſöhnen Sie ihn nur mit mir aus, denn er ſchien ungehalten.

Herzogin. Er hatte auch Urſach, es zu ſeyn. Ein König fühlt ſich, wenn er beleidigt wird. Er haßt den, der ihm Unrecht that, wie den, der ihm die Nachricht brachte. Ohne mich, Prin-zeſſin, war ſeine Gunſt für Sie verloren. Ich will ſie Ihnen wieder ſchaffen. Wir wollen mit einander ein Bündniß ſchließen. Daß es wider unſre gemeinſchaftliche Feindin geht, läßt ſich er-rathen —

(Herzog Alba ſtürzt außer ſich ins Zimmer).

Alba. Gut, daß ich Sie beyſammen treffe. Ihr Bündniß iſt ein Meiſterſtück. Der König, Herzogin, wünſcht Sie zu ſprechen. Ich muß gleich wieder eilen. Es iſt eine That geſchehen, deren Urheber ich aufſuchen, und ihn umarmen muß. (ab.)

Herzogin. Das ist etwas besonders — davon werd' ich Nachrichten einziehen. Sie entschuldigen mich, Prinzessin! Bleiben Sie. Ich werde bald zurück bey Ihnen seyn.

(ab)

Eboli. Der Plan ist fertig, und nach ihm will ich handeln. Sie soll die Gunst des Königs, die er an sie verwendet, auf mich übertragen. Kann ich gleich nicht Regentin seyn, so will ich doch regieren. Den Namen mag Rui Gomez geben. Ich habe meine Forderungen an die Liebe aufgegeben. Meine Schätze, der Natur Geschenk, sind verschwendet. Ich muß mir andre suchen. Die Größe sey mein Gott. Ihr fallen alle meine Wünsche zu — und wenn halb Spanien um mich kriecht, dann erst will ich zufrieden seyn.

Die Familie Eboli

Dramatisch bearbeitet

vom

Verfasser der Lauretta Pisana.

Zweyter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der C. C. Richterschen Buchhandlung.
1791.

11 299 2

183 Bibliothek Goethe-Gesellschaft Weimar 34

Die
Familie Eboli.

Zweyter Theil.

Philipp der Zweite, König von Spanien.
Elisabeth, seine Gemahlin.
Don Karlos, ihr Stiefsohn.
Fürst Gonzago Eboli.
Fürstin Eugenia, seine Gattin.
Prinz Johann, unter dem Namen Ritter Walter, } deren Kinder.
Prinz Eusebius, } deren Kinder.
Prinzessin Anna Eboli, nachherige Gemahlin Rui Gomez, } deren Kinder.
Reutha, Aebtissin im Klarenkloster zu Madrid.
Der Grosinquisitor.
Pater Domingo, Beichtiger des Königs.
Pater Innozenz, Beichtiger der Königin.
Pater Alrich, der Prinzessin Beichtiger.
Henriko, Ritter Walters Gefährte.
Ritter Wibert.
Marie, dessen Tochter.
Ein Waldbruder.
Herzog Alba.
Herzogin Alba.
Graf Lerma.
Rui Gomez.
Ein Dominikaner.
Peter, Henriko's Bedienter.
Giakomo, ein Pater.
Pater Joseph.
Ein Prior des Dominikanerklosters.
Pater Gregorio.
Zwey Reisende.
Flasko Velore.
Ein Wirth.
Gerichtsdiener der Hermandad.
Wachen.

Aranjuez.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer.

Philipp. Graf Lerma.

Lerma.

Ich sah Ew. Majestät noch nie von Träumen so sehr beängstiget. Auch scheint es mir, bey Dero langgeprüfter Standhaftigkeit, und bey den Gründen, mit denen Ew. Majestät vom Kardinal und Ihrem Beichtiger sich zufrieden stellen zu lassen, die Macht nicht fehlen kann, darf eine solche Kleinigkeit Ihr großes Herz und Ihrer großen Geschäfte große Zahl nicht stören.

Philipp. Ihr seyd in meinem Alter, Lerma. Ihr seyd auch in Geschäften aufgewachsen. Ihr standet neben meinem Vater und neben mir den größten Theil von Eurem Leben. Der Unterschied von einem Könige zu dem, durch dessen

verrathen ein sehr gebeugtes Herz — Sie verrathen Beleidigungen —

Philipp (sich fassend.) Gebeugtes? — Nein, unruhig nur. Ihr irrt, Lerma; Ihr beurtheilt mich nach Euch. Beleidigungen? Man kann nie Könige beleidigen. Der Verräther, der's wagt, hört auf zu seyn. Doch häusliche Bekümmernisse betreffen den Vater und den Mann, wenn der Monarch im Schlafe liegt. Er schläft, und trennt sich drum nicht von den Andern. Die Pflicht beruhigte Euch oft. Wer keine Pflicht zu haben glaubt, dem ist es darum schlimmer.

Ich sagte, der Verräther, der Beleidigungen wagt, hört auf zu seyn. Setzt aber nun den Fall, daß Ihr die Gattin und den Sohn verdammen solltet, und wäret König.

Lerma (wirft sich ihm zu Füßen.) Mein Herr und König! Welcher Scorpion nagt in Ihrem Herzen? Um Gottes willen, übereilen Sie sich nicht! Verläumdung ist der Gewissen erste Feindin. Der Reue schreckliches Nagen die Folter, die ein schnell vollzognes Urtheil uns zurückläßt. Monarch! ich glaube, man will Ihres Alters Ruhe nicht gelassen ertragen —

Philipp. Die Eure, Lerma, will ich wenigstens nicht stören. Die meinige kann nur ich stören. Nur einen Glauben kann man mir gebieten, und daß man einem Herrscher ihn gebieten kann, hab' ich so oft schon im Stillen beseufzt. Was außer seiner Sphäre liegt — Geht, Lerma, laßt die Herzogin zu mir.

(Lerma geht ab.)

Dem alten Mann konnt' ich mich wohl verrathen, doch keinem andern. Die Herzogin wird etwas doch erfahren haben. Was Posa in mir aufgeregt, fühlt' ich noch nie. Doch soll er mich da nie übertäuben, wo der Verdacht schon Todeslaster ist. Nein! Einer Eboli Reize, so schwärmerisch angetragen, vernachläßigen, dazu gehört eine schreckliche Leidenschaft. Nur die Liebe einer Königin kann das verschmähen machen. Es ist gewiß! ich bin betrogen! — Betrogen? Philipp betrogen? Posa, kannst Du den Gedanken mir nicht verlöschen, so hättest Du mich nicht aus der Stimmung bringen sollen, in der mich jene so sorglos zu erhalten wußten.

(Die Herzogin tritt ein.)

Herzogin Alba. Mein König! Sie befehlen —

Philipp. Ja, Herzogin! Ich wollte hören, was Sie gehört —

Herzogin. Was ich gehört? Und wenig Stunden sind's, daß Ew. Majestät mir Ihre Wünsche entdeckt. Man will zwar unserm Geschlechte nachsagen, es könne zaubern, doch ich begebe mich gern dieses Vorzugs. Ich kann es nicht. Und was ein Weib der Erde zu können unternimmt, das unternehme ich auch.

Philipp. Noch nichts also gethan? Nun freylich, meine neue Abtrünnigkeit von Ihnen fordert vielleicht ein wenig Rache, und Philipps Größe kann für Weiberahndung unmöglich schützen.

Herzogin. Doch, dächt' ich, kennte König Philipp mich nicht von dieser Seite. Und um des Gegentheils ihn zu überführen, hab' ich ihm eine schöne Bettgenossin indeß erhalten. Denn Eboli ist wahrlich keine, die der König täglich findet. Sie, die Besitzerin des furchtbarsten Geheimnisses, fürchtet sich. An ihrer Stelle, Sire, und nicht in Dero Politik verwickelt, würd' ich dies Wissen anders nützen.

Philipp. Was wollen Sie mit ihr? Mahnt

nicht ihr Blick an alles mich, was schrecklich für mich ist?

Herzogin. Und doch ist sie die, welche gehindert, daß zuletzt der König nicht der Spott von seinen Unterthanen geworden. Noch wenige Jahre dieses Ihnen ein Geheimniß, und was würde Spanien zu seines Königs unumschränktem Glauben, dem niemand weiter angehangen, gedacht haben? Noch wundre ich mich, daß alle, die mit Ihrer Majestät so nahe doch vereinigt sind, nicht des schon lange sich entsponnenen Verdachts erwähnt.

Philipp. Und noch vor wenig Stunden staunten Sie, daß der Gedanke mir in meine Seele kam?

Herzogin. Um desto eifriger habe ich also gewirkt, daß diese wenige Stunden mich schon in dem öffentlichen Geheimniß initiirt. Ich sprach indessen diese Eboli, und sie und Herzog Alba enthüllten mir, daß sich Domingo und der Kardinal und ein gewisser Pater Ulrich, und weiß der Himmel, ob nicht auch Pater Innozenz, der Beichtiger von Ew. Majestät königlichen Gemahlin, damit tragen. Alles Dinge, die, wenn man mir sie gestern gesagt, ich mit

dem Lächeln abgewiesen haben würde, womit man hämische Verläumdung strafen muß. Und dieser Ebeli ist also Ew. Majestät Dank schuldig, und das Verbrechen, der Königin Chatulle so gewaltsam mißhandelt zu haben, hört bey derjenigen auf, die da weiß, daß in der Nacht darauf sie in der nächsten Verwandtschaft mit ihr stehen werde.

Philipp. Wenigstens läßt sich die Gattung der Vertheidigung wohl hören, und die liebenswürdige Beredsamkeit, mit der Sie sich den Schutz von allen meinen Lieblinginnen angelegen seyn lassen, wird Sie mir ewig werth erhalten. Noch aber, Herzogin, krümmt sich mein Herz vor diesem Glauben. Die Leute, die Sie nannten, sind wichtig. Ich will sie morgen alle sprechen.

Lerma (tritt ein.) Ich halte es für meine Schuldigkeit, Ew. Majestät von einem dumpfen Gerüchte Nachricht zu geben, das sich verbreitet. Man sagt, der Markis Posa sey ermordet.

Philipp (rasch auffahrend.) Wer? Markis Posa? Der einzige brave Mann an meinem Hofe? Ist das geschehen, so soll Spanien die Ahndung sehn. Geht, Graf, erkundigt Euch genau.

Ich will die kleinſten Umſtände dieſer großen Begebenheit wiſſen. Sie, Herzogin, ſenden mir gleich den Herzog her.

(ab ins Kabinet.)

Herzogin (zu Lerma.) Graf! übereilen Sie ſich nicht. Ich müßte irren, wenn die Hermandad hier nicht die Hände im Spiel hätte. Es ſteigt ein fürchterliches Wetter über Spanien auf, und königliches Blut wird fließen müſſen.

(ab.)

Lerma. Teufel oder Weib! Welch eine Prophezeihung! Die kam nicht aus der ungewiſſen Zukunft. Mit Ueberzeugung war das Wort geſprochen, mit einer Ueberzeugung, welche die Wahrheit an Ketten hält. Karlos! Eliſabeth! welchem von Beiden gelten Eure Furienplane? Mein alter Kopf iſt zu ſchwach, ſie zu enthüllen, mein ſteifer Arm zu ohnmächtig, ſie zu hemmen. Durch Alba glaubt' ich dieſen viel zu offnen Poſa gleich geopfert, das Weib glaubt' ich nicht ins Geheimniß gezogen. Wo ſie iſt, ſteht die Krone immer auf dem Spiel.

(ab.)

Sachsen.

Wittenberg.

Zimmer der Fürstin Gonzago.

Fürstin allein, mit einem geschriebenen Aufsatz.

Welche Forderungen! Malt der Mann nicht meine Religion so schwarz, daß sich ein Heide sehr besinnen müßte, sie anzunehmen! Was wäre denn mein bisheriger Eifer für sie gewesen? Was wäre die Verzeihung meiner Sünden? Wo bliebe meine Reinigung vor Gott, wenn Uebungen der Religion nicht Sünden tilgen könnten? Das ganze schwarze Regiſter meiner Leidenschaften, in den Abgrund der Vergessenheit hinabgestürzt, müßt' ich ja wieder auf meine Rechnung bringen. Nein! In dem Ketzerlande kann man die Chimären nur nähren. Und daß ich ihnen Gehör gebe, daß sie mir möglich scheinen, daß meiner Seele Zweifel an unbedingte Seligkeit aufsteigen, daran ist die verpestete Luft schuld. Der Ketzer-

athem wirket auf mich. Drum sagt die heilige Kirche wohl mit Recht, man soll den Schlangen sich nicht nähern, weil ihre Nähe schon vergiftet. Ich habe übel, sehr übel habe ich gethan, daß ich Madrid verließ. Und wenn das einzige nicht meiner Seele noch Aufrichtung wäre, daß ich um eines verlornen Sohnes willen gieng; wenn ich nicht noch die Aussicht hätte, die Ketzerin Marie dem ächten Glauben zuzuführen: so müßte ich verzweifeln.

Er spricht so räthselhaft, und ganz den Planen zuwider, die ich mir gemacht. Er will, ich soll des Sohnes nie Erwähnung thun, so lange einer lebt, den er nicht schriftlich mir vertrauen, nur nennen will. Er will, ich soll's zufrieden seyn, allein mit meinem Manne nach Spanien zurückzukehren, soll dem Kardinal das alles, was in seinen Briefen steht, bestätigen.

Er sagt, mein Mann sey itzt bereits schon reif zum Tode, doch noch zu retten. Und wie zu retten, sey ein Plan nur möglich, den er auch mündlich mir enthüllen will. Dann soll ich ihm versprechen, daß ich Spanien auf die Art, wie er's verlangt, verlassen will.

Verſprech' ich alles dieſes ihm beym Glauben, den ſo eifrig ich verehre, bey meiner künftigen Seligkeit, dann will er mich in die verwirrte Bahn begleiten, die allein mich retten kann, auf deren Wege ich oft ſchaudern, und beym Erzählen ſchon zurückbeben würde.

Iſt das ein Vorſchlag! Streitet er nicht gegen jede gute Abſicht, die ich im Herzen habe? Fällt des Sohnes und Mariens Rettung nicht gleich zuſammen? — Und doch liegt in dieſem Spion der heiligen Hermandad etwas verborgen, das ich nicht ergründen kann. Der Kardinal iſt doch ſo klug; nicht minder Domingo. Sollten ſie nicht lange ihm in die Karte geſehen haben? Vielleicht iſt er ein abgefeimter Böſewicht, gewiß ein heimlicher Verächter unſers Glaubens. Und mir wird's aufbehalten ſeyn, den Heuchler zu entlarven. Hat mir der Kardinal nicht oft geſagt, man könne verſprechen, was man nicht zu halten dächte, wenn eine gute Abſicht dadurch zu erreichen wäre? Das iſt der Fall hier. Er iſt untrüglich. Ich ergreife ſein Wort. Ich gehe den Weg, den er mich gelehrt — Ich will dem Pater ſein Geheimniß ganz entlocken. Ich will mich ſtellen, als ob ich für ſeinen gedrohten Fol-

gen zitterte. Ich will ihm durch die heiligſten Verſprechungen, durch Schwüre, wenn er's will, die Zunge löſen, ich will ſein Beichtiger werden, um in jeder Falte ſeiner Seele mich einzuſchleichen. Ich will der Santa Kaſa einen der wichtigſten Dienſte leiſten, den je ein Weib der Inquiſition geleiſtet. Ich will den Namen einer Heiligen mir verdienen.

(Es entſteht ein Lärmen im Nebenzimmer.)

Doch, welch ein Lärmen! Welch ein Angſtgeſchrey! Mariens Stimme! meines Sohnes! und Wibert ächzt! Was iſt das?

(ſchnell ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipp. Lerma. Hernach endlich Domingo.

Philipp.

Hier in der Hauptstadt meiner Reiche werd' ich endlich doch zeigen können, daß ich noch König bin! Nichts als Gerüchte, nichts von Gewißheit. Posa! Posa! O wenn ich Dich noch einmal sehe, will ich Dich so verpanzern, daß kein Dolch Dir schädlich werden soll. Ich bin ja König der Monarchie — Monarch der Königreiche! Warum nicht auch der Religion? Muß sie denn ewig an meinem Willen nagen, muß sie die Kette meiner Macht zerreißen können? Ist deren Arm, die ich bewaffnet, denn mehr gefürchtet, als der, der ihn bewaffnete? Hilf mir sie doch entlarven, Posa, die Domingo's, die mir Geheimnisse von solcher Wichtigkeit verbergen, und sie der Herzogin entdecken. Was soll denn noch aus Philipp werden?

(Graf Lerma tritt ein.)

Beſtätigt, oder nicht? Tod oder Leben, Graf?

Lerma. Ach leider todt! (Domingo ſtürzt herein) Man bringt den Körper.

Domingo. Nicht leider, Ew. Majeſtät. Sie ſind gerettet, Deine Monarchieen, großer Philipp!

Philipp. Wenn ſtanden ſie ſchon auf dem Spiel, verdammter Schwätzer? Ihr wißt Euch ein Gewicht zu geben, Domingo, was endlich Euch doch noch zerquetſchen wird. Wer rief Euch? Wer erlaubte Euch, ſo einzudringen? Wer mit dem Könige die Sprache zu reden? Ich werde Euch vier Wochen ſtumm zu ſeyn gebieten — und auch ſollt Ihr ſo lange mein Geſicht nicht ſehn.

Domingo. So ſey mein letztes Wort: Sie ſind verloren! —

(Er ſchweigt — Pauſe.)

Philipp (äußerſt aufgebracht). Verwägner! — Was ſind das für Papiere? (Domingo ſchweigt) Soll ich den Unbeſonnenen wieder bitten, zu reden?

Domingo. Es iſt die Rettung Ihrer Monarchie. (Er giebt ihm die Papiere.) Und im Ver-

trauen — Prinz Karlos geht in dieſer Nacht nach Flandern. Die Summen dazu ſind von der Königin — Der Tod des Einen heißt die Andern ſchneller eilen.

Phlipp. Was? Karlos, Poſa und Eliſabeth im Bunde! O Wahrheit, biſt du, ſo verhülle dich nur dießmal vor meinen Augen! Muß ich denn meine Teufel lieben? Und meine Engel ſind ſie wider mich getreten?

(Er blättert in den Papieren, und verräth durch Geberden ſeine innern Kämpfe, bleibt aber endlich ſtandhaft, und kehrt zu kalter Faſſung zurück).

Es galt nur Flandern, nicht die Monarchie. Ihr habt gefunden, Domingo, zwar nicht, was Ihr ſuchtet, doch für Euch genug. Nun ſagt mir aber nicht, daß ich je einem Menſchen mehr trauen ſoll. Die Probe war die letzte. Wenn Alba, der am beſten für mich wacht, ſich hintergangen ſieht, und wagt, mir einen Mann zu bringen, der Jahre ſchon für meinen Sohn geworben, dann giebt es keinen Menſchen mehr, der nicht ein Königen gefährliches Geheimniß in ſich trüge. Auf einen Augenblick ließ Phlipp ſich bereden, es ſtänden ſeines Gleichen bey ihm. Itzt

ſteht

ſteht er wieder allein. Es war ein Traum, der eines Monarchen nicht werth war, der den Menſchen verrieth. Die Schwäche iſt beſiegt. Ich habe nichts verloren. Ihr, Lerma, nehmt Rui Gomez zu Hülfe und den Prinzen vor Mitternacht gefangen. Von Euch, Domingo, will ich die Liſten von Eliſabeths Gedanken, die der Herzogin von Alba ſchon kein Geheimniß ſind; ſagt das dem Kardinal, und allen Patern Eures Ordens, die darum wiſſen mögen. Geht! Ich denke, mein Wink iſt Euch genug.

(Beide gehen ab.)

Bin ich nicht der Erſte nach Gott? Iſt zwiſchen mir und andern Menſchen nicht eine Kluft, die unerreichbar iſt, die ich bey dieſem Poſa zu erreichen wähnte? Er machte eine Wärme in mir rege, die nur für gewöhnliche Menſchen gehört, die mich mißleitete an Menſchentugend zu glauben, da ich doch lange mir es feſtbeſtimmt, daß jedes Inviduum für ſich nur lebe. — Wenn ich nur die Beziehung auf die Ewigkeit mir aus dem Sinne reden könnte! — ſie laſſen mich nicht einmal dahin, mir den Gedanken recht zu denken. Wenn ich nur den verborgnen Keim, der in mir liegt, entwickeln könnte, daß mein Daſeyn ein ganz

andres als andrer Menschen, daß ich fest stehen werde, wenn sie alle fallen! Mein Alter merk' ich kaum. Wenn ein Geheimniß der Natur, wie man doch sagt, es giebt, um zu verjüngen, so wäre ich doch dieses Wunders einziger würd'ger Gegenstand gewiß. Ich will in allen meinen Reichen forschen lassen. Vielleicht giebts einen Sterblichen, dem die Natur so günstig war, durch eine Ewigkeit für mich ihn beglücken zu wollen. — Weicht, Ideen! die Menschensinn nicht fassen kann — Und ich bin Mensch —

Nein! ich will es nicht seyn! Die erste Probe sey, daß der Monarch den Vater und den Gatten nicht hört. Die Rechte des Monarchen darf ich nicht beleidigen lassen. Ich werde ohne Sohn und ohne Gattin stehen, allein ich werde Phlipp seyn.

Sachſen.

Wibertsburg.

Wiberts Zimmer.

Wibert. Ritter Walter. Fürſt Gonzago. Die Fürſtin. Marie.

Wibert.

Es kann noch beſſer werden, Marie. Der Fall war hart, ich habe viel Blut verloren. Ich hätt' es denken ſollen, daß dem alten Roſſe endlich die Kräfte fehlen würden. Man kann als alter Mann auch unbeſonnen handeln. Doch muß das Schickſal ja auf dieſem oder einem andern Wege das Menſchenleben endigen. Ich glaube, meines Körpers Kraft iſt ohnedem dahin. Ahndungen, die ich mit mir trage, und die mich nicht verlaſſen, kündigen mir an, daß meiner keine Freuden mehr warten. Iſt doch Marie verſorgt, und (er ergreift Gonzago's Hand) hat einen Vater wieder.

Fürſtin. Die Mutter vergeßt Ihr, Wibert. Zürnend auf mich ſollt Ihr nicht ſterben. Ich liebe wohl Marien ſo ſehr als Ihr, und

wenigſtens im gleichen Grade wie Gonzago. Ich habe eine Tochter, aber ſtellt ſie neben dieſe, und Marie behält bey mir den Vorrang.

Wibert. Eben das erſchreckt mich, Fürſtin, denn es iſt wider die Natur. Wenn Ihr mir ſterbend noch verſprächet, daß meine Marie nie, nach Spanien Euch zu folgen, Ihr überreden wolltet, dann würde ich mit freudigen Gefühlen mich dem Grabe nähern.

Fürſtin. Liegt Euch daran, ſo habt Ihr hier mein Wort. Ich überrede ſie nie wieder.

Wibert (mit lebhafter Aufwallung). Habt Dank! Das macht den Tod mir leicht und ſüß. Wenn Ihr mir folgen wolltet, den Kindern, die in Spanien Euch geblieben, ließet, was Euer Gut dort iſt — und nähmt — Gonzago! Fürſtin! nähmt die Schätze, die ich von des gewognen Himmels Güte noch ingeheim beſitze — Ja, Walter, meine Keller verſchließen einen großen Schatz. Von einem geizigen Verwandten erbte ich ihn, und immer ſchien mir es, als ob er mir einſt noch wichtig werden würde. Er iſt es itzt geworden.

Gonzago. Ich nehme ihn an, Ritter; nur ſo lange ich noch auf Erden walle, ſoll er mich

ernähren, dann ist er Mariens Erbtheil. Ich werde Spanien nie wiedersehen. Will Eugenia mit mir leben — wohl! — wo nicht, sie kehre nach Madrid zurück.

Fürstin. Ich füge mich in alles. (vor sich) Nun ist es Zeit! denn erfährt der Pater dieß, so schweigt er gewiß mit den Geheimnissen, die ich nothwendig wissen muß.

(Sie geht heimlich ab.)

Wibert. So wäre alles hergestellt. Gonzago tritt in meine Stelle, und Widerts Name geht mit Ehren unter, und Widerts Letzter läßt keinen Unglücklichen zurück. Marie! Walter! weinend seh' ich Euch nicht gern. Ich lehrte Euch standhaft seyn, und Ihr beweist meine Lehren schlecht.

Walter. Immer laßt uns diese Thränen. Sie sind nicht Schwäche, nur Erleichterung des Schmerzes.

Marie. Nicht weinen, Vater, hieße Euch verachten. Ich sah auch einmal Thränen aus Euren Wimpern herabfallen. Nichts ändern können diese Thränen; doch, nicht geweint, könnten sie an jenem Tage einst in den Registern kindlicher Liebe vermißt werden.

Wibert. Wenn's so ist, nun so weint, und jede Thräne möge die Gebärerin von tausend Freuden für Euch werden. Wenn ich den guten Henriko nicht wiedersehen sollte, so bringt ihm meinen Gruß. Wenn er mir nachfolgt, soll er mir frohe Nachrichten von Euch in jenes Leben hinüberbringen. O! könnte jeder Mensch mit der Gewißheit eines künft'gen Lebens sterben, die ich in mir empfinde, der Name Tod erregte nie ein Schaudern mehr.

(Ein neuer Anfall von Bluthusten nimmt ihm die Sprache.)

Madrid.

Herzog Alba's Palaſt.

Zimmer des Herzogs.

Alba. Domingo. Hernach die Herzogin.

Alba.

Sie ſind ein Meiſter Ihrer Kunſt. Sie haben ihn doppelt aus dem Leben weggeriſſen. Er iſt todt für die Welt, und für des Königs Andenken. Der Kutten Macht iſt fürchterlich. Ich gehe frey und ohne Sorgen nach Flandern. Wenn ich beym Monarchen mich beurlaube, will ich Ihrer gedenken. Wenn ich den Kardinal nicht wiederſehen ſollte, ſo können Sie verſichern, daß ich einer ſeiner erſten Schuldner bleibe. Er könne Arm und Blut verlangen, wohin er wolle. Ich laſſe ihm verſprechen, daß ich die Flandrer ihren Trotz, ſich ſeinen Geboten nicht zu unterwerfen, hart will empfinden laſſen. Er ſoll mir nur diejenigen auszeichnen, deren Martern er ausge-

zeichnet wünſcht. Ich will ſie, wie er ſie erdenkt, vollbringen, oder ihm die Opfer in ſeine Hände liefern.

Domingo. Sie ſind voll warmer Dankbarkeit, Alba. Sie vergeſſen, daß unſer Stand uns Duldung predigt, und wir Duldung üben. Sie ſahen da den Kardinal in einem Lichte, in dem ich ihn nicht gern bey vielen Menſchen wünſchte. Daß Sie die Kirche rächen, iſt ſchon recht, allein die Kirche ſelbſt darf gar nichts rächen. Sie beſſert nur; ſie macht nur glücklich. Wo Güte es nicht kann, durch Strafen; von Martern weiß ſie nichts. Was Sie dort thun, Herzog Alba, das muß des Beyſpiels wegen geſchehen, nicht unſertwegen, nicht aus Rache. Dies Vorurtheil bitt' ich Sie abzulegen, und ganz gewiß zu glauben, daß der Kardinal ein Feind von Martern iſt; daß die Unglücklichen, die in der Santa Kaſa ſich befinden, ſo bald ſie nur bekannt, von allen Martern frey ſind; daß man ſogar den Tod erleichtert, den ſie leiden, wenn anders ſie in unſerm Glauben ſterben. Denn ſind es Ketzer, die ſich nicht bekehren wollen, ſo läßt man ſie noch leiden, damit die Martern ſie vielleicht zu einem inneren geheimen Bekenntniß führen, welches

auf dem Scheiterhaufen ſie der Seligkeit noch nähern kann.

Alba. Domingo! Bin ich blind in Ihren Augen? Seh' ich denn nichts von allem, was die Inquiſition vornimmt, nichts von dem Zweck, den ſie bearbeiten?

Domingo. Sie ſehen alles, Herzog, aber legen alles falſch aus. Den Dummen ſind wir heilig, die Klugen glauben uns zu überſchauen, und dennoch bleiben wir ihnen Räthſel. Sie ſind ſelbſt eifriger Vertheidiger der Religion, und leihen Arm und Schwert dem Glauben, hoffe ich, aus Ueberzeugung. In unſrer letztern Unterredung ließen Sie das deutlich merken. Ich unterließ auch nicht, dem Kardinal Großinquiſitor Ihre Feſtigkeit ſehr anzurühmen. Was Sie itzt ſagten, ſcheint ſchon Mißgedanken von unſerm heiligen Gericht und ſeinen Gliedern. Ich bitte, laſſen Sie davon ſich ja nichts weiter merken. Sie ſehen, wie warm und eifrig Ihnen unter die Arme gegriffen wird. Vor Ihrer Abreiſe ſprech' ich Sie doch noch?

(ab.)

Alba. Ja, das ſind Pfaffen! So lange kriechen ſie, als ſie unſrer bedürfen; und haben ſie

einmal etwas ausgerichtet, wodurch ſie über uns ein wenig voraus zu haben glauben, ſo ſind ſie ſtolz, daß man ſie nicht erreichen kann. Sie predigen das Chriſtenthum, und ſind die ſchlecht'ſten Chriſten unter allen. Ich wirke, ſie genießen. Ich arbeite ohne Aufhören, und ſie drückt Müßiggang zu Boden. Sie haben den Roſenweg, ich wandle unter Dornen; und doch mögt' ich ihr Pflanzenleben nicht. Man muß aus Zwang die Ehrfurcht für ſie beybehalten, weil ſie zu mächtig ſind. Doch ihre Heiligkeit mögen ſie Kindern überreden. Ich glaube nicht daran.

Herzogin (tritt ein). Gut, Alba, daß ich Sie hier treffe. In Aranjuez gab der Monarch den Auftrag mir, Sie gleich zu ihm zu ſenden. Ich hörte wenig Augenblicke hernach, er ſey nach Madrid abgereiſet. Ich fand Sie ebenfalls nicht mehr und reiſte nach. Die große Neuigkeit, die Sie zu mir führte, war wohl des Markis Poſa Tod. Daß er erwünſcht für Sie gekommen, iſt nicht zu zweifeln. Sie werden wahrſcheinlich beym Könige die letzte Audienz haben — das Reſultat davon?

Alba. Das werden meine Briefe Sie lehren. Um allen Spähern auszuweichen, ſteig' ich vom

Schloſſe in den Reiſewagen. Was alſo unter uns noch abzuhandeln wäre, das müßte itzt geſchehn. Hab' ich die Hofnung mitzunehmen, daß vier Augen nicht mehr ſehen werden, wenn Flandern ich verlaſſe? Soll ich mit freundlichem Geſicht und ruhiger Seele von Ihnen ſcheiden?

Herzogin. Das können Sie gewiß. Was man Maaßregeln nehmen heißen kann, das iſt bereits geſchehn. Der Kardinal iſt unterrichtet. Domingo ebenfalls. Ich habe einen Theil Ihres letztern Geſprächs gehört. Ins Künftige bitte ich mir die Herren zu übertragen. Sie fürchten das Geſchlecht, das ſie ganz in Händen hat. Der unbegränzteſte Stolz der Beichtiger beugt ſich vor Weiberblicken. Der Mann, beſonders der, der Alba's Macht beſitzt, iſt ihnen ein Dorn im Auge.

Ob übrigens die ganze Kataſtrophe Philipps Beyfall haben wird, das weiß ich nicht. Allein er mag da tragen, wo menſchliche Gewalt der Würde ihn nicht entnehmen kann. Iſt ſein Herz härter als ſein Stolz, ſo überſteht er alles.

Alba. Er wird's. Ich gehe, Herzogin. Ich lasse Spanien aus meinen Händen in den Ihrigen.

(ab.)

Herzogin. Es ist gut aufgehoben. Es ist bey der Regentin.

Sachſen.

Wald bey Wibertsburg.

Platz vor der Höhle des Waldbruders.

Waldbruder. Hernach die Fürſtin.

Waldbruder.

Wer hätte mir es prophezeihen ſollen, daß ich in dieſer Wildniß ſo wichtig für ſo viele Menſchen werden ſollte? Allein, ich fürchte, dieß iſt meine letzte Unternehmung. Für dieſer Fürſtin bangt mir, wie für einem Räuber, der mir den einz'gen Schatz des Lebens, mein gut Gewiſſen, ſtehlen will. Und doch muß ich ſo vieles ihr entdecken, was ſie nicht wiſſen ſollte. Der heiligen Inquiſition muß mächtig viel an dieſer Dame liegen. Den zweyten Brief ſchon ihrentwegen, und vorwurfsvoll und bitter darüber, daß ich nicht ſelbſt die Bemerkung ihrer Ankunft in dieſen Gegenden gemacht. Und welche Neuigkeiten, die den Einfluß dieſes Hauſes auf Spanien beſtimmen! — Sie kömmt! So

laß doch, ew'ge Vorſehung, ihr Herz nur einmal offen ſich mir darlegen! Hemme nur einmal der Verſtellung Macht auf Erden, damit ſie mich nicht, und mit mir die alle, deren Leben itzt an einem Faden hängt, hintergehe, und blinder Eifer wieder Unglück ſtifte!

Fürſtin (aus einem dunkeln Gange hervortretend.) Vielleicht habe ich Euch länger warten laſſen, als es Euch lieb war, Pater. Vielleicht ſind Eure Berichte nach Madrid ſehr dringend? Doch es iſt nicht die Sache Eines Tages, mit ſeinem Gewiſſen über Dinge von der Wichtigkeit zu Rathe zu gehen; es iſt nicht Eines Gedankens Werk, zu Euren Vorträgen ſich zu entſchließen. Es ſind nicht Kleinigkeiten, die Ihr, zum voraus von mir zugeſagt verlangt, und der Preiß, der Euch die Haltung ſichern ſoll, iſt mehr als wichtig. Und ſo vergebt, wenn ich nicht ſchneller die Antwort brachte.

Waldbruder. Freylich dringt man in mich, und neue Briefe, die das Siegel der Inquiſition ſelbſt ſtempeln, mögen beweiſen, wie ſehr man von Ihnen näher unterrichtet zu ſeyn wünſcht. Noch einmal, Fürſtin, heucheln kann uns Beiden hier nichts helfen. Ich bin nicht Ihr Gewiſ-

ſenrath. Sie handeln ſo oder ſo. Ich kann nur meine Maaßregeln nach Ihrem Entſchluſſe nehmen. Sie folgen mir, und jedes Unglück, hoff' ich, ſoll verhütet werden. Sie folgen mir nicht — dann thu' ich, was ich kann, um wenigſtens zu hindern, was in meinen Kräften ſteht.

Fürſtin. Des letztern überheb' ich Euch. Nicht übereilt, mit voller Ueberlegung geſteh' ich Euch, daß ich das Schickſal der Meinigen in die Zukunft hinein mit Schaudern betrachte; daß ich einſehe, meine Entfernung von Madrid war unbeſonnen; daß ich wünſche, ſie möge keine Folgen haben; daß ich jede Bedingung mir gefallen laſſe, um Eures Beyſtands mich zu verſichern; daß ich, ſo räthſelhaft mir auch noch alles klingt, was ich gehört, ſo wenig ich noch in die Tiefe Eurer Plane zu ſchauen vermag, ich doch Gepräge der Redlichkeit, Gewebe der Weisheit drin erblicke, und mich des beſſern Leiters Führung gern überlaſſe. Ich erfülle alles das, was Ihr von mir verlangt, Johann ſoll nie genannt, nie ſeines Lebens gedacht, die Reiſe blos mit meinem Gatten vorgenommen werden. Ich will dem Großinquiſitor Wort für Wort beſtätigen, was Ihr mir in den

Mund legt. Madrid will ich wieder verlassen, so bald Ihr wollt, und wie Ihr wollt. Pfänder dessen sind Euch von mir Ehre und Seligkeit, und legt den Eid mir vor, den ich Euch schwören soll, ich bin bereit dazu.

Waldbruder. Dessen überheb' ich Sie. Wenn diese Versicherungen nicht aufrichtig wären, und nicht aus Ihrem Herzen kämen, so wäre Ihre Seele entweder schwarz, wie irgend eines Menschen, oder Sie müßten es in Heucheley und Doppelsinn so weit gebracht haben, wie die ersten Priester in Madrid. Sie müßten deren erstes Werkzeug seyn, und, eingeweiht in jenen schrecklichen Geheimnissen, müßten Sie eine Beysitzerin des Tribunals seyn, welches Menschen mit den Würfeln ihrer Laune zum Leben oder Tode bestimmt.

Fürstin. Pater, Ihr sprecht fürchterlich. Euch hören, kann schon mit Schaudern erfüllen. Sprecht Ihr so von den Unverletzlichen, was mag da Euer Urtheil von den Niedern seyn! Ich zittere alles zu vernehmen, was Ihr mir noch sagen könntet.

Waldbruder. Wenigstens kann Ihren Ohren, Fürstin, nicht alles Wonne seyn. Doch müssen

Sie

Sie alles hören. So lange Philipp lebt, wird die Inquiſition mit tyranniſcher Wuth in Spanien fortherrſchen. Ein Wink von Ihres Sohnes Leben wird dann Ihrem Gatten ganz unvermeidlich den Untergang bereiten. Nur Karlos mildere Geſinnungen, die jener ſchauervollen Macht ein wenig Einhalt thun werden, vermögen ihn in Spanien wiederherzuſtellen. Die Santa Kaſa duldet keinen Betrug, beſonders wie der iſt, den Ihr Gemahl begangen. Und wären Sie Fürſtin, noch in jenen Jahren, noch des Kardinals Feuer nicht verloſchen, Sie gäben umſonſt ſich ſelbſt zum Opfer hin. Itzt würde man Ihnen ſchmeicheln, bis man das Geheimniß Ihnen ganz entlockt — dann würde man mit ungehemmter Wuth auf Ihren Gatten Tod und Verderben donnern, nicht weil man dächte, daß er dem Glauben Schaden gethan, nicht weil man Ihren Prinz Johann zurückzuführen glaubte, nicht weil die Ketzerin Marie man der Hölle zu entreißen dächte; nein, weil, wenn einmal man ſich ungeſtraft betrügen läßt, der Fälle mehrere erſcheinen, das hehr erbaute Gewölbe, wenn einen Stein es nur verloren, nach und nach von mehrern verlaſſen ſich ſenken und zuſammenſtürzen würde.

Stellen Sie sich nur an die Stelle der Tyrannen, vor deren Namen jedermann schon zittert. Bedenken Sie, welch' ein Triumph es ihnen wäre, wenn einen Fürsten sie zum Scheiterhaufen führen könnten! Gern hätten sie den Vater Philipps selbst dahin gebracht. Es giebt nur einen einz'gen Menschen, den sie nicht anzutasten wagen, den sie aber so fest umklammert haben, daß jeder Schritt, den er freywillig zu thun glaubt, nach ihrer Vorschrift geht.

Ist Phlipp todt, dann werfe Prinz Johann vor dem guten Karlos sich nieder, und jene Richter müssen schweigen. Den Namen Philipp wollt' ich dem Papiere nicht anvertrauen. In Madrid hätte ich ihn Ihnen nicht einmal genannt.

Fürstin. In Sachsens Wäldern ruhen solche Dinge! Bewundern muß ich, Pater, wo ich nicht begreifen kann. Ich glaube an die Wahrheit dessen, was Ihr sagt. Allein Ihr sprecht in Eurem Aufsatz von itziger Gefahr des Gatten — von Mitteln, ihn zu retten, vor denen ich zurückschaudern würde.

Waldbruder. Ja, leider! werden Sie's. Ihr Gatte ist nicht blos im Verdacht der Ketzerey.

Er wird schon als ein solcher angesehen. Die Berichte von seiner ersten Reise lauteten so sehr schon gegen ihn, daß man bey seiner Zurückkunft von Seiten der Inquisition ihn warnen ließ, mit keinem Ketzer wieder Gemeinschaft zu pflegen, seine Korrespondenz in ketzerische Staaten ganz zu unterlassen. So heimlich er's betrieb, so wußte man doch alles. Man erfuhr, daß er mit einem Ritter Walter und einem Ketzer, der einst in Madrid war, Namens Henriko, umging; das einzige Geheimniß blieb uneröffnet, daß der Ritter sein Sohn sey. Man hatte seinen Untergang beschlossen; allein dem unbefleckten Ruf und der allgemeinen Liebe, die Gonzago hatte, ließ sich nicht so geradezu entgegenarbeiten. So heimlich er die zweyte Reise hielt, so ward sie bald bekannt. Sein Sohn ward sein Verräther, und dieser Sohn ist einer seiner ärgsten Feinde. Um ihn auf offenbarem Ungehorsam zu betreten, schickte die Inquisition ihm ein geheimes Verbot, nicht abzureisen, weil man seiner Seele halber besorgt sey. Ihr Gemahl fand diesen Befehl sehr lächerlich — und lachte — und reiste.

Fürstin. Das alles wißt Ihr, und ich nicht? Für die Entdeckung muß ich Euch doch herzlich

danken, und wie kann ich's beſſer, als daß ich nun auch den geringſten Zweifel aufgebe? Wer ſo viel von der Sachen Lage in Spanien weiß, der muß auch Mittel wiſſen, zu helfen. Nennt ſie! Mögen ſie noch ſo ſchrecklich ſeyn; ich will ſie hören, will ſie befolgen, will ganz gehen, wie Ihr mich gehen heißt.

Waldbruder. Sie wiſſen, Fürſtin, ſicher, wie in Spanien man des Monarchen Lüſten zu fröhnen ſucht. Daß Philipp in dem Punkte unerſättlich iſt, iſt ſehr bekannt. Ob Sie es wiſſen, daß der Pater Alrich und der Heuchler Domingo Ihre Tochter für den König beſtimmt, laß ich dahin geſtellt ſeyn.

Fürſtin. Weſſen beſchuldigt Ihr mich? Und wie kommt Ihr zu ſolchen Aeußerungen?

Waldbruder. Warum ſo fremd, Eugenia? Sie ſchützt der Ablaß ja für alles. Sie ſcheinen mein Rettungsmittel nicht gern hören zu wollen. Sie können das entbehren. Bleibt Ihr Gemahl in Deutſchland, ſo haſte ich für ihn.

Fürſtin. Das kann er nicht. Er kann den Vorrechten nicht entſagen, die er in Spanien hat, die vielleicht ſein Sohn um ſeinetwillen auch

verlieren könnte, wenn er sie sich vergäbe. Der Vorschlag geht nicht, ich will den andern.

Waldbruder. Der Inhalt meiner Briefe lautet also: daß Ihre Tochter dem Könige bestimmt, und itzt gewiß bereits geopfert ist. Die Tugend der Mädchen hält man in Madrid in gewissen Fällen immer noch für unbescholten, wenn man sie gleich verloren weiß, und Rui Gomez schwört auf Ihrer Tochter Unschuld. Man denkt wohl gar, ein königliches Spiel, und eines Kardinals geheimer Unterricht erhöhe noch den Werth der Tugend, anstatt sie zu verletzen. In solchen Träumen wiegt sich in Madrid Mann und Geliebter. Die schwärmerischen Grillen der Einbildungskraft werden nirgends so hoch getrieben, als wo der Despotismus sich vom Monarchen bis zum Bettler zeigt.

Die Fürstin Anna hat der Mutter Stolz, den Stolz, der unter jedem andern Himmelsstriche ihr Geschlecht für Laster schützt, in Spanien nicht. Prinzessin Eboli liebt den Fürsten Gonzago, und ihn zu retten, stellt sich Rui Gomez schon noch einmal blind.

Fürstin. Laßt mich Euch unterbrechen, Pater. In meinen Briefen von der Prinzessin

ſteht mit trocknen Worten, daß Rui Gomez von ihr ausgeſchlagen ſey. Lieb iſt mir dieſe Nachricht nicht geweſen.

Waldbruder. So machen Sie ſich fertig, in Ihrem nächſten Briefe die Nachricht von der wirklichen Verbindung zu erhalten. Sie wiſſen doch, daß man in Spanien keinen Willen hat, wenn man am Hofe lebt, daß alles, was man ganz freywillig zu thun ſcheint, nach dem Sinne derer geht, die die Intrigue des Hofes führen. Wie konnte die Prinzeſſin Eboli, unſchuldig wie ſie war, dem Rui Gomez, den die ganze Stadt faſt mit Widerwillen betrachtet, der wenig Freunde am Hofe hat, ihre Hand geben? Von Rui Gomez' wär' es immer ein großer Staatsfehler geweſen, ſo zeitig um ſie anzuhalten, wenn ich nicht wüßte, daß er ſeinen Rückhalt am Könige gehabt. Er war auch nichts weniger als betreten über die erhaltene Weigerung, ſo wie die Fürſtin und die Königin die einzigen waren, die im Ernſte glaubten, die Sache ſey geendet. Daß nun Ihre Tochter ſchon itzt in Madrid viel gelten mag, das heißt, daß ihre Unthätigkeit ſich in Thätigkeit verwandelt, das braucht wohl keines fernern Beweiſes. Erhalten wir die Nachricht,

daß ſie den ſeinen Schlingen Domingo's und ſeiner Helfershelfer widerſtanden, ſo iſt mein Plan geſcheitert; allein, dann hat Madrid auch eine andre Geſtalt gewonnen.

Für Sie und all' die Ihrigen könnte nichts erwünſchter ſeyn, als wenn der Greis Monarch indeſſen die Augen geſchloſſen hätte.

Fürſtin. Welch einen Wunſch aus Ihrem Munde, Pater! Iſt Philipp nicht Ihr König?

Waldbruder. Den ich als König immer ehrte, als Menſchen niemals ſchätzte. Ich ſage Ihnen, Fürſtin, daß ich nicht ohne Schaudern Ihnen alles, was ich denke, entdecke. Ich könnte, wollt' ich nur etwas weniger ſtrenge auf meine Pflichten halten, Sie ganz allein zum Opfer machen. Man glaubt mir zehnmal, ehe man Ihnen einmal glaubt. Ich könnte Sie mit wenig Worten, mit dem Bericht von Ihren Handlungen, nur etwas ſcheinbar zu Ihrem Nachtheil vorgetragen, ſtürzen; verhindern, daß Sie Spanien je wieder ſehen, und Gott weiß, ob der Ahndungen ſchreckvolle Menge, die mich itzt drückt, es meiner Seele nicht eigentlich zuflüſtern, ich ſoll es thun. O Fürſtin! wenn

Sie mich verrathen könnten! wenn Sie scheinheilig mir Aufrichtigkeit lögen, und ich mich einer Falschen entdeckt hätte?

Fürstin. Nein, Pater, das habt Ihr nicht. Wenn ich zuweilen rasch und auffahrend bin, wenn ich drob zürne, daß Ihr wißt, was weibliche Schwäche nicht gern gesteht, so haltet das zu gute. Gewohnt, vor keinem Menschen mich in allen den Fehlern, die ich als Mensch besitze, aufgestellt zu sehn, ist mir die Rückerinnerung an manche Handlung so zuwider, daß ich der Hitze weiche, und Uebereilung ohne Ueberlegung mich glauben läßt, ich könne geschehene Dinge ungeschehen machen, wann ich sie läugne. Damit Ihr aber seht, daß ich's itzt redlich meyne, so gesteh' ich Euch, daß ich den Plan der Herren Alrich und Domingo, die Tochter dem Könige zuzuführen, vorlängst bereits gebilligt. Ist das ein Unrecht, so verzeihe mir es Gott. Ich glaubte sie nicht besser versorgen zu können. Kann ich noch retten, Pater, so sagt mir, auf welchem Wege. Ich eile, fliege nach Madrid, um dieser Sünde mich zu entladen.

Waldbruder. Das ist zu spät. Doch mit der Ueberzeugung Ihrer Redlichkeit bin ich zu-

frieden. Auch sichert Sie meine pünktliche Gewissenhaftigkeit dafür, daß ich nichts gegen Sie unternehmen werde. So lange noch ein möglicher Fall da ist, das alles zu retten, rette ich nicht den Theil; und wo auch scheinbar nur ein Mensch mein Vertrauen noch zu verdienen scheint, da traue ich lieber, als daß ich unüberzeugt mißtrauen sollte. Der feste Vorsatz, stets gerecht zu seyn, läßt dann mich ruhig über Ungerechtigkeiten bleiben, die ich nicht begangen, noch gewollt habe.

Fürstin. Also zur Sache, Pater. Ihr sprecht von neuen Briefen, von Dingen aus Madrid, das mich beträfe, von der Gefahr, in welcher sich der Fürst befände — das alles macht mich zittern —

Waldbruder. Ich habe die unbedingtesten Befehle, mich jedes Mittels zu bedienen, um Sie und Ihren ketzerischen Gemahl (so drückt man sich aus) nach Spanien zurückzuschaffen. Es ist kein Zweifel, sobald Sie mit ihm erscheinen, wird er verhaftet. Man macht ihm den Prozeß. Seine mir wohlbekannte Standhaftigkeit hält die Verhöre nicht aus, die in der Santa Kasa üblich sind. Nur Einen, den kleinsten

Widerspruch auf alle ihm vorgelegten Fragen, und sein Leben ist verwirkt. Er wird auf hundert widersprechen, vergebens sucht man Menschensinn in den Verhören. Aus ihrer eignen Mitte Einer ist nur fähig, sich da herauszuwickeln. Auf Verzeihung kann kein solcher, wie Gonzago, nie rechnen. Ist er nur einmal im Verhör gewesen, so ist des Tages Licht für ihn auf ewig verloren. Man weiß, er würde von den Dingen nicht schweigen, die er gesehen und gehört.

Der einzige Weg also ist, Ihrer Tochter Laster. Die Mutter, die sie für Spaniens Monarchen bestimmte, muß ihr dann auch entdecken, daß nur der Tugend Opfer den Vater retten kann. Noch ist es zweifelhaft, ob sie die Gnade hat, den Herren zu gefallen, die über Leben und Tod gebieten. Die zweyte Frage noch, ob sie sich so zu benehmen weiß, daß man ihr Wort zu halten sich verbunden, und sie wichtig genug glaubt. Es ist der einzige mögliche und doch so unbeschreiblich gefährliche Weg, der gegangen werden kann, wenn Gonzago einen Fuß nach Spanien setzt — Worüber denken Sie nach, Fürstin?

Fürstin. Ueber das Gewebe von solchen Mitteln zu einer solchen Leitung. Es ist doch

fürchterlich, wenn in dem Ganzen, was Ihr da ſagt, Wahrheit liegt. Es wäre kein andrer Weg?

Waldbruder. Noch einer, mit deſſen Entdeckung ich mich ganz in Ihre Arme werfe. Wenn Sie den verrathen, ſo iſt mein Endurtheil gefällt. Dann werde ich entweder zum martervollen Tode nach Spanien gebracht, oder, verfährt man gnädig mit mir, ſo endet ein heimliches Gift mein Leben.

Fürſtin. Ich werde Euch doch nicht verrathen, Pater, da ich Euch alles zu verdanken habe! Ich bitte Euch, errettet mich von jenem Mittel, das meine Seele ganz niedergeſchlagen.

Waldbruder. Gut, ſo ſchreib' ich nach Madrid, der Fürſt Gonzago ſey durch meine Hand bereits dem Tode übergeben, weil er der heiligen Inquiſition zu nachtheilig werden können.

Fürſtin. Und ich? Was wär' ich dann in Spanien? Die Rechte und die Güter meines Mannes fielen auf ſeinen Sohn; und mein Johann? der ſollte vom Beſitze alles deſſen ausgeſchloſſen bleiben?

Waldbruder. Dergleichen Ueberlegungen, Fürstin, sind hier doch wohl am unrechten Orte. Wenn doppelter Verlust auf dem Spiele steht, so ist die Wahl nicht schwer. Und was gewinnen Sie in jenem Falle? Vielleicht verliert dann auch Ihr Sohn die Güter, die Sie ihm itzt retten können. Sie fallen der Inquisition zu.

Fürstin. Pater, ich glaube, daß Ihr Recht haben könnt; allein, daß Ihr Recht habt, davon müßt Ihr mich besser überzeugen. Noch etwas wichtiges hab' ich vergessen — Der alte Wibert war dem Tode nahe, wie ich das Schloß verließ. Ihr thätet wohl, wenn Ihr, wenn er noch nicht gestorben seyn sollte, einen Versuch machtet, dem wahren Glauben ihn vor seinem Ende zuzuführen.

Waldbruder. Was sagen Sie, Fürstin? Nein, die Nachricht kann nicht wahr seyn! Sie hätten eine Stunde mit mir sich unterreden können, und erwähnten erst itzt der fürchterlichen Neuigkeit; sagten mir erst itzt, daß meiner Freunde erster mir entrissen werden soll?

Fürstin. Das hab' ich nicht gewußt, daß ein Ketzer so nahe Euch am Herzen liegen könnte. Wahr ist's indessen, und ich zweifle, ob Ihr ihn noch lebendig treffen werdet.

Waldbruder. Der hämiſche Zug, Fürſtin, ſtürzt das ganze verſtellte Gebäude, das Sie meinem Herzen ſehen laſſen. Ich ſehe es, ich bin verloren. In Wiberts letzter Umarmung will auch ich die letzte Freude auf Erden mir ſuchen — denn Sie ſind ein verrätheriſches Geſchöpf.

(ab.)

Fürſtin. Das könnte ſeyn. Weiß ich doch itzt alles, was ich wiſſen wollte. Die Plane ſind wahrhaftig aus der Hölle genommen. Mein! Mein Einfluß bey dem Kardinal iſt ſicher größer als der deinige. Noch heute ſoll mein Brief ihm von dem nöthigſten die Nachricht geben. Noch heute will ich ihm die Ketzerin Marie als eine zu bekehrende Perſon anzeigen, will, um ihn für ſie einzunehmen, ſagen, ſie habe Neigung ſchon zu unſerm Glauben gezeigt, ſie wolle ſich in die Arme der Kirche werfen. Ich will ihm ferner ſchreiben, daß Gonzago das ſeinige, als ächter Katholik, zu dieſer Sinnesänderung beygetragen. Ich will das Leben meines Sohnes Johann ihm melden, und ihn von einer Seite ſchildern, die des Zutrauen des heiligen Gerichts für ihn erwerben ſoll. Den Ketzer Henriko will ich gänzlich aus dem Spiele laſſen — Den Pater will ich

ſchonen, ſo lang' ich kann; allein, nimmt er nur die entfernteſten Maaßregeln zu meinem Untergang, ſo iſt er auch nichts beſſers werth, als in die Grube ſelbſt zu fallen, die er mir gegraben.

(ab.)

Madrid.

Eine Wohnung des Prinzen Karlos außer dem Schloſſe.

Karlos allein, mit Papieren beſchäftigt.

Wie vorſichtig Poſa jedes Blätchen abgeſchrieben! Zu welchem Ende kann er es gethan haben, als weil er widrige Zufälle erwartete? Der mächtigſte Mann zur Rettung Flanderns mußte fallen; der minder wichtige bleibt zurück. Wär' ich das Opfer geworden, und hätte dieſem Poſa meine Rechte auf jener Menſchen Rettung übertragen, ſie hätten ihn ſo gern als mich aufgenommen, ſie wären ihm gefolgt, und niemand hätte ihm den Ausgang aus dem Reiche wehren können, wie mirs geſchieht. Ich muß mich da wegſtehlen, wo er frey übergehen konnte. Warum veränderten wir nicht den Plan? Warum nicht er zuerſt nach Flandern, ich ihm nach? Vielleicht geh' ich den Weg ihm nach, den er itzt ging.

Ha! da ist noch ein Blatt von seiner Hand. Wir wollen doch sehen, was er schreibt.

(Er liest.)

Mein Karlos!

„Auch die besten Plane scheitern oft. Zwar „sind wir nah am Ziele, aber doch ist Vorsicht „niemals überflüßig. Ich habe alle Instruk„tionen noch einmal hier für Dich zurückgelegt. „Der sie in Händen hat, giebt sie Dir blos „nach meinem Tode. Du hast dann nichts zu „säumen. Dem, der Dir dieses giebt, kannst „Du Dich sicher anvertrauen. Sollte dies „Blatt in Deine Hände kommen, so wanke „nicht, wenn Posa gleich von Deiner Seite „weggerissen ist. Dann war es in des Ewi„gen Rathe so beschlossen.

O guter Posa! Ich will Dir folgen. Die Mitternacht soll von Madrid mich trennen, von Spanien wenige Tage; und bis dahin soll hoffentlich mich Keiner hier entdecken. Auf jeden Fall bin ich verwahrt, mit einem unterirdischen Gange versehen, der von den Menschen mich entfernen kann, die meinen Tod befördern können.

(Er geht hinaus, kömmt aber gleich wieder.)

Der

Der Mensch ist also treu. Auf dein Wort, Posa, vertraute ich ihm mein Leben. Deinem Worte könnte man Königreiche anvertrauen. Es ist unmöglich, das Geheimniß meiner Reise zu entdecken. Ich habe in alles, was vorher geschehen sollte, so viel Aenderung gebracht, daß alles Forschen vergebens seyn wird. Nur aus Madrid glücklich hinweg, und ich bin sicher gerettet.

Was doch der Mensch für sonderbere Seelenkräfte hat! Wenn man mir gestern prophezeiht, ich würde ohne diesen Posa meine Unternehmung enden wollen; mir gesagt, nach seinem und des Priors Tode, würde ich mit der Gelassenheit die Dinge alle überlegen, die ich bis itzt durchdacht: ich hätte einen Thoren ihn gescholten, die schlechteste Meynung ihm von meinem Herzen zugetraut, und mich selbst, könnt' ichs thun, verachtet. Itzt thu' ichs wirklich. Kalt seh' ich zurück auf Posa's und des Priors Mord, als hätte es so seyn müssen. Es ist, als ob ich einen Berg hinan zu klimmen hatte, wo zwey Gefährten mich unterstützten. Sie fielen, und ich muß mit ihnen fallen, wenn ich nicht weiter klimme. In Riesengröße steht das Werk vor mir, was ich aus-

fahren soll, und ihr Verlust in Zwerggestalt. Oder wirkt die lohnende Gerechtigkeit auf mich, daß ich sie vergessen muß, weil dort ihr Loos so selig gefallen, daß sie zu beneiden sind?

Enträthsle mir das alles, du innret Bewohner meines Körpers, der einst da seyn wird, wo sie itzt sind. Es schweigt in mir. Warum sind nicht mehr Spuren der Ewigkeit in uns, und warum fliehn sie uns gewöhnlich, wenn wir sie aufrufen?

Ich höre auf zu grübeln. Ich will dem matten Körper einige Stunden Ruhe schenken, um dann den großen — großen Kampf der Menschheit gegen Vater- und Tyrannenhärte zu kämpfen.

(Er legt sich nieder.)

Madrid.

Rui Gomez Palaſt.

Domingo. Lerma. Rui Gomez. Hernach Prinz Eboli. Ein Dominikaner.

Domingo.

Wenn er nur nicht ſchon fort iſt! Seine Zimmer leer! Wer kann es wagen, ſeiner Majeſtät die Nachricht zu überbringen? Wiſſen Sie denn auch, daß Philipps ganzes Wohl an dieſem Daſeyn, oder Nichtdaſeyn hänge; daß Karlos, wenn er einen Schritt nur aus Madrid gethan, weit mächtiger als Philipp iſt?

Lerma. Er iſt zum Thore von Aranjuez in des Priors Wagen eingefahren. Man hat ihn gleich gekannt. Aus Ehrfurcht hat man ungefragt ihn vorübergelaſſen; allein, daß er aufs Schloß gefahren, iſt gewiß.

Rui Gomez. Er müßte ſehr unkenntlich verſtellt wieder aus der Stadt entkommen ſeyn.

Man hält doch jeden an, und Karlos Wesen trügt so leicht Keinen. Ich glaube, des Prinzen Eboli Vermuthung ist gegründet.

Prinz Eboli (mit dem Dominikaner eintretend.) Hier bring ich meinen Mann. Erzählt nun, Pater.

Dominikaner. Sie werden mich vertheidigen, Domingo, damit man mich nicht als Verräther betrachte. Ich werde aufgefordert zu sagen, was ich von dem Prinzen weiß. Man verlangt in des Königs Namen es zu wissen. Muß ich nicht folgen, ists nicht Pflicht zu reden?

Domingo. Das ist es allerdings. Sprecht unverholen, Pater, und ich gebiete Euch im Namen der heiligen Hermandad, auch nicht den kleinsten Punkt zu verbergen. Des Prinzen Gefangennehmung ist im Werke —

Pater (bestürzt) Gefangennehmung des Prinzen! Domingo! Und ich soll das Werkzeug seyn?

Domingo. Vom Himmel dazu ausersehen. Ließ Gott einst seinen Sohn als einen Uebelthäter behandeln, um Millionen Seelen zu retten, warum soll Philipps Sohn nicht sterben, wann es heilsam ist?

Lerma. Sterben? Domingo, wißt Ihr das gewiß, so mögt' ich faſt des Königs Befehle übertreten.

Domingo. Der beſſere Rath iſt der, daß Ihr ihn zu vertheidigen ſucht — Beweiſet ſeine Unſchuld in allem dem, was man zur Laſt ihm legt, und Ihr rettet ihn gewiß. Wenn von Gefangenſchaft die Rede iſt, ſo fällt der nächſte Gedanke doch wohl auf den Tod. Den Königsſohn gefangen nehmen, ſetzt wichtigere Verbrechen voraus, als beym gewöhnlichen Menſchen. Ich übertrete nie den Willen des Monarchen, und wüßt' ich, daß ich Unrecht thäte, ſo ziemt es ihm, das Unrecht zu vertheidigen. Itzt, Pater, nur zur Sache.

Pater. Ich kenne eine Wohnung, die Karlos außer ſeinen Zimmern auf dem königlichen Schloſſe bezogen hat. Ich habe ihn da oft allein geſehen, oft hatte er den Markis bey ſich, den der verwichene Tag den Todten zugeſellt. Noch heute ſah ich ihn in dieſes Haus ſich ſchleichen. Ein einziger Menſch war bey ihm, den er vor wenig Stunden fortgeſchickt, und ſeine Thüren verſchloſſen.

Domingo. Er ruhet. Er wird ſchlafen bis zur Dämmerung. Von ſeinem Geiſte nimmt mich das ſehr Wunder. Geſchwind, Ihr Herren, Wache vor das Haus. Es könnte ihm im Traume erſcheinen, daß wir auf ihn lauern; er könnte ſich bereits aus ſeinem Aufenthalte entfernt haben. Er könnte in Madrid ſich irgendwo aufhalten, auf irgend eine Art die Mauern überſteigen.

Pater. Das kann er nicht. Es ſind bereits Aufpaſſer ſowohl an ſeinen Thüren, als am geheimen Gange, durch den er einen Ausweg hat.

Domingo. Und auf weſſen Befehl? Iſt Wirkſamkeit und Thätigkeit denn in alle Sterblichen gefahren?

Prinz Eboli. Ich bin der Stifter von dem allen! Mir iſt der Prinz von jeher haſſenswerth geweſen. Ich ſah in ſeinen Mienen immer etwas, das dem König Philipp gefährlich werden würde. Seitdem der König mich mit ſeiner Gnade zu beehren geruht, hab' ich auf jeden Wink geachtet, den Karlos gab. Sein Verſtändniß mit Poſa, und des Letztern Einfluß auf den König, hat mich zittern laſſen. Und wenn der Knoten ſich nicht ſo gelöſt, ſo hatte ich bereits

einen andern Plan, die beiden Retter Flanderns zu entlarven. Der Prinz ist nie mein Feind gewesen. Er hat vielmehr mir Neigung gezeigt. Allein, wer so zweydeutig vom Glauben spricht, wer von der Unterwürfigkeit der Unterthanen gegen ihren Herrn so sonderbare Begriffe äußert, wer von den Rechten des Monarchen so vieles trennen will, wer folglich die Inquisition und auch den König beleidigt, der konnte nie des Prinzen Eboli Freund seyn.

Domingo. So spricht ein würdiger Grand von Spanien. Dächten Philipps Grandey alle so, er wäre zu beneiden. Ich wünsche Ihnen Glück, mein Prinz, daß diese Denkungsart, trotz eines nicht so frommem Vaters Lehren, bey Ihnen Platz gefunden. Sie werden einst in Spanien glänzen.

Prinz. Erwähnen Sie mir diesen Vater nicht. Die Pflicht will, daß ich ihn nicht hassen soll, und so bemitleide ich ihn nur. Er war vertrauter Freund des Prinzen. Karlos und Gonzago durchwachten mit einander oft Nächte, und ich hörte oft, was meinen Ohren Mißklang war. Ich hörte, wie den Flandrern Recht gegeben

wurde, ich hörte Philipps Tadel, und zitterte dabey. Allein, der Sohn vermogte nicht, den Vater zu verrathen, und itzt erst, da ich ihn entfernt weiß, itzt, da er Spanien gewiß nicht wieder betreten wird, er müßte denn den Kopf verloren haben, und seines Lebens überdrüßig seyn — itzt kann ich's wohlentdecken, daß er die Inquisition oft grausam und tyrannisch schalt, daß er den Kardinal Großinquisitor den ersten Wollüstling genannt. Man denke nun, ob ich den Prinzen lieben konnte, der so von Heiligen sprechen ließ, und schwieg.

Domingo. Mir ist nichts Räthsel, als daß ich von dieser Wohnung des Prinzen nichts gewußt.

Pater. Er hat sie noch nicht lange, und Posa hat sie ihm verschafft. Der Markis wohnte eine lange Zeit im Stillen da. Von einem unsers Ordens, der sein genauer Freund war, dem er einst das Leben gerettet, und der ihm seiner alten Tage ruhiges Glück zu danken hatte, erfuhr er, daß zu Karls des Fünften Zeiten der itzige Monarch die Wohnung sich gewählt hätte, weil dieser Gang zu einem Kloster aus der-

ſelben, und von dem Kloſter aus Madrid leitete. In jenem Kloſter waren damals die Vertrauten des Königs. Wie er zur Regierung kam, ließ man den Gang vom Kloſter aus zu beiden Seiten etwas verſchütten. Es war ein leichtes, itzt ihn ſo zu leiten, daß er, ohne Beziehung auf das Kloſter, vom Hauſe auf die Felſenhöhle leitete, in welcher er ſich endet.

Sechs Wochen ſind's, als jenem Dominikaner ſeine Sterbensſtunde ſchlug. Ich ſollte ihn bereiten. Ich bemerkte viel Aengſtlichkeit an ihm. Ich ſprach ihm ins Gewiſſen, wenn etwa dieſes oder jenes er noch auf ſeinem Herzen hätte, mir es zu entdecken. „Wenn ich Euch trauen dürfte," ſagte er halb ſterbend ſchon. Ich drang in ihn, verſprach, gelobte, und erhielt den Schlüſſel, den Sie hier ſehen, freylich unter der ausdrücklichen Bedingung, ihn gleich dem Markis Poſa abzuliefern, und ihm für die gerechte Sache des Prinzen — ſo drückte er ſich aus — ſo hülfreich beyzuſtehen, wie er bisher gethan. Ich wankte gleich nach ſeinem Tode, was hier zu thun. Wir ſind nicht immer ſtark. Der Prinz und König kamen hier ins Spiel. Des Einen Rechte waren freylich mächtiger, als die des Andern; und dem

Vater folgt doch immer der Sohn. Allein, ich stellte mir den Prinzen Karlos auch besser vor, und dachte auf ein Mittel, wie Beiden zu dienen wäre, ohne Eines Schaden.

Domingo. Ihr nahmt den falschen Weg. Es war Euch Pflicht, der heiligen Inquisition von einem solchen Geheimniß ohne Grübeln Nachricht zu ertheilen. Ihr seht die Folgen itzt.

Pater. So war auch anfangs mein Gedanke und Entschluß, und eben im Begriff ihn zu vollführen, erschien Prinz Eboli — Er würdigte mich, seit langer Zeit, mir jede Falte seines Herzens zu enthüllen. Er liebte seinen Glauben, seinen König und sein Vaterland. Ich begehrte Rath von ihm. „Behaltet den Schlüssel," sagte er mir, „und laßt durch meine Leute, die ich „Euren Befehlen untergeben, das Haus sowohl „als jenen Eingang genau beobachten. Bey dem „geringsten, was verdächtig scheint, ertheilt mir „Nachricht. Wo man sich ein Verdienst um den „Monarchen zu schaffen weiß, da muß man in der „Stille handeln."

Domingo. Nicht übel, und des Prinzen wegen sey es Euch verziehn. Also seyd Ihr sicher

überzeugt, daß der Prinz in dieſer Wohnung iſt? daß er allein darin? daß noch von keinem Komplot ſich Spuren gezeigt? daß außer jenem Menſchen Niemand in das Haus gekommen?

Pater. Das alles iſt gewiß! Doch, wenn des Prinzen Gefangennehmung ſo nothwendig iſt, ſo rathe ich, den Eingang in die Wohnung, mittelſt dieſes Schlüſſels, vom Felde aus zu nehmen. Von der Seite der Straße ſind die Thüren ſo verwahrt, daß ohne großen Lärm nichts ausgerichtet werden kann, und Karlos iſt vom ganzen Volke geliebt.

Domingo. Ganz richtig — Graf Lerma, Sie werden den Befehlen des Königs itzt Genüge leiſten können. Ich habe noch einen nächtlichen Beſuch zu machen. Die Kerker der Inquiſition enthalten einen der wichtigſten Männer, der noch heute beichten muß. Prinz Eboli, Sie wünſcht der Kardinal Großinquiſitor morgen, in Begleitung Ihrer Schweſter, bey ſich zu ſehen. Wir haben Ihres Vaters Aufenthalt erfahren, und wollen dem Sohne Rang und Ruf und Güter retten.

Prinz Eboli. Ich danke tauſendfach. Ich werde nicht ermangeln, zu erſcheinen. — Gern

nehm' ich aus den Händen seiner Eminenz ein Geschenk, von meinem Vater unväterlich mir geraubt.

Domingo. Wenn Rui Gomez heute sich nach seiner Pflicht benimmt, so könnten gewisse Wünsche ihm wohl noch gewährt werden. Auf glückliches Wiedersehen —

(ab.)

Lerma. Du willst es, Ew'ger dort oben. Ich bin unschuldig. Wir wollen gehen. Der Dominikaner mag uns führen.

(alle ab.)

Madrid.

Palaſt des Herzogin Alba.

Herzogin Alba. Prinzeſſin Eboli.

Herzogin.

Daß uns der Schlaf flieht, Eboli, zeigt unſre Größe. Nur denen ſteht er zu Gebote, denen der gegenwärtige Augenblick ihr Alles iſt. Die Nacht iſt ſchwül und ſchwer. Gewitterwolken thürmen ſich an Gottes und an Spaniens Himmel. Die Mitternacht entſcheidet große Dinge. Sie gaben mir Ihr Wort, daß Rui Gomez Ihre Hand erhalten ſollte; Sie werden Gelegenheit erhalten, ſie dieſe Nacht ihm noch zuzuſagen.

Eboli. Noch dieſe Nacht? Wie ſo? Enträthſeln Sie ſich mir, Herzogin. Sie ſind für eine Freundin zu geheimnißvoll. Ich weiß, daß Poſa's Tod halb Madrid im Wachen erhält.

Herzogin. Allein, Sie wiſſen nicht, daß Rui Gomez eben Ihrem ärgſten Feinde die Freyheit raubt. —

Eboli. Meinem ärgſten Feinde? — Wer ſoll das ſeyn?

Herzogin. Hatten Sie je einen, als den Prinzen Karlos?

Eboli. Es iſt nicht freundlich, mich an ihn zu mahnen. Der Monarch verrieth mir nicht das Feuer, ihn zu ſtrafen. Wenn Karlos etwas zu befürchten gehabt, ſo iſt er ſicher nicht mehr in Madrid. Wie lange iſts ſchon, daß Philipp den Skorpion aus meinem Munde empfing? Sein Gift muß längſt verflogen ſeyn. Die Königin weiß es, daß ſie beſtohlen iſt, und iſt doch ruhig. Könnte ſie es ſeyn, wenn etwas nur zu fürchten wäre? Sie haben Philipp an der ſchwachen Seite gefaßt.

Herzogin. Und wenn in einer Stunde Rui Gomez erſcheint, und mir die Nachricht bringt, der Prinz iſt nun in Feſſeln — und es iſt wenig Hofnung da, daß er lebendig ihnen entnommen wird . . .

Eboli. Dann will ich ihn als meinen Rächer umarmen; will den, den ich haßte, lieben; will ſchätzen ihn, den ich verachtete; will den größten Mann in Spanien ihn nennen.

Herzogin. Geduld also! Noch mehr, dem Pater Innozenz werden eben itzt Punkte vorgelegt, die er unterschreiben muß, wenn er leben will. Daß sie, keine Apologie der Königin enthalten, ist Ihnen wohl einleuchtend? Ist denn Elisabeth uns weniger im Wege, als Karlos?

Eboli. Itzt wundre ich mich nicht mehr, daß Sie sich so lange beym Könige erhalten haben.

Herzogin. Ihr Bruder baut sich eine Stufe beym Monarchen, daß er nie stürzen kann. Er hat des Prinzen Aufenthalt erforscht, den sonst niemand entdeckt haben würde — Die Mönche des Karthäuserklosters auf dem Wege nach Aranjuez werden in dieser Mitternacht mit andern vertauscht. Der neue Prior bleibt allein zurück; und eben itzt ist Herzog Alba's Vollmacht unterschrieben, in Flandern des Monarchen Stelle unbedingt zu vertreten. Ist die Nacht nicht des Wachens werth?

Eboli. Werth, daß jeder Sterbliche sie der Bewunderung der Herzogin Alba widmet.

Herzogin. Und nun muß ich Sie noch um etwas bitten.

Eboli. Ich dächte, bey den Wundern, die

Sie wirken, hätten Sie das Bitten ganz verlernt.

Herzogin. Sie sollen bald Mitwirkerin der Wunder seyn. Itzt sollen Sie mich zur Aebtissin Reutha begleiten, und in einer Stunde sind wir wieder hier. Sie staunen? Kommen Sie nur. Sie werden Ihre Freude an dem Auftritt haben!

(Sie nimmt die Prinzessin bey der Hand, die mit stummer Verwunderung ihr folgt.).

Gegend bey Madrid.

Felſenhöhle.

Zwey Wachen. Graf Lerma. Rui Gomez. Prinz Eboli. Dominikaner. Wache.

Dominikaner.

Wir ſind recht, da ſind meine Leute. Wie ſteht's, Bertholdo?

Bertholdo. Ich habe nichts geſehen, weil meine Augen aufs Innere der Höhle gerichtet waren. Medardo ſagt, er habe einen Menſchen ſchon einige Mal aus dem Gebüſche ſchleichen ſehen.

Medardo. Hochwürdiger Herr, ich ſah ihn ſehr deutlich aus den Gebüſchen ſich hervorſchmiegen. Die Blätter raſſelten mehr, als der Wind ſie ſchüttelt. Er trat zehn Schritte vor, ſchien mich zu ſehen, und ſtand plötzlich ſtill. Es war meinen Ohren ſogar, als ob ich den Namen Karlos nennen hörte, wenigſtens drückte der Schall

ſich dumpf und langſam zu mir her. Ich wollte keinen Laut von mir geben.

Rui Gomez. Ganz richtig iſt es alſo nicht, und auf der andern Seite doch ſehr gut, daß wir nicht fehlgegangen.

Dominikaner. Itzt haltet die Windlichter bereit. Ich will mit meinen beiden treuen Gefährten, Medardo und Bertholdo, vorweggehen. Sie folgen mir, aber auch wenn Sie wollen, können Sie zurückbleiben; ich hafte dafür, daß niemand bey ihm iſt.

Lerma (vor ſich.) Ach, leider, Karlos, ſcheint dein Unglücksſtern! So unvorſichtig hätt' ich ihn nicht geglaubt. (laut) Sie, Rui Gomez, bleiben mit der halben Wache zurück, um jeden Ueberfall zu hindern. Prinz Eboli kann wählen, dazubleiben, oder mitzugehen.

Prinz Eboli. Ich gehe mit! Ich habe dieſem Prinzen gleich beym erſten Augenblicke der verlornen Freyheit ein paar Worte zu ſagen.

(bis auf Rui Gomez und der Wachen Hälfte verliert ſich alles in die Höhle.)

Madrid.

Palaſt der heiligen Inquiſition.

Unterirdiſche Gefängniſſe derſelben.

Pater Innozenz. Pater Domingo.

Innozenz (indem Domingo eintritt.) Sie glaubt' ich nicht zu ſehen, Domingo. Sie pflegen ſonſt zu denen nicht zu kommen, die man in Miſſethäterkerker wirft.

Domingo. Es thut mir leid, mein lieber Innozenz, daß Sie ſich ſo vergeſſen können. Es hat zwar jeder Menſch der ſchwachen Stunden, allein auf Ihrer Stufe ſollte man ſie vermeiden. Der Kardinal iſt äußerſt aufgebracht. Der erſte Zorn hat ihn ſo hingeriſſen, daß er Sie dieſen Mauern übergab. Ich habe bereits mein möglichſtes gethan, ihn zu beſänftigen; ich habe vorgeſtellt, daß einen Mann, wie Sie, man nicht gleich andern behandeln muß; daß Sie nur in der Politik gefehlt; daß, wenn Sie für den König ſo wie für den Prinzen geſtritten hätten, wir uns

alles gefallen lassen. Ich hab' es unternommen, Sie wieder auf den rechten Weg zu bringen, und unter Einer Bedingung sind Sie mir gänzlich überlassen.

Innozenz. Und die Bedingung ist?

Domingo. Daß Sie mir alles treulich sagen, was Elisabeth in Ihren Beichtverhören Ihnen bekannt. Es ist nicht wider Ihre Pflicht. Sie sind ein Unterthan der Kirche. Sie haben geschworen, ihr treu zu seyn, und müssen diesen Schwur doch halten. Die Kirche findet es nothwendig, alles zu wissen, was die Königin gedacht. Nothwendig zu gewisser wichtiger Leute wichtiger Beruhigung. Erinnern Sie sich, als man Sie zum Beichtiger der Königin erhob, daß man da Ihnen sagte, daß Sie nur Bevollmächtigter der heiligen Inquisition wären; daß der Monarchen Sünden der Inquisition gebeichtet werden müssen. Sie werden also nichts dawider haben, der Inquisition das zu entdecken, was sie wissen muß.

Innozenz. Ich grüble nicht gern über Dinge, die mir zur Last nicht fallen können. Ich überlasse es der heiligen Inquisition, ob sie zu weit die Macht ausdehnt, die sie erhalten; ob sie sie sich genommen, oder ob sie ihr gegeben worden,

Genug ſie hat ſie, und ich bin gehorſam. Ein Beichtiger darf kein Regiſter über alles führen, was eine Königin ihm anvertraut. So viel iſt ſicher, daß ſie oft der Unzufriedenheit erwähnt, mit welcher ſie in Spanien ſey; daß ſie des Zwanges oft gedacht, mit dem man ſie behandelte; daß ſie der Schwäche ſich oft zeihete, die ihre Liebe zu ihrem Gemahl leiden müßte.

Domingo (lächelnd.) Sehr glaublich. Der Inquiſition erwähnte ſie nie?

Innozenz. Sehr oft. Sie ſprach mit Ehrerbietung von den erſten Dienern der Kirche, ſie erhob den Eifer für den Glauben, wünſchte aber, man mögte mit Verirrten milder verfahren, ſie wünſche Toleranz.

Domingo. Weil ſie der Ketzer harten Sinn nicht kannte. Sehr zu verzeihen. Sogar edel gedacht, und ſie deshalb zu loben. Der König iſt von dieſen Zweifeln auch nicht immer frey, und ich erhalte ihn in den Gedanken. Allein, was mehr uns am Herzen liegt, iſt das, was ſie vom Prinzen denkt und ſpricht.

Innozenz. Niemals, niemals, Domingo, hat ſie gegen mich darüber ſich enthüllt. Das engelreine Herz Eliſabeths iſt wahrlich viel zu tugend-

reich, als daß nur ein Zug in ihm ruhen könnte, der für den Monarchen Beleidigung wäre.

Domingo. Das denkt man auch nicht, hofft es nicht, und will es nicht. Man wünscht das Gegentheil. Allein, was überhaupt von der Verbindung mit dem Könige, und von der Trennung vom verlobten Prinzen —

Innozenz. Kein Wort ist je davon gesprochen. Nie ist ein Seufzer ihrem Herzen, nie eine Klage ihrem Munde entschlüpft. Sie wissen, Domingo, daß der Kardinal mich einst ließ merken, ich mögte selbst davon anheben, um, wenn ja Zweifel in ihr wären, sie zu beruhigen, und ihrer Seele Heil dadurch zu gründen. Ich that es, stellte Ihro Majestät es vor, wie peinlich ihrem Herzen wohl ein solches Opfer gewesen seyn mögte. „Nein, Pater, sagte sie, ich bracht' es gern. Die Pflicht, so viel ich konnte, Gutes zu stiften, hatte mir meine Religion in Frankreich, wenn sie schon nicht so strenge als die Eure ist, doch eingeprägt. Ich stiftete viel Gutes durch mein Opfer. Man muß vergessen lernen, was das Schicksal nicht für uns bestimmt. Die Pflicht, die mich das Opfer lehrte, wird mich lehren, es ertragen. Allein ich hasse jede Erin-

nerung daran. Verſchont mich alſo fernerhin damit.“

Nun, reden Sie ſelbſt, Domingo, wär's nicht Sünde geweſen, dieſer Holden unangenehme Augenblicke aufzuzwingen, und giebt es einen Menſchen, der nicht in Verehrung vor ihr die Knie beugen müßte? Die Glorie, die aus ihren ſanften Blicken ſtrahlt, iſt ja ſo überzeugend, daß dem Könige kein Zweifel an ihrer unbeſcholtnen Tugend bleiben kann.

Domingo. Wie alt ſind Sie, mein lieber Pater Innozenz? Wohl noch nicht dreyßig?

Innozenz. Was ſoll die Frage? Wollen Sie meiner ſpotten?

Domingo. Nein, lieber Pater, nur Sie erinnern, daß zwiſchen dreyßig und ſechezig ſich ein Unterſchied befindet, daß im erſtern Alter man ſehr füglich eine Gattin für unſchuldig halten kann, der man im letztern, beſonders wenn man einen Dreyundzwanziger zum Nebenbuhler zu haben glaubt, nicht gänzlich traut. Zudem ſo ſehen Sie mit ehrfurchtvollen Augen, mit denen nicht gerade jeder ſieht, was unrecht iſt. Wer Ehrfurcht hegt, und für den Gegenſtand, den er beobachtet, eingenommen iſt, der ſieht die Fehler für Tugen-

den, die Schwächen für nothwendiges Uebel an. Verzeihen Sie, mein lieber Pater, wenn ich Ihnen sage, daß Sie für einen Beichtiger einer königlichen Person nicht Kälte und Gelassenheit genug besitzen. Enthusiasmus gehört nicht an den Ort. Sie müssen nie den strengen Ton des Moralisten aus Vorliebe ablegen, denn Sie schwächen dadurch nicht blos das Zutrauen Ihres Beichtkindes; Sie schwächen Ihre Rechte und der Kirche Rechte.

Man wird daher genöthigt seyn, ein Amt von Ihnen zu nehmen, dem Sie Ihres guten Herzens wegen nicht gewachsen sind. Der Kardinal läßt Ihnen freye Wahl, ob Sie das Priorat in dem Karthäuserkloster auf dem Wege nach Aranjuez . . .

Innozenz. Ist denn das Priorat erledigt? Hat jener würd'ge Mann auch mit für Posa büßen müssen?

Domingo. Ach nein! Er starb eines natürlichen Todes. Vielleicht hat ihm der Schreck geschadet. Man hat zwar in dem Kloster, den Rechten des Konvents gemäß, den neuen bereits gewählt; doch der wird anderswo versetzt, wenn Sie die Stelle annehmlich finden.

Innozenz. Bewahre mich der Himmel, daß ich irgend einen verdrängen ſollte! Der neugewählte Prior ſoll in Ruhe bey ſeinem Poſten bleiben. Für mich wird wohl ein andres Plätzchen zu finden ſeyn, wo ich die wen'gen Tage, die mir nach einer ſolchen ſchreckhaften Begebenheit noch übrig ſind, vertrauren kann. Ich bin dem Kardinal indeſſen für ſeine Aufmerkſamkeit verbunden, denn in dem Kloſter leben, muß für jeden Biedermann Wohlthat ſeyn.

Domingo. So wählen Sie ſich irgend ein Bisthum in einer der Provinzen. Allein, um ſich dem Kardinal dagegen auch gefällig zu bezeigen, ſo unterſchreiben Sie mir dieſe Schrift.

Innozenz. Geben Sie, daß ich ſie leſe.

Domingo. Ich dächte, Sie unterſchrieben, ohne geleſen zu haben. Hier iſt dann Ihre Beſtallung auf die Pfründe, die Sie ſich ſelber wählen werden, und ich laſſe Sie in meinem Wagen gleich in Ihre Wohnung bringen. Thun Sie einmal, als ob Sie eine Vollmacht auszuſtellen hätten.

Innozenz. Für was werd' ich von Ihnen angeſehen? Noch nie, Domingo, hatte ich Gelegenheit, meinen Charakter zu verläugnen. Sie

lehren mich zuerſt, daß es ſolche giebt. Allein, Sie werden mir verzeihen, daß ich dieſen Lockungen nicht folge. Ich will erſt leſen. Doch ſag' ich Ihnen, wenn das Blatt nur nichts enthält, was wider mein Gewiſſen geht, ſo mag es übrigens Entſagungen enthalten, ich unterwerfe mich gern. Soll ich laut leſen, oder wiſſen Sie den Inhalt ſchon?

Domingo. In Wahrheit nicht; der Kardinal gab das Papier mir in der ſichern Hofnung, daß Sie, um ſeiner Gnade willen, es ungeleſen unterſchreiben würden. Wenn Sie daher es leſen müſſen, ſo verbinden Sie mich ſehr, wenn es laut geſchieht.

Innozenz. Um deſto beſſer können Sie gemeinſchaftlich mit mir überlegen, was ich thun und laſſen ſoll; beſtimmen, ob der Kardinal auch wohl zu viel verlangen ſollte.

(Er ſchlägt auf und lieſt.)

„Wenn Ew. Eminenz die Gnade haben wollten, mich des Dienſtes, den ich bey der Königin bekleide, zu entlaſſen, ſo würden Sie mich ſehr verbinden. Ich habe an Ihro Majeſtät Benehmen bemerkt, daß in Dero Seele etwas vorgeht, welches ſie ängſtlich zu ver-

„bergen ſucht. Sind meine Muthmaßungen
„gegründet, ſo iſt's die Wahl, die ſie mit dem
„Monarchen getroffen, die ſie unmuthig macht.
„Sie hat, da ſie ſich opferte, ſich zu ſtark ge-
„halten; der Reue folternde Pein, das Nagen
„der Vorſtellung der weit glücklichern Augen-
„blicke, (er lieſt langſamer) die mit dem Prin-
„zen ſie verleben könnte, drückt ihren Geiſt, und
„weil ich fürchten muß — daß ſie dem —
„Kampfe unterliegen — wird . . . "
Soll ich noch weiter leſen, Domingo, oder laſſen wir das andre lieber . . .

Domingo. Wenn Sie es für beſſer halten, ungeleſen zu unterſchreiben, ſo thun Sie es. Ich konnt' es denken, daß der Kardinal ſich glimpflich gegen Sie betragen würde.

Innozenz. So will ich weiter leſen. Vielleicht nimmt es noch eine andre Wendung —

„wird — und meines Herzens weiche Seite,
„die Ew. Eminenz bekannt iſt, jede Strenge
„haßt, ſo glaub' ich, daß zum Seelenheil der
„Königin ein andrer Beichtiger erfordert wird.
„Der Markis Poſa mag nicht wenig Aufruhr
„in ihre Seele gebracht haben, den er itzt dort
„oben verantworten muß. Prinz Karlos wird

„untröſtlich ſeyn, daß die Zuſammenkünfte mit „Eliſabeth ins Stocken nun gerathen, und die„ſes wäre ein Zeitpunkt, wo ein ſchärferer Ge„wiſſensredner als ich — die Treue gegen den „Monarchen, im Herzen unſrer Königin — „entſchlafen (er wiederholt) entſchlafen — wie„der — wecken — könnte.“

Was denken Sie von dieſer Schrift, Domingo? Enthält ſie nicht die offenbare Beſchuldigung der Königin? Iſt nicht entſchlafne Treue — Untreue? Verdammt man nicht den Markis Poſa? Tritt er als Kuppler nicht, nicht die Königin und des Monarchen Sohn als Buhlende auf?

Domingo. Sehr wahr! Doch find' ich immer noch, daß Sie der Kardinal ſehr geſchont.

Innozenz. Mich? Mich geſchont — (heftig) Mich, der ich dieſes alles beſtätigen ſoll, durch meines Namens Unterſchrift? Mich hätte er geſchont? Nun, wenn das Schonung iſt — beym Himmel, dann mögt' ich ſeine Beleidigungen nie kennen! Kann er tiefer mich herabwürdigen, als mich zum Verläumder eines Prinzen, einer Königin und eines Mannes zu machen, deſſen Blut unſchuldig floß und Rache zum Himmel ſchreyt?

Domingo. Nur ohne Eifer, Pater. Sie denken ſo. Der Kardinal Großinquiſitor weiß es beſſer. Man hat des Markis Poſa Briefe ja gefunden. Ich übergehe das Projekt der Souverainetät in Flandern; ein Projekt, das ſicher noch des Königs Trennung von der Gattin, des Prinzen und der Königin Abtrünnigkeit von unſerm Glauben nach ſich gezogen hätte, um Leidenſchaft mit dem Mantel des Rechts bedecken zu können. So ſchaudernd ſtand Spaniens Fall noch nie auf dem Spiele, als in den teufliſchen erſundnen Planen dieſes Böſewichts. Sie ſollen alle die Papiere bey dem Kardinal ſelbſt ſehen, die ganze ſchreckliche Progreſſion ſich ſelbſt entziffern, die daraus entſtanden wäre.

Innozenz. Domingo! Machen Sie aus einer Mücke doch keinen Elephanten. Nie iſt dem Prinzen ein andrer Gedanke eingefallen, als Flandern nur für Tyranney zu ſchützen, für ſogenannter heil'ger Tyranney.

Domingo. Pater! Mir das? In dieſen Mauern? Im Palaſt der Inquiſition?

Innozenz. Ich weiß es, wo ich bin. Ich weiß es, daß mein Leben an einem Faden hängt. Und würde mir das Schwert in dieſem Augen-

blicke gezeigt, nie würd' ich anders von dem Prinzen und von dem edlen Posa reden.

Domingo. Der Glaube thut beym Menschen freylich alles. Wir werden Sie zu überzeugen wissen. Mit jedem andern, als dem dritten Mann im Königreiche, würde man die Schonung nicht gebrauchen, wenn er die Infallibilität des Kardinals Großinquisitors bezweifeln wollte. Doch lassen wir das, bis Sie die Papiere selbst sehen.

Zum andern Punkt. Sie haben sich von der Königin zum Erstaunen hintergehen lassen. Prinzessin Eboli, die in den Prinzen sich verliebt — und was Verliebte spähen können, weiß man ja — hat des Infanten Bildniß und verschiedene Briefe von ihm bey der Monarchin angetroffen. Von der Monarchin Antworten fand man in des Prinzen Briefstasche, die der Markis Posa bey sich trug, verschiedene, die offenbar sie schuldig machen, und die der Kardinal in seiner ersten Hitze dem Könige gezeigt. Die Thaten liegen also am Tage, und Sie, mein guter sanfter Innozenz, sind der Betrogne gewesen. Itzt sagen Sie selbst, was soll der Kardinal wohl anders thun, um Sie aus diesem Labyrinth zu retten, als

einen ſolchen Brief von Ihnen dem Könige vorlegen? Der Gewinn davon fällt nicht blos für Sie aus; die Königin hat ihren Antheil auch daran. Wenn Sie ausſagen, daß ſie gegen Sie ſich nie ein Wort von Unzufriedenheit und Reue, und Unruhe und Gewiſſensangſt verlauten laſſen, ſo ſteht ſie offenbar, als verſtockte, der Beſſerung nicht fähige Sünderin, vor ihrem königlichen Gatten. Kein Weg zur Vergebung bleibt ihm übrig, und keine Möglichkeit, der Verirrten das Wort zu reden. Sehen Sie nun die beßre Abſicht ein? Enthüllen Sie ſich nun, warum der Kardinal ſo und nicht anders handeln kann? Werden Sie ſich nun länger weigern, eine gute Abſicht zu befördern?

Innozenz. Domingo! Warum zog man mich ſo hoch empor, als weil man glaubte, ich hätte Kopf, in große Dinge mich zu miſchen? Rechnete man gleich dabey auf zu beſtechende Redlichkeit, ſo irrte man ſich. Ich ſoll das Mährchen glauben, das man mir erſt dann beweiſen will, wenn ich in die gelegten Schlingen mich verwickelt. Vielleicht iſt der Beichtvater eine unumgänglich nothwendige Perſon dabey. Vielleicht muß man Beſchönigung für die Gefangennehmung eines ſolchen Mannes haben. Was

braucht es mehr, als dieſes Briefes, um mich der Königin im haſſenswertheſten Lichte darzuſtellen, und ſo den Raube an ihr begangen, ſehr gerecht zu ſprechen? Nein, Pater, ich will wenigſtens unſchuldig ſterben.

Domingo. Ungläubiger! Sie grübeln weit, und Ihre Zweifel ſchänden uns. Wir Dreye trauten ehedem auf Treu und Glauben. Doch — hier iſt der ausdrückliche Befehl des Kardinals, Sie gleich in völlige Freyheit zu ſetzen. Die Siegel der Inquiſition ſind Ihnen doch nicht verdächtig?

Innozenz. Und ſchlimm genug, daß dieſe Siegel gegen mich gebraucht werden durften. Kurz — denn wozu bedarf's der Worte viel — ich unterſchreibe nicht —

Domingo (kalt.) Doch geht kein andrer Weg aus dieſem Kerker.

Innozenz. So ſey er meine letzte irdiſche Behauſung. Warum ſoll ich nicht zu ſo vielen Edlen mich geſellen, die hier ihr Ende fanden? Ich beweinte ihrer viele, die ich nicht retten konnte — und werde dort, wo ganz gewiß gerechtere Richter ſind, mit ihnen gegen ein Gericht auftreten, wo Mord die Loſung iſt.

Domin-

Domingo. Wohl dann! Bleiben Sie. Rüsten Sie sich mit Standhaftigkeit auf das, was Ihnen bevorsteht. Sie schienen viel zu seyn, da man zu Ihrem Posten Sie wählte, und waren nichts. Sie hintergingen uns mit einer Blende, die den Mann von einem großen ausgedehnten Wirkungskreise sehen ließ, und verriethen den, den Vorurtheile fesseln, und Frömmeley begeisterte.

Innozenz. Nun, guter Gott! Wenn die ersten Diener deiner Religion so reden, wer soll dann noch an Menschentreue glauben? Wenn Frommseyn Frömmeley bey ihnen heißt, so muß das Laster freylich sich in Frömmigkeit verwandeln. Wenn meine Denkungsart das ist, Domingo, warum erscheint der Königin Verbrechen Ihnen denn so groß? — Oder ist sie vielleicht Ihnen auch zu fromm? Fast scheint es mir, als wenn das die Beleidigung wäre, die sie dem heiligen Gerichte zugefügt.

Domingo. Itzt können Sie lästern, wie Sie wollen. Ihr Wirkungskreis ist aus — vollendet haben Sie. Und wie, das will ich Ihnen doch erklären, ehe ich von Ihnen gehe, damit die Ruhe Ihres Geistes Sie nicht in die Ewig-

keit so stolz begleite, wie Sie sich in ihr dünken. Orsowa, der, dem Sie des Markis Brief an den Prior vertrauten, ist in meinen Diensten. Der Brief kam ehe an mich, als an den Prior. Der und der Markis haben Ihnen ihre ew'gen Freuden zu verdanken.

(ab.)

Innozenz. Entsetzlich! So mußte mir das Räthsel gelöst werden? Ich! Ich der einz'ge Schuldige an allen diesen Uebeln, und an allen, die da folgen werden? Ich haftete für diesen Menschen. O Vorsehung! durch dieß Gewebe dringt kein sterbliches Auge. Ach! laß mich bald mit verklärten Blicken in das Dunkel schauen, das mich zu Boden drückt. War's Ahndung, daß ich so oft dem Streben in mir nach so hohen Würden widerstrebte? War's Ahndung, daß ich da nichts taugte, wo man Doppelzungen braucht? Dank dem Kardinal, daß er mich itzt zum Ende leitet. Wär' ich auf einen Augenblick in dieser Welt noch brauchbar, wo ich unschuldig so viel Schaden stiftete? Mord ohne Missethat! Vielleicht ein Königsmord? O ende! ende, Ewiger! Barmherziger!

Madrid.

Prinz Karlos Privatwohnung.

Karlos liegt schlafend, aber gekleidet, auf einem Bette. Der Dominikaner und Graf Lerma treten leise ein. Ihnen folgt Prinz Eboli, Medardo und Bertholdo. (Sie nähern sich mit einem Windlichte dem Bette.)

Prinz Eboli (nimmt leise die Waffen unter Karlos Kissen weg.)

Auf, Prinz! Itzt ist es nicht Zeit zu schlafen.

Karlos (springt auf, und sieht sich umringt.) Gott! Wer hat mich verrathen?

Prinz. Ich glaube, ich, mein Prinz. Ich wußte diese Wohnung. Erinnern Sie sich noch der häufigen Unterhaltungen, die Sie mit meinem Vater, dem Fürst Gonzago, hatten? Unvorsichtig genug war man nicht darauf bedacht, dem Sohne dieses Vaters das Horchen zu verbieten. Seitdem ich wußte, wie so seltsam Sie vom Kö-

nige und von dem Glauben dachten, und von der Kirche, die ihn lehrt, hielt ich's für meine Pflicht, auf jedem Ihrer Schritte Sie zu begleiten. Den Weg nach Flandern hab' ich Ihnen verlegt. Ich war Ihnen ja den Dank für die Beförderungen schuldig, die Sie meinem Vater versprachen, wenn Sie einst zur Regierung kämen. Auch gab mir meine Schweſter einen Wink, daß ſie Ihnen Verbindlichkeiten ſchuldig ſey, die ich gelegentlich bezahlen mögte.

Karlos. Niederträchtiger! Sie haben eine Schandthat ausgeführt, und können ſich noch ihrer rühmen?

Prinz. Ein Gefangner kann mich nicht beleidigen.

Karlos. Gefangener! Doch nicht der Ihrige? Dann hätte Philipp ſein Blut geſchändet.

Lerma (mit Ehrerbietung ſich ihm nähernd.) Sie ſind der meinige, mein Prinz, und, bey dem Ewigen! nicht gern. Doch bin ich in dieſem Falle. Hätte ich die Kränkungen des Prinzen Eboli vorhergeſehen, ich hätte ihm den Zutritt nie erlaubt (zum Prinz.) Bedenken Sie, daß Karlos Ihres Monarchen Sohn, und immer noch Ihr künftiger Monarch iſt. Des Prinzen Gefangenſchaft wird

nicht von Dauer seyn. Er könnte, wär' er nicht so edel, Ihnen einst den heut'gen Auftritt nachtragen. Ich bin dem Königssohne Ehrfurcht und Beschützung schuldig. Vergessen Sie sich weiter, Prinz, so nehm' ich auch Sie in Verhaft.

Prinz. Ey! ey! Hat Karlos noch so warme Freunde unter Spaniens Granden? Das werde ich dem Könige zu berichten nicht ermangeln. Sie aber, Graf, will ich an Ihre Pflicht erinnern, den Prinzen bald und sicher ohne Aufstand in gehörigen Gewahrsam zu bringen. Der beste Weg ist der, den wir herein gefunden; vom Felde aus.

Karlos. Der ist unnöthig. Sie haben mein Ehrenwort, Graf Lerma, daß ich mit Ihnen gehe, wohin Sie mich führen. Ich widersetze mich weder den königlichen Befehlen, noch denen, die sie auszuführen berechtigt sind. Hier sind die Schlüssel zu den Thüren auf die Straße. Ich vergebe auch dem Prinzen Eboli. Der erste Eifer überfiel. Den Thronfolger des Monarchen, den man liebt, kann man nicht auch lieben.

Lerma. So öffnen Sie die Thüren, Pater, und lassen Ihre Leute sich wegbegeben.

(Pater ab.)

Karlos. Dacht' ich's doch, daß die Mönche ihre Hand im Spiele haben würden. (ingeheim zu Lerma) Graf Lerma! Tauſende ſind nun verloren, die ich den mörderiſchen Klauen Alba's entriſſen hätte. Gedenken Sie dieſes Tages. Die Bosheit hat eine gute Monarchie zuſammengeſtürzt.

(Er geht ab, die Uebrigen folgen ihm.)

Madrid.

Klarenkloſter.

Sprachzimmer.

Aebtiſſin Reutha. Herzogin Alba.
Prinzeſſin Eboli.

Reutha.

Was kann die Herzogin zu dieſer Stunde und in dieſer Begleitung zu mir führen?

Herzogin. Ihr Wohl, Aebtiſſin. Man iſt auf dem Wege, Sie zu ſtürzen. Sie wiſſen, daß der Prior des Karthäuſerkloſters todt iſt — wiſſen, daß er im Bunde mit dem ermordeten Poſa war; müſſen wiſſen, daß man Sie nicht für ſeine Schweſter hält.

Reutha. Ich weiß es, Herzogin. Ich weiß, daß man lange ſchon auf meinen Untergang gedacht, daß man der Beweiſe viel aufgeſucht, um meine Redlichkeit in Zweifel zu bringen; ich weiß, daß die Aebtiſſin bey Emanuel mich ſehr ver-

läumdet, und ich erwarte ruhig den Ausgang. Ich bin auf alles gefaßt. Ich fehlte nie wider meine Pflichten, ſtand meinem Kloſter treulich vor, und kann den Tod in meiner Zelle oder auch im Kerker erwarten, wie es meinen Richtern am beſten ſcheinen wird.

Herzogin. Es freuet mich, Sie in dieſer Stimmung zu ſehen. Ich liebe Standhaftigkeit in jeder Art. Allein für dießmal kam ich, Sie zu retten. Vielmehr nicht ich, ſondern die Fürſtin Eboli. Sie zürnten einſt auf ſie, Aebtiſſin. Sie vergaßen, daß jugendliches Feuer nicht in Ihrer Jahre Ernſt zu treten vermag. Sie will ſich dafür rächen. Man hat in Ihres Bruders Nachlaß Dokumente gefunden, die unumſtößlich Ihre nahe Verwandtſchaft beweiſen, die man in Zweifel ziehen will. Um Sie zu ſtürzen, mußte man dieſe vernichten. Die Fürſtin Eboli erbat ſich ſelbige vom Kardinal, und ſie erhielt ſie unbedingt. Sie bat mich, Fürſprecherin bey Ihnen zu werden, und zu bewirken, daß Sie das Geſchenk von ihrer Hand mit gutem Herzen und Verzeihung deſſen annehmen, was Sie an ihr verwerflich hielten. Nun, Eboli, Sie ſtehen ganz beſtürzt — Hier haben Sie Ihr Eigenthum.

Uebergeben Sie es in die rechten Hände. Auch Sie, Aebtiſſin, ſtehn beſtürzt.

(Sie giebt ihr die Dokumente.)

Eboli. Aebtiſſin! nehmen Sie. Ich glaube doch, Sie hatten Recht, und ich gefehlt. Kann Ihnen dieſes meine Freundſchaft wieder angenehm machen, ſo wird mir's Wonne ſeyn. Ich glaube wenigſtens in dieſem wichtigen Zeitpunkte Ihnen etwas geholfen zu haben; in einem Zeitpunkte, wo, der auch feſt ſteht, fallen kann.

Herzogin. Nun aber, Fürſtin, müſſen wir auch gleich zurück.

Eboli (zur Aebtiſſin, die immer noch in Gedanken daſteht.) Soll ich denn nicht ein Wort von Ihnen hören?

Reutha. Ich danke Ihnen, Eboli. (mit Wehmuth) Sie haben mich gerührt und überraſcht.

Herzogin. So weit, Aebtiſſin. Dieſe Nacht entſcheidet noch über Viele, und nicht wie über Sie.

(Sie nimmt die Prinzeſſin Eboli bey der Hand, und führt ſie fort.)

Reutha. Ob es nicht beſſer wäre, man hätte mich verkannt, und ſie die Papiere nicht aus den Händen des Kardinals empfangen! Wie ämſig

die Herzogin zu hindern ſuchte, daß ſie mit mir in eine entwickeltere Unterhaltung käme! Wie ſie, da ſie gerührt ſchien, ſie ſo ſchnell hinwegriß, und den letzten Funken ihr nahm, der ſie zum rechten Wege leiten könnte! Verlorne Eboli! Und wie ich nur zu dieſer Gnade komme? und wozu man mich aufſpart?

(Sie geht ins Innere des Kloſters.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer des Monarchen.

Philipp allein. Es ſchlägt zwölf Uhr.

Schon zwölf — und noch keine Nachricht ſeiner Gefangennehmung? Er könnte ihnen ja entwiſcht ſeyn. Könnte er? Wäre das in Philipps Landen und ohne Philipps Willen möglich?

(Er geht ans Fenſter.)

Schwer hängt die Luft von dicken Gewitterwolken voll. Es thürmt ſich über dieſe Königsſtadt ein fürchterliches Wetter. Wie gleich iſt dieſe Ausſicht meinem Herzen! in ihm drängt ſich's auch fürchterlich zuſammen. Von allen Seiten ſtürmen böſe Engel für die verderbte Menſchheit. Kann man denn einen König nicht einmal in Ruhe genießen laſſen, was er genießen will? Und wofür wär' ich denn Mo-

narch? Warum vor allen andern Menſchen ausgezeichnet?

(Es blitzt und donnert.)

Itzt öffnet ſich der Himmel — und die Wolken in mir können keinen Ausbruch finden? Ja, du zeigſt mir den Weg, den ich zu gehn habe, du dort oben. Auch ich will auf die Menſchen donnern. Tod ſoll mein Auge blitzen! Verderben will ich denen geben, die mich verderben mögten! Die Gattin und der Sohn! Eliſabeth! ich hob dich zur Monarchin Spaniens. Ich war der Schöpfer deines Glücks. Und du willſt deinen Wohlthäter mit der ſchrecklichſten Untreue belohnen? Der Prinz! Was hätteſt du mit ihm? In deinen alten Tagen einſt den Thron, wenn du die Freuden, die er hat, nicht mehr genießen kannſt — und in der Blüthe deiner Jahre dich angebetet ſehen von dem halben Erdkreis — die beiden Fälle ſind doch wohl keiner Vergleichung unterworfen.

Nein! nein! Es ſoll nicht ſeyn. Wann ich auch glauben könnte, es wäre, ſo iſts doch nicht. Man ſoll mir beſſere Beweiſe bringen. Beſſere? (Er zieht das Bild des Infanten hervor.) War dieſes Bild nicht ſorgſam von ihr aufgehoben?

Hat Eboli es nicht an dem Orte gefunden, wo ſie die Schätze ihrer Seele verwahrt? Nannte ſie mir nicht oft ſo die Chatulle, aus der man ihr das Bild genommen? (Er betrachtet es ſehr aufmerkſam) Sagt nicht die Fürſtin, daß es dem Original ſo gleiche, daß man es nicht verkennen könnte; ſagt ſie nicht, daß ſie ſich nicht enthalten können, es zu küſſen, obgleich ſie das Original bereits gehaßt? Und Weiber bleiben ſich in allem gleich — und wiſſen ſich ſo ämſig auszulernen, der Keiner ein Geheimniß vor der Andern bleibt. Sie meynt, ſie hab' es tauſendmal geküßt — Entſetzlich! tauſendmal den Tod verdienen, und nur einmal ſterben können! Ich haſſe dich, Eliſabeth — um dieſes Bildes willen ſchon müßt' ich dich haſſen, wenn du auch nie es geküßt. Es nur in deinem Heiligthum verwahren können, iſt ſchon des Todes werth. Anſehen es, verdiente Martern ſchon.

Wie oft hat mir die Heuchlerin geſagt, in der Chatulle lägen ihrer Mutter Briefe, und manches, was ihr eine angenehme Erinnerung gewährte! Das alſo iſt ihr angenehme Erinnerung, und Spaniens Monarch kann ſie für das nicht ſchadlos halten? (Er wirft das Bild verächtlich weg.) Weg mit ihr, ſie verdiente meine Liebe nie; nie,

daß ich ſie an meine Seite erhob! Ihr Urtheil iſt geſprochen. Aus meinem Herzen iſt ſie gelöſcht. Aus meinen Blicken muß ſie auch entfernt werden, und Verbannung iſt nicht für Spaniens Monarchinnen.

(Er geht ins Vorzimmer.)

Vorzimmer des Königs.

König. Edelknaben. Wachen. Lerma tritt eben ein. Prinz Eboli.

Lerma.

Es iſt geſchehen, Ew. Majeſtät. Der Prinz iſt in Verwahrung gebracht.

Philipp. Doch ziemlich langſam — Was bringt Ihr mir, mein guter Eboli? So ſpät noch —

Prinz Eboli. Der treue Unterthan wacht für des Königs Wohl. Der Prinz war nicht in ſeinen Zimmern auf dem Schloſſe. Ich hörte die

Verlegenheit, in der man sich befand, ihn aufzufinden. Mir ist eine geheime Wohnung bekannt, in welcher sich Prinz Karlos öfters aufzuhalten pflegt, und ich führte den Grafen dorthin.

Philipp. So bin ich Euch Dank schuldig; und lange bleib' ich das nicht gern. Das erste Großkreuz, das erledigt wird, ist Euer. Graf Lerma! sagt es allen meinen Granden, sie sollen sich nach diesem Beyspiele richten. Itzt geht, und laßt mich mit dem Prinzen allein. (Lerma ab.) Es schien mir, als wenn Euer Auge, Prinz, noch etwas aus dem Herzen zu verrathen hätte. Sehr seltsam ist's, daß Karlos sich geheime Wohnungen wählt. Wißt Ihr noch mehr von ihm, so laßt den König Euern Vertrauten seyn. Ich habe ohnedem besondre Verbindlichkeiten gegen Euch. Philipp wird alles zahlen.

Prinz. Monarch! Es ist sehr hart, dem Vater einen Sohn verdächtig machen zu wollen, deswegen hab' ich lange geschwiegen. Ich trage auch so manches kummervolle Geheimniß in meiner Seele, das ich bis zu einem gewissen Zeitpunkt aufgespart. So lange nichts für Ew. Majestät zu fürchten war —

Philipp. Zu fürchten? Prinz, bedenkt, daß Philipp nichts zu fürchten hat.

Prinz. So lange seine Granden fest an ihm halten, und im jüngern Sohne man nicht den künftigen Monarchen schon ehrt.

Philipp. Wer könnte das?

Prinz. Wenigstens gebot Graf Lerma mir noch kurz vorher, in Gegenwart des Prinzen, diese Ehrfurcht; und mahnte mich sehr nachdrücklich daran, daß Karlos einst an Philipps Stelle sitzen würde.

Philipp. Doch ist Graf Lerma einer meiner treusten Diener, und manchem Worte, das in einem andern Munde auffallen würde, ist in dem seinigen keine böse Bedeutung zuzutrauen.

Prinz. Auch thu' ich das nicht, müßte diese Aeußerung gut heißen, müßte Philipps Sohne selbst als Thronfolger huldigen, wenn ich ihn dieses Namens und dieser Stelle würdig glaubte — wenn ich ihn würdig glaubte, diesen großen Vater zu haben, wenn nicht mich's schauderte, nach Ew. Majestät ihn auf dem Thron zu wissen —

Philipp. Prinz Eboli, wenn ich nicht irre, so seyd Ihr neunzehn Jahr?

Prinz.

Prinz. Ja, groſser Philipp, und bereits ſeit dem vierzehnten verſchloſs ich dies Geheimniſs in mir, lieſs es reifen, überlegte, ob ich auch dem Prinzen Karlos zu viel gethan, und kann nun mit Gewiſsheit ſagen: Nein!

Philipp. Sonach müſst' ich Euch wirklich reden laſſen. Mit vierzehn Jahren ein Geheimniſs von ſolcher Wichtigkeit auszuſpähen, fünf Jahr es keinem Menſchen zu vertrauen, das iſt ſo ſeltſam, daſs es einem Könige auffallen muſs. Wiſst aber, Prinz, daſs man mit mir nie ſcherzt, daſs meiner Augenblicke einziger zu wichtig iſt, als daſs ich ihn verwenden ſollte, um zu bereuen, daſs ich ihn verwendet. Worauf gründet ſich der Verdacht, den gegen Karlos Ihr gefaſst?

Prinz. Mein Vater war der Fürſt Gonzago; und Karlos meines Vaters vertrauter Freund in jenen Zeiten, wo ich vierzehn Sommer zählte. Der Sohn des Fürſten wurde nicht bemerkt, und man vergaſs, theils daſs er hören konnte, theils daſs ſich in ihm früh der Hang zur Politik und Jünglingsreife entwickelte.

Philipp. Der Anfang iſt, beym Himmel, nicht ſo übel. Ich denke, darauf läſst ſich etwas

bauen. Euer Vater, der Fürſt, iſt hier? Doch nein, ich denke, er erhielt Erlaubniß, nach Wien zu gehen. Seyd Ihr Eures Vaters Freund?

Prinz. Ich würde es ſeyn, ſobald die Rechte des Monarchen in meinem Herzen nicht auf einer höhern Stufe ſtänden.

Philipp. Ihr habt ein wichtiges Wort geſprochen. Ich glaubte nicht, daß unſre Unterhaltung ſo ernſthaft werden ſollte. Ich dachte, wer den Kinderjahren erſt entronnen, könnte höchſtens kindiſche Bemerkungen gemacht, bey einem Kinderſpiele etwa dieſe Wohnung des Prinzen ausgeſpähet haben.

Prinz. Ich hatte einen Ketzer zum Lehrer, Ew. Majeſtät. Zwar kann ich nichts von ſeinem mündlichen Unterrichte ſagen. Den genoß nur mein verſtorbener Bruder, in welchem die Kirche und der Monarch nun eben nicht den treuſten Unterthan gefunden haben würden. Der Ketzer war ein großer Philoſoph, und ſeine nachgelaſſenen Manuſcripte haben ſehr in Spaniens Geſchichte mich initiirt. Ich las ſie erſt, weil ſie mich unterhielten. Mein Vater ſah mich damit beſchäftigt, und verbot mir's nicht. Ich fand,

daß viel von Fehlern in der itzigen Regierung gesprochen worden, ich fand die Heiligkeit der Kirche darin sehr in Zweifel gezogen. Der Pater Hieronymus, mein eigentlicher Lehrer, fand mich einst bey diesen Blättern. Er bat sie sich zum Lesen aus, ich gab sie, und er schrieb einen Kommentar dazu; da sah ich erst, an welcher Klippe ich hätte scheitern können. „Ein guter Philosoph — ein schlechter Christ!“ So war des Paters Urtheil über diesen Ketzer. Indessen hatte er den Trieb zum Denken in mir rege gemacht, den der Pater nachmals unterstützte, ihn aber auf den rechten Weg zu lenken wußte.

Des Fürsten Urtheil über diesen Ketzer Henrike war freylich ein wenig anders. Er hatte ihn mit seinem Gifte angesteckt, und von der Zeit an rieth Pater Hieronymus mir, dem Fürsten ehrfurchtsvoll zwar, aber kalt und nicht vertraulich zu begegnen. Kaum merkte dies mein Vater, als er weniger auf mich zu merken schien. Ich desto mehr auf ihn — Allein, vielleicht ermüde ich Ew. Majestät —

Philipp. Nicht im geringsten! Meine Augenblicke sind nicht verschwendet. Ich wollte, dieser Pater Hieronymus hätte auch meinen Sohn

erzogen. Erzählt nur weiter; mit Sehnsucht wart' ich auf den Zeitpunkt der Freundschaft meines Sohnes mit dem Fürsten.

Prinz. Der itzt erscheint — Dom Karlos kam von einer Reise zurück, die er mit Ew. Majestät Einwilligung gemacht, die aber, glaub' ich, nicht dahin geschehen war, wohin sie hätte geschehen sollen. Man fing gerade damals an, als Erben aller Reiche Philipps ihn zu betrachten. Er kam zu meinem Vater, fiel ihm mit einer Wärme um den Hals, die die innigste Verbindung, die mehr als Freundschaft, die Vertraulichkeit verrieth. — „Mein guter Karlos," waren seine Worte, „Gott Lob, daß Sie gesund zurück„gekommen! Gott Lob, daß Spaniens einzige „Stütze wieder in unsern Mauern ist! Es geht „itzt schlimmer zu, als jemals."

Philipp. Das sagte Fürst Gonzago? Der Mann, den ich so sehr verehrte? Er, dessen tiefe Blicke mich so oft Vertrauen zu ihm fassen ließen? Prinz, wärt Ihr nicht sein Sohn, ich glaubte Euch nicht. Nur weiter!

Prinz. Ich schien im Zimmer überflüßig, nahm mein Gewehr zur Jagd und that, als ob

ich das Haus verlaſſen wollte. Indeſſen nahm ich meinen Poſten an einer dünnen Wand des Kabinets, in dem mein Vater immer die geheimſten Dinge abzuhandeln pflegte. Auch hatte ich mich nicht geirrt; ſie erſchienen in wenig Minuten darauf. „Der König," ſprach mein Vater, „wird durch die Hülfe der Inquiſition Tyrann. „Blut iſt die Loſung, die man ihm täglich giebt. „Die ſtrengſte Ehrfurcht gegen den Monarchen „muß endlich den Gefühlen der Menſchheit wei„chen, und man kann den Glauben nicht mehr „verläugnen, daß Philipps Tod uns Wohlthat „wäre."

Philipp. Prinz! das Geheimniß Eures Vaters wußtet Ihr, und habt geſchwiegen?

Prinz. Den vierzehnjährigen Knaben hätte man leicht für verrückt erklären können, und dann, Monarch, es war mein Vater — doch von dem Augenblick an, lag's in meiner Seele, ſtets aufmerkſam zu ſeyn. Ich hörte vieles wider den Kardinal, und wider die Inquiſition —

Philipp. Auch Karlos ſprach vom heiligen Mann, und vom heiligen Gericht, und mir?

Prinz. Er ſprach von Zeiten, die da kommen ſollten. Er ſchwur — verzeihen mir Ew. Maje-

ſtät, daß ich den Schwur des Sohnes Ihnen wiederhole — er ſchwur, wenn er in Spanien regieren würde, ſollte kein Scheiterhaufen rauchen, es ſollte der Gewiſſen Freyheit hergeſtellt, und jenes heilige Gericht, das unter der Larve der Scheinheiligkeit dem Laſter fröhnte, ausgerottet werden.

Philipp. Er hat ſich ſeinen Tod geſchworen. Zwar würde der dort oben es nicht dulden, daß ſeiner einzigen ſeligmachenden Lehre auf dieſe Weiſe Hohn geſprochen würde. Zwar würde Karlos den Augenblick nie geſehen haben, wo ſeine Ketzerplane in Spanien zur Reife gekommen wären, nie den Thron beſtiegen haben, den Philipp, dem er ſo unähnlich iſt, beſaß. Der erſte rächende Donner hätte ihn erſchlagen, der erſte Blitz nach ganz erfülltem Maaße ſein Mark verzehrt. Doch ich bin auch ein Donner in der Hand des Höchſten. Ich übe ſeine Gerechtigkeit. Ich will ſie üben, damit der Sohn nicht ſelbſt den Scheiterhaufen einſt beſteigen muß, wenn ihn kein Vater ſchützen kann. Das ſey die einzige Gnade, die ich ihm gewähre.

Prinz. Wenn Ew. Majeſtät geruhen wollten, an das Geſpräch zurückzudenken, als ich

Sie bat, dem Vater die Erlaubniß zu der Reiſe nicht zuzulaſſen, als ich von Ihnen nicht ganz gnädig angeſehen ward, als Sie vielleicht ſich dachten, wer den Vater nicht liebe, könne auch wohl dem Monarchen nicht treu ſeyn.

Philipp. Ja, wahrlich viel, Prinz, daß Ihr damals nicht mit dem Geheimniß hervorgebrochen, und faſt zu viel. Doch, ein ungnädiger Blick des Königs muß ja wohl verſtummen machen. Darum vergeb' ich Euch. Nur ſagt mir itzt, ob dieſer Ketzer nie entdeckt, ob er der heiligen Inquiſition verborgen gehalten wurde, ob er, da Ihr und jener Pater doch von ihm wußtet, ſicher bleiben konnte? Ob Ihr glaubt, daß die Denkungsart des Prinzen Karlos von ihm den Urſprung genommen, und ob vielleicht ohne ſein Zuthun der Fürſt nicht ſo geworden wäre; ob der gewiſſe Henriko noch lebt, und was man von ihm weiß?

Prinz. So viel ich weiß, hielt man ihn anfangs für rechtgläubig. Der Fürſt, mein Vater, hatte für ihn gehaftet. Wie er ſchon lange weg war, hörte ich von meinem Vater, daß er einſt zu frey bey einem Auto da Fe geſprochen, daß da die erſte Wurzel des Verdachts gegen ihn ſich

entwickelt. Man hätte ihn von damals Seiten der Inquisition auch gleich verhaftet, hätte man des Fürsten Ansehn nicht geschont. Indessen war's beschlossen, er sollte sein Glaubensbekenntniß vor dem Tribunal ablegen. Meines Bruders Tod verzögerte die Sache, und in dem Zeitpunkte verschwand er. Man forderte zwar meinen Vater zur Rechenschaft, allein er stritt aufs neue für seine Unschuld, behauptete, er sey gereist, um Spaniens Gegenden zu untersuchen, und weil er nicht mehr erschien, so schlief die Sache ein. Ich halte ihn sicher für die Ursache der Sinnesänderung des Fürsten. Auch meine Mutter spricht ihm die Zerrüttung ihres Hauses zu. Sie war die erste, die ihn einen Ketzer nannte, und seine nachgelassenen Schriften bewiesen das hernach. Sie sagt, der Fürst sey eifrig fromm gewesen, ehe er ihn kennen gelernt, und Verläumdungen, die leider selbst sie mit betroffen, hätten sein Zutrauen zuerst erweckt. Daß Karlos mit ihm selbst bekannt gewesen, kann ich nicht behaupten. Allein, daß durch den Fürsten er seine Lehren eingesogen, daß vielleicht mein Vater mehrere Schriften von ihm gehabt, die er

dem Prinzen zum Muster aufgestellt, ist sehr wahrscheinlich. Er soll noch leben, und zwar in Sachsens Gegenden. Ob meines Vaters Reise ihn vielleicht zum Zweck gehabt, oder ob nach Flandern der Fürst den Weg genommen, um in des Prinzen Geschäfte sich zu mengen, kann ich nicht bestimmen. So viel glaub' ich, daß er nie Spanien wieder sehen wird; da er sich eben nicht die beste Aufnahme zu versprechen hat.

Philipp. Er sehe Spanien wieder oder nicht, so streiche ich ihn aus der Zahl der Granden. Ich werde in der nächsten öffentlichen Versammlung den Prinzen Eboli zum Fürsten von Gonzago erklären, und Rang und Titel und Güter seines Vaters ihm übertragen. Ich muß den Fürsten nicht blos als Rebellen, ich muß ihn als den ärgsten Feind, der Kirche, des Landes und des Sohnes betrachten, den er mir verführt.

Prinz. Ach! Ew. Majestät, es ist mein Vater! verfahren Sie nicht zu hart mit ihm!

Philipp. Denkt seiner nicht mehr! Ich trete an seine Stelle; ich will Euch Vater seyn. Vergeßt

den Mann, der König, Religion und Edelmuth vergessen konnte. Man sagt von Eurer Mutter, sie sey fromm. Sie habe nie sich in den kleinsten Verdacht der Freydenkerey gebracht, die man von Eurem Vater schon lange muthmaßte, und die ich ihm vergeben hätte, wäre sie nicht mit Bosheit verknüpft gewesen. Sollte sie wieder erscheinen, oder wüßtet Ihr sie nach Madrid zurückzubringen, so soll sie keinen Theil an der Ungnade ihres Mannes haben. Sie sey von mir versorgt. Ich will des Bösen Strafe nie seine guten Verwandten entgelten lassen. Man soll von Philipp nie als von einem Ungerechten reden. Itzt geht, Prinz, und nehmt meine Gnade mit Euch.

(Der Prinz küßt ihm knieend die Hand, und geht ab.)

Sein Loos hat er sich also selbst geworfen. Ich überlasse ihn der Inquisition. Die mag noch einmal untersuchen, ob er minder strafbar ist. Retten kann ihn nichts. Und legt man mir nicht unumstößliche Beweise von Elisabeths Unschuld vor, so sterbe auch sie. Kann man sich etwas drückenderes denken, als die Gattin und den Sohn verdammen müssen? — Man nennt

mich wohl noch gar einen Tyrannen, weil ich nicht ſchone, wo ich nicht ſchonen darf. Welch eine Nacht iſt das geweſen, Philipp! Wird Ruhe deine Augen nach den Scenen treffen? — Für eine unwürdige Königin iſts beſſer keine.

(Er geht in ſein Zimmer ab.)

Madrid.

Palast des Herzogs Alba.

Herzogin. Prinzessin Eboli.
Hernan Rui Gomez.

Eboli.

Das Räthsel, Herzogin, wünscht' ich gelöst. Sie haben mich in keine kleine Verlegenheit gesetzt. Sie hätten mich vorbereiten sollen, damit ich der Aebtissin besser hätte zeigen können, was sie uns zu verdanken gehabt.

Herzogin. Nein, Eboli, vorbereitet hätten Sie das nimmermehr gethan. Sie wären dann auf keine Probe gestellt worden; das war mein Zweck.

Eboli. Wenn Sie die Probe meynen, ob der Aebtissin ich, ungeachtet ihres harten Betragens gegen mich, nicht alles Gute gewünscht, ob ich ihr nicht die Dokumente mit dem besten Herzen gegeben, so, glaub' ich, hab' ich in der Probe

beſtanden. Allein, Sie riſſen mich ſo ſchnell von ihr hinweg, daß es mir ſchien, als ob Sie unzufrieden mit der Ergießung meines Herzens wären.

Herzogin. Und allerdings war ich das auch. Das eben war die Probe, auf welche ich Sie ſetzte, Fürſtin. Ihr Herz iſt noch zu weich, um in dieſer Art auf der Bahn, auf welche Sie ſich itzt gewagt, fortzukommen. Das Herz muß gänzlich aus dem Spiele bleiben, wo Politik die Oberhand behalten ſoll. Es kann ſeyn, Eboli, daß dieſe Reutha Ihnen einſt werth geweſen; es kann ſeyn, daß ſie Ihnen einſt die wärmſte Freundin geſchienen; daß, nach Ihren damaligen Begriffen, Sie keine beſſere unter allen des weiblichen Geſchlechts finden können. Allein, Sie haben doch ſchon einmal erfahren, wie ſie Ihren Gefühlen zuwider war. Es fehlt einer Scheinheiligen nie an Gelegenheit, andre Maſken anzunehmen. Sie könnte mir Sie ganz wieder in jene ſchwärmeriſche Laune zurückbringen; beſonders, wenn ſie die Schweſter Agnes noch zu Hülfe nehmen wollte. Ich, Prinzeſſin, thue nicht gern etwas halb. Für ſolchen Rückfällen muß ich Sie zu ſchützen ſuchen, damit nicht ich zuletzt die

Schande einer übelausgefallenen Bekehrung trage. Sie wurden ja ganz warm. Ich glaube, wenn ich länger verweilt, Sie hätten die Schwachheiten, die Sie schon sich beylegten, ihr noch gebeichtet, und sich die Absolution von ihrer Seite dafür erbeten. (lächelnd) Das ist nicht böse gemeynt, liebe Eboli; aber, Sie müssen immer gestehen, daß Ihr Betragen wenig staatsklug war, besonders da Sie von meiner Seite keinen Grund wußten, warum ich so handelte.

Eboli. Den ich doch in der That auch noch nicht weiß — Denn, wenn Sie blos vor der Aebtissin mich warnen, und von ihr mich zurückziehen wollten, so durften Sie ja nie befürchten, daß ich mich ihr näherte. Ich ging mit Widerwillen, ging vielleicht gar in der Hofnung, diese Reutha gedemüthigt zu sehen. Ich hielt das, was Sie thaten, für groß und edel; die Rückerinnerung an der Aebtissin Denkungsart kam dazu, und nun stand ich als die Beschämte da. Wenn Sie mich nicht zu ihr geführt hätten, so wär' das alles nicht; sie blieb bey mir vergessen.

Herzogin. Hätte sie keine Rolle für die Zukunft mehr zu spielen, so hätten Sie Recht

gehabt. Allein, ich fürchte, die Aebtissin Reutha wird uns noch oft erscheinen müssen.

Eboli. Die Aebtissin? Sie, die im Kloster einsam lebt, um Welthändel sich nicht bekümmert?

Herzogin. Sie vergessen, Eboli, daß sie es war, die dem Markis Posa den Brief vom Bruder brachte; die bestimmte, daß man sich in der Laube auf dem Wege nach Aranjuez sprechen wollte; daß sie es ist, die der Kardinal Großinquisitor lange schon im Verdacht gehabt, daß sie der Sekte beygetreten, welche die Macht der Inquisition nicht für rechtmäßig, sondern usurpirt hält. Sie vergessen ferner, daß Elisabeths Fall der Zweck von unsern Planen ist, daß Sie dabey nicht müßig seyn sollten, und daß das Zeugniß dieser Aebtissin sehr viel für Sie entscheidet. Denken Sie sich denn diese Frau als ganz gelassen, die in den Plan des Prinzen Karlos sich verwickeln könnte? Sie waren ihr eigentlich im Wege. Ihre Klugheit fürchtete sie; deswegen sollten Sie dumm bleiben, und das Klosterleben wählen. Wäre sie so fromm, wie Sie sie machen, was wäre denn ihr Drängen zu den Großen? Dann zöge sie sich in die Einsamkeit zurück, und suchte

in gottgefälliger Stille zu leben, mengte ſich nicht in Geſchäfte, die über ihre Sphäre ſind.

Nein, Eboli, ſie iſt die Heuchlerin, die, wenn wir ſie nicht ganz beſonders beobachten, uns Alle überſehen würde. Ich weiß, daß ſie von Ihnen ſehr nachtheilige Begriffe hat. Ich konnte auch leicht ſchließen, daß in der Stimmung ſie nicht gar zu vortheilhaft von Ihnen reden mögte, deshalb erdachte ich dieſen Kunſtgrif, um mit ihr Sie zu verſöhnen, und zu bewirken, daß auf mich die Zweifel und die Rache fielen, die ſie etwa brüten könnte. Glauben Sie denn, Eboli, daß das Abentheuer — denn anders kann ich es nicht nennen, das mit dem Könige Sie gehabt — der Königin verborgen bleiben kann? Mit Spaniens Etikette ſchon genug bekannt, wird ſie nie wagen, ſich über ihres Gemahls Untreue zu beſchweren. Von der Art, wie Philipps treue Diener ihm alles zu verſchaffen wiſſen, was er begehrt, ebenfalls zur Genüge unterrichtet, weiß ſie, daß Widerſtehen ſchwer iſt, und vergiebt, wo ſie nicht offenbare Anleitung von Seiten der Dame weiß.

Allein, den Gegenſtand, der um ſie iſt, muß ſie nach ihrer Denkungsart entweder lieben oder haſſen.

haſſen. Laue Gleichgültigkeit liegt nicht in ihrer Seele. Erkundigung alſo wird die nähere Entſcheidung zwiſchen dieſen beiden Extremen beſtimmen. Findet ſie den Gegenſtand der Untreue des Königs der Verzeihung werth, ſo verzeiht ſie ihm gewiß, und er hat eben ſo ſehr auf ihre Liebe zu rechnen, als ob er nie gefehlt hätte. Sie können ſich denken, Eboli, daß den Charakter ich genau erforſcht; allein, m.?, kann ſie unmöglich lieben, weil ich den König zu reel beherrſche. Um ſie wünſcht' ich mir lange eine Vertraute, die ſie liebt, und meine Eboli iſt gerade die, die mir am vortheilhafteſten iſt. Wenn aber Reutha Ihre Denkungsart verdunkelt hätte, Kind, dann wäre Haß auf Sie gefallen, und hätte ſie Sie nicht aus ihrer Gegenwart entfernen können, ſo hätte ſie Sie doch aus ihrem Zutrauen entfernt.

Eboli. Ich ſehe alles ein, was Sie mir ſagen. Ich finde gründliche Schlußfolge darin. Allein, eins iſt mir unbegreiflich. Wie können Sie der Königin ſo feine Gefühle über ihres Gatten Ausſchweifungen zutrauen, da ſie ſelbſt mit dem Prinzen ſtrafbar iſt?

Herzogin. O ſtille, Kind; das iſt ein Punkt, worüber Sie noch manche Angſt befallen

wird. Sie denken diese Elisabeth ganz schuldig mit dem Prinzen Karlos. Sie nennen sie strafbar, weil Sie sie nicht genugsam kennen. Sie messen die Leidenschaft der Königin nach dem Maaßstab der Ihrigen. Ich nicht so, Prinzessin. Ich will zwar meine künftigen Freuden nicht an diese Unschuld setzen; allein, ich habe große Gründe, zu zweifeln, daß die Bekanntschaft mit dem Prinzen strafbar ist.

Eboli. Entsetzlich, Herzogin! dann stürzen alle meine Gründe zusammen. Dann steht mir mein Vergehen in einem fürchterlichen Lichte da. Um Gottes willen, nehmen Sie Ihr Wort zurück; die Königin muß strafbar seyn, oder ich bin es zehnmal ärger. Darauf allein hab' ich das Opfer meiner Tugend gebauet. Rache, daß sie mir den Geliebten genommen, hat mich blind, unsinnig mich gemacht. Wann ihrer Tugend Herrlichkeiten nicht Verstellung waren, wann sie so wahr und wirklich glorreich dastehn — dann seh' ich aus der schrecklichsten Erniedrigung zu ihr hinauf; dann bin ich eine Verworfne, darf nie die Augen gegen sie aufzuschlagen wagen, dann sind all' Ihre Plane, Herzogin, fruchtlos. Sie scheitern an der erhabnen Unschuld, die einzig ist.

Herzogin. Schon wieder Schwärmerey in unser Spiel gemischt! Sie müssen sich mäßigen lernen, Eboli. Malen Sie doch die Tugend, die der Stolz gebiert, die Unschuld, die der Eigennutz geschaffen, nur nicht so reizend schön. Auch will ich in Ihnen bald die Ueberzeugung wecken, daß Ihre Rache gegen diese Königin nie mehrere Nahrung erhalten kann, als sie itzt hat.

Sie haben des Prinzen Weigerung der Leidenschaft, die Sie ihm angetragen, als einen Beweis genommen, daß ihn die Königin beglückt. Ich behaupte das Gegentheil. Denn, wär' er Glückliche, so wäre dieses rasche Herzensfeuer nicht mehr im ersten Grade. Die Hofnung ist der Liebe Nahrung, der so wirksamen Liebe wenigstens, einer Liebe, von welcher viele Menschen nie den Begriff erhalten, und die zwischen Karlos und unsrer schönen Königin auch erst durch die Verbindung der Letztern mit dem Könige entstanden; vorher war ihre Liebe nur gewöhnliche. Die Riesentrennung — denn wer hätte leicht es denken können, daß der Vater dem Sohne seine Braut entziehen würde? — das Opfer von beiden Seiten, das kaum ein Beyspiel kennt; das sind die Dinge, welche die Leidenschaft in eine heldenmäßige

Liebe umgewandelt haben; das sind die Dinge die sie in der Erhabenheit erhalten haben. Wären sie gefallen, so hätte dieser Fall das ganze Gebäude ihrer Größe zusammengestürzt; dann hätte Karlos eine Eboli, die, wahrlich! dieser Elisabeth nichts nachgiebt, nicht verschmäht.

Eboli. Verschmäht! o daß das Wort mit glühenden Charaktern in mein Gehirn sich malte, daß ich es nie vergäße; daß immer es mir auf dem Herzen brennte, in jeder Ader mit dem Blute Rache mich durch wallte — Verschmäht — ach, und nun doppelt, wenn er dort unerhört anbetet. O, wie erniedrigt muß ich vor seinem Herzen stehen! O, Wuth! ersticke mich nicht, ehe ich mich räche!

Herzogin. So seh' ich's gern; das ist die Stimmung, Eboli, in der Sie bleiben müssen. Und wahrlich, Gründe, diese Rachsucht zu vermehren, dürfen Sie so weit nicht suchen. Denken Sie sich die Tugendreiche Ihnen gegenüber — wenn schon die Tugend Stolz, die Unschuld Eigennutz nur ist, — so wird sie doch so viel sich damit wissen, daß Sie verzweifeln müßten, wenn Rache nicht auf Ihrer Seite wäre. Sie wird Sie demüthigen, nicht

triumphirend über Sie, Prinzeſſin! Nein, es giebt noch eine Art zu demüthigen, die ungleich tiefer trifft. Sie wird mit liebevollen Blicken Sie anlächeln, bedeutend in Ihren Augen forſchen, bis Sie ſie niederſchlagen, und dann in mitleidvollem Tone Sie bitten, jeden Gram aus Ihrem Herzen zu verbannen, ſich ſelbſt antragen, ihren Kummer mit Ihnen zu theilen.

Eboli. Halten Sie, Herzogin! Schon lernte ich das Gift kennen, das Sie mich itzt vom Vertrauen unterſcheiden lehren. Gewiß — gewiß, hat ſie es ſchon gemerkt, der Prinz ſey mir nicht gleichgültig. Und als ich ſie in jenem Zeitpunkt ſprach, wo eben ich Domingo'n mich erklärte — o Gott! — vielleicht war ſie ſchon unterrichtet. Das wäre ſchrecklicher, als man ſich's denken ſollte. Ach, Herzogin, ſie war gerade ſo, wie Sie ſie da beſchreiben. Die Güte ſelbſt; ſie ließ ſich ſo herab, ſie wollte meine Mutter und alles mir ſeyn. Sie ſprach — bedenken Sie! — von Herzensübeln. Wie hätte ſie auf den Gedanken kommen können, wenn ſie nicht ſchon gewußt ... O, der Verräther hatte ſicher mich ihr ſchon entdeckt; ſchon preißgegeben meine Leidenſchaft; ſchon meine glühende

Liebe als Opfer ihr gebracht, um ſie vielleicht zu mehrerem Nachgeben zu bewegen. Er iſt ein Niedriger, der eines armen Mädchens in der Liebe Ergießung ſpotten konnte. Die ſchwärzeſte der Rachen iſt zu klein für ihn. Man ſollte auf ganz beſondre Martern denken, ihm das zu vergelten.

Rui Gomez (tritt ein.) **Prinz Karlos, Herzogin** — (er erblickt Eboli und fährt zuſammen) **Verzeihen Sie, Prinzeſſin, ich glaubte Sie nicht hier, und da ich nicht vermuthen kann, daß meine Nachricht Ihnen erfreulich iſt . . .**

Eboli. **Wenn der König ihm vergeben, ſo ſchweigen Sie —**

Rui. **Er wird, ſo Gott will, ihm niemals vergeben —**

Eboli. **Dann ſegne ich ihn, und Sie hätten keine erwünſchtere Nachricht bringen können.**

Rui. **So darf ich reden. Eben hab' ich die Wache bey ihm verlaſſen, und Olivarez, der Hauptmann, hat ſie übernommen. Doch bleibt er eigentlich des Grafen Lerma Gefangner, bis**

man ihn in den Palaſt der Inquiſition wird bringen können, ohne Aufruhr zu befürchten.

Eboli. Man giebt ihn in die Hände der Inquiſition? Ha, das iſt ſchön! da iſt er auch verloren. Schon lange haben dieſe Herren ihm den Haß des Königs zubereitet, weil ihr Haß ohne dieſen ihm nichts ſchaden konnte. — Sie haben einſt, mein lieber Gomez, Geſinnungen gegen mich geäußert, die Sie ſehr übel Seiner königlichen Majeſtät zuerſt entdeckt. Wir Mädchen laſſen nicht gern uns verkaufen noch verſchenken.

Rui (wirft ſich vor ihr nieder.) Verzeihung, Fürſtin, wenn ich darin fehlte. Und wenn ich noch, durch das Geſtändniß meiner Liebe, die Ihrige zu erhalten wüßte, ſo machten Sie mich auf ewig glücklich.

Eboli. Reue fordert Verzeihung, und Dienſte, wie die Ihrigen gegen mich, erfordern Dank. Sie haben mir eine ſüße Nachricht gebracht; ich gebe Ihnen dafür die Erlaubniß, dem Könige zu berichten, daß, wenn er will, ich Ihre Hand annehme.

Ruf. Sie heben mich in Himmel! Ein ungeträumtes Glück ist doppelt schön.

Herzogin. Sie haben mich versöhnt, Prinzessin! Der Schritt sichert mir Ihre Liebe, und Ihnen unsre Plane. Ruf Gomez ist mit in unserm Bund, und bald werden wir an einem Ziele seyn, wo Ihrer Rache und meinen Wünschen nichts mehr zu begehren übrig bleibt.

Wien.

Ritter Walters ehemalige Wohnung.

Henriko. Ein Bedienter. Hernach Pater Giakomo. Zwey Reisende.

Henriko.

Ich denke Morgen, Peter, wollen wir abreisen. Verschiedene Kleinigkeiten haben mich sehr lange aufgehalten. Ich habe schon einigemal bereut, daß ich mich damit eingelassen. Ich ahnde, meine Gegenwart mögte in der Wibertsburg nothwendig seyn. Doch wollte ich gern meines Freundes Walters Aufträge ganz besorgen. Ist denn alles eingepackt?

Peter. Alles, Herr. Auch wünschte ich von Herzen, daß wir Wien verlassen hätten. Einige meiner ehemaligen Kameraden haben mir gesagt, ich mögte Sie verlassen, Sie wären in Gefahr. Noch heute sagte mir der Wirth des Hauses, es schlichen einige Männer umher, die

immer seine Thür in den Augen hätten. Es käme ihm auch sonderbar vor, daß man sich so sorgfältig nach Ihnen erkundigte, daß täglich nachgefragt würde, wenn Sie wohl abzureisen gedächten.

Henriko. Du bist ein feiger Mensch. Geh' und laß mich allein. Untersuch' indessen das Reisegeräth', ob alles in seiner gehörigen Ordnung ist. (Der Bediente geht ab) Es ist mir selbst bedenklich, daß so viele Menschen mir starrer in die Augen gesehen, als ehedem, daß ich besonders von verschiedenen Geistlichen oft angeredet, und um meine Meynungen in Ansehung des Glaubens befragt worden. — Der Menschen Schicksal steht in Gottes Hand. — Ich würde für das meinige nichts fürchten, weil ich gelassen zu ertragen gelernt habe; allein, ich fürchte, daß der Einfluß dieser Späher sich mit zur Wiberts-burg hinzieht. Ich fürchte, Walter hat es sehr versehen, daß er durch diese Reise mich aus der Mutter Augen bringen wollte, die mich haßt. Den nöthigsten Aufmerker zu entfernen, ist nicht weise; und zugegeben, daß Eugenia kein böses Herz hat, so hat der Fanatismus ja wohl größre

Uebel gestiftet, als eine Familie zu Grunde zu richten.

Peter (tritt schnell wieder ein.) Ach! Herr, es ist ein Pater, von zwey Reisenden begleitet, in Ihrem Vorzimmer, und wollen vorgelassen seyn. Ich sagte zwar, Sie sprächen niemand. Doch sie erwiederten, sie hätten Dinge, die Ihr Wohl beträfen, mit Ihnen abzureden, und die Folgen würden übel seyn, wenn Sie sich weigerten.

Henriko. Ich unterwerfe mich der Hand des Himmels. Laß sie herein.

(Der Pater und die Reisenden treten ein, grüßen Henriko freundlich, der sie zu sitzen nöthigt. Peter ab.)

Giakomo. Signor Henriko, dieses sind zwey Herren aus Madrid, die von Seiten der heiligen Hermandad gesandt sind, Ihre Gegenwart sich zu erbitten.

Henriko. Ich wüßte nicht, daß mit dem heiligen Gericht ich je in Fehde gewesen wäre. Ich wüßte nicht, daß eine Handlung ich unternommen hätte, weswegen ich dort mich zu stellen, mich schuldig glaubte.

Einer der Reisenden. Das heilige Gericht bedarf oft Zeugen zu dieser oder jener Untersuchung, die es aus fernen Landen bringen läßt, um keine Ungerechtigkeiten zu begehen. Es scheuet nie die Kosten, wo es drauf ankömmt, eines Menschen Leben zu retten. Wahrscheinlich ist dieß bey Signor Henriko der Fall.

Zweyter Reisender. Und wenn Signor unschuldig sich wissen, so dürfen Sie die Reise dreist und ohne Furcht vollbringen, und die Versäumniß Ihrer Geschäfte mit in Rechnung bringen, und alles wird ersetzt.

Henriko. Wenn meine Geschäfte aber nicht die meinigen, die eines Freundes sind, in dessen Dienst ich stehe?

Zweyter Reisender. So geht die Kirche allen Freunden vor. Der Dienst des Herrn steht in jedes Menschen Seele vor dem Dienste der Sterblichen oben an, wenn anders der Mensch Christ ist.

Henriko. Wenn aber, wie die Herren sagen, es nur eines Zeugnisses bedarf, so könnte das, wie es bey andern Gerichten gebräuchlich ist, wohl hier mir abgefordert werden.

Erſter Reiſender. Wir haben nicht geſagt, daß des heiligen Gerichts Begehren an Sie ein Zeugniß wäre. Wir vermuthen es nur, weil Ihre offne Miene, und Ihr bekannter Ruf von Redlichkeit, und Ihr Bewußtſeyn Ihrer Unſchuld, uns das ſo glauben läßt. Man hat uns übrigens nicht zu den Sitzungen des heiligen Gerichts gezogen, in denen Ihre Ankunft nach Madrid beſchloſſen worden. Man gab uns nur den Auftrag, Sie zu bringen; und wir ſind ſchuldig, den Befehlen unſrer Obern Gehorſam zu leiſten.

Henriko. So werd' ich, meine Herren, doch erſt ſehen, ob der kaiſerliche Schutz mich nicht von dieſer Reiſe wider meinen Willen, die meinen Geſchäften hinderlich iſt, freyſpricht.

Giakomo. Signor Henriko! Ihro Eminenz, der Nuntius haben mich mitgeſandt, um Ihnen anzukündigen, daß Sie Wiſſenſchaft von dieſer Sache hätten, und bereits, im Fall der Weigerung, der Verhaftsbefehl ausgewirkt wäre, den ich dieſen Herren bey fernerer Weigerung überliefern muß.

Henriko. Wenn man ſich ſo ſorgfältig vorgeſehen, daß ich mein Ja zu allem ſagen muß, ſo iſt mein Recht vergebens. Sie werden meine

Faſſung darum nicht verändert ſehen. Erlauben Sie mir nur, einige Augenblicke in mein Kabinet zu gehn.

Erſter Reiſender. Bedienen Sie ſich Ihrer Bequemlichkeit. Auch ſollen Sie Ihr ganzes Eigenthum behalten. Wollen Sie Ihren Bedienten auf die Reiſe mitnehmen, ſo ſteht es Ihnen frey. Nur Ihre Schriften werden wir morgen zu uns nehmen. Für heute wird Pater Giakomo alles verſiegeln.

(Henriko geht ins Kabinet.)

Giakomo. Sie fahren gut mit Ihrer Expedition. Doch, wiſſen Sie in der That nicht von der Urſache, weswegen man den Herrn in Madrid ſehen will? Ich hörte wohl, daß beym Geſandten man einer Familie Gonzago erwähnte, die ſich aus Madrid verloren.

Zweyter Reiſender. Die Familie heißt Eboli. Gonzago iſt der Fürſtenname, den jedesmal der Aelteſte des Hauſes führt. Der itzige Fürſt, und ſeine fromme Gattin, ſind zwar mit Erlaubniß des Monarchen verreiſt, allein ſie laſſen ſich nicht wieder ſehen, und man iſt ſehr um ſie beſorgt.

Erſter Reiſender. Henriko war vor vielen Jahren in dieſem Hauſe, und man ſchreibt ihm das Außenbleiben des Fürſten zu. Man hat uns ſcharf verboten, mit ihm davon zu reden. Er dürfte, wüßte er ſich nicht gehörig zu vertheidigen, wohl ſchwerlich aus der Santa Kaſa wiederkehren.

Giakomo. So iſt er zu bedauern. Im Vertrauen, meine Herren, man hat Euch dieſesmal ſehr wohlgewollt. Wir halten auch auf unſern Glauben, allein die Strenge Eurer Inquiſition iſt uns doch ſchauerlich, und unſerer Regenten von Welt und Kirche Denkungsart iſt milder.

Zweyter Reiſender. Wir dürfen gegen unſre Einrichtungen nichts reden; doch in die Augen leuchtet es, daß dieſe Strenge drückt. Die Spanier empfinden es nicht ſo. Man ſchont ihrer, man will die, die zunächſt um einen ſind, nicht reizen, weil gereizt ſie ſchaden können. Deſto drückender fällt die Laſt auf die Provinzen, wo Tauſende ihren Untergang finden.

Giakomo. Henriko ſcheint ein biederer Mann zu ſeyn. Man kennt ihn blos von guten Seiten hier, und die Schreiben der Inquiſition verſichern, man wolle keine Ungerechtigkeit an ihm

begehen. Ich wünsche, wie der Nuntius es wünscht, daß dieses Wahrheit sey. Er würd' es sehr bereuen, gewillfahrt zu haben, wenn er das Gegentheil erführe. Man weigert sich nicht, dem Kardinal zu dienen, doch muß die Menschlichkeit nicht dabey verletzt werden. Empfehlen Sie Ihrem Großinquisitor diesen Spruch, den ihm der Nuntius ausdrücklich sagen läßt. Behandeln Sie Henriko auf dem Wege menschlich.

Erster Reisender. Sie werden über uns nie Klage hören. Wären wir zu irgend einer Unmenschlichkeit beordert, wir würden lieber Spanien nie wiedersehen.

Giakomo. Auch ist es einer der ersten Bewegungsgründe unsers Hofes, daß man Sie gesandt. Denn Boten meines Standes wären abgewiesen worden. Spanische Mönche sind uns verdächtig.

Henriko (tritt aus dem Kabinet.) Ich bin bereit. Ich habe, glaub' ich, meine Bahn auf deutschem Boden geendet, und deshalb mein Testament gemacht. Die Ruhe meiner Seelen hat nichts dabey verloren. Der Freuden dieses Lebens sind manche mir verrückt. Resignation ist

ja

ja indeſſen die Quelle des Guten, was uns in dem andern Leben bevorſteht.

Giakomo. Ich werde das Kabinet verſiegeln, und morgen die Papiere des Signor Ihnen einhändigen.

(Alle gehen ſtillſchweigend ab.)

Sachſen.

Wibertsburg.

Ritter Wiberts Zimmer.

Ritter Wibert liegt eben verſchieden auf ſeinem Bette.

Fürſt Gonzago. Prinz Johann. Marie.

Hernach der Waldbruder.

Johann.

Er hat beſchloſſen! Er war ein guter Mann, mein Vater. Ich fürchte, wir ſind ſchuld an ſeinem Tode.

Gonzago. Wir ſind's gewiß. Die Ruhe, in der er lebte, war ſeinem Alter Labſal. Durch uns verlor er ſie. Er hat um Deine Mutter ſich den Tod erkümmert. Er wollte ſie ſo gern menſchlich machen. Dank, Alter, Dank für Deinen guten Willen. Dort oben mag der Lohn Dir werden, den wir zu geben nicht vermögen. O es iſt ſüß, ſo edel ſterben, wie Du! Bey Deinem dortigen Empfang mögt' ich ein Zeuge

seyn. Für mich wär' es weit glücklicher gewesen, vor Dir dahin zu gehn. Ich war hier überflüßig.

Johann. Ich ehr' Euch, Vater; doch man muß dem Himmel nicht vorgreifen. Wie er es macht, so soll es gut seyn. Das lehren alle Lehrer aller Religionen. Ob Wibert noch viel Gutes hätte stiften können, und ob nicht Gram sein Loos geworden wäre, ist eine nicht ganz zu verneinende Bemerkung. Euch aber bedürfen wir gewiß noch, denn unserer Mutter Herz hängt viel zu sehr nach Spanien, und dieser Hang kann nur durch Euch vermindert werden. Laßt ruhig schlafen, dem der Himmel Ruhe schenkte. Denkt, daß Euch Wibert zu seinem Stellvertreter machte.

Marie (die auf einem Stuhle eingeschlummert war, träumend.) Mein Vater! Bleibt! Geht noch nicht weg von Eurer armen Marie. Sie wird aufhören glücklich zu seyn — Ihr wollt noch bleiben? — O Dank! Dank!

Johann. Wie schrecklich wird der Traum ihr seyn, wenn sie erwachen wird, und er nicht mehr ist! Wenn man doch dieses Augenblickes Schrecken vor ihr vorüberführen könnte! O Gott! warum gabst Du den Sterblichen nicht einen lich-

tern Blick auf jenseits? Warum öffnetest Du den Zurückgebliebnen nicht die Bahn, die ihre Lieben dort betreten, damit sie ruhiger den schweren Weg fortwallen, den Du den Duldern für dieses Erdenleben auflegtest? Kann eines Dir ergebenen Herzens Gebet zu Dir gelangen, gewährest Du Erhörung, dem, der vor Dir in wahrer Andacht die Kniee beugt, o Gott! so gieße Stärkung in diese leidende Seele! Laß Träume von paradiesischen Seligkeiten ihres Vaters ihren Geist umschweben, und sie vergessen, daß sie in ihm so viel verliert!

Fürst. Ich vereinige mein Gebet und meinen Wunsch mit dem Deinigen. — Wo muß Eugenia nur seyn? Schon seit einigen Stunden sah ich sie nicht mehr. Ich will sie suchen; ich muß sie schonen, und es könnte ihr beleidigend erscheinen, daß ich sie ganz vergesse, um über diesen alten Freund zu trauren. Auch wollen wir des Ritters Körper, wo möglich, vor Mariens Erwachen noch von hier entfernen lassen, damit der Gegenstand ihrer Traurigkeit wenigstens nicht im ersten Augenblicke vor ihr liegt.

(Indem er hinausgehen will, tritt der Waldbruder ein.)

Ihr kommt zur rechten Zeit, mit uns zu klagen, Pater. Wißt Ihr die traurige Nachricht schon?

Waldbruder. So ist er todt! (Er geht zu dem Leichnam) Schlaf sanft, mein Freund! Ich hätte ihn so gerne noch vor seinem Abschied aus der Welt gesprochen! Ich hätte gern noch eine wichtige Frage an ihn gethan. Ich eilte auf die Nachricht seiner Gefahr mit schnellen Schritten her.

Johann. Und wer gab Euch die Nachricht von seiner plötzlichen Krankheit, Pater?

Waldbruder. Eugenia, die Fürstin, Ihre Mutter kam zu mir, und . . .

Fürst. Und wollte Euch noch eine Unterredung mit dem alten Wibert verschaffen — Das gute Weib!

Waldbruder. Es thut mir leid, Fürst, daß ich widersprechen muß. Das war wohl ihre Absicht nicht. Sonst wäre ihr erstes Wort vom alten Wibert gewesen. Allein, so kam sie erst auf Dinge — auf Dinge, Fürst, die ihr an Wiberts Sterbebette nicht hätten einfallen müssen, und erst, nachdem sie eine ganze Stunde mir entlockt, was sie vermuthlich gern zu wissen wünschte,

erwähnte sie im Vorübergehen, daß der Mann, der hier der Erste unter allen war; er, dessen guter Denkungeart sie Vieles zu danken; er, der in meinen Augen mehr ein Heil'ger ist, als Viele, welche die Kirche so zu nennen befahl — daß er dem Tode nahe. Ich mußte sie verlassen. Es ergriff mich. Ich flohe pfeilschnell her, allein zu spät.

Fürst. Die Fürstin ist allein im Walde, sagt Ihr, Pater?

Waldbruder. Ja, mein Fürst. Schickt jemand doch, der sie geleite. Gern wollt' ich wieder zu ihr kehren, allein ich muß dieß todte Antlitz noch eine Weile betrachten, um mir die theuren Züge tief, tief einzuprägen — und dann vermag ich auch den kleinen Groll, daß mir Eugenia die letzten Seufzer dieses Mannes entzogen, noch nicht zu bergen; sprach sie gleich von ihm, so sprach auch ich ihn noch. Er kann nur wenig Augenblicke todt seyn, denn seine Hände sind noch warm; vielleicht weilt auch sein Geist noch in dem Aether um uns, und will noch irgend eine Ahndung mir mittheilen. Auch, Fürst Gonzago, wanken meine Knie, der Schreck hat mich ergrif-

fen; ich glaube nicht, daß ich den Wald erreichen würde.

Fürſt. Bleibt, guter Pater, und vergebt ihr nur. Ich will ihr ſelbſt entgegengehen. Ihr müßt der Schwachen, auch Gekränkten ihre Fehler nicht ſo hoch anrechnen. Auch ihre Seele leidet.

(er geht ab.)

Waldbruder (mit ſtarr auf Wiberts Leichnam gerichteten Blicken) Er ſtarb gewiß zu früh, mein Prinz!

Johann. Für mich gewiß zu früh —

Waldbruder. Und für uns Alle — Er ſagt mir's. Die Züge dieſes todten Körpers ſagen mir's. Sein Geiſt ſchwebt noch um uns. Er hauchte mir's in meine Seele, er ſey zu früh geſtorben. Um ein Wort, Prinz, aus ſeinem Munde, gäb' ich mein Leben gleich. Seht nur, ich kann mir's rathen dieſes Wort. Allein, ich kann nicht handeln, als ob ich's gehört hätte. Der Ahndungen Wirkung auf uns iſt nicht von dem Gewicht, wie die der Worte. Es bleiben Zweifel zurück, die wir in Ungewißheit tragen müſſen, und die den Wirkungskreis hemmen.

Marie (immer noch träumend.) Mein Vater! O mein Vater! Iſt Dir wohl? — Wohl! O wie dank' ich Gott!

Waldbruder. Was? ſie kann ſchlafen bey der Leiche ihres Vaters?

Johann. Sie ſchlummerte vor Müdigkeit ein, da er noch lebte.

Waldbruder. Ha! das iſt ſchrecklich! Ihr Erwachen wird ein Schauſpiel zum Erbeben ſeyn. Wir wollen wenigſtens ihn ihren erſten Blicken entziehen.

(Er deckt ein Tuch über Mariens Geſicht.)

Marie (erwachend.) Ach Gott! — Was ſteht Ihr denn ſo trübe da, Ihr Lieben? Laßt mich den todten Vater auch noch einmal ſehn. Ich will nicht weinen. Er iſt ja glücklich. Ich ſah ihn in einem beſſern Leben, als dieſes iſt. Er winkte mir, und ſagte freundlichen Geſichts: Ihm wäre wohl!

Johann. Gott! Du haſt mein Gebet erhört. Das heißeſte Dankopfer ſteigt aus meinem Herzen Dir empor.

Marie. O könnt' ich Euch das ſchildern, was ich ſahe! Mein theurer Gatte, und Ihr, guter

Pater, Ihr würdet ſtaunen, dürft' ich reden. Allein, die Worte fehlen mir zu dem, was ich geſehen. Das können Seelen nur ſich denken. Das war beſondre Gnade des dort oben, der mich tröſten wollte. Im Himmel hab' ich ihn geſehn, den Vater. Er lebt — gewiß er lebt, das ſchwör' ich Euch. Nun laßt mich aber noch einmal die kalten Ueberreſte ſeiner irdiſchen Hülle ſehen.

(Beide führen ſie zum Bette. Der Waldbruder deckt das Tuch ab.)

Waldbruder. Das war der edelſte der Männer, der Freunde, der Menſchen!

Johann und Marie. Amen!

(Sie bleiben mit ihren Blicken auf dem Todten haften.)

Wien.

Ritter Walters ehemalige Wohnung.

Peter, der Bediente, allein mit einem Papiere.

Das hatte Pater Giakomo übersehen, daß die Tapetenthür auch versiegelt werden müßte. Und Henriko glaubte wohl nicht, daß sein Diener ihm auch im Unglück treu bleiben würde. Doch ich entschuld'ge ihn. Er konnte es nicht wissen, ob man die Papiere gleich nehmen würde.

Dem Pater Giakomo sich also anvertraut — Ich muß das Blatt doch noch einmal lesen:

„Mein lieber Pater!

„Wenn menschliches Gefühl in Ihnen ist, so „verbrennen Sie das Paket Papiere, welches „ich mit einem Kreuz bezeichnet. Es sind „Nachrichten von dem Hause Eboli, die die„sem, nicht mir schädlich werden können. Sie „sind dafür der Erbe meines übrigen Eigen-

„thums. Da, wo ich hingehe, bedarf man „nichts mehr.“

Henriko.

So! Wahrlich, das heißt viel Vertrauen! Die Erbschaft ist zwar nicht so unbeträchtlich, allein, ich traue doch dem Pater nicht. Wir wollen lieber diesen Zeddel und jene Schriften kassiren. Und zur Fürsorge will ich alles Uebrige von meines Herrn Hand auch der Vernichtung übergeben. Da steht im Nebenzimmer ein Schrank mit alten Schriften; die mögen sie sich zu Gemüthe führen. Frisch an die Arbeit! Und dann send' ich Eilboten an den Prinzen. Sie werden kleine Tagereisen machen; und macht er große, so kömmt er zu unsrer Rettung immer noch früh genug. Frisch an die Arbeit! Es wird mir doch einst Wonne seyn, wenn ich auftreten und sagen kann: Ich habe ihn gerettet.

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Des Kardinals Zimmer.

Der Kardinal. Hernach Domingo.

Großinquisitor.

Ich habe wohl geruhet. Ob Andere diese Nacht so gut geschlafen, bezweifle ich. Doch sauer hab' ich mir's auch werden lassen, das Gewebe meiner Größe zu dieser Festigkeit zu bringen, daß nichts es mehr erschüttern kann. Wär' es erschütterlich, wie könnt' ich schlafen!

Ob Innozenz wohl unterschrieben hat? — Die Herzogin besteht nun einmal auf den Untergang der Königin, und wenn ich's von der rechten Seite betrachte, ist die tugendreiche Gesellin eben auch für Philipp schlecht gewählt. Wer konnte auch aus einem so aufgeklärten Lande, wie Frankreich, eine solche spröde Schöne erwar-

ren? Sie hat' ans einen groſſen Streich an die Bekehrung des Prinzen Karlos gemacht.

An dem muß ſich das heilige Gericht nun rächen. Er iſt Kind des Todes, aus der Reihe der Thronfolger Spaniens weggeſtrichen, unſer Opfer. Der Thor dachte unſern Arm entbehren zu können, und träumte nicht, wie entbehrlich er der ſpaniſchen Monarchie ſey. Und alles das hat ein verdammter Ketzer angeſtiftet! O Rache über dieſen Proteſtanten! Zehnfache Rache! Gewiß, ich werde ihn in dieſen Mauern ſehen. Ich werde ins Geſicht ihm ſehen, und der erſte Blick, den er von mir erhalten ſoll, ſey Gift für alle ſeine Hofnungen. Verdorren ſollen ſie vor dieſem Blick, wie die gebrochene Bluhme vor einem Mittagsſtrahl. Er ſoll den Teufel, wenn er einen glaubt, zu ſehen glauben; erbeben, und wie ein Wurm ſich krümmen. Und wenn er ſich im Staube krümmt, und durch ſein Winden Gnade zu erbetteln hofft, ſo ſchleudr' ich ſie ins tiefſte Loch der Santa Kaſa — die Ketzerbrut.

(Domingo tritt ein.)

Nun, Domingo! Der Pater Innozenz hat unterſchrieben?

Domingo. Nein, Ihro Eminenz.

Großinquisitor. Nein? — Das versteh' ich nicht! Sollten Sie, Domingo, dem Pater etwa noch eine andre Wahl gelassen haben? Oder lag in Ihrem Vortrage etwas, was ihn zurück, gescheucht? Sollten Sie selbst für ihm oder seiner Ahndung sich fürchten, und deshalb wünschen, und dem Wunsch gemäß es eingeleitet haben, daß er nicht unterschreiben sollte? Vergaßen Sie, daß ich nicht gern die, welche unter uns die ersten Rollen spielten, auf eine Art verschwunden wünsche, die dem Volke die Augen öffnen könnte? daß ich des Pater Innozenz Talente und Kopf in vielen Dinge schätze, und ungern selbst ihn misse?

Domingo. Was Ew. Eminenz mir sagen, davon trifft nichts mein Herz. An dem allen bin ich unschuldig. Ich habe eher die Gränzen der Ueberredung überschritten. Ich habe diesen Pater Aussichten gezeigt, die mit der Seelenruhe, in die er sich versetzt wünscht, harmoniren. Schon schien er so zu allem bereit zu seyn, daß ich gewonnen Spiel zu haben glaubte; doch wie ich mit der Schrift hervorrückte, stand sein ganzes System von Unbeweglichkeit — wie er es nennt, von Redlichkeit — unerschütterlich da. Er lachte jeder Drohung, die ich machte. Er hatte sogar die Drei-

ſtigkeit, verlauten zu laſſen, daß er Ew. Eminenz entlarven wollte.

Großinquiſitor. Der Böſewicht darf's wagen, gegen meine heilige Perſon ſo ſchmähend aufzutreten? Bediente er ſich dieſes Ausdrucks, Domingo, oder legen Sie vielleicht ihm ſolchen bey, um meine Wuth gegen den Unglücklichen noch mehr zu entflammen? Doch, ich will ſanft bleiben. Vergebung dem Verrückten, dem die Zufälle, die ihn betroffen, den Verſtand verwirrt haben. Gehen Sie noch einmal zu ihm. Sagen Sie ihm, ich verziehe ihm.

Domingo. Vergebens wäre dieſer Weg, und jedes Unternehmen, ihn umzulenken. Der Name der Königin flößt dieſem Enthuſiaſten für ihre Tugend ſchon eine ſolche Ehrfurcht ein, daß er ihn kaum zu nennen wagt. Er flucht dem, der ihr nur Wanken zutrauen kann. Anſtatt den König — wär' es auch zu Aller Beſten — in dem Verdacht zu ſtärken, will er ihn aus demſelben reißen. Er ſpricht, die große Tugend, die ſo ſelten itzt auf Erden zu finden ſey, müßte hell und blendend ſtrahlen.

Großinquiſitor. Nun, ſo ein Schwärmer iſt in dem nun faſt vollbrachten Jahrhundert

mir noch niemals vorgekommen. Doch mögt' ich gern ihn retten, wenn er zu retten wäre . . .

Domingo. Um eine Schlange uns im Busen zu ernähren. Um dem Könige anstatt des ihm entrissenen Markis Posa einen zuzuführen, in dem er einen Menschen, wie er sich ausdrückt, suchen kann. Nichts fehlt, als daß der Pater Innozenz die Macht der Ueberredung auf den König wendet, um von der Unschuld seiner Gattin ihn vollkommen zu überzeugen; dann, gemeinschaftlich mit dieser Elisabeth, dem Vaterherzen zusetzt, diesem Sohne zu verzeihen; noch mehr, die Großmuth Philipps in Bewegung setzt, daß er ihn zum Regenten von Flandern ernennt. Der große Philipp fühlt's gewiß, daß, wenn er überzeugt ist, Ungerechtigkeiten begangen zu haben, dann der Ersatz so groß und königlich seyn muß, daß er bewundert wird.

Und, Ew. Eminenz, so hätten wir den Prinzen nicht nur aus seinem Kerker frey, — sondern er wäre uns auch fürchterlich. Nein, der Untergang des heiligen Gerichts ist dann so gut, als unterschrieben.

Großinquisitor. So sterbe Innozenz! Doch denken Sie auf Mittel, seinen Tod als

höchst

höchſt nothwendig darzuſtellen; denken Sie auf Beweiſe, daß wir ihm nicht zu viel gethan. Der König könnte in der Sache ſeiner Gattin, die einmal durch die Herzogin betrieben wird, wohl auf den Einfall kommen, den Beichtiger Eliſabeths zu Rathe zu ziehen.

Domingo. Ganz richtig — eine Muthmaßung, die mir auch beygefallen iſt, wogegen aber ich bereits ganz andre Maaßregeln getroffen habe. Den Pater Innozenz, wegen ſeines Beytritts zu Karlos und des Markis Poſa Verſchwörung in Flandern, ſo ſchuldig darzuſtellen, daß Philipp ihn verdammen muß iſt Kleinigkeit. Allein, daß Philipp ihn verdammen muß, iſt eine Klippe, an welcher manche andre Dinge ſcheitern könnten. Da ſein Verbrechen weltlich iſt, ſo dürfen wir dem Könige nicht vorgreifen; allein uns ſichern, daß nicht einer unſrer Erſten ein Opfer der Gerechtigkeit, und unſer Stand dadurch verächtlich werde, das dürfen wir.

Da meine Plane immer etwas weiter gehen, als auf das Gegenwärtige, und lange ich den Blick in Innozenzens Herzen that, daß er für uns nicht tauge, ſo hab' ich forſchen laſſen nach einem ihm ähnlichen Subjekte.

Großinquisitor. Sie denken, ein so grober Betrug könne den König täuschen?

Domingo. Er könnt' es vielleicht, allein es ist auch darauf nicht abgesehen. Den sogenannten Innozenz versenden wir gleich, nachdem wir ihn in den Besitz von des wirklichen Innozenz Papieren und Geheimnissen gesetzt, nach Indien auf die Mission; lassen diesen Aufsatz von irgend einer ihm ähnlichen Hand unterschreiben; entschuldigen beym Könige seine Entfernung mit seinen Verbrechen, die nicht laut werden dürfen; und jedermann muß glauben, daß jener todte Innozenz noch lebt.

Großinquisitor. Und könnt' er denn nicht leben, Domingo? Fällt der ganze Plan denn anders aus, wenn wir den wirklichen Innozenz zum Missionair bestimmen? Ist irgend ein Weg möglich, von ihm eine Zeile nach Spanien gelangen zu lassen, als durch unsre Hand? Und kann man ihn nicht diesen Weg noch gehen lassen, sich zu bessern, nicht ihn sorgsamer Aufsicht anvertrauen, und ihm bedeuten, wenn er das geringste Nachtheilige zu unternehmen wagte, sey sein Tod unvermeidlich? Ruft nicht ein inneres Gefühl Sie

auf, den, der als unſer Dritter mit uns war, zu retten, wenn er noch zu retten iſt?

Domingo (vor ſich.) Warum muß er nur dieſen Innozenz behalten wollen? Das mögt' ich wiſſen? (laut) Ew. Eminenz vergeſſen, daß der Fall eintreten könnte, daß wir den Pater vor den König ſtellen müßten. Wir fürchten dieſen König nicht, wenigſtens ſagt es der Schein. Doch, daß wir ihn nicht fürchten ſollten, zweifle ich ſehr. Ein Augenblick, wo er die Macht benutzt, kann uns gefährlich werden. Geſetzt, wir müßten dieſen Pater bringen, und der wirkliche Innozenz erſchiene. In die Verlegenheit, bey dieſer Audienz zu ſeyn, mögt' ich doch nicht mich verſetzt ſehen. Für Ew. Eminenz iſt das allenfalls erträglich. Es kömmt auf Sie an, ob Sie Sr. Majeſtät Ruf hören wollen, oder ob der König zu Ihnen ſich bemühen ſoll. Ich aber muß zu jeder Zeit gehorchen. Und wenn der andere Innozenz, denn auch dem Monarchen in etwas fremd erſcheint, ſo muß das Klima und der Gram, und die Veränderung der Lage, der Lebensart, das alles verſchuldet haben. Der neue Innozenz muß hypochondriſch, menſchenſcheu erſcheinen. Kurz, tauſend Dinge finden ſich für eines, die den

Tausch glücklich unterstützen können. Das mögte beym ächten Innozenz wohl zur Unmöglichkeit gehören.

Großinquisitor. Ich gebe nach. Ich übertrage Ihnen die ganze Sorge. Ich erwarte diesen unterschriebenen Aufsatz aber in wenig Stunden, und so, daß Pater Innozenzens Hand nicht zu verkennen ist.

Domingo. Sorgen Sie dafür nicht. Ist's denn das erste Mal, daß wir mit Händen und Unterschriften spielen, und Treffer ziehen? Ew. Eminenz sind diesem Pater ein wenig zu hold gewesen, und nie war meine Sache, unschuldige Laster mir aufbürden zu lassen. Ich mied es, mich für einen Verläumder angesehn zu wissen, und schwieg von Dingen, die der Pater Innozenz ganz hinter Ew. Majestät Rücken, und ohne Ihren Willen vollbracht; ich schwieg, daß er der Geistlichkeit, die unter ihm stand, gegen Ketzer Toleranz gepredigt; daß er sie ihnen anbefohlen; daß Hunderte durch ihn gerettet sind, die im strengsten Sinne hätten sterben müssen; daß er es war, der durch der Königin Betrieb, der um des Zauberers der Prinzessin Eboli willen, besser wirkte,

dem Fürſten Gonzago die Freyheit ſchaffte, Spanien zu verlaſſen.

Großinquiſitor. Genug von ihm. Die Zeit iſt koſtbar, Domingo, und Ihre Vollmacht unbedingt.

(Domingo ab.)

Er war nicht zu retten. Oft diente er mir gegen dieſen ſchlauen Domingo, den er allein zu überſehen wußte. Oft war ich ihm ſo gut, wie ich noch keinem Sterblichen geweſen. Ich zürnte nur auf ſeine wenige Biegſamkeit, auf ſein unerſchütterliches Gewiſſen. Nun bringt's ihm gar den Tod. Und dieſer hat ihn ſo erforſcht, mit ſeiner ſchlauen Hinterliſt es abgelauert, daß er ihm ſchädlich war, daß ſeine Rettung zur Unmöglichkeit ward. Ich muß ihn aus meinem Andenken verwiſchen, ſonſt macht er mir noch trübe Stunden.

(Er geht ins Vorzimmer.)

Vorzimmer.

Kardinal. Graf Lerma,
(der eben eingetreten ist, ihn zu sprechen.)

Lerma.

Der König Philipp läßt Ew. Eminenz ersuchen, noch heute, wenn es möglich, ihn zu sprechen. Hier in Madrid wird er Sie auf dem Schlosse erwarten. Mein Befehl lautet, die Stunde anzuzeigen.

Großinquisitor. Zwar bin ich schwach, und, um das Wohl so vieler Tausende nicht aufs Spiel zu setzen, sollt' ich mich nicht in die itzige Luft wagen. Doch der erste Sohn der Kirche befiehlt, und ich gehorche. Außerdem erfahr' ich wichtige Neuigkeiten, und vermuthe, daß meine Gegenwart nothwendig ist. Drey Uhr will ich im Schloß erscheinen. — Ich höre seltsame Dinge, Graf. Ist's wahr, daß Sie den Prinzen Karlos verhaftet haben, daß der Markis Posa ihn zu einer Unternehmung in Flandern aufgereizt hat?

Lerma. Wer, Ew. Eminenz, der Reizende und wer der Aufgereizte war, vermag ich nicht zu ſagen. Gewiß iſt's, daß ein Bund im Werk geweſen, und leider auch gewiß, daß ich den Prinzen verhaften müſſen. Ach! Ew. Eminenz, wenn je in eines Menſchen Gewalt es ſtand, das Böſe zum Guten zu lenken; wenn eine Hand jemals Unfrieden in Frieden verwandeln konnte, ſo können Sie es. Ach! erbarmen Sie ſich eines Königs, den falſche Eiferſucht verblendet; einer Königin, der man ſo ungerecht begegnet; eines Prinzen, der nur verirrt, nicht laſterhaft, nicht ſtrafbar iſt. Sie ſind der Mann, der Tod und Leben in der Wage hält; Sie ſind der irdiſche Gott von Spanien. Es hängt von Ihnen ab, ob Donner über unſern Häuptern brüllen ſollen, ob ſanfter Sonnenſchein uns wärmen ſoll. Es kömmt auf Sie an, ob man unerhörte Dinge von Spanien vernehmen ſoll, oder ob die Welt nie ſchlimmer davon denken wird, als ſie ſchon denkt. Es liegt in Ihrem Willen, Prinzenmord und Gattenrache zu verhüten.

Großinquiſitor. Es wäre mit des Königs Laune ſo ſchlimm, Graf Lerma? Dann freylich iſt er zu bedauern.

Lerma. So zu bedauern, daß das schlechteste Kind des schlechtesten Tagelöhners in Kastilien gegen ihn ein Glückskind ist. Philipp zählt itzo wenig ruhige Stunden. Wie wird er deren zählen können, wenn die Geister der Monarchin Spaniens und dessen künftigen Beherrschers sich noch zu den Fantomen gesellen, die seine Träume beunruhigen und sein Wachen betäuben?

Großinquisitor. Graf Lerma! Sie sind immer um den König. Ich war sonst auch sehr viel um ihn. Allein, in Ihrer Schilderung erkenn' ich meinen Schüler nicht mehr. Die unerschütterliche Festigkeit ist also weg, die ich mit so vieler Mühe ihn lehrte, und schwache Leidenschaften haben ihn erschüttert? Der Weg zu seiner Ruhe wäre also, seine Grillen zu verscheuchen, und diese mehrten sich, wenn man der Schwäche Nahrung gäbe? —

Lerma. So sehr, daß ein Verdacht, in seiner Gegenwart geäußert, schon zur bewiesenen Wahrheit wird. Ich kenne keinen Menschen in ganz Spanien mehr, dem er sich anvertrauen mögte, könnte, als höchstens Sie; und dann bin ich fast überzeugt, daß, wenn Sie ihm mit einem Worte nur die Sicherheit verstatten, daß seine

Muthmaßungen Lügen ſind, daß Verläumdung an ſeiner Ruhe nagt, ſo iſt ſein Herz beſänftigt.

Großinquiſitor. Doch ahnden Sie nicht, Graf, daß die Möglichkeit des Verbrechens, was des Königs üble Laune macht, ſeyn könnte? Kömmt's Ihnen als unmöglich vor, daß bey ſo vieler Menſchen Schwachheit, wie wir Erdenkinder nähren, der Sohn den Vater und die Kindespflicht vergeſſen, die Gattin zur Verrätherin am Könige, der ſie erhob und liebte, werden, und beide im gemeinſchaftlichen Laſter den ſchändlich hintergehen könnten, der auf ihre Ehrfurcht baut, wenn er auch nicht auf ihre Liebe rechnet? Iſt's Ihnen wirklich ſonnenklar, daß es Verläumdung iſt, und thu' ich denen, die dem Könige die Nachricht hinterbrachten, nicht Unrecht, wenn es nicht Verläumdung iſt? Haben Königinnen und Königsſöhne es vor andern Menſchen voraus, daß ungeſtraft ſie ſündigen dürfen? Und wenn man auch hier eine Hülle von Glanz um's Laſter weben wollte, ſoll darum unſchuldiges Blut vergoſſen werden, und Wahrheitliebende als ſchändliche Verläumder ſterben? Seyn Sie ganz offen, Graf. Sie ſehen, ich

laſſe Sie ins Innerſte des Herzens blicken. Verſchließen Sie das Ihrige nicht.

Lerma. Ich ſtehe wie ein Kind, das lernen ſoll, vor Ew Eminenz. Ich kann in dieſen Beiden den Begriff des Laſters mir nicht denken. O, hätten Sie den Prinzen Karlos nur geſehen, da ich ihn in Verhaft nahm! hätten Sie die Faſſung erblickt und ausgeſpäht, in welcher er mir ſagte, daß Tauſende, die er retten wollen, nun unterliegen müßten — Sie hätten drauf geſchworen, dieſer ſey gerecht. Und läßt der ſanfte Engelblick der Königin, läßt die ruhige Unſchuld, die in Allem lebt, was ſie unternimmt, wohl zu, ſie als ein ſolches Ungeheuer ſich zu denken? Wir wiſſen, welch ein Opfer ſie gebracht, und dieſem Opfer ſollte ſie nicht treu ſeyn? Wenn Ew. Eminenz auch mit den Augen der Verläumder ſähen, dann wär' es freylich ſchlimm. Wenn dieſe Ihnen auch ſchon Vorſpiegelungen von ſchändlichen, nie geſchehenen Handlungen gebracht, und gegen Beider Unſchuld Sie eingenommen, dann wär' es freylich für die Königin und für den Prinzen ein gefährliches Spiel. Ein heiliger

Mann, wie Ew. Eminenz, muß aber überzeugt seyn, niemals glauben.

Großinquisitor. Das will ich auch nicht, Graf. Sie sind der edlen Männer einer in Spanien, die wir kennen und verehren, der's jederzeit mit uns und mit der Kirche gut gemeynt. Bemühen Sie sich selbst, zu forschen. Ich meinerseits will's auch nicht daran fehlen lassen; denn ungerecht, Graf Lerma, darf ich doch, Kraft meines Amts und meiner Würde, wohl nicht seyn, muß doch wohl einen Theil so wie den andern hören. Nicht wahr? Reden Sie vom Herzen, Lerma! Ich bitte Sie noch einmal darum. Der Rath von einem Manne, wie Sie, ist niemals zu verwerfen. Ich wünsche aller Redlichen Gesinnungen zu wissen, wenn man zu solchen Schritten sich genöthigt sieht.

Lerma. Nun, Ew. Eminenz, da Sie mir die Erlaubniß geben, so will ich reden, wie ich denke. Es kömmt hier auf eines Königs Ruhe an, von dessen Ruhe und von dessen Laune Millionen abhängen. Ich will das Schrecklichste von allen nehmen, annehmen, daß die Monarchin und der Prinz nicht unschuldig wären — wozu bey Gott! mehr als ein Riesenglaube gehört —

so ist's mir immer noch, als wenn dem Könige selbst diese Schuld verborgen bleiben müßte. Es wäre eine zu schreckliche Nachricht für sein Herz, es müßte eine fürchterliche Stimmung geben — es wäre höllengleiche Marter für ihn, dessen gewiß zu seyn. Denken sich Ew. Eminenz die Folgen, die daraus erwachsen könnten, wenn das schwärzeste der Laster, am Könige, dem mächt'gen Könige verübt, des mächt'gen Königs mächtige Rache reizte: Denken Sie sich ihn dadurch als einen Feind des ganzen menschlichen Geschlechts, und denken sich, daß seine Wuth an tausend Unschuldigen sich rächen würde. Sie setzen mir dagegen wenige Unschuldige, und die in meinen Augen es nicht sind. Wer schwach und schadenfroh, und wirklich boshaft genug ist, das zu wähnen, und den Wahn dem Könige mitzutheilen; wer schändlich genug, den Wahn zu einem Verdachte umzuschaffen, oder gar die Wahrheit von dem erforschen zu wollen, wovon er überzeugt zu seyn, nie wünschen sollte, der leidet nicht unschuldig, wenn er für eine so gehässige Denkungsart gestraft wird; leidet nicht unschuldig, wenn er das, was er auf die Köpfe von Tausenden sammeln wollte, selbst tragen muß.

Und wär' es auch, daß Ew. Eminenz hier reinere Begriffe von Unschuld hätten, als ich, so stehen alle diese ja in Ihrer Hand, kommen alle unter Ihr Gericht, und können im Stillen, so wie viele Andre, begnadigt werden.

Großinquisitor. Es ist nicht unrecht, Graf, was Sie da sagen. Es ist Philosophie, die dem Politiker wohl ansteht, die auch beym Arme der weltlichen Gerechtigkeit wohl Eindruck finden mögte, die des Regenten Ruhe sicher stellt, und über welche ich Ihnen keinen Vorwurf zu machen im Stande bin. Allein, uns drückt ein schwereres Gewicht. Die Lasten der Gewissen fallen über uns, und der nie diese fühlte, vermag sie auch nicht zu beurtheilen. Man spricht das Wort, begnadigen, leicht aus, oft ohne zu wissen, wie schwer die Sache sey. Indessen glauben Sie gewiß, daß meine Sorge um des Königs Ruhe so groß als die Bewahrung meines Gewissens ist. Um drey Uhr bin ich bey dem Könige.

(Er geht ins innere Zimmer.)

Lerma. Bey diesen Herren geht man, wie mit Nadeln umgeben. Man muß sich hüten, irgend auf einer Seite ihnen zu nahe zu kommen,

denn ſie ſind gar zu leicht verwundet. Dem ſchwächſten Denker muß es doch wohl einleuchtend ſeyn, daß das nicht Duldung heißt. Empfindlichkeit iſt itzt das Zeichen wahrer Frömmigkeit. O Himmel! Wenn Du uns nicht den Glauben erhältſt, der uns itzt gelehrt wird, ſo geht er zu Grunde!

Madrid.

Königliches Schloß.

Großer Saal.

Elisabeth. Prinzessin Eboli.
Hernach Philipp.

Elisabeth.

Dem Himmel sey's gedankt, daß man mir Sie doch gelassen! Ich fühle eine kindische Freude, Sie zu sehen, und vielleicht bedurfte mein Herz, mein melancholischgestimmter Sinn Ihrer, um nicht ganz unterzuliegen. Wenn Ihnen, liebes Kind, die Geschichten der Tage, die Sie still im väterlichen Hause verlebten, noch nicht kund geworden sind, so beschwör' ich Sie, forschen Sie nicht darnach. Spanien ist mit einer Missethat beladen worden, die ihres gleichen sucht. Doch, warum unterhalt' ich Sie mit solchen Dingen? Zwar kann ich nicht vergessen, was geschehen,

doch kann ich's auch nicht ändern. Die Macht, die der Welten Schickſale lenkt, lenkt Menſchenleben — Sie ſtehe für das, was ſie gewollt.

Eboli (vor ſich.) Sollte ſie noch nicht alles wiſſen? Sollte ſie, wenn ſie alles wüßte, ſo ruhig bleiben können? Den Diebſtahl ſollte ſie doch wohl mir klagen — des Gefangnen mit einem andern Ausdruck erwähnen, als deſſen ſie ſich bedient. Ich muß wiſſen, wie weit ſie iſt. (ſeufzend) Ach, meine Königin!

Eliſabeth. Sie ſeufzen, Eboli! Ja, wenn Sie's wiſſen, ſo iſts wohl des Beſeufzens werth.

Eboli. Ich weiß es, große Königin, welch einen Menſchen man gemordet.

Eliſabeth. Den edeln Poſa, einen ſo ſeltnen Prinzenfreund, hätte man freylich leben laſſen ſollen. Doch, glauben Sie es nur, ſein Blut ſchreyt Rache, Rache über ſeine Mörder. Er war auch mir ein Freund, mir und dem Prinzen um unſer Beider willen doppelt werth. Ein Freund, wie wir ihn niemals wieder finden werden. Ein Freund der Denkungsart, die in uns webte, ein Lenker ihrer Aeußerungen, ein Leitſtern ſeiner Wallungen, und meiner ihnen überlegenen

legenen Vernunft. Wie wird der Prinz den Freund betrauren! noch ſah ich den guten Karlos nicht.

Eboli. Gewiß, es muß ihm eine wahre Todespoſt geweſen ſeyn. Mit ſeinen warmen Gefühlen —

Eliſabeth. Mit ſeinem Herzen, das für dieſen nur offen ſtand! Man hat das edelſte Herz im Königreich zerriſſen, und neben ihm das edelſte durchbohrt. Es war ein Seelenbund zwiſchen Beiden, wie Engel, oder Engelgleiche Menſchen ihn nur ſchließen können. Man hat die Freundſchaft in Spanien geopfert; ſie iſt gefallen, für Ewigkeiten dahin, in denen ſie nicht wieder ſo erſtehen wird.

Eboli. Und doch iſt Poſa glücklich, daß des Prinzen Schickſal nicht auf ihn wartet. Ich fürchte ſehr . . .

Eliſabeth. Sie fürchten, für den Prinzen? Und was? Sie reden, Eboli, von einem Schickſal — Wiſſen Sie vielleicht noch mehr vom Prinzen Karlos, als ich ſelbſt? Ich bitte — ich beſchwöre Sie —

Eboli. Nun, theure Königin, verhaftet ſeyn, iſt für den Sohn des Monarchen vielleicht

kein Umstand von so großer Bedeutung — als er es bey Andern wäre —

Elisabeth (erstaunt und bestürzt.) Verhaftet! — Der Prinz! Wie? Fürstin, soll ich's glauben? Der Erbe des Reichs, Prinz Karlos in Verhaft? Durchbohren Sie mir das Herz, wenn es nicht anders seyn kann.

Eboli. Sie wissen das noch nicht? Ich muß der Unglücksbote seyn, der Ew. Majestät die Nachricht bringt? Ja, Königin, was hilft's, es Ihnen zu verhehlen? Des Markis Posa Tod scheint seinem Untergange die Losung; des Königs Zorn — so hörte ich von meinem Bruder — sey ohne Gränzen heftig.

Elisabeth. O, Gott! so laß mich der Versuchung nicht unterliegen, dich für ungerecht zu halten. Der beste Sohn wird von dem schlimmern Vater verkannt — mißhandelt. Sie haben mir den Dolch ins Herz gestoßen, Fürstin! Ich glaubte, Vatergefühl sey auch bey Monarchen nicht zu unterdrücken. O, Karlos, sollen alle deine schöne Plane, der Menschheit und den ächten Monarchenpflichten dich zu weihen, vergebens seyn? Ich will zum Könige, will mich

ihm zu Füßen werfen, will für seinen Sohn ihn bitten. Begleiten Sie mich, Fürstin; Sie sollen Zeuge seyn, wie man um die gerechte Sache reden kann.

Eboli. Um Gottes willen! Unterlassen Ew. Majestät das itzt. Es ist der erste wilde Ausbruch von Philipps aufgereizter Rache. Sie könnten das Uebel noch vergrößern — könnten sich in eine Schuld verwickeln, die der Prinz auf keine Art ganz von sich abzulehnen vermag. Man hat beym Markis Posa sichere Beweise eines Verständnisses mit Flandern gefunden —

Philipp (tritt ein.) Ich hörte Sie mit Wärme reden, Königin. Ich hoffe nicht, daß Sie sich zu beklagen haben; nicht, daß es Ihnen so wie Philipp geht, der unter den Nächsten um seinen Thron verrathen sich sehen muß. Man begegnet Ihnen doch, wie man soll?

Elisabeth. Ich klage nicht, mein König. Und wenn man mir auch nicht begegnete, wie man soll, so hab' ich dulden gelernt. Allein, verzeihen Sie, Sire! einem Königssohne begegnet man unwürdig. Wer Ihnen auch vom Prinzen Karlos gesagt, daß er nicht ganz Ihr Sohn,

nicht ganz werth ſey, Ihr Sohn zu heißen, er log und er verläumdete. O Sire, ich mögte vor Ihnen niederfallen, und Sie bitten, trauen Sie den verläumderiſchen Zungen nicht, die Sie umgeben; die den Sohn aus Ihrem Herzen reißen, die Sie von Ihrer Vaterpflicht hinwegzuzaubern wagen. Für Ihres Sohnes Redlichkeit, für ſeine Liebe gegen Sie, für ſeinen kindlichen Gehorſam, bürgt Ihnen ſeine Mutter, Ihre Gattin.

Philipp. Er konnte freylich keine beſſere Bürgſchaft wählen, als eine Stiefmutter, eine ſchöne und ihn liebende Frau. Er hätte ſich vortreflich verwendet, wenn Philipp nicht auch Augen hätte, die Partheylichkeit der Fürſprecherin zu beobachten.

Eliſabeth. Sie ſpotten, König; aber dieſer Spott verwundet nicht mein Herz, verwundet's aus dem Grunde nicht, weil es um eines Sohnes Leben und Glückſeligkeit zu thun iſt.

Philipp. Sie wiſſen alſo ſchon, daß auch ſein Leben in Gefahr ſeyn könnte? Ich ſuchte Ihrer Nähe auch die kleinſte Wiſſenſchaft von dieſer ſo wichtigen Sache zu verhehlen, von einer

Sache, die das Wohl des Reichs betrifft; von einer Sache, bey welcher es um nichts weniger zu thun ist, als den Regenten um eine der besten Provinzen zu bringen; um nichts weniger, als daß der Sohn zu der Partey gegen den Vater sich schlagen wollte, die Bürgerblut durch Rebellion vergießen will; um nichts weniger, als daß eine Gattin zur Verrätherin an ihrem königlichen Gemahle werden, und ihres Sohnes unbegränzten, unbilligen Forderungen mit Rath und Vermögen unterstützen sollte.

Elisabeth. Sire! Nicht so hart, nicht so erbittert müssen Sie von einem Prinzen reden, der nach Ihnen das seyn wird, was Sie sind. Denn nimmer — nimmermehr ists möglich, daß das Blut des Sohnes des Vaters Hand beflecke. Sie sehen das Verbrechen von einer ganz entgegengesetzten Seite, als Sie es betrachten sollten. Dem Prinzen gingen die Unmenschlichkeiten Ihrer Kirche und Ihres Alba nahe; die armen, Ihnen so getreuen, und so unschuldig unterdrückten Flandrer, wollt' er nicht für Ihnen, für denen wollt' er sie schützen, die Ewr. Majestät Macht die Flecken der Ungerechtigkeit durch ihre grause Behandlung anhängen. Er wollte nichts für sich,

er wollte Ihnen das Herz der abgewandten Bürger wieder erkämpfen. Zu diesem edeln Unternehmen bot ich Rath und That. Er hätte mit der Flandrer Ruhe, mit ihrer neuerworbnen Liebe sich zu den Füßen Ew. Majestät geworfen, hätte sie umfaßt, und Gnade für die schönste That von Ihnen sich erbeten.

Philipp. Mit Ihrem Pinsel hingeworfen, wäre also das der beste Sohn, den je die Welt gesehen; wäre das reinste der Gewissen das seinige — sein Vater ein Tyrann, den man um guter Thaten willen, um Gnade bitten müßte — und dieses Sohnes Zweck war, Flandern eigen sich und unterthänig zu machen. So verrathen's wenigstens seine und seines so gerecht gefallnen Freundes Plane.

Elisabeth. Er wollte Flandern nicht sich unterwürfig machen. Er wollte mit des Herzens Waffen es Ihnen erobern, dann von Ihnen, Sire, es als die einzige Aussteuer, statt der königlichen Thronfolge, sich erbitten, und allem Uebrigen entsagen.

Philipp. Ich könnte Ihnen sagen, Königin, das Blut der Herrscher walle ruhiger, so

lange es noch nicht geherrſcht. Noch mehr — in Philipps Blute liegt der Hang nach Kronen, und Monarchenſtolz ſetzt ſich keine Tugend entgegen, deren Mauer ihm nicht überſteigbar wäre. Er hätte Flandern ſich erbeten, und Spanien dann genommen. Bey ſeiner Denkungsart, die unſre Kirche und unſre Art zu herrſchen verwirft, hätte leicht ein Vorwand ſich gefunden, des Vaters Zepter, das man beſſer zu führen ſich getrauete, ſich zuzueignen. Der laute Beyfall aufgebrachter Thoren, die nicht lieber als in Neuerungen leben, hätte ihm das ſchwärzeſte Laſter zum Verdienſt gemacht, und ſo, wie er der Flandrer Rebellion vertheidigt, hätte er die Rebellion der Chriſtenheit gegen den Glauben gutgeheißen.

Wie wäre auch bey ihm Vertheidigung noch möglich? Hat er nicht Sie in ſeinen Bund gezogen? Hat er nicht Ihre Treue gegen mich verdächtig gemacht? Muß Spanien nicht ſtaunen, daß die Gattin mit dem Sohn im Bunde ſich dem Gatten und Beherrſcher widerſetzt? Wenn ich das überdenke, Eliſabeth, ſo wälzet ſich mein Blut im Sturm durch alle Adern. Um aller Heiligen willen ſtill mit Ihren Bitten

für den Sohn, damit Sie nicht mehr auf ſich laden, als auf Ihnen liegt! Wenn Sie ihn nicht verdammen können, wenn Ihr ausgeartetes Herz mir ihn vorzieht, ſo ſchweigen Sie wenigſtens zu Allem ſtill, was Ihre Augen ſehen; ſcheinen Sie nicht zu hören, was Sie hören; und vergeſſen Sie, daß Ihres Mannes Sohn der war, der Ihnen gefährlich wurde.

Eliſabeth. Sire! waren dieſe Worte weniger, als ſein Todesurtheil? Wiſſen Sie, wie tief einſt dieſem Herzen mit des Himmels und der Monarchien Beyfall ſein Bild ſchon eingeprägt war? Glauben Sie, der Lügen Mund ſey fähig, es herauszureißen? Glauben Sie, durch der Verläumdung Macht von Menſchenpflichten mich zu entbinden? Nein, lieber mögen dieſe Furien, Sire, mich mit in den Abgrund des Verderbens reißen, ehe ich den unſchuldigen Karlos mit verdamme.

Philipp. Madam, Sie reden viel. Da Ihre Politik ſo tief ſich in des rebelliſchen Sohnes Geſchäfte gemiſcht, da Sie ſo warm für ihn und ſeinen Poſa fühlten, ſo dächt' ich, wendeten Sie Ihre Politik und Ihr Gefühl für itzt auf Ihre eigene Sicherheit. Was Sie bereits ver-

rathen, mögt' ich Karlos Richter nicht wiſſen laſſen, weil ſie es ſonſt für unumgänglich nöthig halten würden, Sie darüber zu vernehmen, und es wäre beleidigend für die Majeſtät Ihrer Perſon, wenn man Sie als Gehülfin der Rebellen verhören müßte.

Eliſabeth. Man würde Wahrheit aus einem wahren Munde hören. Und wenn der Kirche Tyranney und des unnatürlichen Vaters Wille die Richter nicht beſtochen, ſo müßten meine Gründe des Prinzen Leben ſichern. Iſt jenes der Fall, ſo ſteht Philipps Monarchie auf ſehr feſten, und die Gerechtigkeit auf ſchwachen Säulen. Ich erwarte Milde vom Könige gegen ſeinen Sohn, wenn ich nicht laut um Recht für ihn zum Volke und zu fremden Mächten reden ſoll.

(ab.)

Philipp. Wo bin ich denn? Wer bin ich? Nicht Monarch? Nicht in der Reſidenz von meinen Monarchien? War's nicht ein Unterthan, der ſo mit mir zu reden wagte? Ein Wurm, der dem Zertreten ſo nahe iſt, wie jeder andre Wurm? (Er ſieht ſich um, und erblickt die Fürſtin Eboli.) Sie hier? Und eine Menſchenſeele weiß von dem, was allenfalls ich nur allein wiſſen, und dann

vergeſſen könnte? So iſt der Unterdrückung meiner Rache der Weg gehemmt — Doch! — Kommen Sie doch näher, Fürſtin. (Sie nahet ſich langſam) Noch näher mir. Sie haben nichts fürchten.

Eboli (wirft ſich vor ihm nieder.) Mein König und mein Herr! Was hab' ich hören müſſen!

Philipp. Sie verlangten, da wir uns zum letztenmale ſahen, aus meinem Munde Ihr Urtheil. Stehen Sie auf — Ich habe Ihnen vergeben. Die Philipp in der ſchwächſten ſeiner Stunden ſahe, verdient ſein ganzes Vertrauen. Sie haben mir ja dieſe Königin zuerſt entlarvt, die ſich itzt mir ſo offenbar gezeigt. Ihr Herzblut hatte ich in Bewegung geſetzt. Es galt ihr Innerſtes — ihr Beſtes. Sie hatte etwas Beſſeres als mich. Wenn Philipp dem Verdachte, den Sie in ihm erregten, mißtrauen konnte, ſo rechnen Sie das auf das Zutrauen auf königliches Blut. Die Feſten jener großen Eigenſchaft, der Treue, ſind untergraben, da Eliſabeth untreu iſt. Was ſprach ſie denn mit Ihnen, ehe ich kam? Erzählen Sie mir alles. Jeden Beweis wider ſie muß ich itzt wiſſen, um der Gerechtigkeit Genüge zu leiſten, und der Welt, wenn ſie ob

meiner Rache ſtaunt, das Staunen von der Seite zu benehmen, wo es mich als Tyrannen ſchildern könnte, es dahin zu lenken, wo es dieſe als Königsmörder malt.

Eboli. Doch nur als Mörder Ihrer Ruhe. Am Könige können ſie nichts morden. Wer vermag es, dem großen Philipp einen Theil von ſeinem Ruhm zu nehmen? Sie wollen's, mein geliebter Monarch, und ich will reden. Sogleich da ich der Königin mich zeigte, entwickelte ſich ihre ganze ungetheilte Neigung mir aufs neue. Sie klagte über Ungerechtigkeit, noch ehe ſie Karlos Schickſal wußte. Sie jammerte, daß er den Freund verloren hätte, der Alles ihm gewe, ſen. Sie glaubte ſchlimme Folgen auf ſein Gemüth. In meiner Seele Rachſucht gegen den verſchmähenden Karlos miſchte ſich die Unwürdigkeit der Königin, die einen Philipp hintergehen kann. Ich läugne es nicht, daß ich des Augenblicks mich freute, und, ſo nah er war, ihn zu verzögern fürchtete, wo ich ihr Herz mit Karlos Unglück niederbeugen wollte. Und ſie erfuhr es kaum, als ſie in laute Klagen, gegen den Monarchen, die Kirche und den Himmel ſelbſt, ausbrach. Doch, Monarch, hab' ich mir ihr Ver-

trauen zu erhalten gewußt, um Ihnen nützlich seyn zu können. Wir wurden von Ew. Majestät in einem Augenblicke unterbrochen, wo sie mir sicher ein Geständniß ihrer Liebe gemacht haben würde; denn ihr Herz war zerrissen, und suchte Trost in einem freundschaftlichen Busen.

Philipp. Ich hab' es nicht geheilt, dies Herz, und um so leichter wird es Ihnen seyn, sie zu entziffern. Was Sie gesehen und gehört, bleibt unter uns. Auch keine Seele darf muthmaßen, daß dies geschehen — Ein Geheimniß mit dem einzigen Philipp zu theilen, wird Ihnen hoffentlich willkommen seyn, besonders wenn ich Ihnen sage, daß mit dem Geheimniß die Erlaubniß verbunden ist, zu fordern, was Ihr Herz begehrt.

(ab.)

Eboli. Vortreflich! Da steh' ich mitten zwischen Beiden, kann die und den nach meinem Willen lenken. Der Pater Ulrich hatte doch wohl Recht, daß Zirkel, die dem Throne nahe sind, sich ohne Heucheley nicht gut betreten lassen; und wenn der Herzogin Bemerkungen über die Aebtissin Reutha gegründet sind, so hätte sie mich nur zu einem Schafe erzogen, wie Schwester Agnes es ist; zu einer Puppe, die, wie jene,

ſie zu ihrem Mantel brauchen können, wenn die Rolle der Heiligkeit zu beweiſen war. Dem Schickſal wären wir entronnen. Auch glaub' ich, ſtolze Alba, daß ich bald den Platz mit Ihnen theilen werde, wenn ich anders mich für Ihren Auslockungen zu hüten weiß. Denn freylich, wüßten Sie das königliche Geheimniß, ſo hätten Sie die Macht, um eine große Stufe ſich über mich zu heben. (ſie ſieht nach der Uhr) Bald Mittag — Nun muß ich noch zum Kardinal, und hören, warum er mich beſchieden. Ich glaube, meine wichtige Rolle hebt an, und daß man mich verſchmäht hat, wird mir itzt belohnt.

(ab.)

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Kardinal. Herzogin Alba. Ein Pater.
Hernach Prinzeſſin Eboli.

Großinquiſitor.

Mein Plan war anders, Herzogin, das läugne ich nicht. Ich wollte die Monarchin nicht hinein verwickeln. Im Ganzen macht das des Aufſehens zu viel. Der König könnte ſelbſt nachdenkend werden, daß man ihn in ſolche Dinge zu ziehen, daß man nicht lieber ihm zu verhehlen ſuchte, was für ſeinen Schmerz zu heftig ſeyn muß. Ich habe heute überdem dem Monarchen noch eine Nachricht mitzutheilen, die in Anſehung der Königin wichtig iſt; die wenigſtens den Vorſatz, den Sie haben mögen, verſchieben muß.

Herzogin. Und dieſe Nachricht, Ew. Eminenz, erbitt' ich mir —

Großinquiſitor. Sie iſt nicht mittheilbar, bis ſie der König weiß. Es giebt der Dinge,

welche die Herzogin auch keinem, als dem Monarchen, anvertrauen würde; und also muß ich sehr ersuchen, weiter nicht zu forschen. Genug, Sie sehen hier die eigne Hand des Pater Innozenz, der noch vor seinem Abgang als Mißionär dieses Bekenntniß in den Schoos der Kirche verschlossen. Sie müssen wissen, daß ich das dem Monarchen auch nicht verhehlen kann. Wir sind Spanien von einer Seite ein blutiges Opfer zu geben schuldig. Sie glauben wahrscheinlich von der andern eben diese Pflichten zu haben. Von unsrer Seite ist das Recht entschieden, ob von der Ihrigen . . .

Herzogin: Es handelt jeder, Ew. Eminenz, nach seinem Plan. Ich dächte, der Gewissen Spiel verließen wir Beide. Denn wenn mit ihnen die Religion verwickelt wäre, so wäre wohl des Ablosses Macht zu untersuchen, und bey der Untersuchung mögten Ew. Eminenz verlieren. Ich hoffe, meiner Sünden, die ich etwa zum Besten des Ganzen nicht verhindern kann, Vergebung von Ihren segenreichen Händen zu empfahen.

Großinquisitor. Sobald Sie aus der bessern Absicht handeln, muß sie Ihnen werden.

Nur bitt' ich Sie, die Tage einer Königin, die man so leicht unschädlich machen kann, nicht mit den Tagen eines Prinzen abzuwägen, der für die Monarchie bestimmt, und halb Monarch schon wäre, wenn wir nicht ein wachsames Auge auf ihn gehabt; mit den Tagen, in welchen er unser ganzes System über den Haufen zu werfen sich vorgenommen. Ein solcher Geist, wie er, nennt einen Kerker Spielwerk, und ohne unsre Mühe, und ohne jene Furcht, die wir dem Volke beyzubringen wissen, hätte er seinen Vater längst auch wider seinen Willen entthront, und unsre Alleinherrschaft umgestürzt.

Ein Pater (tritt ein.) Die Fürstin Eboli ist vorgefahren.

Großinquisitor. Sie wird willkommen seyn — (Pater ab.)

Herzogin. Die Fürstin Eboli! Was könnte sie bey Ew. Eminenz wohl anzubringen haben?

Großinquisitor. Wie ängstlich, Herzogin! Sie hat bey mir nichts anzubringen. Ich ließ sie bitten. Sie können unserm Gespräche beywohnen, es betrifft der Fürstin Aeltern.

(Die Fürstin Eboli tritt ein.)

Eboli.

Eboli. Auf Ew. Eminenz Verlangen — Ach, Herzogin, treff' ich Sie hier?

(ſie umarmen ſich.)

Großinquiſitor. Setzen Sie ſich, meine Damen. Ich ließ Sie zu mir bitten, weil mein Alter und meiner Geſchäfte Menge mich verhinderten, in Ihrer Wohnung Sie zu ſehen. Ich ſtehe wegen gewiſſen Perſonen ſehr in Sorgen, die Sie näher angehn, als mich. Sie könnten mich aus einer Ungewißheit reißen. Wie lauten denn die letzten Briefe Ihrer Aeltern?

Eboli (erſchrocken.) Meiner Aeltern? Ach, Ew. Eminenz, ich habe lange keine Zeile von ihnen. Ich fürchte ſelbſt für ſie, und würde glücklich mich ſchätzen, gute Nachrichten von ihnen zu erhalten. Iſt mir doch dieſe Erinnerung ſchwer auf mein Herz gefallen. Iſt vielleicht ein Unglück ihnen zugeſtoßen, und iſt das der Grund von Ew. Eminenz Verlangen mich zu ſprechen?

Großinquiſitor. Freylich, Prinzeſſin, glücklich iſt es nicht, daß ſich Ihr Vater den Zorn des Königs zugezogen, und doch gewiſſermaßen für ihn glücklich, daß er nicht hier iſt.

Eboli. Den Fürsten Gonzago konnte sonst der König leiden — Ich weiß es aus verschiedenen Dingen, er schätzte ihn.

Großinquisitor. Ganz richtig! Um so trauriger, daß der Monarch gerade am meisten von denen hintergangen wird, die er am meisten schätzt. Im Markis Posa glaubte er auch einen seltnen Menschen gefunden zu haben; dieser seltne Mensch griff nach seiner Krone, um sie dem Sohn aufs Haupt zu setzen. Aus dem Briefwechsel des Markis erhellet, daß der Fürst Gonzago sein vertrauter Freund war. Der Monarch hat Ihrem Bruder sehr zugesetzt, bis er alles, was er von seinem Vater und einem gewissen Ketzer Henriko wußte, ausgesagt. Es lag an dieser Entdeckung seiner Zukunft Wohl! Verschwiegenheit wäre sein Untergang gewesen.

Eboli. Mein Bruder liebte meinen Vater nie. Das Mißverständniß, Ew. Eminenz, das zwischen Beiden von jeher geherrscht, kann auch wohl seinen Farben mehr Schatten gegeben haben. Ich werd' es unternehmen, Sr. Majestät den Vater schuldloser zu machen; und ich hoffe es dahin zu bringen, daß, wenn er je gefehlt, der König ihm verzeihen wird.

Großinquiſitor. Sie ſcheinen viele Liebe für den Fürſten Gonzago zu haben, die ſicher ein wenig verlieren würde, wenn es Ihnen bekannt wäre, wie er in Anſehung Ihrer denkt.

Eboli. Ach, leider, Ew. Eminenz, weiß ich's. Der gute Vater kann ſich irren; ich liebte ihn nicht ſo ſehr, wenn ſein Verdacht gegründet wäre. Glauben mir Ew. Eminenz — er iſt ein guter Mann.

Großinquiſitor. Gut kann der nicht ſeyn, der der Kirche untreu wird. Ein Gegenbeweiß für Ihre blinde Zärtlichkeit. Die Klagen gegen Ihren Vater häufen ſich in den Protokollen der Santa Kaſa. Er hat durch Offenbarung verderblicher Meynungen, die er zum wenigſten in ſich hätte verſchließen ſollen, nicht allein viel Unheil geſtiftet, ſondern ſich auch viele Feinde zugezogen. Die Kirche muß, ſo ungern ſie es auch thut, laut werden.

Eboli. Dann freylich, Ew. Eminenz, kann ich den Vater nur von Ihnen fordern. Und dieſes thu' ich. — Laſſen Sie mir ihn. Ich liebte ihn ſo kindlich, ſcheuchte jeden Zweifel zurück, und lieb' ihn noch. Wenn Sie Vergebung ihm ertheilen, ach, ſo vergiebt ihm auch der Monarch.

Großinquiſitor. Das Letzte iſt unmöglich. Schon fertigte man den Befehl aus, daß die Granden ſich verſammeln ſollen, um Ihren Bruder, den Prinz Euſebius, als Fürſten aufzunehmen. Er erhält des Vaters Titel, Güter und Stellen. Für Spanien bleibt dem Fürſten Gonzago jeder Zutritt, außer der zu uns, verſchloſſen, der ihm den Himmel noch erwerben kann. Für dieſe Erde ſind ſeine Freuden dahin.

Eboli. Ach Gott! ich werde meinen Vater nicht mehr ſehen?

(Sie fällt ohnmächtig nieder, die Herzogin eilt ihr zu Hülfe.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer des Königs.

König Philipp. Der Kardinal, Großinquisitor.

Philipp.

Ich habe mit dem Himmel abzurechnen, Kardinal. Er ließ die Schale meines Glücks im Weltbeherrscher steigen; sie ist gesunken. Ich leide an einer Seelenkrankheit, die für Könige die schlimmste ist. Ich fühle, daß man mich beleidigen kann. Nie fühlt' ich es, als in dem Augenblicke, wo sich der Vater und der Gatte zu dem Monarchen drängte. Vom Vater zwar ist nicht die Rede mehr. Ich hab' ihn unterdrückt; er weicht dem Völkerglück, der Ruhe meiner Staaten, mit einem Worte, der Monarchenpflicht. Auch ist die unbedingte Macht, nach welcher dieser Karlos mein ist, Schutz für jeden

Zweifel. Es giebt sein ganzes Leben auch Beweise, daß er der Kirche ächter Sohn nicht ist. Er hat den Tod verdient. Ihn vor der Zukunft Schrecken zu bewahren, erlaub' ich Ihnen erst. Doch, ehe ich die zweyte Frage an Sie thue, mögt' ich doch wissen, warum man das Gift der Ketzerey von meinem Throne nicht einmal entfernt halten können? Warum es meinem Sohne, warum es dem Thronfolger meiner Monarchien nahe kommen können? Man versichert mich, daß er dem Glauben Schande mache — er, der Erste nach mir. Ich übergab ihn Ihnen. Wem bessern konnte ich das weiche Kind, für jeden Eindruck offen, anvertrauen, als der Kirche? Wem schlimmern hab' ichs anvertraut, wenn es vom Pfade sich verlieren können, den sie es lehrte?

Und wenn der irrigen Glauben Meynungen so schnell sich zeigen, daß in Hunderttausenden, deren Bluturtheil ich unterschreiben mußte, man sie in der Minute unterscheiden konnte, warum ließ man den Ketzer Henriko, der des Königssohnes Verderbens Ursach' ist, so lange frey, bis er Madrid verlassen konnte? Warum konnte sein Busenfreund Gonzago meines Sohnes Lehrer werden, und Ihnen entging das?

Großinquiſitor. Das heilige Gericht iſt nicht gewohnt, von ſeinen Thaten Rechenſchaft zu geben. Wenn Phillipp ſtark war, wenn er feſt an ſeinem Worte hielt, wenn bis auf dieſe Stunde, die er einſt im Buche der Vergehen aufgezeichnet finden wird, er ehrte, was er nicht beherrſchen konnte, wem dankt er's, als den weiſen Lehren, die er von uns erhielt? Wem dankt er die Erhaltung eines Thrones, wie der ſeinige, als unſrer Wachſamkeit? Wem dankt er die Vermeidung aller Rebellionen in ſeinen treueſten Provinzen, als unſerm Arm, dem ſeine Macht er übergab? Wie hat in fremden Ländern ſein Alba wüthen müſſen, um ihn zu erhalten, und wie muß er's noch? Wem dankt der König es endlich, daß er heute nicht die Waffen wider einen mächtigen Sohn, dem ſein vertrauter Buſenfreund beyſtand, ergreifen und zittern muß, entthront zu werden?

Ihr empörtes Gefühl, Monarch, läßt ungerecht Sie ſeyn, und wir verzeihen. Ich werde Sie überzeugen, nicht Sie ſtrafen. Sie reden von den Hunderttauſenden, deren Bluturtheil Sie unterſchrieben. Was bewog denn dieſe alle, ſich den Regeln unſers Glaubens nicht zu unter-

Zweifel. Es giebt ſein ganzes Leben auch Beweiſe, daß er der Kirche ächter Sohn nicht iſt. Er hat den Tod verdient. Ihn vor der Zukunft Schrecken zu bewahren, erlaub' ich Ihnen erſt. Doch, ehe ich die zweyte Frage an Sie thue, mögt' ich doch wiſſen, warum man das Gift der Ketzerey von meinem Throne nicht einmal entfernt halten können? Warum es meinem Sohne, warum es dem Thronfolger meiner Monarchien nahe kommen können? Man verſichert mich, daß er dem Glauben Schande mache — er, der Erſte nach mir. Ich übergab ihn Ihnen. Wem beſſern konnte ich das weiche Kind, für jeden Eindruck offen, anvertrauen, als der Kirche? Wem ſchlimmern hab' ichs anvertraut, wenn es vom Pfade ſich verlieren können, den ſie es lehrte?

Und wenn der irrigen Glauben Meynungen ſo ſchnell ſich zeigen, daß in Hunderttauſenden, deren Bluturtheil ich unterſchreiben mußte, man ſie in der Minute unterſcheiden konnte, warum ließ man den Ketzer Henriko, der des Königsſohnes Verderbens Urſach' iſt, ſo lange frey, bis er Madrid verlaſſen konnte? Warum konnte ſein Buſenfreund Gonzago meines Sohnes Lehrer werden, und Ihnen entging das?

Großinquiſitor. Das heilige Gericht iſt nicht gewohnt, von ſeinen Thaten Rechenſchaft zu geben. Wenn Philipp ſtark war, wenn er feſt an ſeinem Worte hielt, wenn bis auf dieſe Stunde, die er einſt im Buche der Vergehen aufgezeichnet finden wird, er ehrte, was er nicht beherrſchen konnte, wem dankt er's, als den weiſen Lehren, die er von uns erhielt? Wem dankt er die Erhaltung eines Thrones, wie der ſeinige, als unſrer Wachſamkeit? Wem dankt er die Vermeidung aller Rebellionen in ſeinen treueſten Provinzen, als unſerm Arm, dem ſeine Macht er übergab? Wie hat in fremden Ländern ſein Alba wüthen müſſen, um ihn zu erhalten, und wie muß er's noch? Wem dankt der König es endlich, daß er heute nicht die Waffen wider einen mächtigen Sohn, dem ſein vertrauter Buſenfreund beyſtand, ergreifen und zittern muß, entthront zu werden?

Ihr empörtes Gefühl, Monarch, läßt ungerecht Sie ſeyn, und wir verzeihen. Ich werde Sie überzeugen, nicht Sie ſtrafen. Sie reden von den Hunderttauſenden, deren Bluturtheil Sie unterſchrieben. Was bewog denn dieſe alle, ſich den Regeln unſers Glaubens nicht zu unter-

werfen? Was ließ sie denn sich der Bekehrung widerstrebend zeigen, die sie auf den rechten Weg zu führen, bereit war? Wenn unter der Millionen Menschen Zahl sich jeder gleich, und Keines Sinn vom andern unterschieden wäre, was bedürften wir der Religion dann, der Gesetze? Jeder hätte den Glauben in sich, den wir haben. Wenn aber unter denen, die durch Ketzersinn und Neuerungssucht von Andern sich auszeichnen, nun nach dem ew'gen Rathschluß Philipps Sohn mit stand; wenn dessen Geist schon früh uns lehrte, daß er nicht dem Glauben treu seyn würde, den wir ihm gepredigt; wenn in der zarten Kindheit er schon Spuren seines Widerwillens uns sehen ließ, die verurtheilten Ketzer gleich andern Menschen schon als Brüder seiner erklärte —

Philipp. So wär's nicht gut gewesen, ihn von allem zu entfernen, was dieses unterstützen konnte? Kardinal, um desto eher war's Ihre Pflicht, die Neigung zu besiegen.

Großinquisitor. Dann hätt' ich ihn zum Heuchler Ihnen erziehen lassen; dann hätte er verläugnet, was er fühlte, und sicher wär' er itzt mit seines Vaters Beyfall in Flandern, wo

die Scheinheiligen den Keim in ihm bald aufgefunden haben würden. Das hin und wieder schon verstreuete Gerücht, daß Karlos ein Ketzer ist, schützt Ew. Majestät allein dafür, daß nicht das ganze Volk sich zu dem Sanften drängt, der gegen Philipp ihnen ein Engel scheint. Wenn bis zu diesen Jahren unentwickelt blieb, weswegen er nun dulden muß; was wäre dann zu erwarten gewesen, als daß sich seiner Anhänger Zahl gleich einem Ballen Schnee von den Gebirgen gewälzt und Spaniens Monarchie zertrümmert, und die wahre Kirche vernichtet hätten?

Weswegen, Philipp, hielt man Sie von Ihrem Sohne entfernt? Weswegen malte man ihn Ihnen als gefährlich, als weil man vorher sah, was itzt geschehen. Man wollte dem Vater die Trennung von dem Sohne leichter machen, von dem er um der Kirche willen sich einmal doch trennen mußte. Ich habe alles das vorher erblickt. Mir hüllte kein Nebel die Zukunft ein. Ich konnte jedes unterscheiden, Philipps Wohl und Karlos Untergang. Und Philipps Untergang und Karlos Wohl lag darin, wenn damals ich den Ketzer Henriko geopfert hätte. Dann hätte Karlos es gemerkt, daß ihn ein gleiches

Schicksal treffen könnte; dann hätt' er das Gewand der Heucheley ergriffen; dann hätte er gesehen, daß wir ohne Furcht vor ihm zu handeln wüßten, hätte sich gefürchtet, und unsern Planen wär' er ausgewichen.

Wenn Philipp glaubt, daß wir den Ketzer aus der Acht gelassen, so irrt er. Wenn er glaubt, daß wir den Fürsten Gonzago nicht bewachen, so irrt er sich. Zwar muß ich gestehen, daß dieser Fürst sich ein Geheimniß aufbewahrt, das uns noch nicht enthüllt ist. Doch bin ich auf der Spur. Ich danke Ew. Majestät, daß Sie dem würdigen Prinzen Eusebius Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sehn Sie dies Beyspiel an. Wenn in dem Menschen nicht der Keim zum Guten oder Bösen läge, so müßte dieser ein zehnmal ärgrer Ketzer seyn, als es Prinz Karlos ist. Er blieb der Kirche treu, und ward mit fremden Lehren überladen, die Prinz Karlos nur erhorchte, dem seine Pflichten täglich eingeschärft wurden. Der Ketzer, der von allem diesem der Grund zu seyn scheint, ist auf dem Wege nach Madrid, und Philipp kann ihn sprechen, wenn er will.

Philipp. Sie haben mir nicht wohl gethan, Großinquisitor. Ich erwartete nicht, daß Sie meinen Sohn entschuldigen sollten. Sie haben, ohne es vielleicht zu wollen, es gethan. Wenn alles dieses unvermeidlich in ihm lag, wenn er durch Ihre Hülfe sich davon nicht retten konnte, so fällt ein großer Theil der Schuld hinweg; und womit verdient er's dann, die Krone zu verlieren, die ihm als Philipps Sohn gebührt?

Großinquisitor. Damit, daß er sein Reifen zu dieser Krone nicht erwarten konnte.

Philipp. Sie haben Recht! Es sey! Ich muß vergessen, daß ich einen Sohn gehabt habe. Ich muß dem Schicksal es überlassen, ob Philipps Thron verwaist nach ihm; ob man in der zertrümmerten Monarchie meiner gedenken wird oder nicht. Bey Gott! das aber duld' ich nicht, bey meinem Leben vergessen seyn.

Großinquisitor. Bewundern Sie die Hand der Vorsehung. Sie verlieren in Karlos Ihren Sohn, und ich verkünd'ge Ihnen, daß Elisabeth ihn bald ersetzen wird. Der Arzt der Königin entdeckte mir die Schwangerschaft

derſelben, um in den Kirchen der ganzen Monarchie die gewöhnlichen Gebete für ihre glückliche Entbindung anzuordnen — Nun — Sie ſtaunen! Freuen Sie ſich nicht?

Philipp. Ha! Freuen einer ſolchen Nachricht! Ja, Sie müſſen es aus meinen Mienen ſehen, wie ſie mich ergötzt. Sie hörten wohl noch nichts von dem Verdachte, den ich nähre? Wenn Sie ihn wußten, wie ſoll ich es nennen, daß Sie mir itzt entdecken, was ſo vortreflich paßt, um meine inneren Gefühle zur Wuth zu ſtimmen? Sie wollten mich wohl überraſchen?

Großinquiſitor. Ich wußte den Verdacht, den Sie — da Könige nie ihn ſich ſchaffen ſollten — ſich doch geſchaffen. Ich wußte, daß um Sie herum ihn alles nährt.

Philipp. Und können mir den Baſtard ſtatt des Sohnes bieten? Und können zweifeln, daß ich nicht lieber meinem Reiche ſelbſt den Untergang wünſchen, als des ſchändlichſten Frevels Frucht auf deſſen Throne ſehen ſollte? Sie ſind ſo ſtill dabey, Sie ſchweigen von dem, was Sie wiſſen, und tragen ohne irgend eine Bewegung Ihres Herzens das mir vor, was Sie zu wiſſen

verwünſchen ſollten? Sie reden von der Entbindung der Königin, als einer frohen Begebenheit, für die man in den Kirchen beten ſoll? Man ſoll für eine Sünderin — für eine Verworfne beten? Man ſoll dem Laſter Beyſtand von dem Himmel erbitten? Man ſoll die Frechſte aller Buhlerinnen, die einen König ſchänden konnte, Gott empfehlen? Sie wollen Spaniens Thron auf Schande gründen, und das Gericht, das hier aufs ſchnellſte, ſtrengſte richten ſollte, will ſeine laſterhafte Königin vertheidigen; den König, den es bis hieher verehrt, von deſſen Frömmigkeit es überzeugt iſt, brandmarken, und ihn dem Spotte ſeiner Unterthanen preißgeben? Nimmermehr! (kalt und gelaſſen.) Ich ließ Sie zu mir bitten, Kardinal, um die Verbrechen Ihrer Königin zu unterſuchen. Sie iſt des Ehebruchs verdächtig, ſie und der Prinz.

Großinquiſitor. Ich werde Ew. Majeſtät Verlangen nach der ſtrengſten Pflicht erfüllen, ſobald die Königin entbunden iſt. Bis dahin muß im Namen des heiligen Gerichts ich Anſtand gebieten; muß auch die kleinſte der Beleidigungen, an ihr zu üben, verweigern; muß unter Bannfluch unterſagen, daß auch nicht ein-

mal der Verdacht, den man gegen ſie hegt, ihr zu Ohren komme.

Philipp (äußerſt heftig.) Wie? Spottet man ſo meines Willens, und reicht die Macht des Erdengottes nicht weiter, als daß man mit Bannſtral ſie vernichten kann?

Großinquiſitor. Von dieſem Zwange wünſchten Sie wohl frey zu ſeyn? O wünſchen Sie ſich's nicht. Ich liebe den Monarchen, den ich ehre — daher der Drang, daß Sie ſich das nicht wünſchen. Sie überreiſten nicht mit ſechzigen, mein König; allein Sie reiſten doch. Das mögen Sie an Karlos wirkender Thatkraft ſich erklären. Dem Prinzen könnte man allenfalls verzeihen, was itzt Sie aufbrauſen läßt. Sie müſſen mich hören, Monarch, und wenn Sie dann noch darauf beſtehen, der Königin Verbrechen itzt unterſuchen zu laſſen, ſo abſtrahiren wir von Recht und Pflicht, und ich hebe die Inquiſition. Dann ſchalten Sie, und ſehen, wie weit Sie's bringen.

Philipp. Ich bin begierig, zu erfahren, wie Sie ſich vertheidigen.

Großinquiſitor. Sie hatten nie der Gattin Tugend in Verdacht, als nur ſeit wenigen Ta-

gen. Phlipp ſollte eigentlich immer wiſſen, nie zweifeln, am wenigſten die Zweifel Andrer auf ſich übertragen laſſen. Wagen Sie es, Monarch, den Verdacht, ſeit wenigen Tagen geſchöpft, mit verderbender Kraft auf jenen Embryo zu legen? Wagen Sie's, der Mutter eine trübe Stunde zum Untergange dieſes Kindes zu machen? Getrauen Sie ſich, in das Geheimniß einzudringen, weſſen Kind es iſt? Wollen Sie auf Ihren Glauben es verdammen, ihm die Krone rauben, die dann ihm doch gehört, wenn es die Frucht der ehelichen, nicht der treuloſen Liebe iſt? Sie wankten, gegen einen Sohn zu handeln, der offenbar die Kindespflicht verläugnet — Sie wankten, gegen einen Sohn zu handeln, den Sie für den Vater dieſes Kindes halten, und wollen dem unſchuldigen Kinde ſein Leben und ſeine Anſprüche rauben? Ueberlaſſen Sie dem ſein Schickſal, der allein dieß zu beſtimmen wagen darf. Allwiſſend iſt kein Erdengott, und wenn einſt dieſes Kind von Ihnen dort die ächten Vaterrechte forderte, womit gedächten Sie ihm das Geraubte zu vergüten? Ihre Zweifel, König, können Sie hinreißen, wenn einen Sohn Eliſabeth gebären ſollte, ihn weniger zu lieben; allein

ihn weniger für Spaniens künftigen Monarchen zu halten, das wäre ungerecht — und — ich kann das Schreckenswort vor Ihnen nicht verbergen — und wäre es selbst Karlos Sohn. Hier ist die Ungewißheit der Stern, der Ihrem Lauf die Richtung geben muß. Beladen Sie Ihr Gewissen nicht mit einer Sünde, die Zeit und Ewigkeit nicht löschen können.

Philipp. Geben Sie mir mehr Glauben an die Aechtheit dieses Kindes. Sie haben mich erschüttert, Kardinal.

Großinquisitor. Ich dächte, diesen Glauben könnten Sie in der Gerechtigkeit der Vorsehung wohl nicht vergebens suchen. Lassen Sie dem Himmel doch wenigstens das, daß er Menschenwerden lenkt. Lassen Sie die Erscheinung dieses Kindes Ihren Glauben lenken. Ist es ein Prinz, so bauen Sie drauf, daß der Vorsicht Hand das ersetzen wollen, was sie nahm. Nehmen Sie dann, im vollen Vertrauen zu dem Himmel, den Sohn in Ihre Arme, und fühlen Sie erneute Vaterfreuden. — Der Gattin Schuld zu untersuchen und sie zu strafen, ists alsdann noch Zeit, wenn ihre Unschuld sich nicht darthut. Wählen Sie aus zweyen Uebeln das geringste.

Seyn

Seyn Sie lieber auf eine ungerechte Art gerecht, als daß Gerechtigkeit durch Ungerechtigkeit verdrängt werden ſollte. Nehmen Sie das als gewiß, was Sie als ungewiß ſich nie beweiſen können. Und wollen Sie ganz meinen Rath, ſo würdigen Sie den Verdacht, den Sie der Stimme der Verläumdung vielleicht zu verdanken haben, zur Vergeſſenheit herab. Seyn Sie gütig gegen die Königin. Sie werden groß dadurch. Ich will nicht ſagen, daß Sie ihr verzeihen ſollen, wenn ſie ſchuldig iſt; allein, Sie ſollen von der Laſt mehr auf den Verführer fallen laſſen. Glauben Sie, daß es die Kirche gut mit Ihnen meynt, daß Ihre Allmacht unſer Zweck iſt; ſo laſſen Sie in Frieden mich von ſich.

Philipp. Laſſen Sie mir Zeit. Man muß ſich faſſen können, um ſich zu überwinden. Ich bin der Selbſtverläugnung nicht gewohnt; doch nehme ich die Stärke Ihrer Gründe in Erwägung. Der Königin ſey dieſe Friſt verſtattet. Ich will in Ruhe die Entſcheidung von der Hand des Himmels erwarten, und bis dahin freundlich mit ihr ſeyn.

Großinquiſitor. Und ich erhalte die unbedingte Gewalt, den Laurern zu verbieten, bis

dahin das geringste weiter vorzunehmen. Und Karlos Schicksal muß der Königin verborgen bleiben. Sollte sie mit der ihr angeborenen Heftigkeit darnach forschen, so bin ich bereit, theils ihre Zweifel zu beruhigen, theils sie zu überführen, daß sie kein Recht hat, was der König will, zu meistern. So bringen wir sie bis ans Ziel, welches Spanien den Monarchen geben soll, dann steht sie in der Hand des Himmels und Ew. Majestät. Und weil Sie doch so willig mir in diesem Punkte nachgegeben, so will ich's übernehmen, daß Sie nie ein Mensch um Karlos Untergang falsch beurtheilen soll. So beliebt er bey dem Volke war, so sehr soll man ihn hassen. Ich werde fordern, daß er seines Glaubens Bekenntniß öffentlich ablegt — Das leiden seine Grundsätze nicht, daß er uns zugesteht, was er glauben soll; und er fällt sicher in die gelegten Schlingen.

Philipp. Schon einmal sagt' ich Ihnen: ich habe keinen Sohn mehr. Soll ich die letzte Bitte für ihn thun, so ist es die: Er wähle seine Todesart sich selbst. Von nun an gehört er Ihnen.

Großinquisitor. Ich danke in der Kirche Namen für das Geschenk; und prophezeihe Ihnen

ſichern Segen von der Hand deſſen, der über uns iſt. Vergeben ſey, was Sie dem heiligen Gericht zur Laſt gelegt, und was es nicht verdiente. Dom Philipp wankte im unbegränzten Zutrauen zu ſeiner erſten Stütze. Er iſt zurückgekehrt, und dies iſt uns genug.

(ab.)

Philipp. Die Kirche könnte man ſchon ehren, wenn nur nicht ſolche ſie regierten, die aus Königen ſich Spielwerk bilden. Wo iſt mein Vorſatz, ihm die Macht zu nehmen? Mit ſeinem Bannfluch ſchlug er meinen Muth.

Madrid.

Palaſt der Inquiſition.

Untere Gefängniſſe derſelben.

Pater Innozenz
in einem teidlichen Zimmer auf dem Bette, dem Sterben nahe.
Hernach ein Pater.

Innozenz.

Des Giftes Wuth hat nachgelaſſen. Dank ſey Dir, Gott! daß einen Augenblick der Schmerzen Strenge mich verließ, damit ich mich mit Dir noch unterhalten kann. Ich fühle Tod in allen meinen Gliedern. Ich nahe der Minute mich, die vor Dein Richterangeſicht mich ſtellt. Ob ich beſtehen werde, weiß ich nicht. Haſt Du mich zu dem Amte gerufen, in dem mein Untergang mir wurde, oder ſtrebte ich darnach? War meine Eitelkeit nicht ſehr befriedigt, als ich es erhielt! In Einfalt auferzogen, war ein redliches Herz die ſchönſte Gabe, die ich an mir kannte. Ich liebte alle Menſchen wie meine Brüder, wie mich ſelbſt;

ja, ich wage es zu ſagen, oft mehr, wie mich. Denn vielmals ſah ich Andrer Fehler mit weit weniger Selbſtzuthun als die meinigen, und dadurch hielt ich ſie für beſſer, und alle beßre zog ich vor. Mein Schickſal wollte jenes Kloſter in Andaluſien zu meinem lebenswierigen Aufenthalt beſtimmen. Ich nahm den Wink an, und ward da der Schöpfer vieler kleinen Freuden. Die ganze Gegend um mein Kloſter her, war mir gewogen. Erſchien Pater Innozenz unter ihnen, ſo war man allgemein vergnügt. Mein Troſt war ihnen immer der willkommenſte, mein Beſuch der liebſte. Wie viel Gelegenheiten wurden mir, des Guten mancherley zu üben, und nie war etwas übel angewandt. Es war ein paradieſiſches Gefühl, beglücken können, und beglücken, und warmen, wahren Dank dafür zu ärnten.

Ich verließ ein ſolches Paradies. Als mich der Abt des Kloſters einſt erforſchte, ob ich eine Reiſe nach Madrid im Namen des Konvents wohl unternehmen würde, wie hüpfte da mein Herz in mir! Schon einigemal hatte ich die thörichte Bemerkung gemacht, daß mein Verſtand für meinen angewieſenen Wirkungskreis zu ausgebildet ſey. In Madrid, dacht' ich, haſt du Be.

legenheit dich sehn zu lassen. Da soll man Leute suchen, die Talente haben. O Gott! ich wucherte zu Deinem und der Menschen Besten mit dem mir gegebenen Pfunde, und verließ den innern Ruf. Ich wollte höher wirken. Als ob auf Menschen wirken nicht immer dasselbe wäre, es mag ein König seyn oder ein Bettler? Als ob glücklich machen, nicht bey Beiden einerley Bedeutung hätte?

Ich könnte mir's auch nie vergessen und vergeben, meine Lieben so verlassen zu haben, wenn ich es mit dem Vorsatz gethan, nicht wieder zu ihnen zurückzukehren. Das war ich aber fest entschlossen. Doch die Entschlüsse der Menschen, Ewiger, sind nicht die Deinigen, die fest, unwandelbar und unerschüttert stehen. Der Abschied, den ich in dem Kloster nahm, war rührend, er verscheuchte den Gedanken des Wegbleibens mit allen seinen mir so herrlichen Aussichten. Ich wollte denen für meine Lebenszeit mir gewählten Freunden treu bleiben, und mit ihnen sterben.

Ich kam in diese Königsstadt. Ich kann nicht sagen, daß sie meine Erwartung erfüllte. Pracht und Größe hatten nie auf meine Seele gewirkt. Machte auch, was ich sah, Erstaunen in mir

rege, ſo konnt' es doch der Redlichkeit Syſtem nicht ſchwächen. Ich ſah mit Bedauren, daß man hier weniger der reinen Herzen achtete; daß man der Heucheley nachſah; daß man den Schein des Guten vorſetzlich wählte, um Böſes auszuüben. Hätte mich nicht der Kardinal bemerkt, ich wäre mit der traurigſten Schilderung der Königsſtadt zu meinen Kloſterbrüdern zurückgekehrt. Allein, das Gift der Schmeicheley war die erſte Lockung, der ich mich überließ. Der erſte Mann im Königreiche nach dem Könige dem Namen nach, und vor ihm nach dem Thun, erforſchte mich, und meine Eitelkeit trieb mich, das kleine Wiſſen auszukramen, was ich in mir hatte; trieb mich, mit Allem mich zu brüſten, was durch mich und Andre ich gelernt; trieb mich, ihm einen Geiſt ganz darzuſtellen, der vieles von erborgtem Schimmer hatte. Er lobte mich — er wollte, daß ich noch eine Zeitlang in Madrid verweilte. Immer tiefer zog er mich in ſeinen Zirkel. O, er glaubte, ich ſollte heucheln lernen, wie die Seinen. Er dachte, dem allgemeinen eingewohnten Verderben kann er nicht widerſtehn. Ich erinnere mich ſeiner Worte noch genau:

„Ich habe," sagte er, da er mich frey von den Pflichten machte, die ich gegen mein Kloster hatte, „ich habe Sie zu einem großen Werkzeug „ausersehen. Sie sollen Beichtiger der Königin „werden. Tausend buhlen um die Stelle. Tau„send krochen vor mir im Staube, um sie zu er„halten. Keinem Kriechenden war sie bestimmt. „Ich habe Ihnen lange sie ausersehn. Sie sind „Mann von Kopf, durchschauen Menschenherzen, „und fassen die Gedanken aus der Seelen Tiefen „auf. Sie sind Subjekt für eine solche Stelle. „Nur, Pater, hab' ich einen Fehler bemerkt, „den Sie vermeiden müssen. Sie sind zu offen„herzig. Jedem die Gedanken seiner Seele ent„hüllen, heißt sich Spionen überlassen, die davon „Mißbrauch machen. Hier in Madrid muß man „in sich verschlossen bleiben. Besonders muß man „dies auf einem solchen Posten. Bey mir steht „zwar Ihr Herz und Ihre Denkungsart auf ei„ner solchen Stufe, wo Sie niemand lästern, nie„mand mir verdächtig machen kann. Doch ist „das nicht bey Andern so. Auch bitt' ich Sie, „wenn irgend ein Anliegen Sie drückt, wenn ir„gend über etwas Sie Zweifel spüren, wenden „Sie sich nie an einen andern als an mich. Nun,

„lieber Innozenz,“ so fuhr er fort, „aufrichtig, „wollen Sie die dritte Stelle im Königreich? „Getrauen Sie sich mit der Klugheit und Vor„sicht sie zu führen, die sie erfordert? Hab' ich „nicht falsch geurtheilt, wenn ich Ihren Talenten „sie anvertrauen will? Und wollen Sie der Welt „beweisen, daß das Oberhaupt der Kirche in Spa„nien, selbst in der Ferne zu wählen weiß, daß „seine Augen nirgends fehlen?“

Ach! hätte ich nur das einzige Mal gesagt, ich sey zu schwach; ich fühlte mich der Bürde nicht gewachsen, die er auf meine Schultern legen wollte. Allein, der dritte Mann im geistlichen Spanien zu seyn, das übertäubte alle meine Zweifel; das übertäubte die Gewißheit, daß man mich in seine Denkungsart ziehen, daß man mich in die Grausamkeiten der Religion verwickeln, daß man meines hellern Blickes sich bedienen wollte, um hellsehenden Augen den Schleyer der Dunkelheit überzuwerfen.

Mit welcher Aemsigkeit sucht' ich damals in meinem Käumerchen die Gründe alle hervor, die mir so prahlend riethen, den Ruf anzunehmen! Trotz jedem aufsteigenden Zweifel erklärte ich ihn für Beruf vom Himmel. „Wie vielen Nutzen

kannſt du ſtiften," ſagt' ich mir. Ich ſagt' es laut, ich wollte mit meiner Frömmigkeit ſo Viele auf die rechte Bahn zurückführen, und wußte doch, daß in der Königsſtadt nicht Frömmigkeit, nur Heucheley den Meiſter ſpielte. Ich wurde in dem Augenblicke ſelbſt Heuchler.

Gott! Ewiger! Erbarmender! Ich bekenne hier meine Schuld. Stolz, Eitelkeit war's, was mich beſtimmte. Die Verſuchung war mir zu groß — ich konnte ihr nicht widerſtehen. Ich lag ihr unter, und gerecht trag' ich die ſchwere Strafe, die mich itzt zu Boden drückt.

Der Zauber dauerte in meiner Seele lange fort, benebelte mein Denken. Ich kam zur ſanften, liebenswürdigen Königin. Ich ſah einen Deiner ſchönſten Engel, und was von Deiner Heiligkeit in mir geblieben war, ward aufgereizt und geſtärkt. Ich ſollte ihr Troſt und die Stütze ihres Glaubens werden. Ich ſollte Gerechtigkeit ſie lehren, und Sünden ihr vergeben! Sie war gerechter, gläubiger und reiner, als ich ſelbſt. Sie kannte keine Sünde, ihr Herz war keines falſchen Schlages, ihr Auge keines ſtrafbaren Blickes, ihr Mund keines tadelhaften Wortes fähig.

Nun zeigten ſich des Kardinal Großinquiſi-

tors Plane deutlicher, die der Teufel, Domingo, mir entdeckte. Ich ſollte die Königin bekehren. Bekehren von der Reinigkeit des Herzens zur minderen Gewiſſenhaftigkeit. O Gott! wie ſpielt man mit Deiner verehrungswürdigen Religion! Doch ſo konnte Innozenz nie fehlen. Der Nebel fiel. Ich hätte gern mich meines Amts entledigt. Nun konnte ich's nicht mehr. Die gute Monarchin hatte ihr Vertrauen einmal in mich geſetzt. Ich wollte keinen Domingo ihr auf den Hals laden. Ich ſah ein Ungewitter ſich thürmen über Karlos, ſeine Mutter, den durch mich gefallenen Poſa, und viele andere gute Menſchen. Ich wollte alle vor dem Schlage warnen, und leitete den Schlag ſelbſt auf ſie nieder.

O wie ſehr iſt meine Eitelkeit gedemüthigt! Ich, ſtolz auf Menſchenkenntniß, konnte dieſen Orſowa nicht einmal durchſchauen. Das zeigt mich mir in meiner ganzen Blöße. Vergieb, Allwiſſender, vergieb dem Wurme, der Deiner beſſern Leitung widerſtrebte. Der Schmerz, der in mir wühlt; der Schreckenstod, der vor mir ſteht — die ſind es nicht, die mich zu Boden drücken. Ich tödtete ſo viele gute Menſchen, und ſo vieler guten Menſchen Ruhe — und die noch

möglichen Folgen stehen in gräßlicher Gestalt vor mir, und machen mir das Scheiden schwer. Doch dank' ich Dir, Gott! danke Dir, daß Du mich stark gemacht, der letzten Versuchung mich zu widersetzen; hoffe zu Deiner Gnade, daß Du mir verzeihen, und mir es nicht zurechnen wirst, daß man der letzten Mittel, mich mit Dir zu versöhnen, die die Kirche uns schenkt, mich beraubt hat.

Der Pater (der bey Innozenzens Rede stil in einer Ecke des Zimmers geblieben, tritt vor.) Ich soll zu Ihrem Gange in die Ewigkeit Sie vorbereiten. Man schickte mich nach abgenommenem Eide, Sie nicht zu fragen, wer Sie wären, zu Ihnen. Der Schmerzen Wuth hatte Sie bey meinem Eintritt unsinnig gemacht, darum bemerkten Sie mich nicht. Ich setzte mich in jene Ecke, und Thränen rollten über meine Wangen, daß ein Mensch (ich kannte Sie noch nicht) so sterben müsse. Itzt kenne ich Sie und seufze, daß ein Mann, wie Sie, den jeder Redliche verehrt, so sterben muß. Ich sah Sie zu sich kommen, und hörte Ihr Selbstgespräch. Ich konnte Sie nicht unterbrechen. Ihre Schicksale sind für Menschensinn zu rührend. Nur Tyrannen, wie Domingo, konnten Ihnen dies Gefängniß zum Aufenthalte geben.

Innozenz. Ich glaubte immer, daß in Spanien, selbst in Madrid, es auch noch gute Seelen geben müsse, die im Stillen zu heucheln gezwungen sind, um zu leben. Wer kann die Liebe zum Leben in der Menschen Busen tödten? Zwar Grausamkeit kann es. Doch, Pater, wie Sie mich hier sehen, könnt' ich nach Andalusien wiederkehren, gern lebte ich noch. Dort fühlte ich die Freuden meines Lebens. Ich habe sie verscherzt. Genug davon; sie sind für mich dahin. Ich nahe mich der entscheidenden Minute, und Gott hat mein Gebet erhört. Er schickt mir sie. Doch ehe Sie Ihr Amt vollbringen, warn' ich Sie, nie einer Menschenseele zu entdecken, daß Sie mich gekannt haben. Es könnte Sie Ihr Leben kosten. Denn daß man mich auf diese Art der Welt entrissen, wird man nicht gern gestehen. Hüten Sie sich also. Gewiß nahm Ihnen Domingo den Eid ab?

Pater. Er war's, und er versprach mir eine große Belohnung, wenn ich Wort halten würde. Ich mag ihn nicht, den Lohn, den er ertheilt. O! könnt' ich Sie nur retten, Pater Innozenz!

Innozenz. Das ist vergebens. Ich fühle schon die letzten Augenblicke nähern. Erneuete

Schmerzen könnten mir die Sinnen wieder rauben. Und gern mögt' ich mit vollem Sinne des Schöpfers letzte Gaben empfangen. Sie haben meinen kurzen Lebenslauf gehört, und er enthält die Beichte meiner Sünden. Glauben Sie mir Vergebung derselben ertheilen zu können — da ich reuig mich vor des Allmächtigen Throne niederwerfe, und seine unermeßliche Gnade anflehe — Gott! ich werde schwach!

(Indem der Pater Innozenzen die Absolution ertheilt, stirbt dieser.)

Pater. Du endetest seine Leiden, Ewiger. Des Gerechten Tod kömmt über seine Mörder.

(ab.)

Madrid.

Domingo. Hernach Pater Joseph.

Domingo.

Besser wäre es freylich, wenn dieser Karlos sich in unsern Willen und in unsre Anordnungen gefügt hätte. Besser, wenn die Königin der Leidenschaften Bekämpfung weniger verstanden, und schwach gewesen wäre. Dann wäre Spanien nicht verwaist, wir hätten nicht die Mühe, um einen Nachfolger Philipps besorgt zu seyn. Dem undankbaren Philipp könnte man dann auch die mindre Achtung, die er mir erweist, vergelten. Er hat mich heute nicht vorgelassen, und den Kardinal zu sich gerufen. Ohne diese Würde ist man doch nichts, und wenn man noch so hoch gestiegen. Ich mögte fast mit dem Schicksal zürnen. Will denn dieser Großinquisitor ewig leben? — Ha, Pater Joseph!

Pater Joseph. Domingo! der Gefangne ist eben itzt verschieden. Man erwartet Ihre Befehle in der Santa Kasa.

Domingo. Sprach er viel mit Ihnen? Konnten Sie seine Züge nicht erkennen? Man hat den Mann aus der Provinz krank hergebracht. Man glaubt, er sey ein Ausländer. Nicht wahr, Pater, Sie glauben das auch?

Pater. Er hatte seine Sinne schon verloren. Ich mußte ihn des Himmels Gnade anbefehlen. Auch war's so finster in dem Zimmer, daß ich keinen seiner Züge unterscheiden konnte. Und bey den vielen Sterbenden, die ich bereite, bemerkt' ich immer noch, daß diese sich ziemlich gleich sehn.

Domingo. Ich nahm den Eid von Ihnen, weil der Kardinal Großinquisitor ein Geheimniß bey diesem Fremden dachte, was uns seit langer Zeit sehr schwer zu verhüllen ward, und was er, wenn er der rechte Mann war, laut hätte werden lassen können. Hatte er's, so ist's mit ihm begraben. Sie, lieber Pater Joseph, sind wohl des Bereitens der Sterbenden so ziemlich überdrüßig?

Pater. Die angenehmste Beschäftigung ist es nicht. Doch übt man die Pflichten seines Standes gern, wenn man sein Gewissen rein behalten will.

Domingo. Ich will Sie beſſer verſorgen, als Sie bisher es waren.

Pater. Wird die beſſere Verſorgung nicht meiner Denkensart ſchaden?

Domingo. Mit nichten, Pater. Sie kannten doch den Beichtiger der Königin, den Pater Innozenz? Unglücklicherweiſe hat er ſich zu der Unbeſonnenheit verleiten laſſen, ſich mit dem Markis Poſa, der den Prinzen verführte, in ein Bündniß zu verwickeln. Er fürchtete, daß das Verſehen laut werden könnte, und bat den Kardinal, als Mißionair nach Indien ihn zu ſchicken. Die Stelle bey der Königin iſt frey. Ich werde Sie dem Kardinal vorſchlagen. Man führt da ein bequemes Leben, und hat oft Gelegenheit zu dienen.

Pater. Die Stelle iſt zu hoch für mich. Ich würde zu viel Neider und Verfolger bekommen.

Domingo. Die, Pater, muß der Kluge nicht fürchten. Sie ſind der Staub, den man mit Füßen tritt; Sie neiden und verfolgen ohne Nachdruck. Sie müſſen ſich nicht widerſetzen, um einem Andern Platz zu machen.

Pater. Dem Würdigern ſteh' ich gern nach. Ich drängte mich nie zu ſolchen hohen Poſten.

Domingo. Unwürdigkeit und Würdigkeit zu bestimmen, ist unsre Sache, nicht die Ihrige. Auch Ihre Pflicht verbindet Sie, den Ruf nicht auszuschlagen. Gehn Sie nur itzt. Der Kardinal wird Sie wohl rufen lassen.

(Pater ab.)

Domingo (nach einer Pause.) Hat dieser Pater Joseph nichts gemerkt, so ist er dumm, und dann kann er dem Posten nicht gefährlich werden. Hat er gemerkt, so ist er trefflich fein, und dann verdient er ihn, und wird sich auch darin erhalten. Ich muß zum Kardinal, und hören, was er mit dem Könige verhandelt, und ihm Bericht von Innozenzens Tod erstatten, den er noch nicht erwarten wird.

(ab.)

Sachſen.

Wittenberg.

Prinz Johanns Zimmer.

Prinz Johann. Fürſt Gonzago.

Johann.

Er iſt in ſchlimmen Händen, Vater. O, hätte ich ihn nur nicht weggeſchickt! Ich wollt' ihn meiner Mutter aus den Augen bringen, die ihn haßt, und hab' ihn ſeinem Todesengel in die Arme geführt. — Noch nicht! Nein, Vater, retten will ich ihn; noch iſt es Zeit. Heißt's nicht, ſie werden kurze Tagereiſen machen? Bekomm' ich ſie, ehe ſie Spaniens Gränzen erreicht, ſo iſt er ſicher frey. Ich eile, Vater. Sorgen Sie indeſſen für meine Gattin und für meine Mutter.

Fürſt. Du unternimmſt ein gefährliches Beginnen, mein Sohn. Laß uns lieber durch Vermittelung ihn zu retten ſuchen. Deine Mutter

gilt viel beym Kardinal. Der Waldbruder hat eine imposante Stimme.

Johann. Umsonst, mein Vater — aus den Klauen des Gerichts entfliehet keiner. Und was Henriko mir gewesen, war kein Bruder noch dem andern. Wie könnt' ich eine ruhige Minute noch in der Welt verleben, wenn ich ihn nicht zu retten suchte; wenn ich so kahl dastehen, und blos sagen könnte: Er ist dahin! Er thut mir weh! Nein, Vater, hier schlägt warmes freundschaftliches Blut, und so verrätherischer Gedanken ist mein Herz nicht fähig. Wüßten Sie mir eine Entschuldigung zu sagen, wenn ich die Hände in den Schoos legte?

Fürst. Ich ehre Deinen Eifer, allein ich will nicht, daß Du mit ihm ins Verderben rennst.

Johann. Ich werde mich schon hüten, Vater. Sie kennen meine Gelassenheit.

Fürst. Du mußt mir wenigstens versprechen, Spaniens Gränzen nicht zu überschreiten. Oder ich will mit Dir.

Johann. Nein, Vater, nein, das leid' ich nicht. Den Fürsten Gonzago kannte jeder in Madrid, wie sollten ihn die Abgesandten des Kardinals nicht kennen? Und wenn man Sie erken-

nete, wie würde man auf den sich freuen, nach dem man sich so lange schon gesehnt! Sagt nicht der Bruder in dem Walde, daß man die Tage zählt, bis Sie zurückkehren werden? Soll er nicht Ihren Aufenthalt erforschen, melden — Mittel suchen, Ihre Abreise zu beschleunigen? Das versprech' ich Ihnen, ich setze keinen Fuß auf Spaniens Boden, um Gewalt zu brauchen. Ist ja mein Weg umsonst, so hab' ich doch das Meinige gethan, und kehre, wenn schon trauernd über ihn, zurück. Widerstreben Sie mir nicht länger, Vater; Sie sehen, jede Minute ist kostbar. Die Rosse stehn gesattelt. Wenn die Weiber fragen, so sagen Sie, ich müßte schnell nach Wien — ein Unfall hätte meinen Henriko betroffen, — doch — sagen Sie nicht — welcher — ich fürchte diese Mutter, wenn ich sie schon liebe. Ihr blinder Eifer für Religion treibt sie bis zur Unmenschlichkeit. Lebt wohl, mein theurer, bester, theurer Fürst Gonzago —

(Er umarmt seinen Vater und geht schnell ab.)

Fürst. Weiß Gott, wie mir zu Muthe ist. Daß ich ihn wiedersehen werde, bin ich überzeugt. Doch wie? Darüber hüllt sich schwarzer

Nebel vor die Seele. Gonzago! welche Opfer mußt Du bringen! Dein Vaterland und alles, was darin Dein iſt, iſt dahin. Dein alter Freund ſtarb in Deinen Armen, Henriko iſt für Dich verloren. Dein einziger Sohn geht ſicher ſeinem Unglück auch entgegen. Und Du vermagſt ihn nicht zu halten. Seiner Gründe Gewicht iſt felſenſchwer. Wer mag ſie ihm von ſeinem Herzen wälzen? Wer wird der freundſchaftlichen Seele Einhalt thun, ſich ganz zu zeigen? Guter Sohn! — O Mutter! Mutter! das haſt Du geſtiftet!

Voriges Zimmer.

Die Fürſtin und Marie ſtürzen ſchnell herein.

Fürſtin.

Wohin verreiſt der Prinz Gonzago?

Marie. Ach! Vater, was hat mein Gemahl? Er ſchien erhitzt, da er zu Roß ſich ſetzte.

Ich rief ihm aus dem Fenſter, er ſollte warten, ich käme zu ihm herab „Ich kehr' in einigen „Tagen wieder," rief er, und floh davon. Ganz ſicher hat der angekommene Bote traurige Botſchaft gebracht. Iſt was für ihn zu fürchten? Lieber, beſter Vater? Hört doch — ſagen Sie mir, Fürſt, was meinem Johann begegnet iſt?

Fürſt. Sie haben nichts zu fürchten, Tochter — auch Sie nicht, Fürſtin. Sein Freund Henriko liegt in Wien am Tode, und wünſcht ihn noch einmal zu ſprechen. Der warme, ganz Freundſchaft athmende Johann konnte keinen Augenblick verſäumen, ihn zu ſehen.

Marie. Nun das vergeb' ich ihm. Ich kann mir's denken, was er leidet, da ich weiß, wie er dieſen Henriko liebt. Auch dauert mich der arme gute Henriko. Ach! er war ſo liebreich und ſo gütig, und ſo willig. Mein Vater liebte ihn ſo ſehr. Nun wird er bald mit ihm vereinigt. Ich hätte mir es denken ſollen, daß beide Unzertrennliche einander nicht lange überleben würden. Wenn er nur bald zurückkehrt! Doch hätte er mir's immer ſagen können. Ich habe ſeinen Willen nie eingeſchränkt, und würde auch itzt ihn nicht aufgehalten haben.

Fürstin. Ich aber, wahrlich! hätte ihn nicht reisen lassen. Ich hätte ihm befohlen, zu bleiben.

Fürst. Das eben fürchte er, und darum ging er ohne Abschied fort.

Fürstin. Auch hätt' ich Sie, mein Fürst, für weiser angesehen, als daß Sie einen Sohn, der Ihnen und uns so theuer ist, so ohne Rücksicht auf uns reisen lassen sollten. Ich weiß nicht, was ich denken soll. Warum haben Sie ihn nicht wenigstens begleitet? Ich wähne hinter diesem allen einen kleinen Betrug — vielleicht auch einen großen.

Marie. Nein, Mutter, geben Sie dem Vater nicht dergleichen schuld. Er ist ein guter Vater. Begegnen Sie ihm sanft. Mein Walter kömmt gewiß bald wieder. Auf lange hätt' er mich nicht so verlassen können.

Fürstin. Geh', Kind, Du weißt nicht, was Du sprichst — scheinst nicht einmal zu wissen, was an ihm liegt. Geh' auf Dein Zimmer. Was ich mit dem Manne zu reden habe, gehört ja nicht für Dich.

Marie (schmeichelnd, küßt ihm die Hand.) Mein Vater, bitten Sie die Mutter.

Fürſt. Geh' itzt, Marie. Ich ſehe Dich bald auf Deinem Zimmer. Dein Walter hat Dich mein r Obhut anbefohlen, und Du kannſt meiner Sorge für Dich verſichert ſeyn.

(Marie geht mit Thränen in den Augen ab.)

Sie ſollten, Fürſtin, wenigſtens der guten Seele keine trüben Stunden machen, wenn Sie auch mich ſie fühlen zu laſſen ſich berechtigt glauben. Kramen Sie immer aus mit Ihrem Verdachte, Vorwürfen und Zweifeln.

Fürſtin. Mein Sohn hat mir den Vorſatz eröffnet, den Sie haben, hier zu bleiben. Ich weiß nicht, womit Spanien die Verachtung verdient hat; ſo viel weiß ich, daß man Ihr Wiederkehren ſehnlich wünſcht; daß es nothwendig iſt, um den Verdacht nicht mehr zu nähren, daß Sie den Flandrern beyſtehen wollen. Der König — bedenken Sie — der König Philipp iſt der Einzige, der noch auf Ihrer Seite iſt. Sie haben freylich einen mächtigen Schützer, allein nur einen auch, und dieſer eine iſt, beſonders bey ſo vielen ihn Umgebenden, die Ihre Feinde ſind, gar bald auf eine andre Seite gelenkt.

Fürſt. Der König Philipp, Fürſtin, iſt gerade der, der niemanden ſchützen kann, den die Inquiſition verfolgt; der ohnmächtigſte von allen Freunden. Sie haben Recht. Man wünſchet meine Rückkehr. Doch man wünſcht ſie blos, um mich zur Rechenſchaft zu ziehen; zur Rechenſchaft, daß ich nicht Unmenſch zu ſeyn vermag, wie meine Richter. Eugenia! ich bitte Sie um aller Heiligen willen, ſtürzen Sie Ihren Gatten und Ihre Kinder nicht mit Gewalt in des Verderbens Abgrund. Bedenken Sie, daß man in allen Ländern itzt Spanien eine Mördergrube nennt. Bedenken Sie, daß ſelbſt in Rom — dem Sitz der Heiligkeit — man das Verfahren der ſpaniſchen Inquiſition mißbilligt; daß der heilige Vater Breves an Ihre Oberen geſchickt, die ſie nur hingeworfen angeſehen, weil ſie von ſeiner Oberherrſchaft ſich gern befreyen mögten. Sind denn alle dieſe blind? Und hat der Kardinal Großinquiſitor den rechten Glauben allein?

Fürſtin. Sie läſtern, Gonzago, und ich ſehe, Sie ſind nicht zu bekehren. Freylich in der Art mögte die Luſt in Madrid, bey aller Mühe, Sie zu retten, Ihnen wohl gefährlich

werden können. Genug davon. Ich werde, wenn ich Spanien wiedergesehen, mir von dem Kardinal die Freyheit zu verschaffen wissen, bey Ihnen zu leben. Sie sehen immer, daß ich Sie noch liebe, daß ich die Kinder opfere um Ihrentwillen. Allein, Gonzago, hier verlang' ich Offenherzigkeit. Warum wollen Sie mich mit des Prinzen Entfernung hintergehen? Gestehen Sie mir nur, Sie fürchten, daß ich Marien für Spanien stimmen mögte. Sie wollen mir sie so entführen, wie Sie den Sohn mir itzt entführt?

Fürst. Bey Gott! Eugenia, Sie denken schlecht von mir. Noch mehr, Sie handeln wider sich. Bedenken Sie, wenn ich den Plan, von Ihnen itzt entworfen, nun erst ergriffe; wenn ich den Plan, der mir nie einfiel, reif zu werden erlaubte? Muß ein solcher Verdacht mich nicht mißtrauisch auf Sie machen? Muß ich nicht denken, daß Sie andere Maaßregeln wirklich haben, und nehmen, um Ihren Willen durchzusetzen, wenn Sie mir solche hämische Betrügereyen zutrauen? Ich habe meine Zärtlichkeit für meinen Sohn der Pflicht geopfert, die er gegen seinen Freund nicht verläugnen kann. Bey Gott!

Madam, Henriko iſt in Gefahr, und es war Schuldigkeit vom Prinzen Johann, zu reiſen. Sehen Sie den Ketzer an, von welcher Seite Sie wollen, ſo werden Sie geſtehen müſſen, gegen Ritter Waltern war er edel.

Fürſtin. Ja, leider kann ich das nicht läugnen, wenn ich ihn ſchon haſſe. Und den Friedensſtörer meiner Ruhe, meines Hauſes und meiner Glückſeligkeit ſoll ich doch nicht bedauern? Es thue denn Johann, was ihm gefällt, ich will mich darin fügen. Allein, Fürſt, werd' ich hintergangen, ſo ſeyn Sie es verſichert, ich räche mich, und meine Rache wird Sie nicht erfreuen.

(ab.)

Fürſt. Sie wird es ſicher nicht. Und faſt vermuthe ich, daß das Gewitter, welches über Spanien tobt, uns nicht verſchonen wird. Die Herren füllen ja ihr Maaß ſo voll, daß, wenn ich und die Meinigen nicht mit in ihrer Sünden Schuld gezogen werden, des Himmels Rache noch nicht brechen kann. Ich kann nicht mehr, als mich der Hand des Schickſals unterwerfen! —

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Kardinal. Pater Domingo.

Großinquiſitor.

So eben wollte ich Sie rufen laſſen, Pater. Der Pater Innozenz liegt mir noch immer ſchwer am Herzen; ich mögte ihn gern retten, und ich glaube das Mittel dazu gefunden zu haben. Ich habe mit dem Könige eine Unterredung gehabt, in welcher ich über ſeine Zweifel geſiegt. Es waren ſchlimme Nachrichten zu ihm gekommen, welche die Königin betrafen; und ich fürchte, Domingo, Sie ſind mit in dem Komplot, das dieſe Dame haßt, und ihr den Untergang geſchworen.

Domingo. Nie, Ew. Eminenz, ließ ich in ein Komplot mich ein. Ich haſſe alle dieſe geheimen Wege, wo ſie nicht um der Kirche Wohl nothwendig ſind. Und traurig genug, daß ſie das oft ſind. Als ich den Markis Poſa in ſeinem

Blute sah, fiel mir's ein, wie wichtig dieser Mann für unsre Sache hätte werden können, wenn er sich für die Kirche hätte brauchen lassen; wenn er bey seinem Kopf und hellen Geiste das Vorurtheil, die Welt zu reformiren, zurückgelassen, wenn er den Grillen, Recht und Unrecht zu bestimmen, entsagt. Bey seiner übrigen Rechtschaffenheit konnte er eine große Stütze des Reichs, ein ganz andrer Mann als Alba werden, den man auf allen seinen Wegen fürchten muß, weil sein System von Thun und Lassen nicht auf Regeln, sondern auf die Nothwendigkeit des gegenwärtigen Augenblicks gebauet ist —

Großinquisitor. Ich kann mir's wirklich denken, Domingo, daß Sie den Markis sehr bedauert haben werden!

Domingo. Ach! wie er so in seinem Blute lag, und nun dahin war all die Größe, die er sich geträumt, und die er wirklich vor sich sehen mußte, wenn sein Plan gelang — Bedenken Ew. Eminenz nur, wenn das Werk in Flandern durchgesetzt, und Karlos dort Regent geworden wäre, und Posa glänzend an des Fürsten Seite die ganze herrliche Idee von seinen Unternehmungen erfüllt gesehen, der Gewissen Freyheit in den

Regionen ſeines Herrn, und nach Phillipps Tode auch in allen den Provinzen, wo wir itzt regieren, ausgebreitet, verſtattet, und wiedergeboren hätte alle, die da ſeufzen —

Großinquiſitor. Ich muß Sie unterbrechen, Domingo. Ihr Enthuſiasmus für den Glanz treibt Sie ſo weit, daß Sie an einem ſolchen Poſten Wohlgefallen verrathen. Bey Leibe nicht vergeſſen, daß Demuth unſre erſte Tugend iſt. Schon ſchlimm genug, daß ich Sie dran erinnern muß, und ſchlimmer, daß ein Mann, der ſo viel Macht in Spanien hat, ſo ſich verreden kann. Ich will nicht ſagen, daß Sie wirklich einſt ſo denken könnten, wenn Gelegenheit dazu ſich zeigte.

Domingo. Ach, Ew. Eminenz geruhen mit Ihrem Diener zu ſcherzen. Ernſtlich können Sie die Sache doch nicht meynen. Meine Laufbahn iſt zu beſtimmt, und bleibt in den von Ihnen mir gezeigten Fußſtapfen.

Großinquiſitor. Wer ſcharfe Augen hat, Domingo, und wem die Ueberſicht lieb iſt, die er haben kann, der nimmt die entfernteſten Möglichkeiten unter ſeinen Geſichtspunkt, und ſucht Wahrſcheinlichkeiten, wo nicht Gewißheit

ist. Der Prinz ist itzt Gefangner der heiligen Hermandad, und jeder Andre als Domingo hätte meinem Vertrauen schon eine widrige Richtung gegeben. In wessen Hände könnt' ich diesen Karlos anvertrauen, als in die Ihrigen, und das eifervolle Bild, das Sie mir aufgestellt, darf ja nur Karlos in Ihre Seele legen, und es gewinnt an Möglichkeit.

Sagen Sie mir mit offnem, reinem Herzen, kann ich Ihnen wohl zutrauen, daß Sie um des Glaubens willen Nein sagten, wenn Sie der allererste neben Philipp werden könnten, wenn von der Last der Demuth, die Sie so wenigstens immer larvenmäßig tragen müssen, Sie frey werden, und fast mehr herrschen könnten, als der Prinz? Aufrichtig, würden Sie wanken, um des Glaubens willen?

Domingo. Dergleichen Schlingen, Ew. Eminenz, sollten wir einander doch nicht legen. Die Frage kann ich nicht beantworten, und Sie vermögten sie auch nicht verfänglicher einzukleiden. Ich kann nicht mehr, als Ihnen schwören, daß der Gedanke nie in meine Seele kam, noch kommen wird. Und jedem Andern, Ew. Eminenz, als mir, wäre es auch eben nicht

rathsam, die Augen über das, was er könnte, so zu öffnen. (bey Seite) Wenn er noch dreyßig zählte, schlüge er's nicht aus.

Großinquisitor. Die Sache mag denn ruhen. Ihnen gebe ich nur zu bedenken, daß mein Alter mich den Wirkungen der allgemeinen Unvollkommenheit täglich mehr nähert; daß Niemand, als Sie, nach mir meine Stelle bekleiden kann; daß ich zum voraus Sie dazu ernennen werde, und daß das Leben, welches Sie dann führen, im Punkte des Genusses wenigstens dem andern weit — weit vorzuziehen ist. Und es bleibt immer zwischen zu genießen glauben und genießen, ein großer Unterschied.

Domingo (bey Seite.) Er zittert wahrlich vor der Festigkeit seines Stuhls. Er will nicht, daß am Ende seiner Tage die Größe noch scheitern soll, zu der er es gebracht. Er vergißt die Macht, mit der er mich vernichten könnte.

Großinquisitor. Was murmeln Sie, Domingo? Was ist Ihnen? Sind meine Anerbietungen nicht werth, daß Sie mir Ihre Meynung ganz entscheidend darüber entdecken?

Domingo. Allerdings, und meine Unbestimmtheit ist Erstaunen über das, was Ew.

Eminenz für mich thun wollen. Ich gestehe, daß der Enthusiasmus mich zu weit hinriß, daß immer es gefährlich, so vor dem Kardinal Großinquisitor zu sprechen. Um desto mehr bringt mich das außer Fassung, daß da, wo Tadel ich verdiene, ich Belohnungen erhalte. Ich kann mein Glück nicht so in Worte bringen, daß mein Dank ihm entspricht.

Großinquisitor. Ich will Sie dessen überheben. Kein Wort davon, bis zur Bestätigung, von der ich Ihnen morgen gleich Beweise geben werde. Itzt unsre Sachen. Merkado, Leibarzt unsrer Königin, hat mir die erste Nachricht ihrer Schwangerschaft gegeben.

Domingo. Ihrer Schwangerschaft! O wie erwünscht kömmt sie in diesem Zeitpunkt, um dem Könige ganz deutliche Zweifel gegen ihre Treue beyzubringen. O wahrlich, diese Nachricht ist viel werth.

Großinquisitor. Sie kommen heute über alles außer sich, Domingo. Es muß Ihnen ein ganz besonders guter Stern geleuchtet haben. Diese Zweifel taugen itzt gerade nichts. Ich habe sie beym Könige zu vernichten gesucht, auch es soweit wenigstens gebracht, daß bis zur Nie-

derkunft die Sache ununterſucht bleibt. Bis dahin ſoll kein Menſch, — auch Sie, Domingo, ſind davon nicht ausgenommen — kein Menſch ſoll bis dahin dem Könige weiter ein Wort vortragen, das die Vermuthung eines Verſtändniſſes zwiſchen der Königin und dem Prinzen betrifft. Ich habe es bereits in einem Handbillet der Herzogin Alba und der Fürſtin Eboli wiſſen laſſen — Daß dieſe Rui Gomez ihre Hand giebt, wiſſen Sie wohl ſchon?

Domingo. Wenigſtens erwartete ich dieſe Miniaturneuigkeit nicht nach der, die Sie mir ſo eben geſagt. Erlauben Sie mir, offenherzig über Ihre Entdeckung mich auszudrücken?

Großinquiſitor. Ganz gewiß. Nichts iſt mir wichtiger, als Ihre Meynung darüber.

Domingo. Sie ſagen, bis zur Niederkunft der Königin ſoll die Unterſuchung der Untreue derſelben Anſtand nehmen? Und was denken denn Ew. Eminenz indeſſen mit dem Prinzen anzufangen? Glauben Sie, ſeine Gefangenſchaft dem Volke zu verheimlichen? Oder denken Sie, daß das Verbrechen, Flandern helfen zu wollen, dem Pöbel, vornehm und gering, nicht

sehr verzeihlich scheinen wird? Das andre zu Schulden kommende Laster ist das wichtigste. Und wenn Sie wirklich dahin es lenken, daß diese alle von seiner Schuld in ihrem Herzen überwiesen sind, berechnen Sie denn gar nicht, daß die Länge der Zeit allein für einen Prinzen spricht? Wenn in dem ersten Eifer seine Bestrafung unterbleibt, dann wachen die entschlummerten Gefühle für ihn auf — Dann kommen Zweifel an der Wahrheit — dann keimet der Gedanke, wer wohl nach Philipp herrschen soll — dann heißts: als Prinzen ist ihm doch eher zu verzeihen. Philipp hat auch der Hasser, und auch wir sind nicht so allgemein beliebt, daß man nicht Deklamationen ingeheim gegen uns zum Vorschein bringen sollte, daß man uns nicht als Karlos Widersacher nennen, und als solche verdammen sollte.

Großinquisitor. Sie vergessen, Pater, daß Sie nicht einen einzigen Beweis von unsrer Königin Untreue so wahrscheinlich machen können, daß ihn ein Andrer als der König glaubt. Chimären sind es, dieserwegen ihn zur Strafe ziehen zu wollen. Ich stimme dafür, daß der Weg ganz unterbleiben muß; und würde dafür stimmen, daß dem Könige nie Zweifel in den Kopf

geſetzt werden dürften, wenn die herrſchenden Weiber mir nicht zuwider wären. Aber ſie treiben gar zu ſehr auf den Untergang der Königin. Doch das dahin geſtellt! die Zukunft hilft vielleicht hier noch ein Mittel finden. Ich habe ja fünf volle Monate Zeit, auf ihre Rettung die Gedanken anzuſpannen.

Domingo. So retten Sie ſie; aber wenn Sie die Idee auch mit dem Prinzen haben, ſo prophezeihe ich Ihnen, ohne eben groſſer Seher zu ſeyn, in der Minute nach Philipps Tode Ihren Fall.

Groſsinquiſitor. Zu dieſer Prophezeihung bedurften Sie wirklich nicht viel Geiſt. Doch ernſtlich itzt, Domingo; das, was ich bey dem Könige ausgerichtet, hatte mich bisher in ſo viel Laune erhalten, daß ich über eine Sache ſcherzen konnte, die wirklich ernſtlich iſt. Sie müſſen morgen ſelbſt zum Prinzen gehen, ihm ſagen, daß ſein Vater ſich gedrungen geſehen, der Hermandad die Sache ſeiner Unterſuchung zu übertragen. Um die Regentſchaft Flanderns ſey es ihm nie zu thun geweſen, und er hätte ſie vielleicht freywillig dem Prinzen übergeben, wenn er die Zeit zu erwarten gewußt. Allein die Voreiligkeit, mit welcher er

zu Werke gegangen, des Markis Posa Denkungsart, die Aeußerungen, die man in den Papieren des Verstorbenen gefunden, wären Beweise seiner irre geleiteten Empfindungen. Es, sey zu vermuthen, daß er sogar den Meynungen der Flandrer anzuhängen, den Vorsatz haben mögte. Die Pflichten seiner Majestät gegen den Himmel und die heilige Kirche erforderten daher, daß Karl, sein Sohn, ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens ablegte. Wenn dieses nach der Kirche Sinn ausfalle, und den Beyfall der Richter des heiligen Inquisitionsgerichts erhalte, so sollte er begnadigt seyn.

Domingo. Ich fürchte, Ew. Eminenz, er wird begnadigt werden. Um ein Königreich, und was noch mehr ist, ein Leben sich zu retten, heucheln Heilige der ersten Größe.

Großinquisitor. Dafür soll schon gesorgt werden, daß er sich verredet. Einmal lasse ich das Bekenntniß nicht vor dem ganzen Volke thun. Es könnte ein Aufruhr daraus entstehn, und wenn er diese oder jene Meynung durch Gründe etwa widerstreiten wollte, so könnte das Aufmerksamkeit und Nachahmung erregen. Ich werde Repräsentanten nur dazu ernennen, vor denen sein

Bekenntniß der Prinz ablegen muß. Da bleibt er ſicher in meiner Gewalt, ich kann die Fragen da verändern, verwechſeln, kann ſie ihm ſo widerſprechend machen, daß er, bey aller Faſſung, aus derſelben kommen muß; kurz, ſeyn Sie darum unbekümmert, Domingo. Karlos iſt zum Tode reif. Bey dieſer ganzen Sache aber iſt der Pater Innozenz nicht nöthig. Er könnte nach wie vor der Beichtiger der Königin bleiben. Weil aber doch ihre Sache einſt zur Sprache kommen dürfte, ſo wollen wir ihm lieber eine Pfründe geben.

Domingo. Verſteh' ich Ew. Eminenz recht? Sie wollen jemand eine Pfründe geben? Wem?

Großinquiſitor. Ich will nicht hoffen, Domingo? Dem Pater Innozenz will ich die Pfründe geben.

Domingo. Dem, der ſchon beſſer verſorgt iſt — dem, der in jenem Leben ſeinen Dienſt bereits angetreten? Vielleicht hat man ihn, ſeiner Heiligkeit halber, dort ſehr gut verſehen! Sie vergeſſen —

Großinquiſitor. Ha! Was vergeſſen? Ich gab Ihnen nicht die Erlaubniß, Ihre giftigen Künſte ſogleich bey ihm anzuwenden. Dach-

ten Sie, Sie hätten von ihm zu fürchten, so irrten Sie. Sie haben eine Blutschuld auf Ihre Seele geladen, für die ich Ihnen keine Absolution ertheilen werde. Sie haben Bruderblut vergossen. War er nicht uns so gut, wie Bruder? Ha, ich ertappe Sie auf einem sehr gefährlichen Widerspruche. Der Marki Posa konnte Ihre Wehmuth rege machen; und dieser nicht? Sie handelten unedel, Domingo. Die Menschheit haben Sie verletzt. Warum so schnell? noch ehe Sie berichtet waren, ob er uns auch schädlich werden könnte? Das habe ich, bey dem allmächtigen Gott, Dir nicht geheißen, Priester!

Domingo. Ereifern Ew. Eminenz sich nicht — Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. War ich zu heftig in der Ausführung, so rechnen Sie es auf meine gewöhnliche Lebhaftigkeit. — Ich habe von ihm mehr Gefahr vorhergesehen, als Ew. Eminenz; deswegen war ich rascher. Sie liebten ihn nicht mehr, als ich ihn liebte. Und gewissermaßen kränkt es mich, daß Sie den Menschen so bedauern, der Ihnen das nie war, was Ihnen Andre sind.

Großinquisitor. Resignation ist, leider, unsre Pflicht. Kein Wort mehr, da er einmal

todt ist. Doch woher nehmen wir nun einen Mann, um den Posten zu verwalten? Das muß aufs schnellste besorgt werden.

Domingo. Darum eben kam ich zu Ew. Eminenz. Allein Sie unterhielten mich von so viel wunderbaren Dingen, daß ich meines Endzwecks immer noch nicht Erwähnung thun konnte — Ich kenne einen gewissen Pater Joseph, den ich allerdings zu diesem Amte mit dem besten Gewissen vorschlagen kann. Er besitzt jede dazu erforderliche Eigenschaft.

Großinquisitor. Kann ich ihn sehen, sprechen, mich von Ihrem Urtheil überzeugen?

Domingo. Er ist schon hier. Ich nahm ihn mit mir, damit er sich gleich zu Ihren Füßen werfen könnte.

Großinquisitor. So lassen Sie ihn nur kommen — Sie haben mir zum erstenmal recht wesentlichen Verdruß gemacht, Domingo; ich fange an, Sie zu fürchten.

Domingo. Verbannen Ew. Eminenz diese Gedanken. Sie werden Innozenzens Stelle gewiß sehr gut ersetzt finden. Ich werde Ew.

Eminenz mit dem Kandidaten allein lassen, um unparteyischer zu scheinen.

Voriges Zimmer.

Der Kardinal. Hernach Pater Joseph.

Großinquisitor.

Er hat sich einen Aufseher hinweggeschafft, den ich besonders für ihn aufgehoben wissen wollte. Hat er nicht einen solchen an der Seite, so thut er, was er will; und dies ist seine Kreatur. — Er wähnt, ich liebe diese Königin? In meinem Amte kann ich keinen Menschen lieben. Allein ich brauche sie, deswegen ist ihr Leben meinem Herzen nahe. Sie ist die Mauer, die mich vor den Zudringlichkeiten der Alba und ihrer Genossen schützt. Sie ist das Sprachrohr, durch welches ich geheime Dinge mit dem Könige verhandeln kann. Sie ist die

Seele, welcher man nur etwas ins Gewand des Guten kleiden darf, und beide Hände bietet ſie dazu. Wer ſolche Menſchen, wie ſie und der Pater, ſo zu benutzen weiß, wie ich, der hat an ihnen Schätze, die er nicht verſchleudern muß. Ich ſehe ſchreckenvoll die Schwäche meines Alters ſich nahen, da man dieſe von mir ſchleudert. Doch mit der Königin ſoll's euch nicht ſo gelingen.

Pater Joſeph (tritt ein.) Es iſt mir unnennbare Wonne, vor Ew. Eminenz zu ſtehn.

Großinquiſitor. Ihr ſeyd ein Freund vom Beichtiger des Königs? Er hat Euch mir empfohlen.

Pater. Ich bitte, Ew. Eminenz. Um Jemand ſeinen Freund zu nennen, muß man bekannter mit ihm ſeyn. Der Raum von zweymal vier und zwanzig Stunden reicht nicht zu, das Herz des offenſten der Menſchen zu erforſchen. Wie ſollt' ich deſſen Herz, der Urſache hat, der Heimlichſte im ganzen Königreiche zu ſeyn, indeſſen ergründet haben? Hiezu geſellt ſich noch, daß man von dieſem Beichtiger gar Vieles ſpricht, das ich an keinem Menſchen loben

würde; und schon das ist genug, um einer solchen Freundschaft zu entsagen. Red' ich zu frey vor Ew. Eminenz, hat er vielleicht die Gnade Ihres vollen Beyfalls, und wird er wieder wissen, was ich von ihm denke, so hoff' ich doch, durch Offenherzigkeit zieht man sich kein ungerechtes Urtheil zu. Wenn meine Erklärung seiner Empfehlung schadet, so bin ich bereit, sogleich in meine klösterliche Zelle zurückzukehren.

Großinquisitor. Ihr sprecht zu unbefangen, Pater, als daß Ihr meinen Glauben nicht auf Eure Seite lenken solltet. Nur eins noch, und ich bin befriedigt; denn Euren Gründen, nicht des Beichtiger Domingo's Freund zu seyn, kann ich nichts entgegensetzen. Allein, daß dieser Domingo, nach einer Bekanntschaft von vier und zwanzig oder doppelt so viel Stunden, Euch schon zum Beichtiger der Königin vorschlagen sollte, ist mir sehr verdächtig. Vielleicht verstandet Ihr Euch Beide darüber, daß die beiden Beichtiger nicht Freunde scheinen müßten? Erklärt mir dieses, Pater Joseph.

Pater. In dieser Zeit hab' ich dem künftigen Oberhaupte der spanischen Kirche, wofür das

ganze Königreich ſtillſchweigend ihn annimmt, ſicher einen weſentlichen Dienſt geleiſtet, von deſſen eigentlicher Wichtigkeit ich freylich nicht urtheilen kann. Vielleicht beſtimmen Ew. Eminenz ſogleich die Schwere oder Leichtigkeit der Sache, und ob ſie eine ſolche Empfehlung wohl verdient. Zwar hat Domingo mir bey dem Verluſte ſeiner Gewogenheit befohlen, keiner Sylbe zu erwähnen; doch wenn man vor dem Kardinal Großinquiſitor ſteht, wer kann da ſchweigen? Ich überlaſſe ganz mich Ew. Eminenz Diſkretion. Ich kenne keine härtere Sünde, als dem Haupte der Kirche ungehorſam ſeyn.

Großinquiſitor. Wahrhaftig, Ihr entzückt mich, Pater. Redet! mein Verſprechen ſichert Euch für jeden Mißbrauch.

Pater. „In den Gefängniſſen der Santa „Kaſa," ſo ſagte mir Domingo, „liegt ein „Sterbender, den Ihr zum Tode bereiten ſollt. „Man vermuthet eins der wichtigſten Geheim„niſſe bey ihm. Deswegen forſcht nach nichts, „ſo lieb Euch Euer Leben." Ich ging, fand einen Sterbenden, entſtellt, und bey dem ſchwachen Lichtſtral eines kleinen Fenſters nicht zu kennen.

Der Sprache — ja, Ew. Eminenz, der Sprache war der Mann bereits beraubt. Es konnten also keine Geheimnisse verrathen werden. Doch wenn er welche hatte, o Gott, so wäre es gewiß sehr gut gewesen, wenn sie ans Tageslicht gekommen. Seine Mienen, sein ganzes Wesen war so fromm — er schien so mit dem Himmel ausgesöhnt zu sterben, daß jeder andere Sterbende ihn beneiden müßte. Ein solcher Mann in jenen Grüften! — Gewiß litt er unschuldig, Ew. Eminenz. Ich wollte meinen ganzen Schatz, ich wollte meine Seligkeit darauf verwetten, daß er unschuldig litt. Ich wollte wetten, daß er der frömmsten einer in dem Königreiche gewesen. Ein Spanier war er, das verrieth sein Wesen, und ich wüßte in ganz Spanien Keinen, den ich, was so das Ansehn seiner Heiligkeit betrifft, ihm gleich zu setzen wagen dürfte, als unsern guten, ehrwürdigen, frommen Pater Innozenz.

(Die Thränen fallen bey diesen Worten aus seinen Augen.)

Großinquisitor (fest auf ihn blickend.) Pater! Es sey Euch Regel, nie mehr zu wissen, als Ihr itzt gesagt habt. Ihr seyd von dieser Stunde

an der Beichtiger der Königin, und seyd mein Freund. Ich werde Euch nicht nöthig haben zu sagen, daß die Königin ein Engel ist. Ganz Spanien erkennt sie ja dafür. Domingo, sagt Ihr, könne Euer Freund nicht seyn? Ich glaub' es! Ihr seyd nicht der Einzige, den er hintergehen wollen. Was von oben her einmal schläft, vermögen wir auf Erden nicht aufzuwecken. Den Mund verschlossen. — Ihr werdet morgen Eure Instruktion erwarten.

(Er geht ins Kabinet.)

Pater. Hab' ich ihn doch einmal an einer schwachen Seite gefaßt. Ja, es ist himmelschreyend, wie man in Spanien handelt. Allein ich? Hab' ich mich vergessen? Bin ich nicht da etwas geworden, was ich nie hätte werden sollen? Steht mir des Pater Innozenz Geschick nicht auch bevor, und werde ich, wie er, standhaft bleiben, und einst so ruhig sterben, wie er starb? Doch, Gott! es ist dein Wink, und ich will folgen. Nur laß mich nicht von der Rechtschaffenheit weichen, und nimm mir jede Furcht vor diesen Mordbegierigen! (ab.)

Gefängniß in der Santa Kasa.

Dom Karlos Zimmer.

Nacht.

Dom Karlos ſitzt an einem Tiſch, mit einigen Büchern vor ſich. Sein Zimmer iſt anſtändig meublirt, und rechter Hand iſt eine kleine Bibliothek, aus welcher er die Bücher genommen.

Hernach **Pater Domingo.**

Karlos.

Eine vortreffliche Sammlung heiliger Lügen! Ich mag nehmen, welches Buch ich will, ſo find' ich Menſchen, die auf Erden Engel wenigſtens, wo nicht Götter waren. Doch immer ſonderbar, daß itzt die Engel alle ausgeſtorben ſind, und ſonderbarer noch, daß man auf eine ſolche Unterhaltung für mich gedacht. Will man, ich ſoll aus dieſen auf meinen Tod mich vorbereiten? Soll ich auf einmal an alles glauben, was ich für den, der es glauben will, für ſehr gut halte,

halte, meinem Verſtande aber doch nicht aufdrängen laſſen will?

Wenn einen Königsmord man unternehmen kann, ſo, dächt' ich, wäre das Gewiſſen wegen ſeines Seelenheils auch überflüſſig; zum wenigſten kann ſie das doch unmöglich rechtfertigen, und wo nähmen ſie Liebe für mich her?

Ich habe alſo ausgelebt! Das iſt ſo unumſtößlich gewiß, als daß mein Vater Spaniens König iſt. Mein Loos war Königsſohn zu ſeyn, um falſche Hoffnungen zu nähren, um einem Tyrannen zu dienen, ſeiner Tyranney die Krone aufzuſetzen, um das erſte Weib der Welt unglücklich zu machen, um den erſten Freund derſelben dem Tode zuzuführen, und meine Krone mit den Kerkern der Inquiſition zu tauſchen. Ein Loos, das wahrlich ſo beneidenswerth nicht iſt, und das der erſte beſte muthige Flandrer nicht für ſeinen Tod im Treffen gegen Philipp tauſchte.

Domingo (tritt ein.) Mein Prinz! es thut mir herzlich weh . . .

Karlos. Spart Euer Mitleid, Pater. Es iſt bey mir nicht angewandt. Es bringt Euch nicht allein keinen freundlichen Blick von mir zuwege, ſondern es ſetzt Euch in meinen Augen

auch herab. Scheint lieber, was Ihr seyd, der hämische Beförderer des Zwiespalts zwischen Sohn und Vater, zwischen Monarchen und Unterthanen. Verhehlt es nicht, daß Ihr und Eures gleichen die Kirche regieren, die Euch regieren sollte, und daß Ihr in die Herrschaft über diese Kirche zugleich die Welthändel der ganzen Christenheit mitzählt.

Domingo. Es war einst eine Zeit, mein Prinz, in welcher ich den heutigen Tag im Geiste vor Augen hatte. Meine Seele führte mir ihn vor's Gesicht, als ob ich Zukunft — diese Zukunft in mir hätte. Ich sah, daß der König Philipp ungerecht an seinem Sohne handelte; ich wollte diesem durch Winke zeigen, daß die Macht in seinen Händen stände, diesen Philipp seinen ersten Freund zu nennen; er selbst die Ursache wäre, daß er ihn nicht mit Wärme an seinen Busen drückte, nicht Sohn ihn nennte, und die Monarchien ihm versicherte. Ich ward zurückgestoßen, und mein Rath verworfen.

Karlos. Meynt Ihr den Rath, den Ihr mir gabt, ein unerhörtes Laster meiner Seele aufzubürden?

Domingo. Wie man es nimmt, mein Prinz. Wer Schwächen, die von dem Menſchen unzertrennlich ſind, und die der Kirche Macht in einem Augenblick verſöhnen kann, wer dieſe Laſter nennt, der kann durch einen ſolchen falſchen Ausdruck ſich leicht zum Böſewicht und zum Verbrecher ſelbſt verdammen. Damals war mein Rath zu nutzen; hätten Sie ihn ausgeführt, mich zum Mittelsmann genommen, ſo wären Sohn und Vater ausgeſöhnt, und Sohn und Mutter befriedigt, wären durch der Kirche Segen glücklich.

Karlos. Wohl mir, daß ich des Segens nicht bedurfte! wohl mir, daß mein Gewiſſen Eurer Abläſſe nicht bedarf! Ich glaube, daß es Euch etwas Seltnes iſt, daß einer vor Euch tritt, um ſo mit Euch zu reden. Ihr haltet alle Nacken Spaniens gegen Euch gebogen. Ich werde aufrecht ſtehn und ſterben.

Domingo. Und Ew. königliche Hoheit ſind hierauf ſchon ſo ganz gefaßt? So ſchnell, mein Prinz, hätte ich den Muth bey Ihnen nicht gedenken geglaubt. Wahr iſt's, daß Ihre Sache ihr verzweifelt ſteht; daß jeder Andre, als Do-

mingo, den Vorsatz aufgeben würde, mit Ihnen etwas zu versuchen.

Karlos. Mit mir versuchen? Mäßigt Euch doch, Pater. Um mit mir etwas zu versuchen, müßt Ihr wohl erst wissen, ob ich mit Euch auch etwas zu versuchen geneigt bin. Und dazu hat es, beym Himmel! nicht den Anschein.

Domingo. Es macht dem Prinzen Ehre, daß der Stolz seines Bluts auch im Unglück sich nicht verliert. Doch, wenn Sie mir vergönnen wollen, zu sagen, daß Sie ohne Hülfe aus diesem Kerker nie sich befreyen können, so müssen Sie die Nothwendigkeit zugeben, daß Andre hier ins Spiel sich mengen. Die Andern, Prinz, sind nicht genommen, wie man will. Man muß sie nehmen, wie man sie erhält, und wie die Macht, welche die alleinige wirkende ist, sie uns zusendet. Der Kardinal ist nicht auf Ihrer Seite.

Karlos. Sie also wohl? Da hab' ich immer einen wackern Freund, der meinen alten Herzensbruder mir aus dem Wege räumt, um sich in seine Rechte zu begeben. — Ihr wolltet mir vielleicht die Zeit vertreiben, Pater, weil Ihr zum voraus sahet, daß diese Legenden Eurer Heiligen für

mir nicht tödten würden. Wenn das ist, so bleibt immer noch ein wenig.

Domingo. Verzeihen Ew. Hoheit. Mein Besuch ist ernstlicher, als Sie sich's denken. Vielleicht der letzte, in welchem ich mit Ihnen offenherzig reden darf. Die Waage steht itzt zwischen Sohn und Vater mitten inne. Nur Einer kann mit ihr steigen, der Andere fällt. Die Zeiten, wo wir Beide gleich erhalten konnten, sind vorüber. Noch einmal; es ist dem Kardinal gewiß nicht nur gleichgültig, ob Sie sinken, sondern es ist ihm willkommen. Er hat Sie auch bereits aufgegeben, und will, daß Sie verderben. Ich bin nicht so entschlossen. Ich liebe Sie — mehr noch, als Ihren Vater Philipp. Ich läugne es nicht, ich wanke, wer von Ihnen Beiden den Vorzug erhalten soll, und ich neige mich auf Ihre Seite. Was hab' ich für Verbindlichkeiten gegen Philipp?

Karlos. Ich bitte Euch, Domingo, haltet inne. Es ist entsetzlich anzuhören, daß Ihr den verläugnet, dem Ihr Alles zu danken habt. Ihr müßt nur eine Skizze von einem Gedächtniß haben, oder gar keins.

Domingo. Gott Lob! mein Prinz, wir sind noch bey der vollesten Erinnerungskraft. Wir wissen alles, was Ihr Vater an uns that, und nochmals wiederhole ich: Er that nichts.

Karlos. Bey Gott! wenn er nichts that, so muß er auch nichts seyn! —

Domingo. Für uns nichts. Für die Kirche konnte er nichts thun, so wenig als er wider sie etwas vermogte. Er kann kein Haar uns krümmen, so wenig, Prinz, als Sie sich aus den Ketzern der Inquisition befreyen können, wenn wir es nicht wollen.

Karlos. Da hat man mir ein falsches Bild von Spaniens Monarchie gegeben. Man sagte mir, sie wäre unumschränkt. Der König sey der erste Herrscher, und die Inquisition stehe unter ihm.

Domingo. So sagt die ganze Welt. So muß die ganze Welt auch sagen, und auch glauben, und Philipp selbst. Es giebt nur einen Fall, in dem sich dieser Glaube und diese Sage widerlegen läßt, und das ist der, wenn ein so heller Kopf wie Sie, mein Prinz, durch unsern Schleyer schaut. Sie werden mir nicht läugnen, Karlos, daß Ihr königlicher Vater genießt, und

im Genießen ſich ſo ſelig dünkt, als wenn er herrſchte. Was will man mehr, als voll und ohne Einſchränkung genießen? Hätten wir dieſen großen Grundſatz Ihnen einprägen können, hätte Fürſt Gonzago, mit ſeines Ketzers hellen Augen ſo bekannt, in Ihrem Herzen nicht mehr Eindruck gefunden, als wir mit unſrer ganz gewöhnlichen Philoſophie, die Könige genießen lehrt; Sie hätten keins der Uebel, die von unſrer Hand Sie ſchon ſo häufig drückten, geſchmeckt — Sie hätten bey ſo viel tauſend Freunden keine Feinde, deren Zahl zwar kleiner iſt, doch deſto mächtiger ihr Wirkungskreis.

Karlos. Sie ſind ja zum Bewundern offenherzig, Pater. Sie entdecken mir, glaub' ich, die Schurkenſtreiche, die das Unangenehme meiner Tage über mich brachten?

Domingo. Nennen Sie das, wie Sie mögen; wir nennen's Politik für unſre Herrſchaft, die wir nicht verlieren wollen. Zutrauen Philipps zu Dom Karlos wäre der Tod unſers Regiments geweſen, alſo legten wir unüberſteigliche Hinderniſſe dazwiſchen. Mißtrauen Zweyer iſt des Dritten Veſte, und hält ihn aufrecht. Alba's Haß iſt gleichfalls unſer Werk; und wie weit

wir gehen, um auf unsern Wegen nichts zu dulden, was uns gefährlich werden könnte, sahen Sie am Beyspiel Ihres Markis Posa.

Karlos. Das hab' ich — bey der ewigen Gerechtigkeit! das hab' ich, und das wußt' ich, daß ich seinen Tod den Priestern danken müßte. Aber, daß man mir so hämisch selbst einst ins Gesicht dieses verkündigen würde, hab' ich nicht geglaubt, und habe fest dafür gehalten, selbst dem Tode nahe, sey man königlichem Blute, das nie mit Lastern sich befleckte, Ehrfurcht schuldig.

Domingo. Prinz! Sie gehn zu weit. Es ist nicht Mangel an gehöriger Ehrfurcht, die das alles mir aus dem Munde lockt. Es ist ein reifer durchgedachter Plan, Sie noch glücklich zu machen; und damit Sie diesen nicht verwerfen, war es nöthig, erst mit Ihrem Unglück Sie vertraut zu machen.

Karlos. Ich zittre für den Plan zu meinem Glück, wenn er so vorbereitet werden muß. Sonst pflegt man gern und eifrig seine Bahn zur Seligkeit zu gehen. Von mir versprecht Ihr Euch also wenig Eifer; und fast glaube ich, Pater, Ihr habt Recht; denn das Verheißen mei-

nes Glücks aus Eurem Munde klingt verdächtig.

Domingo. Wenn, Prinz, bey Ihrer Denkungsart, und bey der Liebe des Volks für Sie, und bey dem Hasse, den Sie in Ihrem Herzen gegen das geistliche Regiment nähren, Sie die Scepter und die Kronen von Ihres Vaters Monarchie erhalten, so geb' ich zu, Sie hätten vielleicht ein beneidenswerthes Gebäude ihrer Größe aufgeführt. Wir aber wären gesunken. Unumschränkter Monarch, wie Sie sich's denken, können Sie also nimmer werden. Der Monarch, wie Philipp es ist, steht noch in Ihrer Hand. Nothwendig war es aber, uns Gewißheit zu geben, daß durch Sie wir nicht fallen sollten. Wie konnten wir zu dieser kommen, wenn Sie Flandern betraten? Dann wäre Spaniens Boden schwerlich anders von Ihnen betretrn worden . . .

Karlos. Ich will Euch helfen, Pater, — als mit einem Heere, das den unsinnigen Usurpationen der Kirche Einhalt gethan; das freye Menschen aus der Sklaverey derselben in ihre natürlichen Rechte zurückgebracht, und aller Gewissen Frieden hergestellt hätte. Das wäre meine Erscheinung

in dem Lande gewesen, wo der Geist der Sanftmuth die Tyrannenfackel schwingt.

Domingo. Und das gerade war es, Prinz, was wir nicht wollten, nicht wünschten und nicht wünschen konnten. Wir ließen Sie, so lange Sie in unsrer Schlinge flatterten. Des Königs Tod, und wäre er bereits erfolgt, hätte uns in nichts erschüttern können, hätte Ihnen nichts gegen uns geholfen, hätte Sie um keinen Schritt der größeren Gewalt genähert, als Ihren Vater Phlipp. Um, dem Sterben nahe, und aufs Sterben so gefaßt, die Liebe zum Leben Ihnen zu erhalten, oder wieder zu erwecken, muß ich mit allen Seiten unsrer Macht Sie vertraut machen. Je nach dem Sie sich, wenn Sie nun Spaniens Thron bestiegen, benommen hätten, je nach dem war Ihres Schicksals Lauf. Wir müssen doch wohl durch den oben wirken, weil wir der Menschen Ziel bestimmen? Wenn sich Ihr Geist tumultuarisch wider uns gesetzt, wenn wir bey längerer Zögerung den Sturz von unsrer Macht gesehen hätten, so hätte Sie ein schneller Tod aus der Zahl der Lebendigen entrückt. Wenn Sie der Vorsicht nachgegangen wären, wenn Sie sich nach und nach die Rechte, die wir hatten,

angemaßt hätten, so hätten wir Sie einige Schritte gehen lassen, und der Zerstörer der Maschine wäre Ihnen schleichend in jedem Gedanken nachgefolgt. Wären Sie glücklich genug gewesen, einer Sinnesänderung Gehör zu geben, so hätten Sie geherrscht, so lange die Natur Ihr Lebensziel gesteckt, doch immer unter unsern Fittigen. Sie müssen hieraus schließen, was wir sind, und was Spaniens Monarch ist.

Karlos. Leider! eine Kreatur, die Eurer Gnade lebt.

Domingo. Nun, denk' ich, Prinz, ist es doch immer besser, unsrer Gnade zu leben, als gar nicht leben. Der Kardinal zwar hält des Thronfolgers Tod für das einzige Mittel, uns zu retten. Er spricht: „Wenn Karlos lebt, ist unser Glaube „todt." Ich halte Sie, mein Prinz, für weit aussehender. Ich denke, Ihre Vernunft wird Ihnen sagen, daß, wo man nicht allein auszuführen vermag, man mit Andrer Hülfe ausführen soll. Hätten Sie den ersten Vorschlag angenommen, so hätten Sie mit der Versicherung der Rechte, welche die Kirche einmal hat, uns ganz zufrieden gestellt. Da Sie das nicht gethan, so will der Kardinal weiter von nichts wissen. Ich

hab' es itzt allein mit Ihnen zu thun, und nur ich bin es, der Sie retten kann. Verſprechen Sie des Inquiſitors Stelle mir, und geben Sie mir Ihr Königliches Wort und Siegel, Alles beym Alten zu laſſen, ſo helf' ich Ihnen aus dem Kerker und zum Thron.

Karlos. Und opfert meinen Vater, der Euch liebt — und Euch bisher belohnt hat?

Domingo. Belohnt? Ich wüßte nicht womit? Der Beichtiger des Königs iſt der Mann, den nichts belohnen kann. Er häufe ſeine Schätze auf mich, daß ich unter ihrer Schwere erliege, und er hat noch nicht eine der ſchweren Stunden aufgewogen, die ich ihm von der Seele trieb.

Karlos. Ich ſtaune immer mehr. Bey Gott! Ihr könnt Recht haben. Seht, ich fühlte nichts noch von der Art, drum hielt ich auch noch nie meinen Beichtiger für einen ſo wichtigen Mann.

Domingo. Und Philipp hat mir mehr zu danken, als das. Ich ſchaffte ſeinen Leidenſchaften Befriedigung.

Karlos. Auch wieder wahr. Ihr habt Philipps Hauptepochen bereitet. Seine Siege ſind Euer Werk.

Domingo. Keinen Spott darüber, Prinz. Dom Philipp hat sein Leben recht genossen. In Fülle hat er jeden Reiz desselben geschmeckt. In Fülle hat er aus dem Becher jeder Wollust getrunken. Er wird nun stumpf. Wie lange noch, so wird sein Leben ihm eine Last? Von Last, mein Prinz, muß man jeden Menschen befreyen. Treten Sie an seinen Platz. Seyn Sie der Kirche Freund.

Karlos. Der bin ich, Pater; aber nur der Kirche, die Gott fürchtet, und seine Monarchen ehrt. Ich habe Euch lange zugehört. Zum Staatsmann seyd Ihr wie geboren. Der Stand, den Ihr ergriffen, macht Euch aber unglücklich. Seht, Pater, ich will einmal mit Euch tauschen. Ich will der Rez[illegible]rer Seele seyn. Ich will dem Laster, das Ihr ausüben wollt, zu Eurem Besten mich entgegenstellen. Ueberlaßt dem Kardinal die Sünde, einen Königssohn auf seiner Seele in die Ewigkeit mitzunehmen. Euch befrey' ich von dem Königsmorde. Damit Ihr aber auch seht, daß ich nicht ganz uneigennützig dabey zu Werke gehe, so wißt, daß ich dem Mörder meines Vaters meinen Mord auch zutraue; und daß, wenn einmal ich gemordet werden muß, — und

nach dem, was Ihr mir gesagt, muß über kurz oder lang das doch geschehen, — ich lieber rein aus dieser Welt scheiden will. Es muß sich übel herrschen, wenn man weiß, daß in den heiligsten der Unterthanen Mordsucht und Macht zum Morden liegt. Es muß sich übel sterben, wenn Mord zum Herrscher uns gemacht hat. Ich trage itzt ein Gefühl in mir, welches mir den Tod willkommen heißt, besonders da Ihr mir den Spiegel des Schicksals der spanischen Monarchen vorgehalten. Bemüht Euch weiter nicht, mich zu überreden, denn ich halte Eure Ueberredung selbst für Schelmerey.

Domingo. So! Nun da muß ich mich zu den Aufträgen des Kardinals wenden. Er läßt Ew. Hoheit bitten, sich die Lehren Ihrer Jugendjahre ein wenig ins Gedächtniß zurückzurufen. Er hält es für nothwendig, Sie dem Volke, dessen Repräsentanten Ihrem öffentlichen Bekenntnisse beywohnen sollen, als einen Christen darzustellen; weil sich Gerüchte von Ihnen verbreitet haben, als ob Sie der reinen Lehre nicht ganz treu geblieben wären. Er bittet Sie um alles, was Ihnen lieb ist, um Ihrer künftigen Hoffnungen, Ihrer Reiche, ja, um Ihres Lebens willen, bey diesem

Bekenntniß nichts zu äußern, was dem Volke den geringsten Anstoß geben könnte.

Karlos. Der Kardinal bittet mich um etwas willen, was mir Domingo lange abgesprochen. Der Kardinal weiß zwar von allem dem nichts, was Ihr vorher mit mir gesprochen.

Domingo. Auch ich weiß von dem allen nichts mehr, Prinz, und werde davon niemals etwas wissen. Sie können auch versichert seyn, daß, wenn der Kardinal durch Ihren Mund erfahren sollte, daß das unter uns vorgefallen . . .

Karlos. So wird er mir's nicht glauben, weil Ihr Euch unter einander am meisten traut.

Domingo. Vielleicht gerade das am wenigsten. Er wird es wahrscheinlich glauben; würde schwören, daß es wahr sey: nie aber wird er sich entschließen können, das zu gestehen. Gelegentlich hör' ich's selbst wohl einmal aus seinem Munde; er hält mir die Unvorsichtigkeit meiner Handlungen zuweilen vor, und warnt mich, mich nicht zu verstricken.

Karlos. Vortreflich! Man kann ſich kein beßres Leben wünſchen, als der Kirche Oberhäupter führen.

Domingo. Und was ſoll ich dem Kardinal berichten?

Karlos. Daß, weil ich einmal ſeinen Händen nicht entrinnen könne, ich alles mir gefallen laſſe, was er über mich beſchließt. Ich werde mich auf alles vorbereiten, was in der heiligen Verſammlung er mich fragen könnte. Vergeßt nicht ihm zu ſagen, daß ich mein Gewiſſen mit mir brächte; daß ich, da ich mit dieſem reinen Begleiter aus der Welt zu gehen hoffte, ich keine ſeiner Fragen anders, als mit voller Ueberzeugung, beantworten würde. Mit dieſer Erklärung, hoffe ich, werdet Ihr ihm viele Freude machen.

Domingo. Ich gehe, Ew. Hoheit, und noch einmal ſag' ich mich von allem Antheil an Ihrem Untergange los. Zweymal that ich mein Möglichſtes, um Sie zu retten.

Karlos. Ihr thatet das. Ich ſagt' Euch gern, geht mit Gott; allein, wer Ehebruch und Mord beſchützt, kann keinen Theil an dieſem haben.

haben. Wenn ich in dieſem Kerker nicht Allen gehorchen muß, ſo bitt' ich Euch recht ſehr, entfernt Euch nun.

(Der Pater geht ſchweigend ab)

O Vater! hätten Sie das angehört! Wenn doch Monarchen nur ein wenig allwiſſend wären, um die Heuchler wenigſtens entlarven zu können, die in ihrer Nähe ſich befinden. Nein, ehe ich meine Freyheit durch ein Laſter, ehe ich ſie mir durch Heucheley erkaufen ſoll, entſage ich ihr lieber. Was kann mein Vater von der Zukunft zu erwarten haben? Er, den die Seelen von einer halben Million, die er durch Krieg und Tyranney hingeopfert, dort empfangen werden, und von ihm Rechenſchaft für verlorne Jahre, für verlorne Seligkeiten fordern? Weiß ich denn, was mir bevorgeſtanden hätte, wenn ich das Reich erhalten? Weiß ich denn, ob, daß ich's nicht erhalte, nicht zu meinem Beſten iſt? Sey ruhig, Karlos! Siehe ruhig Deiner letzten Stunde entgegen. Die Vorſehung verlangte von Dir große Opfer; gieb ſie ihr ohne Murren! War nicht Eliſabeth das erſte — größte? Haſt Du nicht oft das Königreich gern um ſie geben wollen, und hätte es Dir das erſetzt, was man in ihr Dir

nahm? Nein, dieſes nicht verachten, nachdem man jenes entbehren gelernt, das wäre ſchändlich. Und vielleicht mach' ich ihr Leben fernerhin, durch meinen Tod, noch glücklich. Dann iſt's Verdienſt zu ſterben.

Spaniens Gränze.

Gasthaus am Wege.

Henriko. Zwey Reisende.

Henriko.

Auf Spaniens Boden also schon. Im Lande, wo, o Gott! Dein Rächerarm zu ruhen scheint. Ist mir doch eine ganz eigene Empfindung in der Seele. Es ist so düster um mich, als ob ich schon mein Grab betreten hätte. Es ist, als ob des Lebens Faden schon durchschnitten wäre. Stärke Du mich, Ewiger!

Erster Reisender. Signor Henriko! lassen Sie die Grillen fahren. So, wie wir Sie auf dieser Reise kennen lernen, sind Sie ein biederer Mann. Man wird Sie sicher nicht verkennen.

Henriko (zum zweyten Reisenden.) Nicht wahr, mein Herr, Sie denken anders?

Zweyter Reisender. Ich denke anders. Mein Gefährte kennt diese Inquisition noch nicht in ihrem Innersten, wie ich sie kenne. Man hat sich zu viel Mühe um Sie gegeben, als daß man Sie um nichts und wieder nichts nach Spanien führen sollte. Die Herren haben andre Wege noch, als so kostspielige Reisen unternehmen zu lassen. Und wenn man ganz gerechte Sache hatte, so konnte man Sie ja nur reklamiren. Ich wünschte, Signor Henriko, daß Pflichten gegen Weib und Kind mich an Spanien nicht bänden, ich wollte sehn, ob Ihnen nicht zu helfen wäre. So aber weiß das heilige Gericht schon immer solche Leute sich zu wählen, die ihnen nicht entgehen können, die etwas an sie kettet. Auch, glauben Sie mir, ist's in solchen Fällen nicht leicht, sie zu hintergehen, weil sie allenthalben Spione haben, die man nie unterscheiden kann, die sie besolden, um auf die zu lauern, die sie senden. Sie glauben nicht, durch welche Art von Kette das im ganzen Königreich und bis ins Ausland fortschleicht, wie sie durch geheime Zeichen einen jeden so genau zu beschreiben wissen, daß er nicht zu verkennen ist.

Henriko. Ich kenne alle dieſe Wege. Man braucht nur Tage in Madrid zu ſeyn, um das zu wiſſen, und ich war Jahre dort, und hatte mich bey manchen dieſer Herren anfangs gar in Gunſt geſetzt, bis man zu zweifeln anfing, ob ich auch ein ächter Katholik ſey.

Erſter Reiſender. O weh! dann iſt es freylich ſchlimm; denn daran ſollen dieſe Herren nicht eher bey jemand zweifeln, als bis ihnen ſeine Perſon zuwider iſt, bis ſie ihn ſich zu helle glauben, und entfernt ihn wünſchen.

Henriko. Still davon! Was kümmert man ſich zum voraus? Wir wollen warten, bis wir in Madrid ſind. Aendern läßt ſich in der Sache nichts. Wozu uns noch ſchlimmere Träume machen, als die Sache ſelbſt iſt? Aber darf ich wohl die Bitte an Sie wagen, daß Sie mich hier einige Stunden ruhen laſſen? Dann will ich noch einmal aus Spaniens ängſtlicher Luft jene freyeren Gegenden überſchauen — den letzten Tropfen irdiſcher Freuden leeren, und in das Düſter mei-

nes Schicksals verhüllt, den Weg zum Tode weiter gehen.

Zweyter Reisender. Und wenn Sie hier zwey Tage weilen wollen, es hängt von Ihnen ab. Ich wünschte es auf Jahre Ihnen zugestehen zu können.

Französisches Dorf.

Nicht weit von der spanischen Gränze.

Ritter Walter. Flasko Veloro.

Walter.

So eben hör' ich, haben sie den Ort verlassen. Das ist entsetzlich!

Flasko (für sich.) Das ist sehr gut. Denn der Patron, so schwer er sich mir entdecken zu wollen scheint, hat sicher nichts Gutes im Sinn, und ich will mich nun von ihm trennen. (laut) Da ich itzt seitwärts reise, Ritter Walter, und Ihr Geschäfte an den Gränzen Spaniens sich endet, so will ich Abschied nehmen.

Walter. Reisen Sie glücklich — glücklicher als ich. Ich danke Ihnen für geleistete Gesellschaft.

Flasko. Wenn ich von ungefähr die Herren, besonders den Signor Henriko etwa treffen sollte, soll ich ihnen etwas melden? Wollen Sie mir

etwa Briefe geben? da ich in einem Vierteljahre auch Madrid besuche.

Walter. Ich hoffe dann dorther schon Nachrichten zu haben. Leben Sie vergnügt und wohl.

Flasko. Auch Sie, Herr Ritter.

(Er geht ab.)

Walter. Gott Lob! ich bin ihn los. Wenn ich mich in ihm geirrt habe, so hab' ich mich ihm doch nicht ganz entdeckt. Immer aber unvorsichtig genug, daß ich ihn damit bekannt gemacht habe, daß ich ein Anliegen hätte, welches die Hermandad beträfe. Indessen — er ist ja nun fort. Was thu' ich? Reise ich zurück, ohne meinen Freund, meinen Wohlthäter gesehen, und einen Schritt zu seiner Rettung gethan zu haben? Oder brech' ich das Gelübde, das ich that, nicht Spaniens Gränzen zu betreten, das Versprechen, welches ich dem Vater gab? Hier ist die Wahl wahrhaftig schwer. Beides ist Verbrechen. Doch wie? Sie wäre schwer die Wahl? Was hätt' ich denn zu fürchten? Hab' ich nicht Pässe, die für alles mich bewahren, und soll ich, da sie erst vor wenig Stunden von hier weg sind, ihnen nicht folgen? Ja, ich will nach. Es kann nicht anders

seyn. Ihr nächstes Nachtquartier will ich erreichen. Treffe ich sie da nicht mehr, so will ich's als ein Zeichen des Himmels nehmen, daß mein Werk ihm zuwider ist. Treff' ich sie da, so sehe und spreche ich wenigstens meinen Freund, und höre, was er hofft, und horche, wie, wenn er itzt nicht zu retten ist, ihm auf eine andre Art geholfen werden kann.

Mein Vater! murre nicht über Deinen Sohn. Er kann der Freundschaft Trieben nicht entsagen. Es zieht mich unaufhaltsam ihm nach. Ich würde es mir nie vergeben, wenn ich dem innern Drange widerstehen könnte.

Wald zwischen der französischen und spanischen Gränze.

Dichtes Gebüsch.

Flasko Velore.

Ich will hier noch ein Weilchen warten. Hat er den Weg genommen, so muß er hier vorbey, so weiß ich doch gewiß, daß er mich hintergangen

hat, und kann gleich drauf rechnen, daß es ein Kund für mich ist. Die Herren aber, die Signor Henriko führen, will ich nicht warnen. Sie mögten sich sonst vorsehn, und den Dank statt meiner, wie sie oft gethan haben, erschnappen. Zu häufig bin ich damit angeführt worden. Die Zeit ist nun gekommen, wo ich einmal im Trüben fischen will, und sollten selbst die Herren jener Zunft darüber scheele Mienen machen.

Nämlicher Ort.

Landstraße.

Ritter Walter. Peter,
der Bediente des Henriko. Beide in einem Reisewagen.

Peter.

Hier geht die spanische Gränze an, Herr Ritter. Noch ist's Zeit, umzukehren. Noch rathe ich dazu. Ich sage Ihnen, daß sie auch nicht einen Buchstaben von Henriko's Schriften erhalten haben. Sie können ihn nichts überführen. Allein,

wenn zween Menschen sie verhören, die sich so zärtlich lieben, wie Sie, so sagt der Eine etwas, was dem Andern nützlich seyn soll, und ihm schädlich ist.

Walter. Laß mich, Peter. Du magst es herzlich gut meynen, aber Du hast keine Begriffe von dem Bande, was Freundschaft unter Menschen knüpft.

Peter. In unserm Stande fühlt sich das nicht so, wie in dem Ihrigen. Allein, das fühle ich doch, daß für Signor Henriko und für Sie ich wohl mein Leben wagen würde. Sie haben die Begleitung sogar zurückgelassen, mit welcher Sie Henriko zu erobern hofften, und die zu Ihrer eignen Beschützung auf spanischem Boden so nothwendig wäre. Nehmen Sie meinen Vorschlag an. Sie kehren hier um, ich wandre zu Fuße nach Madrid. Sie kennen meine Thätigkeit und meinen Fleiß im Forschen. Die Thüren der Santa Kasa sind nicht jedermann verschlossen, und Leute unsers Standes finden durch unsers Gleichen leichter Zutritt, als jeder Andre. Bey der geringsten bevorstehenden Gefahr geb' ich Ihnen Nachricht, und Sie erscheinen ingeheim. Sie

sollten lieber an der Gränze weilen, als mit mir gehn.

Walter. Guter Peter! Nur einmal sehen will ich ihn, dann nehm' ich Deinen Rath mit Freuden an. Dann gehst Du nach Madrid; ich bleibe an der Gränze, und sende meinem Vater die Nachricht, wo ich bin. Nur sehen muß ich ihn. Bey den vielen Beglaubigungen, die ich bey mir führe, kann mir niemand etwas anhaben — Ach! ich werde ihn nur einmal umarmen.

(Sie fahren fort.)

Dichtes voriges Gebüsch.

Flasko Veloro tritt hervor.

Sehr weit gefehlt, Herr Ritter. Die Hermandad ist über alle Beglaubigungen, nimmt keine an, und keine schützt, die gegen sie sich vergangen haben. Und ihren Händen eines ihrer Opfer entreißen wollen, ist eins der größten Verbrechen. Dem Himmel sey's gedankt, daß endlich ich einmal

den Weg gefunden, mir Verbindlichkeiten zu verſchaffen, damit doch auch des ſpaniſchen Goldes etwas in meine Hände kömmt! Lange genug hab' ich den Schleicher unbelohnt gemacht. Nun ihnen nach und das Projekt der Rückkehr abgeſchnitten.

(ab.)

Sachſen.

Wittenberg.

Zimmer der Fürſtin Gonzago.

Die Fürſtin allein. Sie ſiegelt einige Briefe.

Lange hat mein Herz gekämpft! Lange war's unentſchieden in meiner Seele, ob der Schritt ſo oder ſo gemacht werden ſollte. Itzt glaub' ich am beſten entſchieden zu haben. Man kann nur meinen Mann verdammen. Nur ihm kann man nicht wohlwollen. Auf mich und meine Kinder wird der Groll nicht fallen, den der Kardinal im Buſen trägt. Ich habe mich vor ihm gedemüthigt, ob ich gleich unſchuldig bin. Ich habe mich mit angeklagt, obgleich ich keine Schuld an allen dieſen Schritten habe. Iſt's Sünde, ſeinem Gatten zu folgen? Unrecht, ſeinem geraubten Kinde nachzureiſen, um es aus der Räuber gottloſen Klauen zu erretten?

O mein Johann! Mein Sohn! Ich weiß, Du bist in Deinem Glauben fest. Ich habe Dich geprüft. Ich bringe Dich dem Könige, als einen seiner guten Unterthanen. Du wirst den Spaniern keine Schande machen. Ich gebe meinen Kindern einen Bruder wieder, den sie verloren.

Erhöre mein Gebet, Allmächtiger! Erhöre meine Bitte an den Kardinal! Lenkt, all' Ihr Heiligen, das Herz des Mannes, der oft unversöhnlich ist, doch dießmal zur Versöhnung!

Oft unversöhnlich! Wie kam der Gedanke in meinen Sinn, den Unverletzlichen, den immer Heiligen so zu nennen? Hat nicht des Waldbewohners Lehre schon Wurzel gefaßt? Bringt sie mich nicht schon auf den Abweg, für welchem man uns warnt, wenn wir mit Ketzern uns nur entfernt abgeben? Hat je ein einziger Gedanke, als ob das, was der Mann thäte, Unrecht sey, bey mir Wurzel gefaßt, als bis Henriko erschien, und meinen Gatten mit dem Gift der Ketzerey bekannt machte? Dieser war's, der mir die ersten Zweifel gegen ihn beybrachte. Dieser war's,

der den Skorpion, als ob der Großinquisitor eben so ein schwacher Mensch sey, wie wir, in meine Seele legte, und mich zugleich zur Sünderin machte, da ich vorher mir keiner Schuld bewußt war.

Sie haben Recht, die Lehrer unsers Glaubens. Widerstehe man nur den ersten Zweifeln — verlache man nur trocken, die uns nach Vernunft, nach diesem schlüpfrigen Gefährten der Menschheit, beurtheilen wollen; bleibe man nur fest an dem, was sie, die heilige Kirche lehrt; halte man sich nur an den Buchstaben, den ihre Diener predigen, und keine Ketzerey wird haften. Wer einmal zweifelt, zweifelt immer. Wer einmal von dem festen Glauben an die Heiligkeit dieser Männer abgeht, dem kömmt ihr Leben freylich schwach und sündenvoll, wie das Leben eines jeden andern Menschen, vor. Und doch sind sie das nicht. Wenn er es wäre, wär' ich dann nicht eine schreckliche Verbrecherin gegen meinen Gatten? Wenn seinem Willen sich unterwerfen Sünde ist, so bin ich, und die Ruhe meiner Seele ist verloren. Weg mit dem Gedanken! Verdammte Ketzer weicht von mir.

Ihr

Ihr Geiſter der Zwietracht, die Ihr mich umſchwebt, verlaßt mich! Ja, mit Recht, mit Recht hab' ich in dieſen Briefen mich angeklagt. Verzeih' mir, heiliger Mann, und nimm Du meine Sünden von mir!

(ab.)

Spanien.

Voriges Gasthaus an der Gränze.

Henriko's Zimmer.

Henriko schläft. Die zwey Reisenden wecken ihn.

Erster Reisender.

Es ist ein fremder Ritter angekommen, Signor Henriko. Er nennt sich Ritter Walter.

Henriko. Ritter Walter! (er springt auf) Wo ist er? Wo? — Doch nein! Ich bitte, sagen Sie ihm, daß ich ihn unmöglich sprechen kann; daß jeder, den ich spreche, sicher in Gefahr kömmt. Ich kann es nicht begreifen, meine Herren, wie dieser Ritter Walter hieher kömmt. Wahrscheinlich hatten Sie auch Aufträge an ihn? Er ist gewiß in einer Begleitung, die Ihnen wohl bekannt seyn muß, hierher gekommen? Wie wär's sonst möglich, daß er etwas von mir und meinen Schicksalen wüßte? Sie hatten sich so

feſt in mein Zutrauen geſetzt; ich liebte Sie ſo innigherzlich ſchon; ich glaubte Menſchen aus Spanien zu ſehen. Leider! hab' ich mich geirrt.

Zweyter Reiſender. Sie werden ungerecht, Signor Henriko. Wir kennen dieſen Ritter Walter nicht, als daß wir ſeinen Namen nennen hörten. Das Räthſel aber will ich Ihnen löſen. Der Bediente, der nicht mit uns gehen wollen, und ſich ſogleich verloren hatte, iſt mit dem Ritter da.

Henriko. Vergeben Sie! ſo war mein Verdacht falſch. Rechnen Sie in der kritiſchen Lage, in welcher ich mich itzt befinde, mir das nicht ſo hoch an. Ich zitterte für meinen Freund — und — warum Ihnen es verhehlen? — ich zittre noch für ihn. Ich wollte, er wäre nicht auf Spaniens Grund und Boden gekommen. Er iſt ein Mann, der Muth mit Hitze verbindet, der für einen Freund viel wagen könnte, und dem dieß Wageſtück viel koſten mögte.

Ach Gott! was gäb' ich drum, wenn wir noch jenſeit der Gränze wären, wenn wir nur noch einen Schritt auf Frankreichs Boden hätten! Sie glauben nicht, wie Spaniens Erde ſchrecklich iſt — wie gefährlich ſie beſonders dieſem Freunde

werden kann. Ich dächte, ich spräche ihn nicht. Es giebt in Spanien der besoldeten Horcher so viele. Sie müssen ja selbst wissen, daß in den Diensten der heiligen Hermandad vielleicht die Mauern dieses Hauses sind. In einem Gespräch mit einem Freunde — der — kann ich Ihnen, meine Herren, trauen, — der mich zu retten kam, verlautet sicher Manches, was höchst unschuldig seyn kann, und was dennoch jene nicht wissen dürfen. Wenn man von Jugend auf die innersten Gesinnungen einander bekannt gemacht hat; wenn jeder Winkel seiner Herzen offen dagelegen; wenn über Dinge, die nur zwey so Unzertrennliche einander entdecken können, es zur Gewohnheit geworden ist, zu reden, und in der langen Jahre Reihe man keine Horcher zu fürchten hatte, so drängt, besonders in einer Stimmung, wie die, in welcher wir uns ißt befinden, vom Herzen sich manches Wort zum Munde — nein, lassen Sie uns nicht zusammen reden.

Erster Reisender. An der Gränze, Signor, ist's nicht wie in Madrid. Sie haben von uns die heiligste Versicherung, daß wir nicht den entferntesten Auftrag gegen diesen Ritter Walter haben. Noch mehr; wir sichern Ihnen es, daß

in Madrid man ihn nicht als einen gefährlichen Menſchen genannt; daß ſelbſt, als Freund von Ihnen betrachtet, er nicht in Erwägung gezogen worden.

Zweyter Reiſender. Und ſeine Bitten ſind ſo dringend; ſein Blick an uns war ſo ſprechend; ſeine Sehnſucht, Sie zu ſehen, ſo überredend, daß ich's ihm zuſagte. Ein Wort von Ihnen, ſprach er, würde Ruhe in ſeine zerrißne Seele gießen. Er ſagt, er habe Vater und Mutter, und ein Weib, welches ihn noch nicht lange Gatten nennt, verlaſſen, um ſeinem Freunde, ſeinem verlornen Freunde, nachzufliegen, und ein Wort des Troſtes von ihm zu erhaſchen.

Henriko. Das hat er, ja, beym Himmel, das hat er gethan, und was es ihn gekoſtet, läßt ſich denken. Nun gut dann! er ſoll ihn nicht umſonſt gereiſet ſeyn, den langen Weg. Kann ich gleich nur ein einziges Wort des Troſtes ihm geben, er ſoll es haben; es wird ſein Herz durchſchneiden — doch geben muß ich's ihm. Führen Sie ihn herauf.

Nämliches Gasthaus.

Zimmer des Wirths.

Flasko Veloro als Aufwärter gekleidet.

Der Wirth.

Flasko Veloro.

Sind wir nun allein?

Wirth. Ich sag' Ihm aber, daß ich keines Aufwärters bedarf. Ich habe Leute genug.

Flasko (zieht ein Papier aus seiner Tasche.) Im Namen der heiligen Hermandad gebiet' ich Ihm zu schweigen. Kennt Er dies Siegel?

Wirth (fällt auf die Knie.) Um aller Heiligen willen! Mein Herr, was hab' ich denn begangen? Wer hat in meinem Hause gefehlt? Herr! ich bin kein Verbrecher. Ich höre meine Messe täglich.

Flasko. Er beherbergt Ketzer.

Wirth. Ketzer! Nun, so mag mein Haus in lichtem Feuer stehen, und mögen mich der Plagen schrecklichste betreffen, wenn ich das weiß. Ich habe nie mit den Verdammten Umgang

gepflogen. Ich wüßte gar nicht, wie ein Ketzer aussähe, wenn nicht beym letzten Auto da Fee, wo ihrer zehn gebraten wurden, ich gesehen, daß es Menschen sind, wie wir. Ich wallfahrtete darum nach Madrid, und glaubte meine Sünden auf Zeitlebens dadurch abzubüßen. Ach! Herr, Mitleiden! ich bin ein geschlagener Mann. Wo wären denn die Ketzer bey mir gewesen?

Flasko. Die eben angekommenen Fremden sind's.

Wirth (springt rasch auf.) Ich will sie gleich hinauswerfen. Keine Minute sollen sie mehr unter meinem Dache seyn. Mißhandeln will ich sie . . .

Flasko. Wenn Sein Leben Ihm lieb ist, so unternehm' Er nichts von dem. Entwischen mir die Ketzer, so wird Er statt ihrer gebraten.

Wirth. Ich! Ich! O heiliger Thomas! steh' mir bey! O heiliger Jakob! hilf mir doch! Was kann, was soll ich thun?

Flasko. Er ruft gleich alle Seine Leute her, doch ohne ihnen zu sagen, warum?

(Der Wirth geht ab, und kömmt bald mit seinem Gefolge wieder. Flasko zeigt ihnen das Siegel.)

Seht hier, das Siegel der heiligen Hermandad. Fallt Alle nieder. (Alle fallen nieder) Im Namen dieses heiligen Gerichts befehle ich Euch, keinem Menschen zu sagen, wer ich bin; mich als Eures gleichen zu betrachten, gerade so mit mir umzugehen, und kein Wort zu sagen, daß ich Euch das befohlen habe. Wer dawider handelt, ist in dem Bann. Itzt gehet! (Alle bis auf den Wirth gehen ab.) Er führt mich itzt an einen Ort, wo ich der Fremden Thun und Lassen beobachten kann, ohne von ihnen bemerkt zu werden; und hat Er das gethan, so holt er Häscher, die auf meinen Wink bereit seyn müssen.

Wirth. Ach, herzlich gern! alles, was Sie wollen; alles, was die Hermandad befiehlt.

(ab.)

Henriko's Zimmer.

Henriko. Ritter Walter.
Hernach Flasko Veloro.

Henriko.

Keinen andern Troſt — kein anderes Mittel giebt's zu Ihrer Beruhigung, als: jenſeit ſehen wir uns wieder! Dort wollen wir die Leiden unſrer Tage vergeſſen, und die Freuden erwarten.

Walter. Das wäre alles, was Sie mir zu ſagen hätten, Henriko? Alles, was ich mit nach Deutſchland nehmen, und Sie, das Opfer für uns Alle, vergeſſen ſoll? Nein, Henriko, ehe mag das ganze Geheimniß an den Tag kommen, ehe gehe ich mit Ihnen nach Madrid, und zeige mich als den, der ich wirklich bin. Sie wiſſen, welche Rechte mit meinem Stande verbunden ſind, beſonders, wenn mein Vater die ſeinigen mir abtritt. Sie wiſſen nicht, wenn meines gleichen zuſammenhalten, was ſie wirken können.

Vor ihrer gesammten Macht erzittert selbst das hohe Tribunal.

Henriko. Wenn Sie hoffen könnten, diese gesammte Macht je zu vereinigen, Sie hätten Recht. Doch Sie vergessen, daß Ihr Vater sich schon lange aus diesem Zirkel entfernt hat; daß er von allen seines gleichen gehaßt wurde; daß das Tribunal gewisse Leute zwar fürchtet, daß aber diese Leute das Tribunal auch fürchten, und eines Fremden wegen, sich nicht mit ihm entzweyen werden. Was helfen alle diese Worte, guter Walter? Ich danke Dir für Deine Freundschaft; helfen kann sie mir aber nicht. Ich bitte Dich, kehre zurück zu Deinem Weibe. Die Verlaßne wird in Gram vergehen. Tröste Deinen Vater, bekehre Deine Mutter, und fliehe Spaniens fromme Pestluft. Geh, Walter, ich bin keine Minute ruhig, die Du hier verlebst. Sey meinetwegen unbesorgt. Man kann nichts weiter, als mich tödten. Und sterben muß ich, und wir alle.

Walter. Ach! stürbest Du auf Deinem Lager — keine Thräne wollte ich vergießen: ich wollte sagen: Schlummre sanft hinüber, und bahne mir den Weg. Doch der Tod, den Du

ſterben wirſt, um meinetwillen ſterben — das trag' ich nicht.

Henriko. Und willſt ihn alſo mit mir ſterben? Willſt Vater, Weib und Mutter dort weit ſchrecklicher ſterben laſſen? Höre mich, Walter: Wenn Du zauderſt, Dich zurückzuziehen, ſo wird es bald zu ſpät ſeyn. Der Spione ſind in Spanien faſt ſo viel, als der Menſchen. Wenn man Dich mit mir ſieht, ſo wähnt man ſchon, Du ſeyſt mit mir im Verſtändniß. Mit einem Gefangenen der heiligen Inquiſition ſoll niemand reden. Du biſt verloren, ſo bald man hier erfährt, daß ich ein ſolcher bin Und glaubſt Du nicht, daß Vater, Weib und Mutter, wenn ſie Dich in Madrid gefangen wiſſen, eilen werden, Dich zu retten? Und dann, mein guter Ritter, dann, Prinz Johann! bedenken Sie — wenn ſie in Madrid . . . Wenn Ihnen bey den Gedanken ſchon die Haare nicht zu Berge ſtehen, ſo hab' ich Sie verkannt. Mir öffnet ſich ein Schlund, in dem ſie Alle untergehen.

Walter. Es iſt entſetzlich — und es iſt wahr. Ich ſehe keinen Weg hier durch zu kommen, als einen.

Henriko. Ich keinen. Schnell also, welcher ist's?

Walter. Sie sagen, die beiden Abgesandten, die man nach Ihnen geschickt, sind gute Menschen, und gute Menschen können unsern Untergang unmöglich wollen. Ich werde sie um Ihre Freyheit bitten . . .

Henriko. So sind an unsrer Stelle sie Gefangne der Inquisition . . .

Walter. Sie müssen mit uns Spanien verlassen . . .

Henriko. Und ihrem Vermögen dann entsagen — Die Hermandad pflegt zu den wichtigsten Aufträgen Leute zu wählen, die etwas zu verlieren haben —

Walter. Wenn's daran liegt, Henriko, o so freuen Sie sich mit mir. Der alte Wibert hatte einen Schatz von großem Werth, den er in seiner letzten Stunde erst entdeckte. Er ist groß genug, um einige der Granden Spaniens auszukaufen. Ich ersetze Ihren Begleitern alles, was sie dort verlieren. — Nun?

Henriko. Es ist ein Stral von Hoffnung in mir aufgegangen. Ich müßte mich sehr irren, oder diese Menschen tauschen gern die spanische

Luſt, wenn ſie ſie ſicher tauſchen können. Doch will ich erſt ſie prüfen.

Flasko (tritt als Aufwärter gekleidet ein, bey ſeinem Anblick fährt der Prinz Johann zuſammen.) Ich ſoll im Namen meines Herrn Acht geben, wenn Sie etwas zu befehlen haben.

Walter. Iſt Er ſchon lange hier, mein Freund? Sein Geſicht iſt mir ſo bekannt.

Flasko (für ſich.) Er hat es doch bemerkt! (laut) Seit drey Jahren ſchon, Signor. Wo befehlen Sie zu ſpeiſen? Etwa in Geſellſchaft mit den andern Herren?

Walter. Ja. Wir Viere wollen aber allein auf jener Herren Zimmer eſſen. Henriko! ſagen Sie es Ihren Freunden doch. Ich will indeſſen mit unſerm Wirthe ein Paar Worte ſprechen.

(Beide ab.)

Flasko. Mit dieſer Freundſchaft könnte man die ganze Welt, nur mich nicht hintergehen. Wahr, daß die Herren ihren Plan fein ausführen könnten. Wenn der Kardinal Großinquiſitor mich itzt nicht hätte, er wäre ſicher angeführt. Denn, ob ich's gleich noch nicht gewiß weiß, ob ſie in die Falle gehen, ſo zweifle ich doch aus dem Grunde nicht, weil ich mich ſelbſt beſinnen würde,

ob in ihrer Lage ich es nicht thäte. In der meinigen sicher nicht. Ich habe dem Tribunal schon einige zuführen helfen. Wenn ich nicht in dem Taumel bliebe, und von ihnen unaufhörlich darin bestärkt würde, daß meine Handlungen nicht strafbar sind, so könnte das Gewissen bey einem ruhigern einsamern Leben erwachen. Diese haben noch nichts verschuldet. Es ist der erste Fall, wo man sich ihrer bedient, und sie sind zu klug, um nicht die Folgen einzusehen, besonders wenn sich dieser Ritter ihnen noch entdeckt, und sie nach ihrer Pflicht ihn eigentlich mit verhaften sollten. Es komme, wie es wolle, so wird er mein Gefangner, und sieht Madrid durch mich. Nur mögte ich wissen, was die Erwähnung eines Prinzen heißen sollte. Um ein Geheimniß reicher, kömmt man immer erwünschter zum Kardinal.

(ab.)

Sachſen.

Wibertsburg.

Fürſt Gonzago's Zimmer.

Fürſt Gonzago. Hernach der Waldbruder.

Fürſt.

Wie ſchwer wird mir mein Leben ohne meinen Sohn! Und welch' ein Ende ſehe ich voraus, wenn er nicht bald zurückkömmt! Sein Weib, der irdiſche Engel, härmt ſich innerlich, und zehrt ſich ab, und wagt's doch nicht, mir Fragen vorzulegen, weil ſie fürchtet, mich zu kränken. Das meinige, einer Furie gleich, nimmt jeden Augenblick, in dem ſie mit mir allein ſeyn kann, um mich zu peinigen, ſorgfältig wahr; ſtellt mir ihr Glück in Spanien, ihr Elend in Sachſen, mit ſo harten Darſtellungen vor, daß ich gewiß in die Verſuchung kommen würde, den Herrſcher gegen ſie hervorzuſuchen, wenn ich mir nicht ſo feſt vor-

genommen, sie mit Sanftmuth zur Vernunft zurückzubringen.

Ich habe eine Thorheit begangen, daß ich sie nicht in Spanien ließ. Um ihrentwillen wird man forschen, spähen, um meinetwillen nicht. Man hätte mich ja lange gern entbehrt.

Waldbruder (tritt ein.) Ich sah Euch lange nicht, mein Fürst. Ich hab' in meiner stillen Klause oft für Euch gebetet. Ich höre, Euer Prinz ist seinem Freunde Henriko nachgereist. Eure Tochter und Euer Weib sind der Meynung, Henriko sey krank. Ihr mögt's wohl besser wissen, so gut wie ich. Krank ist er, aber krank zum nie wieder gesund werden. Kein Arzt kann den Gesunden aus dieser Krankheit retten. So eben hab' ich Briefe, daß man bald in den Mauern der Santa Kasa ihn zu sehen, Hofnung hat. Den hätt' ich auch gerettet, wenn er hier geblieben wäre — und ohne Eurer Gattin Gegenwart, wär' er nie von hier gewichen. Beym ewigen Gott, sie hat ihn auf der Seele!

Doch das ist nicht die schlimmste der Zeitungen, die ich bringe. Selbst Euer Sohn ist in Gefahr. Man hat nicht blos von Madrid aus, ausgesandt, um den Ketzer Henriko zu fahen.

Man

läßt die, welche ihn überbringen ſollen, wiederum durch Andre bewachen, die auf jeden Tritt ihnen folgen müſſen. Dieſe Menſchen haben, ſowie ſie auf Spaniens Boden kommen, freye Vollmacht, jeden in Verhaft zu nehmen, der ihnen verdächtig ſcheint, und mir bangt ſehr für unſern guten Ritter Walter.

Fürſt. Seyd ruhig, heiliger Mann. Ich danke Gott, daß er mir das Verſprechen gab, die Gränzen Spaniens nicht zu betreten, und Ihr könnt Euch damit tröſten. Alſo iſt Henriko nicht zu retten?

Waldbruder. Nie. Er iſt für die Welt verloren. Er ſieht das Tageslicht nur noch einmal, um nimmer dann es mehr zu ſehen. Wer einmal in den Kellern dieſes Hauſes iſt, der ſieht in ſteter Finſterniß, und dumpfe Luft kann ihm nur grauſe Gegenſtände malen. Seinen Augen wird nur dann und wann ein wenig Kerzenlicht geboten, deſſen falſcher Schein auf Alles eine halbe Helle wirft, die düſtre Melancholie gebiert. Man nährt das Spiel der Einbildung eſt durch Geſtalten, die man vor die Unglücklichen bringt. Die Wärter, welche die magre Koſt und faules

Wasser ihnen bringen, sind drauf ausgelernt, mit finstern Mienen Heilige zu spielen. Sie geben keiner Frage des Gefangnen Antwort, legen ihre Finger auf den Mund; und sind sie ja zum Reden zu bewegen, so schützen sie die Heiligkeit des Ortes vor, die ihnen verbietet, ihren Mund zu öffnen, um nicht etwa ein Wort hervorzubringen, was das Himmelshaus, das sie bewohnen, beleidigte. Sie ermahnen die Elenden, die da schmachten, den Weg, den man ihnen zum Paradies bereitet, ja nicht zu verschmähen, ihre Fehler einzusehen, dem Tribunal sie gleich und bündig zu gestehen, und der Strafe sich zu unterwerfen, die sie zum Himmel führt. So bringt dann der Gefangne, je nach dem er leichter oder schwerer umzustimmen ist, Monate oder Jahre in den Kerkern zu, bis er, da er nichts anders hört und sieht, als was ihm fürchterlich ist, es endlich selber glaubt, er müsse ein solches Schicksal verdienen; was er so unschuldig that, für strafbar hält, und sich nur sehnt, um vor das Tribunal zu kommen, und zu bekennen, was er nicht gethan, und dadurch der unerträglichen Last des Lebens sich zu entreißen.

Wenn er dann solche Seufzer hören läßt, so

öffnen sich die Pforten seiner Thüre, so klirrt ihm der so lange gehoffte Schlüsselklang. Er denkt nunmehr das Tageslicht einmal zu sehn. Vergebens! Man führt ihn durch eine Reihe dunkler Gänge in einen Saal, den Kerzen so erleuchten, daß er sich seiner Augen beraubt glaubt. Nach und nach entwickeln sich nun erst die Gegenstände. Er sieht nur ernste, finstre Pfaffen, seine Richter, deren keiner ihn freundlich anblickt, keiner für die ausgestandenen Leiden ihn tröstet, keiner ihn eine beßre Zukunft sehen läßt. Er dachte Menschen zu finden, und der Ton, in dem man ihn behandelt, läßt ihn Tyrannen wähnen. Wie wollte man sonst auch die Liebe zum Leben in den Menschen unterdrücken, wenn man sich menschlich gegen sie bezeigte? Der Verworfene glaubt sich von allem verlassen, was auf Erden ist, und hat er eigne Religion genug, um sich auf seinen Schöpfer zu verlassen, so nimmt er die zu Hülfe, und waffnet gegen die Unmenschen sich mit Standhaftigkeit bis im Tode. Hat er die innere Ueberzeugung nicht, so verwirrt sich seine Seele vollends in der Sphäre der Einbildungen; er hält sich für den Verbrecher, zu dem man ihn machen will, hält sich ängstlich an alle Hülfsmittel, die man

ihm vermacht, und stirbt entweder öffentlich den Feuertod, oder verschmachtet sein Leben in schlimmerer Behandlung als ein Vieh, indessen über seinem Kopfe die Richter schwelgen.

Fürst. Es ist entsetzlich — aber es ist wahr. Das wäre also Henriko's Schicksal auch — das auch des ehrlichen, guten, menschenfreundlichen Mannes Loos? Der Mann, der keinen Menschen leiden sehen konnte, ohne ihm zu helfen; der in der Stille tausend Unglückliche in Madrid ausspähete, um mir sie zu empfehlen, um durch mich sie glücklich zu machen; der so viel Selbstverläugnung besaß, daß er aus seinem Vaterlande mir folgte, um aus meinem Sohne mir einen andern Mann zu ziehen, als unsre Granden sind, der soll nun einen solchen Lohn für seine schönen Thaten ärnten? Ach! lieber guter Vater, es ist hart. O wüßtet Ihr, in welchen seligen Taumel wir uns oft gewiegt, der königliche Prinz und ich . . .

Waldbruder. Prinz Karlos? Auch von ihm habe ich Nachrichten, die schrecklich sind. Er ist gefangen, und seinem Untergange nahe.

Fürſt. Wer? Karlos? Wüthet denn der Vater gegen ſein eignes Blut? Iſt er Tyrann genug, den Sohn zu morden, und kann er den Räubern ſeiner Macht auch noch die Hofnung ſeiner Länder opfern?

Waldbruder. Was wäre bey des ſtarken Philipps unläugbarer Schwäche denen nicht möglich, die ihn ganz in Händen haben? Und was wären ſie, wenn jeder Blick in die Folge der Zeit ſie nicht hätte ſehen laſſen, daß es mit ihrem Regimente unter Karlos Regierung auf die Neige gehen werde? Der Prinz iſt unvorſichtig geweſen. Er hat gute Rathgeber, gute Freunde, gute Menſchen um ſich gehabt, das läßt ſich nicht läugnen. Allein, all' dieſer Männer Blicke ins politiſche Fach waren ſchwach. Nicht ſchwach, weil ſie es nicht beſſer wußten; ſchwach, weil ſie ſelbſt zu gut waren, und andre Menſchen nach der Güte ihres Herzens beurtheilten, und ſo viel Böſes, als nun wirklich entſtanden, ihnen nicht zutraueten. Ihr ſelbſt, mein Fürſt, Ihr hätten dieſem Prinzen nicht gerathen, ſich gegen ſeinen Vater aufzulehnen.

Fürſt. Das konnt' ich nicht, mein guter Pater. Dazu dachte mein Herz zu edel, und nie hätte auch der Prinz das gethan. Wir hatten eine ſelige Zukunft uns gemalt, die nun zerſtört iſt. Sie lagen vor uns all' die Plane des freyen Glücks der Spanier und der Provinzen. Die Herzen ſollten dann geſchätzt werden, nicht die Intrigue. Verehrung Gottes ſollte ſtattfinden, und mild dem menſchlichen Geſchlechte gelehrt werden, nicht mit der Stimme des Blutes und der Rache. Wir freueten uns, daß die Geſichter der Menſchen ſich dann ſo wieder zeigen würden, wie ſie wären — nicht in der Larve der Scheinheiligkeit, nicht mit den Augen niederwärts; nein, mit erhabnen Blicken in das freye Blaue des Himmels, den der Schöpfer für ſie ſchuf — nicht mit verzognem Munde, dem die Sklaverey der Unterdrückung das Lachen verbietet — nein — mit heitern ungezwungenen Mienen, wie die Natur ſie ihnen lehrte. So wollte Karlos ſeine Länder zu Paradieſen umſchaffen, wollte allen Gräuel draus verbannen, der bisher geherrſcht.

Waldbruder. Und um das zu vollführen, mußte er entweder Heuchler ſeyn, oder er mußte die Kindespflicht verläugnen. Wenn er einen

Freund gehabt, der ihn gelehrt hätte, daß das Leben von so viel tausend Menschen ihm näher sey, als Vorurtheile dieser . . .

Fürst. Als Vorurtheile dieser? nämlich der Kindespflicht? Wie wollt Ihr das vertheidigen?

Waldbruder. Das nenn' ich Vorurtheile der Kindespflicht, wenn ein Prinz, der höhere Pflichten hat, sie darüber aus den Augen setzt. Des Vaters Recht ist minder groß, wenn des Sohns Rechte groß sind; und wenn der Vater schwach genug ist, seine eignen Rechte zu verkennen, die zu vergeben, die er unangetastet auf den Sohn zu bringen, verbunden ist. Wägt es in Eurem Herzen, Fürst, wann der künftige Regent auf Folgezeit hinaus sieht, ob die Pflichten gegen Unterthanen ihm nicht näher liegen müssen, als blinder, diesen verderblicher Gehorsam gegen einen Vater, der ihn nicht liebt, der seine Pflichten gegen ihn vernachläßiget, von dem er zum Voraus versichert seyn konnte, daß selbst sein Leben ihm nicht nahe läge. Und wenn er das Aeusserste hätte thun wollen, so sollte er lange ingeheim das Königreich und Feinde, die ihm so

mächtig überlegen sind, verlassen, und Hülfe bey Menschen gesucht haben.

Fürst. Hört, Pater; wenn sich alle Menschen, wie Ihr, aus Spanien verlieren, so wundert's mich nicht mehr, daß man so selten Harmonie mit guter Denkungsart findet.

Waldbruder. Und wäre ich dort geblieben, lange wäre ich geopfert. Man fragt da nicht, wer gut ist; wer nicht ewig heuchelt, wer sich nicht zu jeder Schändlichkeit entschließt, der muß weichen. Eure Träume von Karlos, Fürst, sind itzt dahin. Soll ich Euch rathen, so sucht nur Euren Sohn zu retten. Sendet Eilboten ihm nach, und laßt ihn zur schnellen Rückkehr mahnen. Selbst in Wien ist er nicht sicher. Ich werde, kehrt er zurück, sogar ihm rathen, von hier sich wegzubegeben; ich will für einen Aufenthalt besorgt seyn, wo alles sichrer ist. Zweifelt nicht, mein Fürst, daß, bey der itzigen Gährung des Prinzen wegen, man nicht auch Euch dort wünschen sollte. Seyd auf Eurer Hut. Entdeckt Euch keinem Fremden. Vertrauet Eurer Gattin nicht zu viel. Ich warne Euch als Freund; denn sicher, so gut auch ihre Meynung

seyn mag, so ist doch der Weg, den sie wählet, nicht der beste.

Hat sie dem Kardinale nur das geringste von Marie und dem Prinzen, ihrem Sohne, gemeldet, so stehe ich für nichts.

Fürst. Gott helfe uns aus diesem Labyrinth; ich sehe keinen Ausweg.

Spaniſches Dorf.

Zimmer der Fremden.

Die zwey Reiſenden. Henriko. Ritter Walter. Der Wirth.

Die Tafel iſt eben aufgehoben.

Walter.

Auf Sein Gewiſſen alſo, Herr Wirth, Er hat den Menſchen lange ſchon bey ſich? Sieht Er, ich hatte einen Reiſegefährten, den man mit ihm verwechſeln können. Ich hoffe zu Seiner Rechtſchaffenheit und Ehre, daß Er nicht zum Verräther an mir wird.

Wirth. Behüte mich der Himmel! meine Herren. Drey Jahre ſchon ſind's, daß dieſer Wicht als ein armer Schelm ſich zu mir machte, und ich nahm ihn auf, und gab ihm das Gnadenbrod. Ich fand Geſchick in ihm, und er iſt wirklich der gewandte Menſch geworden, den Sie hier vor ſich ſehen. Wie käm' ich darauf, meine

Gäſte zu hintergehen, oder gar ſie zu verrathen? Die Herren müſſen ihn vor Ihrer Ankunft ſchon geſehen haben.

Erſter Reiſender. Aufgefallen iſt er uns wenigſtens nicht, und weil wir uns nicht ſicher darüber zu erklären wußten, nahmen wir Ihre Ausſage zu Hülfe ...

Wirth. Und werden doch befriedigt ſeyn? Denn das verſichre ich Ihnen, mein Haus hat den Ruf vor allen Häuſern an der Gränze. Es iſt noch keinem Reiſenden ein Uebel in meinem Hauſe wiederfahren, wenn ich einige Ketzer ausnehme, welche die Hermandad, als von Madrid ſie flüchten wollten, hier fahen ließ. Doch Ketzer ſind ja keine Menſchen, und ſo kömmt ihr Unglück auch nicht auf meine Rechnung.

Henriko. O der Blindheit! Nun gut, mein Lieber, wir ſind zufrieden. Auch das Mißtrauen, das wir in Ihn ſetzten, ſoll Ihm vergütet werden. Laß Er uns itzt allein.

Wirth. Sehr gern, und wenn Sie etwas wünſchen, ſo befehlen Sie nur. (Im Abgehen.) Verwünſchte Ketzer! Ihr ſollt mir ſchon büßen. Ich will Euch brennen ſehn.

Walter. So wären wir denn ſicher, meine Herren. Und itzt vernehmen Sie den Vorſchlag eines Mannes, der die Pflichten der Freundſchaft gern ächt und wirkſam üben mögte. Dieſer iſt mir mehr als Bruder, mehr als Vater, mehr als die ganze Welt. Er lehrte mich den Weg, auf welchem Licht von Dunkel zu unterſcheiden iſt. Er war es, der die Finſterniß meines Vaterlandes mir enthüllte, mich aus den Pforten der Verblendung riß, mich unter Menſchen führte. Itzt ſoll er ſelbſt die Menſchen verlaſſen. Itzt ſoll er Opfer des Fanatiſmus und des Menſchenhaſſes werden. Itzt ſoll das edle Blut Henriko's auf einem Scheiterhaufen dem entgegenrauchen, der es für's Wohl der Menſchheit ſchuf. Sind Ihnen, meine Herren, die Sie weich und menſchlich denken, nicht auch dieſe Opfer ſchrecklich? Iſt's Ihnen nicht auch, als wenn Beleidigung des Höchſten auch da im Spiele wäre, der ſicher ſein Geſchöpf zu einem ſolchen Tode nicht beſtimmte? O! greifen Sie in Ihren Buſen, und fühlen Sie, ob er nicht warm für Menſchenglück ſchlägt? Und dieſer ſoll unglücklich werden? Sie werden, o! Sie können das nicht wollen.

Erſter Reiſender. Herr Ritter! was zerreißen Sie unſer Herz? Iſt's nicht genug, daß wir es ſelbſt empfinden, wie ungerecht man gegen Henriko handelt? Wir ſchläfern unſer Gefühl ein, und Sie erwecken es, erwecken's ohne Hofnung einer Erfüllung unſrer und Ihrer Wünſche.

Walter. Das wolle Gott nicht, daß ſich dieſe nicht erfüllen ließen! Sie werden nicht den Tod dieſes Gerechten ſo offenbar und ohne Entſchuldigungen auf Ihre Seele laden wollen?

Zweyter Reiſender. Beym Himmel! nein, das wollen wir nicht. Allein, wo iſt ein Weg, dem auszuweichen? Zeigen Sie uns ihn, und Ihre Worte ſollen ſchnell zu Thaten werden.

Walter. Drängt Euch aus Spanien, gute Männer — kommt mit mir! Was Ihr verliert, kann ich Euch wiedergeben, und geben, was Ihr nie in Spanien findet — Seelenruhe! Betretet Deutſchlands Boden, wo man Menſchheit ehrt — Verlaßt das giftige Spanien, welches Dolche gebiert und Feuerflammen nährt. Reichthümer hab' ich, und ich mache mich zum Bettler, um Dieſen nur zu retten. Was ich habe, ſey Euer. Ich will nichts als ihn. Laßt uns umkehren — Niemand weiß davon — Nie-

mand erfährt es — Keiner späht es aus. Wir fliegen durch die französischen Provinzen, und Sicherheit empfängt uns jenseit ihrer Gränzen. Ich habe nichts mehr, Freunde, Ihr habt Alles.

Erster Reisender. Bey Gott! sehr edel — Aber unsre Pflicht . . .

Walter. Ist's Pflicht, Mord zu befördern? Pflicht, Scheiterhaufen anzuzünden?

Zweyter Reisender. Nein — keine längre Weigerung. Ich willige, mit Euch zu gehen, Ritter, und auch mein Gefährte muß willigen. Nimmer würde mich die Gewissensangst verlassen, wenn ich einen solchen Vorschlag von mir zurückweisen könnte. Ich sehe Möglichkeit in des Ritters Planen; mich treibt nicht Eigennutz. Ich entsage dem Antheile an seinen Gütern. Ich will nur Rettung des Gewissens.

Erster Reisender. Auch ich ergebe mich. Ich habe keinen Willen, wo Menschenrettung ihn bestimmen muß. Auch bin ich Spanien wirklich überdrüßig. Seitdem ich andre Menschen sehe, kennen lernte andere freyere Gefühle, ward mir die Sklaverey, die alles in der Larve der Heiligkeit zu Boden drückt, zuwider. Losreißen will ich mich von dem Gelübde, Böses vollbringen

zu helfen. Auch ich, mein Ritter Walter, entsage dem Antheile an den Schätzen, die Ihr habt. Laßt mich als Freund bey Euch bleiben, und ich bin zufrieden.

Walter. Dank Euch — Dank für die edle schöne Entschließung. Ich triumphire heute über Vorurtheile und Aberglauben. O mein Vater — nun wirst Du mir vergeben, daß ich mein Gelübde übertrat. Mein Freund ist ja gerettet, welch' ein Lohn für mich! Die Uebertretung war beym Himmel zu verzeihen. (Er umarmt die beiden Reisenden) Ihr seyd nun meine Brüder, und ich bin stolz auf Euch. Welch' ein Gewinn, so edle Seelen sich verbunden zu haben! Henriko! Sie sind vertieft — Sie freuen sich nicht! Sie glaubten nicht, daß das geschehen könnte. Henriko! immer stille noch? Willst Du Dich denn nicht freuen?

Henriko (springt plötzlich auf.) Was war das? Geräusch im Seitenzimmer! Der Ton wie eines Zornigen, der auf den Boden stampft! Ich bitte Euch Alle, seyd doch ruhig! Laßt doch die Freude nicht so laut, so sprechend werden. Mir dämpft sie eine traurige Ahndung, oder mich hält ein böser Geist zurück, mich mit zu freuen. Doch schwör'

ich Euch, ich hörte jenen Lärm sehr deutlich. Es war, als ob's mich bey den Haaren ergreifen, und zu Boden ziehen wollte. Es machte mein Blut starren, und scheuchte meinen Muth von mir — Ich kann mich noch vom Schrecken nicht erholen.

Walter. Weg mit den Grillen, guter Henriko. Die Einbildungskraft wirkt zu mächtig auf Deine Seele. Es ist ein Traum — ein Hirngespinst gewesen.

Henriko. Ich bitt' Euch Alle, wenigstens seyd still. Nehmt Euren Weg, als ob Ihr nach Madrid zu wolltet, und sind wir in dem nächsten Walde, so nehmen wir den Seitenweg und gehen über eine andre Gränzstadt nach Frankreich. Folgt mir darin, es wird Euch nicht gereuen. Horcht nur ein wenig, der Lärm wird sicher wieder sich hören lassen. Es war nicht Täuschung, sondern wahres Gefühl.

Zimmer

Zimmer des Wirths.

Der Wirth. Flasko Veloro.

Flasko Veloro (wäthend hereintretend.)
Ist's alles in Bereitschaft?

Wirth. Ja, Herr, die Sbirren warten in der Kammer an der Treppe auf Euer Geheiß.

Flasko. Es sind Verräther — feile Kerls, die sich von seinem Gold bestechen ließen, den Kardinal und die Religion zu spotten. Wartet, ich will Euch Spanien überdrüßig machen. Ihr sollt es sehnlicher noch zu verlassen wünschen, sollt's auf Galeeren verlassen, und Euch noch selig glauben.

Wirth. Soll ich etwa die Wache rufen, und wollen Sie, daß ich sie begleite? In dem Fall müssen Sie mir aber das Siegel der heiligen Hermandad vertrauen, damit sie sich auch vor mir fürchten.

Flasko. Nein, Herr, die Seligkeit lasse ich mir nicht nehmen, sie selbst zu überraschen.

Ruf' Er die Wache nur, und mir geb' Er meine Kleider. Sie ſollen mich ſo wiederſehen, wie ich den Einen auf der Reiſe verließ.

(Wirth ab.)

Voriges Zimmer.

Die zwey Reiſenden. Henriko. Ritter Walter. Hernach Flasko Veloro. Wirth. Gerichtsdiener.

Ritter Walter.

Sie ſehen, lieber Henriko, es iſt nichts. Es regt ſich niemand; und doch, wenn Ihre Bemerkung auch richtig war, ſo kann ja wohl ein Fremder noch da wohnen.

Henriko. Der Himmel gebe, daß Sie wahr geſprochen. Doch meine Zweifel werden Sie nicht heben, bis wir nicht mehr in dem Lande ſind, wo ich vor jedem Wehen eines Lüftchens bange bin.

Erſter Reiſender. Wir wollen alles mit Vorſicht und ſchnell unternehmen. Ich gehe, um zur Reiſe alles zu bereiten.

(Indem er gehen will, tritt herein Flasko Veloro, von ſechs Gerichtsdienern begleitet. Ihm folgt der Wirth.)

Walter (ihn erblickend.) Mein Gott! wir ſind verloren. Das iſt der Mann, mit dem ich reiſte. Auch er war alſo ein Spion. Ich fürchte, Henriko, Ihre Ahndung iſt gegründet. Was wollen Sie, mein Herr?

Flasko. Ich will die Verräther der heiligen Hermandad verhaften. Ihr ſpracht — und glaubtet ungehört zu ſprechen. Ich hörte jedes Wort. Ich bin Geſandter dieſes heiligen Gerichts, wie Ihr, Ihr Herren. Ich bin Euch Schritt vor Schritt gefolgt. Die da bewachen ſollten, brauchten ſelber eine Wache. Das ſah der Kardinal vorher. Entfliehen alſo wolltet Ihr ihn laſſen, und ſelber mit entfliehen? Ein ſchöner Eifer für die Religion und ihre Ausbreitung. Greift ſie, Ihr Häſcher! Seht hier das Siegel des heiligen Tribunals! In deſſen Namen befehl' ich's Euch.

Walter. Wenn noch ein Funken Mitleid in Dir ist, wenn Deine Seele nicht in Wuth sich nährt, so halt' ein. Ich schenke Dir alle meine Schätze. Ich belohne Euch Alle königlich, wenn Ihr mir diesen frey gebt. Mich müßt Ihr so unangetastet lassen. Ich habe meine Freyheitsbriefe von dem Kaiser.

Flasko. Ihr irrt Euch, Ritter. Und wäret Ihr des Kaisers Sohn, und trügt die Hoffnung einer Krone auf Eurer Stirn, so seyd Ihr dem Gericht der heiligen Hermandad in Spanien nicht entzogen. Mit einem Schritt auf unsern Boden seyd Ihr unser, und ein Verbrechen gegen Religion hebt alle menschlichen Verbindungen.

Walter. Und welch Verbrechen gegen Religion könnt Ihr auf meine Schultern bürden?

Flasko. Der da, ist ein in Spanien bekannter Ketzer. Die Beiden wurden nach ihm ausgeschickt. Er soll für die Verführung eines unsrer ersten Häuser leiden. Ihr wolltet ihn befreyen. Dadurch versündigtet Ihr Euch an Gott und an den Obern der Kirche. Fragt jedes Kind in Spanien, was es bedeute, einen Ketzer retten zu wollen, der eine halbe Welt verpesten kann. Noch mehr. Ihr habt die Treue zweyer Diener des

Gerichts erschüttert. Sie wanken, wollten zu Verräthern werden, wo sie Pflicht gelobt. Ihr Verbrechen fällt mit auf Eure Seele. Ihre Bestrafung haben sie Euch zu danken. Und wäre Euch der Versuch gelungen, mit ihnen zu entfliehen, so wäre auch ich ein Opfer der Gerechtigkeit geworden. Ihr habt mit Eurem Anschlag meinem Leben nachgestanden.

Walter. Ich wußte lange, daß in Spanien die Menschheit nicht zu Hause sey; allein, daß man die Wuth der Tyranney so weit treiben könnte, daß des Kaisers Freybrief nicht mehr sichert, wußt' ich nicht.

Flasko. Sagt das den Herren in Madrid, die Euch verhören werden. Sie werden Euch erwiedern, daß der Freybrief nicht für Verräther ist, daß er in allen Ländern in solchen Händen ungültig wird. Hier gilt nur dieser Freybrief. (Er zeigt das Siegel der Hermandad) Im Namen des Großinquisitors nehm' ich Euch alle Viere in Haft. In Güte oder mit Gewalt, Herr Ritter, wie Ihr wollt.

Walter. Hört noch ein Wort, Veloro. Der Widerstand wäre vergebens. Doch gebt der Billigkeit Gehör. Da die Sache einmal nicht zu

ändern ist, so laßt die Beiden ihren Gefangenen nach Madrid begleiten, und Ihr begleitet mich dahin. Was sollen diese denn unschuldig leiden, weil ich mich der Kraft meiner Ueberredung gegen sie bediente? Ihr Wille wankte nur; sie führten noch nicht aus. Sie verdienen Euer Mitleid.

Flasko. Ey! ey! mein guter Ritter, wie so fein! Ihr denkt wohl, ich soll so gerade in die Falle gehen, wie Ihr es wünscht? Lehrt mich nicht, daß Euch an dem Signor Henriko mehr liegt, als an Euch selbst. Ihr wißt vielleicht noch Mittel, als rechtgläubiger Christ, den Arm der Hermandad zu schwächen, daß er Euch nicht treffe. Für diesen Ketzer aber könnt Ihr nichts bewirken. Wenn er nur Spanien verlassen hätte, für Euch wär' Euch nicht bange. Nein, Ritter, die Hermandad schickt nicht allezeit Dummköpfe. Sie sendet manchmal auch einen, der der Menschen Sinn durchschauen kann.

Walter. So hab' ich nicht gewollt. Ich wollte diese nur noch retten. Gott! Du hast ein Schweres über mich verhängt. Ich muß dem Strome weichen, der mich ins Verderben zieht.

Henriko. Nun? waren meine Ahndungen gerecht, mein guter Ritter? Hab' ich noch falsch

gehört, wie ich den Horcher wahrnahm? In meinem Leben ſagt' ich Ihnen noch keine Bitterkeit, und itzt muß ich's, da Sie um meinetwillen ſich verderben. Man kann auch in der Freundſchaft ausſchweifen. Sie haben Ihre Pflichten nicht gehörig abgewogen. Die gegen Vater, Mutter und Gattin waren ſtärker, als die gegen mich. Itzt ſind Alle geopfert. Ich ſehe keine Rettung, Walter.

Walter. Woran mahnen Sie mich! Marie! Soll ich Dich nicht wiederſehen? Gott! iſt denn Uebertretung eines Gelübdes ſo beſtrafenswerth, daß Alles elend werden muß, was mich angeht? Henrike! ich gelobte meinem Vater, Spaniens Gränze nicht zu betreten, und that es doch. Hätt' ich das nicht gethan, ich würde den ſchrecklichſten Kerker ruhig betreten. So folgt mir das entſetzliche Gefühl, daß ich an allem dem ſelbſt ſchuld bin, was dieſe leiden müſſen, daß jede Thräne mich brennt, jeder Seufzer meine Qual vermehrt. O Ewiger! laß mich lieber untergehen. Mein Tod wird ſie betrüben, aber nicht ſo ſehr, als wenn ich lebe, und in ſolchen Händen bin.

Flasko. Das können Sie ſich auf der Reiſe überdenken. (Zum Wirth) Iſt alles fertig?

Wirth. Ja, Signor, die Wagen ſtehen vor der Thür.

Flasko. Folgen Sie mir. (Zum Wirth) Er wird für ſeine Treue von der heiligen Hermandad belohnt werden. (Zu Henriko) Den Ketzer nehme ich in meine Obhut.

Henriko. Geduldig und gelaſſen, Walter. Der Himmel hat oft Wege, die uns unergründlich ſind. Wer weiß, führt dieſer ſaure Gang uns noch auf Auen, wo des Lebens Bluhmen ſchöner blühen. Wir trennen uns ja nicht auf immer. Unſre Seelen glauben an das Wiederſehn.

(ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Fürstin Eboli.

Die Fürstin Eboli. Pater Ulrich.

Ulrich.

Ich hoffe, Fürstin, daß dieß die letzten Thränen über Gonzago seyn werden; auch müssen Sie Ihrer Mutter wegen sich nicht weiter kümmern. Sie sind in einer Sphäre, die es platterdings verlangt, von allem dem sich loszureißen, was Weichlichkeit verräth, was Vorurtheile nährt, und was dem Könige Sie als schwach verdächtig machen kann. Ihr künftiger Gemahl, Rui Gomez, ist ein Mann, der keinem Ihrer Wünsche sich widersetzen wird, so bald er zu Ihrem Besten gereicht — ein Mann, den nicht blos Schönheit fesselte, dem Ihr Verstand ins Auge leuchtete, der durch Sie sich in dem Posten zu erhalten, sich höher zu bringen sucht, als er itzt ist.

Ein Rückfall von der Art, wie Sie beym Kardinal ihn ſehen ließen, könnte leicht am Rande Ihrer Verbindung des Königs Liebling noch auf andere Gedanken bringen.

Eboli. Wie verſtehen Sie das, Ulrich? Ich bitte, erklären Sie ſich deutlicher.

Ulrich. So deutlich, daß es ein Kind verſtehen könnte. Es war eine Zeit, wo Sie die Hand des Mannes ausſchlugen, und nicht zu Ihrem Schaden. Man bewunderte Sie damals, und ſelbſt bey Rui Gomez wuchs die Hochachtung. Es war noch nicht geſchehen, was nachher geſchah. Itzt iſt der Fall verſchieden. Sie haben beym Könige für Rui ſich erklärt; wenn Rui itzt dem Könige zu verſtehen giebt, er wolle dieſe Hand nicht mehr, ſo ſind Sie lächerlich für ganz Madrid.

Eboli. Und Rui Gomez könnte dieſes wollen — dieſes wagen? Sie träumen oder ſchwärmen, oder haben Ihren Kopf zurückgelaſſen, Pater.

Ulrich. Nicht ſo, Prinzeſſin. Kein's von allen. Sie glauben doch nicht, daß Ihr Verſtändniß mit dem Könige ein Geheimniß für Rui iſt? Als Gattin waren Sie vorher für jeden

Spanier, keinen ausgenommen, wünschenswerth — itzt sind Sie es als Gattin für keinen — keinen ausgenommen.

Eboli. Sie beleidigen mich unerhört.

Ulrich. Ich muß es ja, um Sie zu überzeugen, Fürstin. Sie können Rui auch unmöglich wünschenswerth gefunden haben, ehe Sie dem Könige sich verbindlich machten. Für den Politiker sind Sie itzt eine Frau. Wenn aber der Politiker an Ihnen Schwächen merkt, die Sie dem Könige, wenn er sie nur wittert, zuwider machen können, so fürchtet er den ganz gerechten Einfluß Ihrer Ungnade auf ihn; sieht, daß er, statt gut gewählt zu haben, schlecht gewählt, und wagt das Aeußerste, die Wahl zurückzunehmen. Der König haßt das Haus Eboli, seitdem er weiß, daß ihm Gonzago seinen Sohn verdorben. Die Kinder dieses Hauses haßt er nicht, so lange sie nicht zeigen, daß sie lieben, was er haßt. Der Prinz hat sich für ihn erklärt, und heute Morgen alle Güter, Titel, Rechte seines Vaters überkommen. Er hat den Vater und die Mutter hassen lernen: die Schwester wird ihm doch nicht näher liegen? Er hat den Vater selbst beym Könige angeklagt: wird er die

Schweſter nicht auch anklagen können? Sollte es ihm ſchwer werden, den Monarchen zu überzeugen, die Perſon, die ſeinem Wunſch und Willen ſich widerſetzen könne, lebe aus Madrid entfernt weit beſſer? Wird der König die Freundin ſeines ärgſten Feindes um ſich leiden? Wird der Großinquiſitor einer Ketzerfreundin ſich annehmen? Trennt nicht die heilige Hermandad das Band der Vater- und der Tochterpflicht? Wird Rui Gomez die zur Gattin nehmen, die ſicher Madrid in kurzem meiden, oder gar in der Inquiſition verderbenden Gefängniſſen ſich befinden wird? Nur für Gonzago in der Stille ſeufzen, iſt ſchon gefährlich, und noch mehr, Fürſtin, ſündlich. Trennen Sie den Haß gegen dieſen Prinzen Karlos einmal von Ihrem Herzen, und ſagen Sie mir dann, ob es nicht ſchrecklich iſt, daß er durch dieſen Gonzago itzt ſein Leben verlieren muß — er, der Sohn Philipps — er, der Erbe von Spaniens Monarchie. Noch eins, und dann überlaſſe ich Sie ſich ſelbſt, wenn Sie nicht Recht mir geben: Ihr Kloſteraufenthalt war darum von uns gewählt, damit Sie keine Liebe zu dieſem Gonzago faſſen ſollten. Der Kardinal hatte ihn anbefohlen, und warum, das nehmen

Sie ſich aus dem, was die Aebtiſſin Reutha Ihnen einſt entdeckte. Was halten Sie nun von Ihren Pflichten gegen Gonzago?

Eboli. Ich ſehe meine Schwäche ein, und trenne mich von ihr — Er ſoll von nun an keine Thräne mich mehr koſten. Wenn Ihnen mein Glück lieb iſt, Pater Ulrich, ſo treiben Sie die Heyrath mit Rui Gomez ſchnell. Von nun an bin ich Ihre folgſamſte Schülerin. Sie ſollen nie wieder klagen, nie Urſache haben, zu bereuen, daß Sie mir beygeſtanden. Ich liebe dieſe Mutter nicht; und kann ich den Fürſten Gonzago nicht haſſen, ſo will ich ihn doch gewiß aus meiner Theilnehmung vertilgen. Ich werfe mich in das Geſchäft der Plane, die ich auszuführen habe. Verlaſſen Sie mich. Ich erwarte die Herzogin von Alba.

Ulrich. Halten Sie ſich an dieſe, doch, Fürſtin ohne ihr zuviel Vertrauen zu ſchenken. Sie müſſen es ſo weit bringen, als ſie es gebracht. Sie müſſen lernen vertraulich ſcheinen, ohne es zu ſeyn. Uebrigens iſt dieſe Stunde meine ſeligſte. Ich habe keiner Undankbaren gepredigt. Meine Mühe wird durch den Erfolg belohnt. Rechnen

Sie darauf, daß Rui Gomez heute noch den König um Sie bittet. Rechnen Sie auf des Kardinals Einwilligung zu allem, was Sie wünschen.

(ab.)

Eboli. Er hat Recht. Man kann nicht doppelte Gefühle haben. Thorheiten aus den Kinderjahren muß ich aus den Augen setzen. Itzt ist es nicht mehr Zeit zu untersuchen, ob es besser gewesen wäre, diese Schritte nicht zu thun. Chimären, wie Aebtissin Reutha sie in mir nährte, würden mich wahnsinnig machen können. Ich habe sie herausgerissen, die Gefühle der kindlichen Pflicht. Ich habe sie weggeworfen, die Ideen weiblicher Größe, die alle nur so lange nähren, bis des Zufalls Spiel sie überzeugt, daß sie nach Schatten greifen. Mit meinem Vater hat man mir den letzten Funken solcher Tugend verlöscht. Ich nehme eine andere zu meiner Heiligen. Schon einmal nannt' ich Größe meinen Gott. So sey es denn aufs neue festgelobt, sie nur regiere, sie nur beherrsche mich, und Alles falle, was sich ihr entgegen setzt. Er sey denn nicht mein Vater, dieser Fürst Gonzago, dessen Namen ich trage. Der Kardinal sey

meine Stütze, und bey der ersten Unterredung mit ihm, sey meine Bitte: väterliche Liebe — Mein Bruder!

Nämliches Zimmer.

Prinz Eboli. Prinzessin Eboli. Hernach Herzogin Alba.

Prinz Eboli.

Zum erstenmale, Schwester, grüß' ich Sie als Fürst Gonzago. So eben trete ich aus der Granden Versammlung, in welcher mir Dom Philipp meines Vaters Rang und Güter gab, und mich mit diesem Großkreuz zu beschenken geruhete. Das Haus Eboli, theure Schwester, stand auf schwachen Füßen. Es war andem, daß es sinken sollte. Es war kein Mittel seinen Untergang zu hemmen, als der Entschluß, sich nicht zum Theilnehmer der väterlichen Verbrechen zu machen. Seine Entfernung aus Madrid, die Sage, als ob er nicht

wiederkäme, die Bestätigung durchs sein Außenbleiben über die Erlaubnißzeit des Königs — Verständnisse, die er mit dem Prinzen Karlos gehabt, das Alles macht ihn Hochverraths verdächtig. Weil uns der König liebt, weil er die Kinder um des Vaters willen nicht leiden lassen wollte, strich er ihn aus der Granden Liste, als einen für den Staat Verstorbenen aus, und setzte meinen Namen statt des seinen, ehe eine Klage wider ihn erschien. Dann wären seine Güter der Santa Kasa heimgefallen, wir wären Bettler. Die Schande, die uns itzt nicht trifft, er thue, was er wolle, hätte uns dann unfähig unseres Ranges und aller Ehren, die mit ihm verbunden sind, gemacht. Itzt ist von keinem Fürst Gonzago, als Vater der Prinzessin und des Prinzen Eboli, die Rede mehr. Man spricht von einem ausgetretenen Verbrecher.

Eboli. Von ganzem Herzen, Bruder, wünsche ich Ihnen Glück, und nenne Sie Gonzago. Es ist mir Wonne, daß ich diesen Namen, ohne zu erröthen, wieder aussprechen darf. Des Königs Gnade gegen Sie ist mir ein sicherer Beweis, daß er auch mich nicht haßt.

Prinz. Nein, Ihnen hab' ich auch ein frohes Wort von ihm zu bringen. Als die feyerliche Erhebung vorüber war, nahete sich Rui Gomez dem Monarchen, und bat um Ihre Hand. Sehr gnädig sagte Philipp: „Sie sey Euch geschenkt," und wandte sich mit den Worten zu mir: „Geht, Fürst Gonzago, bringt Eurer Schwester „des Monarchen Gruß und Gnade, und den Gemahl von seiner Hand."

Eboli. Ich nehme sie, und danke dem Könige und Ihnen.

Prinz. Nun aber, Schwester, bitte ich Sie zu bedenken, daß die Sphäre, in der wir leben, neu ist, daß sie uns von allem trennen muß, was vorher war. Das Haus Gonzago ist nun blos in uns — und Alle, die vorher es ausmachten, sind so gut wie todt. Wir müssen denken, unsre Aeltern sind nicht mehr. Zwar hat der immer milde König mir verheißen, der Mutter, wenn sie wiederkehrt, des Vaters Sünden nicht entgelten zu lassen; allein, in Madrid, zum wenigsten als Fürstin Gonzago, darf sie doch nicht leben. Das würde unsern Glanz verdunkeln, wenn man sich bey ihr der väterlichen Vergehungen erinnerte. Ich bitte also Sie, auch auf

den Fall sich bereit zu halten, diese Erklärung zu geben, so wie ich. Sie geht aufs Land und lebt in stiller Einsamkeit, wie es sich für eine so betrübte Witwe schickt.

Eboli. Ihr Wille ist der meinige, und sollte sich mein Herz ja empören, so übertrag' ich Rui Gomez, ihr in meinem Namen den unveränderlichen Entschluß zu melden, daß sie bey mir nicht leben kann.

Prinz. Recht schön. Sie könnten keinem bessern Führer sich anvertrauen. Sie werden diesen Rui Gomez, den Sie haßten, bald lieben lernen. Noch eins. Seyn Sie behutsam gegen die Königin. Der König hat sie im Verdacht. Sie müssen diesen Verdacht zu erhalten suchen, doch ohne dieser Elisabeth es sehen zu lassen, daß Sie das thun. Sie müssen wissen, daß die Königin Sie sehr gelobt hat, daß sie auch Ihren Widerwillen gegen Rui Gomez gutgeheißen. Aus dieser Sache müssen Sie sich auf irgend eine Art herauszuziehen suchen, daß Sie ihre Freundschaft darüber nicht verlieren. Ich werde Sie in einiger Zeit nicht sehen. Verhalten Sie sich klug; und sollte die verwittwete Fürstin indessen kommen, so bedienen Sie sich nur Rui Gomez.

Ich reise, um die väterlichen Güter zu empfangen.

Herzogin Alba (tritt ein) Viel Glück, mein Fürst Gonzago! Sie haben heute einen schönen Tag erlebt — Des Königs Gnade gegen Sie ist wirklich dasmal, man kann sagen, ohne Gränzen gewesen. Nie hat so ausgezeichnete Beweise seiner Huld ein Mann von Ihrem Alter noch empfangen. Ich nehme Theil, um Ihr und Ihrer Schwester willen, die so innig ich lieben lernen.

Prinz. Und ich empfehle mich der Herzogin Alba, die sicherlich nicht wenig dazu beygetragen, als Schuldner, und bitte Sie, nur zu bestimmen, wie und wann ich wiederzahlen kann.

Herzogin. Ich konnte und habe nichts dazu beygetragen. Ihre Belohnung ist das Werk der wirklichen Dienste, die Sie dem Könige erwiesen. Ihren Bund nehme ich aber mit Freuden an, und biete wechselseitigen Beystand Ihnen dafür. Verbindungen, wie die unsrigen, können nie fest genug geknüpft, und Lagen, wie die unsrigen, nie mit zu vieler Vorsicht behandelt werden.

Prinz. Kein Wort mehr! — Wo Sie glauben, daß Gefahr ist, dahin, Herzogin, will ich gestellt seyn; und Worte, denk' ich, pfleg' ich nicht zu machen. Auf Wiedersehn!

(ab.)

Herzogin. Und nun, Prinzessin, strengen Sie Ihre Sinne an, um zu errathen, weßwegen ich zu Ihnen komme.

Eboli. Erzählen Sie mir's lieber gleich. Betrifft es Rui Gomez, so weiß ich's schon.

Herzogin. Nein, Kind, es ist von einer andern Sache die Rede. Der Kardinal war bey mir. Nehmen Sie alle Ihre Fassungskraft zusammen, um nicht, wie ich, darüber zu versteinern. Der Kardinal scheint fest entschlossen, die Königin zu retten. Er scheint noch mehr zu wollen. Er scheint den Wunsch im Innern seines Herzens zu nähren, daß alles von dem Könige getrennt seyn mögte, was außer der Königin von Weibern ihn umgiebt.

Eboli. Der Kardinal Großinquisitor? Er will das? Nun, das ist in der That sehr fähig zu versteinern. Denn was Er will, ist doch wohl schon so gut, als wäre es geschehen!

Herzogin. Und daß sein Wille sich bereits zur Ausführung neigt, mag Ihnen daraus einleuchtend werden, daß er vom Könige den Befehl erhalten haben will, daß Niemand, wer es sey, der Nächste um den König, der König selbst nicht es wagen soll, Elisabeth ein Wort vom Prinzen Karlos weiter zu berichten. Noch weniger soll eines Lautes von dem Verdachte man sich schuldig machen, den Philipp gegen die Monarchin hat; und sollte ja etwas schon vorgebracht seyn, so soll alles unterdrückt, und auf die feinste und gelindeste Weise widerrufen werden. Auf die Unterlassung von diesem allen steht der Bannfluch, und der spanische Pabst pflegt Wort zu halten.

Eboli. Und mit was beschönigt denn der heilige Mann die schnelle, so ganz unerwartete Sinnesänderung? Es sind, glaub' ich, kaum einige Tage, daß er anders dachte und redete.

Herzogin. Er hat ein großes Geheimniß entdeckt. Die Königin ist guter Hoffnung.

Eboli. Die Königin ist guter Hoffnung? Das entdeckt sich so auf einmal? Doch eine Gewissensfrage, Herzogin! Sie stritten neulich für die Tugend dieser Elisabeth. Darf ich Sie

fragen, ob Sie noch für die belobte Dame eben so zu denken wagen?

Herzogin (für sich.) Eine glückliche Wendung! Die will ich gleich benutzen, um in ihrem Herzen neues Feuer anzufachen. Der Funke wird gewiß zur Flamme.

Eboli. Sie sinnen, Herzogin. Ich wünsche Ihre reine Meynung. Was ist's denn, wenn Sie sich nun einmal geirrt? Verbergen Sie, um nicht als eine solche zu erscheinen, mir nicht, was mir so wichtig ist. Ich leide an einer fürchterlichen Krankheit. Sie heißt Demüthigung. So wie sich ein Gedanke über diese Elisabeth in meine Seele drängt, so ist mein Stolz dahin, und sein Verschwinden schwächt meine Schwungkraft, ihr zu schaden. Sie dürfen mir das nicht verhehlen, was der Krankheit Mittel ist. Weiß ich sie so weit über mir, so fällt mir aller Muth, es mit ihr aufzunehmen.

Herzogin. Ich nenne mich nicht untrüglich, Fürstin. Doch gesteh' ich, daß ich's gern scheine. Es giebt für mich nichts kränkenderes, als schwach zu scheinen. Und wenn ich's, ohne es zu vermeiden, scheinen muß, so ist unfehlbar der mein Feind, dem ich mich nicht verbergen kann.

Wem ich als Freundin dieses Opfer bringe, der steht gewiß auf der höchsten Stufe bey mir. Ich sehe, daß Sie leiden, und Sie nicht leiden zu sehn, ertrüge ich noch größre Opfer. Ja, ich zweifle nun selbst an der Tugend der Königin. Aus welchem Grunde, können Sie denken. Meine Lage mit Philipp ist beweisend.

Eboli. O Dank! Dank! daß Sie meine Zweifel nun bestätigen. Jetzt fühl' ich erst, daß ich die Heuchlerin zu Grunde richten könnte. Nein, Herzogin, ich hätte nimmer mit dem wilden Gefühl an ihrem Untergange arbeiten können, wenn ich sie tugendhaft gewußt. Denn könnt' ich es ihr und dem Prinzen je vergeben, daß ich die Verschmähte war? Die Leidenschaft thut alles in der Welt. Sie müssen Beide, Beide itzt sterben, nicht aus Rache, daß ich verachtet wurde, nein, aus Rache, weil sie genossen. O! der Gedanke ist unendlich wohlthuend, daß sie dafür büßen müssen, eben dafür. Das sehen, fühlen, überzeugt seyn, daß sie dafür leiden, ist ein paradiesisches Gefühl. Ich tausche keinen Himmel dafür ein. Doch, itzt fällt mir es doppelt schwer aufs Herz, daß der Großinquisitor mit seinen

Befehlen meiner ſchnellen Rache Einhalt thut — der ſchnellen nur, denn Rache muß ich doch noch finden. Allein, ich hätte gleich den Plan ſo angelegt, daß ich ſie lange am gelinden Feuer gemartert. Ich hätte den Verdacht des Königs ihr gemalt; hätte darauf gedacht, ihr ganz Madrid, als voll von der Gewißheit, darzuſtellen. Ich hätte jedem ihr aufſtoßenden Geſichte eine Miene beygelegt, die ihre Schuld ihr entgegentrüge, und hätte zwiſchen mein Mitleid ganz entfernte Winke gegeben, daß ſo viele Zeugen doch auch wohl in für ſie eingenommnen Herzen Zweifel erregen, und die feſteſte Ueberzeugung zerſtören könnten. Das alles ſollte ich nicht thun?

Herzogin. Das alles müſſen Sie unterlaſſen. Ich muß im Namen des Kardinals es Ihnen berichten, und Sie dürfen ſich nicht widerſetzen. Denn wollte auch der Kardinal, aus Liebe für Sie, einer Ausnahme Gehör geben, ſo darf er das nicht thun; des Beyſpiels wegen darf er es nicht. Der Königin Zuſtand wird im ganzen Lande bekannt gemacht, und jeder, der auf die entfernteſte Art ſie kränkte, wäre gleich des Todes Opfer. Und Eboli, Sie glauben doch vielleicht

den Kardinal zu ernſtlich von ſich eingenommen. Ich warne Sie. Sie meiden jeden Wink, der Ihre Hand nach Macht über ihn ausſtrecken könnte. Der kleinſte von der Art tödtet in ſeinem Herzen jede Neigung, und macht ihn zum Tyrannen. Es iſt nicht möglich, ihn wieder zu verſöhnen.

Eboli. Und was für Gründe kann er haben, der Königin das Wort zu reden?

Herzogin. Die Lage der Sachen iſt verändert, Eboli. Des Prinzen Leben iſt in ſeiner Hand. Des Prinzen Leben war ihm lange ſchon im Wege. Einen Erben Spaniens treibt man nicht ſo leicht hinweg. Für einen heimlichen Tod war Karlos auf der Hut, hatte der Freunde und der Wächter zu viele um ſich her, die jeden Schritt von Seiten der Inquiſition mit Falkenaugen ſchützten. Ein ſolcher Tod des Prinzen konnte Aufruhr regen, und in dem Aufruhr konnte man mit untergehen. Itzt iſt der Prinz verwirkt. Beweiſe wider ihn ſind in Menge da, allein noch keiner, daß ein Erbe Spaniens an ſeine Stelle kömmt. Um Karlos dem Volke verhaßt zu machen, muß man ihm eine neue Ausſicht zeigen. Wer iſt dazu geſchickter, als die Königin,

und ihre Schwangerschaft? Und wenn er diesen Plan durchsetzt, und ein andres Kind an Karlos Stelle da ist, dann sind wir, wir gerade, Fürstin Eboli, ihm fürchterlicher, als die Königin, die mit sich schalten läßt. Verstehen Sie mich — sehen Sie, welch' Gewebe man wider uns zusammenspinnt?

Eboli. Ja, Herzogin, ich sehe alles. Nichts entgeht mir mehr. Es ist vergebens, dem Befehle sich zu widersetzen, und man muß in Geduld die Niederkunft der Königin erwarten. Doch mit dem Könige zu reden, das ist nicht verboten. Den will ich in eine solche Stimmung bringen, daß Elisabeth, wenn die Zeit verflossen ist, beym ersten seiner Blicke untergehen soll.

Herzogin. Das muß der Plan auch seyn. Vergessen Sie nicht, Eboli, das Kind hineinzuweben

Eboli. Der König soll es ärger hassen, als er den Prinzen Karlos haßte, wie er glaubte, er strecke seine Hand nach seiner Krone aus. Rache und Eifersucht werden mir schon Worte in den Mund legen, die ihm das Herz mit Gift beladen.

Herzogin. Ich habe, liebe Eboli, dem Könige schon, was Ihre Reize betrifft, ein Bild

gemalt, welches trotz dem, was zwischen Ihnen vorgefallen, das Feuer in der vorigen Stärke anfachen muß. Sie nehmen ihn in den Stunden, wo der Mensch den Vorrang hat; ich in denen, wo der Monarch diesen verdrängt. Da kann es uns nicht fehlen. Der Kardinal muß mit seinen Planen scheitern.

Eboli. Und Karlos Opfer ist also so gut, wie bestimmt?

Herzogin. Nicht anders. In wenig Tagen werden wir ihn zu den Todten zählen.

Sachſen.

Wald bey Wibertsburg.

Platz vor der Höhle des Waldbruders.

Fürſtin Gonzago. Der Waldbruder.
Hernach Gonzago.

Fürſtin (außer Athem vor der Höhle rufend.)

Pater! Pater!

Waldbruder. Was iſt? Sie, Fürſtin? Ha! Sie kommen eben recht. Nur eine Viertelſtunde früher, ſo hätten Sie den Boten des Kardinals ſelbſt ſehen können.

Fürſtin. Auch Ihr habt Nachricht? Ich wundre mich, daß ich noch lebe. Euch mußt' ich ſprechen, ehe ich dem Gatten vom Inhalt dieſer Briefe etwas ſagen konnte, denn er iſt fürchterlich.

Waldbruder. Er wird das nämliche enthalten, was der meine ſagt. Der Fürſt Gon-

zago ist aller seiner Würden entsetzt. Prinz Eboli hat Namen, Rang und Güter erhalten.

Fürstin. Das soll er nicht — bey Gott! das soll er nicht. Auch ist die Nachricht, die man Euch gemeldet, nicht gänzlich wahr. Die meine sagt, man werde dieses thun, wenn er nicht bald zurückkehrt.

Waldbruder. Um Gottes willen, Fürstin, nehmen Sie das nicht für wahr, wenn Sie sein Leben retten wollen! Meine Quellen sind authentischer. Aus ist's in Spanien mit dem Fürsten. Und wann man Ihnen das geschrieben, was Sie sagen, so will man Sie nur locken, ihn wiederzubringen, um Rache an ihm auszuüben. Gott gebe nur, daß Sie nicht selbst das Opfer werden, und mein Rath ist der letzte einzige: Sie müssen Spanien als verloren ansehen, und unsre Fluren als Ihr Vaterland betrachten.

Fürstin. Nein, Pater, nimmermehr! Gesetzt auch, Fürst Gonzago hätte sich so weit vergangen, daß mit Sicherheit er Spanien nicht wiedersehen könnte, so werden Sie doch

nicht mir rathen, daß ich meinem Sohne Johann entziehen soll, was ihm gebührt; daß meines Gonzago Sohn nicht mehr Gonzago seyn, seine Güter, seine Würden in Eusebius Hände kommen sollen, der keine — keine Rechte darauf hat?

Waldbruder. O schrecklich, Fürstin, daß Sie das itzt selbst gestehen müssen! So straft sich jedes Verbrechen doch einmal gewiß. Nehmen Sie vom Himmel die Züchtigung, die er Ihnen ertheilt, und suchen Sie nicht ihn zu noch mehrerm Zorne aufzureizen. Sie wüthen wider sich und Ihre eignen Verwandten. Sie reißen sich in den Abgrund eines unabsehbaren Unglücks hinab, und Ihr Sohn und Ihre Tochter sind verloren. Sie können hier so ruhig leben, gute Fürstin! —

Fürst (tritt aus dem Gebüsche hervor.) Fürstin! ich eilte Ihnen nach. Ich weiß, Sie haben Nachrichten, ich auch. Die Herren in Madrid haben mich der Mühe überhoben, ihnen mein Außenbleiben zu melden. Sie haben meine Würden meinem Sohn Eusebius übertragen, und ich bin dadurch frey von allen

Pflichten. Mir fehlt nur eins zu meinem Glücke. Wenn ich Henriko und meinen Sohn in meinen Armen hätte, so tauscht' ich nicht mit König Philipp und allen seinen Reichen.

Fürstin. Gonzago! Wo ist denn Ihr Stolz? Soll ich ihn aus dem Schlafe wecken? Sie wollen nicht bloß sich das alles entziehen, was kein König und kein Kardinal Ihnen zu entziehen vermag; Sie wollen Ihren Sohn Johann auch um sein Erbtheil bringen? Was hat Eusebius für Vorrechte in Ihrer Liebe?

Fürst. Still, Fürstin, ich will Ihnen noch etwas Neues sagen. Es ist noch kein Vergleich zwischen diesem Johann, unserm, und zwischen Karlos, Philipps Sohne. Und Philipps Sohn ist nicht allein um seine Kronen — vielleicht auch um sein Leben . . .

Fürstin. Prinz Karlos? Machen Sie doch nicht, daß ich den Glauben an Sie verliere, Fürst.

Waldbruder. Nein, Fürstin, auch ich weiß, daß dem so ist; und nun bedenken Sie,

wenn man den Königssohn nicht ſchont, ob man den Ihrigen ſchonen wird.

Fürſtin. Ich muß von allem dem erſt nähere Berichte haben. Sie können alle falſch ſeyn. Ich erwarte Briefe vom Kardinal, und dann will ich entſcheiden.

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Zimmer deſſelben, woran ſein Kabinet.

Nachts zwölf Uhr — Todtenſtille.

Prinz Karlos. Hernach der Kardinal.

Karlos.

Wie kann er's wagen, mich noch unter ſeinen Augen zu dulden? Wie kann er's wagen, mich noch anzuſehn? Wie kann es möglich ſeyn, daß er ſich unter vier Augen noch zu mir trauet? Nein! es wird eine Schaar Begleiter mit ihm kommen, und er wird meiner Stunden letzte mit ſeinem Anblick mir noch zu verbittern entſchloſſen ſeyn. Ewiger! ich bin auf meinen Tod bereitet. Laß ihn in dieſer oder in der nächſten Stunde erſcheinen, und er kömmt mir nicht unerwartet. Es iſt Dein Rathſchluß, daß ich Spanien nicht beherrſchen ſoll, und Du mußt wiſſen, was mir gut und nütz-

lich ist. (Ein Geräusch im Kabinette) Er ist's! Und doch allein?

Großinquisitor (tritt mit allen Zeichen des Schmerzes aus dem Kabinette) Mein Prinz! ich halte diese Stunde für eine der wichtigsten meines Lebens. Es ist die Zeit erschienen, wo ich meinem Herzen die Hoffnung gebe, daß es nicht umsonst zu Ew. königlichen Hoheit reden wird. Sie stehen vor mir als Verbrecher mir von Ihrem Vater übergeben.

Karlos. Ich hatte nie einen Vater. Der Name ist aus meinem Herzen ausgelöscht. Sagen Sie, von meinem Könige. Er lehrte mich nie etwas anders als den Schall des Wortes kennen. Für den Sinn desselben bekam ich nie Gefühl, denn nie ward es mir aus einer seiner Handlungen verständig. Der Vater kann den Sohn auch niemals als Verbrecher anerkannt haben. Nie, so lange die Welt steht, kann das geschehen seyn. Es streitet wider die ersten geheimen innern Gesetze der Natur. Es streitet wider der Menschheit erste Empfindungen. Doch, kannte Philipp jemals Menschheit?

Großinquisitor. Ich verzeih' es Ihnen, junger Mann, daß Sie den Vater lästern. Ihr

jugendliches Feuer, Ihre Hitze reißt Sie hin. Sie wissen nicht, durch wie viel Wege dieses Lebens sich Philipp drängen müssen, durch wie viel unvermeidlich grause Scenen sein Gefühl sich abgestumpft. Sie wissen noch nicht, was dazu gehört, ein Land, wie seine Monarchie, und Millionen Menschen in Ordnung zu erhalten. Genug, Prinz, daß er zu entschuldigen ist. Nennen Sie ihn Vater oder König — nennen Sie ihn Tyrannen. Auf meine Seele kann das keinen Einfluß haben, sie mir nicht schwärzer machen. Ich liebe Philipp und liebe Sie. Für Beide hab' ich meine Tage geopfert. Für Beider Wohl wachte ich unabläſſig. Ein andermal davon, was die Regierung durch mich gewann — ein andermal davon, was ohne mich aus ihr geworden wäre. Genug, ich bin bereit, das große Werk der Sühne zwischen Sohn und Vater, zwischen Regenten und Regentenfolger zu unternehmen. Deswegen ließ ich Sie in meine ungestörte Einsamkeit bringen.

Karlos. Hat sich die Welt verändert, daß Sie diesen Vorsatz fassen können? Sie müßten, dächt' ich, an der Möglichkeit von dem verzweifeln, was Sie unternehmen wollen. Sie müßten,

dächt' ich, die Verſöhnung verwünſchen, die Sie mir vorſchlagen. Können Sie den Geiſt aus mir hinweghauchen, der Menſchenglück befördern will? Können Sie meinem Vater den nehmen, der nach Menſchenunglück geizt — im eigentlichen Verſtande geizt? Und ohne dieſer Beiden eines, iſt Verſöhnung unter uns doch wohl nur Hirngeſpinnſt. Können Sie ſeinem Sinne eine andre Richtung geben, o! ſo ſind Sie nicht blos mir, Sie ſind ganz Spanien, Sie ſind dem Ewigen über uns ſelbſt ein Bote des Friedens. Schaffen Sie den Tyger zum Menſchen um, und Sie ſtehen an der rechten Hand des Schöpfers; Sie ſtehen faſt ihm gleich. Doch laſſen Sie mich nicht in meinen Eifer kommen, Kardinal; ich mögte unterſuchen, woher dieſe Grauſamkeit Dom Philipps Eigenthum ward. Ich mögte auf die erſten Quellen zurückgehn, die der Menſchheit Züge aus ſeinem von dem Schöpfer menſchlich geſchaffenen Herzen verdrängten. Ich mögte nach den Schlangen forſchen, die ihr Gift unmerkbar in ſein Herz gelegt, die in das meinige es auch zu legen, ſich ſo viele Mühe gaben. Ich mögte — Kardinal — ich mögte Sie ſelbſt ſchamroth machen.

Großinquiſitor. Gelaſſenheit und Duldung, Prinz, iſt unſre erſte Pflicht und Tugend. Nur geb' ich Ihnen zu bedenken, Karlos, daß Sie in einer Lage ſind, wo man den ſo hoch gewähnten Ton ein wenig herabſtimmen ſollte. Wir wollen uns nicht bey unnöthigen Vorreden verweilen. Ich will zur Sache gehen. Nach den Geſetzen iſt Ihr Leben verwirkt. Der Königsſohn ſchützt nicht für den Verbrechertod.

Karlos. Freylich kann ungeſtraft nur der öffentliche und der geheime Monarch Verbrechen begehen.

Großinquiſitor. Laſſen Sie mich enden, Prinz. Der Monarch will eine ſtrenge Unterſuchung von Seiten der Kirche, und ſie iſt beſchloſſen. Das Volk hat ſchon den Keim von Ew. königlichen Hoheit Widerſetzlichkeit, der Kirche Lehren rein zu glauben, eingenommen. Sie haben ſich von keiner Seite zu verſprechen, daß man Ihnen Beyſtand leiſten wird. Unter Philipps Größe zittert alles, was auch bereit ſeyn mögte, Ihnen Hülfe zu wünſchen. Nur ich, mein Prinz, nur ich

kann retten. Ich bin der einzige, aus deſſen Händen Sie nicht blos Ihr Leben erhalten, aus deſſen Macht Sie Ihren Thron und Ihres Vaters Monarchieen erlangen können. Sie unterwerfen ſich nur einer kleinen Bedingung.

Karlos. Und welcher? Hören will ich ſie, wenn ich gleich zittere, ſie zu hören; wenn ich gleich zum Voraus mir denken kann, daß ſie mit meinen Grundſätzen und mit meiner Seele Wünſchen unmöglich ſtimmen kann.

Großinquiſitor. Wenn Sie in Gegenwart meiner und der beiden erſten Beyſitzer des Tribunals der heiligen Inquiſition ſich eidlich erklären, daß Sie, ſo lange Sie noch Prinz ſind, nie das Reich verlaſſen wollen; daß Sie, ſo bald Sie zur Regierung kommen, uns in unſrer Macht uneingeſchränkt beſtätigen, und jeden Ausſpruch gut heißen wollen, den wir über Religion der Menſchen thun; wenn Sie mit Ihrem Glauben ſich ebenfalls, wie Ihr großer Vater Philipp, unter unſre gottgefällige Sorgfalt begeben, und bey jedem Zweifel uns zu Rathe ziehen wollen; wenn Sie

ebenfalls eidlich und bey dem Gott, den Sie verehren, uns betheuern wollen, den weltlichen Arm nie uns zu versagen, wo er zur Erfüllung unserer Bluturtheile nöthig ist: so entlassen wir Ihnen die ganze Untersuchung, so nehmen wir es auf uns, Sie dem Könige unschuldig darzustellen, und Ihre Vertheidiger nicht allein zu werden, sondern Ihnen auch noch beym Leben Ihres Vaters ein königliches Ansehn zu verschaffen.

Karlos. Sie verlangen also, daß ich Meyneide schwören, mit meiner festen bessern Ueberzeugung schwören soll?

Großinquisitor. Ein wenig noch Geduld, mein Prinz, und hören Sie mich aus. Hier ist weder von Ihrem Gewissen noch Ihrer Denkungsart die Rede. Sie sollen uns nicht schwören, daß Sie unsre Lehren glauben, sondern nur, daß Sie sich ihnen unterwerfen wollen. Sie sollen uns nicht schwören, daß Sie Ihre Regierung, wann Sie sie nach unserm Willen einrichten, für recht halten, sondern nur, daß Sie sie wirklich nach unserm Willen einrichten wollen. Wir wollen Sie

überzeugen, daß Spaniens Monarchieen sich auf keine andre Art regieren lassen; wir wollen Ihres Gewissens Last auf unsre Schultern legen. Wir wollen für alles Ihnen die Absolution ertheilen, was Sie unrecht zu thun glauben; und wir können es, denn Sie thun es ja in unserm Namen, wie wir es Ihnen anbefohlen, und die Sünde fällt auf uns zurück. Sie sollen keiner nachtheiligen Empfindung fähig werden, so wollen wir Sie sichern. Sie sollen leben, und genießen.

Karlos. Ich erstarre fast vor Ihren Augen, Kardinal. Und doch brennt's in mir so, daß ich die Wuth des Fiebers fühle. Mir einen solchen Vorschlag? mir, Spaniens Prinzen? mir, einem Menschen, der eine Seele hat? Mich will man zur Statue machen, deren Glieder man nach Wohlgefallen sich bedienen will? Mir trauet man zu, daß ich, der Hoffnung eines künftigen Lebens erster Vertheidiger, von dessen sicherm Daseyn völlig überzeugt, um nicht zu sterben, muthlos leben werde? Ich, der ich Thatkraft in dem Körper, Denkkraft in der Seele fühle, wie sie keiner hat; ich soll Maschine von den Menschen werden, die mir von jeher ein Abscheu waren, die ich

immer haßte, und noch haſſe, nicht, weil ſie mich beleidigten, nein, weil ſie Gott haſſen.

Großinquiſitor. Prinz! mäßigen Sie ſich — Bedenken Sie, der Weg iſt Ihre letzte Rettung.

Karlos. Ich verachte aus Deiner Hand die Rettung, Prieſter. Was? mäßigen? Nein, ich will's in keiner Art mehr. Ich ſoll den kalten ungezähmten Mördern der edelſten Geſchöpfe Gottes ſchwören, daß ich mit ihnen morden will? Ich ſoll mich aller ihrer vorigen Sünden theilhaftig machen, und alle künftigen die meinen nennen? Ich ſoll der Deckel zu den Schandthaten werden, die ſie üben? Hab' ich je, Prieſter, eins der ſchrecklichen Schauſpiele, die Ihr den Menſchen gabt, aufführen ſehen, ſeit man mir der Kindheit Zwang abgenommen? Hab' ich als Kind nicht bey dem Winſeln der Unglücklichen geweint, und ſoll ich mich als Mann dagegen verhärten? Soll ich die ſchönen Gefühle der Natur Ungeheuern opfern, wie Ihr es ſeyd?

Nein, Kardinal; hat Gott beſchloſſen, daß Spanien länger unter der Dominikaner Geißel ſeufzen ſoll, ſo ſuchen Sie einen König aus den Böſewichtern. Je ärger Sie ihn finden, deſto

beſſer iſt er für Sie. Euch unterthan ſeyn will ich nicht, Ihr geiſtlichen Tyrannen!

Großinquiſitor. Wohlan! mein letztes Wort wird weggeworfen. Ich waſche meine Hände in Unſchuld über Sie. Ihr Loos iſt fürchterlich. Ich übergebe Sie dem heiligen Gericht und deſſen Kerkern.

Karlos. Und ich — ich übergebe Dich dem, der allein Dich ſtrafen kann. Dein Gewiſſen muß Dich noch einſt verzehren — Glaubſt Du, Mann, mit der unbegränzten Macht, daß ich nicht in Dein Innerſtes geblickt? Du ſcheinſt nie zu zittern, für nichts, und ich habe für Dich ſelbſt Dich zittern ſehen. Du haſt Dich nicht getraut, den Königsſohn zu morden, und dieſer Mord iſt's auch, der Dich aus Deinem Schlafe wecken wird. Du ließeſt mich nur kommen, um wo möglich dieſe Schuld Deiner Seele zu entnehmen. Allein, es geht nicht.

Karlos. Sie müſſen es von mir hören, daß mein Tod nothwendig iſt, um Ihrer Sünden Maaß zu füllen. Sie hatten noch nicht ganz den Gipfel erreicht, auf dem Sie ſtanden. Ein Königsmord hat ihn erſtiegen.

Großinquiſitor. Ich welche Ihren Läſterungen — Wiederholen Sie ſie nur vor dem Tribunal. (Für ſich mit den Zähnen knirſchend) Es iſt entſetzlich, daß er mir das ſagen kann. (Er zieht eine Schelle, einige Patres erſcheinen) Bringen Sie den Prinzen wieder in ſein Gefängniß.

(Prinz Karlos ſchweigend ab mit ihnen.)

Großinquiſitor. Hartnäckiger! — Doch hatte er ſich in mein Herz geſchlichen, und eine Falte drin entdeckt, und eine Saite drin berührt, die wahrlich mir empfindlich war. Ich muß mir's, ich mag wollen oder nicht, geſtehen, daß ein Königsmord ein ſchreckliches Gefühl iſt, daß es uns ganz natürlich widerwärtige Empfindungen erregen muß. Allein, wenn man's nicht beſſer will, ſo muß man ſich's gefallen laſſen. Ich werfe alle Schuld auf Philipp zurück. Er mag den Mord vertheidigen.

Madrid.

Königliches Schloß.

Prinzessin Eboli. Elisabeth.

Eboli.

O meine Königin! Ich komme furchtsam vor Ihr Angesicht. Ich habe eine Bitte, deren Inhalt Sie befremden wird, und deren Gewährung ich mir fast nicht versprechen darf.

Elisabeth. Reden Sie, Kind. Was ist mir denn so werth, wie Sie? Sie wissen's ja, Sie haben's ja gesehen, daß die Velasko und die Mondekar mir nicht am Herzen liegen. Ich wünsche Aller Glück; wünsche, daß jede, die um mich ist, jede, die ihre Zeit mir opfern muß, zufrieden lebe; ich trage alles dazu bey, ihr Vergnügen zu befördern; allein, Zuthätigkeit, wie ich sie gegen Sie empfinde, hab' ich gegen jene nicht. Entdecken Sie mir Ihre Wünsche, ich will sie zu erfüllen — Ihre Gefahren, ich will sie zu ver-

hindern — Ihre Furcht, ich will ſie in Hoffnung zu verwandeln ſuchen. Man giebt mir ohnedem, meine theure Eboli, hier ſo wenig Gelegenheit nützlich zu werden, daß ich nach ſolchen Fällen geize. Die Königinnen Spaniens ſollen nur von Pracht und Verehrung leben, nicht in Wohlthun und Darſtellung Ihres guten Herzens wandeln. Der Name ſoll bey ihnen all' die Liebe des Ganzen auf ſie häufen, nicht die Handlungen. Und mir wäre es tauſendmal lieber, unter meinem Volke als Mutter dazuſtehen, als wie Königin vergöttert zu werden. Gutes Mädchen! Du biſt in Spanien die erſte geweſen, bey der ich Theilnehmung wahrnahm. Ich liebe Dich als Freundin, und würde öffentlich als Freundin Dich anerkennen, wenn man einer Königin von Spanien nicht das Geſetz gemacht, keine Freundinnen zu haben.

Eboli. Und ich, Monarchin, ſtehe beſchämt vor Ihnen da. Ich ſehe es voraus, daß, wenn ich meine Bitte Ihnen entdecke, Sie mit andern Augen mich betrachten werden.

Eliſabeth. Sie können nichts bitten, Eboli, was mir zuwider ſeyn könnte; denn Sie können um nichts bitten, was Ihre Glückſeligkeit nicht

befördern könnte. Verscheuchen Sie also jeden Zweifel.

Eboli. Rui Gomez hat aufs neue beym Könige um meine Hand geworben, und Philipp hat ihm solche zugesagt.

Elisabeth. Zugesagt? Und sein mir gegebenes Wort gebrochen? Sie irren sich, Prinzessin; Ihre Einbildungskraft spielt Ihnen einen Streich. Der König kann sein Wort nicht brechen. Ich verspreche Ihnen Befreyung von diesem Uebel — ich verspreche Ihnen, daß Sie nicht weiter von diesem Rui Gomez überläſtigt werden sollen — ich verspreche Ihnen in wenig Augenblicken dieser Sache Ende.

Eboli. Wie bin ich der Monarchin für diese Wärme Dank und ungetheilte Liebe schuldig! Allein, was Sie mir schenken wollen, Königin, davon wünsch' ich das Gegentheil, und meine Bitte geht dahin, daß Sie mir verstatten, Rui Gomez meine Hand zu geben.

Elisabeth. Verstatten soll ich's Ihnen? Sie wollen ihn? Prinzessin! wenn ich Beweise Ihres offenen Betragens hätte, wenn ich nicht jedem Zweifel es untersagt, in mir zur

Gewißheit zu gelangen, ſo würd' ich itzt mir die Idee machen, Sie heuchelten. Wie kann Ihnen der nun angenehm geworden ſeyn, den Sie ſonſt haßten? Haben Sie ſich überreden laſſen, ſo war ich es wenigſtens nicht, die Ihren Willen zu ihm lenkte; will nicht die ſeyn, die Ihren Widerwillen, der vielleicht nur eingeſchläfert iſt, bekämpft, Sie in einem übereilten Schritte beſtärkt, den Sie hernach bereuen könnten. Rechnen Sie mir das, was ich Ihnen itzt ſagen werde, nicht als Mißtrauen an. Es iſt's nicht, es iſt Liebe für Sie. Wenn Sie die Freundin ſchätzen, die ich Ihnen gezeigt — wenn Sie wirklich die ſind, die ich in Ihnen mir gedacht habe, und wenn Sie etwa die Monarchin noch zugegen glauben — theure Eboli! (ſie umarmt ſie) ſo iſt ſie itzt verſchwunden — ſo entdecken Sie mir, wer Sie überredete — wer von Ihrem Herzen dieſes Opfer verlangte?

Eboli. Niemand hat mich überredet, Königin. Ich habe mir ſelbſt alles durchdacht. Des Königs Haß muß auf mich fallen, wenn ich ſeinen Planen zuwider handle. Des Königs

Haß muß mich von Ihnen trennen, und was iſt härter — was iſt für mich niederſchlagender? Ich gebe zu, daß Ew. Majeſtät, der König, eine neue Fürbitte nicht zurückweiſen werden; allein, ich werde drum nicht minder der Gegenſtand ſeiner Ahndung ſeyn. Rui Gomez iſt ſein Liebling, ſeit Alba ihn verlaſſen, und unzufriedene Günſtlinge ſieht man nicht gern um ſich; und kann man ihnen auch nicht helfen, ſo ſtraft man die, die ihre Unzufriedenheit verurſachen. Noch mehr; da meine Königin doch einmal meines Herzens Innerſtes zu ſehen wünſcht, da ich mit dieſer Umarmung Sie als Schweſter betrachten darf, ſo will ich auch vom Unglück meines Hauſes nichts verhehlen: Sie ſehen in mir eine vater- und mutterloſe Waiſe. Durch's fürchterliche Tribunal der Inquiſition iſt Fürſt Gonzago ſeiner Würden entſetzt, und Prinz Euſebius in ſeine Rechte getreten. Die Gattin eines Ketzers kann unmöglich der fernern Gnade eines ſo heiligen Monarchen gewürdigt werden. Mein Bruder iſt die einzige Stütze unſers Hauſes, und mein einziger Beſchützer, und er iſt Rui Gomez Freund, und er will nur dann mich Schweſter nennen, wenn ich ihm meine Hand reiche.

Eliſa.

Elisabeth. So hat die Tyranney auf Blutsfreundschaft auch ihre ungemessene Begierde erstreckt? Nein, Eboli, der Bruder muß durch Vorstellungen sich erweichen lassen.

Eboli. Wenn es Elisabeth befiehlt, so geben Alle nach. Nichts destoweniger bleib' ich der Gegenstand des Hasses. Ich kann von Ihnen mich nicht trennen, Königin. Ich kann in keiner Laufbahn glücklich seyn, wenn Ihre süße Freundschaft aus derselben entfernt seyn muß. Noch mehr — ich kann nie lieben, Königin, weil ich einmal unglücklich liebte —

Elisabeth. Das hab' ich geahnet. Unglückliche —

Eboli. Nennen Sie mich nicht so. An Ihnen hatte ich eine Vorgängerin, deren Fußtapfen ich folgen werde. Heldenmüthig werd' ich, die Leidenschaft überstehen, die mein Innerstes zerreißt. Wenn er nur glücklich ist — ich will's nicht seyn.

Elisabeth. So edel könntest Du denken, Mädchen? Nun, dann habe ich mich gewiß in Dir nicht geirrt. Dann bist Du mir ein Engel vom Himmel gesandt, um in so vielen Leiden Trost

in meine Seele zu gießen. Ich kann mit Dir mich nun von vielem unterhalten, worüber sonst mein Mund sich schließen mußte. Ich kann mit Dir von einer Zukunft reden, die schwarz über mir aufzugehen scheint. Es wäre schrecklich, Mädchen, wenn dem Manne, dessen Glück ich einst machen sollte, ich Verderben brächte. Doch stille itzt davon. Ein andermal mehr über den Störer unsrer Ruhe. Itzt nur von Dir — Glaubst Du, daß Deines Bruders gütige Blicke, daß des Monarchen Gnade, Dir ein Leben mit dem Manne, den Du hassest, versüßen können?

Eboli. Ich werde ihn nie lieben, aber ich werde lernen, ihn nicht hassen. Auch ist er mir, seit der Veränderung in meinem Herzen, weniger verhaßt. Ich sprach ihn selbst, und hörte von ihm, daß er nie auf innige Herzensliebe von meiner Seite Anspruch mache, daß hingegen von der seinigen er immer meinem Herzen jeden Wunsch erfüllen wolle. Ich sichre mir die Zukunft, sichre mich für Trennung von Elisabeth, und bin dann glücklich.

Elisabeth. Doch muß ich sagen, daß so schnelle Fassung hierüber ich Ihrem warmen Herzen, Eboli, nicht zugetrauet hätte. Lassen Sie

mich einige Augenblicke allein. Ich muß mit mir zu Rathe gehen. Sie opfern, oder in Ihr Opfer willigen, wird mir nicht so leicht. Auch — verzeihen Sie mir immer diese letzte Aeußerung von Mißtrauen — kann ich nicht gut begreifen, wie man so schnell von einer Liebe, wie man gegen den Gegenstand haben muß, zum Opfer seines ganzen Lebens übergehen kann.

Eboli. Mir ahnete, daß meine Königin das nicht gutheißen würde. Doch hoffe ich, bey näherer Ueberlegung werden Sie finden, daß der Mann, der uns nicht glücklich macht, doch immer uns Beschützer seyn kann, wo wir einen nöthig haben. Ich verlasse Sie, Monarchin, in der Hoffnung, mit dem heißen Wunsche, daß ich Ihre Gnade nicht verloren habe.

(ab.)

Elisabeth. Welch ein Zusammenfluß von sonderbaren Ideen war in mir! Es war mir nicht, als wenn sie mir weniger wäre, daß sie den Prinzen liebt, und doch schien ihre Liebe mit der meinigen nicht zusammenzustimmen. Sie hatte keine Ansprüche auf den vollkommnen Mann, als höchstens leidenschaftliche. Sollte etwa Karlos sich vergessen und ihr Hoffnungen gemacht haben?

Er ist ja Mensch. Er ist Schwachheiten unterworfen — Das wäre übel, und in dem Falle hätte ich mich da verrathen, wo ich mich nicht verrathen sollte. Es reißt uns hin, wir können nicht widerstehen, wenn wir einmal ein harmonisches Herz finden. Es war mir lieb, daß sie ihn liebte. Allein, ich hätte selbst dieses Liebseyn nicht verrathen sollen.

(Pause.)

Ich werde die Aebtißin Bertha kommen lassen. Sie kennt sie, sie hat sie erzogen. Sie muß von ihrem Herzen ganz genaueste Kenntniß haben, und ich — ich brauche dieses Herzens Kenntniß.

(ab.)

Madrid.

Dominikanerkloſter.

Sprachzimmer.

Der Prior des Kloſters. Pater Gregorio.

Prior.

Ich kann nicht anders, Pater. Sie folgen mir in das Gefängniß. Es iſt des Kardinal Großinquiſitors ſtrenger Befehl, und ich darf mich nicht widerſetzen. Wie konnten Sie auch nur ſo unvorſichtig in der Verſammlung aufſtehen, und für den Prinzen reden? Sie hörten ja, daß er der Kirche Lehren nicht annahm!

Gregorio. Ja, Prior, das habe ich gehört, und zwar zum erſtenmal mit Gründen es gehört, die mich für meinen eigenen Glauben zittern laſſen. Es iſt entſetzlich, daß man einen Prinzen von ſo ſcharfem Ueberblick des Ganzen, von ſo richtigem Gefühl, der ſich ſo rein entſchuldigte, daß ihn

nichts verdammen kann, dennoch zum Tode verdammen will. Ich konnte mein Gewissen nicht betäuben. Ich mußte reden, wie mich mein inneres Gefühl dazu trieb. Ich glaubte tauben Ohren nicht zu predigen. Ich hielt Sie Alle für zu gute Menschen, als daß der Beste, der in Spanien wallt, ihr Opfer werden sollte. Mich entzückte die Offenheit, mit welcher er sein Glaubensbekenntniß ablegte; mich machte es ganz ihm ergeben, daß er furchtlos in sein Herz sehen ließ. Es weckte meine ganze Ehrfurcht für ihn, daß er so reife Wissenschaft von allem sehen ließ, was unsre Kirche lehrt. Mein guter Prior! er war wohlunterrichtet. Er ist kein Laye in der Religion, zu der er sich bekennt. Er wußte alles, was wir lehren, alles — es entging ihm keine der Aeußerungen, die zu unserm Glauben gezählt werden. Allein, daß er das Licht von Gott erhalten, besser zu unterscheiden, als seiner Diener Erste; daß er zu trennen wußte, was zum Mißbrauch gehörte; daß er das Gelchte mancher von der Kirche, nicht von Gott gemachten Einrichtungen einsah — das war es, was Sie Alle gegen ihn aufbrachte — das war es, was Alle im Gegentheil, wenn Sie nach ihrer Pflicht gehandelt,

auf seine Seite hätte ziehen sollen. Sie wissen's nur zu gut, mein lieber Prior, daß er Aller Herzen erschütterte.

Wie er von dem Verfahren der Inquisition die grause Darstellung machte, da erblaßten die Lippen des Kardinals. Freylich strömte das Feuer in die Augen, die ihn wüthend anblickten, und die Rache sehen ließen, die in seinem Herze kochte. Doch sah ich Manchen in der Versammlung die Augen niederschlagen, und dem Prinzen in ihrer Seele Recht geben. Ich war überzeugt, er habe es, und von dem Augenblick an, verschwand meine Achtung gegen den Kardinal, nicht als gegen meinen Vorgesetzten — als solchen bin ich schuldig, ihn zu ehren; allein, zu seinen Schwächen einzustimmen, seinen menschlichen Leidenschaften hülfreiche Hand zu bieten, dazu bin ich doch nicht verpflichtet? Der Himmel, Prior, gab mir auch ein Herz, das richtiges Gefühl verehrt; gab mir ein Herz, das gern mit Ehren einst in seine Hände wiederkehren will. Mein ganzes Blut empörte sich, da man zum Stimmen schritt, und sich der Kardinal Großinquisitor für des Prinzen Untergang erklärte. Ich dachte aber

doch nur, daß er sich durch's übereilte Urtheil geschadet, nicht dem Prinzen.

Als aber andere Stimmen auch den Tod im Munde führten, als Tod die Losung blieb, und nichts als Tod ertönte; als nun an mir die Reihe war, die letzte Stimme zu geben, da dachte ich: Nein! so verlassen soll er doch nicht seyn! Prinz Karlos kann doch wohl auf Eine Stimme Rechnung machen. Und weil ich glaubte, meine bloße Stimme würde übersehen werden, so bat ich um Gehör.

Prior. Welches Ihnen der Kardinal blos aus dem Grunde zugestand, weil er dachte, Sie würden sich als Neuling, und als Mann von Kopf durch eine Rede auszeichnen, die das Verfahren des heiligen Tribunals vertheidigte. Noch nie war es erhört, dem Kardinal zu widersprechen. Noch nie, lieber Pater Gregor, hat einer sich das unterstanden. Beurtheilen Sie nun die Bestürzung. Alle wußten, nachdem Sie für des Prinzen Bestes nur zehn Worte ausgesprochen hatten, daß Sie verloren wären. Daher entstand das Geräusch, wodurch jeder Ihnen zu erkennen geben wollte, Sie mögten schweigen. Als Sie um Stille baten, glaubte

der Kardinal noch einmal, Sie sollten Ihre Meynung ändern.

Er sagte mir, er habe sich's nicht können möglich denken, daß ein Dominikaner, der in des Ordens Lehren unterrichtet wäre, der nach meiner Versicherung von jeher Eifer blicken lassen, so reden können. Wie Sie des Prinzen Lehren vollends zu verfechten anhuben, hieß er Sie schweigen und sich gleich entfernen. Nach Ihrer Entfernung sprach er mit vieler Wehmuth von Ihrem Zustande, sagte, daß Sie sich vom Teufel hätten blenden lassen, der aus des Prinzen Vortrag deutlich wider die Kirche gesprochen, und hielt an die Versammlung nun erst einen langen Sermon, wie unwiederbringlich schädlich es sey, einen Ketzer anzuhören; kam auf die Folgen, wenn ein solcher Prinz zur Herrschaft käme, und ließ die Versammlung hierauf aus einander gehen. Auf morgen ist die neue angesetzt, wobey Sie nicht erscheinen dürfen, wenn Sie nicht feyerlich mir zum voraus versprechen, Ihr gestriges Verfahren zu widerrufen, laut zu bekennen, daß Sie sich von des Prinzen rednerischem Vortrage blenden lassen, daß Sie nun aber den Irrlehren nachgedacht, und gefunden, daß Sie dem Kardinal und der ganzen

Versammlung ein Aergerniß gegeben, wofür Sie ihnen Rechenschaft und Genugthuung schuldig wären, die Sie durch Widerrufung und Einstimmung in des Prinzen Todesurtheil hiermit geben wollten. Dieß ist das einzige Mittel, wodurch Sie sich von Ihrem Verderben retten können.

Gregorio. Wenn es das einzige ist, mein lieber Prior, so behalten Sie Ihr Rettungsmittel, und lassen Sie mich ewig in dem Kerker. Ich fühl' es ohnedem, ich bin zum Dominikaner verdorben. Und warum sollt' ich mich scheuen, meine Zelle, die nicht viel besser, als ein Kerker ist, mit diesem zu vertauschen, da ein Prinz, wie Karlos, Königreiche mit dem Tode vertauschen muß? Wollen Sie mir einen Dienst erweisen, lieber Prior, so sagen Sie dem Kardinal, daß ich auf Karlos Glauben leben und sterben könnte, und würde; daß mir seine Vorstellungen so einleuchtend gewesen wären, daß mein Verstand dadurch erst rege geworden; daß seine Schilderungen des Inquisitionsgerichts Grausen darüber in mir erregt; daß ich nur einmal dieses Tribunals Beysitzer gewesen, und mit Freude mich erfüllt, daß ich auch im ersten Augenblicke der schrecklichen Gefahr entronnen, ein Todesurtheil durch meine Stimme zu

befestigen. Wäre der Fall ein anderer gewesen, so hätte ich mich gewiß verleiten lassen. Ich kann den lauten Dank gen Himmel nicht verheimlichen, daß meine Laufbahn sich so geendet.

Prior. Nun dann, Pater, so wasch' ich meine Hände in Unschuld. Ich kann nicht dafür. Ich habe Sie geliebt, ich habe Ihr Glück befördern wollen. Der Kardinal lag lange mir schon an, ob ich nicht einen Mann von Kopf in meinem Kloster hegte, dem er allenfalls wichtige Dinge anvertrauen könnte, und meine Gedanken fielen auf Sie. Der Rath, den Sie mir oft gegeben, wenn zweifelhafte Fälle sich in meiner Seele kreuzten, ließ mich in Ihnen einen Mann erblicken, der den Absichten des Kardinals entsprechen könnte. Der Fall ist übel ausgeschlagen, und mir thut's weh, und ich werde mich ewig kränken, daß ich gerade Sie in Vorschlag brachte. Ich will indessen sehen, ob ich Sie noch retten kann. Inzwischen itzt, wenn Sie nicht noch nachgeben, müssen Sie mir folgen.

Gregorio. Ich folge Ihnen gern. Nur, Prior, will ich Sie als Freund noch warnen. Bedenken Sie, wozu Sie Ihre Hände und Ihren Willen bieten. Bedenken Sie, Mann! der

Gewiſſen haben und verbreiten ſoll, daß Sie das Ihrige auf ewig aufgeben. Wenn dieſer Prinz mit leichenblaſſem Geſichte, mit Todesmienen und in blutigen Zügen einſt ſich Ihrem Todesbette nähert, was wollen Sie dann ſagen? Womit gedenken Sie dann die Todesangſt zu lindern, die Sie überfallen kann, und wird? Bey Gott! Prior, der Prinz iſt unſchuldig — es iſt nur Eine Wahrheit, die den Menſchen zeichnet, und ſie zeichnete ihn edel. Prinz Karlos wäre ſeiner Unterthanen Gott geworden, und wer ihn tödtet, tödtet das Glück von Tauſenden. Sie, Prior, haben Theil an dieſem Morde. Wenn Sie noch retten können, ſo retten Sie.

Prior. Ich kann nicht retten, Pater. Philipp will, daß Karlos ſterben ſoll — wir geben nach —

Gregorio. Mann! laß Dich doch nicht irre führen! Laß Dich von Menſchen doch nicht hintergehen, die tauſendmal Dich überſehen! Dieſer Prinz fällt durch die Mordſucht Eurer Inquiſition. Ermanne Dich. Geh hin zu Philipp. Sage dem Vater, daß er ſeinen Sohn nicht opfern ſoll — Haſte ihm für ſeine Rechtſchaffenheit. Sag' ihm, er werde durch Pfaffentrug

beherrscht. Ich wette, dieser Philipp wird sich bald vom irrigen Wege wieder auf den rechten bringen lassen — und denken, daß es keine Kleinigkeit ist, den einzigen Erben seiner Kronen so dahin zu geben.

Prior. Um Gottes willen, ängstigen Sie mich nicht so! Ich zittere schon am ganzen Leibe. Was kann ich denn davor, daß dieser Kardinal Königsblut für so nöthig hält, um seinen Thron zu stützen?

Gregorio. So versuchen Sie wenigstens den Weg. Versprechen Sie mir, dem Könige etwas zu sagen, was seine Meynung von dem Prinzen Ihnen enthüllen kann, dann können Sie nach dieser Ihre fernern Vorschläge einrichten. Seyn Sie, um aller Heiligen willen, für die Rettung dieses edlen Prinzen wärmer!

Prior. Ich will es. Ich will versuchen, was ich ausrichten kann.

Gregorio. So kommen Sie. Ich will Sie von dem edelsten Geschäfte nicht länger abhalten. Führen Sie mich in mein Paradies, und eilen Sie zum Könige.

(Sie gehen ab; nach einer Weile kömmt der Prior wieder.)

Prior. Daß ich die Thorheit auch beginge, in Händel mich zu mischen, die mich nichts angehn! War ich je etwas anders, als des Kardinal Großinquisitors Sprachrohr? Und warum sollt' ich itzt von dieser Beschäftigung mich entfernen — warum gerade itzt den Grillen eines mißsüchtigen Menschen folgen? Der Vater rechte mit dem Sohne. Hab' ich so lange auf des Kardinals Absolution zu sündigen gewagt, so mag er diese Sünde auch noch auf sich nehmen. Ich habe viel Angst ausgestanden. Gott Lob! daß sie vorüber ist. Ich werde diesen unheiligen Gregor itzt meiden; denn seinem Ahnherrn kommt er doch nicht gleich, und so wird hier auch Keiner von ihm bekehrt werden.

Aranjuez.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer.

König Philipp. Prinzessin Eboli.

Philipp.

Sie lassen mich die lang entbehrten ächten Freuden der Wollust wieder schmecken, liebe Eboli. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken, nicht, wie ich Sie belohnen soll. Es giebt nun nichts mehr, was ich Ihnen nicht gewähren könnte, wenn es in Philipps Macht steht.

Eboli (für sich.) Ich dürfte ihn nur bitten, das gegen mich zu seyn, was er gegen die Herzogin Alba ist, und sein Ton würde sich bald umstimmen. Gut, daß ich diesen Philipp kennen lernen, um nur nach und nach sein Herz

an mich zu ziehen, und Meister über ihn zu werden.

Philipp. Sie stehn von weitem, Fürstin, Sie reden in sich? Kommen Sie mir näher. Sollten Sie verstimmt seyn, und hat der Monarch von Spanien nicht so viel Macht, Sie umzustimmen?

Eboli. Nichts weniger als das, mein König. Ich bin trunken von der Freude, und brauche Erholung, um mein Glück zu fassen. Ich war wohl eine rechte Thörin, daß ich so lange mich weigerte, glücklich zu seyn.

Philipp. Nicht so ganz Thörin, wie Sie denken, Eboli. Die Weigerung von Ihrer Seite gab meiner Liebe Wachsthum. Selbst der Zorn, den Sie auf mich zu bringen wußten, als Sie den schrecklichen Verdacht in mir erregten, ist Ihnen heilsam gewesen. Er hat mich mit der Leidenschaft bekannt gemacht, mit welcher Sie zu lieben wissen. Sie sind mir durch das eine und das andre schätzbarer geworden. Und haben Sie gar nichts von mir zu bitten?

Eboli. Philipp weiß jeder Bitte so zuvorzukommen, daß man des Bittens nicht bedarf. Oeffentliche Beweise Ihrer Zuneigung darf ich nicht verlangen. Auch lohnt die Liebe sich im Stillen besser, und hat der Neider, Hasser und Verfolger weniger. Eins aber wünscht' ich Ew. Majestät doch vorzutragen.

Philipp. Warum die Vorbereitung? Weiß Eboli nicht, daß sie alles kann, was sie nur will. Sie gebiete einmal über einen Gott der Erden.

Eboli. Sie wissen, König, daß Elisabeth ich einst gebeten, meine Verbindung mit Rui Gomez zu hintertreiben. Sie gaben selbst ihr einst das Wort, mich von der Heyrath loszusprechen. Itzt wollte ich, um das Zutrauen der Königin nicht zu verlieren, nicht gern sie erzürnt auf meinen zweydeutigen Charakter wissen, da ihr bey einer so schnellen Aenderung er so erscheinen muß, weil sie die Triebfedern derselben, die mir so theuer sind, nicht kennt. Ich habe meinen Entschluß ihr entdeckt, die Schuld auf meinen Bruder, und

Rui Gomez Zudringlichkeit an Ew. Majestät geschoben. Sie hat mir zwar die deutlichsten Beweise ihrer vermehrten Zuneigung gegeben, allein, sie wird, da sie noch immer glaubt, ich hasse Rui Gomez, doch Ew. Majestät gewiß Vorstellungen machen, um die Verbindung nicht zuzugeben . . .

Philipp. Die ich bey der ersten Darstellung mit einem festen Nein verwerfen werde.

Eboli. Das nicht zu thun, ist eben meine Bitte. Um meinetwillen soll die Königin kein hartes Wort von Ihnen hören. Sie könnte mich auch weniger lieben, wenn ich die Ursache wäre, daß Ew. Majestät sie minder gütig behandelten. Ich kann mir's, bey aller deswegen gegebenen Mühe, doch nicht wegphilosophiren, daß ich in ein Recht getreten, worauf ihr Anspruch einzig und gegründet war. Die süßen Stunden, die mir Philipp schenkt, gehören sie nicht ihr?

Philipp. Prinzessin! Warum mahnen Sie mich an dergleichen? Haben Sie an meiner Gattin einigen größern Antheil, als an mir? Ich habe dieser Elisabeth meine Krone geschenkt,

nicht aber meiner Freuden Opfer ihr bringen wollen. Das lag nie in meinem Plan. Ich habe Rechte auf mich nie vergeben. Und vergessen Sie denn ganz, was Sie mir sagten, und daß hier nur Vergeltungsrecht ins Spiel kömmt?

Eboli. Ja, wenn das Ueberzeugung in mir wäre, König, dann hätte ich groß Unrecht. Aber ich kann das nicht reimen, was an Spaniens Hofe vorgeht.

Phlipp. Und was geht denn an Spaniens Hofe vor, was Ihnen so auffallend ungereimt erschiene?

Eboli. Die ersten Zweifel gegen meine Zweifel setzte die Herzogin Alba mir in den Kopf. Sie schien der Tugend Elisabeths weit mehr Glauben beyzumessen, als ihren Abwegen. Rechnen Sie nun einmal, mein König, des Kardinals ausdrückliches dem ganzen Hofe bekannt gemachtes Verbot hinzu, nichts von dem schändlichen Verdachte zu erwähnen, und sagen Sie — wer wird die Königin für schuldig halten?

Philipp. Dem ganzen Hofe machte er's bekannt?

Eboli. Freylich nur jedem einzeln — allein, es flüstert sich von Ohr zu Ohr. Die noch nichts davon wußten, wissen nun, daß von dergleichen die Rede war. Was kann man denken, was der Grund davon ist, als die Eifersucht des Königs? Die Schwangerschaft der Königin, sagt man, hat Anlaß ihm gegeben, den Verdacht zu nähren. Die Herren der Kirche haben unternommen, ihm seine Zweifel auszureden, und ganz Madrid wird den betrognen König bedauern.

Philipp. Beym Himmel! Eboli, Sie greifen mich mit harten Waffen an. Soll ich denn jede Gunst von Ihnen so theuer büßen? Soll jede ich mit einer Unruhe der ersten Größe bezahlen? Es ist mir auf die Art das erlangte Glück zu theuer. Und doch, wenn ich es recht bedenke, schlief meine Rache fast schon. Wenn der Kardinal absichtlich diese Wege unternommen hat, so wär' ich wirklich ein betrogener König, und ungestraft betrügt auch er mich nicht. Indessen sind Sie, Prin-

zessin Eboli, die Einzige, die mir das sagen kann; und weil Sie diese Einzige sind, so will ich Ihnen nicht als der Betrogene erscheinen. Der Kardinal hat von mir den Befehl, dieß bekannt zu machen. Ich will nicht der Natur in ihre Rechte greifen. Sie soll erst ihrer selber wieder Meisterin seyn, und mit ihr soll ein unschuldiges Geschöpf nicht leiden. Dann aber, Eboli, dann schwör' ich's Ihnen, soll die Sache genauer untersucht, und wenn schon in der Stille, doch strenge bestraft werden.

Eboli. Und nichts ist also fähig, Ew. Majestät Verzeihung dieser Elisabeth zu verschaffen — nicht die Betrachtung, daß Karlos vorher schon ihr versprochen war — nicht die Fürbitte des Kardinals, der, wie ich sicher weiß, die Rettung der Königin nach Karlos Tode für eine äußerst leichte Sache hält?

Philipp. Eboli! Die Königin hat Sie für sich eingenommen. Sie hat sich Ihnen sicher entdeckt, das zeugen Ihre Reden, und Sie wollen sie bey mir vertheidigen. Doch,

beſtehen Sie darauf, ſo fällt Ihr Plan zuſammen, und ſo heftig meine Liebe zu Ihnen iſt, ſo kann ſie mit zu Grunde gehen. Itzt fordre ich eine Probe, ob die Neigung wahr und ächt iſt, die Sie gegen mich vorgeben, oder ob Sie nur aus Leichtſinn Ihren Körper opferten, und mit der Seele an der Seele hangen, die ich zu lieben nicht mehr vermag. Ich verlange von jedem Worte Rechenſchaft, was Ihnen die Königin geſagt hat. Kein einziges will ich mir verborgen wiſſen. Der König kann Sie lieben, Eboli; allein, es giebt auch Fälle, wo Strenge Liebe übertreffen muß.

Eboli. Ich hintergehe den nicht, den ich liebe. Die Kirche hat bey Bannfluch es verboten, von dieſer Königin ein Wort zu reden. Ich will mich ihrer Ahndung unterwerfen, wenn mein König mir's befiehlt, wenn mein Geliebter mich für alles ſichert, was mir daraus entſpringen kann. Mir iſt der König Philipp mehr, als ſeiner Diener Erſter. Ich kann mich ſeinem Willen nicht widerſetzen.

Philipp. Ich bin schon lange völlig Ohr, um Sie zu hören. Ich hasse alle Einleitung.

Eboli. Als ich der Königin Elisabeth entdeckte, daß ich Rui Gomez meine Hand zu geben, entschlossen sey, da nahm ich zur Entschuldigung des schnellen andern Sinnes meine Liebe zum Prinzen Karlos. Thränen traten der Königin in ihre schönen Augen. „Ich habe das gedacht," sprach sie, und gab mir zu erkennen, daß unser Schicksal ähnlich traurig wäre. Sie hob den Prinzen bis in den Himmel. Sie nannte jede seiner guten Eigenschaften; sie behauptete, er würde ihr ein Paradies auf Erden geschaffen haben.

Philipp. O Eboli! Sie konnten das anhören, und noch für diese Königin fühlen? Sie konnten die Verachtung des Königs gelassen ertragen?

Eboli. Monarch! ich mußte alles ertragen, um ihr Zutrauen nur nicht zu verlieren, um an der Zukunft nichts einzubüßen. Sie versprach mir ja, sie wollte mich von allem unterrichten, was vor diesem Karlos in ihrem Herzen gewesen, und noch darinnen sey.

Philipp. Das versprach sie? Wohl! — Ich beschwöre Sie, Prinzessin, wenden Sie alles an, um dieser Herzensgeheimnisse keines zu verlieren. Für jedes sollen Schätze Sie belohnen. Noch einmal, meine königliche Gnade soll Ihnen zu Gebote stehen. Aufrichtig, Eboli, wähnen Sie wohl, daß der Prinz unschuldig ist?

Eboli. Unschuldig? — Nein, mein König, ich bin vom Gegentheile überzeugt. Dergleichen Liebe, die aus lauter Flammen nur besteht, bleibt nicht unschuldig. Auch weinte Elisabeth Thränen über verfloßnes Glück. Verflossenes aber setzt Genuß voraus, und im Genuß lag eines Königs Schande.

Philipp. Ha! Eines Königs Schande! Ja, Sie haben Recht. Und blutig muß man eine solche rächen. Ich höre eben Domingo'n im Vorzimmer. Verlassen Sie mich itzt — Eilen Sie zur Königin. Erhalten Sie Ihr Vertrauen. Forschen Sie nach allem. Fordern Sie sie zur Aufrichtigkeit auf, die Sie mit Recht begehren können. Sie sagten nicht, daß Sie den Prinzen haßten?

Eboli. Nein, das verhehlte ich.

Philipp. O wohl! O schön! Noch einmal, stellen Sie sich gegen sie mit aller Feinheit, daß sie Sie nicht übersieht. Sie kann scharf blicken, und ich mögte nicht, daß sie uns zu frühzeitig entdeckte.

(Eboli ab.)

Vorzimmer.

Pater Domingo. Graf Lerma.

Lerma.

Und Sie können, lieber Pater, mit dieser kalten Stimmung dem Könige das Bluturtheil seines Sohnes zu unterschreiben geben? Ich bitte Sie, Domingo, kehren Sie um. Bedenken Sie, auf was es ankömmt, und daß, wenn Sie Gefühl verrathen, der Vater auch vielleicht dem Schlummer entnommen wird, aus dem er einst schrecklicher erwachen muß, wenn die unerhörte That vollzogen ist.

Domingo. Graf Lerma! Ich kann Ihnen nur erwiedern, daß die Monarchie und das Glück von Millionen gegen eines Vaters Güte in der Wage liegt. Soll Philipp da begnadigen, wo seine Gnade Sünde ist? Sie sind ein weicher Mann, der alles von der besten Seite betrachtet. Sie lebten nie im Krieg mit Ihrem Herzen. Die Menschen sind die glücklichsten — so glücklich

ſind wir nicht. Wohl dem, der blos ſein Gewiſſen zu verſorgen hat! Anderer Menſchen Gewiſſen mit verſorgen müſſen, iſt eine ſchwere Sache. Sie glauben wohl, wir haben gutes Leben und müßige Tage? Es hat auch ſo den Anſchein, Graf; allein, was wir im Stillen thun, um unſre Pflichten nicht zu verletzen, das gehört der Unterſuchung in der Ewigkeit. Sie können ſicher glauben, daß ich oft dem Könige in Minuten ſage, was mich viele Stunden koſtete. Wo jedes Wort auf die Wage zu legen iſt, da muß man ſich vorſehen. Alle meine Freuden gäb' ich oft darum, um eine ſchnelle Entſchließung faſſen zu können, wo ich Tage durch grüble, die fürchterlich mir ſind.

Lerma. Doch ſcheinen Sie bey dieſem Geſchäfte wenigſtens ſich nicht ſehr angegriffen zu haben, ſonſt müßte man doch etwas von Verlegenheit in Ihren Augen oder Ihrem Weſen bemerken, oder Ihre Miene müßte Sorgſamkeit verrathen. Ich könnte meines künftigen Regenten Tod nicht mit mir im Buſen tragen, ohne daß Angſtſchweiß meine Stirn bedeckte. Domingo! noch iſt's Zeit. Die Inquiſition haßt dieſen Prinzen zu ſehr, ſieht ihn aus einem zu ſchreck-

lichen Lichte. Ich will mich einmal in die Plane fügen, die Sie für's allgemeine Beste so nothwendig glauben. Ich bin kein lauer Christ, Domingo! Ich ehre meine Religion. Allein, sie befiehlt mir ja zuerst, dem Himmel nicht in sein Amt zu greifen. Können Sie also tödten, die er zu Regenten schuf? Prinz Karlos hätte, und würde, käm' er zur Regierung, eingesehen haben, daß Sie dem Lande nicht so unnütz sind, als sich's sein Leichtsinn itzt vielleicht gedacht.

(Pause.)

Ich höre den König. Domingo! Um Gottes willen, andere Falten in Ihrem Gesicht — Diese Kälte von der Stirn — Die Verachtung aus den Augen hinweg!

Domingo. Ich werde thun, was meine Pflicht ist.

Zimmer des Königs.

König Philipp. Pater Domingo.

Graf Lerma.

Philipp.

Ja, es ist entschieden, sie sind Beide strafbar, und ich der Betrogne. Domingo!

Domingo. Hier bin ich, Ihro Majestät. Ich komme aus der Sitzung des heiligen Gerichts.

Philipp. Ich erwartete Euch lange schon. Man zaudert sehr, des Königs und des Reiches Ruhe herzustellen. Man ist sehr langsam, weil man vielleicht des alten Mannes nicht mehr zu bedürfen scheint.

Domingo. Doch, König: (Er zieht das Todesurtheil des Prinzen aus dem Busen hervor, und überreicht es dem Könige) aber es ist auch nicht leicht, der strengen und wehmuthvollen Pflicht Genüge zu leisten. Wir haben es gethan, und wehe dem, der in den Reichen Ew. Majestät aufzutreten wagt, um zu sagen, der Prinz sey nicht des Todes schuldig! Die Gnade steht in Philipps Hand.

Lerma (für sich.) Verrätherischer Heuchler! So mußte er freylich verloren seyn.

Philipp. Das heilige Gericht hat Recht gesprochen. Ich erkenne Gottes Finger, und widersetze mich ihm nicht. (Er unterschreibt) Vors erste meinen Dank dem Tribunal. (Er giebt ihm das Blatt) Dann mag der Uebelthäter seinen Tod sich wählen. Dieß sey die Gnade des Monarchen. Den Vater hatte er schon lange verloren. O weh! und aber weh! wenn die Natur sich so verläugnen muß — Itzt geht!

(Domingo ab.)

Hab' ich Euch denn gerufen, Graf Lerma?

Lerma (läut ihm zu Füßen.) Ach, Ew. Majeſtät! Der Prinz! . . .

Philipp. Soll und muß vergeſſen ſeyn. (Mit Hitze) Ich will allein ſeyn.

(Lerma geht ins Vorzimmer, der König ins Kabinet.)

Madrid.

Gefängniß des Prinzen Karlos.

Prinz Karlos. Fürstin Eboli.

Karlos
(indem die Fürstin Eboli ins Zimmer tritt, für sich.)

Nun, diese glaubt' ich doch nicht mehr zu sehen. (laut) Wie kömmt es, Fürstin Eboli — daß Sie noch sich mir nahen? Kommen Sie, um mein zu spotten, so hab' ich die Rache nicht verdient. Ich ließ stets Ihren Vorzügen Gerechtigkeit wiederfahren, das andre war außer meiner Macht.

Eboli. Kein Wort zu Ihrer Entschuldigung, Prinz Karlos. Sie sind ganz freygesprochen, seit ich das erfahren, was ich itzt weiß.

Man

Man kann nicht härter leiden, als Sie gelitten. Ich komme von der Königin, die mich zu Ihnen sendet.

Karlos. Von Elisabeth? O Mutter! denken Sie denn noch an mich?

Eboli. Prinz! Gegen mich Verstellung hätte ich nicht erwartet. Die Königin — Elisabeth — nicht die Mutter, hat sich mir entdeckt. Ich hatte ihr enträthselt, daß Prinz Karlos mein Auge trübe, und sie gestand mir, daß auch sie den Prinzen liebe. Nun ist Ihnen alles verziehen. Und hätten Sie noch härter mich verschmäht, wer bey einer solchen Geliebten, eine Andre lieben kann, den würd' ich selbst verachten. Ich habe alle meine Leidenschaft verschlossen, seitdem ich Spaniens schönsten Engel leiden sah. Sie sendet mich, von Ihnen Nachricht einzuziehen, wie Sie leben, was Sie zu hoffen haben, und was jene zu fürchten hat.

Karlos (für sich.) Ich kann sie durch die Nachricht meines sichern Todes nicht kränken. (laut) Elisabeth ist gütig, Eboli. Ich hoffe ihre

Liebe noch mit diesem Munde ihr zu danken. Das sagen Sie ihr.

Eboli. Weiter nichts? Die Königin erwartete, daß Sie ihr viel zu sagen hätten; erwartete, daß Sie nach einer Nachricht von ihr sich sehnen würden; befahl mir, daß ich alles, was Sie ingeheim mit ihr verabredet haben würden, wenn Sie nicht gefangen wären, mir entdecken sollten.

Karlos. Die Mutter weiß, daß ich sie ehre. Die Plane, die auf Flandern gingen, sind dahin. Ich lasse die Königin ersuchen, alles aufzugeben, was zum Besten der Menschheit gehört, um nicht selbst ein Opfer zu werden. Es ist in Spanien nicht gut — gut seyn.

Eboli. Prinz! das sind in den Augen der Königin nur Nebendinge. Sie will von Ihrer Liebe, von Ihrer Liebe will sie etwas wissen.

Karlos. Von meiner Liebe? Fürstin! sie weiß, daß ich von jeher sie liebte, ewig

lieben werde. — Ihre Fragen beunruhigen mich.

Eboli. Nun, Heuchler, wenn Sie denn nicht reden wollen, so will ich es. Die Königin hat alles, alles mir gestanden, wie sie für Sie gefühlt, und wie Sie sie beglückt. Ich will es Ihnen sagen, Prinz, daß Sie in Wollust geschwelgt, wenn Sie es mir nicht sagen wollen. Nein, so verschwiegen war sie nicht, wie Sie. Sie hat die Schwäche eingestanden, die allen Weibern eigen ist, und eigen seyn soll.

Karlos. Sie rasen, Fürstin. Mädchen! lästre nicht die erste Tugend. Mach' mich in meinen letzten Stunden nicht noch wüthend. Du bist ein ärgerer Teufel, als noch einer mir erschienen.

Eboli. Ja, könnt' ich Ihnen nur recht Teufel seyn, und itzt will ich's erst. Anstrengen will ich mich, Ihnen alles zu entdecken, was Ihnen bevorsteht. Daß Ihr Tod ausgemacht ist, wissen Sie. Itzt will ich Ihrer Buhlerin ihn bekannt machen, und sie ängstigen, daß ihr Angstschweiß sich in Blut verwandeln soll. Dann soll sie Philipps Hand

noch ärger züchtigen; und erst, wenn ihre Seele ausgehaucht, soll sich die Wallung meiner Rache legen.

(während ab.)

Karlos. Deine Hand liegt felsenschwer auf mir, Du Ewiger. Verklärter Posa! konnten wir das ahnen?

Ende des zweyten Theils.

Und diesen Mann können Sie vorsätzlich
Zurückhalten?

Die
Familie Eboli

Dramatisch bearbeitet

von

Verfasser der Lauretta Pisana.

Dritter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der C. C. Richterschen Buchhandlung.
1792.

Die
Familie Eboli.

Dritter Theil.

Personen:

Philipp der Zweite, König von Spanien.
Elisabeth, seine Gemahlin.
Don Karlos, ihr Stiefsohn.
Fürst Gonzago Eboli.
Fürstin Eugenia, seine Gattin.
Prinz Johann, unter dem Namen Ritter Walter,
Prinz Eusebius,
Prinzessin Anna Eboli, Gemahlin Rui Gomez,
} deren Kinder.
Der Großinquisitor.
Vater Domingo, Beichtiger des Königs.
Vater Joseph, Beichtiger der Königin.
Vater Gregorio.
Vater Markus.
Der Prior eines Dominikanerklosters.
Neutha, Aebtissin im Klarenkloster zu Madrid.
Herzog Alba.
Herzogin Alba.
Rui Gomez, Grand von Spanien.
Andre Grauden.
Gräfin Velasko, und
Markise Mondekar, Hofdamen.
Merkado, Leibarzt der Königin.
Henriko, Ritter Walters Gefährte.
Marie, Ritter Wiberts Tochter.
Der Waldbruder.
Zwey Reisende.

Fiasko Velora.
Fernandez.
Manko.
Ein Unbekannter.
Lorenzo.
Ein Offizier.
Drey Bewaffnete.
Zwey Wächter.
Franz, Pater Joseph's Bedienter.

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Königin.

Elisabeth. Aebtissin Neutha.

Elisabeth.

Ich hätte Sie besucht, Aebtissin. Sie wissen, daß ich immer gern in Ihrem Kloster war, daß Ihrer Untergebnen Frömmigkeit mich stets entzückte, daß ich Ihnen oft gestand, in meiner Lage möcht' ich lieber Schwester im Klarenkloster als Spaniens Monarchin seyn. Doch weg mit dem, was nicht seyn kann, was das Schicksal so und nicht anders wollte. Man verbietet einer Königin, die Spanien einen Prinzen geben soll, den Orten sich zu nähern, wo zu weiche Gefühle ihrer warten könnten. Man nennt Ihren Aufenthalt

einen solchen, und mit genauer Noth hab' ich erlangt, Sie hier sprechen zu dürfen. Fast schien mir's, als ob man Ihre Person mir gefährlich hielt, und denken Sie, man gab mir nicht undeutlich zu verstehen, ich hätte dieser Unterredung Erlaubniß der Herzogin Alba zu verdanken.

Reutha. Die wahrlich mich seit einiger Zeit in ihre ganz besondere Affektion genommen. Wie ich zu dieser Ehre komme — woher sie mit der Fürstin Eboli bekannt ward — so bekannt —

Elisabeth. So bekannt? — Lassen Sie uns doch erst, ehe Sie mir diese Bekanntschaft, die meinem Ohre entsetzlich fremd klingt, wichtiger beweisen, ein Wort von der noch nicht mit der Herzogin bekannten Eboli reden. Sie kam als Kind zu Ihnen?

Reutha. Als Kind. Wurde mir vom Kardinal empfohlen, und Pater Ulrich gleich zu ihrem Beichtiger ernannt. Doch, Monarchin, Sie erkundigen sich da nach Dingen — Ich liebe diese Eboli —

Elisabeth. Nicht mehr, als ich sie liebe. Um ihres Glücks willen ließ ich Sie rufen. Haben Sie noch Zweifel, so sag' ich Ihnen kurz, daß Rui Gomez ihre Hand erhalten soll —

Reutha. Die die Prinzessin nicht will, und bey der heiligen Jungfrau — sie hat vollkommen Recht.

Elisabeth. Wie man sich irren kann! Sie selbst verlangt sie itzt, hat mich darum gebeten. Wäre das nicht, Aebtissin, ich hätte Sie nicht bemühen dürfen. So aber wünsche ich von Ihnen die Erklärung dieser seltsamen Veränderung, des schnellen unerwarteten Wechsels der Gesinnungen.

Reutha. Seit Eboli von mir die letzte Warnung erhielt, die Liebe zu dem Prinzen Karlos zu unterdrücken, hab' ich ihr Thun und Lassen weiter nicht erspäht. Ich sah sie nur einmal, als sie mit der Herzogin zu mir kam.

Elisabeth. Die Zeiten der Herzogin hernach. Ich sehe wohl, Aebtissin, auch Sie mißtrauen mir. In Spanien steht doch alles jetzt auf einen so vorsichtigen Fuß, daß man jedes Wort der Wage seines Herzens erst anvertrauen muß. War das denn immer so, Aebtissin? War dieses Königreich für offne unbefangne Herzen nie empfänglich? Und giebt's kein Mittel, Ihnen es licht zu machen, daß die Königin von Spanien nicht spanisch denkt?

Reutha. Verzeihung, große Königin! Ben nun an keinen Argwohn mehr. Ja, Spanien war, so lange ich es kenne, für der Gedanken Aeußerungen sehr gefährlich, und also Worte abzuwägen; und nun aufrichtig, meine theure tugendhafte Monarchin. Wenn Eboli dem Rui Gomez ihre Hand geben will, so ist sie entweder schon verführt, oder doch der Verführung äußerst nahe.

Elisabeth. Sie erregen Schauder und Entsetzen in mir. Prinz Karlos kann sie nicht verführt haben, und sie verführen wollen, dafür ist sie sicher; denn leider schließt der Kerker Spaniens Erben, den besten Thronfolger unter Gottes Sonne.

Reutha. Auch sey es fern, daß auf den edlen Prinzen ich Verdacht zu werfen fähig wäre. Ohne Liebe kann er nicht verführen — und seine Liebe — Doch, wie komme ich in Elisabeths Zimmer auf diesen Punkt? Sogar verschmähte er die Fürstin.

Elisabeth. Und wer könnte Anspruch auf die Tugend einer Eboli machen, der ihre Hand nicht wünschte? Lassen Sie mich doch einen Blick in Anna's Seele thun, wie sie bey Ihnen war.

Reutha. O Königin! da war sie Muster. Es keimte auch nicht ein Gedanke, der mich ihretwegen hätte zagen lassen. Nein! sie war engelrein. Selbst gistiger Hauch aus heiligen Palästen hatte nichts auf sie gewirkt. Nur Karlos Liebe hatte sie erschüttert. Ja, Königin, ich will, da Sie ihr Glück zu wünschen scheinen, es Ihnen sagen, sie hatte schon beschlossen, sich ihm zu opfern.

Elisabeth. Ich hab' es mir gedacht, und — denken Sie deswegen nicht von mir schlechter, Aebtissin — ich könnt' es ihr vergeben haben. Was mir in Ansehung meiner nicht blos unmöglich, nein, unverzeihlich schien, das wäre an jeder Andern, die Karlos liebte, sehr verzeihlich mir erschienen.

Reutha. Daß Karlos ihrer Liebe nicht Gehör gegeben, glaubt' ich gleich — daß er der Leidenschaft nicht Gehör geben würde, bezweifelte ich. Allein ein Blick auf diese Eboli hat meine Zweifel widerlegt. Ja, Königin, daß er sie nicht verführt, weiß ich gewiß. Allein der Rache Wege sind die schrecklichsten, und man schont dann sich selbst nicht. Wie — darf ich's wagen, offenher-

zig hier zu reden, Königin? Soll mein Verdacht Sie nicht beleidigen?

Elisabeth. Er kann es nicht. Im Gegentheil, ich muß ihn wissen, um entweder, finde ich ihn wahr, nach ihm meine Maaßregeln für die Fürstin zu nehmen, oder ist er ungerecht, Sie davon zu befreyen. Reden Sie aus dem Herzen, fromme Frau.

Reutha. Wenn Eboli Sie als den Gegenstand kennen lernen, der ihr des Prinzen Liebe entzogen, wenn die Rache an der Liebe Stelle getreten, und, da sie ihn nicht treffen konnte, Sie treffen sollen? Freylich nur treffen sollen, denn treffen kann Sie diese wohl nicht? Wenn Eboli den König Ihnen zu rauben gesucht, und darin glücklicher gewesen wäre, oder wenn sie es noch zu werden hoffte, und deswegen die Bekanntschaft mit Alba's Gattin gesucht? Was meynen Sie, Monarchin?

Elisabeth. Sie sehen, daß ich vor Erstaunen stumm bin, und daß ich diese Alba jetzt nicht mehr mit Schweigen übergehen kann. Ich staune nicht darüber, daß das seyn könnte; denn was wäre in dieser Welt nicht möglich? darüber staune ich, daß Sie es glauben können.

Reutha. Und um so fester muß ich's glauben, wenn Sie es möglich halten.

Elisabeth. Möglich halt' ich's — aber nicht in diesem Fall, wo tausend Gründe mich des Gegentheils versichern. Nicht wahr, Sie hatten noch vor wenig Tagen einen Beweis, daß Eboli gerührt seyn könnte? Sie ließen so etwas vom Besuch mit der Herzogin fallen.

Reutha. Das hatte ich. Ich sah Eines Blicks in ihr die Möglichkeit, zu mir zurückzukehren.

Elisabeth. Nun, wenn das möglich ist, so ist auch jenes unwahr. Beruhigen Sie sich darüber. Denn in so kurzer Zeit kann Eboli so weit nicht kommen, ihrer Königin, und noch mehr, ihrer Freundin zu heucheln, so gut zu heucheln, daß sie warmen Antheil an Karlos Schicksal nähme; so, daß sie den Einfluß des Rui Gomez bey dem König fürchtete; so, daß das Tribunal der Hermandad ihr wegen ihres Vaters und ihrer Mutter Unglück bange macht. Nein, Reutha, sie ist noch nicht lange genug am Hofe, um so fertig die Heuchlerin zu spielen. Hätten Sie sie bey mir reden, hätten Sie das warme Herz laut gegen mich sich öffnen gehört, Sie würden anders

urtheilen. Nein, er ist nicht bey ihr verflogen, der Traum der Liebe; Rache ist an seine Stelle nicht getreten. Sie sprach warm von ihm. Sie nannte ihn die einzige, die nie aufhörende Liebe, und sie will Rui Gomez, weil sie nie wieder lieben kann. Was meynen Sie zu meinen Gründen?

Reutha. Die hab' ich freylich nicht gekannt. Mir war von allen diesen ja noch nichts enthüllt. Und gern geb' ich den Gründen meiner Königin Gehör. Ich lasse den Verdacht, den ich mit mir gebracht, allein dafür regt sich ein andrer auf, und das Vertrauen meiner Königin fordert mich, ihn nicht zu verschweigen.

Elisabeth. Das sollen Sie auch nicht. Nein, ich will alles — alles hören.

Reutha. Die Zukunft läßt ein Bild mich sehen, Königin, das dieser Eboli vielleicht nachstellt.

Elisabeth. Reden Sie. Ich will's vernichten, bey Ihnen, oder bey der Zukunft selbst.

Reutha. Gesetzt nun, Philipp hätte Feuer gegen diese Schöne gefangen — man hätte, welches ich ganz sicher weiß, ihn aufmerksam auf sie gemacht — man hätte, welches ich vermuthen

muß, ſie ſchon ſeit ihrer Jugend nöthigenfalls als ein Opfer angeſehen, um ein Opfer vom Könige, der Inquiſition gebracht, zu vergüten. Geſetzt, man ſähe, dieſe ſey nicht ſo zu bezwingen, und Rui ſollte jetzt die Brücke ſeyn, auf der man ſie dem Könige zum Nichtausweichen zuführen wollte? Es wäre nicht die Erſte, die die Herzogin ihm aufgeführt. Und Alba's Frau iſt giftig.

Eliſabeth. Wahr, wahr! Mehr als zu wahr! Jetzt haben Sie mir im prophetiſchen Geiſte eine Ausſicht gezeigt, die ich ſo möglich, ſo wahrſcheinlich finde, daß ich ſie faſt als gewiß annehmen müßte, wenn nicht Eboli's Charakter mich ziemlich ſicher ſtellte, daß auch dieſer Falle ſie entgehen wird. Denn glauben Sie, ehrwürdige Mutter, die ſo viel für Einen thun will, den ihre Seele liebt, die thut für einen Andern nichts. Und iſt ſie einmal Rui Gattin, ſo mag man ſie beſtürmen. Will ſie nicht, ſo trennt ſich höchſtens der Gemahl von ihr, und ſie behält die Würde, und ich ſie. Doch das verſpreche ich Ihnen, Aebtiſſin, erſt wende ich alles an, das ganze Bündniß zu vernichten, weil ſie unglücklich ſeyn muß, wenn ſie ihm ihre Hand giebt.

Ein Bedienter (tritt ein.) Der Pater Joseph! Ein Gesandter vom Kardinal.

Elisabeth. Ins Nebenzimmer. (Bedienter ab) Ich werde Ihnen, Aebtissin, Nachricht von dem ertheilen, was ich für diese Eboli thun kann, die um so näher mir am Herzen liegt, da sie den Hof und ihre unglückliche Liebe mir zu danken hat.

Reutha. Und ich will für sie beten. Und auch für Ew. Majestät, damit kein schreckliches Gerücht Sie in der glücklichen Epoche treffe, in der vielleicht ein künftiger Regent durch Sie gebildet wird. O möge er so sanft wie seine Mutter werden!

Elisabeth (in heftiger Bewegung.) Sie haben mich erschüttert. Nein, Aebtissin, wenn ich einen Regenten unter meinen Herzen tragen soll, so ahnden Sie ja Karlos Tod. Nicht wieder so etwas!

(Sie begleitet die Aebtissin an die Thür.)

Nebenzimmer der Königin.

Pater Joseph. Hernach Elisabeth.

Pater Joseph.

Ich soll ihr selbst ankündigen, daß ihr guter Innozenz als Missionär von Madrid gegangen? Wird sie mir glauben? Ach, sie liebte ihn gewiß. Wer liebte ihn denn nicht, von allen, die Menschen lieben können? Eine Gattung freylich kann das nicht, und die konnte auch ihn nicht lieben. Wird sie mich nicht zu dieser zählen? Wird sie — muß sie nicht glauben, daß man einen sich ergebenern an seiner Statt erwählt? Wird sie den edlen rechtschaffenen Priester in mir suchen, da man ihn von ihr wegriß, weil er das war?

Und bin ich denn, was er war? Kann ich wohl Ansprüche auf seine Eigenschaften machen? Hätte er nur eine Viertelstunde noch gelebt, und ich gewußt, daß ich ihm folgen sollte, er hätte mir mehr dienen können, als der beste Vater seinem Sohn.

Warum macht die Erwartung dieser Königin mich ängstlich? Ich habe ja doch kein Verbrechen auf meiner Seele! Allein wer Innozenzen sterben gesehn, kann nicht mehr Ruhe haben. Sie kömmt — Nun Fassung und Entschlossenheit, und daß ja nicht der Mund des Herzens Geheimnisse verrathe!

Elisabeth (eintretend.) Was befiehlt der Kardinal?

Pater Joseph. Er hat mir befohlen, mich meiner Königin als ihren neuen Beichtiger darzustellen.

Elisabeth (ein wenig außer Fassung.) Wie so? Ist Pater Innozenz krank?

Pater Joseph. Er hat Madrid in voriger Nacht verlassen. Er erbat sich die Stelle eines Missionärs nach Indien, wollte auf keine Weise bleiben, und berief sich auf den freyen Willen, den man jederzeit den Beichtigern der Majestäten zugesteht.

Elisabeth. Und wäre abgereist, und hätte mich nicht noch einmal gesehen? Daraus läßt sich wohl schließen, daß er meinetwegen sich entfernt? Nicht wahr, mein lieber Pater?

Pater Joseph. Davon weiß ich nichts.

Elisabeth. Ach, ich vergaß — Sie dürfen ja davon nichts wissen. Nun dann, ich lasse für die gütige Aufmerksamkeit der schnellen neuen Wahl bey Seiner Eminenz mich sehr bedanken, und allenfalls, wenn die Religion es nicht verböte, könnt' ich auch ohne Beichtiger mich eine Zeit lang behelfen; denn wenn Sie, lieber Pater, der Sünden viel bey mir zu hören wähnen, so irren Sie. Ich bin vom Schicksal so gedrückt, daß mir das Sündigen, von welcher Seite man es auch betrachtet, gänzlich zuwider ist. Haben Sie auf große Geständnisse, oder hat von einer andern Seite man für sich durch Sie auf meine Beichten gerechnet, so hat man sich sehr geirrt.

Pater Joseph. Ich rechnete wohl nicht darauf Wer Sie, Monarchin, auch nur von Hörensagen kennt, der muß von Ihren Sünden sich eben keine große Liste entwerfen können, und vielleicht war das auch Innozenzens Fehler.

Elisabeth. Sein Fehler? Also hatte er gesündigt? Also war wohl seine Mission nicht freywillig?

Pater Joseph (trocknet heimlich eine Thräne ab.) Das war sie nicht. Freylich, Monarchin, sollt' ich Ihnen eigentlich das nicht verrathen. Wer

aber Sie ſehen, und Heucheley nicht von ſich werfen kann, der muß Domingo's Herz und Seele haben.

Eliſabeth. Ja freylich wär' es mir auch beſſer geweſen, nicht zu wiſſen, daß wieder ein rechtſchaffener Mann um meinetwillen leidet.

Pater Joſeph (für ſich.) O wüßte ſie, daß er nicht leidet! Ich wag's ihr nicht zu ſagen.

Eliſabeth. Doch, Pater, möcht' ich wiſſen, wie Sie denn der Miſſion entgehen wollen, da ich vielleicht zu wenige meiner Handlungen für Sünde halte, und der Gedanken Wage dem obern Richter lieber überlaſſe. Sie ſehen, ich behandle Sie in meinem Zimmer auch als meinen Beichtiger. Und wenn ich nun, da ich Sie noch nicht kenne, als — durch dieſe Thräne, noch weniger Vertrauen in Sie ſetzte, als in den Pater Innozenz, da würden Sie dem Schickſal dieſes Mannes ſchwer entrinnen. Dann fiele eine neue Schuld auf mich, die ich ſo ungern noch zu jener legen möchte.

Pater Joſeph. Bey den Geſinnungen, Monarchin, iſt es Wonne, für Sie zu leiden. Bewahre mich der Himmel, daß ich dem Gewiſſen, was über ſich ſelbſt ſo wacht, wie das Ihrige, ei-

nen unnöthigen Zweifel beybringen ſollte. Glauben Sie auch nicht, daß unſer Stand ſo ſchwarz iſt, wie der Obern Beyſpiel ihn Ihnen zeigt. Noch mehr, Königin, es würde ſchwer ſeyn, noch zwey Menſchen ſo ähnlich, ſo harmoniſch mit einander in der Art zu ſinden, wie der Kardinal und Domingo es ſind. Den Dritten mit ſich ähnlich aufzuſuchen, koſtet ihnen dreyßig Jahr vergebne Mühe. Sie greifen immer nach den Köpfen, und der Unredlichen ſind unter dieſen weniger, als unter den Dummen, die ſie nicht haben mögen. Seyn Sie auch überzeugt, es ſind in vielen Klöſtern der Männer viele, die der Kardinal nicht einen Augenblick in den Mauern Madrids behielte, wenn er ſie auch herbeſcheiden wollte, die von der Ruhe, die die Chriſtenheit in dieſen Obern hat, nichts muthmaßen.

Eliſabeth. Ich bin wohl glücklich, daß man mir Sie nach Innozenzen ſchenkte. Allein wie können Sie ſich bey der Denkungsart entſchließen, in Madrid zu ſeyn? Wie können Sie es wagen, mit anſehn zu wollen, was für Bosheiten man hier ausübt? Wie können Sie ſich dem bloßſtellen, zu ſo vielem Ja ſagen zu müſſen, wozu Ihr Herz Nein ſagt?

Pater Joseph. Ich glaub', ich werde dessen nicht bedürfen. Ich führe ein Geheimniß mit mir, welches die Herren wenigstens abhalten wird, zu Dingen, wo ich sie nicht geben will, meine Stimme mir abzufordern. Allein in Ansehung Ihrer, Monarchin, will ich mich ganz enthüllen. Mein Vorsatz war zu forschen, ob ich Ihr Zutrauen erlangen könnte: wenn nach dem Pater Innozenz dieß nicht mehr möglich war, wenn Sie Zurückhaltung geäußert, für einen Spion der heiligen Hermandad mich angesehen hätten, so hätt' ich mich zurückgezogen. Ich hätte es nicht dulden können, mich, verkennte mich auch übrigens die ganze Welt, von Ihnen verkannt zu sehen. Ich hätte meinen Rechten nach meine Entlassung gefordert, und einem Andern den Platz überlassen, der für mich nicht war. Jetzt ist mein Vorsatz, Ihnen, die ich von einer so biedern Seite kennen lernte, ganz zu Gebote zu seyn. Ich werde Sie nie bessern, allein Sie könnten doch des Trostes der Religion bedürfen, und wenigstens warm, rein und ohne Gleisnerey soll er Ihnen aus meinen Händen werden.

Elisabeth. Dank Ihnen, Pater, sicher bedarf ich dieses Trostes. Ich gebe mich für keine

Hei-

Heilige aus, allein das kann ich mir nicht nehmen, selbst heiligen Trost hasse ich aus unheiligem Munde. Vielleicht steht mir es nahe genug bevor, daß ich Ihrer Hülfe bedarf. Doch auch nur dazu brauch' ich Sie. Itzt kann ich frey alles, was mein Herz drückt, in Ihre Seele legen; ich habe einen Mann an Ihnen, der im Gefühl nicht Meuling ist. Ich schätzte immer diesen Pater Innozenz, allein Sie könnten ihn noch übertreffen, könnten meine Achtung noch im größern Grade sich eigen machen.

Pater Joseph. Er war ein guter, biederer Mann, Monarchin!

Elisabeth. Auch lästre ich ihn nicht, allein er hatte Furcht für des Kardinals unrechtmäßigen Befehlen. Er ließ sich von ihm überreden, nach Geheimnissen zu forschen, die mir selbst Geheimniß waren. Ich lege mein Herz vor Ihnen offen dar, und so bedarf es auch nicht der kleinsten Schlinge, um mich zu fangen. Sie können unschuldig seyn, allein sie schwächen das Vertrauen.

Pater Joseph. So wähnt' ich Sie zu finden, Königin — so find' ich Sie. Und diese reine schöne Denkungsart soll nicht das Opfer der Priestermißbräuche werden. Hier feyerlich gelob' ich's Ihnen, mein Mund soll nie nach Dingen forschen, die man mir in den Mund legt, um die Engeltugend zu beleidigen. Und ich will Sie dafür schützen, daß kein andrer Priester an Ihnen sich versündige, die Kirche entweihe, und aus Dienern der Religion peinvolle Henker der Menschheit mache.

Elisabeth. Allein wie kommen Sie dabey zurecht, und kann ich wohl die Hoffnung nähren, daß einen Mann, der mehr mir werden wird, als Pater Innozenz, man bey mir lassen, nicht so weit ihn bringen wird, die Mission zu fordern, wie Innozenz es that? Sollte man eine andre Wahl, als dieses oder Untergang, dem lassen, der Geheimnisse enthüllen kann, und der so damit hinzuhalten weiß, wie Sie? Nein, Pater, Unglück liegt bereits genug auf meiner Seele. Bringen Sie nicht noch eines Menschen Glück zum Opfer, um es anzuhäufen. Wenn im entferntesten Fall Sie leiden können, wenn Ihnen Pater Innozen-

gens Schicksal bevorsteht, wenn Sie nicht völlig sicher sind, daß Ihrer Macht von jener Seite nichts in den Weg gelegt werden kann, so beschwör' ich Sie, retten Sie sich, und lassen Sie mich, die ohnedem zum Opfer schon bestimmt ist. Was hilft die Frist von wenigen Jahren, Monaten, ja vielleicht nur Wochen, die ich in Ihrem ruhigen Trost zubringe, wenn die peinvolle Zeit, mich ungerecht gemartert zu sehen, dennoch erscheint? Lassen Sie mir lieber gleich den Teufel an die Seite setzen, den man mir dann bestimmt. Der Gewinn ist zu klein für das Opfer. Und Sie können vielleicht an einem andern Platze Tausenden nützlich seyn, und geben hier Einer, die Sie doch nicht retten können, Scheinruhe.

Pater Joseph. Erhabne, große Frau! Sie reißen zur Bewunderung mich hin. Ein solcher Geist nach Spanien gebannt, um weggeworfen hier zu werden? Hai es ist schrecklich! Nein, das Schicksal kann noch eine andre Wendung nehmen. Sie itzt verlassen, hieße Sie dem Abgrund überliefern, dem Sie jene Herren bestimmt. Ich will sehen, ob nicht einer solchen usurpirten Macht Einhalt zu thun ist

Ich will das nicht verwägen wagen, Königin. Klugheit soll meine Schritte leiten, und es wird meiner Seele wohlthun, wenn ich von dieser einen Vortheil sehe, der Ihre Ruhe befördern kann.

Elisabeth. Sie wollen es. Gut! Werfen Sie dann aber nicht die ganze Last auf mich, wann in den itzt so kritischen Zeitpunkt, der mir den Untergang weissagt, Sie auch mit fallen. Ich sehe in die Zukunft, Pater, und sehe mit gebeugtem Sinne dahin. Ich hatte willens, jenseit Spaniens Gränzen Hülfe gegen Unterdrückung meiner Menschenfreyheit aufzufordern; allein ich sehe Blut in Strömen fließen, und hebe diese Rettung fahren lassen. Ich habe es dem Schicksal heimgestellt; was es mit mir im Sinne hat, geschehe.

Pater Joseph. Ergebung und Geduld sind seine Gaben um den Thron. Sie wurden Ihnen, Königin. Der Himmel, der sie gab, wird auch die Früchte der Selbstverleugnung Sie einst ärnten lassen. Ich will dem Kardinal Großinquisitor Nachricht geben, daß Ew. Majestät die Wahl gebilligt haben, und von nun an trennt nur Gewalt mich von Ihnen und Ihrem Herze.

Elisabeth. Guter Gott! Du sendest mir noch gute Menschen zu meinem Trost. Laß mir in Tholi noch eine Freundin, mit welcher ich mein Herz theilen kann, und Dank will ich selbst in den trübsten Stunden Dir darbringen.

Straße nach Madrid.

Gasthaus kurz vor der Hauptstadt.

Flasko Veloro. Prinz Johann. Henriko. Zwey Reisende.

Flasko Veloro.

Ich habe viel gewagt, ihr Herren; doch um nicht als ein Unmensch zu erscheinen, willigte ich in die Entfernung der Wachen. Ich will noch mehr thun, aber ein Dienst ist des andern werth. Es scheint mir, als wenn Ritter Walter und Henriko die beiden Abgesandten der Inquisition gern gerettet wüßten. Ich weiß ein Mittel.

Prinz Johann. O sagen Sie es. Zaudern Sie keinen Augenblick mit einer Entdeckung, die so wichtig für mich ist. Ich kann nicht mehrere mit in mein Unglück ziehen.

Flasko Veloro. Henriko nannte Sie in dem Gespräche, das mir die Wahrheit enthüllte, Prinz. Welch ein Geheimniß ruhet hier? Kann ich dessen theilhaftig werden, so übergebe ich Hen-

riko diesen Beiden, und stelle den Ritter Walter selbst dem Großinquisitor vor.

Prinz Johann. Sie sollen alles wissen, Veloro. Doch wer bürgt mir, daß Sie dann vollbringen, was Sie zugesagt? Ich kenne leider jene heilige Politik, die an Versprechen Euch nicht bindet, die Ihr gethan, um Zwecke — aufgefohlne Zwecke zu erreichen.

Henriko. Ums Himmels willen, Ritter, setzen Sie nicht alles aufs Spiel —

Prinz Johann (heimlich zu Henriko.) Sie haben Recht. Um Ihretwillen kann ich's nicht. Ich vergaß, wie tief Sie selbst in das Geheimniß verwickelt sind — vergaß, daß Sie es waren, der mich aus Madrid entfernte.

Flasko Veloro. Henriko! machen Sie Ihr Schicksal sich nicht schlimmer. Sie irren sich, wenn Sie für sich noch Rettung glauben, und warum diese dann mit in Ihr Verderben ziehen? Ich schwör' es Ihnen bey der heiligen Hermandad, die meine Schritte leitet, ich halte Wort. Ich übergebe diesen Sie sogleich, wenn Sie in ein Geheimniß mich verwickeln, womit ich dem Großinquisitor eben so unerwartet komme, als mit dem Ungehorsam dieser Beiden.

Henriko. Soll ich denn noch einmal einem Diener dieses Gerichts trauen? Er schwört bey denen, die zum Böſewicht ihn machten — Wohlan!

Prinz Johann. Nein, itzt verbiet' ich Ihnen zu reden, Henriko, denn Sie ſind ſonſt verloren.

Henriko. Das bin ich ſo. Der ſagte es, und wenn der's ſagt, ſo rechnen Sie darauf, wie auf die Macht des Gerichts, das durch ſeinen Mund ſpricht. Es iſt der Ritter Walter kein andrer — als —

Flasko Veloro. Still — das Geheimniß darf nicht laut entziffert werden, ſonſt bleibt es nicht für mich.

(Er führt Henriko in ein Nebenzimmer.)

Erſter Reiſender. Da ſehn Sie, Prinz, wie man für ſeinem eignen Schatten ſich in den Dienſten der Hermandad fürchtet. Wir ſind in ſeiner Gewalt, doch währt' er, wir werden ihm das Geheimniß entreißen, und in unſern Nutzen es verwenden.

Zweyter Reiſender. Und vielleicht ſtiftet er durch ſein Uebel Gutes. Wenn ein rechtgläubiger Prinz erſcheint, ſo wendet ſich vielleicht

die Sache, und ſelbſt Henriko kann dem Tode entgehen.

Prinz Johann. Das gebe Gott! Dann will ich Spanien, dem ich bisher zu fluchen ſehr geneigt war, ſegnen, und wenn des Menſchenliebenden Gebet etwas vermag, ſo werden meine Wünſche für dieß Land nicht ohne Wirkung ſeyn.

Madrid.

Königliches Schloß.

Vorzimmer der Königin.

Gräfin Velasko. Markise Mondekar.
Hernach Eboli.

Velasko.

Ich sage Ihnen aber, die Königin ist blind. Man muß ihr schlechterdings die Augen öffnen. Es ist entsetzlich, nicht zu sehen, daß sie Buhlerin des Königs ist.

Mondekar. Und doch ist außer der Geduld hier kein Mittel anwendbar. Das strenge Verbot der Königin, nach dem wir über Angelegenheiten einer Andern nie sprechen sollen, bindet uns zu fest.

Velasko. Es bindet uns mit dürren Worten nicht ihr zu sagen, daß sie betrogen ist. Allein es giebt noch andere Wege, sie zu warnen. Der, durch den Beichtiger es ihr zu melden, ist

mir vereitelt. Sie hat ſeit einigen Tagen einen neuen. Den kennt man nicht, und er wird in der erſten Zeit es auch nicht unternehmen, ihr Vertrauen durch ſolche Neuigkeiten von ſich abzuwenden. Der itzt noch übrige geſchwindeſte iſt der, auf ihrem Nachttiſche eine Karte zu verlieren, die deutlich ihr von allem Nachricht giebt.

Mondekar. Damit der Karte Schreiberin erforſcht, gefunden werde, und den Dienſt verliere.

Velasko. Sie wird nicht forſchen, wenn alles deutlich ihr geſagt wird.

Mondekar. Velasko! ohne meine Leitung wären Sie ſchon oft ein Opfer Ihrer Unbeſonnenheit geworden. Ich verſichere Ihnen, eben itzt würde ſie weit ſtrenger nachforſchen. Nehmen Sie nur alle Umſtände zuſammen. Der Markis Poſa todt, der Prinz gefangen; auf aller dieſer Seite ſie, und Eboli, die wahrſcheinliche Urheberin von allen dem, die innigſte Freundin von ihr. Bey ihrer Offenherzigkeit iſt nichts gewiſſer, als ſie zeigt die Karte dieſer Fürſtin ſelbſt, und dann wird doch die Schreiberin vom Könige oder von der Königin entdeckt. Gleichviel, von welcher Seite man ſie ausſpäht, bleibt ſie das Opfer.

Velasko. Wir wollte so weit denken, Mondekar! Ich wüte gegen diese Eboli. Ich kann den Vorzug nicht gelassen ansehn, den sie auf allen Seiten davon trägt. Vom Könige angebetet, von der Königin geliebt, geschmeichelt vom Großinquisitor, verehrt von seinem ganzen Anhang — sogar Vertraute der Herzogin! Nein — Zauberey ist's wenigstens.

Mondekar. Nun, wenn es das ist, wird sich's bald entzaubern. Dergleichen Spiegelfechtereyen, hört' ich immer, dauern nicht. Und übrigens, Velasko, kann es uns ja einerley seyn, wenn einmal eine die Regierende seyn muß — ob's diese oder jene ist. Wär' es nicht besser, man schickte sich in die Zeit, da man die Sache doch nicht ändern kann? Ich komme ihr mit Höflichkeit zuvor.

Eboli (tritt ein.) Ich wünsche einen angenehmen Morgen, meine schönen Damen.

Velasko. Sie haben ihn wohl täglich, Eboli? Wenn man auf Ihrer schönen Stufe steht, rundum als Spaniens Abgott sich betrachtet sieht, was bleibt zu wünschen? Wir sehn mit jedem Morgen einem Tage voll Zwang entgegen, und

gleichen den Pagoden, die man zur Schau hinstellt.

Eboli. Wenn ich nicht wüßte, daß Velasko manchmal gern scherzt, so sucht' ich Grillen und Hypochondrie in diesen Aeußerungen. Doch, Liebe, sollten Sie um manche Kleinigkeit mich auch beneiden, so denken Sie nun, daß, was Gold scheint, oft nur bloßer Schimmer ist. Ich habe Stunden, wo ich in Versuchung bin, mit dem ärmsten Bürgermädchen in Madrid zu tauschen. Ich werde heute noch der Königin das sagen, die mich freylich liebt, die aber auch es weiß, daß ich nicht glücklich bin.

Velasko. Die aber auch gewiß nicht alles weiß, was Andere wissen.

Mondekar. Velasko! Aber eins, Prinzessin, wünscht' ich doch zu wissen, da Sie so gütig sind, Ihr Glück und Unglück uns nicht zu verhehlen — Don Rui Gomez —

Eboli. Ich verstehe Sie. Sie wollen wissen, wie mit ruhigem Herzen man einem Manne, den man haßte, seine Hand noch geben kann, nachdem man sie schon abgeschlagen. Ich will es Ihnen erläutern. Da Sie vor Zeiten mir so oft vorhielten, daß die Wahl der Ehen am Hofe keine Liebe

zum Grunde führen dürfe, glaubte ich das nicht. Auch glaube ich das itzt noch nicht. Denn wenn Prinz Karlos Rui Gomez wäre, dann hätte Liebe sicher den Grund der Ehe ausgemacht.

Velasko. Dann hätte Rui Gomez nicht gewollt —

Eboli. Ein wenig boshaft sind Sie doch, Velasko; allein mit so viel Liebenswürdigkeit verbunden, kann ich das übersehen. Ich will nicht länger heucheln. Ja, ich bin unglücklich, daß Karlos meine Neigung nicht erwiederte. Ich habe mich verachtet gesehen, und dieß Bekenntniß, Velasko, müßte selbst den Neid verstummen machen. Und neidisch sind Sie nicht, nur etwas empfindlich. Es kann keine Dame geben, der ich dies Geständniß thue, die nicht im Augenblick, und haßte sie mich auch, Bedauern mit mir fühlte. So können Sie sich auch erklären, Mondekar, wie Rui Gomez mein Gatte werden kann. Ich habe keine Liebe mehr zu verschenken, nur eine Hand.

Mondekar. Nun, Velasko, verdient die Fürstin unsre Freundschaft nicht?

Velasko. Sie setzen mich in die äußerste Verwunderung, Eboli. Sie wären so gekränkt?

Eboli. So, Velasko, daß Sie die nähere Erzählung mir ersparen müssen.

Velasko. So that ich Ihnen Unrecht, so verzeihen Sie, und seyn Sie meine Freundin. Ich wollte bey der Königin gegen Sie arbeiten, das Vertrauen untergraben, welches sie so unbegränzt auf Sie gesetzt. Itzt will ich für Sie, und auf Ihrer Seite seyn.

(Sie umarmt sie.)

Mondekar (für sich.) Da ist die Närrin wieder weich. Nein, mich fängt man nicht so. (laut) Wie freue ich mich der Versöhnung! Was an mir ist, ich will sie zu erhalten suchen. Allein ich höre Ihro Majestät. Gehn wir, um ganz einig ihr uns einmal zu zeigen. Noch, glaub' ich, haben wir allemal uns gestritten.

Eboli. Gehn Sie nur einen Augenblick voraus, ich muß mich sammeln.

(Beide gehen ab.)

Ich brauche diese Damen noch, um bey der Königin in voller Gunst zu bleiben. Velasko ist ein kleiner Teufel, der die Pfeile verschießt, die jene schärft. Ich wette, diese Mondekar hat einen Blick in manches meiner Geheimnisse gethan. Gut also, daß ich mich darauf ein wenig vorgese-

hen. Sie müssen schlechterdings den Rachgeist gegen Karlos in mir nicht erblicken, und itzt, da ich vom Könige den Freyheitsbrief erhalten, von Karlos mit Elisabeth zu reden was ich will, werd' ich diese Königin ganz in meiner Gewalt haben, und sollten diese Damen dann auch etwas wagen wollen, so richten sie nichts aus.

(Sie geht den andern nach.)

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Zimmer des Kardinals.

Der Kardinal. Hernach Flasko Veloro.

Großinquisitor.

Den Ketzer haben sie gebracht. Ich habe den in meinen Händen, der so viele Jahre mich vergebens nach sich seufzen ließ; ich, der der halben Welt durch einen Federzug Befehle giebt. Ich wollte fast noch wetten, daß der Pfaffe, der in Deutschlands Wäldern den Einsiedler spielt, ein heimlicher Anhänger der Protestanten ist. Er hat so viele schon entlaufen lassen, die von hier nach Sachsens Wäldern flüchteten. Doch läßt er mir die Fürstin wieder fort, ist sie nicht binnen Kurzem wieder in den Mauern Madrids, so ist er todt, wenn ich ihn nicht lebendig hieher bringen kann.

Henriko! Ey! ein Name, der mir manche meiner seltnen Minuten schwarz gemacht. Wenn

ich ihn dachte, dachte, daß die Macht er äffte, der sich jeder unterwirft, so glühte ich vor Rachsucht, und konnte sie nicht befriedigen. Er wars, der mein Verständniß mit der Fürstin bald verrathen hätte. Errathen hatte ers, der Schlaue; errathen so etwas und lebt nach zwanzig Jahren noch?

Nein, nimmermehr soll ihm das ungerochen hingehen. So lange hat noch keiner, den ich haßte, der mich beleidigt, Gottes Sonne gesehen. Mancher zwar, dessen Verbrechen älter sind, lebt noch, und könnte seiner Augen Licht gebrauchen, wenn ihn nicht dichte Finsterniß umschlöße — doch so ein Leben dient dazu, dem Ungläubigen es fühlen zu lassen, daß er den ersten Mann in Spanien gekränkt. Und schade nur, daß er so lange nicht mehr elend leben kann, als glücklich er gelebt. Um desto martervoller sey sein Leben. Er lerne noch ein wenig, wie sichs in den Kellern des heiligen Gerichts schmachtet, und dann erfülle ein öffentlicher martervoller Tod das, was an der Zahl der Leidensjahre fehlt.

Ein Mönch (tritt ein.) Flasko Veloro, ein Diener in den heiligen Geschäften der Religion

und Ew. Eminenz, hat sich gemeldet. Er hat einen Widersacher an den Grenzen Spaniens aufgefangen, den er bereits uns überliefert hat. Doch wer er ist, und was er verbrochen, will er nur in die Hände Ew. Eminenz niederlegen. Er nennt sein Geheimniß wichtig.

Großinquisitor. Der ächte treue Sohn der Kirche soll erscheinen, und jeder ist willkommen, der ihm nachahmt. Ich werde seine Dienste groß belohnen. Man thue dieses allen kund, die in den Diensten der Hermandad sich befinden. Den Helden, die Henriko uns geliefert, werden aus dem Schatze der Santa Kasa 10000 Piaster ausbezahlt, und man wird sorgen, daß der König ihnen den Adelbrief ertheilt. Man lasse sie in Friede ziehen.

(der Mönch ab.)

Flasko Velero (tritt mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen gegen den Kardinal ein.) Dem Herrn der Kirche lea ich mich zu Füßen. Ich, ein schwaches Werkzeug, ward so hoch beglückt, zu ihrem Besten etwas beyzutragen, und einen ausgearteten Sohn der Kirche zu entdecken, der einen Ketzer ihrem Arm entziehen wollte.

Großinquisitor. Das konnt er wollen, — ein rechtgläubiger Christ, das wollen? Wie hieß er; und wer war der Ketzer, den zu retten er zeitliches und ewiges Wohl aufs Spiel setzte?

Flasko. Der Ketzer war der berüchtigte Henriko, und ihn nennt man den Ritter Walter.

Großinquisitor. Den Ritter Walter? Ah, das ist der Freund, mit dem er viele Jahre schon umherzog, von uns abtrünnig ihn zu machen trachtete — der wollte ihn uns also wieder entreißen?

Flasko. Er dachte jenseit Spaniens Grenzen ihn noch anzutreffen, und wär es ihm gelungen, so hätte er ihn sicher auch befreyt. Er hatte viele Reisige bey sich. Wie aber er entdeckte, daß Spaniens Grund und Boden ihn schon trug, so nahm statt Gewalt er zu der List die Zuflucht, in welcher Ew. Eminenz unterthänigster Diener ihn aber übertraf. Das Siegel der Hermandad half mir die kaiserlichen Pässe und Freyheitsbriefe und andrer Fürsten mehr Geleite zu besiegen.

Großinquisitor. Recht so, mein Sohn. Die Kirche ist nie undankbar. Man wird Euch lohnen, und so schnell als möglich werde ich den Ritter Walter selbst zu mir bescheiden lassen.

Flasko. Noch, Ew. Eminenz, fehlt meiner Neuigkeit die Krone. Der Kirche Oberhaupt wird sich nicht wenig wundern, wenn ich den burgundischen Ritter Walter entlarve, den wahren Namen statt des angenommenen nenne, und zu behaupten mich getraue, daß ich einen wichtigen Mann dem Königreiche zurückgebracht.

Großinquisitor. Ein Spanier, sagt Ihr? Desto mehr verdient er Ahndung. Nennt ihn!

Flasko. Vielleicht so weniger Ahndung, weil sein Stand, sein Erbtheil, seine Würden ihn zum großen Mann in Spanien machen müssen. Ich habe auf dem Wege seinen Glauben geprüft, er ist nichts weniger als ketzerisch gesinnt, und ich weiß, daß die Hermandad doch Gnade oft vor Recht ergehen ließ.

Großinquisitor. Sobald sie Besserung bemerkte — ja, dann geschah es. Und auch Eurem Ritter kann das werden. Habt Ihr ihn lieb gewonnen, und ist er ohne Nachtheil loszugeben, so kann schon Euer Fürwort etwas thun, wenn schon mit jedem andern Ketzer er sich eher verbinden können, als mit diesem Hemiko.

Flasko. Der ihn entführt, erzogen, und an den dadurch seines Herzens Bande sich ketteten.

Großinquisitor. Und wie heißt der Entführte? Es fehlt mir doch kein wichtiger Großer in den Listen

Flasko. Er heißt Johann, Prinz Eboli, und künftiger Fürst Gonzago.

Großinquisitor (erstaunt.) Johann! Das Kind des Fürsten? Der erste todtgesagte und begrabne Sohn?

Flasko. Eben der. Man hatte mit seinem Tode das heilige Gericht hintergangen, weil der Vater ihn in Deutschland erzogen wissen wollte, und die Erlaubniß nicht zu erhalten fürchtete.

Großinquisitor (klingelt, ein Mönch tritt ein.) Pater! nehmt diesen Mann mit Euch, und wartet, bis ich ihn wieder rufen lasse.

Mönch. Hier sind auch Briefe, Ew. Eminenz

(Er giebt sie dem Kardinal, der sie auf den Tisch legt.)

Flasko. (im Abgehen für sich.) Er wird auf die Belohnung für mich denken.

Großinquisitor. Es fehlte nicht viel, und ich hätte meine Verlegenheit verrathen. Wäre die Erscheinung Wahrheit, so dürfte allerdings die Sache wichtig werden. Wie ist mir? War ich damals nicht sehr aufmerksam, als dieses Kind

ſtarb? Meine Verbindung mit dem Hauſe Gonzago war damals eben auf der höchſten Stufe. Es war damals, als ich den Ketzer ſehr gut kannte, und aus gewiſſen Urſachen ihn nicht kennen wollte, ſeiner ſchonte. Es war, als Prinz Euſebius kaum zur Welt gekommen, und ich durch ihn die Mutter tröſtete. Dergleichen läßt ſich nicht vergeſſen, und wenn ich nicht irre, erhielt ich damals auch noch durch einen Geſandten, den ich in das Haus geſchickt, die ſichre Beſtätigung des Todes. Man kann wohl Todte wieder lebend machen, wenn man ihrer bedarf, doch der Betrug iſt etwas ſtark. Ich muß doch ſehen, wen ich damals ſandte.

(Er nimmt ein großes Buch und blättert.)

Das Haus Gonzago! — ha! da wird es ſeyn. (er lieſt) Des kleinen Johannis von Eboli Tod ſicher erfahren durch — (er wird heftig) — ha! wieder durch den Mann, der dort in Sachſens Wäldern ſteckt. Wär er es nicht geweſen, ich zweifelte an dem Betruge keinen Augenblick. So muß ich zweifeln, um ſo mehr, da, wenn man mich betrogen, das Geheimniß aller Reiſen des alten Fürſten ſich erklärt, nichts in der Sache weiter Räthſel iſt, und ſie, die Fürſtin, vielleicht

itzt erst erfahren, daß der lebt, den als Abgott sie verehrte.

(Er schlägt das Buch zu, und redet ganz kalt fort.)

Seys, wie es sey, der Prinz ist todt, muß todt seyn. Flasko hat seinen Lohn verwirkt.

(Er will klingeln, als er die Briefe ergreift und das Siegel betrachtet.)

Gonzago's Siegel! Gerade recht. Vielleicht noch mehr Licht.

(Er erbricht, und liest.)

„Ich flehe Ew. Eminenz um Gnade an. „Ich habe schwer gesündigt, und mich drückts „zu Boden. Entfernt vom Schoos der wah„ren Kirche, leb ich hier in steter Gewissens„angst.

„Meine Sünde? Ich will sie Ihnen beich„ten, Kardinal. Ach! Sie vergaben mir so „oft, Sie lösten ja so viele Zweifel von meiner „Seele; lösen Sie mir auch, die itzt mein „Herz zerreißen. Vor Ihren Thron werf ich „mich nieder, heilger Mann! Sie werden „mich aufrichten. Sie werden mich Verirrte „trösten, mich Leidende erquicken. Ich habe „schwer gesündigt, daß ich Ihnen in Madrid

„nicht gleich entdeckte, daß man meinen Sohn „Johann entführt, und mir für todt ihn aus„gegeben. Ich habe schwer gesündigt, daß ich „ihn so lange verhehlt, daß dieser mein Sohn „mit einer Ketzerin verbunden ist, die ausser„dem, daß sie der falschen Lehre zugethan, ein „Engel ist. Ich habe sehr gefehlt, daß ich so „lange Ew. Eminenz verhalten, daß hier in „Sachsens Wäldern ein verirrter Glaubensge„nosse nistet, den das heilige Gericht für einen „Ihrer ächten Diener hält, und der der Kirche „Schande macht.

„Beynahe, Ew. Eminenz, wäre auch ich von „ihm verführt worden. Beynahe wären meine „von Ihnen erhaltene Lehren — mein Glau„be wäre bald von mir gewichen. Ihr Anden„ken, Gotte nächster Mann, hat mich aufge„richtet. Ich gehe in mich. Ich bereue, was „ich gethan. Von meinen Sünden losgespro„chen zu werden, ist mein Wunsch. Hier beicht' „ich also alles, was ich zu bekennen habe. Mein „Mann liebt seine Religion zwar, aber nicht „so rein, wie ers sollte. Er ist schon in Ma„drid schwarz angeschrieben, und die Entfer„nung über die Erlaubnißzeit wird ihm des

„Königs Ungnade zuzezogen haben. Man „vergönne ihm den Aufenthalt in fremden Län„dern. Man gebe seinem ersten Sohne Jo„hann die Würden und die Güter.

„Ich werde im Triumph mit diesem edlen „Sohn zurückkehren. Der Ketzer Henriko hat „ihn nicht verführet. Sein Glaube ist rein, „seine Ehrfurcht für unsre Kirche unwandelbar. „Er wird der Kirche ächter Sohn, und hat „noch ein verdienstliches Werk gethan, indem „er eine Ketzerin zum wahren Glauben führt. „Sie wird dem Ruf der Kirche folgen, sobald „nur Ew. Eminenz ein Wort der Bekehrung „zu ihr sprechen. Ihr ketzerischer Vater, der „sie immer von meinen Ermahnungen zurück„hielt, ist gestorben. Sie liebt mich als Mut„ter, ich sie als meine Tochter.

„Soll ich mit meinen Kindern kommen, „Ew. Eminenz? Soll ich der Kirche die will„kommene Tochter seyn, die ich ihr immer war? „Sie nannten mich einst Ihre Stütze! Werd „ich es ferner noch seyn können? Und wird mein „Eifer die Verbrechen löschen, die ich begieng?

„O ja! Auf Ihre Vergebung trau ich fest. „Ich traue darauf, daß das Widerstehen bey

„so großen Versuchungen mein Fürsprecher seyn „wird. Und zu dem Ende will ich auch gar „nichts verhehlen. Der Waldbruder hat mir „bereits den Vorschlag gethan, er wolle Ew. „Eminenz berichten, der Fürst Gonzago sey durch „seine Hand gefallen, weil er der Kirche nach„theilig werden könnte. Ich sollte meinen Wil„len zu dem Betruge geben. Ich rette offen„bar den Fürsten, allein die Kirche kann ich „nicht zum zweytenmal betrügen lassen. Der „Tod des Sohnes war schon ein beleidigendes „Spiel für die heilige Hermandad. Des Va„ters Tod darf diese Scene nicht wiederholen.

„Beschließen Ew. Eminenz über den Wald„bruder. Fromm kann ich ihn nicht nennen. „Er hat der Kirche viel Abtrünnige schon vor„enthalten. Henriko, jener Ketzer, ist in Wien „dem Tode nahe. Bekömmt er hier nicht sei„nen Lohn, so wird er ihn schon dort erhalten.

„Nun, Ew. Eminenz, hat Ihre Tochter „alles Ihnen dargestellt, und nun erwartet sie „Tod oder Leben aus dem heilgen Munde. „Doch sey ich strafbar, Kardinal, und müßte „ich mich der Zuchtruthe unterwerfen, die die „Kirche auch ihren besten Kindern fühlen lassen

„muß, wenn sie fehlen, so schonen Sie nur des-
„sen, den die Mutter liebt, der entführt, ver-
„führt war, wie er Verstand und Willen noch
„nicht hatte, der also nicht gefehlt hat, und
„bey allem diesen der Kirche treu geblieben ist —
„seyn Sie Vater meinem Sohn Johann!“

Eugenia
Fürstin Gonzago.

(Der Kardinal legt die Briefe gleichgültig zusammen.)

Der Prinz Johann ist todt — muß todt seyn — Eusebius ist Fürst Gonzago. (Er klingelt.) Bringen Sie Flasko Veloro, Pater, und bleiben an der Thür, ich werde rufen. (Mönch ab.) Itzt könnt es einen schönen Aufruhr machen, wenn diese Mutter mit dem Sohn erschienen wäre.

Flasko (tritt ein) Ich erwarte Ew. Eminenz Befehle.

Großinquisitor. Die eben nicht erwünscht für Euch sind, Flasko. Ich habe alle Bücher nachgeschlagen, des Prinzen Tod ist mehr als zu gewiß. Die heilige Hermandad hat ihn selbst untersuchen lassen, und Euer Prinz Johann ist ein Betrüger. Nun seyd Ihr unumgänglich nöthig

zur Entlarvung des Heuchlers, und weil der Menschen Mund oft unvorsichtig spricht, man auf Verschwiegenheit sich nicht verlassen kann, und Ein Wort hievon nur gelallt, dem edlen Hause Gonzago Unruhe erweckt, so müßt indessen Ihr in den Gefängnissen der heiligen Hermandad verweilen, bis die Verhöre sich geendet. Euer Lohn entgeht Euch darum nicht, und Ihr sollt gut gehalten werden.

Flasko (fällt schreckvoll auf die Knie.) Um aller Heiligen willen, Ew. Eminenz, nur nicht der heiligen Hermandad Gefangner. Ist es Betrug, so hat man mich belogen, und ich bin ja unschuldig. Ich stelle mich, so oft es Ew. Eminenz befehlen, und meine Zunge will ich lähmen, daß kein Wort sie reden soll. Nur Freyheit, Ew Eminenz, nur Freyheit. Die Verhöre dauern ewig, und ich soll meine jungen Tage hier vertrauern. Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!

Großinquisitor (klingelt, der Mönch tritt ein, er redet hart.) Hier Pater, diesen werft in den tiefsten Kerker. Er hat die Inquisition gelästert, nannte ihre Verhöre ewig lange, und sicher ist er einverstanden mit dem Betrüger Walter. (Flasko macht bittende Geberden) Kein Wort! Hinweg mit

ihm. Er lerne ehrfurchtsvoller sprechen, besinne sich ein Jahr, und bitte dann um Gnade.

Fiásko (indem der Mönch ihn abführt.) O hätt ich doch des Ritters Schätze angenommen! Leb wohl, du Tageslicht! O Treue, Treue, ist das dein Lohn!

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Königin.

König Philipp. Elisabeth. Fürstin Eboli.

Elisabeth
(naht sich dem hereintretenden Könige tiefschwermüthig.)

Sie kommen selbst, mein König! Sie sind sehr gütig, daß bey Ihren angehäuften Geschäften Sie einer armen Leidenden noch denken.

Philipp. Und warum leiden Sie? Es ist wohl traurig, daß der große Philipp, durch aller seiner Länder Macht und Schätze, nicht seiner Gattin frohe Tage schaffen kann.

Elisabeth. Wie kann ich froh seyn, König, wenn man nicht einmal die Briefe, die ich schreibe, an meine nächsten Anverwandten schreibe, fortgehen läßt? Sie haben mir solche zurückgesandt.

Philipp. Wenn Spaniens Königin dem Gatten drohet, daß ſie Frankreichs Macht in ſeine Staaten führen will, kann dann der Gatte linder ſtrafen, als daß er ihrem Willen, ihm zu ſchaden, die Gelegenheit entzieht? Iſts ſeine Schuld, daß ſie nicht froh ſeyn kann, wenn ſie an Aufruhr und Verderben ſeines Landes Frohheit findet? Hab einen Weg ich Ihnen je geſchloſſen, auf dem Sie der Zerſtreuung, des Vergnügens Unterhaltung ſuchten? Königin! Verfahren Sie nicht ungerecht! Laſſen Sie mir meiner Reiche Regierung, und laſſen Sie ſich an der Anbetung genügen.

Eliſabeth. Sie ſtrafen hart, mein König, ſehr hart. Seit wenn hab ich an Aufruhr und Verderben mich geweidet? Seit wenn kann eine Seele, die um mich iſt, nur klagen, daß ich an ihrem Leiden nicht theilgenommen, daß ich mit ſanftem Herzen ſie nicht getröſtet, und wo ich helfen konnte, geholfen? Geſetzt auch, König, daß ein Wort in unſrer letzten Unterredung mir entfallen, daß fremder Mächte Hülfe ich begehren könnte, ſo hab ich damals meine Meynung doch genug beſtimmt, und noch bin ich nicht überzeugt, ob Philipp ſeines Sohnes ganz vergeſſen kann, wenn ſchon

tod-

tödtende Zweifel mich der Wahrheit verſichern wollen. Und wär es — iſt denn meine Macht ſo groß, daß einer meiner Briefe des ſpaniſchen Monärchen Macht zu Trümmern ſchlägt? Wird man ſein Scepter rauben, wenn das Auge ſeiner Gattin weint, und ihre Feder klagt? Doch — darum darf ich nicht mit Ihnen rechten. Die Briefe hab ich nicht zurückgenommen, König! Nicht mein Gemahl, nein, mein Monarch eröffne ſie, und ſpreche dann mein Urtheil.

Philipp. Genug davon; es iſt vergeſſen und vergeben.

Eliſabeth. Und Sie, mein König, haben auch vergeſſen und vergeben? O! nehmen Sie noch eine Centnerſchwere meinem Herzen, die mich zu Boden drückt.

Philipp. Reden Sie. Wenn ich es kann, ſo will ich immer, was Sie wünſchen. Sey es als Gattin, ſeys als Königin, ich mache mirs zur Pflicht, in beiden Fällen, unbeſchadet meiner Monarchie, ſelbſt nachzuſtehn.

Eliſabeth. Iſt Karlos Ihrem Herzen näher, als ers war, und iſt das Gerücht, das ſchreckliche, nicht gegründet?

Philipp. Welch ein Gerücht? Ich muß doch untersuchen, durch welchen Weg Gerüchte, die Sie schrecken, zu den Ohren der Monarchin kommen können, die Spaniens Hofnungen unter ihrem Herze trägt.

Elisabeth (außer sich.) O so ists gewiß! Wenn ich erst Spanien Hofnung geben soll, so ist das Bluturtheil des Prinzen unterschrieben. Philipp! ist das wahr? Konnten Sie den Federzug zum Untergang des Sohnes führen? Wagten Sie, dem Gotte über uns so ins Amt zu greifen, mit einem solchen Bluturtheil?

Philipp. Wer wagte es das zu behaupten? Wer ein Gerücht vor Ihre Ohren zu bringen, was Zeit und Sache erst entscheiden muß? Die Richter werden Karlos Frevel untersuchen, und wenn für Spanien er nöthig ihnen scheint, so werden sie wohl mildern, wo der Vater vergeben, der Monarch verdammen müßte. Ich habe meine Rechte aufgegeben. Mit denen streitet er, die er regieren soll.

Elisabeth. Allein der Vater könnte doch ein Wort zu seinem Besten reden, und den Monarchen einmal verstummen lassen. Soll ich den Prinzen sprechen, Philipp? Wählen Sie selbst

die Männer, die dabey seyn sollen. Ich will nur die Prinzessin Eboli zur Zeugin.

Philipp. Auch das steht nicht in meiner Macht. Ich will die Richter drum befragen lassen. Erlauben sie es, so bin ichs zufrieden, und dann begleite Sie die Fürstin Eboli allein, damit der Zeugen Ihrer Schwächen wir so wenig als möglich haben.

Elisabeth. Die Schwäche macht mir keine Schande, Philipp. Es ist Gefühl der Menschheit, der Blutsfreundschaft, und kindlicher Jahre Zuneigung. Der mehr als Freund mir seyn sollte, dessen Leben muß wenigstens mir nahe liegen, wenn ich nicht ganz verläugnen will, daß ich von schwächerem Geschlechte. Ich bitte, König, diesen fürchterlichen Richtern des Dom Karlos zu sagen, daß, wenn durch mich für Spanien Hofnungen zu erwarten stehn, sie nur durch die Gewährung meines Wunsches erlangt werden können. Sonst, wenn ich unterliege, haben diese blutigen Tyrannen mein und des Königs Kind und mich auf ihrer Seele — Genug davon; ich sehe, Philipp wird unruhig. Das wollt' ich nicht. Noch eine Bitte nur, und ich bin durch Sie meiner Ruhe wiedergegeben.

Philipp. So bitten Sie nur schnell; denn heute haben Ihre Bitten einen Ton, der mir das Herz durchschneiden könnte. Nicht weil Sie bitten, sondern weil man mich an Dinge mahnt, die ich verwünschen muß.

Elisabeth. Sie betrifft die Fürstin Eboli. Schon einmal bat ich, Rui Gomez ihr nicht aufzudringen, und Ew. Majestät versprachen es. Sie ist, so hör ich, ihm aufs neue zugesagt. Sie scheint das Opfer seyn zu wollen. Das thut mir leid.

Philipp. Nun, beym Himmel! Monarchin! das geht weit. Soll Philipp mit sich spielen lassen? Ich könnte zornig werden, wenn ich heute nicht mir vorgenommen hätte, kalt zu bleiben, wenn ich nicht Philipps Gattin schonen wollte. Prinz Eboli versichert, mit dem aufrichtigsten unaufgeforderten Bekenntniß, daß seine Schwester Rui Gomez liebe; die Herzogin von Alba bittet in der Fürstin Namen, sie ihm zu geben. Treten Sie hervor, Prinzessin. Ich bin Ihr König, nicht Ihr Tyrann. Entscheiden Sie, und wie Sie es entscheiden, so bleibe es. Und wer darnach ein Wort in dieser Sache zu reden wagt, und

wär es Rui selbst, der sey verbannt aus meiner Gegenwart, so wahr ich Philipp bin.

Eboli (sie tritt schüchtern vor, und läßt sich vor dem Könige auf ein Knie nieder.) Monarch! Ich nehme Rui Gomez Hand. Unwiederruflich fest ist mein Entschluß. Gebilligt ist die Wahl von mir. Der Eifer der Monarchin für mein Wohl ist schmeichelhaft; allein da ich nicht für mich wählen kann, und diese Wahl so Viele glücklich zu machen scheint, so wird sie auch mit meinem Unglück nicht verknüpft seyn, und Rui Gomez liebt mich standhaft, und verdient meine Gegenliebe.

Philipp. Und diese schöne Denkungsart sollten wir stören, Elisabeth? Nein, Leidenschaft bestimmt nicht blos das Glück Prinzessin! stehn Sie auf. (er hebt sie auf.) Ich prophezeihe Ihnen schöne Tage mit Rui. Ich habe ihn geprüft. Er ist mein Günstling, er soll meinem Thron am nächsten stehen. Und nun, Elisabeth, scheid' ich mit der Beruhigung von Ihnen, daß auch Sie beruhigt sind.

(Er küßt sie auf die Stirn, die Königin bleibt sprachlos stehen und er geht ab.)

Eboli (küßt die Hand der Königin.) Verzeihung, große Königin! Und kein Gedanke an die arme

Eboli trübe ferner Ihre Seele. Ich werde mein Geschick ertragen lernen, und Ihre Liebe wird mir reichlicher Ersatz seyn. Nie hätt' ich mirs vergeben, wenn der König noch mit einem harten Worte um meinetwillen Sie gekränkt. Und dann — ich mußte meinen Bruder opfern.

Elisabeth. Sie haben alle Möglichkeit verscherzt Ihr Unglück kann nicht mehr auf meine Rechnung kommen. Der Schwur des Königs bindet mich, zu schweigen. Doch wenn ich eines Räthsels Lösung mir erbitten dürfte — wenn Eboli mir wegen einer Alba, die im Spiel ist, einen Schlüssel geben wollte —

Eboli. Ach meine Königin! Ich habe sie verloren. Sie zürnt — sie spottet meiner.

Elisabeth. So bitter war es nicht gemeynt. Doch schon Aebtissin Reutha gab mir einen Wink von der gefährlichen Bekanntschaft, und ich kann die nächsten um mich nicht mit meiner Feindin in Verständniß sehen. Denn hasse ich sie nicht; so haßt sie mich doch sicher, und mein Lob kann wohl aus ihrem Munde nicht ertönen. Und wenn ich auch ihr Lob nicht wünsche, so kann ein schleichendes Gift ihrer Rede leicht in der Meynung, die meine Lieben von mir haben, Wurzel fassen,

und bey denen will ich nicht im falschen Lichte ste-
hen. Was Sie der Aebtissin wegen mit der Herzo-
gin unternommen, verräth Vertraulichkeit, die
wünsch' ich nicht, doch habe ich sie übersehen. Da
aber itzt der König deren noch Erwähnung that,
da Philipp sie als Fürsprecherin für Ihre Sache
und in Ihrem Namen nannte —

Eboli. Nicht weiter, Königin. Mein ganzes Herz soll Ihnen offen liegen. Des Hofes Politik mir immer noch zu wenig bekannt, hat mich in die Hände dieser Frau geführt. Mein Bruder, der ihr Haus fast nicht verläßt, gebot mir einst, wenn ich seiner Freundschaft und brüderlichen Liebe nicht verlustig gehen wollte, ihr den Besuch zu machen. Ich thats; sie stellte sich so warm, so freundschaftlich, daß, wüßte man die Lage nicht zu offenbar, in der sie sich befindet, ich hätte hintergangen werden können, für ihre Tugend zu streiten. Doch ein Gedanke an Elisabeth warf alle meine Achtung übern Haufen, sie blieb im Aeußerlichen stehen, und drang nicht bis ins Herz. Kurz hernach ließ mich die Herzogin ersuchen, ein geheimes Gehör ihr zu vergönnen. Ich erschien; sie brachte die Papiere des Priors des Karthäuserklosters, des Bruders der Aebtissin Reutha, vor,

und wollte mich dadurch mit dieser Frau versöhnen, die mit mir zürnte — zürnte, Königin, weil ich den Prinzen Karlos liebte; ich eilte, um die gute Mutter zu versöhnen, die ehedem so viel mir war; wie aber die Ergießung unsrer Herzen sich entwickeln sollte, riß grausam mich die Herzogin von ihrer Seite. Warum — das weiß ich nicht. Es war in einer fürchterlichen Nacht. Wir kehrten zum Palast zurück, und ich fand meinen Bruder Eusebius bey ihr. Hier setzte man mir zu. Man malte mir des Königs Grausamkeit, man machte mir des Bruders Untergang gewiß; man brächte meine Eltern mit ins Spiel, da Rut Hülfe äußerst nöthig sey. Ich unterlag den Bitten, willigte in alles.

Elisabeth. Genug. Ich will nicht mehr. Sie stehen rein vor mir. Von nun an, Eboli, entsag' ich jedem Verdachte, der auf Sie fallen könnte. Nichts in der Welt soll es bewirken können, Sie meinem Herzen zu entreißen. Doch hüten Sie sich vor der Politik des Hofes, die Sie nicht kennen. Unternehmen Sie nichts, ohne mich zu Rathe zu ziehen. Wenigstens seh ich ganz ohne Leidenschaft, wo Sie im ersten Feuer alles noch erblicken. Man hat in Spanien die Kunst ver-

ſtanden, dem leichten hüpfenden Blute Frankreichs Trägheit einzuimpfen. Man hat kalt und bedachtſam mich gemacht. Und doch —

Von Ihnen, Eboli, will ich nun zu mir übergehen. Iſts wahr, daß das Gerücht geht, man beſchäftige ſich mit Karlos Bluturtheil? Denn, daß der König es ſchon unterſchrieben haben ſollte, glaub' ich nicht, weil Philipp nie geläugnet, was er that. Sie ſtehen kalt da, Eboli! Ich rede itzt von Karlos Bluturtheil, von dieſem Karlos, den ich liebte, den Sie lieben.

Eboli. Wer ſagte Ihnen das, Monarchin? Wer unterfing ſich, wider des Großinquiſitors ausdrücklichen Befehl mit einer Nachricht Sie zu kränken, die die gefährlichſten Folgen für Sie haben kann?

Eliſabeth. Verhehlt mir alſo nur — und wahr doch? Eboli! Wahr? Und Sie können's hören?

Eboli. Weil ſich mein Glaube, Königin, dem Gerüchte noch nicht zu unterwerfen wagt. Weil ich auf Philipps Vaterpflicht, weil auf des Kardinals Untrüglichkeit, die Karlos Unſchuld durchſchauen muß, weil auf der Spanier Liebe für ihren Prinzen ich mehr rechne, als auf des Königs

Zorn, der doch den Vater nicht vergessen darf, als auf des Prinzen Fehler, den Flandrern Gerechtigkeit widerfahren lassen zu wollen, als auf — wenn man so es noch nennen kann — seine voreilige Begierde zu regieren.

Elisabeth. Prinzessin! Was muß ich von Ihnen hören? Sie — die ihn liebt, Sie werden selbst Anklägerin des Prinzen? — Sie beschuldigen ihn eines Fehlers, der unverzeihlich ist.

Eboli. Den ich nicht mit solchen Augen betrachtete, und dessen ganz Madrid ihn wenigstens zeiht.

Elisabeth. Ganz Madrid? O so ist er verloren! Erkennen Sie aufs neue, Fürstin, Ihre Schwäche in der Politik. Er ist verloren, wenn Madrid so denkt. Dann hat man schon wider ihn das Volk empört. Des Kardinals Untrüglichkeit hat nur in Dingen statt, die seinen Planen nicht zuwider sind, und ihnen ist der Prinz der erste Gegenstand. Wenn Philipp in dem Wahn, er wolle herrschen, bestärkt wird, so ist es mit der Vaterpflicht zu Ende, und Vaterliebe weiß der stolze Mann zu unterdrücken. Man hat der Spanier Liebe ihm entrissen, man hat ihr Vorurtheil mit seilem Golde, oder ihrer eignen

Religion, die man in Händen hat, bestochen. Ach, er ist in der größten Gefahr. Erwachen Sie aus Ihrem Traume, Eboli, und sehn Sie meinen, Ihren Karlos auf dem Blutgerüst.

Eboli. Mein Erstaunen tödtet mich, Monarchin. So weit sollte es in diesen Augenblicken gekommen seyn, da ich ihn völlig sicher glaubte? Das kann nicht seyn. Es wäre Völkerverrath.

Elisabeth. Allein, es ist, es ist so — Nein! Ich muß ihn sprechen. Schnell muß ich meine Bitte dem Könige wiederholen. Schnell muß ich meiner Drohung eine neue folgen lassen. Hier ist Eile, übermächtge Eile das einzige Rettungsmittel. Mein Schreibzeug, Eboli. Ich muß dem Könige, muß dem Kardinal gleich schreiben. Noch heute muß ich Karlos sehen, wenn ich nicht glauben soll, daß er bereits getödtet ist.

Eboli (fällt ihr zu Füßen.) Um aller Heiligen willen, Königin, mäßigen Sie sich. Ach Gott! daß Karlos verurtheilt werde, ist nicht das Einzige, was Sie zu fürchten haben — ist nicht das schnelle Uebel, das Sie zu erwarten haben. Es giebt noch andere schrecklichere Dinge, die Ihnen bevorstehen, und die Ihrer Eboli armes Herz so

sehr zerreißen, daß selbst Karlos Schicksal ihr gleichgültig wird, daß sie mit keinem Sinn mehr an ihn denken kann.

Elisabeth (springt rasch vom Stuhle auf, auf den sie sich gesetzt, um zu schreiben.) Was war das? Was kann es schlimmeres geben, als Karlos Tod? Wenn Sie das Wort, welches Sie itzt geredet, nicht wahr machen können, Fürstin, so sind Sie eine Heuchlerin. Und wahr es machen — nein! — das kann nicht, wird nicht möglich seyn. Was giebt's in der Natur noch schrecklicheres, als Königsmord? Gehn Sie — Sie haben, um mir eine schwere Stunde zu ersparen, mir eine teufliſche Unmöglichkeit gelogen.

Eboli. Ich werde sprechen, Königin — ich werde leider Wahrheit sprechen.

Elisabeth. Sie können das nicht, Eboli. Glauben Sie mich nicht zu hintergehen. Ich weiß, was es heißt, Gleichgültigkeit gegen Karlos. Die kann nur geheuchelt seyn,.

Eboli (steht auf.) Ich stehe also als Verbrecherin vor Ihnen. Gedacht hätte ich das nicht. Erklärbar aber ist mir's, und möcht' ich ewig als Verbrecherin vor Ihnen stehen, und möchten Sie

als eine solche mich verbannen können, wenn ich ausgesprochen!

Elisabeth. So zuversichtlich! Nun, so muß ich doch hören, was mir, wenn ich ungehört der Ewigkeit entginge, selbst dort noch zweifelhaft erscheinen würde.

Eboli. Doch wissen Sie, Monarchin, wenn Sie mich verrathen, ist Bannfluch mein unwiederrufliches Loos. Das ist der Preiß, der für die Wenigen, die um dieses Geheimniß wissen, darauf gesetzt ist, wenn sie es entdecken. Mein Schicksal ist Ihren Händen überlassen. Hören Sie, und nehmen Sie die ganze Macht Ihrer Fassung zusammen.

Dom Karlos Tod ist sicher, wenn Sie ihn nicht verhindern. Jetzt können Sie das nicht, denn auf die Zeit Ihrer Niederkunft ist er verschoben. Wenn Sie Spanien einen Prinzen geben, so stirbt er, er mag schuldig oder unschuldig seyn. Ist dieses nicht der Fall, so muß er seine Unschuld — Sie die Ihrige darthun, denn — fassen Sie sich, Königin — der König hält den Embryo für Karlos Kind.

Elisabeth. Gott! sie hat Recht.

(Elisabeth sinkt in den Stuhl zurück, Eboli kann sie nicht erwecken.)

Eboli. Ich wollte wetten, sie ist schuldig — O wie mich das ergötzt! — Doch hätt' ich dieses Schreckensmittel nicht ergriffen, allein sie darf, muß den Prinzen nicht sprechen. Er würde mich verrathen haben, und meine ganzen Plane scheiterten. (sie rüttelt die Königin) Erwachen Sie, Monarchin! Ich muß nach Hülfe rufen.

(Sie ruft — Die Kammerfrauen treten ein.)

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Zimmer desselben.

Der Kardinal sitzt in einem Sessel; man führt Henrike, den man aus den Kellern der Gefängnisse heraufgebracht, und den Domingo begleitet, gefesselt vor ihn.

Großinquisitor.

Da bist Du nun, Wurm, der Du Dich erkühntest, der Religion und ihren ersten Stützen Dich zu widersetzen. Der Fesseln Schwere konnten wir bereits vor Jahren, vielen Jahren Dir auflegen, allein Dein Maaß war noch nicht voll. Der Himmel hatte Dich mit so vielen innern Kräften begabt. Er hatte Dir der Gnade Macht gegeben, allein zum Mißbrauch nicht. Anstatt Dich von der Ketzerlehre zu entfernen, nahtest Du Dich ihr. Anstatt auf seiner Gnade Wegen zu wandeln, gingst Du dem Abgrund zu, der Dich verschlingt. Da sandte Dich die Allmacht einem Deinesglei-

chen zu, den falscher Wahn bethörte, so wie Dich. Der Fürst Gongazo ward Dein Busenfreund; er, der's im Sinne trug, den rechten Glauben Spaniens durch dessen in die Zukunft bestimmten Monarchen zu verdrängen. Da hecktet ihr die schwarzen Plane aus. Er sollte Karlos Deine Lehren beybringen, und Du wolltest in seinem Sohn Johann dem Prinzen eine künftige Stütze erziehen. Ihr waret unverbesserlich. Das sah die ewige Macht, und übergab euch dem Verderben. Die Väter werden an den Kindern bestraft, allein des Prinzen Eboli Verführung, wenn er schon für den Vater büßen mußte, konnte doch nicht bis zur Ewigkeit durchdringen. Er blieb in seinem Glauben standhaft, und wenn er sterben muß, erwartet ihn für seine Leiden eine ewige Seligkeit. Dich aber ein schreckliches Gericht. Noch kannst Du ihm, und vielen Martern dieser Welt entgehen. Das heilige Gericht spricht Gnade über Dich. Nimm unsern Glauben an, und stirb den leichten Tod, den wir die Neubekehrten sterben lassen. Verherrliche Gott in der Todesstunde, und hoffe Seligkeit von ihm.

Henriko. Ist mir erlaubt, frey ohne Scheu zu reden, was ich denke?

Großinquisitor. Rede. Doch hüte Dich! denn jedes Deiner Worte liegt auf der Wage der Zukunft.

Henrike. Die Zukunft dieser Welt ist mir gleichgültig, Kardinal. Zur Ewigkeit hoff' ich auf des Allerbarmers Gnade. Ich bin ein sündiger Mensch, bedarf der göttlichen Vergebung, so wie Ihr und alles, was von Menschen auf Erden lebt. Ich hoffe Seligkeit auch ohne Euren Glauben, wie ich sie hoffen würde, wenn ich in ihm geboren wäre. Hier mein Bekenntniß: Ich glaube an den Gott, der alle Menschen zum Wohl erschuf, der allen Seligkeit verleiht, der nicht Gefallen hat an Jemandes Leiden. Ich glaube, daß es ihn ersteut, wenn Jemand ihn verehrt, deswegen schätze ich der Kirchen Ursprung und Gesetze. Allein ich nehme keine als unfehlbar an. Ich tadle den deswegen nicht, der diesem Glauben zugethan. Auch er kann darin selig werden. Von meinem Glauben nun zu mir.

Ihr habt als einen Ketzer mich gefangen nehmen lassen. Wenn Ihr den Ketzer nennt der eines andern Glaubens ist, als Ihr, so habt Ihr Recht. Nennt Ihr den Ketzer, der von Eurer Lehre, die ihr zugethan, abwendig machen will,

so habt Ihr Unrecht. Nie hab' ich das gethan. Nicht Fürst Gongazo, nicht sein Sohn Johann vermögen mir ein Wort hierin zur Last zu legen. Ich würde Eure Kirche ehren, wenn sie sich in ihrer ersten Reinigkeit erhalten hätte. Allein die Tyranney, die itzt in ihrem Innern herrscht, die Blutbegier, mit der man die verfolgt, die nach Gewissensfreyheit eine bessere Wahl gethan zu haben glauben, ist nicht des ersten Stifters Sanftmuth angemessen, und fordert von uns, daß wir uns von ihr entfernen.

Großinquisitor. Laß Deine Lästerungen unterwegens, Ketzer. Sie machen Dir Dein Schicksal schwerer. Vernimm, was Du verschuldet, und zittre! Des Prinzen Karlos Tod ist Dein Werk. Hätte Dein Fuß nicht Spanien betreten, wäre das Haus Gongazo nicht durch Dich zerrüttet, der Samen Deines Gifts durch ihn nicht ausgestreut, so könnte Karlos leben, könnte seines Vaters Monarchieen Erbe seyn. Itzt sind sie alle verwaist, sein Bluturtheil ist unterschrieben. Er stirbt. Dich ließ ich holen, weil Du seinen Tod verschuldet. Er wird Dir diese Wahrheit selbst gestehen. Er wird Dir sagen, daß Gongazo sein Verführer ist, und dieser soll auch bald

im Sanbenito Dich überzeugen, daß Du ihn verleitetest. Sieh Deiner Uebelthaten große Menge, und beßre — bekehre Dich.

Henriko. Wie! Wär' es möglich? Fürst Gonaazo auch in Euren Händen? Er, den der Bruder jenes Waldes mir so sicher malte.

Großinquisitor. Er wär' es, hätte nicht die Fürstin, der Kirche ächte Tochter, uns die ganzen Betrügereyen dieses Schändlichen verrathen, nicht alle Fehler ihres Gatten uns gestanden, nicht versprochen, Marien, jene Ketzerin, uns zuzuführen.

Henriko. Gerechter Gott! So ist denn alles erfüllt, was ich vorhergesehen —

Großinquisitor. Erfüllt, was Gottes Strafgerechtigkeit auf Deine Schultern legte. Aller dieser Tod, des Prinzen Untergang, der Monarchie Verwaisung.

Henriko. Gott! möchte doch alles das noch seyn, das letzte nur nicht. Kardinal! Ihr habt mich tief gebeugt. Ich weiß, daß ich nicht wissentlich gesündigt habe; allein man soll auch seine Handlungen auf die Wage der Zukunft legen, und das that ich nicht. Möchten doch die Martern, die Ihr mir bereitet, mich für das bestrafen,

damit ich dort nicht noch Verantwortung zu geben brauche. Seht, Kardinal, da steht der schwache Mensch, dem's noch vor wenig Augenblicken däuchte, er habe wohlgethan, viel Gutes habe er gestiftet, und mit den wenigen Worten habt Ihr ihn geschlagen. Doch Ihr — Ihr sagt, Ihr wußtet das, und beugtet dem nicht vor? Steht nicht der schwache Mensch auch dort?

Großinquisitor. Das war des Himmels Wille. Der offenbarte es mir, offenbarte mir, daß er so und nicht anders der Menschen Sünden gestraft wissen wollte.

Henriko. Nein, Kardinal, der Himmel offenbarte sich nie denen, die Scheiterhaufen rauchen lassen.

Großinquisitor. Hinweg, verwegner Kezzer! Aus meinen Augen fort! Domingo! führen Sie ihn zu dem Prinzen. Er mag ihm selbst gestehen, daß er schuld an seinem Tode ist. Er mag der Marter Fülle ihm dadurch bereiten. Dann lassen Sie ihn schmachten, bis wir alle die Mitschuldigen ihm vor Augen stellen können, die er in Todesabgrund riß. Einen von ihnen, Mariens Vater, hat man uns schon weggeraubt. Ich wette, der verätherische Waldbruder hat ihn

umgebracht, um ihn uns zu entreißen. Fort mit Ihm, Domingo!

(Er geht ins Kabinet.)

Domingo (im Abgehen zu Henrike.) Ihr habt Euch schlecht vertheidigt, armer Ketzer.

(ab.)

Madrid.

Gefängnisse der Inquisition.

Prinz Karlos. Domingo. Henrike.

Domingo.

Der Kardinal Großinquisitor sendet Ihnen einen Mann, mein Prinz, den Sie um seiner Halsstarrigkeit wegen, der verdienten Marter mehr auf ihn zu bringen, selbst sagen sollen, daß er Ihr Verführer ist, selbst sagen, daß er Sie in diesen Kerker brachte, daß er an Ihrem nahen Tode schuld ist.

Karlos. Ihr wünschtet wohl, daß ich die Last, die Euch erdrücket, von Euren Schultern nehmen, und sie auf eines Andern Rücken legen sollte. Ihr scheut Euch, den unschuldigen Königssohn zu morden, deswegen zaudert Ihr, und sucht noch immer Mittel, diesen Mord von Euch zu wälzen. Laßt hören, was für neue Pläne man geschmiedet, sich selbst zu hintergehen, und wie mich verdächtig zu machen, damit man wenigstens

mein eignes Geständniß, ich sey Verbrecher, vor sich habe, wenn man einst vor einem andern Richterstuhle Rechenschaft zu geben gezwungen wäre? Wer ist der Mann, der Trübheit seiner Seele aus dem standhaften, unschuldvollen Blicke sprechen läßt? Verräther kannst Du nicht seyn, nicht im Bunde mit diesen Ungeheuern, welche der Natur den Untergang geschworen.

Domingo. Das sollen Eure königliche Hoheit gleich erfahren. Henriko! Redet selbst!

Karlos (heftig.) Henriko! Hör' ich recht? Henriko! Er, des Fürsten Gongazo Freund! Mein unsichtbarer, theurer, gefühl- und wahrheitvoller Lehrer! Er, dessen Herz aus jeder Zeile, die er schrieb, hervorstralte! Er, den ich unter allen Menschen am meisten liebte, ehe ich ihn kannte! — O komm, mein Freund, mein Lehrer, umarme mich —

(Er eilt auf ihn zu; Henriko stößt ihn sanft zurück.)

Henriko. Gelassen, Prinz! Bedenken Sie, daß, eines Ketzers Freund seyn, in Spanien Todsünde ist. Wahr ist's, daß ich Henriko bin. Ich bin der Ketzer, den ein böser Genius nach Spanien führte, um in einer der edelsten Familien

Zwietracht und Unheil zu bereiten. Wenn meine Denkungsart gleich mich nicht gereut, und nie gereuen wird, wenn ich mit meinem Glauben zufriedner bin, als in dem Ihrigen ich's gewesen wäre, so reut mich doch der Schritt unendlich, den ich nach Madrid ging, weil mich ein falscher Eifer trieb. Der Enthusiasmus, meine reine Lehre zu predigen, war nicht Beruf. Er kann es nicht gewesen seyn ob ich ihn gleich damals dafür hielt. Ob ich mich gleich unsinnig freute, den Fürst Gongazo voll Gefühl für Wahrheit zu erblicken; ob ich gleich die Stunden pries, in welchen ich die Lehren niederschrieb, deren Ew. königliche Hoheit itzt erwähnen; ob ich gleich knieend dem Himmel dankte, als ich seinen ältesten Sohn Madrid entführen konnte, und noch vor wenig Wochen in ihm den Gipfel meiner Seligkeit erstiegen glaubte, wenn ich ihn und die so schön gewählte Gattin sah: so fällt das alles heute doch in Nichts zurück. O Prinz, der Friede meines Lebens ist zerrissen; nicht durch die Bande, die mich an Tyrannen fesseln; nicht durch die Martern, die mein Schicksal mir vorhersagt — nicht durch den schreckenvollen Tod, dem ich entgegensehe — nein, dadurch, Prinz, daß Alle, die ich liebe, durch mich,

durch mich unglücklich sind — dadurch, daß ich den Tod in eine Familie brachte, die zu Glanz und Leben bestimmt war, dadurch, daß ich den biedersten von allen Männern tödtete, den edlen Vater von Marien.

Und nun, Prinz, alles dieses wäre zu ertragen, für alles dieses wollte ich noch mein zerrißnes Herz beschützen; allein hier legt man mir den Untergang eines ganzen Reichs zur Last In Ihnen, Prinz, war Spaniens ganze Hoffnung aufgeblüht, und ich bin schuld an Ihrem Tode. In Ihnen geht für Spanien Gewissensfreyheit und paradiesische Erlösung zu Grunde, und ich bin schuld daran.

Karlos. Das sagen diese. Mann! beruhige Dich. Erst die Umarmung, dann will ich weiter reden. Weigre Dich nicht, mir ganz den Freund zu zeigen, der Du in Deinen Schriften mir gewesen. Hier gilt kein Ketzer mehr. Mir sind die Menschen Menschen. Mein Tod, Henriko, ist so fern nicht mehr, und da ist's unnennbare Wonne, sich mit einem guten Menschen noch einmal zu freuen.

Den Kuttenmann dort brauchst Du nicht zu scheuen. Es ist ihm etwas Neues, zwey schuld-

lose Seelen so standhaft ihrem Tode sich nahen zu sehn. Er mag einmal erstaunen, daß es Menschen giebt, die selbst in der Inquisition schreckvollen Kerkern Freude fühlen können. Ich bin Euch dankbarlich verbunden, Domingo, daß Ihr eine solche Freude mir noch machtet. Ich segne Euch dafür in meinem Herze doppelt, denn doppelt habt Ihr mich beglückt. Einmal hierdurch —

(Er schließt Henriko feurig in seine Arme.)

Ich drücke Dich fest an mein Herz, Wohlthäter, Freund, mit dem Ein Schicksal mich vereint. Die gleich denken, müssen auch gleich sterben. Man nennt Dich einen Protestanten, mich einen Rechtgläubigen; denn wenn schon diese mich dafür nicht gelten lassen wollen, so bin ich's doch, bin's mehr als sie, war es in Handlungen, wenn sie es blos in Worten waren. Dennoch, Henriko, sind wir beide gleiches Glaubens. Wir glaubten an Gott und Rechtschaffenheit. Wir handelten nie, wo wir nicht gut zu handeln dachten, und kein übler Erfolg lag in unsrer Seele. Um Dinge, die wir nicht vorhersehn konnten, haben wir nicht für Rechenschaft zu sorgen.

Du sagst, in mir sey Spaniens ganze Hoffnung aufgeblüht. Wenn's wahr ist, Henriko, und wenn diese da Dir das gesagt, so ist es wahr; wem hab' ich es zu danken, daß sie blühte, als Dir und Deinen weisen Lehren, die Duldung predigten? Sie sinds, die diese Blume nicht zur Reife kommen lassen wollten, die diese Frucht zu heftig fürchteten und wähnten daß sie giftig für sie werden könnte. Kannst Du dafür, daß sie so denken? Kannst Du dem Todesstrome Einhalt thun, der ihrem Munde mit jedem Wort entfährt? Sie trinken Blut wie Wasser, nur die Wollust, Königsblut zu trinken, schmeckten sie noch nicht. Kannst Du dafür, daß sich ihr Durst so unnatürlich wandelt?

Henriko. Prinz! Ich bewundre Sie. Ich murre nicht mehr. Wenn der Erbe Spaniens und aller ihm unterthänigen Länder so in dem Kerker sprechen, wenn er, dem Tode nahe, der Menschheit so viel Größe schenken kann, so müssen alle andre schweigen. Dann ists Verbrechen, nicht standhaft seyn.

Karlos. So wollt' ichs. Dies, Domingo ist die zweyte Wonne, die Ihr mir macht, wofür ich Dank Euch sage. Seht, dieser wäre martervoll

in Euren Klauen hingestorben. Mein Anblick, meine Denkungsart sollte ihn aufrichten. Der Zögling war dem Lehrer dieses schuldig. So dank' ich ihm am Ende meines Lebens, was er an mir gethan. Ihr könnt's dem Kardinal Großinquisitor sagen, wie ich seine Marter verlängert — wie ich seine Leiden vermehrt, wie ich ihn dankbar hier umarmt. Er lehrte mich erkennen, wie viel vorzüglicher es sey, rein und unschuldig im Kerker zu leben, und den Tod der Märtrer zu sterben, als mit weißem Haupte und blutger Seele, wie Philipp einst es thun wird, mit Höllenpein aus diesem Leben zu scheiden. Und wenn Ihr auch durch List und Eurer Ueberredung Macht so weit es bringt, daß er beym letzten Röcheln sich seiner Sünden all entbunden glaubt, so denkt Euch nur den Augenblick, in dem er frey von dem Nebel, mit dem Ihr ihn umhüllt, und den Ihr selbst in Eurem Innersten als Nebel anerkennt, da stehen, und das ganze Schuldregister vor sich sehen wird. Wenn ihn dann unübersehbare Haufen umgeben, die als Mörder ihn vor dem höchsten Thron verklagen, wird er dann nicht den größten Theil der Schuld auf Euch zurückwerfen?

Domingo. Prinz! wenn Sie nicht einhalten, gehe ich und rufe Hülfe. Ich bin nicht da, um Ihre Läſterungen anzuhören. Sind Sie gleich Prinz, ſo hört bey Ihnen als Gefangnen doch das Recht auf, in dem Tone ſich auszudrücken, und Sie thäten beſſer, dieſem Manne Unterwerfung an unſern Glauben zu predigen, als ihn gegen uns aufzuhetzen, ſeine Halsſtarrigkeit zu ſtärken, und ſeine Martern zu vermehren.

Karlos. Und ſeine Martern zu vermehren? Nein, die mehr' ich nicht. Weiß ich nicht ſchon ſeit Jahren, daß Ihr dieſen ſucht? daß Eure Rachbegierde über ihn kein linderes Urtheil fällen wird, als das abſcheulichſte, was Ihr noch je gefällt? Hat mir das nicht Gonzago hundertmal geſagt, er, den Ihr fürchtetet, weil er zu vielen Anhang hatte? Nun werdet Ihr ihn auch bald haben. Ich ſagt' es ihm, wie er zum letztenmal verreiſte, er würde dadurch Euch das Schwert zu ſeinem Tode ſelbſt reichen. Ihr habt ihn ſeiner Würden und Ehren entſetzt, habt bey dem Volke ihn verhaßt gemacht, und ſeine Freunde dürfen nun nicht mehr auf ſeiner Seite ſtehen. Ihr wollt mich ſchweigen heißen? Ihr wollt mir unterſagen, dieſem Troſt zu geben? Nein, keines Wortes ſoll

Ihr mich berauben können, und wollt' ich ihn noch in so manchen Ränken unterrichten, die Ihr angewandt, wollt' ich den Mord des Markis Posa, der schändlich auf Euch liegt', noch so ihm malen, daß Ihr drob erzittern solltet, Ihr solltet mir es nicht verbieten.

Domingo. Ihr Maaß ist voll, mein Prinz. Henriko, kommt!

Karlos. Er bleibt bis ich ihm heiße, wegzugehen. Du gehst nicht von der Stelle, Henriko, bis ich diesem Priester so viel Angst in seine Seele gejagt habe, daß er auf einige Tage wenigstens muthlos wird.

Domingo. Sie brauchen eine Gewalt, Prinz, die Sie nicht mehr haben. Ich muß mir Hülfe gegen Mishandlungen suchen, die mein Zutrauen nicht verdient. Ich habe Sie mit Fesseln verschont und habe, aus Ehrfurcht für Sie, diesem auch die Fesseln nehmen lassen.

(Er geht auf die Thür zu. Karlos stellt sich zwischen ihm und diese.)

Karlos. Nicht also, Pater. Ihr denkt, Ihr trefft in Allen, die Ihr hier in Euern Kerkern habt, die Sklaven Eures Bannfluchs und Eurer Marterhölzer. Ihr geht so ohne Furcht

zu allen ein, als ob Ihr ein Gott wäret, der unverletzlich sich den Kreaturen nahen dürfte. Ihr seyd ein Wurm, Domingo, und unter Würmern ein falscher gifftiger, den man zertreten sollte. Ich könnte Euch zertreten, und vermögte ichs nicht allein, so sollte michs zwey Worte kosten, um diesem Henriko zu beweisen, daß es verdienstlich wäre, Euch zu morden. Ich könnte meinen Posa herrlich rächen, den Ihr mir von der Seite gestohlen; ich könnte Euch auch wohl noch ein wenig Martern mit genießen lassen, um des Vaters gestohlne Liebe zu vergelten. Es wäre wahrlich nicht so übel, wenn Domingo, der hier in diesen Kellern Tausende den Angstschweiß schwitzen sah, hier sein Leben aushauchen, und so es selbst verwünschen müßte, jemals in diese Keller einen Fuß gesetzt zu haben.

Domingo (ruft laut.) Hülfe! Hülfe! Kommt mir zu Hülfe!

Karlos. Spart Eure Stimme, Pater. Glaubt Ihr denn, ich wisse nicht, daß, viel zu sorgsam, um behorcht zu werden, alles Ihr entfernt, wenn Ihr mit einem wichtigen Gefangenen zu reden habt? Glaubt Ihr, ich wisse nicht, daß schon die zweyte Thür des Ganges Ihr ver-

ſchloſſen? Hallt in die dumpfe Wölbung hier, Ihr werdet ſo wenig gehört, als die Verwünſchungen der Tauſende gehört wurden, die Jahre lang hier tiefen — Ihr ſeyd erhitzt, Domingo. Seht, ſo iſt einem armen Gefangenen zu Muthe. Die Angſt, die Ihr itzt augenblicklich fühlt, die fühlt er ſtündlich, täglich. Gebt mir einmal ſelbſt Rath. Soll ich Euch tödten? — Seyd Ihr denn ſtumm geworden? — redet doch!

Domingo. Ich bin in Ihrer Macht, Prinz. Aber ungerächt ermordet man mich nicht.

Karlos. Und was könnte Euch denn wohl für weitre Rache werden, als mein Tod? Glaubt Ihr, man würde mir ein Haar nur weiter krümmen, als wenn ich eine Fliege, die ſich hieher verloren, erdrückte? Ihr ſeyd mehr Ungeziefer für die Menſchheit, als ſie, und wenn Domingo todt iſt, ſpricht kein Menſch mehr von ihm.

Je mehr ich Euch in dieſer Stellung vor mir ſehe, deſto mehr fällt mir von Eurem ehmaligen Betragen gegen mich ein Ihr machtet einige Plane, mich zu retten. Wie, wenn ich itzt dieſe Plane ſelbſt entwürfe? Wie, wenn ich Euch mit Henrikos Hülfe, wenn Ihr etwa mir zu ſtark ſeyn

ſolltet, zu den Todten ſchickte, bediente mich dann Eurer ganzen Kleidung, verſchlöſſe dieſe Thüren und Euch in denſelben ſorgfältig, nähme meinen Henriko mit mir, führte ihn aus den Gefängniſſen als Pater Domingo heraus, verließe als der nämliche Madrid — Wie findet Ihr den Plan? Redet! Antwortet!

Domingo. Den erſten Theil recht gut, den zweyten würdet Ihr nicht enden. Ihr würdet bald erkannt ſeyn. Auf jedem Schritte würden Menſchen Euch begegnen, die Euch ſprechen wollten, und Eure Stimme würde Euch bald verrathen.

Karlos. Pater! Ihr lügt, um Euch zu retten. Ich weiß, daß Euer Winken mit der Hand Allen Stille gebietet, nur dem Kardinal nicht, und zu dem zu gehen, würd' ich mich wohl hüten. Sonſt könnte ich Eure Wohnung, die ich doch ſehr genau weiß, beſuchen, der Siegel mich bedienen, die Ihr habt. Wenn Ihr kein anderes Hinderniß kennt, um mich abzuhalten, wenn Ihr kein anderes Mittel wißt, den Vorſatz abzuſtumpfen, ſo mögte ich ihn wohl vollführen.

Domingo (fällt auf die Knie.) So bitt' ich um Barmherzigkeit, Prinz. So verſpreche ich.

Eure Freyheit zu befördern, ich wiederhole jene Vorschläge noch einmal. Auch diesen Ketzer will ich noch befreyen, und dankbar mich in allen Fällen gegen Ew. königliche Hoheit zeigen.

Karlos. Steh auf, Du kriechender verworfner Heuchler! An Deiner Todesangst ist mir's genug. Ich will Dir itzt selbst aus dem Traume helfen; denn das mußt Du nicht glauben, daß, wenn ich so das Wohl von Millionen in Händen hätte, ich's um Deines verruchten Lebens willen verschleudern würde; dann wärst Du lange kalt.

Sieh dieser Schlüssel Menge, die Du wie Brüder kennst. Ich kenne keinen, und jeden erst an jedem Schlosse zu versuchen, machte mich schon verdächtig. Sie wegzugeben schon, da Du selbst alles schließest, würde aufmerksam machen, man würde fragen, und meine Stimme mich verrathen. Nimm ferner Deiner Kerker Labyrinthe. Wie würde ich durch sie hindurch mich winden können, ohne mich zu irren, ohne daß man denken, Pater Dominao muß zerstreut seyn, ohne daß man mich zurückweisen, und mich fragen sollte, wohin ich eigentlich zu gehen gedächte? Sieh, so weit reichte Deine Fassungskraft noch nicht. Die Furcht, Dein Leben, das Dir freylich Alles seyn

muß, zu verlieren, hat Dir die Macht geraubt, Unmöglichkeiten zu übersehen. Oder dachtest Du etwa, zwey Menschen, die dem Tode ohnedem entgegengehen müssen, machten sich aus Blutschuld nichts, um Rache noch vorher zu üben?

Ja, wenn wir deren mehrere schon unserm Gewissen vorzuwerfen hätten, dann könnte der Gedanke in uns Wurzel fassen, oder wenn ich sicher wüßte, daß man Deine Stelle mit einem kleinern Böswicht besetzen würde, als Du selbst bist, dann könnt' ich kalt mit dieser Hand Dich würgen.

Da aber alles dieses nicht ist, da weder dieser Ketzer, der weit ehrlicher ist, als die ehrlichsten von Eurer Zunft, noch ich, mit einem Blute uns beladen wollen, das der Himmel sich zur Rache aufgespart, so geh! Trag Deine Schande hin zum Kardinal Großinquisitor. Erzähle ihm, daß unter seinen Gefangnen es mehr als einen giebt, dem seine Unschuld und sein reines Herz für einen Mord nicht feil, und der sein Leben lieber ungerecht verlieren als ungerecht es erhalten will. Ihn aber warne doch; denn stände er an Deiner Stelle — bey Gott! Domingo, wer so kalt wie er morden kann, der hat keine Schonung von mir

zu erwarten. Jetzt knie vor Henriko nieder, und danke ihm. Dein Leben ist sein Werk — (Domingo zaudert) Knie nieder, oder noch bist Du ein Kind des Todes. —

Domingo (knieend.) Ich danke Euch mein Leben, Henriko.

Henriko. Prinz! Ich bewundre Sie. Kann so viel wahrer Edelmuth im Kerker schmachten? Ein Prinz mit denen Gesinnungen muß er ein Opfer der Kabale werden? Muß Pfaffentrug so weit die Oberhand gewinnen? Ists nicht genug, daß sie die schwachen Monarchen regieren, müssen sie die Starken auch noch tödten? Domingo! Wenn Sie diese Scene nicht erschüttert, wenn sie nicht alle Ihre Nerven durchschneidet, wenn sie Ihrem Herzen nicht das ächte Gefühl wiedergiebt, was die Natur für Wahrheit und Rechtschaffenheit in die Menschheit legte, ja dann ist's aus mit Ihnen, und Sie sind nicht zum Menschengeschlecht zu zählen. Sie haben Macht genug in Händen, dem Kardinal zu widerstehen, ihn dahin zu bringen, daß Karlos frey wird. Für mich keinen Laut mehr. Ich habe lange genug gelebt, und habe nichts auf dieser Welt mehr zu verlieren, und die Welt verliert an mir auch

nichts. Den aber können Ihnen Jahrhunderte nicht wiedergeben. An dem verliert die Welt, wenn er auch nichts an ihr verliert. Denn dem Monarchen, der seine Pflicht so erfüllt, wie Karl sie zu erfüllen denkt, kann König seyn, nur Last seyn. Sie haben Ihren Blutdurst ja gestillt. Domingo, Sie haben satt gemordet. Sie müssen's fühlen, daß ein Heer von Sünden auf Ihnen ruht. Machen Sie diese alle durch eine einzige große That wieder gut. Geben Sie den Prinzen Spanien wieder, und Sie retten so viel Menschen, und mehr noch, als Sie umgebracht. Wenn Sie nicht öffentlich ihn retten wollen, so retten Sie ihn heimlich. Sein Tod ist ja durch einen todten Körper, durch den ersten, der in der Santa Kasa stirbt, leicht zu bescheinigen. Verbergen Sie ihn seinen Verfolgern, und dann Domingo, wenn er in die Rechte seines Vaters, durch dessen Tod vom Himmel selbst gerufen, tritt, dann treten Sie auf seine Seite, werden Sie der Menschen Vater, wie Sie ihr Verderber waren, und Glanz vom Himmel wird um Ihren Scheitel stralen, Sie werden den ewigen Richter mit sich wiederum versöhnen, die Seelen aller derer, die Sie geopfert, werden durch deren Fürsprache, die

Sie vom Tode gerettet, versöhnt, Verzeihung über Sie aussprechen, und alle Ihre Kläger werden stumm seyn. Ist diese Aussicht nicht so gut, als mit des Prinzen Tod Ihre irre Seele kitzeln, auf dem Sterbebette dann verwünschen, daß Sie es gethan, und in der Ewigkeit als armer Sünder jedem Spotte und jeder Ahndung bloszustehen?

Karlos. Du predigest tauben Ohren, Henriko. Die innre Galle mögte ihn ersticken, daß er sich vor Dir demüthigen müssen. Ich that es nicht, Domingo, mich an Eurer Kränkung zu weiden. So kurze Zeit vor meinem Tode sey dies Gefühl fern von mir. Ich that's, um doch vielleicht in Euch den Keim des Gedankens werden zu lassen, daß auch Ihr Mensch und menschlichen Zufällen unterworfen seyd. Wenn Euch bey weiterm Nachdenken diese Augenblicke rühren, wenn sie Gefühle für die Menschheit in Euch rege werden lassen, so denkt Henriko's. Ich bin ja vom Volke schon gehaßt.

Du aber, unschuldiger Gefährte meiner Leiden, Henriko! lebe wohl! (er umarmt ihn) Den letzten Kuß nimm von mir, und denke meiner. Bete für mich, daß meine letzte Stunde mir nicht hart werde,

daß ich gern dem Todeskampf entgegengehe, mit der Standhaftigkeit, die itzt in mir iſt.

Henriko. Lebt wohl, mein Prinz, habt Dank für Euren Troſt. Itzt ſind mir alle Martern dieſer heiligen Ungeheuer nichts mehr Euer Beyſpiel hat mich geſtärkt.

(Domingo ſchließt auf, und führt ihn ab.)

Karlos (ruft ihm nach.) Domingo! Denkt Henriko's —

Andrer Gang der unterirdiſchen Gefängniſſe.

Domingo. Henriko. Zwey Wächter.

Henriko.

Hier ſind wir nicht heraufgeſtiegen, Pater. Ihr irrt Euch — ſeyd zerſtreut

Domingo. Ich irre nicht. (er geht an eine Thüre) Heda! Heraus!

(Zwey Wächter treten hervor.)

Schließt doch den letzten Keller auf. Verdammter Ketzer Du! Du glaubteſt ungeſtraft dem Prinzen zum Gehülfen zu dienen, um mich zu martern. Du irrteſt Dich. Du warſt zerſtreut,

daß Du nicht gleich auftratest, und meine Angst durch die Versicherung vernichtetest, daß Du auch nicht ein Haar mir krümmen würdest. Dann hätte ich Dich in ein besseres Gefängniß eingesperrt, wo Luft und Sonne wenigstens Gefährten Dir gewesen wären. Hier sind es Finsterniß und Ungeziefer. Du magst da überdenken, wie es ist, wenn man seinen Vorgesetzten droht, sie zu ermorden. Du sollst mit für den Prinzen büßen, weil ich ihm nicht zu nahe kommen kann.

Henriko. Und weiter nichts hat diese ganze Lehre auf Euch bewirkt? So schnell verfliegt bey einem Ruchlosen Todesangst, wenn er sie nur einmal überstanden? Wie steht es denn um das Versprechen, das Ihr thatet? Und so hatte der Prinz doch Recht, daß Eid und Pflicht verletzen, Euch nichts neues wäre? Geht in Euch, Pater, und bedenkt, daß eine Zeit erscheinen muß, wo Ihr bereuen werdet, daß Ihr nicht wenigstens einmal den Ehrlichen gemacht. Ich rede nicht für mich. Ich will nur für den Prinzen reden.

Domingo, (da sie indessen an die Thür gekommen.) So betet die Fürbitte für ihn Euch selber vor. Ich mag sie nicht hören. Werft ihn hinein, daß ihn das Tageslicht nicht mehr bescheine.

(Die Wächter ſtoßen Henrike in die Thüre und ſchließen hinter ihm zu.)

Bis morgen laßt ihn hier, da ſoll er jedes Ungemach empfinden, was mit dem Aufenthalt verbunden iſt. Dann aber führt ihn eine Stufe höher, ins helle Zimmer, wartet ihn aufs beſte, denn er darf nicht von Kräften kommen, weil er zu wichtigern Dingen aufbehalten iſt.

(er geht ab.)

Sachsen.

Wiberetsburg.

Fürst Gonzago's Zimmer.

Fürst Gonzago. Die Fürstin. Marie weinend, hernach Der Waldbruder.

Fürst.

Marie, weine nicht. Brich Deinem guten Vater nicht das Herz!

Marie. Wie kann ichs lassen, bester Vater, wenn es mich treibt, unaufhörlich Thränen zu vergießen? Ich kämpfe mit mir, aber immer schrecklicher sind die Gestalten, die meine Einbildung mir darstellt. In meinem Blute wütet ein verzehrendes Fieber. Ich darf an meinen Mann nicht denken, so steht er flehend vor mir, und winkt mir. Mein Schlaf ist nicht mehr ruhig, meine Kräfte nehmen ab. Im Weinen find' ich meinen einzigen Trost. Ach, seine Rettung

denk' ich immer, und wäre lange hingeeilt, allein —

Fürstin. Auch seh' ich nicht, warum wir müßig sitzen und uns hier pflegen — warum wir nicht hineilen und in Wien den Sohn aufsuchen, ihn mit uns nehmen — Aber was gilt's — Sie haben uns belogen, Fürst — er ist dem Ketzer nach, den die Gerechtigkeit erhascht hat.

Fürst. Sie wissen das, und können so reden? Fürstin! Weinen Sie! Verfluchen Sie den Mann, der noch Ihr ganzes Haus zu Grunde richten wird; den Kardinal, der ihn erspäht und ihn gefangen, und der auch unsern Sohn ihm nachziehen wird.

Fürstin. Recht gut, so komm' ich doch auch wieder nach Madrid. Wenn ich dort gegenwärtig bin, wird alles schweigen, was wider ihn sich auflehnt.

Marie (fällt Gonzago zu Füßen.) Fürst! Vater, lassen Sie mich mit der Mutter reisen.

Fürst. Du könntest reisen, Tochter, doch Dein eignes Herz scheint nicht zu wollen. Allein —

Marie. Sie haben Recht, mein Vater. Das Allein, bey dem ich stockte, es ist schrecklich.

So oft ich an das Reisen denke, steht der alte Wibert vor mir. Drohend hebt er seinen Finger, gerade so wie er im Leben mich warnte, etwas nicht zu thun. Doch wenn mein Gatte in Madrid ist, dann hält mich nichts zurück. Ich folge ihm, und ist's nicht anders, so sterb' ich an seiner Seite.

Fürstin. Daß doch die schlimmen Grillen Dir beygebracht wurden! Glaube Deiner Mutter mehr. Sie kennt Madrid, und jeden Menschen, der dort etwas gilt. Sie hat sie in der Hand, die Großen alle, die der Menschen Leben bestimmen, und Ketzern mehr als einmal durch die Finger sahen, wenn sie in ihre Plane einzustimmen schienen.

Fürst. Abscheulich, Fürstin! Wollen Sie Marien diese Wege führen?

Fürstin. Entehren Sie mich nicht — Meinen Thaten ist die Reue gefolgt. Es giebt auch Dienste, die die Pflichten nicht verletzen. Ich rufe alle meine vorherigen Beeiferungen auf; das Santa Kasa so streng gedient zu haben, wie ich, erfordert doch wohl Einer Bitte Erfüllung zum Lohn?

Fürſt. Die Herren lohnen nur Verrätherey, ſonſt nichts.

Waldbruder (tritt ein.) Die Poſt aus Spanien iſt da, und nichts mit ihr. Und keine Nachricht von der Grenze, und nichts von Wien. In meiner Seele nimmt die Furcht im vollſten Maaße überhand. Wenn man mir folgt, ſo denken wir auf Mittel uns zu retten. Wenn mir die Fürſtin nur vertrauen wollte, ob ſie dem Kardinal von ihrem Sohne etwas ſchrieb.

Marie. Mein guter freundlicher Waldbruder! Rettet uns — ach rettet uns. Ich ſeh' in dieſem Augenblicke meinen Vater, wie er ſo oft mir ſagte: dem vertraue Dich, wenn ich einſt nicht mehr bin. Er iſt nicht mehr, und ich —

Fürſtin. Und Du biſt nicht verlaſſen.

Fürſt Ja, ſie iſt es. Ihr Gatte hat ſie ſchlimmen Händen überlaſſen Ohnmächtig ich, und Sie, die Sie ſo mächtig ſcheinen wollen, Fürſtin, um nichts mächtiger als ich. Es ſind Gebäude in die Luft, die Sie ſich bauen. Marie, Du haſt Recht. Nur Er kann retten.

Waldbruder Und lange nicht mehr. Zögern dürfen wir nicht. Nie war ich noch ſo lange ohne Nachricht. Daß ich verdächtig bin, iſt

mehr als zu gewiß. Nachdrücklicher Befehl nur konnte meine Innigen abhalten, mir Nachricht zu ertheilen, wie alles steht. Fürstin! mein Leben schon' ich nicht. Ist mir's bestimmt, in meinen alten Tagen noch den Tod eines Verbrechers zu sterben, ich bin gefaßt. Allein, Marie und Gonzago dauren mich. Zum letztenmale, Fürstin, warn' ich Sie vielleicht. Sie irren, wenn Sie glauben in Madrid zu finden, was Sie dort verließen. Des abgesetzten, geschändeten Gonzago Gattin wird nicht mehr geachtet. Ich prophezeihe Ihnen, daß selbst Ihre Kinder nur ingeheim Sie werden sehen dürfen.

Fürstin. Verwegner, haltet Euren Mund. Ihr schändet, lästert mich. Ihr redet blos so, um den Eigennutz und Eure Falschheit nicht zu verrathen. Ihr möchtet gern des Fürsten Gesellschaft auf die andern Tage Eures Lebens haben, deswegen heuchelt Ihr. Ihr möchtet gern der Kirche, der Ihr schon so manchen Stoß versetzt, auch den beybringen, daß ich nicht mehr für sie eifere. Marien möchtet Ihr mir gern entziehen, weil ich sie liebe, und Ihr mich haßt, und mir nichts Gutes gönnt. Ihr fürchtet, daß ich Euch

verrathen, weil Ihr kein gut Gewiſſen habt. Zum letztenmale ſag' ich's: Ich warte noch acht Tage. Hab' ich dann keine ſichern Beweiſe, daß mein Sohn Johann zurückkehrt, ſo mach' ich mich auf den Weg, und will Alles mich verlaſſen, ſo reiſe ich allein.

(ſie geht wütend ab)

Marie (eilt ihr nach.) Ach, Mutter ſcheidet nicht im Zorn von uns.

Waldbruder. Gonzago! Seyd ein Mann. Ich wettete der ganzen Welt Reichthümer, daß ſie uns verrathen hat. Sie erwartet Briefe vom Kardinal, das ſagen alle Eure Leute, und nicht eher wird ſie ſie erhalten, bis in Madrid man ſicher iſt. Denn daran werdet Ihr doch nicht mehr zweifeln, daß der Prinz erhaſcht iſt.

Fürſt. O! drückt mich nicht zu Boden, Freund Mein Sohn! Mein Sohn! Welch hartes Verhängniß waltet über uns! Ich kann nicht denken. Denkt, und rathet Ihr. Ich folge Euch in allen, nur ſchont auch meiner Gattin. Sie kann ich doch nicht zurücklaſſen, wenn ich fliehen muß.

Waldbruder. Ich fürchte, sie flieht eher, als wir. Auch mag sie in Madrid ihr Heil versuchen, weil sie nicht eher glaubt, als bis sie sieht. Nur müssen wir verhindern, daß Marie nicht mit ihr geht. Unwiederbringlich ist die Arme sonst verloren.

Madrid.

Dominikanerkloſter.

Zelle des Priors.

Der Prior des Kloſters. Pater Gregorio.

Prior.

Mein guter Pater! Glück wechſelt mit dem Unglück. Ich hätte wohl mein Leben dran geſetzt, daß man mir den Befehl zu Ihrer Loslaſſung nicht eher als nach des Prinzen Tode ſenden, daß man vielleicht auch Ihrer gar nicht eingedenk ſeyn, und Sie zeitlebens in dem Kerker laſſen würde.

Gregorio. Und alſo iſt es doch beſchloſſen, der Prinz muß ſterben! Sie konnten nichts zu ſeiner Rettung thun, Prior? Allein, Sie machten doch wenigſtens einen Verſuch?

Prior. Mein lieber Gregor! wie können Sie mich das nur fragen? Da wird man auch auf meine Worte hören, wenn im Rathe der

Wächter der Religion und Spaniens sein Tod beschlossen war. Wenn ich durchdringen können, so hätt' ich alles für ihn anwendbar gethan, allein ich wollte meine Pfründe und meine Freyheit nicht an ein unnützes Wörtgen wagen, was nichts geholfen hätte, und mich lächerlich gemacht, und gestürzt. Noch mehr. Es lag mir ohne Einschränkung ob, Sie wieder mit zu bringen, und zwar bekehrt, um der Versammlung kein Aergerniß zu geben. Was sollt' ich thun? Ich sagte, Sie bereueten den Irrthum, wären anders Sinnes, und könnten, um öffentlich dies Bekenntniß abzulegen, nicht erscheinen, weil die Erschütterung der Seele Ihren Körper krank gemacht.

Gregorio. Das thut mir sehr leid, daß in meinem Namen Sie geheuchelt haben. Und dennoch blieb ich im Gefängniß?

Prior. Ich mußte mich dem Kardinal entdecken. Sie hätten über lang oder kurz zu ihm gerufen es verrathen können, daß Sie nicht so gedacht, und hätten mir ein Unglück zubereitet. Da hieß er mir, den Kerker Ihnen zu verlängern.

Gregorio. Und keine Stimme war mehr zu des Prinzen Besten?

Prior. In der erneuerten Verſammlung hatte er keine. Er hörte meine Erklärung ſelbſt mit an, doch wenn ich aus Geſichtern leſen kann, ſo ſchien er mir nicht Glauben beyzumeſſen.

Gregorio. Das wolle Gott! So geht er doch mit keinem Groll auf mich aus dieſer Welt. Wie nahm er ſich? Sprach er wieder ſo warm, ſo eifrig, und ſo überzeugend?

Prior. Er ſprach mit vieler Redekunſt, und mit dem wärmſten Herzen. Er ſagte ſeinen Richtern Dinge, die ihnen das Haar zum Himmel hätten ſträuben müſſen, wenn ſie nicht felſenhart gegen alles wären, was ſie belaſtet.

Gregorio. Und, Prior, ſprechen Sie ſich ſelbſt ſo kalt das Urtheil?

Prior. Nicht mir. Sie irren ſich, Gregor. Ich war nicht Richter. Wir werden in die Verſammlungen gerufen, um Ja zu ſagen, nicht um unſer Urtheil mitzutheilen.

Gregorio. Nein! über meine Lippen ſoll nie ein ſo ſchreckliches Ja ertönen, was Blut, unſchuldiges Blut vergießt. Ich bitte, warnen Sie den Kardinal, mich nicht zu einem ſolchen Klotz herabzuwürdigen, der Ja ſagen muß, ohne Ja zu denken.

Prior Sie sind im Eifer, Pater, mäßigen Sie sich.

Gregorio. Wer kann da seinen Eifer mäßigen, wo man der Herzen und der Gedanken Freyheit mit Füßen tritt? Die alle, Prior, waren also Lügner, die das Ja ertönen ließen? Die alle hatten keinen Begriff davon, was es heißt, einen Prinzen morden, der zum Glück der Völker geboren ist?

Prior. Ich kann nicht sagen, ob sie alle gelogen haben. Wer von der Untrüglichkeit der Männer, die den Vorsitz haben, überzeugt ist, kann auch wohl Ja sagen, weil er denkt, die wissen's am allerbesten. Der Prinz war unerschrocken. Er konnte nichts als Tod erwarten. Man hieß ihn, der Formalitäten wegen, noch einmal reden, und seines Herzens Feuer ergoß sich mächtig. Ich glaubte einen Engel in ihm zu erblicken, auch waren Alle Ohr. Der Kardinal am meisten. Der gab auf jedes Wörtgen Acht. So lange sein Vortrag blos Einleitung schien, so lange er Moral vortrug, und keine Kirchenlehren hineinmischte, ließ er ihn ungestört fortfahren. Wie aber er zu beweisen anfing, daß sein Glaube nicht mit der Kirche im Kontraste sey, da gab der erste Hirt

ein heimliches Zeichen, und allgemeines Murren zwang den Prinzen einzuhalten. Nach wiederhergestellter Ruhe hob er seine Stimme noch einmal, heftiger und härter. Er erklärte, er sterbe gern, er wünschte gar nicht da zu leben, wo nichts als Ungerechtigkeiten er in seiner künftigen Regierung auszuüben gezwungen werden sollte. Er erklärte feyerlich, wär' er Monarch, er würde dieses Tribunal zerstören, den Palast der Inquisition niederreißen, die Gefängnisse derselben öffnen, und die Blutaltäre, die der Menschheit Schande und der Gottheit Gräuel wären, stürzen.

Da ward der Aufruhr allgemein. Von allen Seiten rief man: Lästerung. Der Prinz ward abgeführt. Tod war die allgemeine Losung. Das Urtheil ward entworfen, und bis auf die Bestätigung des Königs ratifizirt.

Gregorio. Ach! so ist doch noch etwas für den Prinzen zu hoffen — Der Vater —

Prior. Schweigt. Der Monarch hat bereits unterschrieben, und gestern ist dem Prinzen der Spruch bekannt gemacht, den er muthvoll und ohne Schrecken angehört.

Gregorio. Der Vater hat geschwiegen! Natur! Du bist der Gottheit ungetreu geworden.

Prior. Der Prinz wählt seine Todesart sich selbst. Er hat den Beichtiger der Königin verlangt, um seine Hülfe in der Todesstunde zu erhalten. Er weiß nicht, daß der Pater Innozenz des Diensts entsetzt und heimlich — weggeführt, verschwunden. Den neuen Beichtiger der Königin traut man sich nicht zu schicken. Man wünscht indessen einen Mann zu ihm, auf den er Zutrauen fassen kann, um, was etwa im Tode noch auf seinem Herzen läge, ihm zu entdecken. Man war verlegen ob der Wahl. Ich habe Sie dazu vorgeschlagen, weil er doch wußte, daß Sie für ihn geredet. Der Kardinal ergriff mit Freuden den Vorschlag. „Dadurch, sagte er, kann sich der Pater Gregor wieder unsre Gunst erwerben, wenn er dem Prinzen vorstellt, daß der Tod ihn von den Banden mit der Menschheit löst, wenn er ihn bittet, keines der Geheimnisse seines Lebens auf seinem Herzen zu behalten.“ Insbesondre wünscht man, daß er sein Verständniß mit der Königin frey beichten möge, nichts zurückhalten, nichts verhehlen. Wollen Sie das Amt annehmen?

Gregorio. Ja, ich will. Ich weiß es, Prior, was es heißt, im Tode Trost zu haben,

eine harmonische Denkungsart zu finden, der unſere letzten Gefühle nicht gleichgültig ſind. Ich brauche ohnedem noch mehr von ſeiner Ueberzeugung, um ganz ſo gut zu ſeyn, wie er iſt. Ich bedarf des Troſtes von ihm, und ſo werden wir nur unſere Pflichten wechſeln. Ich werde ihn froh in die Ewigkeit hinübergehen heißen; das thäte vielleicht kein andrer unſrer Prieſter, wenigſtens nicht mit Ueberzeugung und mit Wahrheit.

Prior. In Gottes Namen gehen Sie. Doch bitt' ich Sie, Gregor, ich ſchätze Sie, ich liebe Sie, bedenken Sie, daß, wenn Sie nicht mit voller Vorſicht hier zu Werke gehen, Sie bald den Kerker wieder betreten könnten, dem Sie kaum entronnen.

Gregorio. Iſt dem der Kerker fürchterlich, der ſeinen Pflichten Gnüge leiſtet? O Prior, wenn ich von dem Todtenbette des Prinzen Karlos heiter wiederkehre, wenn ich Ihnen ſagen kann, er iſt durch meinen Troſt ſanft in die Ewigkeit gegangen, wenn ich Ihnen die Sicherheit verbürgen kann, daß, was er dort gehört, er wiederholt mir in der Todesſtunde predigt, dann bringen Sie mich immer wieder in den Kerker, und ich

will meinen Todestag dort ohne Murren erwarten.

(ab.)

Prior. Es ist ein Schwärmer. Aber sonderbar doch immer, daß man der frommen Schwärmer nur im niedern Kloster unsers Ordens findet, daß mehrentheils die Brüder, die die Welt auf keine Weise noch gekostet, in ihren Begriffen, tugendhaft zu seyn, verharren, daß man die, die sich an Resignation gewöhnet, selbst durch Zwang zu keiner Handlung bringen kann, die auch den Anschein nur von Unrecht hat. Sobald wir einmal höher steigen, sobald wir Pfründen haben, oder sobald nur einer sich verführen lassen, in weltliche Händel sich einzulassen, weltliche Freuden zu kosten, so schwindet bey ihm jene feste Anhänglichkeit für Tugend, und er bleibt nicht mehr der Unerschrockene. Er fürchtet Demüthigung und Tod. Er scheuet, vor den übrigen Höhern, als er, verachtungswerth und einfältig zu erscheinen.

Es müssen doch der ersten alten Kirche Lehren wohl wahr seyn, daß Entsagung, Mäßigkeit und Demuth nur den Priester in der Reinigkeit erhalten, in der er leben sollte.

Und dieſe Lehren pflanzen ſich auch nur bey denen fort, die feſt den Pflichten treu ſind. Seitdem ich Prior bin, denk' ich ganz anders. Ich muß das wohl mit meinem Gewiſſen einmal reiflich überlegen, wenn ich Muße habe.

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Königin.

Elisabeth. Verschiedene Kammerfrauen.
Merkado. Fürstin Eboli.

Elisabeth.

Wo bin ich? So viel Menschen um mich her?

Merkado. Es war ein harter Zufall, Ew. Majestät. Es sind beynahe vier und zwanzig Stunden, daß Sie sich Ihrer unbewußt gewesen sind, und der Monarch war sehr in Aengsten.

Elisabeth. War er hier? Hab' ich im Traum gesprochen? Hab' ich vielleicht von den Gestalten geredet, die der schreckenvolle Zustand mir vorüberführte?

Merkado. Kein lautes Wort entströmte Ihrem Munde. Wir wären froh gewesen, wenn

es nur geschehen wäre. Der schwache Puls war mir das einzige Merkmal Ihres Lebens. Ich danke Gott, daß Sie so weit zu sich gekommen — nun stehe ich vor Alles. Als der Monach zuletzt vor wenig Stunden hier war, befahl er mir, sogleich ihm zu berichten, ihn zu beruhigen, wenn Sie zu sich gekommen wären.

Elisabeth. So gehn Sie schnell. Erfüllen Sie der Majestät Befehl. (Merkado ab) Verlaßt mich alle. Ich will mit Fürstin Eboli allein seyn.

(Alle treten ab, Eboli wirft sich vor ihr Bette nieder, und küßt ihre Hand.)

Sie haben mir ein schreckliches Geheimniß eröfnet, Eboli. Sie haben in mein Leben Tod gegossen. Verzeihen muß ich Ihnen aber. Sie konnten es nicht anders. Sie mußten, wollten Sie mir ächte Freundin seyn, mich auf das vorbereiten, was aus jedem andern Munde schrecklicher mir noch gewesen wäre. Ich war in einem fürchterlichen Zustande. Ich habe mich und Karlos unter Ihren Händen bluten sehen. Die Fantasie, die Alles uns schreckvoller malt, zeichnete mir meine beste Freundin als Verrätherin. Die, die mich gewarnt, bereitete mir meinen Tod. Ich

würde Sie damit nicht kränken, aber dem Traumgesichte kann man schon verzeihen. Tiefer konnte Spaniens Königin nicht sinken, als sie gesunken ist. Je mehr ich denke, desto unbegreiflicher verwirren sich meine Ideen. Ich muß bey allen Opfern, die ich brachte, bey der unüberwindlichen Standhaftigkeit, mit welcher ich mich in die Fesseln schmieden ließ, die ich itzt trage, das schändlichste Verbrechen mir zur Last legen lassen. O, Eboli! Ich möchte Sie nicht gern verrathen. Allein Sie müssen schlechterdings auf eine andere Art mir Wissenschaft von der Beschuldigung schaffen. Ich trag' es nicht, so lange unvertheidigt in aller Menschen Augen umherzugehen.

Eboli. Ich möchte Ihre Leiden mit Ihnen theilen, Monarchin, könnt' ich es. Ich wünschte vor der ganzen Welt laut auftreten und sagen zu können: Sie sind unschuldig. Allein, was Sie verlangen, kann ich nicht. Ich habe das Verbot des Kardinals verachtet, und Ihnen entdeckt, was Sie nicht wissen sollten. Wenn durch mein Unglück sich Recht zu schaffen Sie sich getrauen, so bin ich bereit, dem Bannfluch mich zu unterwerfen — bereit, der Strafe der Ahndung des heiligen Gerichts, dem Hasse des Königs, den

Mishandlungen und dem Fluche ſeines Volkes mich zu unterwerfen.

Eliſabeth. Das will ich nicht. Dem Könige allein will ich mein Leiden klagen. Nur er ſoll mich anhören — meine Unſchuld wiſſen, erkennen, und dann, iſt er blutdurſtiger Tyrann genug, mag er den Prinzen und mich morden. Meine Worte werden ſoviel Kraft und ſoviel Wahrheit haben, daß ſie ihm meine Unſchuld zeigen. Auch iſt es mir ja nur um den Prinzen. Ich, Eboli, ich lerne eine Welt verachten, wo Tugend immer mehr verkannt wird. Gehn Sie, Fürſtin, bitten Sie den König zu mir. Sie ſollen nicht verrathen werden. Ich will das Wort der Freundin und der Königin verpfänden, daß Ihres Namens nicht gedacht werden ſoll. Man hat unwürdig mich behandelt, Fürſtin. Ich fühle mich. Mein Stolz iſt erwacht Ich habe mit der Majeſtät von Spanien ein Wort des Ernſtes zum erſtenmale zu ſprechen. Ich will an Philipps Seele greifen, daß er ſelbſt mir ein Verbrechen nennen ſoll, deſſen er mich ſchuldig glaubt. Nur wenige Worte, und er ſoll mit dem Verdachte nicht länger hinterhalten.

Eboli. Und glauben Ew. Majestät, daß es dem Prinzen Nutzen bringen werde, wenn Sie dem Könige die Beschuldigung entlocken? Ohne die äußerste Vorsicht ist Karlos auf jeden Fall verloren. Ist es Ihnen blos um den Beweis zu thun, daß Sie unschuldig sind, so ruf' ich den Monarchen, und zweifle keinen Augenblick, Sie werden ihn vom Gegentheil zu überzeugen wissen.

Allein, Sie kennen Philipps Stolz. Er ist noch nicht überzeugt. Er ist vielmehr betreten, daß dergleichen man denken könnte, daß man wagt, ihm davon etwas vorzusagen. Der Beschuldiger hat einen Verdacht in ihm erregt, den er nicht zu verwerfen im Stande ist, den er aber doch auch nicht glauben kann. Gesetzt, Sie bringen ihn dahin, daß er Ihnen seinen Verdacht entdeckt, und Sie bringen dann es auch dahin, daß Sie sich vertheidigen, — wird nicht Philipps Stolz sich beleidigt glauben, den Verdacht gehegt, und Ihnen denselben entdeckt zu haben? Wird er je dem Sohne in die Augen sehen können, ohne wenigstens im Innern vor dem zu erröthen, der ihm wenigstens in seinem Sinne so gefährlich werden konnte? Wird er nicht die Gelegenheit, die itzt sich

ihm darbietet, ergreifen, um ihn los zu werden, um nie des vor Scham erröthenden Anblicks zu bedürfen? Sie werden gerechtfertigt, und der Prinz ist Opfer.

Elisabeth. Das soll er nicht seyn. Aber wird es besser, wenn der Glaube um sich greift, wenn die Zeit und mein Stillschweigen den Verdacht vermehren, wenn der boshaften Verläumder Zahl aus meiner Ertragung, meiner Geduld, immer neue Gründe gegen mich häufen?

Eboli. Sie vergessen, Königin, daß alle diese nicht wissen, daß Ihnen der Verdacht bekannt ist. Sie vergessen, daß die Zeit gerade es ist, die des Königs Zorn gegen Karlos hemmen kann. Sie können sicher glauben, daß Ihr Verlangen nach einer Unterredung mit dem Prinzen der Aufmerksamkeit Philipps nicht entgangen, und daß, wenn man sie Ihnen auch verstattet, doch geheime Zeugen Sie belauschen würden.

Elisabeth. Das glauben Sie? Ha, so verlange ich sie nicht, die Unterredung. Wo Herz zum Herzen redet, sind Horcher nicht angenehm. Sey es denn, daß ich in Geduld den Zeitpunkt erwarte, der die schreckliche Epoche ändern wird. Und bis dahin kein Wort mehr von dem allen.

Ich will an meinem Kinde nicht zur Mörderin, nicht zur Verrätherin an Karlos werden, wenn mich der Tod ohne die Aufklärung dieser Sache übereilte. Mein Leben muß mir lieb seyn, um die Schändlichen zu Schande zu machen, die Unschuld von zwey Menschen darzuthun, welche Ehrfurcht verdienen, und die man so fürchterlich behandelt. Helfen Sie mir auf, Eboli, und führen mich in mein Kabinet, denn die Geschichte des heutigen Tages muß ich mir in Einsamkeit noch einmal überdenken, und alle Standhaftigkeit zusammennehmen, um nicht zu verzweifeln.

(Eboli hilft ihr auf, führt sie ins Kabinet, und kehrt zurück.)

Eboli. Hätt' ich die Vorsicht bey ihr vermuthen können, ich hätte vier und zwanzig Stunden nicht in Angst verwacht. Mir bangte für dem Augenblick ihres Wiedererwachens. Ich glaubte, alles würde sie verrathen. Ich hatte viel gewagt. Das Glück hat mir aber beygestanden, und mein Lohn ist durch die verhinderte Zusammenkunft entschieden.

Madrid.

Gefängniſſe der Inquiſition.

Karlos Zimmer.

Dom Karlos. Pater Gregorio.

Karlos.

Was ſeh' ich? Sind Sie nicht der Pater, der, als ich zum erſtenmale verhöret wurde, meine Seite hielt — der unerſchrocken genug war, mitten in der Verſammlung aufzuſtehen, und zu behaupten, meine Gründe wären werth, daß eine ernſtere Betrachtung darüber verhängt würde? Sie meynten gar, es bedürfe einer Entſcheidung, ob ſie nicht richtigere Auslegung deſſen, was die Kirche lehrte, enthielten, als man bisher in unſerm eigenen Religionsunterricht behauptet? Iſt's nicht ſo?

Gregorio. Mein Prinz, ſo iſt es, und hier vor Ihnen widerſpreche ich der Anzeige meines Priors, als ob ich widerrufen. Von jeher war

das Wort mir heilig, was ich einmal von mir gab, und öffentlich zu reden ohne Ueberzeugung, würde ich nie wagen.

Karlos. Auch war mein Glaube fest, daß Sie das nicht gekonnt. Denn Ihre Rede war die Rede eines Mannes, nicht eines Schmeichlers. Doch wundern mich zwey Dinge, die Sie mir erklären müssen. Einmal, wie man Sie noch fragen kann, und dann, wie man Sie mir als Beichger hat senden können?

Gregorio. Ich will ganz ohne Hehl mit Ew. königl. Hoheit reden. Dafür, daß ich in der Versammlung Ihre Hand gehalten, bin ich bereits eingekerkert gewesen. Man hatte wahrscheinlich den christlichen Entschluß gefaßt, mich die übrigen Tage meines Erdenlebens in der Art verseufzen zu lassen. Ihr Verlangen aber, den Beichtiger der Königin zu Ihrem Seelsorger zu haben, hat mich der Aussicht wiederum entrissen. Der Pater Innozenz, den man verschickt hat — Gott weiß es, ob nicht in die Ewigkeit — war doch mit Ihrem Wunsche gemeynt, und jedem andern, glaubte man, würden Sie nicht trauen. Man wählte also eben aus dem Grunde mich, weil ich mich Ihrer angenommen.

Karlos. Und wozu dachte man ein ganz besonderes Vertrauen so nöthig?

Gregorio. Man hielt dafür, Geheimnisse durchwühlten noch des Prinzen Busen, nagten an seinem Herzen, machten noch den Tod ihm schwer. Es ist den Menschen etwas seltnes, Menschen zu finden, die nicht mit Gewissensangst beladen sind, wie sie. Der Schluß von sich auf Andere ist ihnen zur Gewohnheit geworden. Hätten sie gedacht wie ich, sie hätten aus dem allen, was der Prinz in der Versammlung sagte, schon schließen können, daß sein Herz rein, sein Gewissen unverschuldet wäre. Man hält Sie aber doch für einen großen Sünder, und im Verdacht mit Philipps Frau.

Karlos. Nur sollen sie kein Körnchen des Verdachts auf diese Tugendhafte werfen. Sie sollen den Engel nicht mir gleich, zum Menschen nicht herabsetzen. Ich bin nicht so ganz frey von Schuld, wie Sie wohl denken, Pater, und hatte Schwachheit so wie jeder andere Erdensohn. Sezzen Sie sich und hören Sie, was mich antrieb, den Beichtiger der Königin zu fordern. An ihr hab' ich einst eine Sünde begangen.

Die Fürstin Eboli, die, ehe sie sich in des Königs Interesse so emsig zu verwickeln wußte, mich lieben wollte, deren Leidenschaft die Tugend überwand, lies einst in einer ihrer schwachen Stunden mir eine einsame Zusammenkunft bestimmen. Die Umstände trafen so, daß ich glauben mußte, die Nachricht käme von der Königin. Und ich ließ mich verblenden, zu wähnen, diese Elisabeth, der Spiegel aller Tugenden, die gottesfürchtige, die fromme Königin könne wohl so denken. Ich ging und glaubte sie zu finden. Die Last drückt schwer mein Herz. Ich kann mir's nicht vergeben, ich muß für dies Vergehen an ihr den Freybrief in die Ewigkeit von einem Diener der Kirche erha'ten.

Gregorio. Er werde Ihnen aus meiner Hand. Wer so gelebt, wie Sie gelebt, mein Prinz, wer so geglaubt, wie Sie geglaubt, dem ist Bezierde einer Sünde doch wohl zu verzeihen. Ich spreche um so mehr Sie davon los, da der Prinzessin Schönheit Sie nicht vermocht, den Kampf des Genusses aufzugeben, da Sie standhaft in Ihrer reinen Seelenliebe blieben.

Karlos. Und dieses, Pater, — denn ich weiß, Ihr werdet angehalten, der Könige und Königs-

söhne Beichten dem heiligen Tribunale vorzulezen, — dieß können Sie dem Kardinale und seinen Gehülfen auch berichten. Sonst weiß ich keine Schuld auf meiner Seele, mit der ich nicht gerade vor den Ewigen mich stellen wollte, ohne seinen ungnädigen Blick zu fürchten. Das übrige sind höchstens Schwachheiten, die jedem Menschen eigen sind, vom Königssohne also auch nicht wohl getrennet werden können. Das Unternehmen, Flandern zu befreyen, gereut mich keinen Augenblick. Auch halte ichs fast für die einzige Handlung meines Lebens, durch welche ich das Verdienst, Herrscher seyn zu können, gezeigt. Der Sohn, der seines Vaters Ungerechtigkeiten einsieht, ist doch des weisern Blickes wegen nicht zu tadeln. Er thut ihn freyer in das, was man seinem Vater zu verbergen sucht. Ihm kann man nicht die Nebel so vor die Augen bringen, weil er mit der Regierungssorgen Menge noch nicht beladen ist, die man dem Könige anhäuft, und ihn auf Kleinigkeiten aufmerksamer macht, die doch im Grund Pflicht ihm sind. Und welcher König wird nicht hintergangen, wenn seine Minister ihn hintergehen wollen? Vervielfältige er sein Auge tausendfach, er wird doch tausend andre

Gegenstände übersehen, die sie ihm nur halb zeigen, und die minder wichtigen vorrücken, daß er sie als die wichtigsten betrachte. Und wenn er vollends, wie es bey Philipp ist, an einem Seile zieht, wie das der Religion, wenn er um Lehren und Gebräuche willen, die die Kirche schuf, der Menschheit Wohl bey Seite setzt, dann steht es, wie wir deutlich sehen, ihnen frey, aus ihm zu machen, was sie wollen, einen Kindesmörder sogar.

Nie hatte ich auch den entferntesten Gedanken an den Thron meines Vaters oder seine Länder. Der Plan, Flandern als das einzige Erbtheil zu besitzen, war nicht einmal mein Werk, er kam aus Posa's weisem Kopfe und gutem Herzen, der nicht allein für Flanderns Wohl das wollte, sondern auch für Philipps. Wie oft hat er auf diesen König, der mein Bluturtheil itzt unterschrieben, die ausgesuchtesten Lobreden gehalten! Er trauete ihm Gefühl und Herz zu — und der Sohn, mein lieber Pater, der Sohn, der durch ihn sterben soll, traut ihm es auch zu. Noch itzt bekenn' ichs laut, nicht Philipp ist an meinem Tode schuld. Den Inquisitor und Domingo werd' ich, komm' ich vor den Thron der Gottheit,

als die schwarzen Verheerer seiner schönen Seele anklagen. Das sagen Sie nur Beiden. Dem Vater hab' ich nichts zu sagen, und dem Könige vergeb' ich. Soll man ganz ohne Groll von dieser Welt scheiden, soll man Alle lieben, die man zurückläßt, so sünd'ge ich. Die Beiden sind ja nicht zu lieben, Pater, und ich sage, Gott müßte selbst den hassen, der sie lieben könnte.

Gregorio. O daß das Wahrheit seyn muß, mein Prinz! Verschlossen in meiner klösterlichen Zelle, dachte ich oft über jene Gerichte nach, die man so schauer- und feyerlich der Religion hält. In klösterlicher Einsamkeit von Jugend auf erzogen, wo wir durch das Gebet mit Gott vertrauter werden, kann man nicht anders denken, als daß jene, die der Religion vorstehen, die uns eben so erzogen erscheinen, auch nicht anders als heilig und gottgefällig denken können. Unsre Obern reden uns von der Welt Sünden so viel vor, stellen sie uns in einem so schwarzen Lichte dar, daß wir, die wir sie nicht kennen, glauben, die Seligkeit sey ohne unser Gebet für sie verscherzt. Man malt in jenen Zellen den Mönchen jeden Ketzer zum wenigsten als einen Mörder von einer Seele, mancher von tausend deren, und wir, die wir auf ewiges

Glück die ganze Hofnung für die Menschheit setzen, halten den frechen Mörder noch zu leicht bestraft.

Nur wer ein wenig mit der Welt bekannt wird, merkt, daß hier wohl ein kleiner Betrug obwalten könne, und läßt gewöhnlich dann die Obern das verantworten, was er nicht begreifen kann, und wo er nicht zu widersprechen wagen darf. So war's in dem Verhör mit Ihnen, Prinz. Ich war der Einzige, dessen Blut sich empörte.

Karlos. Thut auch nicht einmal einer so etwas, so wächst die Macht der Mönche bis in Himmel, und der Ewige müßte seine Blitze nehmen, um sie herabzudonnern. So weit, mein lieber Pater, meine Beichte. Mein Todestag ist festgesetzt auf Morgen. Da will ich mich mit meinem Schöpfer unterhalten, und also kann ich an dem mir so wichtigen Tage nicht von andern Dingen reden, die ich doch gern vor meinem Ende berichtigt wissen möchte. Allein, mein lieber Pater, itzt entlasse ich den Beichtiger, und blos der Freund spricht. Wollen Sie das, was ich Ihnen itzt entdecke, bey sich behalten, und wollen Sie sehen, daß Sie meinen Wünschen entsprechen können?

Gregorio. Sie werden nichts von mir verlangen, was wider meine Pflichten geht, und nur in Ansehung dieser bin ich gezwungen, keines Menschen Freund zu seyn. Ich bin der Ihrige. Ich will es hören, was Sie noch zu sagen haben, ich will auch ausführen, was Sie mir auftragen, wenn es in meinen Kräften steht. Nächst meinem Gott und König sind Sie mein Herr.

Karlos. Die Fürstin Eboli hat in einer Wallung ohne gleichen bey einem Besuche, den sie hier im Gefängnisse mir gemacht, die wildeste Wuth gegen die Königin verrathen. Sie sucht darin die fehlgeschlagene Leidenschaft von meiner Seite gegen sie, daß ich Verbrechen mit der Königin begangen. Sie hat mir das nicht nur ganz trocken gesagt, sondern sie hat sogar, um mich verwirrt zu machen, ein eignes Geständniß der Königin vorgegeben. Den Schuldigen hätte sie damit übertäuben können. Indessen zittere ich für des Weibes Rache, die um so mächtiger itzt wird, da sie viel beym Könige gilt. Die Königin liebt sie vor allen Damen, und niemand darf es wagen, dieselbe vor dem Skorpion zu warnen, der ihr im Herzen nistet. Ich zittre für das

Schicksal der Vortreflichen, wenn dieses Weib dem Könige das sagt, was sie mir eröfnet.

Gregorio. Das soll sie nicht, Prinz. Ich will dem Könige bey Zeiten Nachricht geben, wofür er sich zu hüten hat. Im sterbenden Sohne wird er keine Lüge erwarten, und wird dann wissen, wen er aufgeopfert.

Karlos. Still, lieber Freund, das geht nicht. Lassen Sie sich den Eifer nicht verleiten, zu verderben, was Sie gut machen sollen. Sie kennen die Kabalen des Hofes noch nicht. Weiß der König noch nichts, so ists gefährlich, ihm dergleichen zu sagen, und gern wollt' ich ihn ohne den Verdacht zu Grabe gehen lassen, wenn er ihn noch nicht hat. Und hat er ihn, dann darf er hiervon gar nichts wissen. Es würde von ihm dann der Schritt als Rettungsmittel für die Königin betrachtet, und er in dem Verdachte bestärkt.

Gregorio. Ich schweige. Solche Gänge freylich kenn' ich nicht. Ich unterwerfe mich dem ausdrücklichen Befehle Ew. königl. Hoheit, und werde keinen Schritt darneben gehen.

Karlos Sie suchen den neuen Beichtiger der Königin auf. Es kann Ihnen nicht schwer werden, zu forschen, welch eine Denkungsart der

Mann beſitzt, ob er Grundſätze der Rechtſchaffenheit hat oder nicht, ob Menſchenwohl er liebt, und ob er's mit der Königin aufrichtig meint, oder mit dem Kardinal es hält.

Den erſten Fall nun angenommen, ſo erzählen Sie ihm alles, was Sie von mir gehört. Bitten Sie ihn, der Königin zu melden, in welchen Händen ſie ſich befindet, daß ſie ſich hüte, nicht der Fürſtin die Geheimniſſe ihres Herzens zu vertrauen, denn die kann alle Welt ohne ihren Schaden wiſſen, ſondern daß ſie ſich hüte, in die Schlingen zu fallen, die dieſe Schlange legt, um meinem Opfer auch das ihrige folgen zu laſſen. Sie geht auf nichts geringers aus, als auf den Tod derſelben. Ihr Blut ſoll ihre Rache krönen, und ihre Ruhe befeſtigen. Mir ſelbſt, mir hat ſie es geſagt. Wenn Ihnen, rechtſchaffener Gregor, das nicht gelingt, wenn ihr neuer Beichtiger nicht ſo viel Menſchlichkeit beſitzt, daß er der tugendhaften Königin eher Glück und Leben gönnt, als den Blutgierigen, die ihren Tod beſchloſſen haben, ſo ſuchen Sie ſie ſelbſt zu ſprechen; nehmen Sie irgend einen Vorwand, zu einem Werke der Barmherzigkeit, oder zu einem andern Zwecke, ſich ihr zu nahen, und ſtellen Sie ihr ſelbſt die drohende

Gefahr vor Augen. Sagen Sie ihr, welche Mühe man sich giebt, um dieses einzige Hinderniß, den König Philipp zum barbarischen Tyrannen umzuschaffen, aus dem Wege zu räumen. O Pater! wäre es blos um ihr Leben — Was ist es, und hat sie nicht nach ihrem Tode höhere Aussichten zu erfüllen? Lacht ihr, der Unschuldsvollen, nicht ein anderes Leben entgegen, und ist für ihre Tugend das, was sie itzt führt, wohl Belohnung?

Nein, Pater, die Gründe für das Leben würden sie wohl nicht bewegen, meinen Wünschen zu entsprechen. Sie fühlt zu gut, wie elend Philipp sie gemacht, da er sie mir geraubt, als daß sie nicht erlaubte Wege, um ihres Kummers Ende zu sehn, lieber selbst suchen, als ihnen zu entgehen trachten sollte.

Um Spaniens Wohl, um die Rettung so vieler Menschen, die durch sie noch glücklich werden können, bitte ich sie, laß ich sie beschwören, so lang als möglich sich dem Untergange zu widersetzen, den man ihr bereitet, gewiß bereitet.

Es waren selige Tage, ach vielleicht nur Stunden, die ich einst mit ihr von Spaniens künftigem Wohl durchträumte, wo wir vor unsern Blick

uns darſtellten als Spaniens Beherrſcher, und Pläne entwarfen, wie wir all der Unterdrückung, die da herrſchte, ein Ende machen wollten. Zu ſchön war es, das Bild, um Sterblichen gewährt zu werden. Allein, wenn gleich der Millionen Rettung nicht mehr geht, wenn gleich die ſüße Zukunft, die der Allerbarmer doch einſt vom Himmel ſenden muß, nicht uns — Glücklichern als uns zu Theil werden wird, ſo ſoll ſie wenigſtens bedenken, daß, wenn zehn Menſchen nur ihr Leben, ihre Freyheit und ihr Glück von ihrer Hand erhalten können, dies ſchon das Opfer eines längern Kummers werth iſt.

Ich will Ihnen, Pater, kein Bild von der Härte entwerfen, die Philippen eigen iſt, wenn niemand ihm zur Seite ſteht, der Milde auf ihn wirkt, ohne daß er es merken läßt, ſie wird gewirkt. Es iſt der einzige Blick der Königin, das Bewußtſeyn, ſie wird es tadeln, was in ihm ſo oft der Handlungen Aenderung zuwege bringt. Es iſt die Freyheit, mit welcher ſie oft ein Wort von den Uſurpationen der Kirche fallen läßt, die ihn auf einmal aus dem Taumel aufſchreckt, in dem er lag, als ob er Herrſcher wäre, indeß er nicht einmal die kleinſte Kleinigkeit vollenden

kann, wenn sie nicht wollen. Sie fühlen es, daß die Königin schuld ist, daß er das noch so oft empfindet, und sie möchten gern, daß er nie mehr das fühlte.

Und was gäb' es, was sie nicht zu Stande bringen könnten, nachdem der morgende Tag ihr Werk ist?

Gregorio. Ja wohl, Prinz. Alles können sie, nachdem sie dies gekonnt. Allein der Tag wird sicher auch mit ewigem unverlöschbarem Griffel ins Register ihrer Schuld geschrieben, und wenn sie dort erscheinen, wird er allein ihnen entgegenflammen, Gottes Angesicht vor ihren Augen wegblenden, und in tiefe, ewige Finsterniß sie jagen. Seyn Sie ruhig, Prinz! was an mir liegt, so soll Ihr Wille erfüllt werden. Die Königin soll wenigstens, und sollte mich es selbst mein Leben kosten, von allem Nachricht haben.

Karlos. Gut dann, und nun kein Wort mehr vom Weltlichen. Itzt gehn Sie, Pater; bis morgen will ich mich noch ganz mit dem beschäftigen, zu dem ich gehe. Es ist der letzte Tag, den man mir geschenkt. Ich will ihn nicht verschleudern. Um eilf Uhr in der Nacht erwart' ich Sie. Es könnten in der Todesstunde Schwächen,

die der Mensch nicht von sich trennen kann, mich übereilen, dann stärken Sie mich.

Gregorio. Das werd' ich, Prinz; bis dahin gebe Ihnen der Himmel heitre Gedanken. Wenn eines rechtschaffnen Priesters Segen etwas kann; der meinige bleibt im vollsten Maaße bey Ihnen.

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Zimmer deſſelben.

Kardinal. Domingo. Hernach Prinz Johann.

Großinquiſitor.

Nun, hat der Prinz gewählt?

Domingo. Ja, Ihro Eminenz. Er will verbluten. Man ſoll ihm die Hauptadern öffnen. Er will, ſagt er, den Augenblick belauſchen, in dem der Tod ſich naht. Man kann ihm dieſes Spielwerk wohl vergönnen.

Großinquiſitor. Nicht gern. Dazu bedarf's noch eines Menſchen. Und Ein lebender Odem iſt genug, um in einem ſo entſcheidenden Augenblicke eine Empörung zuwege zu bringen. Wenigſtens muß es mit aller Vorſicht unternommen werden.

Domingo. Dafür iſt ſchon geſorgt. Die Mauern unſrer Klöſter enthalten ihrer auch, die

dieſe

dieſe Kunſt verſtehen. Zwey Jahre ſind es, als zu Toledo ſich ein geſchickter Wundarzt zum Orden meldete. Schwärmerey trieb ihn dahin. Er hat der Welt ſo ſtreng entſagt, daß er auch noch nie einen andern Weg gemacht, als den aus ſeiner Zelle in die Kirche und wieder zurück. Ich ließ ihn nach Madrid beſcheiden, und er langte heute an. Ich machte ihm bekannt, daß er zu einer Wohlthat von Ew. Eminenz berufen wäre, daß man von ſeinem Eifer hoffte, er würde einen Dienſt der Kirche zu leiſten, nicht verſagen. Ich erzählte ihm, da er in Demuth ſich zu allem verſtanden, was die Kirche wünſchte, daß ein Ketzer in den Gefängniſſen der Santa Kaſa aufbehalten würde, der ſich bekehret, und dafür die Gnade eines ſanften Todes ſich erbeten. Man habe ihm die Wahl gelaſſen, und er verlange ſich zu verbluten. Da ſeine Geſchicklichkeit als Wundarzt nun bekannt, ſo ſolle er die Adern öfnen.

Großinquiſitor. Und wie erklärte er ſich darüber?

Domingo. Er erblaßte, allein bald faßte er ſich wieder, nachdem ich ihm das Verdienſtliche dieſes Werkes vorgeſtellt. Er fragte nichts weiter, als ob ich ihm dafür haſte, daß es ein Ketzer

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Zimmer deſſelben.

Kardinal. Domingo. Hernach Prinz Johann.

Großinquiſitor.

Nun, hat der Prinz gewählt?

Domingo. Ja, Ihro Eminenz. Er will verbluten. Man ſoll ihm die Hauptadern öffnen. Er will, ſagt er, den Augenblick belauſchen, in dem der Tod ſich naht. Man kann ihm dieſes Spielwerk wohl vergönnen.

Großinquiſitor. Nicht gern. Dazu bedarf's noch eines Menſchen. Und Ein lebender Odem iſt genug, um in einem ſo entſcheidenden Augenblicke eine Empörung zuwege zu bringen. Wenigſtens muß es mit aller Vorſicht unternommen werden.

Domingo. Dafür iſt ſchon geſorgt. Die Mauern unſrer Klöſter enthalten ihrer auch, die dieſe

dieſe Kunſt verſtehen. Zwey Jahre ſind es, als zu Toledo ſich ein geſchickter Wundarzt zum Orden meldete. Schwärmerey trieb ihn dahin. Er hat der Welt ſo ſtreng entſagt, daß er auch noch nie einen andern Weg gemacht, als den aus ſeiner Zelle in die Kirche und wieder zurück. Ich ließ ihn nach Madrid beſcheiden, und er langte heute an. Ich machte ihm bekannt, daß er zu einer Wohlthat von Ew. Eminenz berufen wäre, daß man von ſeinem Eifer hoffte, er würde einen Dienſt der Kirche zu leiſten, nicht verſagen. Ich erzählte ihm, da er in Demuth ſich zu allem verſtanden, was die Kirche wünſchte, daß ein Ketzer in den Gefängniſſen der Santa Kaſa aufbehalten würde, der ſich bekehret, und dafür die Gnade eines ſanften Todes ſich erbeten. Man habe ihm die Wahl gelaſſen, und er verlange ſich zu verbluten. Da ſeine Geſchicklichkeit als Wundarzt nun bekannt, ſo ſolle er die Adern öfnen.

Großinquiſitor. Und wie erklärte er ſich darüber?

Domingo. Er erblaßte, allein bald faßte er ſich wieder, nachdem ich ihm das Verdienſtliche dieſes Werkes vorgeſtellt. Er fragte nichts weiter, als ob ich ihm dafür haſte, daß es ein Ketzer

ſey, und als ich ihm das betheuert, unterwarf er ſich. In der Mitternachtſtunde werd' ich ihn hinführen, und ſo wie die Operation geſchehen, wieder weg, und nach Toledo in ſein Kloſter.

Großinquiſitor. Iſt Prinz Johann, oder vielmehr Ritter Walter ſchon hier?

Domingo Im Vorzimmer, Ew. Eminenz.

Großinquiſitor. Er komme, und Sie laſſen mich mit ihm allein.

Domingo (im Abgehen für ſich.) Er iſt doch unruhig. Ich möchte ihn wohl in der Mitternachtſtunde belauſchen. Sollte der nahe Schritt zu ſeinem Grabe ihn auch wankend machen? Das wäre ein böſes Beyſpiel für ſeinen Nachfolger.

Großinquiſitor. Schön hing es wohl zuſammen, das Komplot. Das Ganze iſt ein meiſterhaftes Gewebe. Prinz Karles frey in Flandern, Herr vom Löwenmuthe einer Nation, die an ſeiner Spitze den Teufeln ſelbſt entgegen gegangen wären, die Fluch und Bannſtrahl überwunden, und wohl verlacht hätten. Philipp in den Händen des ketzeriſchen Poſa, der ihn ſo für ſich umzuſtimmen wußte, daß er ſelbſt einem Alba ihn vorzog. Henriko und Gonzago, und ſein

Sohn Johann in Deutſchland unter Proteſtanten, die vielleicht nach Spaniens Schätzen ſchon die Hände gern geſtreckt, und der Waldbruder ein Spion, den wir ſo treu uns glaubten, und der unſrer Geheimniſſe Innerſtes erfuhr. Sechs Menſchen nur, und in ihnen vielleicht der ganzen Kirche Untergang. War das Verhältniß gegen meine aufgebaute [illegible]ht? Verhältniß gegen eine Reihe von Jahren, deren Bahn Blutſtröme zeichneten? Verhältniß gegen einen Stuhl, den der Tod von Hunderttauſenden befeſtigte?

Und doch ſo nahe dem Ziel, daß, wenn ein Zufall nicht den Pater Innozenz zum Schurken Orſowa führte — Doch warum ſchimpf' ich den Mann? Iſts nicht eine große Handlung, daß er uns gerettet? — Und — doch das könnte mich noch weiter führen.

Nun, zween hätten wir denn glücklich überwunden. Die wichtigſten, die um der Gefahr willen, die blos ihr Lebenshauch uns brachte, den Martern entgingen, die ſie eigentlich verdient. Die andern ſollen ſie in deſto größerm Maaße fühlen. Je größer ſich mir alle die Folgen malen, die hier entſtehen können, deſto wüthender wird meine Rache. Nicht, wenn ſie Philipps Tod befördert,

und dadurch meinem Reich ein Ende gemacht hätten, hätte ich sie so gehaßt.

Allein, sie wollten bey dem Leben dieses Philipps mich noch stürzen. Er, den ich auferzog, er sollte selbst mich von meiner Höhe stoßen! Ich, Spaniens Erster, sollte nicht blos seiner Herrschaft, nein, der Herrschaft eines jeden von allen diesen Mitgehülfen unterworfen seyn! — Man kömmt —

Prinz Johann (tritt mit Würde ein.) Nicht als Beklagter, Ew. Eminenz, tret' ich vor Ihre Augen, ob man mich gleich dazu machen will. Nein, ich bin Kläger, fordre Gerechtigkeit — Unwürdig hat man mich behandelt, hat das Geleite eines Kaisers beleidigt, hat wider aller Völker Rechte mich gefangen hieher geführt. Ich bettle nicht um Gnade, ich fordre ein Recht, welches Sie, der Kirche Erster, mir nicht versagen können. Man gebe mir meine Papiere, meine Zeugnisse, die man mir abgenommen, in meine Hände, man stelle mich vor jeden Richterstuhl, und sehe, ob ich was verbrochen.

Großinquisitor. Ich hab' Euch reden lassen, Ritter Walter, weil Menschlichkeit und Mitleid mir es hießen. Sonst spricht man vor mir nicht eher, bis ich es erlaubt. Ihr seyd ein junger

rascher Mann, der es verdient, daß man auf rechte Wege ihn bringt. Ihr seyd nicht mein Gefangner — nein — der Kirche. Wär't Ihr der meinige, ich wollte Euch in meine Arme schließen, wollte Euch gehen und der Kirche dieses Feuer opfern heißen. Allein Ihr habt schon Gift, und so gehört Ihr mir denn nicht mehr an. Sagt, was bewog Euch, oder Euern Gefährten Henriko, Euch einen andern Namen beyzulegen, den eines schon vor langer Zeit verstorbenen Prinzen zu misbrauchen, und Euch Johann von Eboli, Prinz von Gonzago zu nennen?

Prinz Johann. Der ich bin. Nie wollt' ich unter diesem Namen hier erscheinen. Schon längst that ich Verzicht auf alles, was mir aus demselben zufallen könnte. Das Schicksal will es anders, und nun will ich mit aller Macht zum wenigsten zu erfahren suchen, ob ein Grand von Spanien, wozu meine Geburt mich macht, ob ein Verehrer und getreuer Anhänger Eurer Religion, ob ein von kaiserlichem Geleite Begleiteter so vor Euch stehen darf. Zum wenigsten will ich verlangen, vor dem Könige selbst zu stehen, und will diesen Phillipp ein wenig von den Diensten unterhalten, die mein Vater ihm gethan, ein wenig von den

Pflichten mit ihm reden, die er gegen seine Vasallen hat, die ihn zu ihrem König machten, nicht er sie zu seinen Unterthanen.

Großinquisitor. Gelassen, Ritter. So etwas spricht man, wenn man hunderttausend Mann im Rücken hat, die solcher Worte Wahrheit gleich bekräftigen können. Da könntet Ihr es allenfalls behaupten, Ihr wär't der Prinz Johann, den Ihr so leidlich noch zu spielen wißt. Besinnt Euch eines Bessern, Ritter Walter. Ich hätte einen Vorschlag allenfalls, weil ich Euch Eurer Jugend und Eurer Tapferkeit wegen gern aus der Kirche strafendem Arme retten möchte; wenn Ihr den einzugehen willens, so ließ ich Euch aus Spanien reisen, nach einem gethanen Eide es nie wieder zu betreten.

Prinz Johann. Und mit welcher Freude wollt' ich diesen Eid schwören, ließe man mich erlangen, was ich wünsche. Sind Ew. Eminenz Verehrer oder Freund vom Prinz Eusebius, ich trete ihm alle meine Rechte ab.

Großinquisitor. So hört mich, Ritter. Wenn Ihr durch eine Urkunde, die Ihr unterschreiben müßt, bekräftigt, daß Henriko ein Betrüger ist, der Euch den Rath gegeben, dieses

Prinzen Johann, seines ehmaligen Zöglings, Namen anzunehmen; daß der Fürst Gonzago und die Fürstin Euch angenommen an Sohnes Statt, um dem heiligen Gericht ein Blendwerk vorzumachen; wenn Ihr gesteht, daß sie den Bruder, der in Sachsens Wäldern wohnt, dazugezogen, um die Inquisition falsch zu berichten; wenn endlich Ihr Euch von der Ketzerin Marie, Eurer Gattin, lossagt, und uns zur Bekehrung und Strafe diese kleine Widerspenstige überlaßt, dann will ich Euch an Spaniens Grenzen geleiten lassen.

Prinz Johann (nach einer Pause.) Nur weiter — Kardinal, nur weiter, denn ich bin ganz begierig auf das Ende.

Großinquisitor. Dann sollt Ihr eine gute Ritterzehrung noch erhalten, und Empfehlungs-Schreiben nach Malta. Wollt Ihr mehr? Das Opfer, was Euch allenfalls bey meinen Vorschlägen weh thun könnte, wäre Marie. Allenfalls, wenn Ihr im Orden nicht zu leben Euch getrauet, erlaub' ich Euch, mit einer Rechtgläubigen Euch anderweitig zu vermählen.

Prinz Johann. O vielen Dank für die Erlaubniß, Ew. Eminenz. Doch nun erlauben Sie von meiner Seite auch Ihnen Vorschläge zu

thun, wie ich — denn daß der Prinz Johann ich bin, daran zweifeln Sie wohl nicht mehr — dem Prinzen ganz entsagen, Ihrem Liebling Eusebius nie auf funfzig Meilen zu nahe kommen, und ohne irgend einen Menschen in Madrid zu sprechen, mich gleich entfernen will.

Großinquisitor. Ich will auch die Geduld, Euch anzuhören, Eurem ungestümen Wesen noch entgegenstellen. Redet!

Prinz Johann. Wenn mit Henrike meinem Freunde man mich sogleich nach Spaniens Grenzen bringt; wenn man mir verspricht, daß man nach meinem Vater und Mutter nie sich weiter erkundigen, daß man den Bruder, der in jenen Wäldern wohnt, unangetastet lassen will, so unterschreibe ich eine Urkunde, daß ich dem Fürstenthum Gonzago und allen davon abhängenden Gütern und Vorzügen völlig entsagt habe, und nie des Bruders Ruhe stören will. Ew. Eminenz können sehen, daß ich mehr Vertrauen auf Sie setze, als auf mich selbst; ich verlange Ihre Versprechungen nur mündlich.

Großinquisitor. Ihr seyd ein Unverschämter, Ritter, oder Ihr habt den Verstand verloren.

Prinz Johann. Nein, Kardinal, Gott Lob, den hab' ich noch. Und noch ganz reif, um einzusehen, daß der Abstand von einem Kardinal zu einem Grand von Spanien so groß nicht ist, wenn schon der Abstand vom Großinquisitor zu dessen Gefangnen der drückendste zu nennen ist. Den setz' ich itzt bey Seite. Ob Sie ihn wollen geltend machen, überlaß ich Ihnen. Als Prinz Johann, als Grand von Spanien rede ich zu Ihnen, und sage Ihnen, seyn Sie mit dem Blute doch zufrieden, was schon vergossen ist. Versöhnen Sie den Himmel durch eine einzige gute — gute That, anstatt noch mehr Unschuldige zu morden. Henriko sündigte nur dadurch, daß er mich mit sich hinwegnahm, und das hat ja dem Prinzen Eusebius, dessen Geheimniß mir kein Geheimniß ist, alles gefruchtet, was es ihm fruchten konnte. Gonzago kann Ihnen nichts mehr schaden. Seyn Sie menschlich, Kardinal. Sie thaten mir Vorschläge, deren Sie sich schämen sollten, und dabey muß ich noch als sehr eingeschränkt in Ihren Augen erscheinen, wenn Sie glauben sollten, ich hätte darauf rechnen können. Für dieses schlechte Zutrauen empfangen Sie die Versicherung von mir, daß ich von Ihnen keine Urkunde be-

gehrte, weil ich überzeugt bin, daß Wort und Schrift bey Ihnen gleichviel gelten, und beide gebrochen werden, wenn es Ihre Konvenienz erfordert.

Großinquisitor. O stille doch! Ereifern Sie sich nicht. Sie wollen also wirklich der Prinz Johann seyn, und als einem solchen soll ich Ihnen begegnen? Noch einmal, Ritter Walter, thut das nicht — ich gebe Euch den Rath. Ich sage, Ihr thut besser, Ihr bleibt der Ritter Walter, und bleibt Ihr das, so werden meine Vorschläge Euch auch willkommen seyn. Noch mehr. Ich lasse Euch Marien, wenn Ihr die andern Punkte mir erfüllt.

Prinz Johann. Das muß man sagen, Kardinal, Sie haben das Kapitel der Versuchung gut studirt. Sie lehren auch wohl selbst, daß eine Gattin uns alles seyn muß. Allein, ich opfere Vater und Mutter und Freund nicht auf. Bedenken Sie, aus kleinen Dingen können große Uebel werden. Es könnte doch in Spanien Menschen geben, die es erführen, daß der rechtgläubige Sohn Gonzago's unschuldig gefangen gehalten würde, und die auf Mittel dächten, nicht blos ihn zu befreyen, nein, auch ihn zu rächen, und seinen

Rechten ihn wiederzugeben. Noch, Kardinal, sind alle nicht in Ihrer Hand, deren Sie bedürfen, um ganz sicher zu seyn.

Großinquisitor. Doch! Doch! mein Prinz, wenn Sie denn das durchaus seyn wollen. Vors Erste also wissen Sie, daß jener Bruder des Waldes den Sarg gesehen haben will, in welchem Sie begraben worden, und daß er mir betheuert hat, Sie wären's selbst gewesen.

Prinz Johann. Das mußte er, um die ganze Gonzagoische Familie von Ihren Verfolgungen und Henriko vom Tode zu retten; daran that er gut und menschlich.

Großinquisitor. Und wird für diese Gutheit und für diese Menschlichkeit mit dem schmählichsten Feuertode büßen, in Flammen braten, die wir ihm nach dem Maaße verlängern wollen, wie er unsre Rache aufgeschoben. Es starben Viele schon; doch wie er sterben soll, ist keiner noch gestorben.

Prinz Johann. Ich will nicht hoffen, Kardinal, daß Ihre Grausamkeit so weit sich erstrecken wird.

Großinquisitor. Verwechseln Sie Gerechtigkeit nicht mit Grausamkeit. Wenn man

in seiner Unbesonnenheit nicht weiter sieht, als einen die Augen tragen, so denkt man immer so. Erfahren Sie von mir itzt alles, was dieses Menschen Verfahren angerichtet, und schaudern Sie zurück.

Wenn jener Bruder mir eröfnete, daß dieser Sarg ein leerer gewesen, so ließ ich nachsetzen, und bekam ich Ihren Henriko da mit Ihnen nicht, so ließ ich ihn verfolgen bis zur Welt Ende ohne Rasten. Er starb dann, wie er itzo sterben muß. Doch nicht Ihr Vater war dann verloren, nicht Sie. Sie hätten nie ans Heyrathen einer Ketzerin gedacht, und Gonzago wäre durch das Beyspiel abgeschreckt worden, des Ketzers Lehren auf den Prinzen Karlos zu verbreiten, wie er gethan. Der Prinz hätte nie dem Marquis Posa sein Vertrauen geschenkt, und wäre nie auf die Seite der Rebellen in Flandern getreten, wäre nie Verräther des Königs seines Vaters geworden, und müßte nicht in dieser Nacht, um zwölf Uhr, dafür bluten.

Prinz Johann. Der Prinz? Prinz Karlos? Bluten? Sterben? Es ist unmöglich. Unmöglich, sage ich, ist es. Nein, Eure Macht und Eure Rechte können so weit sich nicht erstre-

cken. Laßt mich — ich will zu Philipp gehen. Ich will ihm vorstellen, was —

Großinquisitor. Halt ein, Verwegner! Sieh hier, — da ist sein Todesurtheil, und da Philipps Hand. Erkenne, daß es Dinge auf Erden giebt, die Du zu fassen nicht vermogtest, und die nur Wenigen enthüllt sind. Bis itzt glaubte ich immer noch, es sey ein Mährchen mit diesem Prinzen Johann, und bin nun überzeugt, daß, trotz den vielen tausend Augen, die ich immer wachen lasse, man mich doch hintergeht.

Prinz Johann. Und ich bin überzeugt, daß die Natur aus ihrem Lauf getreten, daß Väter Tieger werden können, daß Könige von Gott verworfen sind, weil sie ihr Blut verläugnen können. Wer rettet mich und alle die Meinigen aus den blutdürstigen Händen, wenn diesen Prinzen niemand retten konnte?

Großinquisitor. Niemand. Auch rath' ich Ihnen, nicht den kleinsten Schritt zu wagen, um etwa einem Ihrer Wächter einen Wink zu geben, daß Sie der Prinz Johann sind. Jeder ist des Todes, der nur davon lallt, der nur so aussieht, als ob er ein Geheimniß von Ihnen in dem Busen trüge.

Prinz Johann. Ja, Kardinal, ich sehe und ich weiß es, Sie können hinter Mord und Blut sich so verschanzen, daß man Ihnen nicht nahe kommen darf. Auch soll der Ewige mich bewahren, daß ich keine Blutschuld mehr zur Liste meiner Sünden bringe. Die einzige, die mich elend macht, ist Ungehorsam gegen das dem Vater gethane Gelübde. Doch der, welcher die Freundschaft zum Troste der Menschen auf die Welt sandte, wird diese Uebereilung eines Freundes wegen auch verzeihen.

Großinquisitor. Und um Sie aus der Ungewißheit wegen der Ihrigen zu reißen, so hab' ich Briefe von der Fürstin Gonzago, die mir die Untreue des Waldbruders, und ihres Gatten Halsstarrigkeit berichten, weswegen ich bereits Befehl gegeben, Beide hieher zu bringen. Ihre Mutter aber, die dem heiligen Glauben noch getreu ist, erbietet sich nicht allein selbst hieher zu kommen, sondern auch die Ketzerin Marie dem ächten Glauben zuzuführen.

Prinz Johann. Ha! Bald mögt' ich Dir fluchen, Mutter. Nein! so boshaft hätt' ich sie doch nicht geglaubt. — Sie haben mir den Dolch ins Herz gestoßen, Kardinal. Es ist nun fühllos;

Häufen Sie auf mich, was Sie wollen, und es wird das nicht erreichen, was ſchon in mir wüthet. Alle Ihre Martern ſind Kinderſpiel gegen den Gedanken, daß Marie in Ihren Händen iſt. — Betrogene Arme! Wibert! zürne nicht auf mich!

Madrid.

Pater Domingo's Wohnung.

Pater Markus. Hernach Domingo.

Markus,

(indem er einige Lanzetten verſticht.)

Es bedarf wahrhaftig einer feſten Hand. Ich weiß nicht, warum ich zittere? Es iſt ja des Großinquiſitors Wille, und des geweſenen Ketzers eigener Wunſch. Wie man ſich nur vor einer ſolchen Prophezeihung fürchten kann! Ich will auch zeigen, daß ich Mann bin. Weg mit der Angſt! Nein, du Bekehrter, ich will dir keinen harten Tod bereiten. Es iſt doch wirklich ſchön, wenn man ſo ſterben kann. Warum bin ich nun nicht an ſeiner Stelle? Warum wird mir ein ſo beneidenswerthes Loos nicht zu Theil, bekehrt und eines leichten Todes zu ſterben? Und da ſollte ich noch zittern? Durch mein Zittern vielleicht ſeine guten Gedanken, ſeine Ruhe ſtören, machen, daß die Luſt zum Leben in ihm wieder erwachte, und

er

er mich dann als den Feind ſeiner Seligkeit anklagte.

Ich thue eine Wohlthat! So ſagt der Kardinal, ſo ſagt Domingo. Sind ſie nicht die Lichter unſers Glaubens, ſind ſie nicht die Untrüglichen? Kann ich mir wohl anmaßen, meiſtern zu wollen, was ſie geſagt? Iſt es nicht eine Verwägenheit, ihnen nicht völligen Glauben beyzumeſſen? Ein Mord kann es doch unmöglich ſeyn, wenn man berufen wird, das Werkzeug zum Tode eines Menſchen zu werden, der das Leben einmal verlieren ſoll und muß. Man tödtet ja die Ketzer, weil man ihnen verwehren will, vom rechten Wege ſich wieder wegzulenken; weil man will, daß ſie ſelig werden ſollen. Das lehren ja tagtäglich unſere Prieſter, und das hat mir der Kardinal und auch der Beichtiger des Königs wiederholt.

Ja, ich war immer ſo. Immer halsſtarrig im Glauben. Immer wollt' ich klüger ſeyn, und dachte, das wäre anders, als die Kirchenlehrer predigten. Ich rechnete mehr auf meine Billigkeit, als auf ihre Wahrheiten. Aber fort mit Dir, Vernunft! Begieb Dich einmal unter den Glauben gefangen, wohin Du gehörſt, Du thörichte eingebildete Weisheit — So! nun geht es ſchon.

Ich bin gefaßt, und wenn er nun heiter ist, der Neubekehrte, und ich sehe, daß es ihm ums Sterben ruhiger Ernst ist, so soll die Hand nicht wanken.

Domingo (tritt ein.) Nun, Pater, sind Sie fertig? Haben Sie alles überlegt? Sind alle Zweifel gehemmt, oder soll der Neubekehrte noch bis morgen warten?

Markus. Nein, nein, hochwürdiger Herr. Es könnten Zweifel ihm in seinem neuen Glauben aufsteigen, und die hätte ich auf dem Gewissen. Nein, lieber gleich.

Domingo. Es ist ohnedem bald Zeit. Kommen Sie in das Zimmer. Da können Sie sich kleiden. Allein, das sag' ich Ihnen, seyn Sie stumm. Auch nicht ein Wort lassen Sie sich verlauten. Es soll die feyerliche Stille nichts stören Sie werden auch keinen Menschen da finden, als seinen Beichtiger, mit dem wir ihn allein lassen, sobald die Operation vorüber ist.

Markus. Ganz recht. Ich werde pünktlich folgen, und weit ruhiger schlafen, wenn ich einer armen Seele den Weg zum Himmel angewiesen.

(Beide ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Nachts, kurz vor eilf Uhr.

Zimmer der Königin.

Elisabeth. Fürstin Eboli.

Elisabeth.

Sie sind unruhig, Eboli. Was ist's? Was fehlt Ihnen?

Eboli. Ich weiß es selbst nicht. Ich bin so ängstlich, so beklommen. Es ist mir, als ob diese Nacht so wichtig wäre. Wichtig, und doch auch schreckenvoll. Das kann nichts Gutes bedeuten. Mein Herz ist ein gepreßtes dummes Ding, und doch, wenn Sie es wüßten, selten ahnet mir etwas, was nicht bald und pünktlich einträfe. Nicht selten seh' ich in Gedanken das, was wirklich vorgeht. Das ist eine ängstliche Eigenschaft, die ich gern vertauschen mögte.

Elisabeth. Eine Eigenschaft, um die ich vieles geben wollte, um sie mir eigen zu machen. Was gäb' ich nicht darum, wenn ich itzt einen Blick in ein gewisses Schicksal wagen dürfte, ach! in Karlos Schicksal!

Eboli (zusammenfahrend.) Himmel! Was ist das? Welch einen Namen nannten Sie, und welch ein Bild entwand sich den gefesselten Ideen, die mich die ganze Zeit beunruhigten?

Elisabeth (vom Stuhl aufstehend, und sie bey der Hand ergreifend.) Geschwind, Prinzessin, welch ein Bild? O Sie sind ängstlich. Ja, ich fühl' es selbst, es hat mit Ihren Träumen, mit Ihren Ahnungen, mit Ihren Erscheinungen seine Richtigkeit. Geschwind nur, was war es? Vielleicht ist ihm doch noch zu helfen.

Eboli. Nein, Königin —

Elisabeth (schnell) Nein, nein — nein! Nicht zu helfen, sagen Sie?

Eboli. Das nicht, Monarchin. Es war so gemeynt, daß dießmal die Erscheinungen nichts sind — daß es ein Augenblick der Betäubung, daß die Nennung eines Namens, der uns Beiden lieb ist, so sonderbar auf Geist und Seele bey mir wirkte.

Elisabeth (ernst.) Und dieser Wirkung Aeußerungen will ich, muß ich wissen. Eboli! Es ist nicht schön, daß Sie diejenige peinigen können, die ihr ganzes Vertrauen Ihnen geschenkt. Ich dächte, Sie begriffen es nun bald, daß außer Ihnen alles mir nun abgestorben wäre.

Eboli. Ich bin zum Unglück geboren, Königin. Ich bin verdammt dazu, daß ich nur schwarze Bilder vor Ihre Seele bringen muß. Schelten Sie mich nicht, daß ich mich scheue, eine tödtende Fantasie zu entdecken, die Ihnen so jammervoll erscheinen muß, wie mir. Ich bin es überzeugt, es ist ein bloßes Hirngespinst, was sich in meinem Kopfe bildete, und dann mein Auge täuschte. Wollen Sie mir das glauben, so will ich meiner Unvorsichtigkeit Schuld in Ihren Zornblicken ertragen.

Elisabeth. Ich glaube Ihnen alles, nur fordern Sie nicht von mir, daß ich mich über eine Sache nicht beruhigen sollte, die Karlos angeht.

Eboli. Ach meine Königin! so wie Sie Karlos Namen nannten, stand er im blutigen Gewande vor mir, und flüsterte mir zu, dies sey seine Todesstunde.

Elisabeth (schlägt die Hände zusammen.) Gerechter Gott! Wenn das wahr wäre — Wenn die Boshaften nicht geruhet hätten, hätten Philipps Angst rege gemacht, daß er sich von ihm gestürzt geglaubt, und deswegen sein Todesurtheil unterschrieben. (heftiger.) Ja, auch in mir steigt's ahnungsvoll herauf. Sie haben recht gesehen, Eboli. Es ist gewiß, man hat ihn uns geraubt; man hat ihn Spanien geraubt. Prinzessin, (nach einer Pause.) gehen Sie zur Kammerfrau. Man soll den Pater Joseph mir gleich rufen.

Eboli. Um aller Heiligen willen, Königin, nicht das! Nicht diese rasche Handlung!

Elisabeth. Ich will es. Sagen Sie, ich sey nicht wohl. Ich bin auch gar nicht wohl. Wie kann mir wohl seyn, da Karlos blutet, indem Karlos blutet?

Eboli. Ein Gesicht! Ein Traumbild! Eine Fantasie! Um Gottes willen, Monarchin, Sie vernichten mich. Mich tödten Sie. Auf mich fällt alle Schuld. O wär' ich noch in jenen Klostermauern, wo ich Gesichter haben konnte, und mit Verwunderung den andern Tag die Erfüllung sahe, und niemand strafte mich darum.

Eliſabeth. Siehſt Du nun, Heuchlerin? Da ſind wir mit der Sprache. Nun, alſo iſt's gewiß, durch dein eigenes Geſtändniß gewiß, daß Du wohl richtig ſahſt. — Nein, Fürſtin, Sie ſollen, gar nichts dadurch leiden, es ſoll keine Seele es erfahren, daß Sie Urheberin davon ſind. Ich will es für meine eigene Ahnung ausgeben.

Eboli (ihr zu Füßen.) Ich danke Ihnen, Königin. O hätte ich doch geſchwiegen! Noch einmal, es iſt bloßer Traum. Es iſt nicht Wahrheit, kann nicht Wahrheit ſeyn.

Eliſabeth. Laſſen wir das, Prinzeſſin. Gehn Sie nur, um den Beichtiger mir zu bringen.

(Eboli ab.)

Es wäre himmelſchreyend! Es iſt himmelſchreyend! Daß ich auch nur ein Wörtgen noch hinzuſetzen ſolle, was Zweifel hoffen ließe. Nein! Ich zweifle nicht. Die Erde ſah ja ſchon größere Bübereyen; warum nicht dieſe? Aber, Philipp — Dein Gewiſſen ſoll nicht ſchlafen!

Madrid.

Gefängniſſe der Inquiſition.

Karlos Kerker.

Dom Karlos. Pater Gregorio ſitzen zuſammen. Es treten ein Domingo, P. Markus als Wundarzt gekleidet.

Stumme Scene.

(Marcus nähert ſich dem Prinzen, der ſeine Aermle ſogleich entblößet, und ihm ſie darreicht; er öffnet ihm die Adern, ſo wie unten an den Händen, und will ſich dann entfernen.)

Karlos

(nimmt einen Ring vom Finger, und giebt ihm denſelben.)

Hier, mein Freund, dies zu meinem Andenken. Sie ſind wohl kein Spanier? Der hätte mehr Gefühl gezeigt, wenn er ſeinem künftigen Könige das Leben nehmen ſollen.

Markus (läßt Ring und Lanzette erschrocken fallen.) Wie? Sie sind Karlos, Philipps Sohn? Kein Ketzer? Kein Neubekehrter, der den Tod sich wünschte? Sie sind des Königs Sohn?

Karlos. Du weißt das nicht? So muß ich Dich noch um Verzeihung bitten, daß ich Dich ängstigte. Gieb Dich zufrieden. Wer Du auch bist, Du hast dem Gefühle der Menschheit keine Schande gemacht, und das setzt Dich schon hoch hinauf. Du bist betrogen, Armer. Ja, Du hast den Königssohn verwundet, nicht ermordet. Freywillig, siehst Du, sterb' ich ja.

Markus. Dazu hielt man mich gut genug. Darum ließ man aus einem Dominikanerkloster einen gewesenen Wundarzt kommen, weil sicher in Madrid man keinen andern aufzutreiben wußte, der sich an dem Prinzen Karlos vergriffen hätte. Darum mußte ich die Mönchskutte ablegen, damit man nicht wähnte, nur ein Mönch könnte die Barbarey begehen. — O Prinz! man hat mir teuflisch mitgespielt. Sie wissen noch nicht alles. Ich war erst Wundarzt, und ward an das Krankenbette eines Mönchs in dem nämlichen Kloster gerufen, in welches ich hernach ging. Der Mann war in der Sternkunst und Chiromantie wohl er-

fahren. Ich mußte ihm die Ader schlagen, und indem dieses geschah, sah er stark nach den Zügen meiner rechten Hand. Nachdem ich ihn verbunden hatte, mußte ich mich noch zu ihm setzen. Er sah wieder ganz genau auf meine Hand, und als ich einst sie öffnete, und flach auf seinem Bette liegen ließ, stieß er sie weg und sagte: „Fort von „mir! In dieser Hand steht Königsmord.“

Mein Schrecken war heftig; denn er war bekannt als ein erfahrner Forscher, der schon Vielen ihr Geschick vorausgesagt, und Vielen war es auch schon eingetroffen. Ich eilte von ihm weg zu kommen. Die andern Mönche hatten dies zwar nicht gehört, doch aber gesehen, daß ich in Verlegenheit wegging. Ich hatte von dem Augenblick an keine Ruhe. Ich machte mir mancherley Vorstellungen. Ja, dachte, meine Heilkunst würde mich wohl aus Versehen dahin leiten können, denn aus Vorsatz einen Mord zu begehen, konnte ich bey meiner Denkensart nicht erwarten. Mit Zittern nahm ich meine Instrumente allemal in die Hand, doch war ich nie unglücklich. Endlich bekam ich in Toledo den Gouverneur unter meine Hände, der meine Geschicklichkeit sehr lobte und

ſagte, er wolle mich in Madrid an den Hof re-kommandiren.

Dies riß die alte Wunde wieder auf; ich verlor alle Ruhe, ging ins Dominikanerkloſter, und klagte meine Noth dem Prior, der mir den Rath gab, Mönch zu werden. Ich ergriff dieſen Weg, um nie einer Unruhe wieder ausgeſetzt zu ſeyn. O hätt' ich doch den Schritt nur nie gethan! Ich ſehe nun, daß Schwärmerey verblendet, mehr verblendet, als Welt. Ich hielt den Kardinal untrüglich, und er ließ mir durch dieſen lügen.

Domingo. Beſchwert Euch nicht, mein Pater. Der Menſch entgeht nie ſeinem Schickſal. Wärt Ihr nicht Mönch geworden, ſo wäret Ihr des Königs Wundarzt, und hättet auf Befehl des Königs thun müſſen, was Ihr auf des Kardinals Verlangen thatet. Kommt, laßt den Prinzen ruhig ſterben.

Markus (hebt den Ring wieder auf.) Ich will zu den Karthäuſern gehen, und mich und dieſen Ring begraben.

Karlos. Domingo! noch ein Wort zu Euch. Ihr geht zum Könige, und meldet ihm, daß Karlos ihm ſeinen Tod vergeben; daß er für ihn in der letzten Stunde vom Himmel Segen

herabgeflehet, daß er dem Vater gern noch dieses selbst zu sagen gewünscht, daß er sich aber für dem Könige gescheuet. Ich lasse ihn ersuchen, der Königin milde zu begegnen. Ich lasse ihn beschwören, sie nicht anders als unschuldig zu behandeln, und ich versiegle diese Unschuld mit meinem Blute.

Domingo. Ich werde jeden Punkt dem Könige treulich hinterbringen.

Karlos. Domingo! Wenige Minuten vor dem Tode lügt man nicht. Die Königin ist unschuldig. Sie verdient Anbetung. Der König soll mit ihr und durch sie glücklich seyn. Dies ist mein letztes Gebet vom Himmel. Und, Domingo! sagt Ihr ihm etwas anders, als das, so fordre ich Euch einst vor das Gericht des Allerhöchsten, und klage Euch dort als den schändlichsten der Lügner an.

(Domingo und Markus ab.)

Karlos. Und nun, mein lieber Gregor! ich fühle Schwäche schon in meinem Körper, doch habe ich noch meine volle Besinnungskraft. Ich nahe mich dem Schritte ohne Furcht, dem wir alle uns nahen müssen. Ich murre nicht mit dem, zu dem ich gehe, daß er mir auf großes Glück die Aussicht zeigte, und mir es wieder nahm. An

Philipps Königreichen verlor ich nichts, an Elisabeth alles. Doch fühl' ich in mir, daß es ihm, der alles kann, an Macht nicht fehlen kann, für den Verlust mich schadlos zu halten. Ich werde leben, das bin ich überzeugt; und wenn sie auch lebt, sind wir dann nicht beysammen? Doch ich verliere mich in Dinge, deren ich nicht erwähnen wollte. Ich wollte mich mit Ihnen, lieber Gregor, von der Zukunft unterhalten, die sich mir immer nähert. Von Ihnen wollt' ich Ihre Meynung hören, weil ein Leben uns erwartet.

Gregorio. Mein Prinz! Wer könnte davon Ihnen Nachricht geben? Zwar unsere Heiligen wollen viel davon gehöret haben, wollen übertroische Erscheinungen gehabt haben, und wissen, wie man dort verherrlicht, und verherrlicht wird. Von diesen Ihnen etwas vorzutragen, mögte wohl nicht Ihre Meynung seyn. Das Lesenswerthe werden Sie schon selbst gelesen haben. Ich wollte mich erfreuen, wenn meine eignen Gedanken darüber in der letzten Stunde Ihnen Trost ertheilen könnten. Ich glaube nicht, daß wir zu einem todten Leben für irgend eine Bahn der grossen Ewigkeit geschaffen sind. Der Geister Wirkungskreis, so denke ich, wird immer in dem Welt-

all thätig sich erzeigen, und unsrer Laufbahn hier entbunden, erwartet uns eine neue, wo wir, je nach dem Maaße unsrer Fähigkeiten, und dessen was wir hier geleistet, uns verbessern oder verschlimmern. Wer von der Weisheit unsers Schöpfers Begriffe hat, der kann seine Gerechtigkeit unmöglich in Zweifel ziehen, sie ist mit seinem Wesen so unmittelbar verbunden, daß sie sich nicht von ihm trennen läßt; und hätten Domingo und Innozenz hier einerley Bahn in Ansehung auf jenseits durchwallt, so müßte man diese Gerechtigkeit in Zweifel ziehen. Nein Prinz, es giebt Belohnungen und Strafen, und wissen wir denn, ob nicht dies schon Himmel oder Hölle für vergangne Zeiten sind.

Karlos. Gregor! Ach, Dank für diese Meynung! O sie gewähret mir den Trost, den ich gesucht, den ich zu begehren nicht wagte. Nein, keine andern Verhältnisse können diesen folgen, als gleiche. Wir lernen durch Erfahrung nur, wir werden durch Erfahrung nur bestraft. Erfahrung nur ists, die uns edel glauben lehret und edel handeln. Leiden, mein lieber Pater, sind die Prüfungen, die dann uns bessern, wann wir sie glücklich überstehen, und gebessert nur genießen wir.

Und der Genuß mag ſich in dieſer Welt für uns verbergen, mag, um uns deſſen werther noch zu machen, nicht einmal uns beglücken, ſo iſt er für ein anderes Leben uns aufbehalten — — Ich werde ſchwächer, lieber Freund. Ich danke nochmals Ihnen für Ihren ſchönen Troſt. Er hat die Wunden ganz geheilt, die noch ein wenig bluteten. Nun fühl' ich völlige Zufriedenheit. Ich gehe mit der Ueberzeugung zu meinem himmliſchen Vater, daß ich ihm willkommen bin. Ich ſterbe nicht als Freygeiſt, nein, in dem rechten, aber im gereinigten Glauben an meine Religion. Den letzten Troſt derſelben begehr' ich itzt von Ihnen.

(Der Pater willfahrt ihm, indeſſen Karlos immer ſchwächer wird Er will noch einmal reden, kann aber nicht.)

Gregorio. Ewiger! Er hat bald ausgelitten. Nimm ihn auf in die ſchönſte Deiner Wohnungen, deren Du ſo viel tauſend haſt. Laß ihn ſein Licht, welches für dieſe Welt zu ſchön war, in einer andern leuchten laſſen, wo man es mehr zu ſchätzen weiß.

Karlos (tief ſeufzend.) Gott! Nimm mich auf!

(er ſtirbt.)

Gregorio. Er hat ausgelitten. Wenn sein Tod gerächt werden soll, ach, da wird es Wehe heißen über die, die der Kirche sich bedienten, um eine Schandthat zu verbergen!

(Er bedeckt Karles Gesichte mit einem Tuche und geht ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Königin.

Elisabeth. Eboli. Pater Joseph.

Pater Joseph.

Was kümmert meine Königin, und warum schickte sie nach mir?

Elisabeth. Seyn Sie mein Seelenarzt, Pater. Sie sollen es ja seyn. Sie sind mir ja dazu geschenkt. Ach! meine Brust athmet schwer, und es will meinem Herzen die Kraft nehmen, sich ferner zu bewegen. Es drückt mich ein Gesicht — ein Traum.

Pater Joseph. Ich will nicht sagen, daß die Träume alle verwerflich sind; doch, Königin, die, welche in gewissen Zeiten uns beunruhigen, sind öfter Geburten des wallenden Bluts, und setzen uns ohne Noth in Anast.

Elisabeth. Mein Traum ist nicht ein solcher, auch hab' ich Sie nicht rufen lassen, um über

Wichtig- oder Nichtigkeit der Träume Ihre Meynung zu hören. Mir träumte, Karlos sey in dieser Stunde das Opfer eines schmählichen Todes geworden. Wissen Sie etwas davon, so bitt' ich, so beschwör' ich Sie, entdecken Sie mir's. Ich kann ihn nicht erretten, das weiß ich wohl. Er liegt zu tief in heilgen Händen, als daß ein andrer als der König selbst, vermögte seiner Unschuld Wahrheit darzuthun, und Fesseln zu zerbrechen, die man — o Gott! daß das so seyn muß — dem künftigen Monarchen angelegt. Sie schweigen, Pater! — Ach! es ist nur zu gewiß wahr.

Pater Joseph. Nein, Königin, ich weiß nichts, als daß der Prinz gefangen ist. Zu den Versammlungen, die über ihn entscheiden sollen, dürfen die Beichtiger der königlichen Familie nicht mit gezogen werden. Ich weiß, daß für und wider ihn gestritten wird. Ich kann mir's gar nicht denken, daß bey dem einzgen Erben Spaniens vom Tode die Rede seyn sollte.

Elisabeth. Sie sagen das so zuversichtlich, Pater, daß man Ihnen trauen könnte.

Pater Joseph. Bey Gott, Monarchin, lieber wollt' ich auch mein Leben missen, als dieses Ihres Zutrauens beraubt seyn. Es war mein

Stolz von je her, mehr der Rechtſchaffenheit, als irgend einer andern Eigenſchaft halber geſchätzt zu werden. Laſſen Ew. Majeſtät die Vorſtellungen fahren, ſie ſind zu traurig, als daß ſie Sie beunruhigen ſollten. Man muß doch endlich wohl, ehe man einen Prinzen tödtet, ihn verdammen, und, um ihn zu verdammen, muß er, beym Himmel! mehr gethan haben, als Karlos that.

Monarchin! Sie ſind ſich, dem Könige, und dem Kinde, welches unter Ihrem Herzen ruhet, dieſe Genugthuung ſchuldig, daß Fantaſie nichts über Sie gewinnen darf. Verbannen Sie daher jeden Gedanken, der Sie hierin beſtärkt. Prinzeſſin Eboli! Sie haben Ueberredungskraft und Geiſt. Ich empfehle Ihnen die Königin. Verſcheuchen Sie die Grillen, die nur ſchädliche Folgen auf eine uns ſo theure Geſundheit zuwegebringen können.

Eboli. Ich werde alles anwenden, Pater Joſeph. Ich wünſchte ſelbſt die gute Königin, die theure Monarchin, die mich Ihrer Freundſchaft würdigt, heiterer zu ſehen. Doch oft iſt man nicht Herr von ſich. Wenn die Beſorgniſſe der Königin in meiner Seele Platz gewinnen, ſo wanke ich

ſelbſt, und weiß nicht, was ich von der Behandlung des Prinzen denken ſoll.

Pater Joſeph. Das will ich Ihnen ſagen. Denken Sie, man hat ihn verkannt, und wird nun bald ihn wieder erkennen lernen, und anerkennen müſſen.

Eboli (für ſich.) Sollte er nichts davon wiſſen, oder könnte er ſo meiſterhaft in der Verſtellung ſich geübt haben? Wenn er nicht mit im Bündniß wäre, das wäre doch nicht gut.

Eliſabeth. Ich will Ihnen glauben, Pater Joſeph, und mich beruhigen, ſo ſchwer es iſt. Es giebt gewiſſe Dinge, die ſo tief ſich in unſre Seele prägen, daß auch des rechtſchaffenſten Mannes Zeugniß kaum etwas von ihrer Wahrſcheinlichkeit benehmen kann. Eins, Pater Joſeph, müſſen Sie mir aber doch verſprechen, wenn ich den Glauben, den Sie mir geſchaffen, nicht verlieren ſoll. Auf Sie verlaß ich mich, und wenn Sie mir nach Ihrer Pflicht als Beichtiger verſprechen, morgen den Kardinal zu fragen, was aus Karlos werden ſoll, wenn Sie eben ſo heilig mir verſichern, daß Sie getreu mir, was er ſagt, berichten wollen, ſo will ich ganz ruhig ſeyn.

Pater Joseph. Ja, das versprech' ich Ihnen, Königin, und um so mehr, da ich selbst diesen Schritt gethan, und von des Prinzen Schicksal mich überzeugt haben würde.

Eboli (für sich.) O er ist sicher in dem Bunde. Er verspricht so dreist, was er zu halten unmöglich denken kann.

Pater Joseph. Und so kann ich die Monarchin mit der gewissen Zuversicht verlassen, daß sie der traurigen Fantasie den Abschied gegeben? Kann hoffen, daß sie den König Philipp für gerechter hält, als daß er so schnell seinen Sohn dem Tode preisgeben sollte? kann hoffen, daß dem heiligen Gerichte sie mehr Ehrfurcht für das königliche Blut zutraut, als daß es dieses ohne allgemein anerkannte Schuld vergießen sollte? Bedenken Sie das alles, Königin, und dann setzen Sie Ihren Traum dagegen. Morgen, Monarchin, seh' ich Sie, und hoffe heitrer. Sie, Prinzessin, werden Ihre Pflicht erfüllen. (ab.)

Elisabeth. Nun, Eboli! Was sagen Sie itzt? Der Mann spricht doch wohl aus dem Herzen? Und wahr?

Eboli. Ich nehme niemanden etwas von seiner Aufrichtigkeit, am wenigsten würd' ich das

bey dem Beichtiger von Ew. Majestät wagen. Allein, mir, Königin, muß immer doch mein Herz das beste sagen. Ich hoffe, daß es lügt, und ich will mehr mich freuen als Sie selbst, wenn dem so ist.

Elisabeth. Ach Gott! Warum muß ich denn einem Worte von Ihnen mehr glauben, als allem dem, was dieser Pater sagt? Nur her mit Ihren bösen Anzeigen, meine Freundin. Ein paarmal sah' ich Sie, als Pater Joseph da war, starr vor sich hin sehen, und in sich reden. Sahen Sie etwas?

Eboli. Ich habe nichts gesehen, Königin. Mein Herz widersprach immer dem, was der Pater sagte, und deswegen redete ich mit mir selbst. Die ganze Zeit waren meine Ahnungen beschäftigt. Ich fürchte, Königin, Dom Karlos ist nicht mehr. Ich dächte, ich hätte die Minute angeben wollen, in welcher er mit dem Tode rang.

Elisabeth. Prinzessin! Täuschen Sie mich nicht? Soll ich das glauben?

Eboli. Sie sollen es nicht glauben, Königin. Ich selber wögte es nicht glauben, könnte ich mich auf eine Art vom Gegentheil überzeugen.

Elisabeth. Und wenn Sie wirklich auch Recht hätten, Eboli, und wenn meine Schwäche mich verleiten könnte, Ihnen vor allen Glauben beyzumessen, und wenn ich des Vertrauens noch mehr auf Ihre Ahnungen für die Zukunft fähig werde, so muß ich heute doch treu dem Versprechen bleiben, das ich dem Pater Joseph gab. Ich will mich niederlegen, und bis morgen mit Gewalt meinem Schmerze Einhalt thun. Ich wünsche, daß Sie meinem Beyspiel folgen, Eboli.

(Eboli geht mit der Königin ins Schlafkabinet rechter Hand, geht aber dann zurück, um in das ihrige linker Hand zu gehen.)

Eboli. Das war ein Augenblick, wo mir die Rache süß war. Nun ist er todt, kalt, wie er gegen mich immer war. Domingo sagte mir, er sollte die Mitternacht auf keinen Fall erleben. Ich wollte aber wetten, daß er schon eine Viertelstunde früher die Welt verließ. Es bemeisterte sich meiner ein solches wohlbehagendes durchwärmendes Gefühl. —

Ob nur der Pater Joseph sicher mit uns ist? Zwar er mahnte mich an meine Pflichten, nämlich, nichts zu sagen. Wenn man

den Befehlen dieſer Herren immer blindlings fol-
gen wollte, würde man nie eine beſondre Freude
haben. Es war doch ſchön gerächt, daß ich ſie
ſo in Wallung brachte.

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Zimmer deſſelben

Der Kardinal. Domingo.

Domingo.

Hier iſt der Siegelring des Prinzen.

Großinquiſitor. Bringen Sie ihn dem Könige. Nun mögen ſie ihn wiederfordern von wem ſie wollen. Ich wünſche Ihnen gut zu ſchlafen, Domingo.

(Er geht ins Kabinet.)

Domingo. Doch alſo noch gefaßt? Ich irre mich ſehr oft in dieſem Mann. Ob ich mich in dem Könige auch irren werde? Wir wollen ſehen.

(ab.)

Madrid.

Gefängnisse der Inquisition.

Karlos Kerker.

Prinz Karlos todt auf dem Bette. Ein Wächter.

Der Wächter.

Ich soll ihn nicht aufdecken. Ja, wer nicht wüßte, daß es der Prinz Karlos wäre. Ich werd' ihn doch noch einmal sehen. (er sieht sich schüchtern um.) Es wird doch niemand lauschen? Der Pater hat die Nase allenthalben. (er deckt auf.) Wie gut, wie sanft er da liegt! Kein entstellter Zug! Die Freundlichkeit, mit welcher er im Leben jeden betrachtete, ist auch im Tode nicht von ihm gewichen. Noch immer ists die reizende Gestalt, die jeden für sich einnahm.

Und den hat man getödtet? O Du bist gewiß der unglücklichste Königssohn von allen Kö-

nigsſehnen geweſen, und hätteſt verdient, der glücklichſte zu ſeyn. Du guter todter Prinz! Du weißt noch nicht, was Du mir wareſt. (er küßt ihn.) Den Kuß zum Dank, daß Du vom Hungertode mich errettetest, mich und mein Weib und meine Kinder. Ich war es, deſſen Weibe Du auf dem Wege nach Aranjuez einſt, als die Königin ſo krank war, eine Börſe zuwarfeſt, und ſagteſt: Betet für die Königin. Ich ſaß im Schuldthurm, und ward frey.

Allein, Dein Schickſal war beſchloſſen; denn hätte mich die Wache hier bey Deinem Leben betroffen, ich hätte nicht geruhet, bis ich Dich befreyt. So muß ich gerade in der Mitternachtſtunde hieher kommen, in der Du Deine Augen ſchloſſeſt.

(Er hört Schlüſſel klirren, küßt ihn noch einmal, und deckt wieder zu.)

Schlaf wohl, Du guter Prinz! ſchlaf wohl!

Madrid.

Pater Joseph's Wohnung.

Vorzimmer.

Pater Joseph. Franz.

Franz.

Schon eine Viertelstunde wartet ein Dominikaner hier.

Pater Joseph. Doch nicht Domingo? Das wäre recht gut. Da könnt' ich gleich Auskunft erhalten. Mögen es auch Chimären seyn, sie haben mir denn doch den Kopf verwirrt. Also Domingo?

Franz. Das sagt' ich nicht. Den Pater Domingo kenn' ich, diesen aber nicht. Er nannte sich Gregor.

Pater Joseph. Gregorio! Doch ganz eigen — Zwar kann es der Gregorio mehrere geben.

Inneres Zimmer.

Pater Gregorio. Pater Joseph.

Gregorio.

Ich glaubte Sie im Bette zu finden, lieber Pater Joseph. So aber seh' ich, waren Sie noch aus.

Pater Joseph. So war es. Aber Ihre Gegenwart befremdet mich. Ich wußte Sie im Kerker. Ich freue mich, Sie wieder erlöst zu sehen. Sonst pflegt die Inquisition nicht so freygebig damit zu seyn, die einmal um die Freyheit Gebrachten wieder frey zu machen.

Gregorio. Es hatte seine Gründe, Pater Joseph. Man brauchte mich.

Pater Joseph. Da bedaure ich Sie von ganzer Seele.

Gregorio. Und warum das? Wissen Sie vielleicht auch schon?

Pater Joseph. Still, ich weiß nichts, und will auch nichts wissen. Doch aber, was Sie zu mir führt, und in so später Nacht, und was das sonderbarste ist, ohne daß Sie eben Eile zu verrathen scheinen.

Gregorio. Deswegen kann es doch wohl wichtig seyn, kann vor morgen nicht ausgeführt werden, aber bis morgen auch nicht auf meinem Herzen liegen bleiben. Eine Frage führt mich zu Ihnen.

Pater Joseph. Die ich Ihnen gleich beantworten werde. Lassen Sie nur hören.

Gregorio. Sie sind der Beichtiger der Königin. Erklären Sie sich doch, ob Sie dieser Dame von Herzen zugethan sind, ob Sie ihr mit dem ganzen Eifer dienen, mit welchem wir in unserm Stande wohl Leute zu behandeln pflegen, deren Wohl uns nahe am Herzen liegt. Daß Sie nicht wußten, was ich weiß, das war schon viel zu Ihrer Vertheidigung gegen mich. Noch dieser Frage Beantwortung, und Sie sind im Besitz meines Auftrags.

Pater Joseph. Sie reden nicht ganz die Sprache der Aufrichtigkeit. Doch wem in Spanien verdenkt man das wohl itzt? Wer sollte nicht mit Vorsicht um sich sehen, wenn er etwas zu entdecken hat? Auch Sie, Gregor, würden Ihrer Frage Antwort nicht erhalten, wüßte ich nicht, daß Sie in der Versammlung, die des Prinzen Sache untersuchen sollte, so edel seine Vertheidigung über-

nommen, glaubte ich nicht Ihren Worten, daß man Sie befreyt, weil man Sie brauchte. Hören Sie mich also.

Man hat mich einem Pater Innozenz zum Nachfolger geſetzt, den ſeiner Ehrlichkeit halber man entfernte. Man glaubte in mir einen Anhänger ſeiner eignen Sache zu finden, allein man irrte ſich. Man hat bereits über verſchiedene Dinge mich ſondirt, in welche ich nicht eingeſtimmt. Da hat man eingeſehen, daß man nicht zum Beſten gewählt, und hätte gern die Wahl zurückgenommen. Allein es macht zu viel Aufſehen, ſo ſchnell den neuen Beichtiger der Königin wiederum zu verdrängen. Man entfernt mich daher von allem, wo man glaubt, ich möchte widerſprechen. Deswegen hab' ich nicht bey des Prinzen Verhören zugegen ſeyn dürfen. Deswegen trägt man mir in den Gefängniſſen der Santa Kaſa nie etwas auf.

Ob ich meiner Königin von Herzen zugethan bin, fragen Sie? O ſollten Sie ſie kennen, lieber Pater, die Frage würde überflüßig ſeyn. Sie kennt nur einen Fehler — den, daß ſie zu ängſtlich iſt. Wäre ſie Spaniens Monarchin, wie Philipp der Monarch iſt, ſo wäre die Monarchie

die glücklichste. So eben komm' ich von ihr, und Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, wovon die Rede war — Die Königin hatte einen Traum gehabt, daß in dieser Nacht Prinz Karlos seines Lebens letzte Stunde lebte, daß er der Feyer der Seligen entgegenginge.

Gregorio. Lachen? Darüber lachen? Und seit wenn findet man denn Wahrheit lächerlich?

Pater Joseph. Wahrheit! Sind Sie auch in dem Traume, daß man einen edlen, treflichen Jüngling, die Hoffnung einer ganzen Monarchie, den Einzigen, der für ihr Bestehen da ist, wird tödten können, ohne daß die ganze Nation das Urtheil spreche, er sey schuldig? Lassen Sie doch von dem Wahn wenigstens, daß Tyranney sich unter dieser schrecklichen Gestalt in der Kirche Innerm zeigen sollte.

Gregorio. Wahn nennen Sie es, daß das geschehen könnte? Traum, daß man die einzige Hoffnung des ganzen Königreichs in einem Kerker der Inquisition vernichten könne? Kommen Sie zurück, mein lieber Pater. Sie haben ein verschwendetes Zutrauen. Man könnte das nicht blos, man hat es schon gethan. Sie sind bestürzt! Sie

haben

haben Urſach, es zu ſeyn, wenn Sie das gar nicht ahneten.

Pater Joſeph. Noch einmal, Pater Gregorio, wiederholen Sie mir das. Prinz Karlos lebt nicht mehr.

Gregorio. Prinz Karlos lebt nicht mehr. Freylich Ihnen wird man wohl ſein Blutur-theil verborgen haben. Die Rede davon ging auch in der Stadt nur von dem Munde zum Ohre, denn wer es laut verkündigt hätte, an deſſen Stelle möcht' ich nicht geweſen ſeyn. Doch mit dem Morgen wird ſchon alles laut ſich's ſagen, und die verblendeten Spanier werden ob der großen Macht der Inquiſition erſtaunen — und höchſtens ein Kreuz ſchlagen, damit ſie Gott vor dieſen heiligen Tempeln bewahre.

Pater Joſeph. Es thäte Noth, ich hörte es noch aus eines Jeden Munde in Madrid, um es zu glauben. Der Prinz iſt todt! Und Philipp hat den einzigen Sohn ſich rauben laſſen, auf dem ſein Stolz und ſeine Monarchie beruhte? Wenn Sie mondſüchtig ſind, mein lieber Greger, ſo erwachen Sie, und fragen Sie ſich ſelbſt noch einmal: Iſt dem auch ſo? Wenn ſtarb er denn?

Gregorio. Vor einer Stunde. In der Mitternacht.

Pater Joseph. Gregor! Glauben Sie an Träume? Die Königin hat das geträumt. Ließ mich deswegen rufen, und ich, mit einer Wärme für die gute Sache, denn so böse habe ich sie nicht geglaubt, widersprach ihr eifrig, sagte sogar etwas, was hart schien, und auch vielleicht es war. Wie wird man ihr die Nachricht hinterbringen können! Gott! Ist es denn in Spanien so weit gekommen? Noch eins, Gregor. Sind Sie nicht falsch berichtet? Wissen Sie des Prinzen Tod gewiß?

Gregorio. Er starb in meinen Armen. Ich hab' ihn vorbereitet. Das war die Sache, zu welcher man mich aus meinem Kerker befreyete, mich brauchte. Man hatte doch noch so viel Gefühl, daß man dem Prinzen keinen Pater senden wollte, der nicht wenigstens in etwas mit ihm gleichgesinnet wäre.

Pater Joseph. So denken Sie, ich nicht. Man konnte ihm keinen andern schicken, weil jeder, den er nicht für einen ehrlichen Mann hielt, von ihm das Verfahren der Inquisition vielleicht erfahren, und er in ihm ihr einen neuen Feind er-

weckt hätte. Man iſt ſehr beſorgt, mein lieber Pater, jeden ſeiner Leute an den rechten Ort zu ſtellen, und wir ſind ihnen auch nicht überflüßig.

Gregorio. Ob ich's nach einer ſo vollbrachten Pflicht nicht ſeyn werde, weiß ich nicht. Wenigſtens getraute ich mich nicht, mein Kloſter eher zu betreten, als bis ich Sie geſprochen.

Pater Joſeph. Wie ſtarb der Prinz? Ich hoffe, gelaſſen.

Gregorio. Heiter und gelaſſen, und ſo gewiß einer erfreulichen Zukunft, daß keinem Sterbenden ich einen beſſern Tod zu wünſchen hätte. Wenn Sie der Mann wären, für den ich Sie nun erkenne, ſo ſoll ich Ihnen an die Königin etwas auftragen.

Franz (tritt ein.) Ein Billet vom Pater Domingo.

Pater Joſeph. Gut. (Franz ab, Pater Joſeph erbricht und lieſt.) Der Tod des Prinzen wird mir von Seiten der Inquiſition berichtet, und der ſtrenge Befehl gegeben, der Königin auch nicht ein Wörtchen davon gewahr werden zu laſſen. — Itzt kommen Sie mit in mein Kabinet, denn für Ihre Aufträge iſt dieſer Platz zu offen.

(Er geht mit ihm ins Kabinet, kehrt nach einer halben Stunde wieder zurück, geleitet ihn zur Thür hinaus, und wirft ſich dann in einen Seſſel.)

Für der Eboli ſie warnen? Und dieſe iſt ſo gefährlich? Wie helle iſt's auf einmal in meiner Seele geworden! Wenn dieſe Träume nicht von der Königin herrührten — wenn jene Schlange, die um alles wiſſen kann, die Wahrheit zu einem Traume umgeſchaffen, um ſie zu peinigen. Ich kann nicht wählen. Dem Willen der Inquiſition getreu, betrüge ich die Königin, bereite ihr einſt eine weit ſchrecklichere Stunde der Entdeckung. Sie iſt nur meine Pflicht. Sie ſey mein Augenmerk. Was gehen mich die Menſchen an, die Prinzen und Beichtväter morden, wenn es ihnen einfällt? Sie können nichts mehr, als zu den Ermordeten mich auch geſellen.

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer im Garten.

Früher Morgen.

König Philipp auf einem Altan im Freyen. Hernach Domingo.

Philipp.

Ist für mich kein ruhiger Morgen mehr in der Natur? Soll ich denn ewig der Leidende seyn, und muß der Schlaf die Augenliede eines Königs fliehen? Ach! es ist hart, keines der Gefühle mehr rege in sich zu sehen, die jugendlich uns so oft erfreuten; hier stehe ich, verlassen von Allen, und die mich nicht verlassen haben, sind mir zuwider — zuwider wenigstens in diesem Augenblick. Und wankt nicht Philipps Größe auch? Ist dieser Karlos nicht nach allen Schilderungen, die man mir macht, ein so gefährlicher Feind, daß ich das Blut verfluchen muß, was mein Blut ist,

daß ich verdammen muß den, den ich selbst gezeugt?

O hätte mir doch der Einzige, der über mir ist, das Glück gegönnt, mein Reich in stolzer Ruhe dem zu übergeben, den er selbst mir zum Thronfolger gab! Dann wäre ich noch glücklich zu nennen.

Doch welch ein kühner Gedanke steigt da eben in meiner Seele auf — kühn, und doch wahr und richtig. Wenn er nicht solche Hoffnungen niederschlüge, so hätte er wohl keine mir unbefriedigt gelassen, und dann hätte vielleicht jeder Abstand unter uns aufgehört? Ha! Domingo! Was mag denn dieser wollen?

Domingo. Ich habe vom Kardinal Großinquisitor einen Auftrag an Ew. Majestät. Ich kann ihn nur mit wehem Herzen, mit dem Gefühl nur der niederdrückendsten Theilnehmung dem Monarchen Spaniens ausrichten.

Philipp. Sprecht, und unterdrückt ein Gefühl, das Euch übelkleidet. Ihr solltet für nichts Gefühl haben, als für mein Wohl, und Weh mir anzukündigen, muß Euch nicht rühren, wenn ich nicht an der Standhaftigkeit zweifeln soll, mit welcher Ihr Euch sonst so oft brüstet.

Domingo (überreicht ihm des Prinzen Ring.) Wenn das ist, so muß ich jeder Vorbereitung auf meine Nachricht entsagen. Dies Pfand mag für mich reden.

Philipp (nimmt den Ring.) Des Prinzen Siegelring? Und er also nicht mehr unter den Lebenden? Und das wagt Ihr ein Weh zu nennen, was Eures Herzens Innerstes gerührt? Und dieser Karlos war Euch niemals fürchterlich? Er gab Euch keine Aussicht, Euch einst noch zu Trümmern zu zermalmen? Er ließ Euch nie empfinden, daß nahe über Eurem Haupte ein Schwert hing? Bey Gott! Domingo, wär er mir so fürchterlich gewesen, als Euch, ich hätte keine Nacht geruht. Mein Verstand steht still bey Euren tausendfachen Chamäleons-Gestalten.

Domingo. Verzeihung, Ew. Majestät; doch kann ich nicht verschweigen, dies alles ist mir unbegreiflich, ich verstehe es nicht. Wenn eine Monarchie in seine Hand zu bringen war, so war's doch wohl die Ihrige? Wenn ein Band zu lösen war für ihn, so war es doch kein anders, als das zwischen Vater und Sohn, welches ihn zu fest an die Unmöglichkeit, bey Ihrem Leben selbstständig zu seyn, mahnte. Wo hätte er sich hinwen-

ſollen, um ſelbſt Monarch zu werden, als zum Grabe des Monarchen, der noch lebte? Was hätte ihn auf Diener, auf Knechte erzürnen können, da ſein Zorn den Herrn nur meynen konnte? Unmöglich kann es Ew. Majeſtät Ernſt ſeyn, daß dieſer Tod uns nützlicher als Ihnen werden würde? Denn welch ein mehreres Verbrechen hätte in des herrſchbegierigen Jünglings Fantaſie wohl mehr auf uns, als auf Sie fallen können?

Philipp. Sie geht verloren, Eure Rednerkunſt, Domingo. Vor meinen Worten laß ich Euch verſtummen. Ich will Euch das Verbrechen nennen, was Ihr vor mir in ſeiner Sache voraushabt. Es iſt das, daß Ihr nicht ſeine Väter ſeyd.

Seht! er iſt todt, er kann nichts weiter hier auf dieſer Welt. Und nun geſteh' ichs Euch, daß er der Achtung mehr werth war, als ich ihm gab, daß er verdient hätte, Monarch zu ſeyn. Er liebte mich. Daß er mich liebte, davon hab' ich ſo überzeugende Beweiſe, daß Ihr in Ewigkeit ſie mir nicht widerlegen könnet. An ſeinen Vater ſeine Hand zu legen, das war von dieſem Sohne ſo weit entfernt, als die Harmonie ſeiner Denkungsart mit der Eurigen. Daß er ſterben mußte,

das bewies der Kardinal mir ja so unleugbar, daß ich den Vater und die Liebe der Kirche opfern mußte.

Euch haßte er — er haßte Euch, das weiß ich fest und unumstößlich. Wahrlich, Domingo, es war gut, daß dieser Sohn nicht mehr Vatergefühl in mir antraf, sonst wäre es Euch nicht möglich gewesen, die Zweifel, die er gegen Euch in mich legte, aufzulösen. Allein ich hatte unbedingten Glauben zugesagt, und fange in diesem so stark zu werden an, daß ich beynahe glauben muß, man kann das Gegentheil von dem glauben, wovon man überzeugt ist. Er haßte Euch und liebte mich. Wem war er also mehr gefährlich?

Domingo. Wann Ew. Majestät so gern den Todten wollen ruhen lassen, so hab' ich nichts zu sagen, dann freylich ist des Prinzen Entschuldigung sehr löblich, und des Königs Beichtiger wird keinen Anstand finden, der Majestät die Selbstverleugnung sehr hoch anzurechnen, die sehr der Reue nahe kömmt.

Philipp. Der Reue? Domingo, irrt Euch nicht. Wie kann ich das bereuen, was um der Kirche willen ich gethan? Wenn ich den Arm gelahmt, der mir nicht schaden konnte, so mußte

er doch wohl Andern schädlich seyn, um deren willen ich ihn lähmte. Man sey so billig, und verdanke mir das Opfer, welches ich brachte; man rechne mir es nicht so klein an, es war groß. Man glaube nicht, die Schuld an diesem Tode auf mich zu wälzen. Er ist der Kirche geopfert.

(Er geht ins Kabinet.)

Domingo. Er ist der Kirche geopfert. Und damit wäre Deine Schuld getilgt? Wie man sich doch bey aller Perspikuität, bey zwanzigjähriger Untersuchung, bey so oft wiederholter Uebung in der Menschen Herzen Innerstes einzudringen, irren kann? Ich hätte wenigstens gewettet, ich würde diesen König eine der beschwerlichsten Minuten überleben sehen, und sie ist ihm auch nicht einmal durch eine kleine Verlegenheit sauer geworden. Ich erwartete von meiner Nachricht, daß sie, wo nicht ernstlich, wenigstens verstellt, auf seine Stirne Furchen ziehen würde, und sie entwölkte sie. Er schien mir dadurch wieder ruhig zu werden, daß er hier einen Mord von sich zu wälzen, Möglichkeit erblickte, und ihn auf die Kirche schieben konnte. Das ist so übel nicht. Auch muß ich des Monarchen Scharfsinn wahrlich sehr bewundern, mit dem er uns zu Mördern

ſeines Sohnes macht. Dergleichen aber iſt für die Ruhe eines Königs zu viel, und er könnte wohl ſein Gewiſſen dem unſrigen gleich ſchätzen. Ein angenommenes Fantom wirkt gewöhnlich mächtig, und ſo muß man dem ſeinigen Einhalt thun, daß er nicht etwa auch Infallibilität in ſich wähnte. Ich muß zu einem andern Mord ihm vorbereiten, mit dem die Kirche nichts zu ſchaffen hat, noch haben ſoll. Ich werde die wachſende Eboli', die ſo ſchnell und ſchön begriff und lernte, hierbey zu Hülfe nehmen. Man wünſcht ja ſo die Königin los zu werden, und einem Kardinal von des meinigen Alter und Schwäche iſt doch wohl durch den Sinn zu fahren. Da mag nun Philipp ſehen, wie er mit ſeinem Gewiſſen fährt.

(ab.)

Madrid.

Königliches Schloß,

Zimmer der Königin.

Elisabeth. Pater Joseph.

Elisabeth.

Ich mögte reden, und ich wag' es kaum, mein lieber Pater. Ich gestehe, ich fühle Todesangst, und wag' es doch nicht, ihr zu trauen. Ich mögte Sie zu reden bitten, und mögte auch, Sie schwiegen. Wenn's wahr ist, was mein ahnender Geist denkt, wenn Ihr geheimnißvolles Wesen, wenn die Bitte, die Sie an mich thun lassen, mich ganz allein zu finden, wenn sie meinen Untergang befördern muß, o so beschwör ich Sie zum voraus, stehen Sie mir bey, daß ich nicht sündige am Himmel, nicht fluche allem, was so elend mich gemacht!

Pater Joseph. Noch, Königin, hängt es von Ihnen ab, ob ich verschweigen soll, was ich

weiß. Bis auf einen Punkt kann ich's. Den einen muß ich Ihnen ſagen. Er iſt vom Prinzen Karlos.

Eliſabeth (erholt und gefaßter.) Von Karlos? Alſo lebt er noch, iſt nur dem Tode nahe? Nun dann ſind wohl noch Mittel anzuwenden, ihn aus den Händen der Barbaren zu erretten. Und was will er, der Dulder?

Pater Joſeph. Eine Freundin von Ihrem Buſen reißen, die eine Schlange iſt. Die Fürſtin Eboli nennt er Verrätherin, behauptet von ihr, daß ſie Ew. Majeſtät nach dem Leben trachte, zum mindeſten ſie um die Liebe des Königs bringen wolle. Er hat ſich ſo ausgedrückt, als ob's entſchieden wäre, ſie ſey Buhlerin des Königs.

Eliſabeth. Still, Pater, aus Ihrem Munde hör' ich das nicht gern, am wenigſten, wenn Karlos es geſagt. Es iſt ein Irrthum, Pater, deſſen Grund ich kenne. Gewiß, ich kenne ihn. Sie können auf mich bauen. Man thut der armen Eboli zu viel. Ich weiß die Lage, in welcher ſie ſich mit dem Prinzen befunden. Ich weiß, warum er dieſe Furcht haben, warum er

diese Meynung hegen darf. Verlassen Sie sich ganz auf mich

Pater Joseph. Ich muß auf diese Art, Monarchin. Allein der Prinz hat es so fest, so überzeugt gesagt, hat es in einer solchen Stimmung gesprochen, hat es zu einer solchen Zeit entdeckt — Ach Gott! Monarchin — wenn Sie alles wüßten —

Elisabeth (heftig.) Sie lassen mich's errathen — ich habe es errathen. Gott! in der letzten Stunde seines Lebens hat er's gesagt. So ist's doch wahr, so ist die Ahnung, die die arme Eboli gehabt, die sie mir mitgetheilt, nicht Fantom gewesen. Er starb — er starb! Ach! hatte denn der Himmel keinen mildern Donner über Spanien, wenn er ja strafen mußte, als diesen? War's denn so nöthig, daß Karlos, dieser gerade, sterben mußte? Sie stehen betrübt da, Pater. Ich sehe Thränen in Ihren Augen. O ja, es ist beweinenswerth — es ist es, Pater, glauben Sie mir, es verdient beweint zu werden, denn Spaniens Stolz ist nun gefallen. O rufen Sie mir doch die Eboli, daß ich's ihr sage, wie so richtig wir geträumt.

Pater Joſeph. Wenn Sie mich ganz verloren wiſſen, wenn Sie nie mich wiederſehen wollen, Königin, dann, ja dann will ich thun, was Sie befehlen. Ich will die letzten Worte des ſterbenden Prinzen von dieſer Fürſtin nicht ſo vor Ihre Seele malen, wie ich ſollte — doch ich vertraue mich ihr einmal nicht aus freyem Willen. Nur der ausdrückliche unumſchränkte Befehl Ihro Majeſtät kann das bewerkſtelligen, ſonſt nichts. Ich will in ihre Treue keinen Zweifel ſetzen, wenn Eliſabeth ſie ſo genau zu kennen glaubt, allein um eben dieſer Treue willen, Monarchin, muß ſie mich verrathen. O, ſie weiß den Befehl, daß niemand Ihnen etwas von dem Prinzen entdecken ſoll, und übertritt ſie ihn, ſo heißt ſie darum Anderer Uebertretungen nicht gut. Mein Leben ſteht in Ihrer Macht, allein der kleinſte Laut von des Infanten Tode aus Ihrem Munde iſt mein Tod. Sterb' ich, nun, ſo hab' ich Ihnen doch Wort gehalten.

Eliſabeth. Sie haben ſchrecklich Wort gehalten. Es liegt etwas ſo fürchterliches in dieſem Worthalten, daß ich Sie nicht anſehen könnte, wären Sie nicht zugleich der einzige, der meinem Herze einige Linderung zu geben fähig wäre.

Noch, Pater, steh' ich hier, ohne zu wissen, soll ichs glauben oder nicht. Muß ichs aber glauben, nun so versprech' ich Ihnen, ich will den schrecklichen Glauben in meinem Herze verschlossen lassen.

Pater Joseph. Sie müssen's glauben, Königin, denn es ist so. Ob Sie es überrascht wie mich, das mögen Sie sich denken, wenn ich Ihnen versichre, ich hatte nicht die entfernteste Ahnung davon. Ich hätte mir eher denken können, daß Philipp die Inquisition in seinen Landen untergehen lassen könnte, als seinen einzigen Sohn. Was für Unmöglichkeiten itzt zu Möglichkeiten, ja zur Wahrheit werden, begreif' ich nicht. Doch trösten Sie sich, Königin. Er ist gestorben wie ein Mann, der weiß, daß ihn ein besseres Schicksal dort erwartet. Er hatte einen frommen seiner Seele lieben Beystand in seiner letzten Stunde, einen Pater, der über ihn und mit ihm weinte, den er gebeten, mir zu sagen, daß ich Sie retten mögte. Trauen Sie der Fürstin nicht, denn Karlos blickte scharf, und pflegte nicht fehlzusehen.

Elisabeth. Nehmt mir doch nicht den letzten Strohhalm, der auf diesem Meere des Lebens meine Zuflucht ist. An ihn nur halt' ich mich noch, um nicht zu verzweifeln. O sollt' es Wahn

ſeyn, ſo laßt mir den Wahn, daß ich eine Freundin habe. Ihr wollt mich retten. Zu retten bin ich nicht mehr. Könnt Ihr von dem gerechten Schmerz mich retten, der über dieſes Prinzen Tod mich verzehren wird und muß? Ich war ſeine Verlobte, um meinetwillen hat Philipp ihn gehaßt. Um meinetwillen wollte Karlos den Flandrern zu Hülfe eilen. Um meinetwillen hat ſich Poſa in den Tod geſtürzt. Um meinetwillen hat man in dieſer Nacht den ſchändlichſten Mord unter Gottes Sonne verübt. Er iſt für mich geſtorben. Geht, Pater, laßt mich einen Augenblick allein, damit ich unzerſtreut aus dieſem meinem Gedankenwirbel ein Ganzes zuſammenſetzen kann, was mich entweder aufrichten, oder vollends zu Boden ſtürzen muß. Euer Geheimniß liegt bey mir vergraben.

Pater Joſeph. Ich gehe, um Standhaftigkeit vom Himmel auf Ew. Majeſtät herabzuflehn. O könnte ich das, ich ſchätzte mich für den ſeligſten der Menſchen. Nur eins bedenken Sie noch, Königin. Für den Prinzen war hier keines Bleibens mehr. Denn hätte Philipp ihn der Inquiſition nicht übergeben, ſo hätte man ihn von Seiten dieſer ſelbſt unſchädlich zu machen geſucht.

Der Vater und der König waren nur die Mauer, hinter welcher man ihn zu verbergen suchte, den ungerechten Anschlag, den der Ewige gewiß aus weisen Gründen zuließ. Wenn Ew. Majestät den Trost der Religion zu Hülfe nehmen, und bedenken wollten, daß Karlos unschuldig starb, daß heiter und ruhig er die Welt verließ, daß er vor einem Manne, dem man die Zunge nicht ungesagt mehr lähmen kann, bekannte, daß seine Mutter die treflichste der Weiber ist; so würden Sie sich leichter trösten, daß der Prinz diese Welt verließ, wo für ihn keine Rosen blühten, ein Leben, dessen Hauch vergiftet, durch Frömmeley vergiftet war', eine Regierung, die er nur mit dem Verlust seines Gewissens hätte führen, eine Macht, die er nur mit den Mönchen hätte theilen müssen.

Elisabeth. Ihr macht den Berg zum Sandkorn, Pater. Als Trost mag das vortreflich seyn; allein, wenn man nicht gern die Last der Sorgen von sich wälzt; wenn man sich ruhiger befindet, ohne des Herzens innern Ruf zu unterdrücken; wenn unser Schmerz uns süß ist, und uns Kräfte verleiht, schmerzvolle Tage, die man noch durchleben muß, um desto ruhiger zu durchleben; dann

ist uns nicht wohl, wenn man eine der wichtigsten und ungerechtesten Begebenheiten in eine Schickung des Himmels verwandeln sieht, die wohl noch Gutes stiften sollte.

Pater Joseph. Und warum, große Königin, so groß in allem was Sie thun, warum den inneren Gefühlen widerstreben, die vom Himmel selbst Ihnen kommen müssen? Also Sie sehen ein, und wollen nur nicht zugeben, daß die Sache sich so verhält. Eine unsichtbare Macht des Glücks wirkt so auf Sie, daß Sie gleich gegen Ihre Schmerzen Beruhigung und Tödtung finden, und Sie, Sie stoßen diese innere Leitung weg. Sie wollen nichts von göttlichem Troste wissen, der Ihnen nicht blos geprediget wird, sondern dessen Ueberzeugung Gott selbst Ihnen gab? Mit allem dem, was von Beredsamkeit und Ueberredungskraft ein Mann besitzt, dem Ihrer Seele Wohl anbefohlen ist, will ich mich Ihnen nahen, und Sie bitten, den Gründen Gehör zu geben, die z:· schön Sie selbst erklärt. Dieser Seele Wohl, Monarchin, ist nicht blos die Zukunft. Nicht blos um deren willen ward ich Ihr Beichtiger. Auch auf die Gegenwart erstreckt sich meine Sorge. Ruhe dieser Seele zu geben, sie in der Hei-

terkeit zu erhalten, die eigentlich das beständige Loos einer so guten Seele seyn sollte, ist meine eben so strenge Pflicht. Itzt, Königin, verlasse ich Sie ruhiger. Vor wenigen Augenblicken noch wäre ich mit Zittern von Ihnen gegangen. Ihr Auge sagt mirs, daß ich nicht vergebens zu Ihnen gesprochen. Denken Sie nur noch einige Minuten über die Nothwendigkeit nach, daß in Ihnen der König Philipp eine Freundin, die spanische Monarchie eine Beschützerin, und Flandern eine Fürsprecherin behalten muß, setzen Sie zu allem diesem noch die reifliche Ueberlegung Ihres Zustandes, und ich weiß es, bin es fest überzeugt, daß Sie mir beym Wiederkehren sagen werden, ich habe wohl gethan.

(ab.)

Elisabeth. Nein, so betäubt stand ich noch nicht. Wär' es mir vor wenig Stunden glaublich gewesen, daß dieses Prinzen Tod ich überleben könnte — daß einen Kindermord der Art ich denken könnte, zum Theil, durch meine Schuld ihn denken könnte, ohne zu verzweifeln? Und itzt! Ich seh' es wohl, die Vorstellung von jeder Sache ist uns mehr, als selbst die Wirklichkeit. Was

da geſchehen ſoll, liegt ſchwer auf unſerm Herzen, und was geſchehen iſt, verwiſcht die Spuren der Empfindung. Kein Karlos mehr in dieſer Welt? Die Hofnung, einſt nach Philipps Tode dieſem Sohne eine Mutterliebe ohne gleichen zu beweiſen, dahin? — O Eboli! Ich will in deinem freundſchaftlichen Buſen Troſt für meine Leiden ſuchen — Doch! muß ich ihr nicht Karlos Tod verhehlen? Nahm man nicht einen Beichtiger ſchon mir, und ſoll ich dieſen auch ins Unglück ſtürzen?

O Labyrinth, in das man ſich verwebt, wenn man ſich in des Hofes Falten wirft! O wie beneide ich itzt die ärmſte Spanierin, die ihren Unterhalt als Almoſen aus meiner Hand empfängt!

Sachſen.

Wibertsburg.

Die Fürſtin. hernach Fürſt Gonzago.
Der Waldbruder.

Fürſtin

(mit Leſung einiger Briefe beſchäftigt.)

Der heilige Mann! Wie er ſo mild ſchreibt, und der Kirche Evangelium allenthalben durchblicken läßt! Wie mit der Strafe des Geſetzes er nur droht, nicht ſtraft — Wie er den ganzen Umfang ſeiner Menſchenliebe ſehen läßt! wie er das ausdrückt, daß er nie geglaubt, ich könne auf Abwege kommen, da mein Glaube immer ſo ſtark und feſt geweſen. Ja, würdiges Oberhaupt der Kirche! Mutterliebe unterdrücken iſt hart, ſehr hart, und wacht ſie auf, ſo treibt ſie uns zu Thorheiten und zu Ungerechtigkeit. Und er vergiebt mir das — und will mich gar nicht es empfinden laſſen, daß ich mich gegen die heilige Inquiſition ſo ſchwer

vergangen habe, daß ich ihr entfloh, und meinen ketzerischen Mann nicht lange ihr übergab. Er spricht davon, als von einem großen Verbrechen, und sagt, die Kirche gehe allem vor, und wer die Kirche, besonders bey meiner Ueberzeugung, nicht als ersten Gegenstand seiner ganzen Liebe betrachtete, der verdiene Fluch — allein er giebt mir ihn doch nicht. Er will mir Segen geben. Er will nicht einmal, daß ich meinen Mann zur Tilgung seiner Schuld ihnen übergeben soll. Er verstattet ihm in ketzerischen Landen umherzuirren, und, auf Kosten seiner Seligkeit, seine Irrlehren sich zu befestigen. Er will mir nicht zumuthen, ihn mitzubringen.

(Sie fällt auf ihre Knie.)

Ich danke Dir, Du heiliger, untrüglicher Mann! Ich danke Dir für Deine Milde. Ich hätte Dir nicht widerstanden, wenn Du mir itzt Verrätherey des Mannes anbefohlen, denn es hörte auf das zu seyn, da die Kirche mir's gebot; allein lieber ist mir's so. Ich will durch Buße meine Sünden wieder gut zu machen suchen. Sobald ich meinen Sohn Johann in seine Rechte eingesetzt, sobald ich seine Gattin, die verirrte Marie, dem rechten Glauben zugeführt, so sollen Klo-

stermauern mich umschließen. Ich will dann meine Kinder Dir befehlen, und mein Gebet soll sich zum Himmel unaufhörlich für Gonzago Besserung erheben.

(Sie steht auf und liest weiter.)

Was ist das? „Ihr vermeinter Sohn Johann „ist bey uns. Ob es der rechte ist, das können „Sie nur uns bestimmen. Er erschien uns in dem „Lichte eines, der uns hintergehen wollte. Als „einen solchen haben wir ihn an der Gränze von „Madrid getroffen, gefangen hergeführt, und erst „hier hat er sich entdeckt. Eilen Sie daher zu „kommen.“

(Sie weint.)

O ja, das will ich! Mein Sohn Johann in Fesseln! Nimmermehr — nie hätt ich das gedacht, nie, daß das Schicksal schon so bald, so grausam des Vaters Sünden an dem Sohne rächen würde. Marien muß ich wenigstens verhehlen, daß er gefangen ist. Ich werde ihr sagen, daß er ihrer in Madrid erwartet. Das wird sie freuen, und komme ich nur und zeige mich, und sag' es, daß er kein Betrüger, daß er mein Sohn ist, dann hab' ich ihn gleich frey

(Waldbruder und Fürst Gonzago treten ein.)

Waldbruder. Nun Fürstin, Ihre Unbesonnenheit hat uns zu Grunde gerichtet. Die größte Eile ist nun vonnöthen, wollen wir anders dem Arm der ungerechten Gerechtigkeit entfliehen.

Fürst. Rassen Sie in der schnellsten Eile nur Ihre Kostbarkeiten zusammen, Fürstin, denn hier ist kein Verweilen. Leider hat mein Sohn sich blenden lassen von der Freundschaft Pflichten, und hat die Gränzen überschritten, die ich ihm setzte. Er ist Gefangner der Inquisition. Ihn rettet nichts mehr, und auch uns nichts mehr, wenn wir nicht eilen.

Fürstin. Eilen Sie dann nur, so schnell Sie können, Fürst Gonzago, um vor der Kirche strenger Ahndung sich zu bergen. Sie stehn in Riesengröße vor mir, alle die Verbrechen meines Mannes, die ich als Zwerge sonst betrachtete. Ich bin zum wenigsten von der Pflicht überzeugt, mir und meinen Kindern mehr zu seyn, als Sie uns sind, und von dem Wahn geheilt, als ob ich Ihnen meine Seligkeit zu opfern schuldig wäre.

Fürst. Davon ein andermal. Häufen Sie dann alle Vorwürfe auf mich. Ich will sie unverdient ertragen. Itzt retten Sie sich nur.

Fürstin. Bedarf ich denn etwa Rettung? Retten Sie sich nur. Sie haben es vermöthen; über Ihrem Haupte schwebt ein Schwert. Sie staunen, und auch Ihr staunt, Pater! Ja, Eure Schlangenstreiche werden freylich an den Tag noch kommen. Euch warn' ich. Noch hab' ich Euch geschont. Doch hütet Euch, man muß auf Euch lauren.

Waldbruder. Ich weiß es, Fürstin, daß Sie sich und mich, und alles verrathen haben, und wie ich merkte, haben Sie von Rom aus Trost erhalten, mit dem gelassen in die Zukunft zu schauen, Sie leichtgläubig genug sind. Seyn Sie das nicht. Ich sage Ihnen, es wird Sie gereuen. Ich nehme itzt, zum leztenmale, jede Maske der Verstellung ab. Ja, Eugenia, ich habe diese Inquisition gehaßt. Ich sah ihre Gräuel, und schauderte davor zurück. Ich finde keinen unter jenen Haufen, der nicht falsch ist, der im Innersten nicht Tücke trüge, dessen Herz nicht Menschen Unglück lieber wollte, als Menschen Glück. Ihr Unglück ist unabsehlich, unermeßlich, wenn Sie nach Madrid zurückkehren.

Fürstin. Ich habe Glück in meinen Händen, Pater, nicht Unglück. Die eigne Hand des Kar-

dinals schützt mich für allen. Nie kann man es wagen, mir das zu läugnen, was man mir geschrieben. Ich werde meinen Sohn aus den Händen der Santa Kasa frey machen, und Marie soll in Madrid die größte Rolle spielen, die man spielen kann.

Fürst. Eugenia! Das sind schauderhafte Pläne, die Sie verlassen müssen. Ich will nur einen Grund beybringen, der sie auf einmal zu Boden schlagen soll.

Fürstin. Den ich zu hören sehr begierig wäre, recht sehr. —

Fürst. Sind Sie überzeugt, daß Marie ihrer Religion entsagt, überzeugt, daß sie nicht standhaft jeder Aenderung sich widersetzt? Es ist wahr, daß ihr Vater nicht mit Worten ihr geheißen, daß sie ihren Glauben nicht verändern soll. Doch in Mariens Seele liegen tief und unauslöschlich seine Grundsätze, und diese, meine Gattin, waren Festigkeit; und so viel ich weiß, hat Marie schon einigemal Ihnen widerstrebt.

Fürstin. Das hat sie. Wahrheit läugne ich nicht. Sie hat gesagt, sie würde ohne Ueberzeugung nie zu einem solchen Schritte sich entschließen, und diese Ueberzeugung suchte sie nie, wenn

man sie ihr nicht geben könnte, und das könnte wahrscheinlich kein Mensch.

Doch, Fürst, diese ihr zu verschaffen, lassen Sie nur meine Sorge seyn. Was kann man hier in Deutschlands rauhen Wäldern von Religion wohl wissen? Hier ist die Helle nicht, die dort uns leuchtet. Ich kann im finstern Walde vor einem Kreuze, selbst vor meinem imaginairen Bilde eines Kreuzes recht andächtig beten; allein, so hebt es nicht mein Herz, als wenn ich in den Tempel gehe, wo ich zu Gottes Ehre alles in Glanz, in Feyer und andächtiger Stille so vieler tausend Menschen finde. Nein, Gefühl für Religion ist in Marions Herzen, allein Ehrfurcht für Gottesdienst soll sie erst dort bekommen. Wenn sie dann sehen wird, wie alles den Eigennutz verläßt, um nur an Gott und seine Heiligen zu denken, wie alles von der Welt sich abzieht, seine Welt in Gott zu suchen, wenn die Lehren der heiligen Männer, die sie um sich sieht, auf ihr Herz erst Eindruck machen, dann wird sie bald die Reinigkeit des wahren Gottesdienstes von den eigenmächtigen auf Grillen gebauten Lehren ihres Glaubens unterscheiden, die ein unruhiger Kopf erfand, um einen Namen sich zu machen.

Waldbruder. Und Sie bedenken nicht, Fürstin, daß Ketzerin gewesen seyn, in Spanien genug ist, um nie glänzen zu können? Lassen Sie mit dem größten Pomp die Irrgläubige zu Ihrer Religion sich wenden, was hilft's, als daß man sie den Tag, an welchem sie ihrem Gewissen den Todesstoß giebt, bewundert, für sie betet, und dann sie vergißt? Man fürchtet viel zu sehr den Samen der Ketzerey, als daß man eine solche nicht einzuschränken und unthätig zu machen suchen sollte.

Fürstin. Vielleicht war der Gegenfall noch nie, aber er wird seyn. Ich weiß, was man für keinen Menschen noch gethan, wird man für mich thun. Ich habe diese Macht in Händen, und man ist mir Verbindlichkeiten schuldig, die man mir zahlen muß.

Fürst. O Gott! Auch das noch mußt' ich hören! Nein, nun ist es zuviel. Das Maaß ist voll. Ich weiche meinen bösen Genien. Sie haben alles auf mich gewälzt, was menschliche Gelassenheit ertragen kann. Weiter vermag ich nichts. Dieses Wortes wegen, Fürstin, entsag' ich Ihnen. Ich erlasse Ihnen jede Pflicht, die Sie mir je geschworen. Und wenn Sie morgen meine erste

Verfolgerin würden, und wenn Sie mich der heiligen Inquisition selbst übergäben, ich würde keinen Augenblick mehr auf Sie zürnen, mit keinem Blick mehr weder Ihr Mitleid, noch Ihre Fürbitte erflehen. Von nun an sind Sie mir gleichgültig. Doch ehe ich Sie verlasse, will ich noch eine Pflicht erfüllen. Ich werde mit Marien reden, und zeigt sie nur den kleinsten Widerwillen, so geht sie nie mit Ihnen nach Madrid. —

(ab.)

Waldbruder. Das war hart, Fürstin — ihm das selbst zu sagen.

Fürstin. Entfernen Sie sich. Sie sind blos der Stifter meines ganzen Unglücks. Wenn Sie nicht waren, hätt' ich meinen Mann beredet, mit nach Spanien umzukehren, er hätte dort Vergebung erhalten, und ich wäre ruhig. Aus meinen Augen! denn ich mag den Mann nicht sehen, der seine Religion verläugnet, um der Kezzerey zu dienen, der seinen Pflichten untreu ist, und hier sich einnistet, um dort zu schaden. — Noch einmal, gehen Sie!

Waldbruder. Nein, großer, guter Gott! Ihr Maaß ist noch nicht voll, noch ist für sie Rettung übrig. Regiere Du ihr Herz, daß sie sich

noch bekehrt, noch von dem Wege abgeht, den sie zum Verderben so Vieler gehen will.

Fürstin. Bete Dein heuchlerisches Gebet wo Du willst, nur nicht in meiner Gegenwart.

(ab.)

Waldbruder. Es geht nicht. Ich seh' es. Ich muß den Fürsten retten, wenn diese nicht zu retten, wenn sie blind gegen sich sind.

(ab.)

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Zimmer des Kardinals.

Der Kardinal. Domingo. Pater Joseph.

Großinquisitor.

Der König findet sich also in das traurige Geschick, was ihn betroffen, seinen Sohn opfern zu müssen? Er denkt wahrhaft groß, und handelt so. Monarchen müssen mit Ketten an das Wohl der Völker und der Kirche gebunden seyn, und keine Tochter der Einbildung und Schwärmerey, Sympathie, und keine schwachen vorurtheilsvollen Bande des Bluts müssen sie abhalten, diesem nachzuhängen. Die große That, die Philipp itzt gethan, wird ihn verewigen, wird ihn zum Heiligen erheben, und seine Seligkeiten krönen. Ich bin Ihnen für den Bericht verbunden, Domingo. Sollte Karlos Tod aber bekannter werden, und

etwa ſich ein Geiſt des Aufruhrs blicken laſſen, ſo geb' ich Ihnen Beiden die gemeſſenſte Gewalt, der ganzen Macht der Hermandad ſich zu bedienen, um das Volk im Zaum zu halten. Ich habe ſchon befohlen, von des Prinzen Unternehmungen in Flandern, ſo wie von ſeinem ſo ketzeriſchen Glaubensbekenntniß eine Schrift zu entwerfen, und ſie dem Volke auszutheilen.

Eins aber macht mir viel Unruhe, mein lieber Pater Joſeph. Die Königin ſoll ſich ſehr unruhig zeigen. Sie ſoll nicht ruhen, ſtäts träumen, und in ihren Träumen des Prinzen Karlos als eines Ermordeten erwähnen — Sollte ſie wohl etwas wiſſen können, oder wäre das bloße Ahnung ihrer Seele — alsdann ein wunderbarer Fall.

Pater Joſeph. Ew. Eminenz fragen zu beſtimmt, als daß ich es verhehlen könnte. Ja! ſie weiß den Tod des Prinzen.

Großinquiſitor. Sie weiß ihn? und doch verbot ich jedermann, ein Wort davon zu erwähnen. Wer könnte der Verbrecher ſeyn, der ſich erkühnte, meinen Willen frevelhaft zu übertreten?

Pater Joſeph. Er ſteht vor den Augen Ew. Eminenz.

Großinquisitor. Vor meinen Augen? Wie, Domingo, sollten Sie so wenig Mitleid mit der Königin gezeigt, sie so zu kränken gesucht haben?

Domingo. Ich sprach die Königin seit Karlos Gefangennehmung weder mittelbar noch unmittelbar. Der Schuldige wird wohl Pater Joseph selber seyn.

Großinquisitor. Ist's wahr? Sie — Beichtiger der Königin, Sie selbst, Sie hätten sich hinreißen lassen, etwas zu thun, was üble — sehr üble Folgen haben kann? Ach, sehr traurig! wenn die Ersten um mich, wenn meine zärtlichsten Vertrauten, wenn meine Nachfolger in der Kirche Regiment meinen Willen nicht besser ehren. Was sollen denn die Andern thun?

Pater Joseph. Doch weiß ich zu gewiß, daß Ew. Eminenz selbst bey Ihren strengsten Befehlen Ausnahmen machen, und gestatten, sie ungefragt zu machen, wo sie erforderlich sind.

Großinquisitor. War das hier der Fall?

Pater Joseph. Ich denke, ja; denn kaum war es gewiß, daß Karlos sterben sollte, als schon die Königin mit Träumereyen von dem Tode durch die Prinzessin Eboli geängstet ward.

Großinquisitor. Durch sie? und auch ihr war die kleinste Anspielung verboten.

Domingo. Sie hat sich schlau versteckt. Nach Art der Weiber wollte sie nicht offenbar bezüchtigt seyn, daß kein Geheimniß sie verschweigen könnte, so kleidete sie die Entdeckung in einen Traum.

Pater Joseph. Darüber litten Ihro Majestät so unaussprechlich, daß ich's für besser hielt, die Nerve zu zerreißen, um den Schmerz zu heben.

Großinquisitor. Nicht übel, Pater, Sie haben klug gehandelt. Und der Erfolg?

Pater Joseph. Daß sie mit Muth das Uebel trägt, was vorüber ist, und sie zu ändern nicht vermag.

Großinquisitor. So sollen Sie auch itzt aufs neue überzeugt werden, daß nie meine Befehle Tyranney in sich schließen. Ich danke Ihnen, daß Sie diesen übertreten haben. Sie haben mich selbst einer sauern Mühe überhoben. Fahren Sie fort, der Königin von Spanien so pflichtmäßig beyzustehen, und Sie werden, außer der reichlichen Belohnung, die man Ihnen geben wird, auch noch den Segen aller Unterthanen

Philipps ärnten. Nun will ich das, was Sie g e than, unterſtützen, und ihr ſagen, daß Karles Tod nothwendig war. Morgen erwarte ich Sie wieder.

Pater Joſeph. Ich werde nicht ermangeln, zu erſcheinen. Nur bitte ich Ew. Eminenz, ſo glimpflich als möglich mit der Königin zu verfahren. Zu bedauern iſt ſie doch immer, und wer zu bedauern iſt, der führt nun eben nicht das angenehmſte Leben, und will mit Sanftmuth behandelt ſeyn. Verzeihen Sie meine Freyheit, Kardinal. (ab)

Großinquiſitor. Ein guter Mann, und doch ein offner Kopf. Man kann ihn in der itzigen Lage ſehr gut brauchen. Ich hätte keinen beſſern, als dieſen, an Innozenzens Stelle finden können. Er erhält nicht allein die Königin in der guten Meynung von uns, ſondern er iſt auch an andern Orten zu gebrauchen, wo wir von ſeiner Seite leuchten müſſen. Soviel, Domingo, iſt gewiß, Er hat das Leben der Königin gerettet.

Domingo. Ich dächte ſelbſt, wenn ſie den Schlag gelaſſen ertragen kann, ſo iſt ſie ganz unſchädlich. Nur wird es ſchwer ſeyn, den König

Philipp von dem Verdachte gänzlich zu befreyen, als ob sie mit dem Prinzen unschuldig war.

Großinquisitor. Als ob es das bedürfte! Er soll sie schuldig glauben, und soll ihr doch vergeben. Besorgen Sie das Nöthige wegen des Volks, Domingo!

(Er geht ins Kabinet.)

Domingo (im Abgehen.) Und sie soll dennoch sterben!

Sachſen.

Wald bey der Wibertsburg.

Höhle des Waldbruders, dann freyer Wald.

Fürſt Gonzago. Waldbruder. Fürſtin, Marie.

Fürſt.

Das iſt nun alles, Marie, was ich Dir über Deinen traurigen Entſchluß ſagen kann. Wenn noch ein Funken ächter Menſchenliebe in Dir herrſcht; wenn noch der Gedanke, daß Dein Vater mir Dich übergab, Dein Herz nicht ganz verlaſſen hat; wenn er in der Sterbegeſtalt, in welcher Du ihn das letztemal vor Dir ſaheſt, noch daſteht: o ſo bitte ich Dich, ich flehe Dich an, ſey nicht ſo grauſam gegen mich, und laß mich das harte Schickſal empfinden, Deinen Untergang auf meiner Seele mit in die Ewigkeit nehmen zu müſſen.

Waldbruder. Wirklich, Marie, es wäre grauſam. Sie denken Spanien ſich wie jedes an-

dere Land. Sie denken, es giebt gute und böse Menschen dort. Auch haben Sie Recht; es giebt ihrer von jeder Art. Allein die Bösen haben das Uebergewicht gegen die Guten. Die leztern müssen sich verkriechen, und müssen lernen böse seyn, wenn sie nicht von den Bösen verzehrt werden wollen. Es ist dahin gekommen, daß mit den besten Herzen und mit den besten Gesinnungen man Böses thut, weil man glaubt, es ist nicht böse.

Fürstin. O bleibt mit Euren langweiligen Moralen weg, mein lieber Pater. Hier ist nicht vom Uebel, auch nicht vom Ursprung des Uebels die Rede, Mann. Hier ist von der Natur und von der Sehnsucht dieses Weibes nach ihrem Gatten, die befriedigt seyn will, die Rede. Hier gilt es wahre ächte Liebe des Weibes, wie sie Gott in das Sakrament der heiligen Ehe legte. Hier spricht Gefühl und Herz, und nicht Sophisterey. Ihr predigt tauben Ohren —

Waldbruder. Und meine Prophezeihung, Marie, ist sie ganz aus Eurem Gedächtnisse verloschen? Sagt' ich nicht einst, es stände Feuer in Eurem Leben — schreckliches Feuer?

Fürst. Ach! eine Prophezeihung, die zu leicht nur wahr werden kann, und die das ganze Pro-

jekt, welches ich so viele Jahre durchgeführt, mich und die Meinigen von der Sklaverey des Fanatismus frey zu machen, zu Boden schlägt. Ich habe vergebens gearbeitet. Meine Mühe ist dahin, und mit ihr der gehoffte Lohn. Du tödtest mich, Marie.

Fürstin. Gonzago! mäßigen Sie sich, und lassen Sie die Unglückliche nicht noch unglücklicher werden. Ihr, Priester! solltet keine Lästerungen gegen die ausstoßen, gegen welche Ihr schon die schwärzesten Verbrechen beginget. Flieht ihren Zorn, und überlaßt mir diese, die ich besser zu lenken wissen werde, damit sie nicht die Folgen Eures Unsinns spüre.

Fürst. Marie! Und Du sprichst kein Wort? Soll ich nicht wenigstens einen Laut aus Deinem Munde hören, der mich überzeugen könnte, Du änderst Deinen Sinn.

Marie (nimmt ihn bey der Hand und führt ihn ins Freye. Alle folgen ihr.) Seht, Vater, Gottes blauen Himmel über uns. Der ist ja auch in Spanien, und in dem Himmel ist ja auch der Gott, der hier ist, der uns alle liebt, der gütig ist. Warum sollt ich nicht auf ihn bauen? Er kann dort seine Allmachthand so gut über mich zum Schir-

me halten, als hier. Geh' ich denn etwa aus Absichten, die er nicht billigen kann? Hab' ich nicht zu meinem Gegenstande das höchste Gut, was er mir schenken konnte, meinen Mann, den Mann, den meine Seele liebt, der meines Herzens Blut selbst fordern kann? Ich kann und will nicht ohne ihn seyn. Sein Schicksal theile ich. Sey's gut, sey's böse, so bin ich bestimmt, so ist es meine Pflicht, ihn nicht zu verlassen, und ich verlasse ihn auch nicht. Den Vorsatz kann nichts ändern. Vater! o ich liebe Euch um dieses Sohnes willen und um Eurentwillen. Allein, der Sohn, den Ihr mir gabt, ist mir doch etwas näher noch als Ihr. Zürnt nicht mit der gebeugten Marie, daß sie Euch verlassen muß. Folgte Euch doch Eugenia aus Spanien hieher, warum sollte ich dahin nicht meinem Manne folgen?

Fürstin. Sehn Sie da, Fürst, so denkt, so spricht Marie! Und ich, ich sollte hindern, daß ein so schönes Herz die Pflichten nicht erfüllte, die es in sich trägt? Mich hatte sie besiegt, so wie sie sich mir so entdeckte. Noch will ich Ihnen und dem Priester hier zugeben, daß es Tiger gibt, die dort Blut haben müssen. Allein, es giebt auch Herzen, die noch fühlen. Es giebt auch noch von

denen, die Sie grausam nennen, selbst welche, die, wenn vorzügliche Tugenden beym Menschen stralen, sie zu schätzen wissen.

Allein ich kenne Euch, weiß, was Ihr im Schilde führt, Ihr Beide, Fürst und Priester. Abgewandt von Eurer Religion, der Ketzereyen Freund, wollt Ihr mir es nicht gönnen, daß ich diese der wahren Kirche bringe, wollt der Kirche nicht den Vortheil gönnen, eine solche, wie diese, in ihrem Schoose zu sehen. Der Gatte, dem ich aus Spanien folgte, tritt wider mich auf. Ich habe Ungemach geduldet, um seinetwillen, ich habe Vaterland, und Kinder und Freunde, und Freuden, Glück und Vermögen, um seinetwillen nicht geachtet, und er belohnt mich so!

Fürst. O Gott! Der Vorwurf schlägt mich ganz zu Boden. Ich unterwerfe mich dem, was das Schicksal über mich beschlossen.

(Er lehnt sich an einen Baum.)

Fürstin. Marie! komm. Dein Gatte seufzt nach Dir. Ist etwas, was Dich stärker machen kann, diesen Ort zu verlassen? Ich hafte Dir für jedes Unglück, hafte dafür, daß Du Deines Glaubens wegen unangetastet bleiben sollst, wenn Du nicht selbst Dich eines bessern überzeugt siehst.

Marie. Noch einmal will ich die väterliche Hand küssen (sie geht auf den Fürsten zu, und küßt seine Hand mit Inbrunst.) Ihren Segen, mein Vater, und Vater meines Johanns, und Trost in Ihre Seele.

Fürst. Du hast den Segen aus dem Innersten des Herzens. Trost kannst Du mir nicht geben. Ich bleibe trostlos, gehe trostlos einer Ewigkeit entgegen, die ich mir schrecklich denke. Gott sey Dein Schutz. Geh mit der Mutter!

(Er umarmt sie ängstlich, und läut wieder an den Baum zurück.)

Waldbruder. Und diesen Mann können Sie trostlos zurücklassen?

Fürstin. Was soll ich ihm? Wir sind nicht mehr für einander. Mich rufen meine Pflichten, um gutzumachen, was er verdarb. Welch einem Schicksal gehe ich entgegen? Der Friede unter meinen Kindern ist sogar getrennt, und ihre Vereinigung ein schweres Werk. Der Vater hätte darauf denken sollen. Irrgläubige Lehren aber nahmen seinen Kopf ein. Des Himmels Strafe folgt.

Marie. O Mutter! Mutter! gütig gegen diesen alten Mann. Seht, wie es ihn zu Boden

drückt. Habt Ihr ihn nie beleidigt, Mutter, daß auch er vergeben mußte?

Fürstin (betroffen.) Ich habe ihm vergeben —

Fürst. Und ich Ihnen. Nun eilen Sie, denn wir sind wirklich nicht mehr für einander.

(Marie und die Fürstin ab.)

Waldbruder. O welch ein Abschied! Und welch ein Empfang wird das dort seyn, wenn alle die Grausamkeiten, die nun folgen werden, die Seele dieser Unglücklichen drücken, und sie mit der Erkenntniß, mit der reuevollen Erkenntniß ihres Unrechts vor Ihnen erscheint!

Fürst. Pater! Hat sie wirklich Unrecht und hab' ich Recht? Zuweilen ist mirs doch, als ob ich meiner Kinder mehr gedenken sollen, als meines Irrthums. Und es zieht mich so heftig nach Madrid, daß ich fast Pilgerkleidung wählen, und als ein solcher sehen mögte, wie es dort geht, und ob zu ihrer Rettung nicht etwas zu versuchen ist.

Waldbruder. Der Gedanke bringt Licht in meine Seele. Ich begleite Euch, mein Fürst. Das Pilgerkleid ist noch das einzige, unter dessen Hülle man in Spanien wider das Böse wirken kann, das einzige, was für Verfolgung schützt.

Fürſt. O Segen über Euch, daß Ihr den Plan guthelßet, und doppelter Segen dafür, daß Ihr mich begleiten wollet. Ich lebe wieder auf. Es saß in meiner Seele ſolch eine düſtre Schwermuth, daß ich immer fürchtete, ich würde ihr Opfer ſehn, ehe ich noch etwas zur Rettung meiner Kinder unternehmen könnte. Ihr ſeyt nun Schutz und Schild und Schirm mir. Ich lebe wieder, um zu ſehen, ob das Schickſal mich ganz unterdrücken will, oder ob ich noch von den unglücksſchwangern Wetterwolken, die über meinem Haupte ſchweben, einige zertheilen und auf Erleichterung hoffen kann. Verlaßt mich ja nicht, Pater, denn Eurer Frömmigkeit, und all' dem Guten, was Ihr ſchon gethan, muß ich allein den Ausgang verdanken, wenn er glücklich iſt, wenn er meine Wünſche krönt. Allein, Madrid muß man mit Gold betreten. Das öffnet Thür und Thore, und kann Manchem ſeine Augen blenden, um nicht zu ſehen, daß er uns ſieht. Ich habe des Metalls genug, was ſo viel Unglück ſchon auf Erden ſtiftete. Allein wo ſollen Pilger es verbergen? Wie ſollen ſie den Schlingen entgehen, die man ihm legt?

Waldbruder. Fürſt! ich habe einen Freund noch in Madrid. Ein Herz und eine Seele wa-

ren wir, und ſind es noch. Es iſt ihm gelungen, das ſeltne Glück, als ehrlich unter ſo viel tauſend Betrügern nicht erkannt zu werden. Sie halten ihn für ihres Gleichen. Noch geſtern erhielt ich von ihm den Warnungsbrief, der mich ſo ſchnell auf Eure Abreiſe dringen ließ. Wir wollen ihm ſo viel übermachen, als Euch gut deucht. Er heißt Fernandez, und ohne ihn dort zu wiſſen, getraute ich mich ſelbſt im Pilgerkleide Madrid nicht zu betreten.

Fürſt. So kommt. Wenn Gold uns retten kann, ſo ſind wir's.

(ab mit dem Waldbruder.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Königin.

Elisabeth. Fürstin Eboli.

Eboli.

Sie sind sehr schwach, Monarchin. Zu weit verführt die Schwermuth Sie. Zerstreuung wäre Ihnen gut. Ich werde aus dem Büchervorrath die Geschichten der vorigen Königinnen Spaniens herbeyholen, und von deren Glanze Ihnen etwas vorlesen. Ew. Majestät fühlen Ihre Größe nicht so, wie Sie sollten.

Elisabeth O sie ist unendlich reizend, diese Größe. Gehn Sie doch, Eboli, und suchen Sie in den Geschichten das Schicksal spanischer Prinzen, die von ihrem eignen Vater ermordet wurden.

Eboli. Wie schrecklich, Königin, sind Sie in der Verfolgung solcher Ahnungen! Und wie

viel schrecklicher ist mein Gefühl, daß ich Ursach an dem allen bin! Wenn Sie mich noch mit Ihrer unverdienten Gnade schätzen, wenn, Königin, Sie Neigung noch zu mir fühlen, so bitte ich, so beschwöre ich Sie, nicht zu glauben, was ich gesagt, was ich geträumt, was meinen schwärmerischen Ideen sich vorgemalt.

Elisabeth. Sieh mir doch in die Augen, Eboli! Kannst Du das frey?

(Eboli sieht sie unverwandt an.)

Du kannst es wirklich. Nun so hat man Dich verläumdet, gewiß verläumdet!

Eboli. Mich? Mich verläumdet? Wer hat mich meiner theuren Königin verdächtig machen können? Wer hat es gewagt, die Liebe, die mein Herz für Sie empor treibt, zu lästern? Nennen mir Ew. Majestät den Unglücklichen, und brandmarken will ich ihn vor der ganzen Welt. Der Samen des Unglücks, den er in mein Leben streute, da er mir Ihre Liebe zu entziehen suchte, soll ihm zum nagenden Scorpion für sein ganzes übriges Leben werden. O es ist schändlich, daß man Ihnen noch den letzten einzigen Trost rauben will — eine Freundin, da man Ihnen alles übrige genommen.

Elisabeth. Kommen Sie, Eboli, kommen Sie an meine Brust. Mein, die das einsieht, daß man mir alles nimmt, und doch allein noch bey mir aushält, die kann nicht meine Feindin seyn. Schon war ich im Begriff auf Dich zu zürnen, Mädgen, daß Du mir vom Glanze der Königinnen etwas vorlesen wolltest. Ich wollte bitter werden, und Dich beschuldigen, Du habest meinem Herzen eine Wunde versetzen wollen. Itzt bin ich ganz versöhnt, ganz bin ich wieder Dein. Es soll mir niemand wieder sagen, daß ich mich für Dir hüten soll, und sagt es einer, so soll mein Auge zu Deiner Vertheidigung glänzen, und mein Herz warm werden, weil es für Dich schlägt. (Sie küßt sie.) Ich will sehen, Eboli, ob Sie an des verlornen Karlos Stelle mir seyn, mir ihn ersetzen können.

Eboli. An des verlornen Karlos Stelle? Monarchin! Wie verbittern Sie den süßen Augenblick, den Sie mir eben schenkten? — Sollte er wirklich —

Elisabeth. Wirklich todt! O was hab ich gesagt? Ich sollte es verbergen, und Schwachheit meines Herzens übereilte mich.

Eboli. Ich hatte ihn mir weggeträumt den unſeligen Gedanken — hatte ſie weggeträumt, die Phantaſie, die mein Gehirn durchwühlt, und nun ſteht die Gewißheit vor mir. Nun iſts kein Traum mehr. In Wahrheit iſt es übergegangen, Königin! Wie ſchrecklich iſt ſie, dieſe Nachricht! Wer konnte wohl ſo grauſam ſeyn, ſie Ihnen zu bringen, da man ſie mir verhehlte? Ihnen, die Sie ſo ungleich ſtärkern Antheil daran nehmen müßten? Er iſt nicht mehr! Der Liebenswürdige, der Edle und der Geachtete vom ganzen Volk! — Er, der ſeinen Vater in königlichen Eigenſchaften ſo ſehr übertraf, mußte vor ihm die Welt verlaſſen, durch ihn die Welt verlaſſen!

Eliſabeth. Still, meine theure Freundin, ſtill, daß niemand dieſe Deine Klagen höre. Du läufſt Gefahr, gleiches Schickſal mit ihm zu theilen, wenn man nur muthmaßet, daß Du ihn beklagſt. Auch ich weine über ihn, ich weine in der Stille. Ich will von nun an mit Dir weinen. Gemeinſchaftlich ſollen unſre Seufzer ihn beklagen. Wir liebten ihn ja gemeinſchaftlich mit reiner Liebe, ich mit wahrer ſchweſterlicher Liebe. Ich weine über einen Bruder, über einem geliebten, zärtlichen

treflichen Bruder. (Sie läßt einige Thränen fallen.) Und du weinst nicht mit mir?

Eboli. Ich würde weinen, Monarchin; allein die schreckliche Entdeckung, die Sie in Ansehung meiner mir gemacht, hemmt die Thränen in meinen Augen, und das Gefühl in meinem Herze. Was habe ich nicht alles nun verloren? Verlier' ich Ihre Liebe noch, so ist alles dahin. Und will man sie mir nicht rauben? Soll ich nicht forschen nach dem Bösewicht, der mir den letzten Schlag zum Tode versetzen will?

Elisabeth. Nicht forschen — nein — was nützt es Dir zu wissen, wer in zu großer Sorgfalt für mich lebt? Denn hassen kann er Dich nicht — Kommen Sie, Eboli, wir sind zu weich, zu warm geworden. Wir wollen uns in frischer Luft erholen. (ab.)

Sachsen.

Wald bey der Wibertsburg.

Der Waldbruder. Fürst Gonzago. Hernach Maskirte Unbekannte.

Waldbruder.

Das ist nicht richtig hier, mein Fürst. Die Zeichen, die dies Dickicht von mir hat, sind hier versetzt. Der Weg muß dorthin gehen. Ich wette auf eine Verrätherey, und doch begreif' ich nicht, wie man die Zeichen errathen können, da ich sie keinem mitgetheilt. Wenn man sich dieses Geheimnisses aus meinem Herze Meister gemacht, so mag ich nicht mehr mit den Herren spielen, so besitzen sie sicher Künste vom bösen Geist.

Fürst. Seyd ruhig, Pater, ängstigt Euch nicht ohne Noth. In dieses Dickicht dringt kein Mensch, und haben wir uns auch verirrt, so werden wir uns zuletzt doch wohl finden. Sie sind uns ja nicht zugezählt. Die Fürstin reist auch

langsam, und sie einzuholen, ist Pilgern leicht möglich. Wenn über alles ich so ruhig wäre.

(man pfeift.)

Waldbruder. Da ist sie die Erfüllung meiner Ahnungen. Mein theurer Fürst, es ist nun mehr jeder Widerstand vergebens. Wir sind verrathen, und Madrid ist unser Todesort.

Ein Unbekannter (tritt nebst zwey andern vor.) Ja wohl, Du hast Dein Urtheil Dir gefällt, und Dein Bekenntniß thust Du frey genug. Im Namen der Hermandad sind wir gesandt, Dich und den Fürsten Gonzago todt oder lebendig zu liefern.

Fürst (zieht ein Seitengewehr und will auf sie ein, der Pater hält ihn zurück, weil indem der Unbekannten einer sich ihm nähert.) So will ich mein Leben theuer genug verkaufen.

Zweyter Unbekannter (zum Waldbruder.) Ich bin Fernandez. Der Fürst soll ruhig sich verhalten.

Waldbruder. Fürst, erwartet des Schicksals Beschlüsse, und greift ihnen nicht vor. Wir sind unschuldig, und man wird die Unschuld nicht verdammen.

Erſter Unbekannter. Die Unſchuld wird der Kardinal ſchon von Dir reißen, Verräther! Haſt Du die Kirche nicht ſo viele Jahre ungeſtraft gefoppt, und willſt Du itzt etwa noch einmal Deine heuchleriſchen Künſte verſuchen, um ſie zu betriegen? Nein, Deine Marter ſoll uns Feyer ſeyn, Du alter Sünder. Wie oft, wenn wir in Dienſten der Hermandad auch noch ſo ämſig waren, hatten wir keinen andern Dank, als den, Dich loben zu hören. Du wardſt zum Muſter uns ſtets vorgeſtellt, Deine Treue auch in der Entfernung ſo oft erwähnt, und keiner war, der Dich erreichen konnte, bis der Wolf zuletzt dem Schafelle ſich entzog, und uns in ſeiner reißenden Geſtalt gezeigt wurde. Du entdeckteſt Dich zu früh, Du alter Böſewicht.

Fürſt. Was haltet Ihr denn meinen Arm, Waldbruder, und warum laßt Ihr den Verruchten mich nicht morden, der Eure Tugenden ſo läſtert?

Waldbruder. Weil Blutvergießen unſer Unglück iſt. Kommt mit mir, Fürſt, laßt uns geduldig der Hermandad uns in die Arme werfen. Sie ſtraft, doch ſie begnadigt auch.

Erſter Unbekannter. Ja, ſie begnadigt, Euch aber nicht, darauf könnt Ihr dreiſt bauen. Eher wollt' ich noch dem Fürſten ſein Leben ſichern.

Fürſt. Nun ſo will ich das Meinige auch an das Eure ſetzen, Pater. Ja, itzt geh' ich nach Madrid, denn dieſem Manne muß ich das Leben zu erhalten ſuchen, was er für mich geopfert hat. Ich denke doch, ich habe in Madrid noch Freunde' die meiner auch im Guten gedenken.

Zweyter Unbekannter. Das habt Ihr, Fürſt. Das hab' ich ſelbſt ſehr oft gehört.

Erſter Unbekannter. Und man hat auch für einen Mann von Eurem Stande Achtung. Allein, ein ſolcher da, der unſerer heiligen Inquiſition eine Naſe drehete, der muß aufs peinlichſte gezüchtigt werden. Ihr nahmt immer Euch ſeiner an, Fernandez, nun ſeht Ihr wohl die Fr[illegible]te.

Fürſt. Fernandez! Den Namen hört' ich irgendwo ſchon einmal. War's nicht von Euch, Waldbruder? War das nicht Euer Freund in Spanien?

Fernandez (der ſchnell die Maske abnimmt.) Ich war's, allein ich bin's nicht mehr. Die Kirche geht der Freundſchaft vor, beſonders betrogener Freundſchaft. (der Waldbruder verhüllt das Geſicht.)

Fürſt. So recht, verbirg Dich, alter, ehrlicher Geſelle vor dem tödtenden Blick der falſchen Freundſchaft. Fernandez! noch ſinds keine zwölf Stunden, daß dieſer ſich dieſer Freundſchaft mit dem wärmſten Herzen erinnerte, und Du lohnſt ihm ſo!

Erſter Unbekannter. Seyd ſtille, Fürſt, und froh, daß es ſo kam. Ich weiß gewiß, wenn dieſer nicht ſeinen Freund verrathen hätte, Ihr hättet auch an keine Gnade zu denken. So kann's Euch retten, wenn Ihr alle Schuld auf ihn werft.

Fürſt. Feiler, niederträchtiger Böſewicht! Glaubſt Du, ich werde die Geſetze der Menſchheit ſo mit Füßen treten, daß ich den Freund verrathen könnte, wie er? Macht, führt mich ſo ſchnell als möglich nach Madrid, damit ich aus Eurer verpeſteten Geſellſchaft komme; denn ich will lieber in den Gefängniſſen der Inquiſition mein Leben verſchmachten, als mit ſolchen Menſchen umgeben ſeyn.

Erſter Unbekannter (giebt ein Zeichen und es treten noch ſechs Spanier aus dem Gehölz.) Nehmt dieſe zwey, führt ſie auf den bekannten Wegen nach Madrid. Sie ſind Euch übergeben, Fernandez

und Manko. Ich folge der Fürstin, um ihre Schritte zu beobachten.

Fürst. O Ihr Teufel! die Ihr jeden Schlupfwinkel durchkriecht, um die Ehrlichkeit unglücklich zu machen, habt Ihr denn auch diese ausgespürt? O wie gelingt's der Bosheit doch so schnell, in das Geheimniß einzudringen, was den Redlichen auch bey der größten Bemühung verschlossen bleibt!

Erster Unbekannter. Tröstet Euch damit, Fürst, daß es Eure Gattin ist, die Euch verrathen. Sie hat dem Kardinal jede Kleinigkeit berichtet, die hier vorgegangen ist. Sie hat ihn selbst gebeten, sie aus dem Labyrinthe zu erlösen. Sie ist eine fromme Seele, die Euch noch retten wird. Mäßigt Euch in Eurer Hitze. Mich könnt Ihr nicht beleidigen, weil Ihr ein Fürst seyd, ich ein armer Mann. Ich würde knieend Euch zu Füßen liegen, wenn nicht die Pflicht der Kirche mich aufgefordert hätte, Euch zu fangen. Gehabt Euch wohl.

(Er geht ab, und die andern führen den Fürsten und den Pater weg.)

Madrid.

Herzog Alba's Palaſt.

Herzogin. Hernach Domingo. Endlich Eboli.

Herzogin
(einen Brief in der Hand.)

Sie mahnen mich zur rechten Zeit, Alba. (Sie lieſt) „Daß zwey Augen von den vieren ſich ge„ſchloſſen, machte mir eine ſüße Stunde. Ich „zweifelte ſchon an der Ausführung Ihres Ver„ſprechens, ſo pünktlich ich Sie ſonſt auch weiß. „Doch ſichert mich das eine für dem andern. Nun „bitt' ich Sie, den Zeitpunkt nicht vorübergehen „zu laſſen, der ſo vortreflich iſt. Ich weiß nicht, „was dem Kardinal für Grillen kommen, daß er „gewiſſe Dinge erwarten will, Dinge, die ich in „der That gern aus dem Wege wiſſen mögte. Be„denken Sie nur, meine Theure, daß eines alten „Mannes Leben jeden Augenblick in Gefahr iſt,

„und daß, wenn der Fall dem, den wir wünschen,
„vorgeht, dann an keine Erfüllung dieser Wünsche
„zu denken ist, daß dann das ganze System sich
„ändert, und vielleicht wir ganz zu Boden fallen,
„ich, weil ich entfernt bin, Sie, weil Sie ohne
„Beystand nichts erhalten können. Ich räche
„den Vorzug, den die Flandrer dem Prinzen Kar-
„los gaben, schrecklich an ihnen. Ich erwarte
„bald gute Nachrichten für meine Hoffnungen.“

Alba.

Er soll sie haben. Von nun will ich doppelt wirken. Auch hätte ich schon mehr gewirkt, wenn nicht der Eboli Zurückhaltung mir aufgefallen wäre. Ich muß in ihr Geheimniß schlechterdings zu dringen suchen. Ich muß die Gründe wissen, warum ich nicht mehr das Vertrauen habe, das ich ehedem besaß. Stolz! Wär' es der, so weiß ich nicht, ob ihre Pläne nicht mit einemmale scheitern müssen. Domingo! Der kömmt mir eben recht.

Domingo. Verzeihen Sie, daß ich unangemeldet komme, Herzogin.

Herzogin. Und wenn verlangt' ich es von Ihnen, Ceremonie mit mir zu machen? Vielmehr umwölkte sich seit einiger Zeit mein Blick, wenn ich an Sie dachte. Man scheint mich nicht allein

vergessen zu haben, man scheint mich gar nicht mehr zu bedürfen. Ich seh' und höre nichts vom Kardinal seit dem Befehle, daß der Königin man nichts vom Prinzen sagen sollte. Ich weiß nicht, ob man ohne mich sein Glück zu machen denkt. Der König ist in sich geschlossen, spricht nur mit der Fürstin Eboli, und scheint übel auf den Kardinal und auch auf Sie zu sprechen zu seyn. Die Königin lebt ihr stilles ruhiges Leben fort, und arbeitet vielleicht in der Stille daran, uns alle zu überlisten. Wie stehn Sie mit der Fürstin Eboli?

Domingo. Sie fragen, Herzogin, so viel auf einmal, daß man nicht weiß, was man zuerst beantworten soll. Doch es sey die lezte Frage. Die Fürstin Eboli scheint hoch am Brete zu stehen, und wie der erste Ausflug, fällt er hoch aus, immer blendet, so hat sie sich auch sicher hinreißen lassen, zu glauben, sie könne alles entbehren.

Herzogin. Ist das, so ist ihr Loos bestimmt. Sie fällt, doch noch nicht. Erst soll sie uns die Königin zu Grunde richten helfen.

Domingo. So war mein Plan auch. Und er ist leicht auszuführen, wenn Sie mir erlauben wollen, Sie darin zu initiiren.

Herzogin. Recht gern. Ich wollte eigentlich mit Ihnen ſtreiten. Mit dieſen Geſinnungen aber muß ich wohl den Groll, den ich ſchon einige Wochen nährte, fahren laſſen.

Domingo. Den Sie unmöglich einem ſo geprüften Manne lange nachtragen könnten, wenn auch andre Pflichten, ihn eine Zeitlang die Aufmerkſamkeit vergeſſen ließen, die er Ihnen ſchuldig iſt. Ich war nicht ohne Zweck beſchäftigt, Herzogin. Wir haben itzt das ganze Haus Eboli auf dem Wege zu uns, und das muß dann, wenn die Fürſtin erſt alles ausgeführt hat, was ſie uns ausführen ſoll, ihre Demüthigung werden. Philipp iſt zu veränderlich, als daß er lange an einer Perſon haften ſollte, die nicht die Talente der Herzogin Alba hat. Und wäre ja noch ſeine Leidenſchaft dauernd, ſo darf man nur den Funken eines Verdachts in ihn legen, ſo iſt er gleich geheilt. Wer wird dann eine Perſon noch länger achten, deren ganzes übriges Haus, bis auf den Bruder, deſſen unermeßliches Vermögen ihn für Verachtung ſchützt, und der die Schweſter ſelbſt nicht achtet, die mit dem Könige buhlt, in den Kerkern der Inquiſition ſchmachtet?

Herzogin. Ihr Gedanke, Domingo, entzückt mich. Er enthält eine der feinsten Anlagen, diese Eboli vom Gipfel des höchsten Glücks in die tiefste Verachtung herabzustürzen. Und was die Sache unendlich leichter machen wird, ist ihr gefühlvolles Herz, welches sie noch nicht ganz verläugnen kann. Sie wird, wenn sie vom Vater und der Mutter hört, gewiß nicht so viel Standhaftigkeit haben, sich ihrer nicht anzunehmen, und sie verfällt dadurch schon in die Art von Ahndung, die das heilige Gericht so leicht an den Begütertsten und Vornehmsten übt, wenn sie sich solcher Unglücklichen annehmen. Ich, die ich mich indessen ihrer Gesinnungen und ihres Herzens ganz wieder zu bemeistern suchen werde, will schon ihr Herz in Flammen setzen, will kindlicher Liebe Empfindungen schon heucheln, und auf sie übertragen.

Domingo. Und ich, der ich die Schlüssel der Gefängnisse in meiner Gewalt habe, will schon vom Vater und von der Mutter, und vom verlornen Bruder ihr Gutes in der größten Menge sagen. Ich will sie wohl, wenn sie nur den geringsten Wunsch zeigt, zu den Ihrigen führen, will sie mit der sanften Seele der Ketzerin,

des Bruders Frau, die ein vortreffliches Geschöpf seyn soll, bekannt machen, und sie zu Thorheiten verleiten, die sie aus allen Zirkeln verbannen sollen, in die sie eigentlich gehört.

Herzogin. Recht herrlich. Zur Rache ist sie gut, Domingo, und das stärkt meine Hoffnung, daß die Königin durch sie noch sterben wird. Allein zu Staatsintriguen ist sie ganz verdorben. Wenn sie den König lange in ihrer Gewalt behielte, könnte sie ihn zu wahren Thorheiten verleiten.

Eboli (tritt ein.) Ach, Herzogin, verzeihn Sie — Sie sind nicht allein —

Herzogin. Doch, Fürstin, denn Domingo ist ja unter uns wohl nicht zu rechnen. Freund von uns Beiden, für uns Beide eingenommen, theilt er die Freude, die wir hier gegen einander empfinden, uns zu sehen. Wirklich schmachtete ich lange nach Ihrer Gegenwart. Die Königin beschäftigt Sie zu sehr, mein Kind.

Eboli. Ja, sie beschäftigt mich, ich sey nun bey ihr oder nicht. Im Wachen und im Schlafe steht sie vor mir, und eben jetzt beschäftigt sie mich so sehr, daß ich Ihnen, theure Herzogin, es klagen wollte, wie schlecht man die Befehle Seiner

Eminenz befolgt. Ich wollte wohl behaupten, es gäbe unbesonnene Verräther selbst bey der heiligen Hermandad. Sollten Sie davon nichts wissen, Domingo, daß man das Geheimniß von des Prinzen Tode schon entdeckt, trotz dem Verbote, der Königin Elisabeth entdeckt?

Domingo. Ich weiß es, daß die Königin davon unterrichtet ist.

Eboli. Sie wissen's? Nun so waren Sie es selbst. Wer als Domingo könnt' es wagen, sich gegen die Befehle des Kardinals zu setzen? Und haben Sie ihr das gesagt, so muß ich Sie auch wohl als den dienstfertigen Verläumder betrachten, der von mir schlecht sprach, der wider mich die Königin einzunehmen suchte. Vergeben Sie, wenn ich vielleicht zu hart mit Ihnen spreche, allein es streitet doch wider unsre eignen Vortheile, so mich aus der Gnade der Monarchin drängen zu wollen. Noch einmal, halten Sie mir es zu gute, wenn ich Ihnen harte Dinge sage. Soll vielleicht die Königin bey dem Monarchen mich verhaßt zu machen suchen, damit Sie eine Andre vor ihn bringen können, die Ihren Plänen mehr entspricht?

Domingo. Ich habe Sie ausreden lassen, Fürstin, und obgleich ich mit Recht die größten Vor-

Vorwürfe Ihnen machen könnte, so leg' ich mich doch ehrfurchtvoll zu Ihren Füßen, und bitte Sie, Ihren Verdacht von mir zu wälzen. Der ehrfurchtvollste Ihrer Diener kann nie wider Sie handeln. Mein Blut und Leben ist zu Ihren Diensten. Sie können mir die Probe setzen, wie Sie wollen, ich folge ihr. Ich sagte nichts der Königin, weder von des Prinzen Tode noch von Ihnen. Allein ich weiß, wer es sagte, und weiß auch, wie es kann gekommen seyn, daß man Sie der Königin zuwider machen wollen. Sie waren im Gefängniß bey dem Prinzen, und was Sie da geredet, möchte wohl dieser dem Beichtiger, Pater Gregor, nicht vorenthalten haben, und dieser war noch in der Nacht beym Pater Joseph, dem Beichtiger der Königin, der ihr auch das Geheimniß von des Prinzen Tode entdeckt, und sich dabey so gut zu benehmen gewußt, daß ihm der Kardinal vergeben.

Herzogin. Das nenn' ich weit gebracht, Domingo. Ist Ihnen der Mann nicht fürchterlich?

Eboli. Domingo! Welch ein Licht haben Sie mir gegeben? So ist's von dieser Seite,

daß man mich verhaßt machen wollen? — Ha! diese Finsterniß ist also aufgedeckt.

Herzogin. Sie waren bey dem Prinzen, Fürstin, im Gefängnisse? Wie haben Sie das wagen können! Wenn Philipp es erfahren hätte?

Eboli. Er konnt' es wissen, und soll noch es wissen. Hat der Prinz im Tode es nicht lassen können, mir zu schaden, so bedarf ich keiner Schonung in Ansehung seiner und seines Geständnisses.

Herzogin. Geständnisses? Machte er es Ihnen? Und Sie konnten mir das verhehlen? Unartige! Ist das wohl dankbar gegen mich gehandelt, da ich mich Ihnen ganz entdeckte? Und soll ich itzt wohl noch der Gegenstand von Ihrer Zurückhaltung seyn? Nein, Eboli, nicht länger so geheimnißvoll. Nicht länger ohne Zutrauen gegen mich. Sagen Sie mir und dem frommen Domingo, um unsrer aller Besten willen, was hat Ihnen der Prinz entdeckt?

Domingo. Wenn es die Königin betrift, wenn es des Königs Philipps Ehre beleidigen kann, so sind Sie ihm und sich und uns es schuldig, es nicht zu verhehlen.

Eboli (für ſich.) Er iſt ja todt, und widerſprechen kann er mir nicht mehr. (laut) Es ſey denn. Hören Sie, mich Beide, und ſtaunen Sie: Ich ging zum Prinzen; ich geſtehe es, noch voll Liebe, voll Neigung für ihn. Ich entdeckte ihm das noch einmal. Ohne Erröthen will ich's geſtehen: was ich gethan hätte, wenn er meinen Wünſchen nachgegeben, weiß ich nicht. Ich glaube, wähne, Karlos lebte noch. Ich hätte für ihn bey dem Könige ſelbſt gebeten.

Domingo. Und er widerſtand?

Herzogin. Und ſagte Ihnen vielleicht, daß um der Königin willen er ſo ſtandhaft wäre?

Eboli. Sagte das nicht blos, entdeckte mir, es ſey ſein Glück bey Eliſabeth von der Beſchaffenheit und Größe, daß er nie lieben könne. Er ſchilderte mir das Verſtändniß zwiſchen ihnen beiden ſo himmliſch, daß ich erweicht ward, und ihm vergab, erweicht ward, und der Königin verzieh, daß ſie mir den Geliebten meines Herzens geraubt. Allein ich that ihm nichts, was die Verläumdung verdient hätte, was werth geweſen wäre, mich bey ihr verhaßt zu machen.

Domingo. Ich bin dem Himmel Dank zu ſagen ſchuldig, daß er das ſo gelenkt. Prinzeſſin,

Sie wären bey Ihrer Macht über den König, mit der dazu gekommenen Gewalt über den Prinzen, im Stande gewesen, unsrer aller, und unsrer Herrschaft selbst sich zu bemächtigen, und so ists besser.

Herzogin. Allein ich hoffe doch, Sie werden nun der Rache keine Gränzen setzen?

Eboli. Nein, nun nicht mehr. Daher die öftere Kälte der Königin, die ich nur schwer durch unaufhörliche Bemühung unterdrücken konnte.

Domingo. Und mir mistrauen Sie doch nicht mehr, Fürstin? Die Ergebenheit kennt kein Ziel, die ich für Sie empfinde. Ich will dem Pater Joseph ablocken, was Karlos eigentlich von Ihnen der Königin vor seinem Tode hinterbringen lassen.

Herzogin. Wir wissen diese Ihre Gefahr schon, Fürstin. Allein Zurückhaltung, die Sie auch gegen mich gezeigt, ist die Ursache, warum ich nicht selbst die Entdeckung Ihnen machte. Versprechen Sie uns itzt, daß Sie ohne unsern Rath nichts unternehmen wollen, und wir dagegen wollen mit Ihnen arbeiten, um alles unter die Füße zu treten, was unsern großen Plä-

nen zuwider ist. Elisabeth denkt schlecht von Ihnen, und heuchelt Ihnen Freundschaft.

Eboli. Das soll sie nicht lange mehr. Ich eile zum Monarchen. Bald soll die Lage dieser Königin so traurig werden, daß sie den Giftbecher erwarten, sich nach ihm sehnen soll.

(ab.)

Herzogin (lachend.) Wie ist es denn, Domingo? Willigte sie nicht in ihren eignen Untergang?

Domingo. Man kann nicht deutlicher. Ich denke, was wir auch mit ihr unternehmen wollen, soll uns nicht schwerer werden. Ich studiere itzt auf den Plan, daß den erwähnten Giftbecher sie der Königin selbst reichen soll.

In Frankreich.

Ein kleines Dorf.

Wirthshaus desselben.

Fürstin Gonzago. Marie. Ein Unbekannter.

Fürstin.

Nun! noch immer traurig, liebe Marie? Ist es der zärtlichsten der Mütter denn nicht möglich, dieser Stirne Aufheiterung zu geben, dieser Schwermuth Einhalt zu thun?

Marie. Kann man dafür, wenn man so schrecklich träumt wie ich? Lag's denn an mir, daß ich so froh die Wibertsburg verließ, und doch seit dem Augenblick, da ich sie verließ, mein Muth von mir wich? O Mutter! wünscht Euch nicht das Schicksal der armen Marie. Wünschts keiner Sterblichen. Ich kämpfe schrecklich, mit einem Feinde, der weit schrecklicher ist als der Kampf; mit einem Feinde, den ich, ach! so gern umarmen,

ſo gern ihm ſagen möchte: Rathe mir! Steh mir bey! Hilf mir! So oft ich das ausruſe, wendet er ſein Angeſicht von mir, zeigt hinter ſich und ſchwindet.

Fürſtin. Nur Werke Deiner Einbildungskraft, mein Kind, nichts weiter. Entſchlage Dir Phantome, die Dein Auge nicht, die Deine mißgeſtimmte Seele ſieht.

Marie. Phantome! (ſie fährt erſchrocken zurück) Da iſt es, das Phantom! Ach Mutter, es iſt keins. Er ſteht ſo lebhaft da, als immer er vor mir ſtand. O heute iſt er ruhig. Sein Aug' iſt nicht ſo wild. Er lächelt ſanft.

Fürſtin. Wer denn? Marie, faſſe Dich doch. O meine Tochter, welch ein fürchterliches Fieber nagt in Deinem Blute, wallt jeden Tropfen auf, und wandelt Ideen in Geſtalten?

Marie. Ideen? Nein, theure Mutter! Mein Vater iſt keine bloße Idee. Der Phantaſie kann ſich ein Bild, wie dies daſteht, ſo lebhaft nicht im bloßen wachenden Traume malen.

Fürſtin (beſtürzt die Augen wegwendend.) Dein Vater, ſagſt Du? Ritter Wibert iſts, der Dich beunruhiget?

Marie. Warum wendet Ihr das Geſicht? Seht her, wenn Ihr hersehen könnt. Er ſieht nicht ſchrecklich aus. Er ſieht freundlich. Sein Blick kann Euch vielleicht Licht von dem geben, was er will. Vielleicht will er mit ſeinen Mienen Euch enthüllen, wie Ihr den guten Gatten, den er mir gab, frey machen könnt. O ſeht Euch um, denn er wird immer freundlicher. Er liebte Euren guten Sohn Johann ſo ſehr, wie ihn kein Vater lieben kann, war ſo durchdrungen von dem edlen Ritter Walter, ehe er ihn als Gonzago's Erſtgebornen kennen lernte, daß er ihm ſeine einzige Tochter gab, das einzige Gut, welches er ſein nannte, allein es liebte, und für deſſen Glück allein er ſo viel Jahre, als er noch leben ſollte, ſich zu leben wünſchte. Er winkt mir, Mutter, ſeht Euch immer um.

Fürſtin. (nach langem Kampfe wendet ſie ſich um, fährt aber gleich wieder zurück, und fällt mit einem lauten Schrey im Seſſel nieder.) Ach, Wibert! Weiche, ſchreckliches Geſicht!

Marie. Schrecklich, Euch ſchrecklich — und mir nicht mehr ſichtbar. Nun, das erkläre, wer da will. Ich kann es nicht. O ewige Vorſehung, was haſt Du über uns beſchloſſen?

Fürstin (erwachend) Das war ein schreckliches Gesicht, Marie. Ich denke wohl, wir thun am besten, wir gehen gleich, wenn wir Madrid erreichen, in ein Kloster. Mein Unternehmen ist ja doch zu Deinem und unser aller Besten. Er drohte mir, Dein Vater; Er winkte mir zurückzukehren. Er legte seine Finger auf den Mund, um anzuzeigen, daß ich schweigen sollte. Ich finde mich in dieses alles nicht. Ich kann nicht glauben, daß uns Unglück bevorsteht. Ich wähne zweyerley. Entweder wünscht Dein Vater in geweihte Erde zu kommen, hat in der Stunde seines Todes den rechten Glauben noch ergriffen, und zürnt, daß wir ihn so verlassen; oder es hat ein böser Geist durch irgend eine Zaubermacht des alten Alberts Wesen sich eigen zu machen gewußt, und will uns von dem guten Vorsatz, den wir haben, ablenken. In beiden Fällen müssen wir so schnell als möglich unsre Reise enden. Der letzteren Gefahr entgehen wir durch der Inquisition geweihten Segen, und dem erstern Verlangen können wir durch ihre Hülfe Genüge leisten.

Marie. Nein, Mutter, quält Euch nicht um meines Vaters willen. Er starb in fester voller Ueberzeugung der Rechtmäßigkeit seiner Se-

ſinnungen. Wenn Ihr mir folgt, ſo kehren wir gleich um, denn in Madrid erwartet ſicher uns ein großes Unglück.

Fürſtin. So ſchwach iſt Deine Liebe zu dem Gatten? So leicht kann eine Erſcheinung, die ſicher nur in Deinem Gehirn ihren Urſprung hatte, Dein heißes Herz für meinen Sohn in einen kalten Stein verwandeln? Du wärſt es fähig, Marie, ihn im Kerker verſchmachten zu laſſen? Bedenke, daß Dein Zeugniß dort nöthig, daß es das einzige unverwerfliche iſt, um zu beweiſen, daß er ſeiner Religion ſtets treu geblieben.

Marie. Ihr zerreißt mein Herz. Es ſey. Ich gehe mit Euch. Zwar hört' ich oft aus Eurem Munde, daß eine Ketzerin für einen Rechtgläubigen nicht zeugen kann. Doch ich mag vorwärts, ich mag rückwärts gehen, ſo ſehe ich nichts als Leiden, und ſo will ich lieber zu dem, wo ich ſie theilen kann. Die ſeinigen ich mit ihm, und er mit mir die meinigen.

Unbekannter (tritt ein.) Willkommen, Fürſtin, in der Nähe Spaniens.

Fürſtin. Ein Spanier iſt mir jederzeit willkommen; doch kenne ich Euch nicht, weiß mich

nicht zu besinnen, wo ich Euch gesehen, stand meines Wissens noch in keiner Verbindung mit Euch?

Unbekannter. Itzt in der engsten, dadurch, daß mich der Kardinal Großinquisitor Euch entgegensendet. Geht, sprach er, geht meiner Freundin zu, und sagt ihr, daß ich ihrer mit Sehnsucht warte. Die Fürstin Gonzago mißte man in Madrid schon lange, und allgemein wird das Vergnügen bey Ihrer Wiederkunft seyn.

Fürstin. Nun, Marie? was sagt Dir diese Botschaft? Erheitert sie nicht Deine Stirne, und ist's nicht eine Aussicht für unsre Zukunft?

Marie. Für Eure Zukunft, Mutter, nicht für die meinige. Von Eurem Sohne war kein Wort in dieser Botschaft.

Unbekannter. In dieser Botschaft nicht — doch desto mehr ist unterm Siegel der Verschwiegenheit mir anvertraut. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht auf den ersten Blick der Kardinal Großinquisitor sagen müßte, dies sey Marie, die vortrefliche, die edle Gattin Prinz Johanns. Er hat sie ja so treffend ihm geschildert, so genau die Züge, die sie trägt, ihm dargestellt, daß man sie nicht verkennen kann.

Fürstin. Marie! Nun freuest Du Dich doch wohl? Nun wird sich Deine Seele doch erheitern, nun wird doch jenes Schreckenbild in Deiner Fantasie nicht mehr sich neuen, nicht mehr mich als Tyrannin Dir darstellen? Nun werden meine Prophezeihungen Dir wahr erscheinen. Das wußte ich wohl, daß der Kardinal mich nicht verlassen würde?

Marie (zu dem Unbekannten.) Ihr habt ein offneres Gesicht, als man an Spaniern sonst zu sehen pflegt. Zum wenigsten hat das, was Ihr bis itzt gesagt, so tiefe Wirkung hervorgebracht, daß ich Euch gern weiter reden hörte. Sagt mir, wenn Ihr ein Freund der Unterdrückten seyd, wenn Andrer Leiden sich Eurem Herzen mittheilen kann, ist er frey mein Gatte, mein Johann?

Unbekannter. Frey, edle Frau, konnt' er nicht werden, eh' er freygesprochen ist. Dazu gehört seiner Mutter und auch Eure Gegenwart. Allein der Kardinal hat ihn sehr oft gesehen und gesprochen, hat ihn getröstet, hat von Euch sich viel und weitläufig mit ihm unterhalten, hat Euch geschildert, wie man eine Heilige malt, und das hat des Kardinals Herz für Euch gewonnen.

Fürstin. Was sagst Du nun, Marie?

Marie. Ich kann nur staunen und hoffen, daß das alles nicht Traum ist.

Unbekannter. Kein Traum, schöne edle Hofnung des Gonzagoischen Hauses. Kommt nur nach Madrid, und seht, wie man dort alles aufnimmt, was des Kardinals Gunst sich zu verschaffen weiß. Wenn dieser große Mann durch die Beschreibung von Euch schon bis zum Bewundern gerührt ist, wie wird's erst in seiner Seele seyn, wenn er Euch selbst, mit allen diesen Vollkommenheiten begabt, erblickt, wenn er in Euch die einzige Person sieht, die, als seines Glaubens Nichtgenossin, er dennoch leiden kann, und leiden wird?

Fürstin. Er wird das? O wie froh ist itzt mein Herz! Wohl meinen Ahnungen, daß sie so unaufhaltsam mich trieben, meine Reise zu beschleunigen!

Marie. Ich lebe wirklich auf. Ich sehe eine Hofnung auferstehen, die in mir schon zu Grunde gegangen war. Wenn Ihr wahr sprecht, so ist der Kardinal ein Mann, mit dem man reden, dem man einen Fall, der selten, ja einzig ist, verständigen kann, und einem solchen Manne

iſts zuzutrauen, daß er den Unſchuldigen nicht mit dem Schuldigen verwechſeln werde.

Unbekannter. Das thut er nicht. Man verläumdet die Inquiſition in andern Ländern vielfältig. Man leget ihr Ungerechtigkeit und Grauſamkeit, und viele andre Dinge zur Laſt, von denen ſie nichts weiß, die nicht in ihrer Mitglieder Denkungsart liegen. Das rührt theils davon her, weil, wenn ſie ſtrafen muß, der Menſchen Mitleid gegen die Unglücklichen, wenn ſie ſchon die Strafe verdienten, erwacht, und ſie dem Gegenſtande zu viel geſchehen glauben, theils weil der Ruf von jeder Sache mehr zu ſagen weiß, als daran iſt.

Fürſtin. O wohl geſprochen, lieber Mann. Der heilgen Jungfrau Dank, ich ſehe endlich wieder einen ächten Spanier in dieſem mir vom Kardinal geſandten Freunde. Schon lange ſeufzete ich vergebens nach dem Glück, um dieſer, ehe ſie noch Spaniens Gränze beträte, einen Mann zu zeigen, der ſeinem Vaterlande Ehre macht, wie ſeiner Nation.

Unbekannter. Und das hättet Ihr nicht oft gehört? O weh dem Spanier, der anders denkt, und anders redet, und nach andern Grün-

n händelt. Weh dem Ausländer, der es wagt, e Allerheiligsten im Lande anzutasten! Ist gleich er Arm der Hermandad so mild, daß er, wenn ihn auch erreichen kann, nicht strafen will, so artet seiner doch in jenen Welten ein schrecklies Gericht.

Marie. Ihr scheint mir fromm und gut. Ich werfe mein Vertrauen ganz auf Euch. Ich ege die Last meiner Seele in die Eurige. Noch wäre es Zeit, wenn Uebel unsrer wartete, auf unsern Schritten umzukehren, und uns von Spanien zu entfernen. Man ist in Frankreichs Staaten nachsehend genug, auch Ketzern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Es giebt der guten Menschen viele hier, die nicht nur mich aufnehmen, die mich auch beschützen würden. Mein Vater hat der Freunde viel hier, die zu seiner Jugendzeit mit ihm vertraut im Bunde waren, die mit ihm manchem Feldzug beygewohnt, und ihre Namen schrieb er in ein kleines Buch, das er an seinem Herzen trug. Seit seinem Tode trage ichs als Heiligthum. Ich wollte eben der Fürstin einige dieser Namen nennen, und sie bitten, ehe wir nach Spanien gingen mit mir, diese Freunde zu

beſuchen, damit die Tochter zeigte, daß ſie des Vaters dankbares Herz auch mitgeerbt.

Unbekannter. Wie edel und wie ſchön! Allein, Marie, wenn ich rathen ſoll, ſo ſchiebt dieſes vortrefliche Geſchäft bis zu Eurer Rückreiſe auf. In Prinz Johanns Begleitung wird Eures Vaters Freunden ſicher der Beſuch willkommner ſeyn.

Marie. In meines Gatten Begleitung? O welch ein ſüßer Ton iſt das dem Ohre! O wenn ich einer ſolchen Erfüllung entgegen ſehen könnte! — Gewiß, das glaubt Ihr? Laßt in Euer Herz mich ſehen. Iſt keine Heucheley bey Euch? Könnt Ihr ſo dreiſt und offen mir verſprechen, daß dieſes Glück meiner wartet?

Fürſtin. Marie! Deine Zweifel werden beleidigend. Du mußt des Mannes Seele, der uns ſo viel deutliche Beweiſe ſeiner Realität giebt, nicht kränken.

Marie. O ich will ihn nicht kränken, ich will ja nur erneuerte Verſicherungen meines Glücks! Sind meine Zweifel denn nach allem, was geſchehen iſt, ſo ungerecht? Iſt meines Gatten Gefangennehmung etwa auf dem ordentlichen Wege der Gerechtigkeit geſchehen, oder war es nach des

Wald-

Waldbruders Berichten, nicht hinterlistiger Uebelfall, der alles ihn fürchten ließ.

Unbekannter. Ihr nennt da, edle Frau, einen Mann, der uns und Euch gefährlich war.

Marie. Das habe ich, seitdem ich meines Verstandes Meister wurde, bis auf diese Stunde in seiner täglichen Bekanntschaft, in so vielen Lehren, die er mir gegeben, in seiner ungeheuchelten Aufrichtigkeit, in dem Beystande, den er meinem Vater stets geleistet, in dem Eifer für das Wohl des Fürsten, und der Fürstin nicht gefunden.

Unbekannter. Nicht gefunden, weil die Güte Eures Herzens es Euch nicht finden lassen konnte; weil Ihr das waret, was er hätte seyn sollen. Leichtgläubigkeit ist mit Aufrichtigkeit gewöhnlich sehr genau verbunden, und was ist weniger Mühe unterworfen, als ein schuldloses Herz glauben machen, man sey selbst unschuldig?

Marie. Ihr seyd ein wunderbarer Mann. Ihr wißt dem Argwohn Fesseln anzulegen, wenn er auch schon den Weg aus dem Herzen genommen. Stets war mein Zutrauen verloren, wenn einer meiner ältern Freunde von einem neuern angetastet wurde, und auch bey des Waldbruders Schilderung, den ich als Gegentheil so viele Jahre kenne, wankte

bereits die Vorliebe, die ich für Euch gefaßt. Was Ihr mir itzt gesagt, scheint so viel Grund zu haben, daß es den Glauben an so lang geprüfte Freundschaft, den Glauben an das, was meine Augen sahen, was meine Ohren hörten, umzustoßen im Begriff ist.

Unbekannter. Die Wahrheit meiner Worte wirkt vielleicht durch höhere Hand. Und doch, Marie, ist mir Euer Zeugniß von dem Waldbruder darum noch nicht unverdächtig. Man kann sich auch in ihm geirrt haben. Ich entdecke Euch daher, obgleich wider meine Pflicht, daß auch er nach Madrid gebracht wird, weil zur Aufklärung des ganzen verworrenen Handels seine Gegenwart sehr nöthig ist. Wenn Ihr da für ihn sprecht, so wird das freylich seinem Schicksal eine andre Wendung geben.

Fürstin. Und wenn Du nun nicht überzeugt bist, Marie, so kann ich nichts mehr thun, als über Deine Blindheit heiße Thränen weinen.

Marie. Ich bin es, Mutter. Ich bin von Eurer Redlichkeit, und von der Redlichkeit des unbekannten Fremden nun vollkommen über-

ingt. Ich gehe sicher nach Madrid, um lau-
r Glores da zu stiften. Ich werde Euch zu
üßen fallen, und sie küssen, wenn alles so ge-
angen, wie es gehen soll.

In Frankreich.

Wald.

Drey Bewaffnete.

Erster.

Ich weiß nicht, wo unsre Leute bleiben. Dies ist die Stunde, die uns Fernandez bestimmt.

Zweyter. Die Stunde, richtig. Doch ich denke, wir sind nicht an diesen Platz beschieden. Die Eichen sollen dreyfach stehen, und hier sind zu dem Gebüsche nur doppelte Reihen.

Dritter. Die auf der andern Seite waren mitgezählt. Nein, es ist richtig. Wenn er nur nicht kömmt, ehe unsere Leute erscheinen. Es ist doch eine gute Seele, dieser Fernandez, und es wäre Sünde, seine gute Sache nicht zu befördern. Still! Ich höre Menschenstimmen. Wer wird es seyn? Er oder die Unsrigen? Verbergt Euch.

(Sie verstecken sich.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Großer Saal.

Philipp. Eliſabeth. Rui Gomez.
Eboli (als Braut gleich nach der Traumgsceremonie.)
Viele Granden mit ihren Gemahlinnen und Kindern.

Eliſabeth.

Glück wünſchen muß ich Ihnen doppelt, Rui Gomez; der Wahl wegen, und wegen der Perſon. Daß Sie ſie wählten, macht Ihnen Ehre, ſie macht Ihr Glück. Sie haben mir das letzte genommen, woran mein Herz ſich hieng, und auſſer meinem königlichen Gemahl und meiner Pflichten Erfüllung kannte ich ſeit einiger Zeit keine andre Freude, als ſie. Mag ſie Sie denn ſo glücklich machen, als ſie kann und wird, ſo will ich doch nicht hoffen, daß Sie ſie mir ganz entziehen?

Philipp. Nein, Königin, sie soll bey Ihnen bleiben. Ich will nicht, daß meine Gemahlin durch das Glück, welches ich Andern zu bereiten suche, gekränkt werde. Rui Gomez ist hiermit berechtigt, seine Wohnung im Schloß zu nehmen, damit er immer um mich, und seine Gattin um die Königin seyn kann. Ich habe ihn geprüft, Sie die Prinzessin. Wir haben so die treuesten Bewahrer unsrer geheimen Angelegenheiten gleichsam in Einer Person.

Rui. Die Gnade ist so schmeichelhaft, daß ich schwerlich dem strafbaren Stolze darüber entgehen werde. Eines Philipps so große Huld muß wohl auf die stärksten Selbsterfahrungen, Selbstprüfungen merken. Indessen soll mein Bestreben unaufhaltsam seyn, immer mehr zu erkennen, daß die königliche Gnade von beiden Seiten für mich zu groß war. Die Erinnerung wird mich stets in den Schranken der Demuth und der Ehrfurcht halten, die in meinem Herzen nie verlöschen soll. Elisabeth, der Stolz von Spanien, hat mich zum seligsten der Menschen gemacht; denn Eboli besitzen, ist ein Glück, dem keines beykommt.

Eboli. Wohl mir und Ihnen, Rui, wenn Sie nie aufhören, das zu glauben. Ich nahm

vom Könige gern Ihre Hand, beſiegte Zweifel, die Sie nachher gänzlich widerlegt, die ich der Königin nur ſchwer ausreden können, nachdem ich ſie ihr einmal entdeckt. Die zärtliche Monarchin wähnte immer nur Nachgeben, nicht Liebe. Sie fürchtete, ich brächte ein Opfer, und das wollte ſie nicht. Izt, hier in dieſer mir ſo heiligen Stunde, in der ich meines Lebens Schickſal in dieſes Mannes Hand gelegt, geſteh' ichs öffentlich, mein Herz iſt mit bey dieſer Hand, und wenn Aeußerungen von ehedem irgend jemanden gegen meine Aufrichtigkeit eingenommen, ſo muß dies Bekenntniß ihn heilen.

Eliſabeth. Ich wünſche, Eboli, von ganzem Herzen, daß Deine Seele immer in der Stimmung bleibe, in der ſie heute iſt. Dein Wohl ſoll eine von den Freuden meines Lebens ſeyn. Ich danke dem Könige, daß er den Tag Deiner Vermählung mit ſeiner Gegenwart, und der Erlaubniß der meinigen verherrlichen wollen. Wenn ich bald nicht mehr bin, ſo denke, Freundin, meiner Trauertage; dieſer Augenblicke, die meine Liebe Dir ſo lebhaft malen.

Philipp. Weg, Königin, mit den ſchwarzen melancholiſchen Gedanken, in Stunden, die

der Freude gewidmet sind. Kommen Sie, Eboli, Sie sollen mir zur Rechten sitzen.

(Er führt sie ab ins Tafelzimmer, die Königin reicht Rui ihre Hand, und alle folgen ihr.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Seitenzimmer im Saal.

Philipp. Fürstin Eboli.

Philipp.

Nein, Eboli, nichts — auch nicht ein Wort zu ihrer Entschuldigung. Zu deutlich ist ihr Verbrechen an der Stirn zu lesen. Ich mache an dem heutigen Tage, wo ich Sie ungern einem andern überlasse, es Ihnen wenigstens zur Pflicht der Dankbarkeit, daß Sie mir dies enthüllen. Ich that es an der Tafel mit gutem Vorbedacht, daß ich des Prinzen Karlos erwähnte, und eine treulose Thräne rollte von ihren Wangen herab. Sie stehen nachdenkend, nicht wahr, Eboli, Sie wissen's schon? Sie wissen, daß sie schuldig ist? Verhehlen Sie mirs nicht. Wozu den Schleyer über eine Sache, die mir doch geöffnet werden muß?

Eboli. Mein König! — Ach, ich mögte heute gar nicht gern die schon geschwächte Heiterkeit noch minder machen. Ich mögte den geliebten — gönnen Sie mir immer dieses Beywort — den geliebten Monarchen nicht gern schwermuthvoll an einen Tag zurückdenken lehren, den ich ihm so ungern entziehe, und doch dazu gezwungen.

Philipp. Wahr, Eboli; ich sahe Sie noch nicht so schön, wie heute. Selbst in der Stunde des Entzückens, wo Sie sich mir ganz in die Arme warfen, waren Sie nicht, was Sie heute sind, und ich mache heute abermals die traurige Erfahrung, daß Monarchen auch entbehren müssen. Das Feuer Ihrer Augen setzt mich in Verlegenheit.

Eboli. Und Eboli wird den Monarchen nicht in dieser lassen. Es giebt in diesem Schlosse ein Kabinet, mein König, welches einst bestimmt war, Karlos zu beglücken. Dies Kabinet ist ganz in meiner Macht. Kein Wort mehr, als dieses: die zärtlichste Geliebte darf's doch wagen, ihrem Könige einen Wink zu geben?

Philipp. Sie darf es —

Eboli. Und die Liebe ist nicht allein süß — die Rache auch, und Philipp rächt sich an der Thräne, an der treulosen Thräne seiner Gattin.

Philipp. Rächt sich an dieser Thräne — ja, doch nicht an ihr. So sicher also weißt Du, Mädchen, daß das Rache ist. So sicher. Nun dann sey die zweyte Rache auch Dir überlassen, da Du die erste vollbringst. Vereinigen wollen wir die Rache von uns Beiden, und einen Becher ihr zu überreichen, hast Du doch auch Muth?

Eboli (im Ausbruch wilder Freude.) O ja, den hab ich! Mehr noch kann ich thun, um Philipp groß und auffallend zu rächen. Der Augenblick, in dem ich ihr den Becher gebe, sey der letzte aller meiner Geheimnisse. Dann mag sie alles wissen.

Philipp. Du liebst vortreflich, Mädchen, aber Du hassest fürchterlich. Der Blick in Dein Herz hätte Dich fast um meine Liebe gebracht. Indessen gestehe ich, der Gegenstand ist sehr groß, und so muß Deine Rache auch groß seyn.

Eboli. Dann kenn' ich mich nicht mehr, Monarch, wenn ich für Sie mich opfre. Der Wink ist mir doch noch erlaubt?

Philipp. Kann ich den Reizen — kann ich dieser Frage widerstehen? Ich werde mich entfernen. —

Eboli. Und ich finde Sie am linken Flügel —

(Beide ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Eine Nische im großen Saal.

Elisabeth (an einem Fenster. In einiger Entfernung hinter ihr steht ihr Gefolge.)

Sie ist zu froh: Ist meine Erfahrung vom Menschen denn so schwach, daß ich sie nie ergründen kann? Kann dieser Haß, mit dem sie ehedem von Rui weg sich wandte, auf einmal sich in Liebe wandeln? Sie sagt, er hat sich ihr von einer so guten Seite entdeckt, daß sie nicht glücklicher zu seyn glaubt, als mit ihm. Hat er von Karlos ihr etwas gesagt, was sie geheilt?

Ach Karlos! Deine Mutter schenkte heute Dir eine Thräne, und Dein Vater sahe mürrisch in das Opfer reiner, wahrhaft reiner Zärtlichkeit. Wird dem Kinde des Kummers, das ich unter meinem Herzen trage, wohl ein besseres Schicksal bevorstehen, als dir? Und wenn es leben soll,

müssen die Leiden seiner Mutter nicht eine fürchterliche Wirkung auf das eindrucksvolle weiche Geschöpf machen, und kann es eine frohe Zukunft hoffen?

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Zimmer deſſelben.

Der Kardinal. Prinz Euſebius. Prinz Johann. Henriko.

Großinquiſitor.

Ich ließ Sie ſelbſt an dieſem heitern Tage, dem, wo Ihrer Schweſter Glück entſchieden iſt, auf einige Augenblicke zu mir bitten, um eine traurige Wahrheit mir zu beſtätigen, die, daß Betrügerey ſelbſt unſre Heiligthümer nicht verſchont.

Euſebius. Und ich erſcheine willig, Ew. Eminenz, und verlaſſe gern das Freudenfeſt, wenn Ihnen und der Kirche ich einen Dienſt erweiſen kann. Wir ſind hier, wie ich ſehe, nicht allein, und wahrſcheinlich ſind dieſe bemitleidenswerthen Geſtalten der Gegenſtand, von dem Sie mit mir reden wollen?

Großinquisitor. Ja, Fürst Gonzago; der Eine dieser Beiden ist Ihnen wohl erinnerlich, wenn ich den Namen Henriko nenne.

Eusebius. Nicht der Gestalt nach. Zu sehr noch Kind, da mein Bruder starb, und er unser Haus verließ, hab ich nur die Eindrücke, die er auf meinen unglücklichen Vater zurückgelassen, die dieser auf den Prinzen übertrug, mittragen müssen. Tretet näher, Unglücksmann. Ich habe Mitleid mit Euch, ich fühle ganz das Schreckensfeuer, das in Euren Adern toben muß, wenn Ihr die Schwere der Zerrüttung überblicken könnt, die Ihr angerichtet.

Großinquisitor. Ja, könnte er das? Das ist das Unglück, welches die Ruchlosen trift, daß sie nie zur Erkenntniß ihrer Schuld, nie zur wahren Reue gelangen. Erstaunen Sie, mein Fürst, denn er behauptet, der junge Mann, der neben Ihnen steht, sey Ihr Bruder, sey der Prinz Johann, den Sie und ich todt wissen.

Eusebius. So hat er den Verstand verloren, Ew. Eminenz, und gehört ins Irrhaus.

Prinz Johann. Itzt seh' ich leider, daß Sympathie des Blutes entweder gar nichts ist, oder blos Spiel der Einbildung und Schwärmerey.

rey. Mein Herz ſchlug hoch empor, als Fürſt Gonzago in dies Zimmer trat. Die Züge ſeiner Mutter ſind in ihm nicht zu verkennen. Gern, Bruder, überlaß ich Dir den Namen und den Rang, und die Güter des Gonzagoiſchen Hauſes. Nur Dein Herz ſey nicht ſo kalt und unempfindlich gegen mich. Laß Bruderliebe wenigſtens in ſo weit in Dir leben, daß ich aus der Tyrannen Feſſeln befreyt in irgend einem Winkel der Erde ruhig mit dem Weibe meiner Seele, und mit dem alten, grauen Fürſten leben kann, an deſſen Stelle Du getreten biſt.

Euſebius. Ihr redet ſchön, mein Freund. Wahrſcheinlich habt Ihr dieſes Sprüchelchen gelernt, um damit meine weiche Seite zu überraſchen, oder dieſer Ketzer hat es Euch gelehrt, um Meiſterſtücke, wie er ſie an meinem Vater und am Prinzen Karlos geübt, auch an mir zu verſuchen. Ich kann nur einen Rath Euch geben. Laßt grobe Lügen und inſolente Grillen fahren. Unterwerft Euch dem gerechten Ausſpruch des Kardinals. Rettet Eure Seele von den Banden an eine Ketzerin. Bereut, daß Ihr meinen Vater verführtet, daß Ihr der Grund ſeyd, daß die Fürſtin Gonzago ihrem Sohne untreu werden wollte, und dafür

die Verachtung der ganzen Welt tragen muß. Verleugnet dieſen ſchwarzen Ketzer, dem Ihr anhängt, den ich ſo gern wie Euch zu retten wünſchte, wenn er nicht ſo verſtockt wäre.

Prinz Johann. Iſts möglich? Kann ein Bruder ſo zum andern reden? Gut denn; Sie wollen das nicht wiſſen, Fürſt, was Sie doch ſo gewiß wiſſen, als wir hier in dem Hauſe ſind, wo Gottes Thron ſeyn ſollte, wo die ſtrengſte Gerechtigkeit zu üben, Pflicht wäre. Ich will den Bruder Ihnen nicht aufdringen. Gott bewahre mich, daß ich jemals drum betteln ſollte, für das mich anzuerkennen, was ich wirklich bin. Laſſen Sie mich meine Sache hier und vor Gottes Richterſtuhl ausführen. Ich verliere ſie in dieſen Mauern, das weiß ich. Dort aber werd' ich ſie weit glänzender, und mit Erſatz für alles, was ſie mich hier gekoſtet, gewinnen. Dort wird auch dieſer, den man für untrüglich hält, mir Rechenſchaft für dieſe Stunde geben müſſen. Ich werde Rechenſchaft von ihm für den verlornen Bruder verlangen, den er mir entzogen.

Wenn's alſo mich allein beträfe, Fürſt Gonzago, ſo wären mir gleich aus einander. Ich ſpräche Sie von jeden Pflichten frey, ich wälzte alles auf

en Kardinal. So aber müssen Sie bedenken,
aß Gonzago und Ihre Mutter Pflichten an Sie
n fordern haben, die kein Kardinal und keine In-
uisition aufheben kann, die nie zu versöhnen sind,
wenn Sie sie einmal übertreten haben. Ich
chmachte hier im Kerker, Fürst, unwissend ob die
Sonne, die man mir entzogen, jene noch bescheint,
oder ob auch sie als schreckliche Opfer der Ungerech-
tigkeit schon schmachten. Fast kann ich nicht dar-
an zweifeln. O bauen Sie Ihr Glück nicht auf
der Aeltern Untergang! Lassen Sie sich nicht ver-
führen, zu denken, daß, wenn sie aus dem Wege
sind, alsdann Sie ruhiger Ihr Fürstenthum ge-
nießen. Es giebt Gewissensbisse, die kein Ablaß
hemmt, die für den Worten der sogenannten Un-
trüglichkeit nicht schweigen, für die man in schlaf-
losen Nächten zittert, und unsanft sich sein Ster-
belager bereitet. Ihre Mutter wird hieher kom-
men — auch meine verblendete Mutter; aber
Sie wollen ja nicht, daß ich die Zärtlichkeit des
Sohnes äussern soll. Machen Sie nicht, Fürst,
daß sie Sie verflucht. Den Fluch der Aeltern hemmt
auch kein Priesterwort. Sie sehen, ich bitte nicht
für mich, nur für die Armen, die an ihren Kindern

Freude erleben ſollten, und Schmerz an deſſen ſtatt nun erben.

Henrike. Nein, Prinz, ich ſchweige länger nicht. Sie müſſen dieſen anerkennen, Fürſt. Das Blut Gonzago wallt zu ſichtbar in den Adern. Machen Sie was Sie wollen, laſſen Sie ihn richten, wie die Inquiſition es für gut befindet, nur einmal nennen Sie ihn Bruder. Der ſchwarze Ketzer, wie Sie mich erſt nannten, will gern die Martern doppelt leiden, die ihm zugedacht ſind, wenn nur er vorher noch die Freude hat, daß Sie den Raub, den er an dieſem Prinzen beging, nicht läugnen. Er verlangt ja nicht die Rechte. Er hat ſie Ihnen abgetreten. Er will nur Bruder ſeyn, und will als Sohn der Aeltern Schickſal lindern.

Euſebius. Kardinal! Ich ſtehe wie verſteinert, daß man es wagt, mir ſolche Dinge vorzutragen. Indeſſen, da der Menſchen Gehirn ganz ſicher zerrüttet iſt, ſo will ich nicht, daß man die Verwägenheit an ihnen räche.

Großinquiſitor. Ich mußte Sie perſönlich überführen, wie man nicht blos Sie zu hintergehen geſucht, nein, Ihre armen Aeltern wirklich hintergangen. Das ſind die Teufelskniffe, mit

enen dieſer Menſch zuerſt ſich in des Vaters Herz
u ſchleichen gewußt, und dann auch Ihrer Mutter
Seele ſo verdüſtert, daß ſie einen Sohn zu ſehen
laubte, wo ein Betrüger war.

Henriko. Nein, bey dem Ewigen! kein Be-
trüger.

Prinz Johann. Henriko! Stille doch!
Was hilft Dir hier Dein Eifer?

Henriko. Er helfe oder nicht, ſo muß ichs
laut und frey bekennen, ausrufen, daß die halbe
Welt es hören mögte: Sie ſind der Prinz Johann.
Er iſt Ihr Bruder, Fürſt! Und er iſt kein Betrü-
ger, Kardinal. Gott gebe, daß es in der Welt
nie einen ſtärkern Betrüger giebt, als dieſer iſt,
ſo wird es lauter Engel geben.

Großinquiſitor. Schweigt, Unverſchäm-
ter.

Henriko. Nein, Kardinal, ich ſchweige nicht.
Nur mit Gewalt ſoll man mir itzt die Zunge läh-
men. Ihr ſpielt mit Menſchen, wie mit Pup-
pen, das weiß ich lange ſchon. Allein dies Spiel
iſt ſchändlich. Macht mit ihm, was Ihr wollt;
nur laßt ihn das ſeyn, was er iſt. O daß die
Steine an den Wänden dieſes Gebäudes zu Zun-
gen würden, und jede ſchrie Ihnen laut ins Ohr,

daß Sie es wüßten, es ist der Prinz Gonzage, und ängsteten Sie, bis Sie selbst bekennten, er ist es; daß sie dem Prinzen Eusebius, dem Usurpator der Rechte seines Vaters und seines Bruders, es in die Ohren gellen müßten, er habe unrechtschaffen gehandelt — wenn sie das müßten, so wäre nur Gerechtigkeit erfüllt. Allein Ihr Maaß, Großinquisitor, ist noch nicht erfüllt. Ein gen Himmel dampfender Brand muß noch dazu kommen, um des Weltrichters Zorn zum Ueberfließen zu bewegen.

Großinquisitor (klingelt, es treten einige Diener der Hermandad ein.) Bringt diesen Wüthenden aus meinen Augen.

Eusebius. Er raset. Man soll als einen Rasenden ihn auch behandeln. Was er vorbringt, sind Worte des Wahnsinns.

Prinz Johann. Du armer Freund! Es geht Dir, wie so vielen Unglücklichen, die man der Wahrheit wegen für toll erklärt. O Kardinal! erlauben Sie mir, ihn nur noch einmal zu umarmen. Er war mir sehr viel. Er hat für mich sich gänzlich aufgeopfert. Um meinetwillen nur hat er so mancher glänzenden Rolle, die er in einer andern Laufbahn spielen konnte, entsagt, um

meinetwillen wird er den Feuerstod sterben. Nur einmal, Kardinal.

Großinquisitor. Umarmt ihn, Ritter, wenn Ihr es nicht lassen könnt. Ihr umarmt den, der Euch ins Verderben stürzt. Mitleid mit Eurer Jugend läßt mich über Eure Unbesonnenheiten wegsehen, und wie gesagt, Ihr wäret noch zu retten. Wenn Ihr dazu beytragen wollt, so laßt ab von dieser Umarmung. Entsagt dem Menschen, der Euch elend macht. Wenn Ihr ihn kalt von Euch sich trennen laßt, so habt Ihr einen Schritt zu Eurer Rettung, vielleicht sie ganz vollbracht. Entschließt Euch nun, Ihr sehet ihn zum letztenmale.

Prinz Johann (rennt mit offnen Armen auf ihn zu) Zum letztenmale! Nun so komm an meinen Busen, Du, der mir theurer ist, als alle Gnade, die mir diese geben können. Mein Freund! mein Einziger! Nur in der Ewigkeit bin ich im Stande, das Dir zu vergelten, was Du an mir gethan. Bald werden wir dort wieder zusammen seyn, und uns des Sieges freuen, den wir davon getragen. Dort werden wir nicht mehr getrennt. Man achtet der Freundschaft Bande, weil der Schöpfer selbst seiner Geschöpfe bester Freund ist.

Henriko. O sehen Sie doch her, Sie, Kardinal, und auch Sie, Prinz Eusebius. Wenn dieses Schauspiel Sie nicht rührt, so sind Sie nicht zu rühren. Lebe wohl, Johann — Henriko stirbt mit Freuden.

(ab.)

Prinz Johann. Sie haben mir doch wohl nichts mehr zu sagen, Kardinal. Ich mögte gern in dieser unvergleichlichen Stimmung mich meiner Einsamkeit wieder widmen. Ich würde ruhiger darin bleiben, wenn ich von keinen neuen Gegenständen mißgestimmt würde.

Großinquisitor. Geht. Ihr gehört zur Klasse der Unbiegsamen, die ihre Retter von sich stoßen. Ich habe zum letztenmale in Güte mit Euch gesprochen. Ihr habt Euch Euer hartes Loos von nun an ganz allein zuzuschreiben.

Prinz Johann. Ich nehm' es willig an. Ich will für mich, und dann für meinen Bruder beten. Für mich, um immer, auch in der letzten Stunde die frohe heitre Laune zu behalten, in der ich mich itzt befinde. Für meinen Bruder, um an ihm des Himmels Wirkung noch zu sehen, daß er seinen Aeltern Gutes thut.

(ab.)

Eusebius. Wahrhaftig, sonderbare Menschen! So groß erwartete ich die Erschütterung nicht, die eine solche Unterredung auf mich hervorbringen sollte, und hätte ich sie so vorausgesehen, ich hätte sie mir verbeten — Ew. Eminenz.

Großinquisitor. Verbeten? Ew. Eminenz? — Nach dem Eusebius, was ich Dir gestern eröffnet, sprechen wir nicht mehr so mit einander. Diese Ausdrücke verrathen, daß Du nicht so kalt geblieben bist, wie ich Dich bey der Unterredung wünschte. Wenn dies Dein Bruder kann, dem Du alles genommen, und dessen Untergang Dein Glück allein bestätigt, was werden dann der Mutter Klagen nicht bey Dir wirken, und wie kann ich den Vollführungen meiner Pläne entgegen sehen?

Eusebius. Ach, Vater, es war eine treue Freundschaft zwischen diesen Beiden!

Großinquisitor. Immer ist der Böswichter Freundschaft groß. Sie wissen an nichts anderm sich zu halten. Das ist die Klammer, die für Religion und erhabene Gesinnungen, die sie nicht haben, sie schadlos halten soll. Da denken sie sich eine Treue, die ihre übrigen Missetha-

ten aufwiegt. Frage mich nun nicht mehr, Sohn, ob eine solche Scene für Dich nöthig war? Sie war es sehr, um Dich nur erst zu überzeugen, wie Bosheit sogar in Frömmigkeits-Gewand sich hüllt. Ich wollte Dich gern vorbereiten, wenn der Fürst Gonzago und Deine Mutter wiederkehrten, daß dann Dein weiches Herz nicht auf ihre Seite träte, und Du Dich selbst mit ihnen unglücklich machtest.

Eusebius. Der Stolz ist meine Leidenschaft. Ich stehe, wo ich stehen wollte, und das behaupte ich. Mag meinetwegen alles um mich her zu Trümmern gehen, was mir zuwider ist. Gonzago und meine Mutter sind der Höhe sehr im Wege, und sie sind ausgelöscht aus meinem Herzen. Ihr seyd mein Vater, Kardinal, und wolltet Ihr meiner Größe Euch entgegenstellen, ich haßte Euch, wie ich den haßte, der vor mir Fürst Gonzago war, und lebt. Ist er erst todt, da, denk' ich, werde ich ihn lieben können.

Glaubt nicht, daß dieser mir am Herzen lag, weil er mein Bruder war. Als einen solchen müßte ich ihn hassen, weil ich die Schwester hassen könnte, wäre sie mir im Wege. Allein, so wie ich selbst gern stolz und groß bin, so liebe ich

alles, was ſtolz und hehr und groß mir erſcheint. Und ſein Opfer brachte er ja doch ſo willig, und ſeine Standhaftigkeit in ſeinem großen Unglück war doch ſo bewundernswerth.

Großinquiſitor. Das ſey, mein Sohn; auch geb' ich Dir das Verſprechen, er ſoll um Deinetwillen ſo mild als immer möglich behandelt werden, er ſoll um Deinetwillen, iſts möglich, glücklich ſeyn.

Euſebius. Laßt ihm doch ſeine Ketzerin, mein Vater. Er ziehe mit ihr hin, wo Ihr kein Aergerniß daran nehmt. Dort lebe er im Dunkeln das Leben, welches er ſich wünſcht.

Großinquiſitor. Und Du fürchteſt nicht, daß einſt in ihm der Stolz des Hauſes Gonzago erwachen würde, und er Dich dann beunruhigte?

Euſebius. Nein, mein Vater; ich bin zu aufmerkſam auf der Gonzago Denkungsart geweſen. Ich habe dieſen Stolz in mir ſtets bewundert, ich wußte nicht, daß er von Euch ſich herſchriebe. Ihre Würde vergaßen die Gonzago's nie, allein ihr Wort auch nie. Was mein Bruder Johann einmal geſagt, das würde er Ewigkeiten hindurch zu halten wiſſen, und ehe er es brächte, müßt' er untergehen. Ich bitte Euch, mein Vater, han-

delt so, wie ich von Euch begehrte. Jetzt eil' ich wieder zu dem schwesterlichen Feste. Man wird den Bruder lange schon vermißt haben. (Im Abgehen) Versprecht Ihr, meine Bitte zu erfüllen?

Großinquisitor. Ich will es. (Eusebius ab.) Man muß in der heutigen Welt doch viel versprechen, was man zu halten nicht gesonnen. Doch zu der Leidenden Beruhigung ist immer ein solches Versprechen gut angewandt. Und er litt wirklich und war in Gefahr, mir selbst gefährlich zu werden.

Das wäre schön, wenn der Großinquisitor die Ehe mit einer Ketzerin nicht nur zugäbe, nein, sie auch beförderte. Wenn man mit solchen Fehltritten gegen mich auftreten könnte, so würde meine Macht bald ihre Endschaft erreicht haben. Wenn irgend eine Sache diesem selbst einmal aufstieße, so könnte er sich wohl auf meine Bereitwilligkeit in diesem Falle berufen, und von mir ein ähnliches verlangen. Nein, Freund Eusebius, Du sollst nichts weiter von der Ketzerin noch ihrem Prinzen hören.

Madrid.

Königliches Schloß.

Seitenflügel der Königin.

Kabinet, (daſſelbe, in welches Karlos beſtellt war.)

Philipp. Fürſtin Eboli.

Philipp.

Soll ich denn immer mehr den Grundſatz wahr finden, daß Liebe ohne Rache nicht das iſt, was mit ihr verbunden ſie auf uns wirkt? Sie haben erneute Wonne in Ihrer Zaubergewalt, Fürſtin, und doch war der Gedanke, daß hier Eliſabeth vielleicht ſelbſt mir untreu ward, für mich ein Reiz mehr.

Eboli (für ſich.) Ich will den Augenblick der Schwäche nutzen — will ihn nutzen, um ſie ganz zu Grunde zu richten. (laut) O mein König, mein Geliebter — Sie legen zu viel Werth auf eine Rache, die nicht zum tauſendſten Theil erfüllt, was ſie an Ihnen that. Nein, ich kann in der Minute, in welcher Sie mir ſo alles ſind, nicht

schweigen, von des Monarchen Unstern nicht schweigen, den seine eigne Gattin über ihn brachte.

Philipp. Sie sollen auch nicht schweigen. Reden, Eboli, das sollen Sie. Bis auf die geringste Kleinigkeit will ich von Ihnen wissen, was Sie wissen. Die Zeiten, wo ich Achtung für Ellsabeth empfand, wo ich selbst Ihnen um ihretwillen rauh begegnete, sind nicht mehr. Ich habe sie verachten gelernt, und, um sie zu bestrafen, muß ich sie kennen. Sie haben also wirklich Beweise ihrer Untreue?

Eboli. Wenn ihre eigne Aussage zu den Beweisen wider sie gehört, so hab' ich diese. Ich schaudre vor der Nacht zurück, in welcher sie mir das Geständniß machte, sie sey schuldiger an Karlos Tode, als man glaube. Sie habe ihn verführt, er würde nie mit Posa die Verbindung eingegangen seyn, er würde nie die Ehrfurcht gegen seinen Vater verletzt, nie Flandern sich unterwürfig zu machen gesucht, nie seines Vaters Thron begehret haben, wenn sie es ihm nicht gerathen, geheißen.

Philipp. Sie rieth es ihm? sie hat es ihm geheißen? Meine Gattin? O Himmel! wenn Du einen Donner noch in Deiner Hand hast, zer-

ſchmettre ſie zum Beyſpiel, damit ich den Arm nicht waſne gegen ſie. Doch, bin ich nicht der, der Gerechtigkeit auf Erden üben ſoll? Warum that ſie das? warum? Eboli, ſie muß es Ihnen entdeckt haben, da ſie ſo offen ſprach.

Eboli. Aus blinder, bloßer blinder Liebe gegen den Prinzen. Wie oft hat Ihro Majeſtät ſie einen Wütherich genannt, der von der Seite des Geliebten ſie geriſſen, dem ſie zum Opfer ſich hingeben müſſen, deſſen Anblick ihr unausſtehlich ſey.

Philipp. Die Heuchlerin! Sie ſoll ihn nicht mehr haben. Sie hat mir tauſendmal gelogen, daß ſie gern mich ſähe; ich will von den Aeuſſerungen ihrer Liebe ſchweigen, die kein Engel für verſtellt gehalten hätte. Wie leicht war es ihr alſo, einen Menſchen zu betrügen? Ja, Menſch — ich bin Menſch; o ich fühle es dadurch, daß ich ſo hintergangen werden kann.

Eboli. Ich will das letzte Bekenntniß thun, Monarch. Wenn Ihre Ungnade mein Loos ſeyn ſollte, nun ſo fall' ich wenigſtens mit ruhigem Gewiſſen, und mit der Ueberzeugung, Ihnen nichts verhehlt zu haben. Das Kind, das die Monarchin unter ihrem Herze trägt —

Philipp. Nicht weiter — ist Karlos Kind. So soll die Brut auch mit der Mutter und dem Vater untergehen. Bereiten Sie sich, Eboli. Der Kardinal zwar wird sehr toben. Allein, er tobe. Ist die That einmal geschehn, was kann er thun? den Ablaß kann er mir doch nicht versagen? Auf morgen, Eboli, auf morgen —

(schnell ab.)

Eboli. Sie wird geendet, meine Rache. Morgen ist ihr Ziel. Der Tag sey mir das erste Freudenfest, sey mir der Lohn für so viel gebrachte Opfer, für die Hand, die ich heute Rui reichen mußte. Er ist todt, dieser Karlos, kalt ist das Auge, welches mich bezauberte, weg ist der Blick, der mich in Flammen setzte. Entflohn sind die Rosen der Wangen, die die meinigen glüheten, ich höre nicht mehr den Ton der Stimme, die so süß mir war. Und doch, in diesem Augenblicke — begreife es, wer es begreifen kann — steht er wieder in dem vollen Glanze aller seiner Reize vor mir. Der Augenblick der Rache ist ja vorüber, der der Liebe kehret wieder zurück. Sie wird morgen kalt und todt seyn, wie er, und kann sie mir dann nicht mehr schaden, o! wie reizend wäre der Gedanke, ihn noch lebend zu wissen! Dann würden meine

Reize

Reize sicher Eindruck auf ihn machen — dann würde ich von ihm angebetet werden, da sie es vorher war. Der Haß, den ich gegen ihn fühlte, würde sich wieder in Liebe wandeln.

Ich Thörin, daß ich das nicht vorhersah; daß ich nicht lieber blos auf ihr Leben meine Anschläge machte; daß ich das seinige, da es in meiner Gewalt lag, nicht rettete! Was konnte er denn dafür, daß sie den ersten Eindruck auf ihn gemacht? Wahr, daß es entsetzlich ist, daß, da er sicher nichts bey ihr genossen, bey mir genießen sollte, er dennoch standhaft treu ihr blieb; wahr, daß er eben so gut ihr auch nach ihrem Tode treu hätte bleiben können: allein, zulezt erwacht der Mensch doch, und der Gegenstand nur darf entfernt seyn, so verschwindet die Standhaftigkeit der Seele, und einen solchen Triumph zu haben! —

O Karlos! könnte ich ins Leben dich zurückbringen, ich opferte das meinige wenigstens halb für dich. Und eben heute muß der quälende Gedanke in mir aufsteigen? Eben heute muß der so schlecht überlegte Plan mir Sorge machen? Ach, was hab' ich verloren? Allein, wieder gewinnen kann ich's nicht, und so will ich mich losreißen von der Höllenpein.

Ha! daß die Ehre, die mir Rui giebt, daß die Gewalt, die ich vom König erhalten werde, so gar nichts sind gegen die Vorstellung der Liebe, die ich dort genießen können!

(ab.)

In Frankreich.

Wald.

Die drey Bewaffnete, mit ihren übrigen Leuten versteckt. Manko. Fernandez. Der Waldbruder. Fürst Gonzago. Einige Bewaffnete mit ihnen.

Fernandez.

Ich weiß nicht, welch ein Schauder mich hier überfällt, Manko. Weißt Du gewiß, daß es in diesem Walde richtig ist? Wir hätten Hülfe nehmen sollen, denn wenn hier Räuber sind, so kommen sie gewiß nicht in kleiner Anzahl.

Manko. Du träumst. Der Herweg ließ uns nichts von diesem wähnen.

Fernandez. Es ist auch nur eine eigne Ahnung. Sie wird vorübergehen. Etl hörst Du kein Geräusch, kein Rasseln, kein Waffengeklirr?

Manko. Noch einmal, ich glaube, Du träumst. Ich höre nichts. Setz wenigstens die

Leute nicht in Furcht. Was siehst Du so bedenklich in das Gebüsche?

Fernandez. Befindet sich hier jemand? (lauter) Heda! Wer ists? Wer? Antwort!

(Die drey Bewafneten mit ihrem Gefolge springen hervor, und fallen über Fernandez her.)

Erster B. Es gilt Dein Leben.

(Fernandez fällt, Manko will auf sie los, da aber seine Leute die Flucht nehmen, eilt er diesen nach, und läßt die zwey Gefangenen im Stich, nachdem er den Waldbruder verwundet.)

Fernandez (springt auf) Brav, Burschе, das war recht gemacht. Nun sind wir wenigstens aus diesen Klauen frey. Geschwind bringt mich itzt an den bewußten sichern Ort. Da will ich meine beiden Freunde schon so unkenntlich machen, daß sie als Pilger in Madrid kein Mensch erkennen soll.

Waldbruder (mit schwacher Stimme.) Ich fürchte, Fernandez, ich werde Deiner freundschaftlichen Hülfe nicht mehr bedürfen. Der Böswicht verwundete mich, ehe er floh.

Fernandez. Wer? Manko? Warte, das soll Dir theuer zu stehen kommen. Armer! mußtest Du so schändlich und von einer so verworfenen

Hand umkommen! Ich kannte seinen Groll auf Dich. Er stammt noch von der Nunez, von dem unschuldigen Mädgen her, die Du einst ihm entrissest. Er hat bis itzt Dirs nachgetragen, allein so boshaft hätt' ich ihn doch nicht geglaubt.

Fürst. Mein erster Freund dem Tode nahe? O Schicksal, Du hast über mich harte Prüfungen beschlossen! Er sollte mir, wenn wir gerettet würden, die Augen zudrücken, die der Gram bald schließen wird. Nun muß ich Dir sie selbst zum langen Schlaf bereiten. Es sey; ich bin ergeben in den Willen dessen, der über uns ist. Ich will ihm ohne Murren folgen.

Waldbruder Ich übergebe Euch diesem Fernandez, mein Fürst. Ihr habt gesehen, was er für einen Freund zu thun im Stande ist. Er ist mein zweytes Ich. Er wird für Euch thun, was ich für Euch that. Ihr klagt über meinen Verlust: thut das nicht mehr. Ihr gewinnt, was Ihr verliert, und ich gewinne mehr als Ihr. Ich gehe, ohne jene schauderhaften Scenen wiederzusehen, welche Grausen Jedem erwecken müssen. Gott weiß, ob ich zu allem dem selbst bey der gefahrvollsten Entdeckung hätte schweigen können, und da hätte ich vielleicht mich und Euch alle un-

glücklich gemacht. So ist es besser. Auf diesen wirft man keinen Verdacht, und er ist auch der Scenen zu gewöhnt, als daß er sie nicht kälter betrachten sollte.

Die lezte Bitte, Fernandez — ich mögte nicht unter freyem Himmel sterben.

(Fernandez und Gonzago führen ihn ab; Alle folgen.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Früher Morgen.

Philipps Zimmer.

Philipp. Herzogin Alba.

Philipp.

Ich muß den Morgenschlaf auch von Ihren Augenlieden scheuchen. Spaniens Monarch hat keine Ruhe. Er suchet sie bey Ihnen.

Herzogin. Wenn Spaniens Monarch aufhört Monarch zu seyn, so ists kein Wunder, daß die Ruhe ihn flieht. Was ich indessen beytragen kann, sie herzustellen, das fordern Sie, und sollten Nächte drüber zu Tagen werden müssen.

Philipp. Verbindlich, wie gewöhnlich; aber seit wenn hörte ich auf Monarch zu seyn?

Herzogin. Seitdem man Spaniens Phlipp ungestraft beleidigen kann. Seitdem er, verzeihe

mir der große König den Ausdruck — Kind geworden, um mit der Herrscher Macht zu spielen, und damit spielen zu lassen. Daß Karlos todt ist, König, war doch wohl nicht Ihre Schuld? Sie mußten so handeln. Aber eines Menschen Schuld ist es.

Philipp. Bey allem, was wahr ist, das ists. Es ist die Schuld der Königin, und dieser Königin wegen ließ ich Sie rufen. Ich will sie nicht mehr sehen, diese Königin. Ich will nicht, sage ich, und wiederholen will ichs Ihnen, bis Sie es glauben.

Herzogin. Gott Lob, Monarch, daß sich Ihr Wille endlich einmal auf die rechte Seite gelenket! Ich bitte, lassen Sie den Willen nicht wieder verrauchen. Der Königin Blicke sind gefährlich für Ihren Willen.

Philipp (verächtlich.) Nein, Herzogin, die Blicke hören auf, gefährlich zu seyn, wenn sie von einer Buhlerin herrühren.

Herzogin. Ein harter, aber wahrer Ausdruck, den Sie wählten. Gern wollt' ich sie vertheidigen. Wer kennt die Schwäche unseres Geschlechts besser als ich, und warum soll eine Königin von Wallungen nicht hingerissen werden,

wie jede Andre? Warum soll ihr Blut minder feurig in ihren Adern wallen, als in andern?

Philipp. Ich will sie nicht vertheidigt wissen, Herzogin.

Herzogin. Und ich will sie so wenig vertheidigen, daß ich vielmehr die Erste bin, die ihrem Todesurtheil ihre Stimme giebt. Hätte Philipp mich nur enden lassen, so hätte er gehört, daß ich nicht Leidenschaften schändlich finde, nur allzuschändlich aber, einen Mann wie ihn zu hintergehen. Die Treue der Königinnen muß des Beyspiels und der Würde wegen unverletzlich bleiben. Und wenn auch alles dies nach seiner angebornen Milde der König noch verzeihen könnte, so steht es ihm nicht zu, den Mord des Sohnes, an ihm und ganz Spanien begangen, zu verzeihen.

Philipp. Bey Gott, Sie haben wieder Recht. Sie sprechen hart zu meinem Herze, aber gerecht. Ich fühl' es, ich war ungerecht, und hierin liegt der Grund meiner ganzen Unruhe. Ich will mir diesen Scorpion vom Halse schaffen. Ich könnte sie verstoßen, doch das will ich nicht. Ich würde mich dann gegen meine eignen Unterthanen blosgeben müssen. Und wofür bin ich Herrscher? Wofür ward mir das Recht an Men-

schenleben? Ach, Herzogin! ich habe diese Elisabeth einst geliebt. Warum war sie denn nicht wie Sie?

Herzogin. Schon wieder weich? Wenn Philipp weich wird, dann ist nur ein kleiner Schritt bis zu seiner Gnade.

Philipp. Glauben Sie das nicht, Herzogin. Ich wanke nicht. Es ist kein Kampf in mir. Wo Philipp einmal beschließt, da ist an keine Wiederkehr zu denken. Bereiten Sie den Becher, den sie leeren soll. Die Fürstin Eboli wird ihn ihr überbringen.

Herzogin. Wird diese es über sich erhalten? sie, die in der genauesten Verbindung mit ihr stand, ihrer Geheimnisse Vertraute vielleicht.

Philipp. Nicht vielleicht, sie war es ganz und innig. Allein sie war's für mich. Um meinetwillen brachte sie es so weit, daß alles ihr die Königin gestand; und sie, die selbst den Prinzen bis zum Rasendwerden liebte, kochte Rache, und kocht sie noch.

Herzogin. Und wird sie also sicher befriedigen. In der That, das hätte ich nicht geglaubt. Doch, Monarch, Sie tragen mir auf, den Giftbecher Ihrer Gattin zu bereiten. Heute oder

morgen könnte Sie die That gereuen, Zufälle könnten sie zu der Ohren der Inquisition, ohne deren Willen Sie sie unternehmen, bringen. Man könnte nach der eigentlichen Beschaffenheit forschen, und die den Gift bereitete, wäre immer weit weniger zu entschuldigen, als die ihn auf Befehl ihres Monarchen reicht.

Philipp. Mistrauen, Alba, habe ich von Ihnen nicht verdient. Schützt mein Wort nicht?

Herzogin. Monarch! Ihr Wort ist mir bey Ihnen genug; allein, ich muß Sie daran mahnen, daß die Herren vom heiligen Gericht sich wenigstens noch über Sie zu seyn dünken, und ich mögte nicht gern das Opfer werden, welches Sie brächten, um den Beweis von der Wahrheit meines Satzes zu geben. Nur Philipps Hand und Siegel darüber, und ich bin vor den heimlichen Verfolgungen von jener Seite gedeckt.

Philipp. Auch das!

(Er geht ins Kabinet.)

Herzogin. Ich bebe vor dem Einfluß, den sie hat! Die Heuchlerin muß überzeugt seyn, daß Elisabeth unschuldig ist, und dennoch, dennoch hat sie ihm ein so wirksames Mährchen vorerzählen können. Leichtgläubig ist doch Philipp wahrlich

nicht, und also war sie treflich schlau. Kein Wunder, daß sie sich von mir zurückgezogen, nachdem sie einmal ihn so fest gekettet. Die Kette muß man sicher zersprengen, und ich habe in ihrer Bereitwilligkeit, die Königin zu morden, den Weg dazu gefunden. Ha! sey sie listig, wie die Teufel, ich kann der Hölle wohl noch einen Zusatz geben.

Philipp (tritt mit der Schrift aus dem Kabinet.) Hier ist Ihre Beruhigung. Befördern Sie nun auch die meinige.

(Er reicht ihr das Papier.)

Herzogin. Ich danke, mein Monarch. Nun eine Bitte noch, die, daß niemand, wenn es möglich ist, erfährt, ich habe das bereitet. Am wenigsten die Fürstin Eboli. Sie kann nicht schweigen; das zeigt die Entdeckung, die sie der Königin von Karlos Tode machte. Ich rechne dies zwar nicht so sehr unter die Fehler, mir aber könnte dieser Fehler theuer werden, und Mangel an Vorsicht ist das einzige, worüber Alba mich zur Verantwortung ziehen könnte. Den Zufall legt er niemals mir zur Last.

Philipp. Sie sind erstaunend pünktlich über diesen Punkt geworden, Herzogin.

Herzogin. Und Sie, Monarch, erstaunend eingenommen für diese Eboli. Ich mögte wetten, Sire, da Sie vergassen, daß Sie Monarch wären, haben Sie auch vergessen, daß die Alba keiner Eboli sich gern preißgegeben sehen mögte.

Philipp. Also Eifersucht. Die Leidenschaft ist jedesmal bey Ihrem Geschlechte angenehm.

Herzogin. Bewahre Gott, Sire, keine Eifersucht. Ich bin zu stolz, sie je zu fühlen. Der Menschen Schwächen können auf mich nicht wirken, der Menschen Stärke nur. Wenn Sie standhaft genug wären, um irgend einer großen That willen, von dieser Eboli sich abzuwenden, bey irgend einer Aufforderung zu zeigen, nichts als Ihr königlicher Stolz sey Ihrem Herzen nahe, dann könnte ich vielleicht in meiner Seele Bangigkeiten gewahren, dann könnt' ich glauben, Philipp könne sich auch einstens von mir wenden — Dann würd' ich meine Zuflucht, Sire, zu den tausend Geheimnissen der Staatsklugheit nehmen, die Sie mir aufzubewahren so gnädig waren.

Philipp. Dann erst das? Noch itzt nicht?

Herzogin. Nein, Sire; wenn schon Sie mir damit sagen wollen, daß Ihre Ungnade mir nahe ist, so rechne ich noch nicht darauf. Hab'

ich Sie gekränkt, so ist es wider meinen Willen geschehen. Ich habe Sie nur darauf aufmerksam machen wollen, mit einer Person sich nicht zu tief zu verweben, die eigentlich nur Buhlerkünste anzuwenden weiß.

Philipp. Doch, dächt' ich, sprächen Sie zu hart.

Herzogin. Ich nehme dieses Wort nicht in dem harten Sinne, in dem die Welt es nimmt. Wie kann ich etwas so hart tadeln, wodurch ich selbst den ersten Schritt in eine Gunst gethan, die mir erlaubt, itzt so zu sprechen?

Philipp. Bey Gott! Sie treiben's zu weit, Herzogin. Das duldet Philipp nicht!

Herzogin (ihm zu Füßen.) Das sollte er auch nicht dulden. Nun beug' ich wieder mich vor Ihnen, Sire. Sie haben dem Monarchen wieder gehuldigt, den Sie aus der Acht gelassen. Die so warm für Sie fühlt, daß Ihren Leidenschaften selbst auf alle Weise Nahrung sie zu geben weiß, die will von Ihnen, daß Sie sich gleich bleiben.

Philipp. Stehn Sie auf. Es könnte jemand uns so überraschen.

Herzogin (springt auf.) O Dank für diesen Wink. Er hebt mich selbst ganz wieder auf

die Höhe, von welcher ich herabgefallen war. Mein König achtet mich. Nun itzt bedarf ich keiner Schrift, (sie zerreißt sie) nicht einmal eines Wortes. Der Gedanke meines Philipps bürgt mir für alles. Ich fliege, um zu thun, was Philipp mir befohlen. Denn er ist wieder, der er war.

(schnell ab.)

Philipp. Ein unbegreifliches Weib! Verstellung kann dabey nicht seyn. Sie muß das fühlen, was sie sagt, sie muß, weil sie nach den Gefühlen handelt. Einschmeichelnder und liebevoller ist die Fürstin Eboli. Allein, hat man der Wollust Sinne berauscht, dann ist auch die enthusiastische Empfindung minder, die bey dem hohen Stolze dieser Alba bleibt. Sie scheint mich zu regieren, das einzige was mir anstößig ist. Und doch folg' ich weit lieber ihr, und kann es meinem Herzen eher verzeihen, daß es schwach ist, als wenn ich fühle, daß die Macht der Kutten ihre Gewalt so unbeschränkt an mir ausüben mögte.

(ab.)

In Frankreich.

Dorf in einem tiefen Walde.

Kleine Hütte.

Waldbruder auf einem Strohlager. Ihm zur Seite Fürst Gonzago. Fernandez.

Fürst.

Ach, daß ich so Euch sterben sehen muß!

Waldbruder. Ich hätte mir ein anderes Bild von Eurer Standhaftigkeit gemacht, mein Fürst. Es geht, und gieng Euch ja so wunderlich in diesem Pilgerleben, daß Euch ein solcher Wechsel, wie der aus meiner Hütte in dem Walde in dieser hier, nicht sonderbar erscheinen sollte. Wahr ists, dort wär' ich lieber gestorben. Ich hätte bequemer die Leiden ertragen können, die der Tod allezeit mit sich führt. Ich hätte ruhiger über die Zukunft nachdenken können, die meiner wartet, weil ich weniger vor mir gesehen, was

mich

mich an Zeiten zurückerinnert hätte, wo ich mich glücklich träumte. Ich habe wirklich, Fürſt — ich thue Euch itzt das Geſtändniß — gehofft, ich würde Euch und die Eurigen einſt noch in beneidenswerther Stille ganz glücklich ſehen. Der ganze Plan dazu war angelegt, und ohne Eures Weibes unſinnige Halsſtarrigkeit war er vollführt. Kein Kerker der Inquiſition ſchloß einen dann der Euren ein. Man glaubte Euch todt, und hätte Euch wie hundert andere vergeſſen, die guten Menſchen in die Hände fielen, und durch ſie gerettet wurden.

Fernandez. Das iſt vorbey, Alonzo; laß geſchehene Dinge ruhen. Wozu die lezten Augenblicke Dir noch härter machen?

Fürſt. Ach! hier ſterben ſoll er? Hier auf dieſem halbverfaulten Stroh, und nichts zu ſeinem Labſal? Unglücklicher Gonzago! was helfen Dir Deine Reichthümer? Du kannſt nicht einmal dem, der für Dich den Tod hier leidet, einen Tropfen Wein reichen, um dem Sterbenden Erquickung zu gewähren.

Waldbruder. Und hättet Ihr ihn auch, mein Fürſt, ich nähm' ihn nicht. Dies Waſſer iſt zur Stillung meines Durſtes von der Natur beſtimmt, und Tauſend ſterben, ohne Wein zu trin-

ken. Und ob ich auf dem Stroh die wenigen Augenblicke, die mir noch zu leben übrig sind, oder ob ich sie auf dem weichsten Lager zubringe, das ist einerley. Ich liege sanft, mein Fürst, denn was mir nicht gelungen ist, dafür kann ich nicht haften. Bewahre mich Gott, daß ich in der Sterbestunde so stolz seyn sollte, mit dem Himmel rechten zu wollen! Allein, meine Schuld drückt keine mir bewußte Schuld, und unbewußte vergiebt der Ewige so leicht.

Fürst. Gott! welch ein Mann! O hätt' ich sterben können an Eurer Statt! Ihr hättet mich vorbereitet zum Uebergange in jenes Leben, und das schon wäre Seligkeit gewesen. Es giebt der Priester nicht so viel, die Trost zusprechen können, wie Ihr, und nun bedarf ich dessen.

Waldbruder. Der Himmel waltet über Euch, Gonzago. Lasset ihn sorgen. Jetzt, ehe ich die Welt verlasse, sagt mir Eure Wahl. Wollt Ihr mit diesem Fernandez im Stillen entfernt von Madrid, vergessend die Eurigen, die einmal doch dahin sind, leben, oder wollt ihr den Ort des Grauels noch besuchen, um selbst die schreckliche Erfahrung zu machen, daß aus dieser Hölle keine Erlösung ist? Ich rathe Euch zum erstern.

Fürſt. Nein, mein Freund. Verzweifeln müßt' ich, wenn ich wenigſtens nicht meinen Sohn Johann noch einmal ſähe, wenn ich mich wenigſtens nicht überzeugte, ich könnte nichts zur Rettung der armen Marie beytragen.

Waldbruder. Wohl dann! Fernandez, Dir befehl ich ihn. Ich binde ihn auf Deine Seele, auf Deiner Seele Seligkeit. Laß ihm kein Haar krümmen, oder ich klage Dich einſt vor dem Allmächtigen an. Ich kenne Deine Gewalt bey der Inquiſition. Bedlene Dich derſelben, um Manko und die feilen Geſellen, die Dich im Stich gelaſſen, zu verbannen. Du kannſt als einen Pilger ihn aufführen, ihn ſchützen, ihm ſeinen grauen Kopf mit Frieden in das Grab bringen helfen.

Fernandez. Ich ſchwör's in Deine Hand, Alonzo, kein Haar ſoll ihm die Hermandad krümmen, wenn ich nicht vorher ſelbſt ihr Opfer geworden bin. Fürſt, Ihr ſollt mir den verlornen Freund erſetzen. Ihr ſollt an des Verſtorbnen Stelle ſeyn. Sein Herz war mit dem meinigen nur eins. Der Bund wird von dem Tod zerſchnitten. Ich erneure ihn mit dem Eurigen. Für dieſen hab' ich wenigſtens ſo viel gelebt, als wie

für mich. Itzt sey es meine erste Pflicht, für Euch zu leben.

Fürst. Ach! warum sind nicht alle Menschen so? Fast mögte man mit ihm rechten, daß es nicht unmöglich gemacht wurde, schlimm zu seyn. Ihr seyd vortrefliche, Ihr seyd die ersten Menschen, die ich kenne. Es sey, ich muß mich von Dir trennen, Alonzo. Ich will geduldig seyn. Ich müßte ja doch mich zur Ruhe geben. Allein nun, da Du für mich gesorgt, so sorge auch für Dich. Wo ist der Priester, Fernandez, nach dem Ihr schicken wolltet?

Fernandez. Ich habe nicht geschickt.

Waldbruder. Ich hab' es ihm verboten, Fürst. Es ist unmöglich, daß Ihr verborgen bleiben könnt, wenn hier so nahe an der spanischen Gränze ein Priester mit in das Geheimniß gezogen wird.

Fürst. Und um meinetwillen, Pater, solltet Ihr in der Sterbestunde des Trostes Eurer Religion entbehren? Nein, nimmermehr! Ich will mich eher im Walde verkriechen, als daß ich Schuld an diesem Uebel haben will. Es würde mich der schwere Gedanke nie verlassen, daß Ihr um mei-

netwillen dort auch noch leiden müßtet. Es muß seyn — ich eile selbst.

Waldbruder. Spart diese Mühe, Fürst. Ich fühle meines Lebens Ende sich schon nahen. Es würde also ganz vergebens seyn. Hört mich, und dann betet mit mir. Ich habe nicht blos Ehrfurcht für die heiligen Gebräuche unsrer Kirche, weil sie das sind, sondern ich glaube auch an ihre Wirkung. Ich bin es überzeugt, daß der Mensch, der sie von sich stößt, dafür zu leiden haben wird. Allein es giebt doch nach den Lehren unsers Glaubens Fälle, wo auch ohne wirklichen Empfang sie zugerechnet werden. Plötzlicher Tod, und Tod in seinem Beruf lassen Entschuldigung dafür zu. Mein Beruf war, Euch zu retten, in diesem Berufe sterbe ich, und also sterbe ich in meiner Pflicht. Da kann kein Vorwurf mir gemacht, kein Tadel auf mich gebracht werden. So denkt der rechtschaffene Christ, mein Fürst.

Allein ich werde schwach, mein Herz muß sich noch einige Augenblicke mit dem Allsehenden unterhalten, der auch mein Leiden nicht übersieht. Betet mit mir:

„Du, der du mich geschaffen, nicht zum Un„glück, sondern deinen Namen zu verherrlichen,

„in dieser Stunde, wo ich mich dir nähern werde,
„dank' ich dir für das Leben, das du mir gegeben,
„und für alle mit demselben verbunden gewesenen
„Freuden. Ich danke dir auch für meine Leiden,
„denn sie leiteten mich auf den Weg der Besse-
„rung, sie trennten von mir menschliche Begier-
„den, sie trennten von mir die Welt in ihrem bö-
„sen Sinne. Ich murre nicht, mein Vater, daß
„manche meiner Wege so rauh und dornicht wa-
„ren, ich murre auch nicht, daß mein Ende nicht
„seyn konnte, wo und wie ich's wünschte. Die
„Erde ist ja dein, und wo auch meine Gebeine
„ruhen, ruhen sie in deiner Hand, und deine Stim-
„me wird sie gewiß erwecken. Du hast durch
„deinen Sohn und dessen Diener uns befohlen,
„in den Lehren des Gottesdienstes dich zu ehren;
„vergib mir, daß ich nicht erfülle, was ich vielleicht
„gekonnt. Du bist mir zu verehrungswerth, als
„daß ich nicht überzeugt seyn sollte, daß du das
„Herz betrachtest und nicht die äußerliche Ceremo-
„nie. Sonach befehle ich dir meinen Geist, mein
„Herr und Gott, mit eben der Zuversicht, als
„wenn ich durch einen deiner Diener versichert
„worden wäre, du habest mich zu Gnaden auge-

„nommen. Ich befehle noch diese Beide sterbend
„in deinen Schutz."

(er stirbt.)

Fernandez. Schlaf sanft! Du bist gewiß erhört. Auch uns wird Gott nicht verlassen, denn durch diesen wirkte er schon so viel Gutes.

Fürst. Die Seele meiner Seele ist von mir gewichen. Ach Gott! ich habe viel verloren.

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipp. Herzogin Alba. Hernach Eboli. Endlich Merkado.

Philipp.

Entschlossen, Herzogin, so fest, daß nichts mehr den Entschluß umstoßen kann. Der Himmel müßte ein Wunder thun, um sie zu retten.

Herzogin. So ist's auch recht, Monarch. Wenn Könige ungestraft in dieser Art beleidigt werden sollten, wer wünschte sich den Schein anstatt der Macht?

Philipp. Ist der Trank schnell wirkend? Lange mögt' ich sie aus manchen Gründen nicht leidend wissen. Es könnten doch nicht alle ihre Leute von ihr entfernt seyn, und einer oder der andre deswegen einen Argwohn fassen, dem ich ausweichen mögte.

Herzogin. Es ist dafür gesorgt.

Eboli (tritt ein.) Was befiehlt die Majeſtät von Spanien?

Philipp. Daß die Fürſtin Eboli das mir gegebene Wort zu halten ſo bereit ſeyn möge, als gern ſie es verſprach. Hier iſt der Giftbecher für die Königin.

Eboli (erſtaunt und feſt.) In der That, die Fürſtin Eboli iſt nie gewohnt, ein Wort zurückzunehmen, welches ſie gegeben. Auch wozu läugnen, daß dieſes, manchem vielleicht höchſt ſchauderhaft erſcheinende Geſchäft, ihr eine wahre Wonne iſt? Doch hat mich der Monarch ſehr unrecht zu verſtehen geruhet, wenn er geglaubt, daß hierbey Zeugen nöthig ſind.

Herzogin. Und ich kann Ihnen bange machen, Eboli? Eine Freundin der andern, und zwar zwey Freundinnen, die beide lange ſchon an dieſem einen Zweck arbeiteten?

Eboli. Die Freundſchaft, Herzogin, iſt für die ruhigen Tage des Mittelſtandes eine ſchöne Gefährtin. Für die Laufbahn des Hofs ſchickt ſie ſich nicht. Ich werde thun, Monarch, was ich verſprochen, doch nicht ohne die Begleitung der Herzogin.

Herzogin. Wenn sonst kein Wunsch in Ihrem Herzen ist, so streiten wir uns weiter nicht. Sehr gern begleite ich Sie, und theile Ihre ganze Wonne bey der Ausführung.

Merkado (tritt ein.) Monarch! Ich bin der Ueberbringer einer erfreulichen Nachricht. Sie werden bald um ein Leben reicher seyn. Die Niederkunft der Königin ist nahe, und auf den wie gewöhnlich gegebnen Wink versammlen sich bereits einige Granden in den Vorzimmern, um dem feyerlichen Augenblick entgegen zu harren.

Philipp (erstaunt, so wie die beiden Damen es sind.) Verwünscht! Itzt eben muß das eintreten. Um wenig Stunden später, und es war geschehen; die Sache selbst hätte es unterstützt. Es wäre alles auf den Zufall geschoben worden.

Merkado (zu den Damen.) Der Monarch scheint verdrießlich. Ist ihm ein Uebel zugestoßen? Hab' ich vielleicht durch die zu schnelle gute Nachricht zu sehr erschüttert?

Philipp. Ja, ja, es ist schon recht. Gehn Sie nur, und sorgen Sie für der Königin Gesundheit.

Merkado. Ich werde nicht ermangeln. Sollte aber das neugeborne Kind ein Prinz seyn,

so bin ich selbst der frohe, glückliche Ueberbringer.

(ab.)

Philipp. Nicht so bestürzt! Ein Theil des Unternehmens ist gescheitert. Der Himmel hat die Unschuld retten wollen; was kann das Kind dafür, daß seine Aeltern ihre Pflicht verletzten? Es lebe, und erfahre nie die schwarzen Ahnungen, die seine Geburt begleiten. Die Königin wird wohl bald wieder allein seyn können. Dann bleibt's bey dem Verabredeten, Alba, und Eboli.

(geht ab)

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Zimmer desselben.

Der Kardinal. Domingo.

Domingo.

So eben, Ew. Eminenz, berichtet mir Merkado, der Königin Leibarzt —

Großinquisitor. Nun? was berichtet er? Die Niederkunft der Königin? Sind Sie der Bote einer guten Zeitung?

Domingo. Wenn Sie die Niederkunft der Königin erfreut — ja. Sie ist mit einer Infantin glücklich entbunden —

Großinquisitor. In — fan — tin! Das Wort erstirbt mir auf der Zunge. Ich weiß die Zeiten noch, Domingo, wo jeden meiner Wünsche der glücklichste Erfolg krönte, wo ich nur denken durfte, das und jenes wäre in meiner Lage von des Schicksals Hand der beste Wurf, und dieser

gelang. Ich glaubte, immer so von dieser Göttin verfolgt zu werden, allein ich habe mich sehr geirrt. Itzt war mein einziger noch übriger Wunsch, daß Elisabeth den Sohn gebären mögte, der das Leben ihr sicherte. Dann konnte und wollte ich ruhig der Entscheidung, die von oben her für mich bestimmt, entgegensehen. So wird, so muß mir diese Ruhe fehlen. Ach, Domingo, wir thaten Unrecht, mit des Prinzen Tode so zu eilen.

Domingo. Warum denn, Kardinal? Ich sehe dieses Unrecht wahrlich nicht.

Großinquisitor. Sie wollen es nicht sehen, oder Sie haben Mitleiden mit dem alten Manne den neunundachtzig Jahr lang nichts störte, und dem alles, was er thut, in neunzigsten ganz anders scheint. Das ist die Sprache, die mit Ihnen unter vier Augen ich zu reden wage; mit keinem andern würde ich sie reden, darf ich sie reden.

Domingo (für sich.) Vortreflich! Er stimmt nun sicher auf den Tod der Königin, die er so sicher retten wollte.

Großinquisitor. Sie reden mit sich selbst, anstatt meinem Fragen Antwort zu ertheilen.

Domingo. Ich mögte gern die Zweifel lösen, die Ew. Eminenz zu quälen scheinen; allein, wie

kann ichs, ohne ganz vom Sinne Ihrer Worte unterrichtet zu seyn?

Großinquisitor. Es sey. Ich lehrte Sie ja selbst die Zurückhaltung, die Sie itzt so schön befolgen. Freylich, gegen mich sie auszuüben, lag nicht in meinem Plan. Genug, Sie wollen von mir hören, was ich von Ihnen zu vernehmen hoffte — und ich gebe nach. Kann Spanien wohl ohne Infanten bleiben? und ist zu hoffen, daß die Aussöhnung des königlichen Ehepaars zu Stande komme, nachdem, was man dem Könige berichtet hat?

Domingo. Ich ehre den Blick, den Ew. Eminenz in diese Sache thun, und ich gestehe gern, daß ich ihn auch wohl hätte thun können, daß ich ihn vielleicht gethan, und nur von Ew. Eminenz Vertheidigung und von dem Wunsche des Lebens der Königin zu voll war, als daß ich vorgreifen wollte. Die Aussöhnung ist ein Werk der Unmöglichkeit. Und wenn wir sie zu Stande bringen könnten, und wenn der Kirche Güte und Strenge, mit einander heuchlerisch genug verbunden, den König dahin bringen müßte, seiner ziemlich festen Ueberzeugung wieder zu entsagen; wenn eines von den seltnen Meisterstücken unsers Willens her-

vorzubringen wäre: so umgeben den Monarchen zwey Teufel, die die Königin troz unsern Mühen nicht leben lassen. Die Alba und die Eboli sind Schlangen, die wir tödten müßten, um den Gift zu nehmen, der die Monarchin mordet.

Großinquisitor. Und soll der Kirche Macht von Weiberwillen eingeschränkt werden?

Domingo. Allerdings! sobald wir Weibern Macht genug geben, uns sich gleichzusetzen. Es ist das Geschlecht, welches seit so viel Jahren uns nur darum so fürchterlich wurde, weil es uns weniger gefährlich schien, dem wir dadurch verbindlich wurden, daß wir es in unsre Händel mischten, weil wir von ihm Nutzen zu ziehen glaubten; ein Nutzen, der uns theuer zu stehen gekommen. Es bleibt kein Mittel, als ihr Tod, kein Mittel, als durch eine neue Heyrath Spanien einen Infanten zu geben.

Großinquisitor. Es sey, wenn es seyn muß. Ich dachte sie zu retten; doch ehe diese Weiber mit ihrem Anhang zu bezähmen sind, und ehe wir das Werk der Aussöhnung vollenden, vergehen Jahre, die wir nicht verschwenden dürfen. Da Sie den Blick in diese Möglichkeiten schon so weit gethan, so haben Sie sich in den Listen de-

ter auch wohl umgesehen, die des spanischen Throns würdig sind?

Domingo. Mit Karles letzten Augenblicken war dies meine erste Sorge. So wie die Stelle des Infanten durch seinen sichern Tod erledigt war, ging ich in meinen Sinnen die Herrscher Europens durch, und ihrer mannbaren Töchter keine schien mir unserer Wahl angemessener, als Anna, Maximilians des Zweiten Tochter. Auch hätte ich lange schon mit Ew. Eminenz davon gesprochen, hätte bereits den König aufmerksam darauf gemacht, wenn ich nicht in Ew. Eminenz Entschließungen die Zögerung in Ansehung des Schicksals der Monarchin gesehen.

Großinquisitor. Die Königin ist gut, Domingo, wie in der langen Reihe der Jahre, die ich lebe, ich noch niemand gut sahe.

Domingo. So ist sie jenseit sicher besser verwahrt als hier.

Großinquisitor. Und wenn nun dieses jenseit nicht wäre? —

Domingo. So haben wir sie einem unangenehmen Leben entrissen. Angenehm konnte es nie seyn, mit dem Könige, der seinen Sohn gemordet, zu leben.

Groß-

Großinquiſitor. Forſchen Sie denn am Könige. Doch ſollt' er wider Ihr Vermuthen Neigung blicken laſſen, Eliſabethen ihre Untreue, die wir Beide doch wohl nicht glauben, zu verzeihen, ſo beſchließen Sie nichts, bis Sie mich erſt gefragt.

(ab.)

Domingo. Nichts wäre leichter, als den König zu überführen, daß Eliſabeth unſchuldig iſt. Doch ſich den Stürmen ausſetzen, die dann auf mich fielen, dem Zorn des erwachten Vaters, der Reue des unгerechten Monarchen, den heimlichen Ränken der Weiber, die ihn itzt beherrſchen, wäre Thorheit. Die Sache gehe den beſtimmten Gang, und Anna werde Königin von Spanien.

(geht ab)

Dorf in Spanien.

Fernandez. Fürſt Gonzago
(als Pilger.)

Fernandez.

So wie Ihr ſeht, befinden wir uns wohl in dieſer Tracht. Meine Beglaubigungen aus der Santa Kaſa verſchaffen uns doch allenthalben willkommne Aufnahme. Dies Leben fortzutreiben, iſt ein leichtes. Ein leichteres noch, mein Fürſt. Euch durch die Schätze, die Ihr an mich nach Madrid geſandt, ein Leben zu bereiten, wie es wenige Menſchen führen. Die Hermandad wird eben ſo tauſendfältig hintergangen, wie wir Menſchen alle, und ſie ſoll ſelbſt Eure Wohlfahrt unterſtützen. Wenn alſo Ihr im geringſten Bedenken tragt, in Madrid erkannt zu werden, obgleich ich Euch dafür ſtehen kann, Ihr werdet's nicht, ſo bleibt hier, bis ich wiederkehre. Dann wollen wir einen Aufenthalt für Euch ſuchen, Ihr legt die Pilgerkleidung ab, nehmt einen andern Namen, und ich thue für die Eurigen, was ich kann.

Fürſt. Du kannſt ſo viel, Fernandez, das ſehe ich. Kannſt Du denn nicht die Meinigen befreyen, wie mich? Kannſt Du nicht Deine geheime Macht anwenden, ſie mir zuzuführen? Kannſt Du das, ſo bleib' ich.

Fernandez. Nein, das kann ich nicht. Wer einmal als Verbrecher in den Händen des heil'gen Gerichts iſt, den kann der Kardinal nur retten, und ob der einen von denen retten wird, die ihm ſo verhaßt ſind, mögt Ihr ſelbſt Euch denken.

Fürſt. Nun, wenn Ihr das nicht könnt, ſo bleib auch ich nicht, ſo will ich mit, will ſehen ſelbſt die Grauſamkeit, die man an ihnen übt, und will in dieſen fürchterlichen Augenblicken den Himmel um Rache anflehen. Glaubſt Du, Fernandez, daß ich ein ſorgenloſes Leben führen könnte, ſo lange dieſe ſchmachten? Glaubſt Du, daß, wenn ſie nun durch Grauſamkeit und Marter von dem Erdenleben losgeriſſen ſind, ich ruhig meine alten Tage beſchließen könne. Nein! dieſe Pilgerkleidung will ich nie ablegen, nie, Fernandez, ich rette denn ſie alle. Sterben ſie, ſo will ich in der Kleidung die Straßen Madrids unaufhörlich durchziehen, und der reichſte Späher aller Ungerechtig-

keiten seyn, die ihre Mörder noch begehen. Sorgfältig aufzeichnen will ich jede That, die Rache schreyt, um meiner Anklage Listen in unendlicher Länge vor des Gerechten Thron zu bringen, denn hier mitleidig seyn, wäre Schande. Madrid soll ewig mir mein und der Meinigen Elend im Andenken erhalten, bis endlich sich mein Auge schließt, und ich mit mir ins Grab den rächenden Gedanken nehme: Du erwachst, um sie zu richten. Wir wollen unsern Stab weiter setzen, Fernandez.

Kurz vor Madrid.

Fürstin Gonzago. Marie. Der Unbekannte.

Fürstin.

Siehst Du die stolzen Thürme von Madrid, Marie? Dort lebt unser trauriges Loos zum freudenvollen Schicksal auf.

Marie (zu dem Unbekannten.) Werd' ich dort meinen Gatten wiedersehen, Freund? Werdet Ihr mich nicht mit eitlen Hofnungen getröstet haben? Wird Eure Prophezeihung eintreffen?

Unbekannter. Ihr werdet gleich, so wie wir Madrid betreten, dem Kardinal vorgestellt, und dann —

Fürstin. Das hoff' ich nicht. Wir werden erst in meinem Palast ruhen, und Marie wird sich von der Reise erholen. Ich werde sie meiner Tochter und meinem Sohne Eusebius vorstellen, bey denen soll sie sich erst liebenswürdig machen, und dann will ich sie im Triumph dem Kardinal aufführen.

Unbekannter. Das geht nicht, Fürstin.

Der ausdrückliche Befehl des Kardinals lautet, Euch sogleich in seinen Palast zu führen. Er muß Sie sprechen, ehe Sie den Augen des Publikums sich wieder zeigen. Sie können sich denken, Fürstin, daß die Begebenheiten an manchen Orten Aufsehen gemacht haben, daß Sie selbst in einen üblen Ruf gekommen, daß des Kardinals ganzes Ansehen dazu erforderlich ist, um diesen Ruf aufzuheben, und zu bewirken, daß Sie wieder so wie ehedem in allen großen Zirkeln erscheinen können.

Fürstin. Ey, ey, mein Freund, das lautet ganz anders, als was Ihr mir auf der ganzen Reise sagtet. Da war von keinen andern Aussichten die Rede, als wie man mich mit offnen Armen empfangen würde, wie jeder, der mich kennte, sich erfreuen würde, mich zu sehen.

Unbekannter. Ich setzte schon voraus, daß der Großinquisitor die Fürstin Gonzago schon vorher gesprochen, und ihr durch einen einzigen günstigen Blick diese Aufnahme wieder verschafft haben würde.

Fürstin. Das setztet Ihr voraus? Thatet das, ohne mir es gleich zu sagen? Wahrhaftig, Seynor, Ihr verdient, daß man ein kleines Mistrauen in Eure Redlichkeit setzt, und um zu sehen,

ob dem wirklich so ist, so werde ich, wir sind ja gleich am Thore, befehlen, daß man mich in meinen Palast bringe.

Unbekannter. Ich will nicht hoffen, daß es Ihr Ernst ist, sich dem Willen Ew. Eminenz zu widersetzen. Sie würden es verhindern, daß Marie ihren Gatten sähe.

Marie. Um alles, Mutter, hindern Sie das nicht Es ist nichts, was mich für den Verlust schadlos halten könnte. Wenn ich Sie bitte, liebe Mutter, o so fahren Sie gewiß gleich zum Kardinal. Bedenken Sie, daß, wenn er zornig würde, es um uns alle geschehen wäre. Unser Freund hat mir ihn ja als einen so guten Mann beschrieben. Und er könnte es als Verachtung nehmen, wenn Sie seine Hülfe nicht zuerst suchten.

Fürstin. Armes, verblendetes Mädchen! Ich fürchte, wir werden schon zu ihm müssen. Ja, wüßte ich, daß meine Ahnungen wahr wären —

Unbekannter. Die Ahnungen hätten Ihnen schon lange kommen sollen.

Thor Madrids.

Die Vorigen. Der Offizier der Wache.

Offizier.

Wer sind Sie?

Fürstin. Die Fürstin Gonzago aus Madrid. Lassen Sie mich in meinen Palast begleiten.

Marie. Ach Mutter!

Offizier. In den Palast Ihres Sohns, des Fürsten, wollen Sie sagen.

Unbekannter (der aus dem Wagen gesprungen, zieht den Offizier bey Seite, spricht heimlich, und zeigt ihm Papier.) Wollen Sie das der Fürstin sagen, so kann das Aufsehen noch vermieden werden.

Offizier (geht an den Wagen.) Ich kann Sie nicht zu Ihrem Sohne führen lassen, Sie müssen zum Kardinal.

Fürstin. Ich hoffe, ich verdiene mehr Achtung. Ich kann nicht in Reisekleidern vor den Kardinal. Wenn man mich nicht in meine Wohnung führen will, so geh' ich auf der Stelle wieder aus Madrid.

Offizier. Auch das nicht. Sie haben keine Wahl. Es ist Befehl der Hermandad. Der Herr hier hat ihn in der Tasche. Es hilft kein Mittel.

Fürstin. So! das wollt' ich nur wissen. Nun, so führe man mich denn zum Kardinal. Ich bin betrogen, aber ungerochen will ich es nicht seyn. (ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer.

Philipp. Domingo.

Domingo.

Erlauben Sie, Monarch, daß ich Sie noch an eine nothwendige Pflicht erinnere, die Sie itzt auf sich haben.

Philipp. Domingo pflegt das selten. Ist sie angenehm?

Domingo. Wie Philipp es nun nehmen will. Er weiß, daß Spanien verwaiset ist. Freylich, einen künftigen Monarchen ihm zu geben, ists immer Zeit genug. Allein, für Spanien ihn noch zu erziehen, den königlichen Stolz ihn selbst zu lehren, der Philipp so gefürchtet macht — all die erhabenen Gesinnungen ihn an sich selbst noch bewundern zu lassen, zur Nachahmung durch Thaten ihn zu reizen, den ganzen väterlichen Geist auf ihn zu

bringen, dazu mögt' es denn doch wohl Zeit seyn, weil Könige nun einmal auch die Welt verlassen müssen.

Philipp. Domingo! regiere nach mir, wer da will! Ich bin unglücklich mit den Kindern. Wer weiß, ob es nicht besser ist, daß Philipps Namen nicht durch Philipps Sohn verdunkelt werde! Man sagt ja, daß eines reifen Kopfes nächste Nachkommenschaft am Kopfe arm seyn muß, und ich frage Euch, ob Spanien nicht von einem Kopfe regiert seyn will?

Domingo. Das allerdings; allein es giebt der Ausnahmen viele von der Regel, die Philipp oben angeführt. Und Karlos hätte den Beweis davon gewiß gegeben, wenn er die Erziehung genossen, die ihm als Prinzen gebührte.

Philipp. Domingo! Schweigt von Karlos, und redet besser von dem Manne, dessen Untergeordneter Ihr nur seyt, und der den Prinzen erzog. Wie kann ich auch etwas Unmögliches bewirken? Laßt immer Spanien nach meinem Tode in ein Nichts zerfallen — laßt seine Feinde es verwüsten, oder nehmt Ihr die Regierung selbst. Um so glorreicher wird dann Philipps Andenken seyn, und die Jahrbücher werden seiner sich im höhern

Schwunge des Nachruhms erinnern. Ich kann Euch keinen Erben Eurer Kronen geben, wenn sie nicht mehr mein sind.

Domingo. Doch, Monarch! Sehen Sie die Infantinnen an, die ganz das Ebenbild von Ihnen sind. Bedenken Sie, wenn ein Infant aus dieser Eugenia sich gebildet hätte, welch ein Regent wäre das geworden! Und nun, wenn ein Infant, von dieser sanften Elisabeth uns geschenkt, das königliche Paar beglückte —

Philipp (sehr ernst.) Seyt Ihr von Sinnen, Domingo? Ist Euch erinnerlich, daß Ihr der Erste waret, der Zweifel wegen der Königin in meine Seele legte?

Domingo. Die Karlos Tod, wo nicht gehoben, doch wenigstens den Grund, sie zu verlängern, hinweggeräumt.

Philipp. Und wenn sich diese Zweifel nun ohne Euer Zuthun in Gewißheit verwandelt hätten?

Domingo. So wäre die Königin so strafbar, als der Prinz.

Philipp. Und wenn nun ihre Strafe, gleich Karlos Ahndung, bestimmt wäre?

Domingo. Dann leb' ich wieder auf; dann

ſag' ich: Philipp iſt ein groſſer Mann, und ein noch gröſſerer König. Dann werden meine Wünſche auch erfüllt.

Philipp. Eure Wünſche? Die Wünſche nach einer Königin Tode können, von einem Unterthan derſelben, dem Könige nicht willkommen ſeyn.

Domingo. Die Königin bedaure ich, und dem Könige wünſch' ich Glück. Monarch! ich habe ſchon aufs neue für Sie gewählt.

Philipp. Aufs neue für mich gewählt? — Ich wählte dreymal ſchon, Domingo, und nicht ohne Euer Zuthun. Glaubt Ihr, daß die vierte Wahl ſo ausfallen wird, wie die übrigen, ſo verſchont mich.

Domingo. Wenn Philipp hören wollte, wen und wie ich für ihn gewählt —

Philipp. Hören! Das kann ich wohl!

Domingo. Maximilian der Zweite hat einen Schatz, den er dem groſſen Herrſcher nicht verſagen wird, und Spaniens Bündniß mit dem Kaiſerhofe wäre nicht wider die Politik. Die Prinzeſſin Anna beſitzt alle Eigenſchaften, um des Königs Philipps Glück zu gründen, um ihm zu gewähren, was er bisher hat entbehren müſſen.

Die Nachrichten, die ich von ihr eingezogen, lauten so vortheilhaft, daß ich nicht einen Augenblick Bedenken finde, meinem Könige die Wahl zu rathen.

Philipp. Ihr rathet schnell, Domingo. Ihr setzt voraus, ich wolle das, was ich Euch nur in der Entfernung merken ließ. Wißt Ihr denn so gewiß, ob Elisabeth sterben muß? Liegt's in dem Plan der Kirchenhäupter, daß sie sterben muß?

Domingo. Das ruhet in dem Willen des Königs. Doch daß der Wille des Monarchen dahin sich lenke, ist der ungezweifelte Wunsch der Kirche. Für des Landes Wohl kann wohl ein Individuum sterben.

Philipp. Moral, wie ich sie immer von Euch zu hören pflege.

Domingo. Ich redete nur auf den Fall. Und ich wollte Ew. Majestät nur für die Wichtigkeit des Tausches bürgen — bürgen, daß nichts verloren, sondern eher gewonnen. Person und Geist sind so, daß Ew. Majestät den Zeitpunkt segnen werden, in welchem ich die Sache einleitete. Maximilians Tochter ist so schön, als keine noch von dem Geschlechte vor die Augen Philipps

kam. Der ſchlanke ſchöne Wuchs giebt ihr ein königliches Anſehn. Aus den blauen Augen geht elektriſch Feuer hervor, und zündet in dem Herze eines jeden Bewunderung, und in Philipps Herze wird es Liebe zünden. Liebe, wie Philipp ſie noch nie gekannt, Liebe, wie keine noch auf dieſem Erdenrund geweſen.

Philipp. Domingo! Ihr habt zum erſtenmale meine Dankbarkeit verdient. Ihr habt mir ein Bild gemalt, nicht wie Ihr Buhlerinnen vor mein Geiſt-auge brachtet, daß das körperliche Feuer zum Genuſſe rollte, nein, ein Bild wie ich es in Eliſabeth mir träumte, und eine kurze Zeit genoß. Schafft mir das Bild, Domingo; aber wenn der Traum ſo kurz ſeyn ſoll, wie jener, ſo laßt ihn vor der Erfüllung ſchwinden.

(ab.)

Domingo. Deine Schwäche verläßt dich nicht. Nun iſt es um die Königin geſchehen.

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Zimmer des Kardinals.

Der Kardinal. Fürstin Gonzago. Marie. Der Unbekannte.

Unbekannter.

Ew. Eminenz Befehlen zufolge bringe ich die Fürstin, und ihre Tochter. Fernandez und Manko haben den Fürsten und den Waldbruder in ihrer Verwahrung, und auch sie hoff' ich bald hier zu sehen.

Fürstin. Wie? Kardinal! Ist das ein Empfang, wie ich ihn verdiene? Kennen Sie die Fürstin Gonzago nicht mehr, die Sie ehedem nie eine Minute in Verlegenheit setzten? Wie heilig versicherten Sie mir so oft, daß diese Ihre Freundschaft nie erkalten sollte? Haben Ihre letzte Briefe mir nicht Vergebung und einen gütigen Empfang zugesagt? Und dieser ist kalt wie der Nord, und finster

finſter wie die Nacht. Hat dieſer Ihr Geſandter mir nicht Ihre Gnade zugeſagt, und ich empfahe Verachtung? Soll dieſes arme Kind im erſten Augenblicke eine harte Begegnung erdulden? Soll ſie in der erſten Minute verwünſchen, Spanien betreten zu haben? Keine Antwort, Kardinal? Fortdauernd dieſe Kälte? O denken Sie der Stunden voriger Zeiten! Zittern Sie vor dem Ausbruch, den empfindliche Beleidigungen bey meinem Stolz bewirken können.

Großinquiſitor (zum Unbekannten.) Entfernt Euch! Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan. Man wird Euch dafür lohnen. (Unbekannter ab.) Sennora! Sie beklagen ſich über mich, daß ich nicht ſo wie ehedem mit Ihnen bin; allein Sie bedenken nicht, daß alles was Sie ſehen noch Güte und Gnade von mir iſt. Verblendete! Nach den Geſetzen hatteſt Du Dein Leben verwirkt. Ich ſchenke es der alten Freundin. Nach den Geſetzen hätt' ich Sie nicht ſehen dürfen. Sie hätten ins Gefängniß wandern müſſen. Ich habe auch davon Sie befreyt. Mein Amt erlaubte mir eigentlich nicht mehr, mit Ihnen einen andern als den richterlichen Ton zu nehmen, ich nehme den des Warners und des Freundes. Ich ſagte Ihnen Vergebung

zu, ich halte mein Versprechen vollkommen, so genau, daß Sie gleich auf der Stelle Ihren Palast beziehen können. Doch müssen Sie den Prinz Eusebius, itzt Fürsten von Gonzago durch des Königs Milde, ersuchen, daß er Sie dort duldet.

Fürstin. Dulden? Mich dulden? Seine Mutter dulden, soll er? Hab' ich Sie recht verstanden? Ist's mit der Ehrfurcht gegen Aeltern so weit herunter in der Hauptstadt Spaniens?

Großinquisitor. Versäumte Mutterpflichten heben nach den Gesetzen Kindespflichten auf. Sie hatten Ihre Familie der Schande preisgegeben, die ich von ihr gewandt. Verlangen Sie wohl länger geliebt zu seyn? Sie können es noch seyn, Sie sinds gewiß, allein Sie müssen doch das erste Wort drum geben.

Fürstin. Eusebius ist nicht Fürst. Dem ältern gebührt das Recht. Das Recht? Das einzige, aus vielen Gründen das einzige für ihn.

Großinquisitor. Des Königs Wort hat hier entschieden. Nie kann Johann, wäre er auch wirklich Ihr Sohn, welches hier noch sehr bezweifelt wird, nie kann er Fürst Gonzago werden.

Fürstin. O Gott! was muß ich hören? Man streitet der Mutter ihren Sohn ab, den sie unter

ihrem Herzen trug, den sie am besten kennen muß, und dessen Herz sympathetisch mit mir schlägt.

Marie (fällt dem Kardinal zu Füßen.) Sie können ihr glauben, Ew. Eminenz. Es ist ihr Sohn. Ich sahe Scenen zwischen ihm und dieser Mutter, die herzangreifend waren. Sie wären selbst erweicht worden, wenn Sie sie gesehen, und so strahlende Würde auch auf Ihrem ganzen Gesichte herrscht, Sie hätten ihr durch eine Thräne einen Zusatz mehr verliehen. Erbarmen Ew. Eminenz sich über mich. Ich sehe, die Hofnungen meiner guten Mutter sind dahin, und wenn ihr schon so hart begegnet wird, was hab' ich zu erwarten?

Großinquisitor. Stehn Sie auf, mein Kind. Entschleyern Sie das Angesicht, das diese Stimme hören läßt. Sie sind nicht strafbar, wenn schon Sie es werden können. Sie können nie auf Spaniens erste Zirkel Rechnung machen, wohl aber auf ein stilles ruhiges Leben daselbst. Sie sind unglücklich, daß Sie in der Religion geboren wurden, in welcher Sie bisher gelebt. Sie können im Schooße unsrer Kirche glücklich werden.

Marie (steht auf, und wirft ihren Schleyer zurück.) Ach, ich bin unaussprechlich glücklich, wenn ich

meinen Mann besitze. Ich werde ihn doch sehen, Ew. Eminenz?

Großinquisitor. In der Ordnung nicht. Doch will ich Ihnen zeigen, daß wir unter gewissen Umständen nicht unbarmherzig sind. Sie sollen ihn sehen.

Fürstin. O so werd' ich auch ihn sehen.

Großinquisitor. Sie nicht — Sie Fürstin nun auf keinen Fall. Zwey Strafbare darf ich nie mit einander reden lassen!

Fürstin. Unbilligkeit, wie sie noch nie erhört, der Mutter ihren Sohn entziehen zu wollen.

Großinquisitor. Billigkeit, wie sie noch nie erhört, der Uebertreterin des königlichen Willens, und des Willens der heiligen Hermandad, so zu verzeihen, wie ich Ihnen verziehen habe. Ihnen wurde die Reise untersagt. Sie reisten doch. Sie sind nach allen Gesetzen strafbar, strafbar wegen Ihres Unternehmens, wegen so vieler Folgen, die daraus entstanden, wegen des bösen Beyspiels, welches Sie gegeben. Noch einmal, Sennora, Sie erinnerten mich an vergangene Zeiten, und Sie vergaßen, daß eine einzige Handlung die tausend vorhergegangenen guten sinken läßt, wenn sie böse ist.

Fürſtin. Ich hätte dieſe Politik in Ihnen' wenigſtens nicht gegen mich anwendbar geſucht. Alles alſo, was mir Ew. Eminenz zu ſchreiben geruheten, war —

Großinquiſitor. Gnade und Verzeihung! Nun gehn Sie zum Fürſten Gonzago, und erbitten ſich von ihm den Aufenthalt in ſeinem Palaſt.

Fürſtin. Wehe mir! wie tief bin ich geſunken! Hatte denn Gonzago ſo ganz Recht, daß ich nun ſo elend hier ſtehen muß? So wäre es ja doch wohl beſſer geweſen, in Sachſens Wäldern ſich zu vergraben. Komm, Marie; laß uns gehen und weinen, und beklagen, daß wir ſo leichtgläubig waren. Er ſteht mit aller ſeiner Würde wieder vor mir, dieſer Fürſt Gonzago, den ich troſtlos ſtehen ließ. Er hätte mich nicht bitten ſehen können, ohne mir zu helfen. Sie können das! Marie, komm!

Großinquiſitor. Marie kann nicht mit Ihnen, Fürſtin. Sie bleibt hier, um ihren Gatten zu ſprechen, um von ihm und uns zu hören, was zu ihrem Beſten dienlich iſt.

Fürſtin. Was hör' ich, Kardinal? Sie ſoll nicht mit mir? Sie, die Einzige, um deren wil-

len ich allen diesen Gefahren mich unterzog? Ich soll die missen, die mein einziger Trost noch ist? Ich soll sie hier allein lassen, die hier keine Seele kennet?

Großinquisitor. Wo ist die Gattin besser aufgehoben, als bey dem, der ihr Alles ist? Wo kann sie sicherer wohnen? Ueberdem, wie kann ich eine Ketzerin dem Anschauen von ganz Madrid aussetzen? Dem Anschauen, sagte ich? Nein, wie kann ich sie den Mißhandlungen entziehen, die man ganz gewiß auf sie häufet? Bruder und Schwester würden ihren Abscheu zu erkennen geben.

Fürstin. Nun, bei Gott! von dieser Seite würd' ich sie zu schützen wissen.

Großinquisitor. Sie träumen nicht blos, Fürstin, Sie sind außer sich, Sie sind ganz Ihrer Sinnen durch Ihre unglückliche Verblendung beraubt. Sie haben nicht mehr den unerschütterlichen Glauben, den Sie sonst hatten. Die Ketzerluft hat pestilenzialisch Sie angesteckt. Sie wären ehedem vor dem Gedanken, einen Ketzer in Ihrem Hause zu wissen, zurückgebebt. Itzt wollen Sie selbst einen Ketzer hineinführen, wol-

len ſelbſt Ihren Kindern eine Ketzerin als Schweſter darſtellen? Beſinnen Sie ſich, daß der Glaube, dem Sie ehedem ſo treu anhingen, in dem Gonzagiſchen Hauſe noch nicht ausgerottet iſt. Marie bleibt bey mir. Ich will zu ihrem Gatten ſie führen. Verborgen nur bey mir, kann in Madrid ſie ſicher ſeyn. Umarmen Sie ſie noch einmal, Fürſtin, und dann folgt ſie mir.

Fürſtin. Ich ſehe nun die Schlinge, die ich ſelbſt über mir zuſammengezogen. Marie! kannſt Du mich verlaſſen? Kannſt Du ohne mich leben? Kannſt Du dem Herze, welches ſo feſt ſich an Dich kettete, den Todesſtoß verſetzen? Du ſchweigſt? Kein Laut aus Deinem Munde?

Marie (gerührt, aber mit voller geſetzter Würde.) Ihr fordert mich zum Sprechen auf, und ich ſpräche lieber gar nicht, erwartete lieber in Geduld, was aus mir werden ſoll. Was ich geſehn und gehört habe, iſt von der Art, daß es mich in ein noch nie empfundenes Erſtaunen ſetzt. Ich bin hier alſo die Verworfene, die Jedermann mit Füßen treten kann. Ihr fragt mich, Mutter, ob ich Euch verlaſſen kann? Ja, ich kann das.

Ich muß es. Mit Euch seh' ich ja nichts als Schande und Verachtung, und Eure Liebe, der ich kindlich für den Willen danke, würde mich nicht schützen können. Der Kardinal verspricht mir, ich soll meinen Gatten sehen, und ich hoffe, er wird Wort halten. Aus dessen Blicken will ich dann mein Schicksal lesen. Es gehe mir dann, wie Gott will. Soll ich an meines Gatten Hals mich klammern, und mit ihm sterben — wohl, auch das will ich, kann es. (Sie umarmt die Fürstin.) Lebt wohl, Ihr, die Ihr meiner Leiden Quelle seyt. Ich verzeihe Euch. Sehe ich Euch nicht wieder, so denkt nur eine kleine Zeit mich lebend noch; denn lange überstehe ich das drückende Gefühl nicht, das mein Herz beschwert. — Nun, Ew. Eminenz, ich bin bereit, Ihnen zu folgen.

(Der Kardinal führt sie schweigend ab.)

Fürstin. Welch eine Scene war das? Hier steh' ich also ganz allein. Vor zwanzig Jahren war das wahrlich anders. Wohin mit mir? — Ha, ha, ha! Ich muß wahrlich lachen. Die Fürstin Gonzago in Madrid weiß nicht, wohin sie soll. Man sagt ihr, sie müsse ihre Kinder um die Gnade bitten, sie aufzunehmen. Hier flogen ehedem die Thüren auf, und zwanzig und mehr

Menſchen ſammleten ſich, um mich zu fragen, was ich wünſche, und itzt iſt alles todt — iſt keiner da, um mich nur zu begleiten.

Wie war das, was er ſagte? — mein unerſchütterlicher Glaube wäre fort — die peſtilenzialiſche Luft der Ketzerey habe mich angeſteckt? — Iſt dem ſo? — Wie? iſt dies nicht der Palaſt des Kardinals? Sind hier nicht die Gefängniſſe der Inquiſition? Fort! fort! fort von dieſem Schreckensorte!

(ſchnell ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Pavillon der Königin.

Fürstin Eboli. Domingo.

Eboli.

Was bringt Domingo mir? Der seltene Besuch muß mich befremden. Seitdem ich Rui Gomez meine Hand gereicht habe, hielten Sie sich entfernt, nicht nur Ihrer Person nach, sondern auch Ihre Gesinnungen bewiesen, daß sie den meinigen nicht entsprächen. Ich ließ Sie einigemal etwas von meinen Planen wissen, und Sie unterstützten sie nicht.

Domingo. Ich bin nie so glücklich, ganz verstanden zu werden. Daß ich Ihre Plane damals nicht unterstützte, lag an der Unmöglichkeit.

Laut durfte ich nicht sagen, daß es unmöglich wäre, und so arbeitete ich ingeheim. Sie machten die Geheimnißvolle seit der Zeit, doch konnte es Domingo nicht entachen, daß Sie am Untergange der Königin arbeiteten, doch sagten Sie es ihm selbst.

Eboli. Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu seyn. Ich habe am Untergange der Königin gearbeitet, das ist wahr. Da ich aber nun der Monarchin Unschuld eingesehen, da ich den unglücklichen Prinzen lange bedauert, und, könnt' ich ihn ins Leben zurückrufen, mit Aufopferung meiner selbst es thun wollte, so ändert sich die Sache.

Domingo. Entschließungen der letzten Nacht wahrscheinlich; denn, Fürstin, wenn Sie wissen, was Beichtiger bey Königen sind, so können Sie nicht glauben, daß ich unwissend in den Dingen seyn könnte, die mit dem Monarchen und der Herzogin verhandelt werden. Doch davon ist itzt nicht die Rede. Ich komme in einer andern Angelegenheit.

Eboli. Betrifft sie Rui Gomez? Ich habe wirklich geglaubt, er wird sich einen Verfechter

dessen suchen, was er bey mir nicht durchsetzen kann. Doch wenn er Sie gewählt —

Domingo. Entdecken Sie mir nichts von den Geheimnissen, die in Ihrer Ehe obwalten. Ich bin nicht der Vertraute Ihres Gemahls, ich habe keine Aufträge von demselben, ich komme für Ihre arme Mutter.

Eboli. Für meine Mutter? Wo — wo ist sie?

Domingo. Sie wird eben itzt beym Fürsten Eusebius, Ihrem Bruder, seyn, und wie sie dort wird aufgenommen werden, davon brauch' ich Ihnen wohl keine Schilderung zu machen.

Eboli. Hart — sehr hart wird ihr Empfang dort seyn. Er haßt sie, haßt sie wie seinen Tod. O Gott! wie wird die arme Mutter leiden! Geschwind, Domingo, eilen Sie — sagen Sie meinem Bruder, er solle gütig ihr begegnen — sagen Sie meiner Mutter, ich würde gleich zu ihrem Troſt erscheinen. Ist der Fürst Gonzago auch hier?

Domingo. Der Fürstin Gatte ist nicht mitgekommen. Auch muß er von Ihnen vergessen

werden. Und ich dächte, Sie ließen Ihre Mutter hieher kommen. Sie können ungestörter mit ihr reden. Sie würden dort von Ihrem Bruder sicher übel angelassen werden, wenn Sie zu der Fürstin Besten sprechen wollten. Haben Sie erst einmal sie gesprochen, so läßt sich die Sache leichter so einleiten, daß auch der Bruder ihr vergiebt.

Eboli. Ja, Domingo, hier will ich sie sehen, hier bin ich ungestört. Ich kann aber keinem das Geheimniß anvertrauen, keinen senden, sie zu mir zu führen, als Sie allein. Ich bitte Sie, gehen Sie, und bringen sie zu mir.

Domingo. Ich gehe, Fürstin, und ich bin erstaunt, nach den Auftritten, die in Ihrer Familie vorgegangen sind, nach dem Aufsehen, welches die Entfernung verursacht hat, bey der Verachtung, welche von allen Seiten dieser Mutter droht, doch noch so viel Anhänglichkeit bey Ihnen zu finden. Es macht Ihrer Denkungsart Ehre, es erhebt Sie hoch — es wird bey allen Rechtschaffenen Sie zum Muster machen, dem man in der kindlichen Liebe fol-

gen muß. Aus meinem Munde soll, Ihr Lob von allen Seiten ertönen.

(ab.)

Eboli. Welch ein Mund gab mir die Lehren? Und hab' ich auch bedacht, was ich nie vergessen sollte, daß im königlichen Palast ich bin? Hat nicht der König das Schicksal meines Vaters so bestimmt, und hat er nicht mit Unwillen von dem Benehmen meiner Mutter gesprochen? Nein, es geht nicht!

(Sie klingelt, ein Bedienter tritt herein.)

Man soll dem Pater Domingo nacheilen. Ich lasse ihn bitten, noch einmal zurückzukehren.

(Bedienter ab.)

Es geht nicht, sag' ich. Soll ich mir die Gnade des Königs verscherzen? und hab' ich denn so entschiedne Pflichten gegen meine Mutter? Ist ihr entdecktes Geheimniß nicht das Geheimniß meiner Schande? Ich will nicht mit ihr rechten, aber ihre Verachtung kann ich auch nicht mit ihr theilen. Verachtung ist etwas, was meiner glänzenden Epoche den Sturz auf einmal geben würde. Ich zittere schon vor dem

Gespötte, welches man treiben wird, wenn man ihre Ankunft erfährt. Ich zittere vor dem Zorn des Bruders, wenn er nur meine Gesinnungen muthmaßen könnte. Nur einmal sprach ich über diesen Punkt mit ihm, und er war außer sich, da ich gelinde über ihr Verbrechen dachte. Itzt steht es wieder ganz vor mir, was er mir sagte. Er würde seine Hand zu meinem Besten nicht aufheben, seinen Mund zu meinem Wohl nie öffnen, wenn ich bey irgend vorkommender Rückkehr des Fürsten und der Fürstin für sie spräche. Und ohne ihn, was bin ich? Er ist zu meiner Größe unentbehrlich.

Domingo (kömmt zurück.) Was haben Sie vergessen, Fürstin?

Eboli. Ich muß meinen Entschluß ändern, Domingo. Ich kann die Fürstin hier nicht sprechen, kann überhaupt sie nicht eher sprechen, als bis ich erst die Meynung meines Bruders weiß. Der König ist zu aufgebracht gegen das Haus Gonzago. Wenn er erführe, daß die Fürstin im Schloß gewesen, könnte ich darüber zur Verantwortung gezogen werden.

Domingo (verlegen und bestürzt.) Fürstin! Ihre Gesinnungen wanken? Das hätt' ich nimmermehr geglaubt! Sie waren so entschlossen, diesen schönen Schritt zu thun. Ersticken Sie nicht die Gefühle kindlicher Liebe in Ihrem Herze.

Eboli. Wie gesagt, Domingo, voritzt kann ich nicht darein willigen, meine Mutter hier zu sehen. Versichern Sie sie, daß mein Herz noch immer Achtung und Liebe für sie empfinde, daß aber auch dem Könige ich Ehrfurcht und meinem Gemahl Schonung schuldig sey. Ich sehe sie nicht eher, als bis der Fürst Eusebius über sie beschlossen haben wird. Bitten Sie ihn, zu mir zu kommen. Die Königin klingelt. Dabey bleibt's, Domingo!

(ab.)

Domingo. Dabey bleibt's, Domingo! Und am Ende ist Domingo selbst schuld, daß diesmal sein Anschlag fehlschlägt. Ich sprach ja von Verachtung, und das hat in ihr den Wurm aufgeregt. Zum erstenmale steh' ich wie ein Kind da, dem man sein Spielwerk genommen hat. Ihre Entschlie-

ſchließung ſchien zu feſt, ſie wird davon nicht zurücktreten.

(geht ab)

Madrid.

Gonzagiſcher Palaſt.

Der Fürſt Euſebius. Die Fürſtin Gonzago.

Fürſtin
(heftig eintretend.)

Euſebius! Gern wollt' ich warm und mit mütterlicher Zärtlichkeit mich Dir nähern; allein die Kränkungen, die ich in meinem Hauſe mit jedem Schritte erfahren muß, und deren einzige Quelle Du biſt, verſtatten nicht, daß mein mütterliches Gefühl in mir erwachen kann. — Nicht einmal ſo viel Achtung haſt Du gehabt, daß Du Deiner Mutter Zimmer unangetaſtet gelaſſen.

Euſebius. Und ich, Fürſtin, würde mich gern freuen, Sie wieder in Madrid zu ſehen,

wenn mit Ihrem Wiederſehen nicht das ganze herbe Gefühl ſich in mir erneuerte, welches ich bey Ihrer Abreiſe Sie ſehen ließ. Sie haben alles mit dazu beygetragen, den gänzlichen Fall des Hauſes Gonzago zu bewirken, und ich allein erhielt es, rettete es vom nahen Zuſammenſtürzen. Ich ſehe itzt einer Verbindung mit einem anſehnlichen Hauſe entgegen, und der neuen Fürſtin Gonzago gehöret nun alles das, was Sie vor Ihrer Abreiſe als ſolche beſeſſen haben. Da mir der Kardinal von Ihrer Ankunft Nachricht geben ließ, ſo hab' ich indeſſen einige Zimmer in dem Hintergebäude für Sie bereiten laſſen, bis Sie das Kloſter ſich gewählt haben werden, in welchem Sie den Reſt Ihrer Lebenstage beſchließen und Buße für das thun wollen, was wider die Kirche, wider Ihre Kinder, und wider Ihre eigne Ehre Sie vornahmen.

Fürſtin. Iſt das wohl ein kindlicher Empfang? Soll ich laut in Madrid auftreten, und die Undankbarkeit derer bekannt machen, die ich zur Welt gebracht?

Eusebius. Sie werden in Madrid nie wieder laut reden, Mutter. Dafür ist gesorgt, daß Ihre Schande nicht noch allgemeiner bekannt wird. Sie können die allgemein verlorne Achtung durch nichts wieder erhalten, als durch ein heiliges und bußfertiges Leben. Man denkt in keinem, auch nicht in irgend einem Zirkel mehr an Sie; und würden Sie auftreten, man würde Sie als eine Wahnsinnige behandeln, und Sie sich der übelsten Begegnung aussetzen.

Fürstin. Wahnsinnige — ja, das fühl' ich — werd' ich werden. Das bin ich schon. Der Ausbruch hatte sich schon gezeigt, als ich den Palast des Großinquisitors verließ. Dahin sollte es auch mit mir kommen; denn ich bin ja so schändlich hintergangen worden, daß nur Wahnsinn mich dafür trösten kann. Was bleibt mir, da ich denen glaubte, die meine ärgsten Feinde waren, da ich diejenigen von mir stieß, welche so freundschaftlich mir riethen, da meine Kinder mich verachten, was bleibt mir, als der Wahnsinn, um hinter ihm

mich zu verbergen? O daß ich nur zu licht noch bin! Daß dieser Körper nicht so schnell sich zerrütten läßt, als es die Seele wollte — daß ich noch jeden Schmerz mir angethan zu tief empfinde, zu tief noch des Augenblicks, der mich itzt trift, schauderhaftes Seyn bemerke. Eusebius! Du stehst kalt da. Zwar Du bist ja der Fürst Gonzago, der den Vater vom Sitz gestoßen, den Bruder verleugnet, und nun die Mutter ins Kloster verweisen will. Ich werde diese doch auch fragen, was sie von einem solchen Sohne denken?

Eusebius. Sie werden nie den Fürsten Gonzago, nie den vermeynten Sohn Johann und nie Marien, die Ketzerin, auf dieser Welt wieder erblicken.

Fürstin (wüthend.) Nicht? Nicht? Nun, Wütherich, so zeige mir die Zimmer, die Du mir bestimmt hast, damit ich mich dem Wahnsinne widme, zu welchem mich Deine Bosheit ersehen hat.

Eusebius. Recht gern. Dann rath' ich Ihnen, das Klaren-Kloster zu Ihrem Aufenthalt zu wählen.

(Er will ihr die Hand reichen. Sie schlägt sie zurück, er geht voraus, und sie folgt ihm.)

Kurz vor Madrid.

Früher Morgen.

Fürst Gonzago (allein.)

Fürst.

O Du, die ich so oft mit der innigsten Wonne betrachtete, schöne herrliche Morgensonne! soll ich Dich noch so ansehen? Soll ich Deines Aufgangs mich freuen, oder werden Deine Strahlen für mich grausende Scenen bescheinen? Ach, Fernandez, wären Deine heiligen Leute nicht, ich wollte mit diesem Philipp nur fünf Minuten einsam reden, und gern — wie gern würd' er mir vergeben, wäre ich auch wirklich schuldig. Das ist die Stadt, in welcher ich geboren bin, in welcher mir das Glück nicht nur in meinen Jünglings-Jahren, auch als Mann so günstig war, daß jeder mich beneidete, bis die Untreue meiner Gattin den Wurf wider mich that, der sich

nun zur ungeheuern Unglücksmasse aufgewälzt. Unübersehbar ist mein Elend. Wer setzt sich an meine Stelle? Mein Weib verblendet bis zum Unsinn. Mein ältester Sohn im Kerker, mein jüngster ein Ungeheuer gegen seine Aeltern. Meine Tochter Buhlerinn, und meine Schwiegertochter zum Feuertode bestimmt. Und diese ganze Last liegt auf einem fühlenden Herzen, auf einer Seele, die so gern das ganze Glück der Welt gemacht, die nichts gewisser glaubte, als sie würde wenigstens der Nächsten um sie Glück gewiß festsetzen. O ihr, die ihr in Hütten wohnt, beneidet nie den Großen. Ich hatte Ehre, Rang und Reichthum. Sie sind dahin. Ich muß zum Pilgerkleide meine Zuflucht nehmen, um nur einem schmählichen Tode zu entgehen. Ich sollte beten, beten zu dir Ewiger! Ich kann es nicht; der Anblick dieser Thürme erstickt jeden Gedanken in mir. Er macht mich unfähig, dein Lob zu verkündigen, da mich Verzweiflung fast zu Boden drückt. Vergib mir, allmächtiger Vater! vergib, daß ich erst von dir ein wenig Linderung fordre, ehe ich dich wieder zu preisen vermag. Murren will ich nicht gegen

dich, nur Menſchenſchwäche kann ich nicht von mir trennen.

Dort ſteht ja Fernandez mit einem Fremden. Vielleicht zum Troſte mir geſandt. Ich will zu ihnen. Laß, o Gott! nur einen Schimmer von Frohheit in meiner Seele ſich erheben, und du wirſt das dankbarſte deiner Geſchöpfe an mir finden.

(er geht ab.)

Kleines Gehölz vor Madrid.

Fernandez. Lorenzo. Hernach Fürſt Gonzago.

Lorenzo.

Ich kannte Dich gleich wieder, Fernandez. Willkommen in Madrid. Allein warum im Pilgerkleide?

Fernandez. Von Räubern niedergeworfen, von dem treulosen Manko verlassen, verwundet und dem Tode nahe, dachte ich nie wieder Spaniens Grenzen zu betreten, als mir ein alter Freund, gleich Dir an Herz und Heiterkeit, begegnete, und mir sein zweytes Pilgerkleid verehrte. Er kömmt dort, Lorenzo. Er nennt sich Grunaldo, hatte mit Unglücksfällen viel zu kämpfen, und will nun sein kümmerliches Leben mit mir beschließen.

Fürst (kömmt herzu.) Was giebt es Neues in Madrid, mein Freund?

Lorenzo. Viel Neues werdet Ihr wohl hören, aber nicht viel Gutes. Wenn ich Euch rathen soll, so setzt Euren Stab an einen andern Ort. Liebt Ihr das Edle und das Gute, so findet in Madrid Ihr keine Nahrung für solche Gefühle. Daß Karlos todt ist, werdet Ihr schon wissen. Der Kardinal giebt die Schuld, die er selber tragen sollte, auf den abwesenden Fürst Gonzago, den er jedoch erwartet, den Fernandez ihm bringen soll Vielleicht, Fernandez, waren es nicht Räuber, die Dich verwundeten; und waren es Freunde des Fürsten und der gerechten Sache, so laß Dichs nicht ge-

reuen, zu ſeiner Rettung ſelbſt durch Dein Blut beygetragen zu haben.

Fürſt. Man würde ihm alſo wohl übel begegnen, wenn man ihn bekäme?

Lorenzo. Ganz ſicher. Seine Gattin iſt ſchon dort. Sie ſoll bereits Anfälle von Raſerey haben. (Der Fürſt ſezt ſich auf den Raſen und verbirgt ſeinen innern Kampf.) Man hat die Ketzerin, die ſie bey ſich hatte, in die Gefängniſſe der Inquiſition gebracht. Ihr Sohn Euſebius hat ſie verſtoßen, und man verachtet ſie allgemein. Wie würd' es erſt dem Fürſten ergehen! Doch ich muß fort. Lebt wohl, großmüthiger Pilger. Ich ſehe Euch bald wieder in Madrid.

(Er reicht Beiden die Hand, und geht ab.)

Fürſt. Was hab' ich hören müſſen, Fernandez? Iſt das wahr, o ſo bin ich noch elender, als ich geglaubt.

Fernandez. Wozu etwas verhehlen? Dies iſt ein Diener der heiligen Hermandad. Wahr iſts gewiß.

Fernandez. Von Räubern niedergeworfen, von dem treúlosen Manko verlassen, verwundet und dem Tode nahe, dachte ich nie wieder Spaniens Grenzen zu betreten, als mir ein alter Freund, gleich Dir an Herz und Heiterkeit, begegnete, und mir sein zweytes Pilgerkleid verehrte. Er kömmt dort, Lorenzo. Er nennt sich Grunaldo, hatte mit Unglücksfällen viel zu kämpfen, und will nun sein kümmerliches Leben mit mir beschließen.

Fürst (kömmt herzu.) Was giebt es Neues in Madrid, mein Freund?

Lorenzo. Viel Neues werdet Ihr wohl hören, aber nicht viel Gutes. Wenn ich Euch rathen soll, so setzt Euren Stab an einen andern Ort. Liebt Ihr das Edle und das Gute, so findet in Madrid Ihr keine Nahrung für solche Gefühle. Daß Karlos todt ist, werdet Ihr schon wissen. Der Kardinal giebt die Schuld, die er selber tragen sollte, auf den abwesenden Fürst Gonzago, den er jedoch erwartet, den Fernandez ihm bringen soll Vielleicht, Fernandez, waren es nicht Räuber, die Dich verwundeten; und waren es Freunde des Fürsten und der gerechten Sache, so laß Dichs nicht ge-

reuen, zu ſeiner Rettung ſelbſt durch Dein Blut beygetragen zu haben.

Fürſt. Man würde ihm alſo wohl übel begegnen, wenn man ihn bekäme?

Lorenzo. Ganz ſicher. Seine Gattin iſt ſchon dort. Sie ſoll bereits Anfälle von Raſerey haben. (Der Fürſt ſezt ſich auf den Raſen und verbirgt ſeinen innern Kampf.) Man hat die Ketzerin, die ſie bey ſich hatte, in die Gefängniſſe der Inquiſition gebracht. Ihr Sohn Euſebius hat ſie verſtoßen, und man verachtet ſie allgemein. Wie würd' es erſt dem Fürſten ergehen! Doch ich muß fort. Lebt wohl, großmüthiger Pilger. Ich ſehe Euch bald wieder in Madrid.

(Er reicht Beiden die Hand, und geht ab.)

Fürſt. Was hab' ich hören müſſen, Fernandez? Iſt das wahr, o ſo bin ich noch elender, als ich geglaubt.

Fernandez. Wozu etwas verhehlen? Dies iſt ein Diener der heiligen Hermandad. Wahr iſts gewiß.

Fürſt. So komm gleich nach Madrid. Es leidet mich hier nicht länger. Ich will noch lieber meinem Unglück näher ſeyn, ſo nahe, daß es mich nicht mehr fühlen läßt, ich trage es.

Ende des dritten Theils.

153

Die
Familie Eboli.

Vierter Theil.

Perſonen:

Philipp der Zweite, König von Spanien.
Eliſabeth, ſeine Gemahlin.
Klara Eugenia, ihre Tochter.
Fürſt Gonzago Eboli.
Fürſtin Eugenia, ſeine Gattin.
Prinz Johann, unter dem Namen Ritter Walter,
Prinz Euſebius,
Prinzeſſin Anna Eboli, Gemahlin Rui Gomez,
} deren Kinder.
Der Großinquiſitor.
Graf Lerma.
Fürſtin Olivarez.
Herzog Alba.
Herzogin Alba.
Rui Gomez, Grand von Spanien.
Pater Domingo, Beichtiger des Königs.
Pater Joſeph, Beichtiger der Königin.
Pater Alrich.
Reutha, Aebtiſſin im Klarenkloſter zu Madrid.
Aebtiſſin Bertha.
Merkado, Leibarzt der Königin.
Heuriko, Ritter Walters Gefährte.
Marie, Ritter Wiberts Tochter.

Ein Aufſeher der Pilger.
Aufſeher von der Hermandad.
Wächter derſelben.
Fernandez.
Betuſto, Euſebius Haushofmeiſter.
Anko, Rui Haushofmeiſter.
Drey Bürger aus Madrid.
Ein Büßender.
Volk.

Madrid.

Domingos Wohnung.

Domingo. Pater Alrich.

Domingo.

Sie wissen alles jetzt, mein lieber Alrich. Behielte Rui Gomez Gattin die Gewalt, mit welcher sie den König jetzt beherrscht, würde sie nicht im Verhältniß bey ihm angeschwärzt, als sie sich durch den Dienst, der Königin den Todesbecher zu reichen, ihm verbindlich macht, so hätten wir zu fürchten. Dies ist daher der beste Weg, um Dinge ihr zur Last zu legen, die, so klein und so vertheidigenswerth sie dem Könige auch scheinen mögen, er um unsrer willen nicht übersehen kann. Sie haben mich doch recht verstanden?

Alrich. Sehr wohl verstanden. Allein, mein guter Pater Domingo, es ist nicht das erste

Mal, daß ich Sie recht verſtehe, und dennoch bin ich nie etwas mehr geworden, als Pater Ulrich, Beichtiger der Fürſtin Eboli. Wenn ich hierzu noch nehme, daß ich nicht einmal dem klöſterlichen Zwange ganz entbunden bin, mögt' ich doch wiſſen, was es mir gefruchtet, dem Verſtändniſſe mich ſo geweihet zu haben, daß ich den Pater Domingo immer auf ein Haar —

Domingo. Verzeihen Sie, Freund, wenn es bey meinen vielen Geſchäften ein Fehler iſt, daß ich Sie mich daran mahnen laſſe. Den Kloſterzwang erlaß' ich Ihnen heute noch. Der Kardinal ſoll Sie zum geheimen Beyſitzer der Inquiſition ernennen, und ſein Schatzmeiſter Ihnen die gewöhnlichen tauſend Duplonen zur Einrichtung zuſtellen. Der Pater Joſeph wird ſein Amt in wenig Tagen enden, ſich zur Ruhe ſetzen, und Sie den Platz bey Ihro Majeſtät, der neuen Königin erhalten.

(Ulrich verbeugt ſich und geht ab.)

Daß er das forderte, iſt mir recht ſehr willkommen. Sein Eigennutz geht über ſeinen Stolz, und ohne Schaden kann ich ihn an meine Seite ſetzen.

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Fürstin Eboli.

Eboli. Prinz Eusebius.

Eboli.

Sie scheinen schwermüthig, Prinz. Hat unserer Mutter Gegenwart Sie mißgestimmt? Ich wünschte, daß ich fähig gewesen wäre, an Ihrer Statt sie zu empfangen, und sie zu überzeugen, daß nur Prinz Eusebius das wieder zu ersetzen vermogte, was sie durch Gonzago Sturz verschlimmert hatte. Ist sie schon im Klarenkloster?

Eusebius. Sie wünschen das, Schwester? Sie können das wünschen?

Eboli. Mein heißester Wunsch, daß sie nie dem Fürsten Gonzago wieder beschwerlich sey. Muß ich sie sehen, so sey es nur, um ihr zu sagen, daß ich ihr zwar vergeben, doch nie vergessen kann, daß sie fast meine ganze Glückseligkeit untergraben

hätte, um ihr zu ſagen, daß ſie ſich in Einſamkeit und Reue begraben ſoll.

Euſebius. Jetzt muß ich Sie bewundern, Schweſter. Meiner Schwermuth Gegenſtand waren Sie. Ich glaubte — und ſchäme mich jetzt es von Ihnen geglaubt zu haben, ich würde Sie für dieſe Mutter eingenommen finden. Ich fürchtete Ihren Widerſtand, um ſie von uns entfernt zu halten.

Eboli. Das konnten Sie von mir erwarten, Fürſt? Nein, Bruder, Sie und ich ſind Verwandte. Das Haus Gonzago iſt geſtorben, und ein glücklicher Zufall gab Ihnen deſſen Rang und Titel. Daß unſre Mutter aus dem Hauſe iſt, macht ſie für uns ſo gut wie todt.

Euſebius. Sie wiſſen alſo alles, Eboli?

Eboli. Alles, Bruder, alles weiß ich. Als Kinder des Herrſchers über den Herrſcher Spaniens werden wir uns nicht mit einer Laſt beladen, wie dieſe Mutter es ſeyn würde. Ich hatte einen Augenblick der Schwäche. Domingo, immer ſchlau dergleichen zu belauſchen, hatte ihn wahrgenommen, wollte ihn nutzen, doch zeitig genug kam ich ihm noch zuvor. Was könnten wir von ihr erwarten, als daß täglich ſie die Leiden ihres

Mannes, den Verluſt, den ſie erlitten, den Prinz Johann mit ſeinen Rechten, die kleine Ketzerin, die billig Ihrer Gattin Rang einnehmen ſollte, und mehr dergleichen auftiſchte, was eben keine freudigen Gefühle in uns wecken könnte. Ihre Ausſchweifung, die uns zum Glück, die Oberhand gewonnen, könnte ſie gereuen, und wir wären dann gezwungen, ihre Seufzer, und ihre reuigen Gedanken darüber mit anzuhören.

Nein, Fürſt, ſeitdem ich meinem Geiſte das alles lebhaft vorgeſtellt, wollt' ich viel lieber gar nicht dieſe Mutter ſehen, als mich der traurigen Nothwendigkeit unterwerfen, von ihr mit Liebkoſungen überhäuft zu werden, die ich nicht erwiedern könnte.

Euſebius. Sie ſtimmen ganz in meine Seele, Schweſter. So ziemt es unſrer Abkunft, ſich über Vorurtheile wegzuſetzen, die dem Pöbel eigen ſind. Die Gefühle des Herzens gehören zu den Beſtätigungen unſers Genuſſes, und wo wir nicht genießen, fühlen, heiß' ich ſchwärmen. Sie haben ſich mir außerordentlich verbunden. Kann ich den traurigen Auftritt, Gonzago's Frau zu ſehen, Ihrem Blick verhüllen, ſo thue ich's. Sie verdient zwar Mitleid, aber man kann Mitleid

fühlen, und mitleidig wirken, ohne eben selbst dabey gegenwärtig zu seyn. Ich habe stets des alten Fürsten Gonzago ganzes Wesen bewundert. Ich habe seinen Sohn in den Gefängnissen der Inquisition gesehen, und wär' er nicht mein Bruder, ich könnt' ihn lieben, so viel Liebenswürdiges hat er. Ich ehre und schätze seine freundschaftliche Seele, wann sie schon gegen einen Ketzer brannte, und wär er frey in Madrid, und nur ein anderer, als er ist, ich nähme ihn zu meinem Busenfreund. So muß ich ihn vergessen.

So viel zu Ihrem Trost noch, Schwester. Der Mutter Reizbarkeit wird bald den Wahnsinn, der in ihr anhebt, befördern, und sie wird uns in allem, was sie unternehmen könnte, unschädlich werden. Ich verlasse Sie jetzt, um vom Könige mir freye Hand über die Unglückliche zu erbitten.

(Er geht ab.)

Eboli. Ich fühl' es nun wohl, wie man in dem Falle, in dem ich meine Mutter finde, sich dem Wahnsinne nähern kann. Weit weniger wär' erforderlich, um mich dahin zu bringen. Und wahrlich, alle Fassung wird mir nöthig seyn, um sie nicht zu bedauren. Der König — nur Domingo — nur die Herzogin dürften dies Be-

dauren merken, ſie würden bald mich in den nämlichen Zuſtand zu verſetzen, nicht ermangeln.

Nämliches Zimmer.

Fürſtin Eboli. Ein Bedienter. Hernach Pater Ulrich.

Bedienter.

Der Beichtiger von Ihro Durchlaucht wünſcht aufzuwarten.

Eboli. Er iſt willkommen! (Bedienter ab.) Nur nichts von dieſem Punkt. Zwar glücklich bin ich, keinen ſtrengen Beichtiger zu haben, der hier den Entſchluß wankend machen könnte, den ich gefaßt.

Ulrich (tritt ein.) Ich wünſche der Prinzeſſin herzlich Glück.

Eboli. Wozu, mein lieber Pater? Kürzlich wüßt' ich nicht, daß etwas angenehmes mir begegnet wäre. In der That, ich finde Ihren Eintritt ſo eigen, daß ich wähnen muß, Sie haben eine willkommene Nachricht mir zu bringen.

Alrich. Nun, sollte ich der Erste seyn, um desto besser. Eugenia, die Fürstin, Ihre Mutter ist in Madrid.

Eboli. Und das ist Ihre Neuigkeit? Und dazu wünschen Sie mir Glück? Ich wundre mich, mein lieber Pater, daß Sie mir nicht kondoliren. Was konnte sich wohl nachtheiligers für mich und meinen Bruder ereignen, als diese Begebenheit?

Alrich. Das ich nicht wüßte. Streit ist nicht mehr zu fürchten, seitdem Euseblus im Besitz des Fürstenthums und aller Güter Gonzago's ist.

Eboli. Und der Schande erwähnt der Pater mit keinem Worte? (für sich) Ich wette, der ist ausgesandt, um mich für seine Obern auszuhorchen. Ich werde auf meiner Hut seyn müssen.

Alrich. Schande? Und die Gemahlin Rui Gomez, die Lieblingin des Königs und der Königin, kann sich des Ausdrucks Schande nur bedienen!

O, Fürstin! Es war eine Zeit, wo ich von dieser Mutter Sie mit einem Feuer reden hörte, das jedem Kinde Muster hätte seyn können.

Eboli. Die Zeit, mein lieber Pater, hat einer andern Platz gemacht. Die Vernunft und

die Erfahrung haben kindiſche Begriffe verjagt; die Politik hat meinen Entſchlüſſen und meiner Stimmung Feſtigkeit gegeben; ich ſehe mich nicht mehr, gar nicht mehr in dem Lichte, für mich leben zu können. Ich muß jetzt nur für Andre leben. Sie, der mit den Gefühlen meines Herzens ſo bekannt iſt, daß er es wiſſen muß, ich gab die Hand nur Rui Gomez um des Ganzen willen, Sie müſſen ſchließen, ob ich um des Ganzen willen eine Mutter nicht fliehen muß, der ich nicht helfen kann?

Alrich. Um aller Heiligen willen, welche Aeußerung! Dieſer hab' ich Ihr Herz nie fähig geglaubt. Es war ſtäts von kindlicher, von reiner Liebe gegen Ihre Mutter voll. Ich kenne eine Zeit, wo Sie beſorgt, beſorgter um die Mutter, als ihr Ich, nur darauf dachten, wie Sie ihre Leiden mindern, nur darauf, wie Sie ihre Freuden mehren könnten. Ich weiß die Zeit, wo Sie dem Kardinal zu Füßen fallen wollten, um die Verzeihung Ihres Vaters zu erflehen.

Eboli. Meines Vaters?

Alrich. Freylich nicht Ihres Vaters, aber eines würdigen Mannes, den Sie ſchätzten. Gut alſo, Ihre Pflichten gegen ihn ſind aufgehoben.

Allein, die Mutter können Sie nicht verläugnen. Die Liebe gegen sie, steht sie nicht immer in dem Grade vor Ihnen? Kann etwas Sie der Pflicht entziehen, die Sie ihr schuldig sind? Sie sind es, die den Namen Gonzago wieder in ihr ehren können. Die Macht, die Sie über Rui Gomez, über den Monarchen und über die Königin haben, vermag auf einmal Ihre Mutter aus der Tiefe hervorzuheben, in welche sie gefallen ist, vermag auf einmal ihr den Glanz wieder zu ersetzen, den sie entbehren muß. Sie bitten alle diese, und keiner wird's versagen, die Fürstin wie vorher zuzulassen. Sie haben dann ein schönes Werk vollbracht; Sie haben eine Pflicht erfüllt, um welche die Mutter Sie segnen und Alles Sie lieben wird.

Eboli. Wie ist mir denn? Und welch ein Bild drängt sich vor meine Erinnerung? Ist nicht der Pater Ulrich der, der einst, da er mir Rui anempfahl, mich lehrte, meine erste Pflicht sey, diese Mutter zu vergessen? mich frug, das würden wohl die Thränen um den Fürsten Gonzago seyn; mich überzeugte, ich sey den Gefängnissen der Inquisition bey einem Körnchen Liebe für diese Mutter so nahe, wie sie selbst? Ists nicht der näm-

liche, der meine Mutter eine Ketzerfreundinn nannte?

Alrich. Der nämliche, und doch, Prinzessin, hat er Recht, so wie er damals nicht mit Unrecht sprach. Damals erfoderte es Ihre Lage, so zu denken. Sie hatten noch den schweren Schritt nicht ausgeführt. Alles war noch zweifelhaft. Selbst der Großinquisitor war noch nicht entschlossen, Sie die Stufe erreichen zu lassen, auf welcher Sie jetzt stehen. Ich predigte Enthaltsamkeit im Ausdruck Ihnen, nicht im Gefühl.

Eboli. Verzeihung, Pater, Sie predigten Enthaltsamkeit nicht, sondern Unterdrückung des Gefühls mit solcher Suade, mit so überzeugenden, hinreißenden Bewegungsgründen, daß ich, und jedes Kind, und wäre es unter den zärtlichsten ein Muster gewesen, nachgegeben hätte.

Alrich. Das thut mir leid, daß Sie mich so verstanden haben. Mein Sinn war ein ganz andrer. Meine Meynung war, Ihr Gefühl nur zu betäuben, und ich glaubte leicht es wieder anzufachen.

Eboli. Welches Ihnen vielleicht so schwer nicht werden würde, wenn man nicht wüßte, daß Sie abgesandt sind, um zu horchen, nicht wüßte,

daß gerade das Gegentheil von dem man wünscht, was Sie aus mir zu locken wähnen.

Ulrich. Ich werde schrecklich mißverstanden. Nein, Fürstin, es ist mein wahrer Ernst, das alles, was ich Ihnen sagte. Gesetzt, ich hätte damals auch Gesinnungen im Ernst geäußert, so sind wir auch schwach, und der Sachen Lage hat sich sehr geändert. So bitte ich Sie denn, um der Verantwortung willen, die ich auf meine Seele lade, denken Sie gütiger gegen eine Mutter, die Ihr Mitleid verdient. Verstopfen Sie Ihre Ohren nicht vor den Ermahnungen, die Sie zu Ihrer Pflicht führen, verstopfen Sie Ihren Geist nicht vor den Regungen, die in Ihnen laut werden müssen. Sie können nicht Stein seyn gegen diese Mutter. Sie hat nur Sie, und soll sie sich von Ihnen auch verlassen sehen, so hat sie niemand mehr, ist elender, als wenn sie in den Kerkern der Santa Kasa läge.

Eboli. Das sagt mir einer aus der heilgen Hermandad? In ihren Diensten seyd Ihr doch auch, Ulrich? Was seyd Ihr für Chamäleonsgesichter, Priester? Wie soll man Euch nun trauen, wie sich Euch überlassen, wenn Ihr mit Kindespflicht und Politik, und mit dem ganzen Han-

ſen aller Menſchenpflichten, ſo wie mit allen Menſchenhandlungen nach Eurer Willkühr ſpielt, denen, die Vertrauen in Euch ſetzen, heute die einen herrlich malt, die andern morgen verwerft, und wieder dieſe jenen vorzieht, wenn es Eure Konvenienz erfordert.

Hört alſo nun auch mich, die ich ſo viel, wo nicht mehr Recht zur Veränderung der Sachen nach der Lage habe, als Ihr. Geſetzt auch, die Geſinnungen, die ich Euch damals äußerte, wären voller feſter Ernſt bey mir geweſen, ſo ſehe ich jetzt aus einem ganz andern Geſichtspunkte. Ich ſehe meine Mutter als Verbrecherin an, ich weiß die ganze Zärtlichkeit, mit welcher ſie den Prinzen Johann in ſeine Rechte ſetzen wollen, mit welcher ſie Marien, die Ketzerin, zur Fürſtin zu erheben gedachte. Ich weiß den ganzen prahleriſchen Stolz, mit welcher ſie dem Kardinal geſchrieben, und ihren neuen Sohn und ihre neue Tochter herausgeſtrichen.

Und ferner bin ich überzeugt, daß, wenn man die Gewalt dazu ihr ließe, ſie mich und meinen Bruder, Euſebius, gern für Baſtarde erklären würde, könnte ſie es dadurch erlangen, daß ihr

Prinz und ihre Prinzessin dem Gonzagischen Hause folgten.

Sagt also denen, die Euch sandten, oder sagt's Euch selbst, wenn anders Ihr der eigene Gesandte seyd, daß ich Mitleiden meiner Mutter nicht versage, aber daß auf meine Achtung sie nie Rechnung machen darf. Bedauren will ich sie, wie jeden Christen ich bedaure, will zur Linderung der Leiden, die sie fühlt, beytragen, was nur meine eigne Ruhe nicht untergräbt, und meinen Stand und Amt nicht schändet, Aufopferung meiner Pflicht nicht heischt.

Und damit Gott befohlen, lieber Pater. Denn, wenn Ihr auch den ganzen Vorrath von Beredsamkeit, den Ihr besitzt, auskramtet, würdet Ihr mich um kein Haar weichen sehen.

Bedienter (tritt ein.) Hier ist ein Billet vom Fürst Eusebius Gonzago.

(ab.)

Eboli (erbricht und liest.) „Ich kann auf keine „Weise die Mutter überreden, liebe Schwester, „Sie nicht zu sehen. Und da ich fürchte, daß „ihr Ungestüm sie gar aufs Schloß treibt, und „ich nicht gern Gewalt anwenden mögte, so bitte „ich, daß Sie sich zu mir bemühen."

Eusebius.

Wollt Ihr nun Zeuge seyn, mein lieber Pater, wie ich diese Mutter behandle, wollt Ihr mein Betragen der heiligen Hermandad vorlegen, so steht es in Eurer Willkühr mitzugehen.

(Sie geht ab, der Pater folgt.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Königin.

Elisabeth (mit der kleinen Infantin Katharina auf dem Arme.) Klara Eugenia, (die ältere, hüpft im Zimmer herum.)

Elisabeth.

Mit Inbrunst drück' ich dich an meine Brust, Du theures, liebes, schmerzenvolles Kind. O daß der Mutter Leiden Du nie fühlen, nie erleben müssest, was sie erlebte! Es war die grausamste von allen Zeiten meines Lebens, als ich Dich unter meinem Herze trug. Und wie muß ich Gott danken, daß Du kein Sohn bist! Spaniens Prinzessinnen stehen gegen Spaniens Prinzen, wie Selige gegen Verdammte. Wärst Du Infant, so könnte Karlos Schicksal Dich so leicht treffen. Und träfe es Dich nicht, was müßtest Du dann werden?

Ein

Ein Heuchler, ein Verkappter, der sich in die entsetzlichsten Systeme der Hermandad hätte verlieren müssen, um dem Tode zu entgehen.

Doch, eine innere Ahnung treibt mir immer Thränen aus, wenn ich Dich recht betrachte. Du wirst nicht lange eine Mutter haben, Kind. Elisabeth ist der Gegenstand von allen ihren giftigen Verläumdungen, und konnten sie den Sohn, der hoffnungsvoll der Monarchieen Erbe, so viele hunderttausend Freunde hatte, aus seiner Seele drängen, wie leicht wird es ihnen nicht werden, einem Weibe, die er mit diesem Sohne in Verdacht gehabt, den Untergang zu bereiten. O König Philipp, du bist fürchterlich!

Klara Eugenia. Ja, Mutter, auch ich fürchte mich für ihm.

Elisabeth (für sich.) Gott! was hab' ich gesagt? Ich könnte zwischen Tochter und Vater wohl den Samen der Uneinigkeit gesäet haben! (laut) Eugenia! für wem fürchtetest Du Dich?

Klara Eugenia. Nun, für dem König, schöne Mutter. Er zürnt so oft mit Euch. Er macht so oft, daß Thränen sich in Euren Augen zeigen, und gegen die arme kleine Klara ist er oft unfreundlich.

Elisabeth. Du mußt ihn lieben, Kind, nicht fürchten. Er ist ein guter Vater. Ein guter Vater muß zuweilen auch unfreundlich seyn. Ich habe meine trüben Stunden, Klara, und thue Unrecht, daß ich ihm mit meinen Thränen oft beschwerlich falle. Er mögte alle Menschen gern glücklich machen, und das ists, warum er Niemand gern weinen sieht. Da wird er mürrisch, daß er das nicht kann.

Klara Eugenia. Ach, liebe Mutter, Ihr seyd wohl recht gut, daß Ihr den König so vertheidiget.

Elisabeth (für sich.) Gott! daß sie wahr spricht.

Klara Eugenia. Schon wieder weint die schöne Mutter? Ach, liebe schöne Mutter, weint doch nicht! Nicht wahr, Ihr weint, daß Euch der König nicht mehr liebt? Hört, Mutter, ich will ihm zu Füßen fallen, ihn bitten, daß er Euch wieder lieben soll. Zwar einmal schon stieß er mich von sich weg, und thut ers noch einmal, so sag' ich ihm, daß das nicht recht ist.

Elisabeth. Ums Himmels willen, Klara, schweig! Ich sage Dir, der König liebt mich, und liebt seine Kinder; verbiete Dir, keinen andern

Gedanken zu haben, oder ein Wort von dem, was Du jetzt eben sagtest, über Deine Lippen kommen zu lassen. Wer Dir es auch gesagt hat, er hat's gelogen.

Klara Eugenia. Du bist auch böse, schöne Mutter? Nun, ich will nichts mehr reden, aber mit Dir weinen darf ich doch?

(Sie weint.)

Elisabeth (für sich.) Welch eine Scene! Philipp! könntest Du sie sehen! Wenn in diesem Augenblick nicht jeder Argwohn, den Du hast, verschwände, Du wärst dann nicht Mensch. (laut) Komm, Klara, im Garten wollen wir die Thränen bald in Freude wandeln.

Klara Eugenia (freudig.) Im Garten? ja im Garten, schöne Mutter, pflück' ich Dir Deine Lieblingsblumen.

(Sie gehen ab.)

Madrid.

Kleiner Park am Schloſſe.

Eliſabeth, (an deren Hand) Klara Eugenia.
(Hinter ihr die Oberhofmeiſterin) Olivarez
(mit der kleinen Katharina.)

Klara Eugenia.

Seht, ſchöne Mutter, hier ſind Bluhmen — viele, viele Bluhmen. Darf ich wohl welche für Euch pflücken?

Eliſabeth (küßt ſie.) Geh, Kind, und pflücke Dir, ſo viel Du magſt. Ich habe die Freude an Bluhmen vergeſſen lernen. (Klara hüpft fort.) Wohl Dir, wenn dieſe Laune, Kind, Dir immer bleibt. Wäre ſie dann nicht zu beneiden, Olivarez?

Olivarez. In dem Stande, in welchem ſie geboren iſt, und von dem Stande, gewiß.

(Sie küßt mit Inbrunſt die kleine Katharina, und läßt eine Thräne fallen.)

Elisabeth. Sie weinen auch, Olivarez? Muß denn alles um mich her weinen? Bin ich zu keiner Freude mehr bestimmt? Hat mit der Liebe meines Königs auch die Liebe aller seiner Unterthanen mich verlassen? Weinen Sie über mich, Olivarez, nun so vergebe ich Ihnen. Allein die Thräne fiel aus Ihren Augen, da Sie dieses Kind geküßt. Ist für die Kleine denn zu fürchten? Bey meiner Mutterzärtlichkeit, bey den Pflichten, die Sie gegen mich übernahmen, bey Ihrem Glauben, Fürstin, bitte ich Sie, verhehlen Sie mir nichts. Was soll's mit diesem Kinde? Sie ängstigen meine Seele schrecklich durch Ihr Schweigen. Haßt man das arme Kind? Will man etwas wider dasselbe vornehmen?

Olivarez. Nicht wider dieses Kind, allein ich fürchte wider seine Mutter.

Elisabeth. Nur wider seine Mutter? Nun, so beruhigen Sie sich, Olivarez, wie Sie mich jetzt beruhigt haben. Nur wider seine Mutter! Gott Lob, nur wider seine Mutter!

Doch es wird eine Waise, Olivarez, und diese Waise könnt' ich wohl Ihnen anvertrauen? Sie nähmen das Vermächtniß wohl von einer unglücklichen Königin?

Sie weinen noch, und doch, Olivarez, ich dächte, unſere Vertraulichkeit wäre noch nie auf dieſen Punkt gekommen. Ich habe Ihnen freylich außer der allgemeinen Achtung nie Beweiſe meiner beſondern Anhänglichkeit gegeben. Des ſpaniſchen Hofes Etikette, die Sie zu ſchwer auf meine Schultern bürdeten, ließ mich Sie des Gefühls nicht fähig glauben, welches Sie mich heute beobachten laſſen.

Olivarez. Gewohnt von Jugend auf in ſtrenge Regeln mich zu zwingen, Monarchin, bey dreyen Königinnen ſchon mit dieſem Amte bekleidet, wie konnte ich anders handeln, da man alles, alles von mir foderte? Man fodert jetzt nichts mehr von mir. Man hat mein Amt mir nicht genommen, allein zu deutlich ſehe ich, daß man mich meiner Pflichten wegen nicht mehr fragt. Man hat ſchrecklich viel wider Sie, nichts wider mich. Ein Zeichen, daß man mich unſchuldig glaubt — Sie nicht — mich hintergangen.

O, meine theure Königin! warum iſt mir es nicht erlaubt, zu Phlipps Füßen mich zu werfen, und ihm zu ſagen, daß keine ſeiner Gattinnen edlere Geſinnungen hatte, als Sie?

Elisabeth. Olivarez! Sie sehen mich erstaunt. Ich hatte eine solche Freundin, und wußt' es nicht? Ich hatte eine theilnehmende Seele um mich, und kannte sie nicht? O ich muß in großer Gefahr seyn, Olivarez, und Sie müssen wissen, ob ich es durch meine Schuld bin.

Olivarez. Ich will nicht heucheln, Königin. Sie sind nicht ganz schuldlos daran, daß Verdacht gegen Sie wirkbar werden können. Genauer mit der ganzen Lage Spaniens bekannt, als Sie, bat ich Sie oft, dem Zwange sich mehr zu unterwerfen, der einmal Königinnen bindet, besonders die in Spanien. Hätten Sie mir gefolgt, so hätte keine Unterredung mit dem Prinzen stattgefunden, und keine Eboli Ihr Herz erobert, um aus der vollen Güte desselben Gift zu zeugen, und ihm selbst wiederzugeben.

Elisabeth. Ihre Thränen, Olivarez, — Sie weinten ja noch nie, daß ich es sahe, — Ihre Thränen retten Sie vom schrecklichen Verdachte der Verläumdung. Sie sind nicht die Erste, die mir Zweifel gegen Eboli's Freundschaft beybringt, Sie sind auch nicht die Erste, bey welcher ich verlegen über meine Antwort bin. Allein. Olivarez, man kann sich irren. Es kann seyn, daß gerade

keine andern Gründe man weiß, die meinen Fall zuwegegebracht, als meine Freundschaft mit Rui Gomez Gattin. Kann es deswegen keine andern geben? Ist's eben nöthig, daß sie ihn befördert?

Olivarez. Ihr schönes heitres Auge, Königin, wähnt immer nur zu sehen, was Ihrer edlen Seele wohlgefällt. Gedanken, wie Sie sie nur denken können, trauen Sie auch Andern zu. Als Muster haben Sie selbst keine Begriffe von dem Unvollkommenen.

Erlauben Sie mir nur zu sagen, daß Sie Philipp kennen, daß sein Bündniß mit der Alba ihm vergeben ist, daß Sie dem Könige keinen Vorwurf daraus machen, daß er nicht treu der Gattin ist? Nun stellen Sie sich aber diesen Philipp nur nicht als Feind der Eboli vor, — ich will nicht einmal sagen, als Freund; reimen Sie den Eifer, mit welchem er ihr Rui Gomez zum Gemahl gegeben, jedes Hinderniß geräumt, und sagen Sie dann noch, daß, wenn auch Eboli ihm widerstand, Rui Gomez Gattin ihm widerstehen werde.

Elisabeth. Fürstin! nie hört' ich Sie noch lästern; und wer von der langen Gewohnheit, sein Gefühl in sich zu bergen, abgehen, und nach einer

solchen Reihe Jahren das Herz sprechen lassen kann, wie das Ihrige jetzt spricht, der kann nicht lügen. Noch einmal, aber, Fürstin, man kann sich irren.

Olivarez. Auch das, Monarchin, auch das geb' ich Ihnen noch zu. Gesetzt auch, Sie hätten dießmal sich nicht geirrt, gesetzt, es wäre meine Schuld, daß ich die schwarzen Farben, die ich hier oft aufgetragen sah, in der Eboli Gemälde brächte, so wird doch meine Aengstlichkeit in Ansehung Ihrer so viel vermögen, daß Sie mehr auf Ihrer Hut sind. Wenn ich weiß, daß der Kardinal bisher stets gegen Ihren Untergang arbeitete, und daß er jetzt nicht mehr dawider ist, so können Ew. Majestät auf Ihre Zukunft schließen. Vielleicht ist noch ein Mittel, Sie zu retten. Wenn Sie dem Könige selbst sagten, daß Sie wüßten, Ihr Tod sey so gut wie der des Prinzen Karlos beschlossen, Sie wüßten, Ihre Niederkunft nur habe den Todesstreich bisher gehemmt —

Elisabeth. Nein, Fürstin, nein! Geborne Königinnen bitten nie um ihr Leben. Habe ichs verwirkt, man nehme mir's. Dem Tode kann ich standhaft noch entgegensehen. Ich glaube es selbst, Fürstin, daß mein Loos zum Untergange

geschrieben ist. Nachdem die erste schöne Wahl für mich geändert war, blieb mir nichts weiter übrig, als Kummer zu erwarten. Zum ersten Male seh' ich, daß ich Thörin war, zu wähnen, ein Philipp könne mir ersetzen, was in Karlos mir genommen war.

Ich bin schon ruhig, Fürstin, ruhiger als Sie. Ich danke Ihnen, daß Sie mich zum voraus mit meiner Zukunft bekannt gemacht haben. Ich kann dem Augenblicke nun desto freyer entgegengehen. Bange Ahnungen lagen wohl auf meinem Herze, allein so nahe glaubte ich sie nicht erfüllt. Und wenn ich nicht mehr bin, Olivarez, dann sind Sie dieses Kindes Mutter.

Olivarez. Wie gern, Monarchin, nehm' ich dieses Pfand von Ihrer Gnade! Empfehlen Sie dem Könige mich zu dessen Erziehung. Denn sollte Philipp auch die vierte Gemahlinn nehmen — mein Herz ist nun nicht mehr kalt genug, um Spaniens Königinnen zu bewachen. Ich habe Sie bewundert, große Frau! Oft hat mir's weh gethan, wenn ich mit etwas Strenge zu Ihnen reden mußte. Ich kam, Herz und Sinn bey Ihnen, allein ich wußte auch, der Weg des Herzes

und des Gefühls war Untergang. Ich wollt' ihn hindern; ich habe nicht gekonnt.

Klara Eugenia (kömmt mit vielen Bluhmen gelaufen.) Ach, schöne Mutter! viele, viele Bluhmen! Die himmelblaue hab' ich für Dich ausgesucht. Es ist ja Eure Lieblingsfarbe, Königin.

Elisabeth (ziemlich lebhaft.) Geh, Klara, streue diese Bluhmen in mein Zimmer.

Klara Eugenia (läuft vorweg.) Ja, liebe Mutter, ja.

Elisabeth. Die liebt er doch, Olivarez? Die wird er nicht verstoßen.

Olivarez. Nein, theure, besorgte Mutter. Er wird auch diese nicht verstoßen. Ich haste Ihnen dafür.

(Sie verlieren sich in die Gänge nach dem Schlosse zu.)

Madrid.

Gonzagiſcher Palaſt.

Der Fürſt Euſebius. Die Fürſtin Gonzago. Eboli.

(Die Fürſtin Eugenia geht der eintretenden Eboli mit einer herzlichen Umarmung entgegen, die aber von dieſer nur ſehr kalt erwiedert wird.)

Fürſtin.

Ach meine Tochter! meine Anna!

Eboli. Dieſe Namen, meine Mutter, waren mir einſt Wohlklang, und wollte Gott, ſie wären mir es noch! Damals, als Sie wähnten, ich haßte Sie, und liebte blos den Fürſten Gonzago, war Ihre Umarmung mir willkommen; jetzt kann ſie es unmöglich ſeyn.

Fürſtin. Wie? Hör' ich recht? Die Umarmungen einer Mutter können einer Tochter nicht willkommen ſeyn?

Eboli. Die Mutter, welche die Kinder zur Fabel der ganzen Stadt zu machen ſich nicht ſcheute, welche den ſelbſt und widerrechtlich gewählten, nicht vom Schickſal ihr beſtimmten Gatten für ſie ſorgen ließ, welche einem verketzerten Sohne nacheilte, und ihn der Kirche als Nachfolger in dem Fürſtenthum Gonzago anbefahl, welche eine Ketzerin auf die Höhe bringen wollte, die ſie ſelbſt bekleidete, muß ſelbſt es Glück nennen, daß das heilige Gericht ſie nicht von aller Geſellſchaft mit Rechtgläubigen ausſchließt, und ihr noch erlaubt, bey ihren Kindern, bey denen, die ſie verachtete, Troſt zu ſuchen.

Fürſtin. O meine Tochter! meine Anna! Laß mich einmal noch zu Deinem Herze reden. Geſetzt, der Schein wäre ſo ſtark wider mich geweſen, als Du ihn vergrößerſt, ſo hab' ich Euch doch nie verachtet. Arbeitete ich nicht an Eurer Größe, ehe ich Euch verließ? Ließ ich Euch nicht derſelben verſichert in Madrid? Wart Ihr von mir dem Kardinal nicht anempfohlen?

Eboli. Ach, Mutter, pralen Sie nicht mit dem, was vor vielen Jahren das Geſchick zu unſerm Beſten that. Vielleicht erweckte es den heiligen Mann nur darum zu einer Sünde, um uns

Unschuldige nicht untergehen zu lassen. Können Sie sich denken, der Großinquisitor würde etwas, nur das Geringste gethan haben, uns aus dem Verderben zu befreyen, wenn er nicht das war, was er ist? Und konnten Sie es wissen, ob er die Natur verläugnen würde?

Genug indeß davon. Was geschehen ist, das kann nie menschliche Gewalt mehr ändern. Ich bin nicht mehr mein eigen, Mutter, sonst würde ich mehr thun. Der strengste Befehl meines Gatten bindet mich, nie an eine häusliche Verbindung mit Ihnen zu denken. Sie sehen wohl, daß wir vom Glück noch zu sagen haben, daß man mit Fingern nicht auf uns weist. Auf Sie geschähe es gewiß, sobald Sie öffentlich sich blicken ließen. Sie haben nur zwey Wege vor sich, Mutter. Aufs Land in einer Villa sich zu verbergen, einsam da zu leben, oder ins Klarenkloster zur Aebtissin Reutha sich zu verfügen.

Fürstin. Harte Wahl! so schwer das Eine, wie das Andre. Das Eine Tod, das Andre elendes Leben. Eusebius! Wenn ich diese nicht erweichen kann, so laß mich an Dein Herz, an Deine Liebe für mich, an Deine Menschlichkeit den Zuruf wagen.

Ich kann, das fühle ich, mit Ehren in Madrid nicht bleiben. Des Kardinals gefällige Vorsicht, so wie die Eurige, haben mir jeden Weg dazu versperrt. Ich will Euch gern bekennen, daß ich diese Strafe, und eine härtere noch verdient habe. Allein, seyd menschlich. Ich stehe darauf, zweyerley zu verlieren. Gönnt Eines mir davon. Hier steht Ihr, meine Kinder, Kinder meiner vergessenen Pflicht; allein, doch immer die, auf welchen mütterliche Zärtlichkeit stäts ruhete. Dort stehen Jene, an die mich die wichtigere Unbesonnenheit, daß ich sie unglücklich gemacht, noch über meine Pflichten kettet. Ich soll Beide verlieren. Rettet mir Jene, und ich fliehe Spanien. Es ist dem Kardinal ein Leichtes, mir dieß zu gewähren. Kein Mensch dringt in die Geheimnisse der Inquisition. Es schmachten hundert in den Kerkern; ob zween daraus fliehen, oder nicht, das ist ja gleich.

Eusebius. Wenn's blos ums Befreyen zu thun wäre, Mutter, so wollt' ich sagen, ja, der Kardinal kann das. Allein, wenn der, den Ihr den Sohn nennt, als der rechte Erbe des Fürstenthums Gonzago einst aufträte, und mir oder den Meinigen den Glanz streitig machte, wie dann?

Fürstin. Er soll; er wird entsagen. Unselige Minute, in welcher ich ihn dachte, den Gedanken, als Fürst Gonzago ihn einst zu erblicken!

Eusebius. Die Abtretung muß öffentlich geschehen, und alle Menschen werden fragen, mit welchem Rechte. Mich dauert Euer Ritter Walter. Ich sprach ihn, und fand einen edeln Mann in ihm.

Fürstin. Du sprachst Deinen Bruder, Eusebius? Du fandst ihn edel, hast ihn umarmt?

Eusebius. Sie verwechseln alles, Fürstin. Ich sprach den Ritter Walter. Beym Kardinal Großinquisitor ward er mit dem Ketzer Henriko mir vorgestellt, weil er für meinen Bruder sich ausgegeben. Ich fand nichts Aehnliches mit ihm und dem verstorbenen Fürsten Gonzago.

Fürstin. Verstorbenen Fürsten Gonzago? Ich zittere —

Eboli. So gut wie todt, für diese Welt, wenn er auch wirklich noch leben sollte. Wir nennen ihn immer todt. Für uns war er es, so wie wir der Mutter Leichtigkeit im Vaterwählen erfuhren.

Fürstin. O Gott und alle Heiligen! stärkt mich zur Geduld — Und Du, Eusebius, fandest

keine

keine Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Fürſten? Er muß ſich ſehr geändert haben. Sie waren zum Verkennen ähnlich.

Euſebius. Ich fand den Ketzer Henriko ihm ſehr gleich an Denkensart und edlem Weſen. Ich habe Beider Freundſchaft bewundert, und konnte nicht umhin, dem Kardinal meine Verwunderung zu erkennen zu geben.

Fürſtin. Du ſpotteſt meiner, Sohn. (Heftig) Dazu brauch' ich bey Euch nicht zu verweilen. Ich ſollte Euch billig fluchen. Verdient habt Ihr es hundertfach. Ihr habt in Eurer Mutter Seele das Schwert geſtoßen. Allein, um meiner Sünden willen, will ich Euch nicht fluchen. Ihr ſeyd verdammt genug, daß Ihr der Mutter auf Erden ſchon die Hölle zubereiten müßt.

Auch will ich ferner nichts mehr von Euch wiſſen. Ich wende mich an den Kardinal, und iſt er felſenhart wie Ihr, ſo will ich einen von den mir vorgeſchlagenen beiden Wegen wählen, um kummervoll die Laſt des Lebens noch zu enden. Mit meinem Willen ſeht Ihr mich nicht wieder. In dem Gefängniß, welches der Fürſt Euſebius ſeiner Mutter bereiten ließ, will ich indeſſen mir die Augen roth und das Herz wund weinen, um

Buße dafür zu thun, daß ich Baſtarde zur Welt brachte.

(ſie geht wütend ab.)

Eboli. Das ließe ſich ja auch wohl einmal an einem andern Orte ſagen, Bruder?

Euſebius. Ich verſtehe Sie, Schweſter. Dahin ſoll es nicht kommen; indeſſen bin ich Ihnen Dank für Ihre Unterſtützung ſchuldig. Allein hätte ich ſie nie bezwungen. Ihre Gleichgültigkeit drückte das Siegel auf unſre Wünſche.

Jetzt will ich Sie nicht länger halten. Es mögte die Königin Ihrer bedürfen, auch weiß ich, daß der König ſich nach einer Unterredung mit Ihnen ſehnt.

(Er führt ſie ab.)

Madrid.

Haus der Pilger.

Der Aufſeher der Pilger. Fernandez.
Fürſt Gonzago (unter dem Namen
Grunaldo.

Fernandez.

Ich habe Euch die Zeit etwas lang gemacht, mein lieber Grunaldo.

Grunaldo. Heute ſind es vierzehn Tage, Fernandez.

Aufſeher. Und ſo lieb mir auch Grunaldo war, deſſen Erzählungen ich ſo gern anhörte, ſo war es mir doch leid, daß er durch Eure Entfernung litt, Fernandez. Ich bin auch zweymal im Palaſt des Kardinals geweſen, allein man hat mir verſichert, Ihr wäret in den geheimſten Dienſten ſeiner Eminenz, und nicht zu ſprechen.

Fernandez. Ganz richtig, Signor; auch pflege ich in dieſer Zeit nie Jemanden zu ſprechen.

weil man zu leicht in den Verdacht kommt, als ob man den Verräther machte. Nun hat mir aber der Kardinal laut dieſes ſeines Zeichens verſtattet, dieſen Pilger in mein Haus zu nehmen.

Aufſeher. Ich wünſche Euch Glück. Grunaldo iſt ein feiner Kopf. Ein wenig Heiterkeit wird ſich auch noch finden, wenn er erſt eingewohnt. Der Mann hat viel Leiden getragen, weil er lebt. Auch beherberge ich ſeit langen Zeiten keinen ſo diſkreten Pilger. Zufrieden mit allem, was ich wollte, that oder ihm gab, wollte er immer noch behaupten, es ſey zu viel für einen Pilger. Es thut mir wirklich leid, daß ich ihn verlieren ſoll. Gern hätt' ich ihn das ganze Jahr, das ihm erlaubt iſt hier zu bleiben, beherbergt. Nur Euch laß ich ihn gern. Nun, lebt wohl, guter Pilger. Bey Fernandez verliert Ihr nichts.

Grunaldo. Das weiß ich; doch dank' ich Euch, Signor, ſo herzlich und warm, als ob ich Fernandez ſelbſt dankte. Ihr habt ein edles, biedres Menſchenherz. Ihr fühlt bey Eurer Menſchenbrüder Weh, und ihr Wohl macht Euch Freude. Ein ſeltner Fall in unſrer heutigen Welt. Macht es Euch Freude, daß Ihr dieſem Dienſte vorſteht, ſo nehmt auch die Verſicherung, kein Beſſerer kann

ihn bekleiden. Und könntet Ihr das Alter Methuſalems erreichen, ſo würd' Euch eine ganze Menſchenſchaar in jenem Leben einſt als Vater empfangen.

Aufſeher. Ihr überſtrömt mit Eurem Dank, Grunaldo. Laßt mich immer in dem Wahn, ich thue nichts als meine Pflicht. Es macht mich glücklicher. Lebt wohl.

(ab.)

Fernandez. Nun führ' ich Euch an einen Ort, wo wir ohne Gefahr mit einander reden können. In meinem Hauſe müßt Ihr ſtumm ſeyn, wie ein Fiſch.

(Beide ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Pavillon der Königin.

Eliſabeth. Eboli (mit einem Buche.)

Eboli.

Ich werde nicht weiter leſen, Monarchin. Sie ſcheinen mir nicht aufgelegt, mich anzuhören. Schon zweymal ward ich durch Seufzer geſtört, die mich aus aller Faſſung brachten. Was drückt das Herz der glücklichen Mutter?

Eliſabeth. Warum mit dieſem Namen mich nennen, Eboli? Die Mutter ſeufzt ja nicht, die Gattin ſeufzt. Sie hat die Liebe ihres Gemahls verloren. Sie ahnet ſchreckliche Begebenheiten.

Eboli. Ich ahnte einſt ſchreckliche. Sie trafen ein. Jetzt ahne ich keine, meine Königin.

Eliſabeth. Ach, Eboli, ſeyn Sie offenherzig gegen mich. Ich war es wahrlich gegen Sie. Ich habe mein ganzes Herz Ihnen ſo aufgedeckt,

daß auch in keinem Winkel ein Geheimniß verborgen blieb.

Eboli. Und ich, Monarchin, habe alle Schwächen Sie ſehen laſſen, die in mir waren —

Eliſabeth. Alle — gute Ruh, alle? Verzeihen Sie; die Damen, die Sie immer umgaben, hatten einſt mit dem Könige und einer Liebe deſſelben zu Ihnen —

Eboli. Von welcher Dame hätten ſie nicht ein Geſchichtgen von der Art gehabt?

Eliſabeth (feſt.) Nun, dieſe Vertheidigung erwartete ich nicht von Ihnen.

Eboli. Die Monarchin muß jetzt der Freundin ihre Dreiſtigkeit vergeben. Ich erwartete von Ihnen dieſe Frage nicht.

Eliſabeth. Verbeſſert wenigſtens. Doch wollt' ich ja nicht aus dem Herzens-Ton. Iſt es wohl möglich, Eboli, daß eine geglaubte Freundin ſo ſehr Feindin ſeyn kann, daß ſie zum Tode der Freundin beyträgt?

Eboli. Zu ihrem Tode beyträgt? Das iſt hart, Monarchin. Aber möglich doch.

Eliſabeth. Doch möglich? Das will ich wirklich den Gedanken dieſer Nacht ſeyn laſſen.

Ich denke aber, Eboli, ich werde wohl es Ihnen noch abſtreiten müſſen. (umarmt ſie mit vieler Wärme.) Bey uns kann es wohl der Fall nicht ſeyn! Gute Nacht, liebe Eboli!

(Eboli küßt ihre Hand, ſie geht.)

Eboli. Das iſt doch nicht, wie es ſeyn ſollte. Könnte ſie wirklich einen prophetiſchen Geiſt haben, und Bilder von dem ahnen, was ſie erwartet? Ich konnte doch die Möglichkeit von dem nicht läugnen, was wirklich werden ſollte. Gerade, Königin, iſt das bey uns der Fall.

Fährt denn noch einmal der Gedanke des Unrechts mir durch den Kopf? Soll ich noch einmal die ganze Größe der Beleidigung zurück mir rufen, um ſtandhaft zu ſeyn? Nein! wenn ſie nicht war, konnte mich Karlos lieben — und wenn mich Karlos liebte — und der Kardinal mit ſeinem Anſehn wollte —

Die Ausſicht auf den Thron von Spanien, und jetzt des Königs Buhlerin — das fodert ſchwere Rache!

Vor Madrid.

Laube in einem Gebüſch.

Fernandez. Grunaldo.

Fernandez.

Setzt Euch hierher, Grunaldo. Hier kann kein Horcher uns belauſchen.

Grunaldo. Ich brenne für Verlangen, Fernandez.

Fernandez. Ihr müßt nur nicht zu viel von meiner Macht Euch verſprechen. Für den Anfang hab' ich es weit genug gebracht. Ihr ſeyd in Sicherheit. Die Diener der Hermandad haben die Erlaubniß, ſich Pilger ausſuchen zu dürfen, die in ihren Dienſten horchen müſſen. Als Pilger haben ſie die beſte Gelegenheit, in alle Häuſer zu kommen. Ich hab' Euch erbeten. Auch hab' ich es verhindert, daß man nicht aufs neue Boten nach Euch ausgeſandt. Ich ſagte, Ihr wäret verwundet geweſen, und es hätte ein armer

Landmann von mir den Auftrag, wenn Ihr todt, die Nachricht Sr. Eminenz zu überbringen, wofür er einige Duplonen zu erwarten habe.

Grunaldo. Ihr haltet Euch zu lange bey mir auf, Fernandez, ich erwarte andere Berichte.

Fernandez. An Eurer Sicherheit muß um der Zukunft willen Euch und mir am meisten liegen. Gesetzt, Fürst, es wäre mein Plan, die Eurigen zu retten, und Ihr lebtet nicht mehr, was sollt' ich mit diesen Armen thun? Wohin mit ihnen? Und was würde ohne Euch aus ihnen werden? Laßt also immer meiner Erzählung den Lauf, den ich ihr gebe. Der Kardinal hat Manko und seine Gefährten bereits aus Madrid verwiesen. Sie konnten es nicht läugnen, daß sie die Flucht beym ersten Schuß genommen. Dadurch ist aller Argwohn nun verbannt.

Das Zutrauen, welches der Großinquisitor in mich setzte, ist mir geblieben. Durch diese Hülfe weiß ich alles, was die Gefangnen betrifft. Mein größter Trost ist, daß Marien der Kummer so entstellt, daß sie den Namen einer Schönheit nicht mehr verdient. Auf Morgen ist ihre erste Unterredung mit dem Prinzen Johann festgesetzt, und ich glaube auch wohl, daß es die letzte seyn wird.

Grunaldo. Sind das Deine tröſtliche Nachrichten, Fernandez? Ach, ich armer Vater!

Fernandez. Nun, beym Himmel, Ihr ſeyd doch mit den Proceduren der Hermandad bekannt genug, um zu wiſſen, daß dieſes wiſſen, ſchon viel iſt. Marie und der Prinz Johann ſind leidlich gehalten; Henriko's Schickſal wechſelt. Man ſpricht von einer Geſchichte im Gefängniſſe mit dem Prinzen Karlos, die bey Domingo ihn verhaßt gemacht, und wen der haßt, der ſteht ſich freylich nicht zum Beſten.

Es hat dieſen Pater zu verdrießen geſchienen, daß Marie nicht die blendende Schönheit war, für welche man ſie ausgeſchrieen.

Grunaldo. Allmächtiger! Das ſo geduldig anhören zu müſſen, wie ſie deinen Namen mißbrauchen, das Gelübde der Keuſchheit mit dem Vorſatz thun, es tauſendfach zu brechen — Und meine arme verblendete Gattin —

Fernandez. Iſt dem Wahnſinn nahe. Sohn und Tochter haben ſie verſtoßen.

Grunaldo. Sie ſoll ſich tröſten. O könnte ich es ihr ſelbſt ſagen, daß ſie froh ſeyn ſoll, der Schuld, die ſie auf ſich geladen, Strafe noch auf Erden zu empfangen!

Fernandez. Und nun von meinen Aussichten, mein guter Fürst. Daß man Marien zusetzen wird, den rechten Glauben anzunehmen, ist gewiß. Kann sie sich nicht dazu entschließen, so ist ihre Rettung nur auf einen einzigen möglichen Fall zu bauen, den ich noch nicht nennen kann.

Grunaldo. Nur auf den Fall gedacht, Fernandez; denn ich bin Dir gut dafür, daß Marie den rechten Glauben nicht ergreift.

Fernandez. Den rechten Glauben sollte sie um ihres Mannes und ihrer Mutter und Eurentwillen nicht ergreifen?

Grunaldo. Hast Du Begriffe von dem, was bey Menschen innere Ueberzeugung ist, Fernandez? Was wir von Jugend auf gelehrt wurden, ist fest in uns geblieben, und das ist unser Glaube, sobald wir den Sinn darauf richten, daß wir einen solchen Glauben haben müssen. Verbinden wir ihn dann mit unsrer Pflicht, und glauben wir, ihn nicht verletzen zu dürfen, so hängt das Herz an einem wie am andern. Mariens Vater war aus vielen Gründen ein eifriger Ketzer, aus Gründen, die den rechten Glauben ihm zuwider gemacht. Der vornehmsten einer dieser Gründe war das Leben unsrer Pfaffen, der himmelweite

Raum zwiſchen dem, was ſie lehren, und dem, was ſie thun, die Bevortheilung, mit welcher von Seiten der Oberhäupter dieſes Glaubens man die ganze Welt behandelt. Wenn er nun da Recht zu haben glaubte, den meiſten Lehren, die die Ketzer predigten, ſich zu ergeben, wenn er die Tochter in der Lehre erziehen ließ, wenn er ihr's zum Verbrechen machte, ſie zu verläugnen, was ſagſt Du dann, Fernandez?

Fernandez. Dann kann ich dieſe Arme nur bedauern, und verſuchen, was für ſie zu thun iſt. Doch wenn Ihr je mit dem Großinquiſitor zuſammenkommen ſolltet, Fürſt, ſo hütet Euch ja, ſolche Aeußerungen gewahr werden zu laſſen, die Euch gleich der heimlichen Ketzerey verdächtig machen würden.

Grunaldo. Wahrhaftig, Fernandez, wenn der Schmerz nicht jede Muſkel bey mir ſo verzerrt hätte, daß ich zum Lachen nicht mehr fähig bin, ich müßte lachen, daß ich mit dem einzigen größten Feinde meines Lebens noch zuſammenkommen ſoll.

Fernandez. Und doch iſt das zu Eurer Rettung nothwendig. Ihr ſollt der Bote ſeyn, der dem Großinquiſitor die Nachricht von des Fürſten

Gonzago Tode bringt. Ihr staunt? Man muß die Klugen mit den klügsten, mit den dreistesten Schlingen fangen. Darauf fällt nie der Kardinal, daß man den Fürsten Gonzago vor ihn stellen würde. Die Pilgerkleidung hat das Eigne, daß sie jedes Menschen Gesicht dem andern gleichmacht. Ihr werdet sehen, daß, wie hier Euch Niemand kannte, so auch im Palast des Kardinals, in Domingo's eignem Hause Niemand Euch kennt. Und hat man erst durch Eure Nachricht von Eurem eignen Tode aller Spur von Euch entsagt, so wird man gar nicht weiter forschen und wähnen. Nur hütet Euch, ein Wort zu reden, was nach Ketzerey sich neigt. Spielt den Niedergedrückten —

Grunaldo. Ich brauch' ihn nicht zu spielen. Ich bin es, wie es Keiner ist.

Fernandez. Der Kardinal hat eine Zusammenkunft mit Eurer Gattin zugestanden. Diese sollt Ihr mit anhören. Der Platz ist schon für Euch bestimmt. Hernach ein mehreres über das, was wir zu thun oder zu lassen haben. Diese Laube ist der Ort, wo wir uns Geheimnisse entdecken. Wir sind hier gänzlich sicher. Dieß Stückchen Wald gehört meinem Oheim an, und Niemand wagt's mich zu belauschen, weil Jeder

Dinge zu hören fürchtet, die ihm nicht angenehm sind.

Grunaldo. Du hast Recht, Fernandez. Man flieht den Schatten der Inquisition, geschweige denn die Diener derselben. Und man sollte es nicht denken, daß unter ihnen noch so ehrliche Menschen verborgen sind,

(Beide ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer.

Philipp. Eboli.

Philipp.

Hat Argwohn? Und woher könnte ſie ihn haben?

Eboli. Das bleibt mir ein Räthſel, Ew. Majeſtät; denn dieſer Argwohn war ſo auffallend, daß man hätte wetten ſollen, es müßte Jemand den Inhalt der ganzen Unterredung mit der Herzogin Alba ihr zugeflüſtert haben. Auf mich warf ſie die ganze Schuld, wenigſtens forſchte ſie von mir ſelbſt', ob ſie nicht auf mich zu werfen wäre, entdeckte mir, daß ich zum zweytenmale ſchon bey ihr verläumdet ſey. Von einer Seite, Monarch, iſt es nicht ſo unrecht, daß Eliſabeth ein wenig verbereitet iſt, das iſt von Seiten ihrer. Sie wird

gefaßter dann, und eben ohne große Beängstigungen ihrem Schicksal entgegen gehen.

Von einer andern Seite aber ist es schlimmer, und zwar von Seiten Philipps. Wenn sie den Anschlag weiß, wie vieler Menschen Herzen kann sie nicht vorher noch wider ihren König einnehmen! In deren jedem sieht dann Philipp einen neuen Feind, und gegen jeden müssen neue Maaßregeln genommen werden. Die Sache selbst ist nicht so schwer, als die Folgen, wenn sie laut wird, ehe sie vollführt ist. Daß sie vollführt wird, macht den stärksten Eindruck dann.

Philipp. Daß Ihre Gründe wahr sind, Eboli, und daß sie wichtig sind, bin ich vollkommen überzeugt. Woher sie sind, weiß ich nur nicht. Ich sprach zwey Worte mit der Königin, und das kalt genug. Ich werde zum Vertrauten ihrer künftigen Bestimmung mich nicht entschließen. Die Alba ist auch nicht bey ihr gewesen, und bekömmt erst morgen den Dienst. Für ihre Verschwiegenheit bin ich auch wohl Bürge. Doch weiß die Königin es. Also — da wir drey unschuldig sind, was kann es seyn, als Muthmaßungen, Schlüsse vielleicht aus unsern Zusammenkünften, ersonnene Spähungen der Velasko, der Mon-

dekar, oder Gott weiß, welcher andern Dame, die gern ein wenig mehr von Philipps Gunst besitzen mögte?

Eboli. Beruhigen, mein König, kann man sich leicht über eine Sache; und auch ich würde mich beruhigen, wenn nicht der Wurf gerade auf mich abgezweckt schiene. Die Königin schien so gewiß davon, daß eine enge Freundin Feindin bis zum Tödten werden könnte, daß die Eingebung weder von einer Velasko, noch von ihresgleichen herrühren konnte.

Es sollte mir doch wehthun, Monarch, wenn nach dem Tode der Königin ich als die einzige Ursache dieses Todes angeführt würde, wenn eine Andere die Feinheit auf meine Kosten angebracht, sich ganz aus diesem Labyrinth zu ziehen, und mich darin stecken zu lassen; wenn zum Gegensatz dafür, daß ich sie zwang, mich zu begleiten, sie nicht ermangelte, die ganze vorherige Erklärung der Monarchin auf mich zu wälzen. Der Geist des Herrschens blickt aus manches Menschen Thun und Lassen so sehr, daß Philipp selbst genauer sehen sollte, als er sieht.

Philipp. Dieß, schöne Eboli, will ich doch wirklich untersuchen. Die Warnung sollen Sie

mir nicht umsonst gegeben haben, wenigstens hoff' ich den Grund zu erspähen, woher die Königin weiß, was sie weiß. Indessen will ich alle Anstalten machen, daß morgen Sie von der Angst befreyet werden, von der Königin ferner als ihre Mörderin bekannt gemacht zu werden. Gleich will ich alles dazu in Bereitschaft setzen.

(Er geht ins Kabinet.)

Eboli. Ich wette, diese Alba ist im Spiele. Erst in der Nacht kam mir das Räthsel aufgelöst vor.

(ab.)

Madrid.

Gefängnisse der Inquisition.

Prinz Johann. Marie.

Prinz Johann.

Des Himmels strengste Strafen, die bitterste Schale seines Zorns können mich drücken, und ich murre nicht, Marie. Der erste Blick auf Dich war schrecklicher als alles, was noch über mich verhängt werden kann. Nie wird er wieder vor meinen Augen sich verlieren, aus meinem Gedächtnisse sich verwischen. Neben der Gestalt, die meiner Seele unaufhörlich gegenwärtig seyn wird, wird sich die Deines Vaters stellen. Er zeigt mit thränenden Augen auf Dich. „Du wolltest sie glücklich machen," spricht er; „siehe nun, wie elend „Du sie gemacht hast."

Ich versprach ja meinem Vater, Spaniens Boden nicht zu betreten. Dem Ungehorsam folgte die Strafe auf dem Fuße nach. O Vater! Va-

ter! wenn Du auch in diesen Kerkern schmachtest, so ahne wenigstens, daß Dein Sohn schrecklich bereuet und schrecklich leidet.

Marie. Genug der Klagen, lieber Gatte. Genug des Jammers über ein geschehenes Unglück, welches einmal für uns bestimmt war. Wir sollen dieses Leiden nicht vermehren. Ich bin gekommen, Dich zu trösten, Dich zur Standhaftigkeit zu ermahnen. Ich habe nichts verbrochen, und Dein Verbrechen ist nur Wahn. Warum also da zagen, wo Muth nöthig ist? — Erlösung giebt's aus diesem Kerker keine; das hab' ich wohl erkennen lernen.

Prinz Johann. Und das könntest Du, Marie, mir verzeihen, daß Du eines solchen Todes sterben mußt?

Marie. Du tödtest mich ja nicht. Selbst Deiner Mutter, Walter, kann ich alles verzeihen, was sie mir zuwider that: sie that es aus Verblendung. Man hat sie schändlich hintergangen.

Doch weg mit allem diesem. Die Stunden, lieber Walter, sind zu kostbar, die mir bey Dir zu verweilen erlaubt sind, und ihre größte Hälfte ist bereits entflohen. Auch glaube ich nicht, daß sie mir erneuert werden. Ich erbat sie mir, um Dir

zu ſagen, wie ich ſterben werde, von Dir zu hören, wie Du ſterben wirſt.

Prinz Johann. Und ſolch ein Weib ſoll für die Welt verloren gehen? Durch ſchändlichen Betrug verloren gehen, durch meine Mutter, durch mich, ihren Gatten? O ich verzweifle!

Marie. Als ob die Welt Erbtheil und Beſtimmung für mich geweſen? Als ob nicht aller Menſchen Beſtimmung weiter reichte? Als ob nicht, wenn ich nun das ganze Leben durchlaufen hätte, und ſtände am Ziel des Todes, es mir gleich ſo ſeyn müßte, wie es mir jetzt iſt? Das ich die Zwiſchenzeit, die ich hätte leben können, nicht gelebt, verheißt mir vielleicht, daß ich einſt vergnügter leben werde, als ich ſie gelebt hätte. Wenigſtens, mein theurer Walter, iſt mir dieß ein Troſt, der freudiger mich in die Zukunft ſehen läßt. Ich hoffte Dich auch ſo gefaßt, und finde Dich ganz anders. Geſtärkt von Dir, wollt' ich ruhiger in meinen Kerker zurückgehen, und ſehe Dich ſo ſchwach, daß ich weit unruhiger dieſen Schreckensort verlaſſe.

Prinz Johann. Schuldloſe Seele! Du kannſt ruhig ſeyn. Mit Dir kann ich es auch ſeyn. Dein Muth giebt meiner Seele auch wie-

der Kraft, ſich aus dem Druck empor zu heben, unter welchem mich das Schickſal gefeſſelt hält.

Marie. Auch kann ich Dich nicht ruhig verlaſſen, wenn ich nicht vorher über verſchiedene Dinge mich mit Dir unterhalten, damit, wenn es beſtimmt ſeyn ſollte, daß wir uns nicht wiederſehen, ich ohne Deinen Tadel die Welt verlaſſen kann. Dein Rath kann nur mich ganz beſtimmen.

Prinz Johann. O ewige Vorſehung! Soll ich Dir danken, daß Du dieſem Herzen ſo viel Kälte gabeſt, oder ſoll ich zürnen, daß ich nicht ſo ſtandhaft meinem Geſchick entgegengehen kann? Du ſuchſt Rath bey mir, Marie? Ich mögte ihn bey Dir ſuchen. Doch laß hören; was quält ein Herz noch, welches ſo ſtandhaft jeden ſchwarzen Gedanken verdrängt?

Marie. Man ſpricht mir viel vom Glauben vor, mein lieber Walter. Ich habe keinen Begriff von dem, was man hier Ketzerey nennt; man malt ſie ſo fürchterlich, daß ich gewiß weiß, ich verdiene die Benennung nicht. Indeſſen will man, ich ſoll mich bekehren. Man will es, damit ich Nutzen ſtifte. Was kann ich dadurch für Nutzen ſtiften? Kann ich Dir helfen, Walter? kann ich Deiner Mutter, Deinem Vater helfen,

wenn ich mich bekehre? Das heißt, lieber Walter, wenn ich Euren Glauben annehme, und den meinigen verläugne. Gott soll ja nicht verläugnet werden, und da ich ihn nicht verläugnen soll, so fällt wahrscheinlich die Sünde vor seinem gerechten Richterstuhl in dem Falle weg, wenn ich wahren Nutzen dabey stiften kann.

Auch muß nach meiner Meynung, Walter, dieser Nutzen dann nicht der meinige seyn, wenn ich mit gutem Herzen und Gewissen einer andern Religion mich widmen soll. Wenn also ich den Nebenmenschen dienen kann, und sicher nach meines Vaters und unsrer Lehrer Meynung man in beiden, ja in allen Religionen selig werden kann, so wird Gott die Absicht, nicht, die That ansehen. Ich wünschte also nur von Dir zu wissen, ob ich Jemanden nützlich seyn kann; denn mir kann es nichts helfen.

Prinz Johann. Dir allerdings, Marie, und weiter Keinem. Was man den Nutzen nennt, den ich, die Mutter und der Vater daraus zu ziehen im Stande seyn sollten, so ist er eingebildet, besteht in keiner Wirklichkeit. Der Deine aber ist klar und sicher, theure Marie. Du wirst dann

nicht allein ein beſſeres Gefängniß zu Deinem Aufenthalt erhalten, ſondern wirſt vielleicht ganz frey werden.

Marie. Und Du?

Prinz Johann. Mich kannſt Du dadurch nicht retten.

Marie. So bin ich ſchon zufrieden. Auf dieſem Wege iſt für mich keine Rettung.

Prinz Johann. Marie! und Du wollteſt Dich einem martervollen Tod lieber ausſetzen, als zu einem Glauben übertreten, in welchem Du ſo gut wie in dem Deinen ſelig werden kannſt?

Marie. Ob ich dieſem martervollen Tode nicht entgehe, lieber Walter, weiß ich ja nicht. Des Herrn Allmacht iſt ja überall, und Eure Inquiſition beſteht doch nur aus Menſchen. Und Menſchenwille und Menſchenhandlungen ſind in den Händen Gottes. Er kann bis auf den letzten Augenblick mir die Rettung für meine Standhaftigkeit aufgeſpart haben; und hat ers nicht, was ſoll ich auf der Welt, ohne Dich, und ohne Alle, die mir lieb waren? Der Augenblick, der mich hinwegnimmt, vereint mich dann ja wieder mit allen denen.

Und ich weiß gewiß, Johann, wenn ich dem Vater Wibert standhaft in meinem Glauben entgegentrete, wird er mich noch einmal so willkommen empfangen. Er sagte dergleichen nicht geradezu, weil er viel auf den freyen Willen des Menschen hielt, allein man merkte doch, was er meynte.

Prinz Johann. Und doch, Marie, würde meine Zärtlichkeit für Dich, mein Wunsch, der Leiden weniger Dir zu machen, mich dahin bringen, Dich um die Veränderung Deines Glaubens zu bitten; allein, ehe mir Dein Vater sein Jawort gab, die Einzige, die auf Erden die Meinige werden konnte, mein zu nennen, so nahm er einen Handschlag von mir, daß ich nie auch das Entfernteste zu Deiner Religionsveränderung beytragen wollte. Ich habe Dir gesagt, wozu sie Dir nutzen kann. Nun sag' ich weiter nichts.

Marie. Dank, lieber Walter, daß Du mir das sagtest. Und nun kehr' ich vergnügt in meinen Kerker zurück. Es gehe, wie es Gott will, so wank' ich nicht von meinem Glauben. Ich nehme Abschied von Dir, lieber Mann. An meinem Unglück bin ich selbst schuld, denn Dein Va-

er sagte es mir vorher. Allein, war mirs nicht Pflicht zu geben? Soll nicht das Weib dem Manne in Schmach und Kerker, selbst im Tode folgen? Wir lehren zwar dies letzte nicht, doch ächte Liebe fühlt es. Der Menschen Leben ist kurz oder lang, nur immer eine Spanne Zeit. Die Ewigkeit, mein Theurer, liegt vor uns. Dahin bescheid' ich Dich. Dort wird kein Richter unsern Glauben und unsre Liebe tadeln, dort wird nicht Trennung unsrer mehr warten, wie hier auf Erden. Leb' wohl, mein lieber, guter, theurer Walter, und wenn mein Tod sich Deiner Seele darstellt, so stelle er sich nicht in der gewöhnlichen grausenden Gestalt Dir dar. Er erscheine Dir lächelnd, wie ich ihn erwarte, und ihn sterbe.

(Sie küßt ihn, und geht schnell ab. Er lobt ihr nach; da aber die Thüren zugeschlossen werden, springt er auf.)

Prinz Johann. Marie! Marie! Bist Du denn schon verklärter Engel? Ha, die Grausamen! Wie sie so schnell die Scheidewand zwischen der Frommen und dem Sünder zuwerfen mußten. Ich war nicht fähig sie zu fassen. Gott hat in ihre Seele Trost gegeben, und Engel erhalten ihr den Muth. Wie feige wir dagegen ste-

hen. Der Unſchuld Glaube iſt der wahre Glaube. Die Tugend dringt durch Welten voller Leiden, und wird von ihnen nicht erſchüttert. Ich werde Dich dort wiederſehen, und mein Herz wird dort den Dank für dieſen ſtärkenden Augenblick Dir bringen.

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer.

Philipp. Herzogin Alba.

Herzogin.

Darf ich glauben, daß Philipps Standhaftigkeit keinen Meister in der Wankelmuth gefunden, daß mich der längst gehoffte Entschluß aus meiner Ruhe rief? Der Herzog Alba hat mir aufgetragen, Spaniens Monarchen daran zu mahnen, daß seiner Monarchie ein Nachfolger fehlt, daß er diesen aus einem Blute zu geben schuldig sey, das rein und mit keinen Verbrechen gegen den größten aller Könige behaftet sey.

Philipp. Ich danke dem Herzog Alba für seine Meynung und für seinen Rath. Ich werde nicht vergessen, daß er meine Heere stets siegreich führte, werde nicht vergessen, daß er meiner Größe, soviel er konnte, zusetzte; wünschte aber doch, er

mischte sich weniger in meine häuslichen Angele-
genheiten. Ohne ihn wär' ich nicht der erklärte
Feind meines Sohns geworden. Er hat dem
Vaterherze das Gefühl genommen, welches den
Monarchen hätte besänftigen können. Bin ich zu
rasch mit Karlos verfahren, und hab' ich einst Ver-
antwortung davon, so trägt er einen großen Theil
derselben.

Doch weg mit dem. Meine Entschlüsse wan-
ken nicht. Sie sind vielmehr reifer als jemals,
und was sie zur vollkommnen Reife gebracht, ist,
daß die Königin von unserm Anschlag weiß. Wie,
wo und auf welche Art sie ihn erfahren, will ich
nicht untersuchen. Sie hat der Gattin des Rui
Gomez fast deutlich es gesagt, daß sie die That an
ihr vollziehen würde.

Herzogin. Und doch hat Rui Gomez Gattin
noch den Muth, sie ausführen zu wollen?

Philipp. Sie hat den Muth. Ich selbst
erstaunte.

Herzogin (für sich.) Die Heuchlerin! Wir
wollen sie doch auch ein wenig ängstigen, da Phi-
lipp alles auf uns legen zu wollen scheint.

Philipp. Was ists, Herzogin? Fallen Ih-
nen Zweifel ein?

Herzogin. Nur Zweifel über Ew. Majestät Gewißheit in dem, was Sie muthmaßen. So eben hört' ich aus Philipps Munde eine Lehre, die meinem Gatten galt; und ich bin zu bescheiden, nicht zu glauben, daß ich nicht einen Fehler mit ihm gemein haben könnte. Es könnte kommen, daß der Monarch auch einst Beängstigungen über diese Stunde fühlte, wie über die, in welcher er des Prinzen Tod beschloß. Dann könnte es heissen, die Herzogin Alba habe die eheliche Liebe aus dem Herze des Königs verdrängt. Dann könnte es heißen, der Verantwortung größern Theil müßte sie tragen. Wenigstens muß ich den König bitten, zu bedenken, daß ich nicht die Beweise der Untreue der Königin hergab, daß ich auf diese Beweise nur meinen Glauben fußte, und daß durch sie mein Eifer für den Monarchen bis dahin gereizt wurde, ihn zur gerechten Strafe anzumahnen. Ich wiederhole es, Sire, zur gerechten Strafe.

Philipp. Hätten Sie Beweise vom Gegentheil? Aus andern Gründen läßt sich wohl nicht denken, warum Sie einen Entschluß wankend zu machen suchen, dessen Entstehen Sie nicht nur meiner werth, nein, auch den Gegenfall tadelnswerth erscheinen ließen.

Herzogin. Ich wüßte wider die Verbrechen der Königin auch nicht den kleinsten Gegenbeweis zu bringen, als ihren allgemeinen Ruf der Tugend, als das Zeugniß, welches ihr Leben trägt, ehe sie Spaniens Königin wurde, als die Gesinnungen, welche bey Königinnen, besonders wenn sie ihren Verstand und die Kultur von dieser Monarchin haben, seyn sollten.

Philipp. Sehr unnahrhafte Speise, die Sie da auftischen, Alba. Wenn blos Empfindlichkeit Sie dahin bringt, mit den Vorzügen einer Königin, die da seyn sollten, zu unterhalten, so muß ich sagen, Philipp habe doch wohl nicht die Worte gegen seine Unterthanen so genau auf die Wage zu legen.

Herzogin. Nein, Monarch. Auch wissen Sie, daß ich gerade nicht die strengste Vertheidigerin von allen Handlungen des Herzogs Alba bin. Doch von den meinigen muß ich es seyn, und da suchen Sie die Ursache, warum ich rede. Ich mag nie den Vorwurf hören, den er verdient. Daß Philipp mir ihn unverdient nicht sagen wird, weiß ich; allein ich mögte auch den Schein, ihn zu verdienen, meiden, weil sonst das Recht doch immer auf Philipps Seite bliebe. Nur also das:

wenn die Beweiſe einſt nicht mehr ſo deutlich vor den Augen Ew. Majeſtät liegen werden, als jetzt, wenn Liebe, oder Zweifel, oder Mitleid in des Königs Bruſt Eliſabeth entſchuldigen, dann werfe er nicht ſeinen Zorn auf mich; ich habe alles dieſes jetzt als Gründe dargebracht, den Entſchluß noch zu ändern — wenn ihre Wirkſamkeit zu fürchten iſt. —

Philipp. Die nicht zu fürchten iſt, und Ihre Entſchuldigung liegt ſtäts in meiner Seele, Herzogin. Jetzt laſſen Sie mich. Ich habe den Kardinal hierher beſchieden, und ſeh' ihn kommen.

Herzogin (im Abgehen.) Den Kardinal? Wozu denn ihn?

Nämliches Zimmer.

Philipp. Hernach Der Kardinal.

Philipp.

Sie ſtreiten ſich um das, was mir nie einfallen kann, um meine Reue. Ich liebte ſie gewiß; doch Karlos lag mir ſicher näher. Sein Tod

schwebt immer noch als ungerecht vor meinen Augen.

(Der Kardinal tritt ein, Philipp empfängt ihn mit allen Zeichen der Demuth.)

Großinquisitor. Ungern nehme ich die wenigen Augenblicke, die meinem Leben übrig sind, der Menschheit. Der erste aller Menschen befiehlt indessen, ich erscheine. Warum? das werd' ich hören.

Philipp. Sie vergessen, Kardinal, der Unterredung, die wir hier in diesem Zimmer hatten, der Unterredung, die noch so lebhaft mir vor Augen ist, als wäre sie vor einer Stunde erst gewesen. Ich opferte der Kirche einen Sohn. Sie wollten eine ehebrecherische Gattin mir nicht opfern.

Großinquisitor. Ich wollte keine Unschuld opfern, deren Bestimmung mir der Himmel nicht entdeckt. Ich wähnte, Spaniens Monarchie durch einen Wink von oben für die Zukunft gegründet zu sehen — oder durch eben diesen Wink zu erfahren, daß Valois Blut jetzt nicht für Spaniens Thron bestimmt ist.

Philipp. Und ich hoffte, nach Endigung der zugestandnen Frist von Ihnen zu hören, was ser-

ner geſchehen ſoll. Der letzte Stamm für Spaniens Aufrechthaltung iſt ja geopfert.

Großinquiſitor. Der König ſcheint mit uns zu ſpielen. Hat man Ihnen noch keine neue Gattin vorgeſchlagen, Monarch?

Philipp. Das hat man, wirklich — doch ohne ſich deſſen zu erinnern, daß Eliſabeth noch lebt.

Großinquiſitor. Sie erinnerten die Kirche, daß Karlos ein gefährlicher Sohn ſey. Der Kirche Hüter waren wachſam, unterſuchten, entdeckten, fanden, daß der Prinz auch wider die Kirche ſich vergeſſen, fanden, daß, wenn er auch als Menſch zu ſchwach geweſen wäre, die Feſten der Religion zu untergraben, er als Monarch ſie doch hätte erſchüttern können. Die Folge war, wir thaten, was wir für die Kirche und für den König zu thun verbunden waren.

Philipp. Die Erzählung haben Sie geendet, und von der Anwendung geſchwiegen.

Großinquiſitor. Die Ew. Majeſtät wahrſcheinlich ſo gut, wie ich, ſich machen können. Doch Philipp nährt mit den Jahren vielleicht auch Schwächen und Vergeſſenheit. Wohlan! Sie wurden, der Himmel weiß durch wen, erinnert,

daß die Königin die Achtung, die sie dem Monarchen schuldig sey, aus den Augen setze. Sie waren wachsam, untersuchten, ließen sich Beweise bringen, fanden dieselben gültig, und verdammten sie.

Philipp. Und was thut die Kirche?

Großinquisitor. Was die Kirche in dem Falle thut? Und das fragt Philipp? Sie verzeiht. Die Sünde trifft nur Menschen — nicht die Kirche. Die Königin hat nicht wider uns gesündigt; nur wider die Majestät von Spanien.

Philipp. Und die Majestät von Spanien kann nicht verzeihen, soll nicht verzeihen, wie die Kirche?

Großinquisitor. Verzeihen allerdinge, doch nicht vergessen, daß den künftigen Generationen der Völker, die sie beherrscht, sie einen Herrscher seiner Abkunft geben muß.

Philipp. Da fände wohl noch Trennung statt, und was räth die Kirche zu dieser?

Großinquisitor. Die Kirche kann hier gar nicht rathen, Ew. Majestät. Allenfalls der Kardinal, als alter Lehrer Philipps, kann die Regeln der Politik wieder aufsuchen, die er im heiligen Dienste so lange bey Seite setzte. Eine Trennung

kann nicht ohne Aufſehen vollbracht werden. Aufſehen aber ſodert Unterdrückung des Forſchens. Nur durch Beweiſe kann dieß ſchweigen, und wer wird gern die Beweiſe laut werden laſſen? Ueber den Monarchen darf niemand ſchreyen, auch nicht im Stillen; denn der ſtillſte Aufenthalt hat Horcher. Was todt iſt, ſchweigt; und wird es gleich im erſten Augenblick nicht vergeſſen, vergißt es ſich doch ſchnell genug, um nicht wieder dem Monarchen vorgebracht zu werden.

Auch iſt ein Leben, wie eine getrennte Königin es führen muß, kein Leben, und in einem Falle, wie dieſer, wirklich beſſer für die Monarchin, nicht zu leben.

Philipp. Und ſchweigt die Kirche auch zum Morde der Gattin?

Großinquiſitor. Sobald ſich keine Rache mit einmiſcht, ſobald er nur gerechte Strafe iſt, o ja. Dann iſt es Pflicht zu ſchweigen.

Philipp. Ein harter Punkt, mein Lehrer und mein Freund. Ein großer Zweifel, Erſter der Kirche. Nicht frey von Rachſucht fühlt Philipp ſich. Die Kirche mögte wohl etwas zu vergeben haben, wenn die Königin todt iſt. Alſo

verbiete der Letzte, wenn der Erste nicht rathen kann.

Großinquisitor. Nur Muth gefaßt, mein Sohn. Nur den Gedanken an Rache aus dem Herze verbannt. Nur immer sich die Größe der Beleidigung gegen den Gemahl vergessen. Diese mit der Herzlichkeit verziehen, die Philipps Liebe eigen ist, und jene als Spaniens Monarch vor hundert Jahren, da Sie noch nicht lebten, nach hundert Jahren, wo Sie nicht mehr seyn werden, betrachtet. Fodern Sie Vorgänger und Nachfolger vor Ihre Seele, und lassen sich die Frage thun: Kann man dieß wohl verzeihen?

Philipp. Eine Lehre, so richtig in der Theorie, und in der Ausführung so schwer. Indessen will ichs wagen. Es ist wenigstens ein Ast, an den der Schwimmende sich halten kann, daß er nicht untergeht. Wir wollen sehen, wie weit wir es mit dem Gewissen bringen. Und da Ihr Rath, mein alter Freund und Lehrer, wahrscheinlich fruchten wird, so mögt' ich doch den Kardinal ersuchen, das Nöthige mit dem Beichtiger der Königin zu veranstalten.

Großinquisitor. Das ist der Kirche Sorge. Was Elisabeth die Königin verschuldet, wird

Eliſabeth die Chriſtin nicht zu tragen nöthig haben. Thun Sie, Monarch, unter des gerechten Himmels Beyſtand, was Ihres Amts iſt, wir werden nie das Unſrige verſäumen.

(Er geht ab.)

Philipp. Die räthſelhaften Menſchen wiſſen zu morden und zu entſchuldigen. Doch ſollte die Kirche den Tod der Königin nicht auf ſich nehmen, ſo willig ſie den Tod des Prinzen anerkannte. Allein, er nannte es mein Amt, und was er ſo nennt, muß doch wohl ſeinen Grund im Rechte haben. Wenn aber ſie mit mir zu ſpielen glauben, ſo irren ſie. Des künftigen Lebens Erwartungen tragen ſie. Doch können ſie mir wenigſtens nicht läugnen, was ſie hier geſagt.

(geht ab)

Madrid.

Gefängniſſe der Inquiſition.

Mariens Kerker.

Domingo. Marie.

Domingo.

Ihr waret ja nie mit den Geheimniſſen unſrer Religion bekannt.

Marie. Ehrwürdiger Herr! Ich war es ganz genau. Der Waldbruder, den ich im Verhör als meines Vaters Buſenfreund genannt, hat mich in Allem unterrichtet, was dahin gehöret, hat mir den Unterſchied bekannt gemacht, der zwiſchen unſerm Glauben iſt, und nicht ein Wort von der Ketzer Verderben hinzugefügt. Er ſagte frey und dreiſt, in jedem Glauben könne man der Seligkeit theilhaftig werden, in jedem könne man dem Guten treu bleiben, ſeinen Nächſten lieben, und ihm dienen.

Domingo. Der Waldbruder, meine Tochter, lebte unter Ketzern, fürchtete die Ketzer, und hat deswegen manches von seiner Lehre unterdrücken müssen.

Marie. Verzeiht, ehrwürdiger Herr! er hatte Keinen von unsrer Bekanntschaft zu fürchten, er war von Allen geliebt, von Allen hochgeschätzt. Mein Vater sagte, er sey der rechtschaffenste Mann, den er noch je gesehen.

Domingo. Weil er dem Glauben dieser Leute schmeichelte, weil er nachgebend genug war, die Gesetze seiner Religion zu läugnen, weil er lauer Christ war.

Marie. Ehrwürdiger Pater! glaubt mir's, Alle waren glücklich, die mit ihm umgiengen, und wer Glück in dieser Welt verbreitet, den muß man segnen. Es waren so viele unsers Glaubens, denen in der Eile der Priester nicht den Segen vor dem Tode ertheilen konnte: er war in der Nähe, gab ihn, und sie starben ruhig.

Domingo. Ein Blendwerk, meine Tochter, das er einst sehr schwer wird büßen müssen.

Marie. Er sagte, einstens würd' es noch allgemein so werden, daß beider Religionen Priester den Glaubensgenossen beider Religionen bey-

ſtänden. Es würde unter beiden gleiche Einigkeit ſeyn. Beide würden ſich dulden. Gott wolle, ſprach er, im Herzen angebetet ſeyn, und ob ihn Dieſer ſo, der Andre ſo anbete, das ſey dem großen Weſen einerley. Die Ueberzeugung würde einſt noch auf dem ganzen Erdboden allgemein, und alle Menſchen dadurch erleuchtet werden, ſo daß keiner den andern des Glaubens wegen haſſen oder verfolgen würde.

Domingo. Bewahr' uns Gott für ſolchen Zeiten, und der Erfüllung dieſer Prophezeihung! Nein, mein Kind, dahin kann es nicht kommen. Doch wollen wir die Meynung wie die Prophezeihung beyſeite ſetzen. Wir leben nicht in dem, was kommen ſoll, und das, was jetzt da iſt, geht uns nur an. Die Folgezeit gehört für die Nachkommen.

Ihr, meine Tochter, ſitzt jetzt in den Kerkern der Inquiſition, und ſeht aus dieſem Erfolge, daß das noch nicht iſt, was einſt ſeyn ſoll. Eure Rettung hängt davon ab, ob Ihr den wahren Glauben ergreift. Hätte Euer Vater Euch in dieſem, in dem er auferzogen worden, wieder auferziehen laſſen, ſo wäret Ihr, ſtatt hierher zu kommen, in die erſten Zirkel Madrids aufgenommen, man

hätte die ſchöne Tochter des reichen tapfern Ritters Wibert allenthalben gern geſehen.

Dieß freylich iſt für Euch auf immer verloren, Ihr müßtet denn das Glück haben, als Neubekehrte einem von unſern Granden zugefallen, der Euch zur Gemahlin nähme.

Marie. Ihr wißt, ehrwürdiger Herr, daß ich bereits vermählt bin.

Domingo. Dieſe Ehe trennt die Kirche. Heyrath eines Rechtgläubigen mit einer Ketzerin kann nie gültig ſeyn. Ihrſeyd frey und unvermählt.

Marie. Die Ehe können zwey Menſchen unter ſich beſtimmen, der Prieſter beſtätiget ſie nur. Und wenn Ihr gleich mein Bündniß aufhebt, ſo beſteht es doch für mich, meinen Johann und für Gott, dem wir verſprochen, es nie aufzuheben. Selbſt den Tod des theuren Gatten hab' ich nicht von dieſem Gelübde ausgenommen, und wenn ich todt ihn vor mir ſähe, ſo würde ich das Gelübde wiederholen, daß keine Zeit und keine Umſtände mich jemals dahin bringen ſollten, meine Hand einem Andern zu reichen, ſondern daß ich geduldig abwarten wollte, bis meine Stunde er-

ſchiene, um ihm nachzufolgen, und mit ihm wieder vereinigt zu werden.

Domingo. Das ſind die verdammten Schwärmereyen der Ketzerlehre, daß ſie alles beſſer wiſſen wollen, als Gott, der den Menſchen in die Welt geſetzt, um ſie zu genießen. Nein, unſre Religion gebietet, die Freuden dieſes Lebens mäßig und dankbar zu genießen, ſo lange man es kann.

Marie. Nach meiner Meynung hängt dieſes nicht von unſrer Religion, ſondern von unſerm Herzen ab, ob es genießen kann. Wenn meine Liebe zum Leben verlöſcht, verlöſcht auch meine Liebe zu den Freuden. Und wenn ich meine größte Freude in meinen Gatten ſetze, und er wird von des Himmels Hand hinweggerufen, ſo kann ich ohne Sünde ihm das Opfer fortdaurender Trauer bringen.

Domingo. Ich ſehe, meine Tochter, der Waldbruder hat Euch zur Sophiſtin gemacht. Ich muß daher in einem andern Tone mit Euch reden. Die Kirche will, daß Ihr den Ritter Walter vergeßt.

Marie. Das kann ich nicht. Er iſt zu tief in meinem Herze.

Domingo. Reißt ihn heraus, ſo wie die Kirche ihn verwirft. Er iſt des Todes ſchuldig, er muß ſterben. Ihr glaubt vielleicht ihn retten zu können? Das könnt Ihr nie!

Marie. Kann denn die Kirche grauſam ſeyn? Und wenn ſie es ſeyn kann, ſo kann ichs nicht. Aus meinem Herze reißen ſollt' ich ihn, ihn, den ich für mein Herz gewählt? Nein, Pater; nie, und wenn Ihr alle Martern auf mich häuft, werd' ich ein Wort zu ſeinem Nachtheil ſagen, werde ihn verläugnen, oder meine Ehe ungültig nennen laſſen. Ich hab' es Gott geſchworen, ihn zu lieben, ich will ihn ewig lieben. Nicht Ihr, noch Euer Glaube ſoll mir dieſen Troſt in meinen Leiden rauben.

Domingo. Faßt Euch, Verblendete! Noch einmal red' ich glimpflich mit der Kranken, die ich gern heilen will. Weil Ihr ſo voll von Leidenſchaften ſeyd, daß es ſchwer halten muß, Euch auf den rechten Weg zu bringen, ſo will ich Euch Begnadigung von der Inquiſition verſchaffen. Ich will Euch aus dem Kerker befreyen, will Euch aufs Land auf eine Villa bringen; da ſollt Ihr friſcher Luft genießen; unter Gottes freyem Himmel werdet Ihr zur Blüthe zurückkehren, die Euch wohl

kleiden muß. Da wollen wir nicht ſtreitend, ſondern in vertraulichen Geſprächen von allem dem uns unterhalten, was zu Eurem Beſten dient. Ich will Euch pflegen dort, und Ihr ſollt gute Tage haben. Ich will ſelbſt ſorgen, daß es Euch an nichts fehlen ſoll, was Euch ergötzen kann. (für ſich) Beym Himmel! ſie war ſchön, da ſie weinte, und ſchöner, als der Zorn die Wangen färbte!

Marie (in immer ſteigendem Affekt.) Trügt Ihr nicht dieſe Kleidung, Pater, ſo gäb' ich Euch den Namen eines Heuchlers. So will ich die Ehrfurcht beybehalten, die einmal Eurem Stande zukömmt. Aber wißt, Ihr bringt mich nie aus dieſen Gefängniſſen, als zum Tode, oder zur völligen Freyheit. Auch muß ich Euch nunmehr erklären, daß Euer Glaube mir gar nicht gefallen kann, weil Ihr ihn habt; daß ich nie mehr von dieſem Glauben mit Euch noch mit einem Eurer Prieſter ſprechen, daß ich in dem meinigen, wie Ihr mich nennt, als Ketzerin ſterben will, und als Ketzerin der Gnade des Allmächtigen theilhaftig zu werden hoffe.

Ich haſſe, Prieſter, Alle, die in Eurem Stande der Wolluſt fröhnen, ob gleich der Chriſt ſonſt

alle Sünder lieben muß. Spart jede Mühe, mich auf andere Gedanken zu bringen.

Domingo. Was? So begegnet Ihr dem ersten Gesandten der Hermandad? Fluch über Euch, und Pein und Wehe! Dir Widerspänstigen soll bald ein andres Lied gesungen werden.

(Er geht rasch ab.)

Zimmer vor Mariens Kerker.

Domingo. Fernandez,

(der hier Wache gehalten.)

Fernandez.

Hochwürdiger Herr, Ihr habt Euch sehr ereifert. Ueberlaßt mir die Widerspänstige vier Wochen, und laßt sonst Keinen zu ihr. Was gilt's, ich will sie zahm zu machen wissen.

Domingo. Sie sey Dir übergeben. Quäle, martre sie. Vergiß nicht, meinen Namen oft zu nennen, und wenn sie auf den Knieen liegt, und Dich anflehet, Rettung von mir zu erbitten, dann sage mir's.

Madrid.

Königliches Schloß.

Pavillon der Königin.

Vorzimmer.

Pater Joseph. Hernach Elisabeth.

Pater Joseph.

Nie kannte ich einen sonderbarern Auftrag. Die einzige Erklärung, die ich mir davon machen könnte, ist so widernatürlich, streitet so sehr mit der Menschlichkeit, daß ich mir sie zu denken kaum getraue, geschweige denn, daß ich sie für wahr annehmen sollte.

„Mein lieber Pater Joseph," sagte er, „ich habe Ihnen ein trauriges Geschäft zu geben. Die Königin befindet sich in einem schlimmen Gesundheitszustande. Zwar weiß sie selbst nicht, in welcher nahen Gefahr sie ist, und Merkado, ihr Leibarzt, giebt nicht alle Hofnung auf; doch muß ich Sie ersuchen,

ſuchen, zu ihr zu gehen, und das Geſpräch auf ihren Tod zu bringen, zu ſehen, wie ſie über eine ſchnelle Trennung von dieſer Welt denkt, und als ob ſie möglich wäre, ſie deswegen vorzubereiten."

Ich wollte dieſem Kardinal zwar einige Fragen thun, allein er hatte Eile, rieth mir, meine Pflicht ja nicht zu verſäumen, mit dem ſo räthſelhaften als ſtrengen Zuſatze, den ganzen Tag über dann nicht mehr zu Hauſe zu ſeyn.

Eliſabeth (tritt ein.) Willkommen, lieber Pater Joſeph. Faſt muß ich Ihnen einen prophetiſchen Geiſt zutrauen, denn ich ſehnte mich nach Ihnen.

Pater Joſeph. Sie irren ſich, Monarchin. Es iſt kein prophetiſcher Geiſt, der mich zu Ihnen führt, es iſt der Befehl des Kardinals.

Eliſabeth Des Kardinals? Sonderbar genug! Glaubte er vielleicht, ich bedürfte Ihrer?

Pater Joſeph. So ohngefähr. Er ſprach wohl eher wie einer, dem man Eingebungen zutrauen ſollte.

Eliſabeth. Wenn ſie meinen Tod betreffen, Pater, ſo ſind ſie wenigſtens nicht von oben herab.

Pater Joseph. Auch, Monarchin! Er sprach von einer möglichen Gefahr, zerrütteter Gesundheit –

Elisabeth. Und wirklich, lieber Pater, hat es den Anschein, als ob ich den Menschen zu gesund bin.

Pater Joseph. Unmöglich, Königin! Wähnen Sie wirklich, daß man Ihrem Leben nachstellt? Sollte man so weit es treiben wollen?

Elisabeh. Man will es ganz gewiß, und wenn ich jetzt des Kardinals Warnung zu einer andern noch hinzufüge, die mir schon gegeben worden, so bleibt kein Zweifel, daß der Wille des Königs dabey ist, und dann wissen Sie, ob sich dawider etwas thun läßt? Wollte ich auch dem Tode entfliehen, wie kann ich's? Von allen Seiten bewacht, wie weit würde ich kommen? Besser, ich ergebe mich darein. Ich habe wenigstens das jüngste meiner Kinder schon versorgt, das ältere trägt ja nicht den Haß des Vaters. O Pater Joseph! meiner Leiden größtes ist, daß man mich verkennt. Ich eine Buhlerin! Ich untreu meinen geschwornen Pflichten! Ich Mutter eines Kindes, welches Philipp nicht Vater nennen soll!

Mein lieber Pater, es ist wirklich besser, aus einer Welt zu gehen, wo die Tugend so wenig gilt.

Pater Joseph. Der Ewige hat Strafen — doch diese ist groß. Zwar wenn er auf die Handlungen seiner Diener in Spanien herabsieht, wenn die Scheiterhaufen zu ihm lodern, die Milde er ganz vermißt, die er in die Natur des Menschen legte, dann muß sein Zorn ergrimmen. Wenn er die Religion zum Mantel brauchen sieht, der Wollust bedeckt, wenn er die Lehren seines Evangeliums zum Verderben der Menschheit angewendet, wenn er die Hölle da sieht, wo er Seligkeiten schuf, wie kann er da gelassen bleiben?

Kindesmord und Weibesmord soll auf den Ersten der Erde ruhen, und dafür haben schwache Menschen Absolution? Statthalter Gottes auf Erden können das billigen?

Elisabeth. Doch, Pater, wissen wir ja nicht, zu welchem Guten selbst mein Tod dienen kann. Die Größe der Vorsehung läßt gewiß nichts ohne Zweck geschehen, und so wähn' ich auch meinen Tod nicht zwecklos.

Pater Joseph. Ich beuge mich in Ehr-

furcht, Königin. Der Muth, den Sie beweisen, ist ohne Beyspiel.

Elisabeth. O, er hat Grund genug, mein lieber Pater. Eine verstoßene und verachtete Monarchin ist die Verächtlichste im ganzen Reiche, und er, der mir am nächsten lag, ist mir vorangegangen. Der Tod trennt Bündnisse. Das meinige mit diesem Philipp ist zu schrecklich. Seitdem er mich ihm untreu hält, bin ich von jeder Liebe zu ihm frey, die nicht blos Menschenliebe ist. Soll ich die Gräuel länger sehen, die man hier unternimmt? Ists nicht Wohlthat vom Himmel, nicht mehr Zeuge der Grausamkeiten zu seyn, die man in das Gewand der Heiligkeit hüllt?

Pater Joseph. Ich sehe Sie, Monarchin, in einer Stimmung, die ich mir nie bey Ihnen hervorzubringen geschmeichelt hätte. Der Auftrag des Kardinals ist nicht auszurichten. Ich soll auf eine schnelle Trennung von der Welt Sie vorbereiten. Sie sind schon darauf vorbereitet.

Elisabeth. So vorbereitet, Pater, daß ich wirklich nichts sehnlicher mir wünsche, als der Ungewißheit entnommen zu werden, wenn dieser Zeitpunkt erscheinen könnte.

Pater Joſeph. Und Sie würden nicht erſchrecken, wenn Sie erführen, daß es heute der beſtimmte Tag ſeyn könnte?

Eliſabeth. Heute? (ſie ſchaudert zuſammen.) Der Tod hat ſeine ſchlimme Seite, würdger Mann, doch war dies nicht die einzige Urſache, warum ich erſchrack. Die faſt größere noch iſt die, woher Sie das wiſſen, da Sie erſt gar nicht glauben wollten.

Pater Joſeph. Weil mir jetzt das ganze Räthſel des Kardinals vor Augen liegt. Sie wiſſen noch nicht Alles, Königin. Ich ſollte Sie erſt vorbereiten, und dann den ganzen Tag mich nicht finden laſſen. Man hat nicht unbereitet Sie aus der Welt wollen gehen laſſen, allein man hat auch nicht gewollt, daß Sie nach dem empfangenen Tode Jemanden das Geheimniß eröffnen ſollten. Das iſt der feine Weg, durch den man unvermerkt, und ohne Aufſehen zu erregen, Sie von der Welt abſondern wollen.

Eliſabeth. Das war grauſam und hart. Den letzten Troſt mir in der Sterbeſtunde nehmen zu wollen, die letzten Klagen mir zu mehren,

meine letzten Stunden ohne eine theilnehmende Seele mich durchwinseln zu lassen! Ja, Pater, auf Erden ist viel Bosheit. Und Karlos letzte Warnung war gewiß nicht ohne Grund. Schon seh' ich meine Freundin Eboli mir selbst den Tod bereiten. Schon liegt in meiner traurigen Seele die Ahnung, daß sie es seyn wird, die mir den letzten Odemzug schwer macht.

Pater Joseph. Doch soll wenigstens der Wunsch nicht in Erfüllung gehen, Königin; Sie sollen aus meiner Hand den letzten Trost der Kirche empfahen. Ich werde bey Ihren Leuten zurücklassen, wo ich mich den ganzen Tag befinde, damit man jeden Augenblick mich treffen kann. Ich eile dann zu Ihnen. Bis dahin, Königin, will ich im ununterbrochenen Gebet für Ihre Seelenruhe zum Himmel flehen, will den Herrn anrufen, daß er Ihnen Stärke gebe, denen zu verzeihen, die Ihren Tod befördern.

Elisabeth. Denen ist schon verziehen, Pater. Sie befördern mich ja in ein besseres Leben. Was sollt' ich denn mit ihnen zürnen? Weh wird's mir zwar thun, der Freundin Falschheit zu erblicken; dennoch werd' ich ihre Hand an

mein Herz legen, und freundlich ihr die Stunden danken, die, wenn auch nur verstellt und als Heuchlerin, sie mir doch leichter tragen half. Der Trost, den ich so oft durch sie fühlte, bleibt immer Trost, wenn auch sie Arges dabey dachte. Warum soll ich das Gute ihr nicht zurechnen, da das Böse keine Wirkung that? Die Bitterkeit des Todes wird bey meinem gesunden Körper etwas hart zu überstehen seyn; allein, der mich zu sich ruft, wird mir auch Stärke geben, und Ihre freundliche Hand wird mich den sauren Weg doch noch geleiten?

Pater Joseph. Mit ganzem, vollen, warmen Herzen, Monarchin. Ich wünschte, es könnte auch die letzte Handlung meines Lebens seyn. Die beste ist es gewiß. Mit ihr dort erschienen, wäre ich einer frohen Zukunft vom ersten Augenblick überzeugt. Indessen seyn Sie standhaft, Königin. Erhalte Sie der Herr nur in der Stimmung, in welcher Sie jetzt sind, und Sie werden im Glanze einer Verklärten schon auf Erden stehen. Kann ich den Augenblick nicht sehen, in welchem Sie die erste Bitterkeit des Todes fühlen, so wird man doch, so

schnell man Ihnen denselben auch bereitet, die Wohlthat nicht versagen können, nach Ihrem Seelsorger zu schicken, besonders wenn man glaubt, daß er nicht zu finden ist. Ich gehe, aber mein Herz bleibt bey Ihnen.

(Er geht ab, und die Königin in ihr Zimmer.)

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Kleines Kabinet an deſſen Zimmer.

Fernandez. Grunaldo
(als Pilger.)

Fernandez.

Die Zeit iſt da, Grunaldo. Gleich wird Eure Gattin beym Kardinal erſcheinen. Dieſe dünne Wand läßt jedes, auch das kleinſte Wörtchen Euch hören. Nur bitte ich Euch, verrathet Euch nicht. Ein kleines Geräuſch thut nichts, denn der Kardinal weiß, daß ich in dem Revier bin. Allein, Ihr könntet Dinge hören, die Euch zu Ausrufungen oder Seufzern verleiteten, und die taugen nichts. Er wird dann aufmerkſam und forſcht.

Grunaldo. Sey unbeſorgt, Fernandez. — Was ich auch höre, ſo dient es nur, meine kalte Ueberlegung noch kälter zu ſtimmen. Was Du mir von Marien ſagteſt, habe ich erwartet und Dir

vorausgesagt. Von dieser Fürstin hoff' ich, daß sie in sich gegangen ist.

Fernandez. Ich höre sie. Lebt wohl. Ich schließe das Zimmer, um Euch ungestört zu lassen.

(geht ab.)

Grunalbo. Was werd' ich hören? Ich liebte diese einst unaussprechlich, und unverantwortlich störte eben dieser mein Glück. Wie wird er das vertheidigen?

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Zimmer deſſelben.

Der Kardinal. Fürſtin Gonzago.

Fürſtin.

Um dieſe Unterredung hab' ich lange bitten müſſen, Ew. Eminenz.

Großinquiſitor. Es iſt die letzte, Fürſtin, die Sie unter vier Augen mit mir haben. Was Sie mir noch zu ſagen hätten, faſſen Sie kurz, ſo wie Ihre letzte Entſchließung. Setzen Sie ſich nicht dem aus, daß die Inquiſition Sie noch in Anſpruch nimmt.

Fürſtin. Ach, Ew. Eminenz, warum kann denn nicht einer jener Augenblicke, in denen Sie mir Glück und Wohl für Ewigkeiten zuſagten, wieder in Ihnen aufleben? Warum bin ich denn jetzt nicht mehr im Stande, Ihr Herz zu rühren? Zu Ihren Füßen, Kardinal, flehe ich — nicht

mehr um meinen Glanz, nicht mehr, um meiner Kinder Mutter zu heißen, nicht mehr um des Prinzen Johann Erſatz ſeiner Rechte; nein, nur um ſeine Freyheit, nur um die unglückliche Marie, die ich elend machte, nur um dieſe Beiden. Ich will vergeſſen, was ich einſt Ew. Eminenz geweſen bin; meine Zunge ſoll meinen Lippen nie ein Wort von dem vertrauen, was ich gelitten habe. Ich will in Einſamkeit, an einem Orte, wo kein Spanier mich ſehen noch hören ſoll, mein Leben zubringen. Dieſer Hände Arbeit ſoll mich und die Kinder, die der Kardinal mir wiederſchenkt, ernähren.

O Kardinal! Ich kam mit Hofnungen hieher, die glänzend waren. Ihr Brief erweckte ganz in mir den Eifer, den ich hatte, da ich noch bey Ihnen weilte. Wie iſt er doch gefallen! Wie hat der Mangel an Weltkenntniß, die ich bey Ew. Eminenz nicht zu bedürfen glaubte, mich doch ſo arm gemacht! Wie ſind die Zweifel an Religion und Glauben doch angewachſen in dem Herze, welches ſo brennend für beide glühte!

Großinquiſitor. Nur Folgen der Verbrechen, deren Sie ſich ſchuldig machten. Nur Folgen der erſten mißleiteten Schritte, für welchen

ich Sie warnen ließ. Sie hörten nicht. Jetzt noch, Fürstin, da ich nicht wenig der Vorschläge zu Ihnen gelangen ließ, wie Sie sich nach und nach dem Zutrauen der heiligen Hermandad und dem Range wieder nähern könnten, den Sie trugen, sind Sie widerspänstig. Ich ließ Ihnen rathen, zum Aufenthalt das Klarenkloster zu erkiesen, wo die Aebtissin Reutha, Ihrer Tochter Erzieherin, sich aufhält. Sie verwarfen den Antrag höhnisch, und wählten sich aus eigner Macht den jetzigen Aufenthalt. Sie haben, höre ich, von des Ritters Wibert Schätzen einen Theil bey sich, und Sie verschwenden sie. Sie suchen Zungen zu erkaufen, die Ihnen Nachricht vom Schicksal der Gefangnen geben sollen, und vergessen, daß in der Hermandad geheiligten Mauern sich nichts erkaufen läßt. Sie verschwenden ungerecht der Tochter Eigenthum, das Sie ersparen sollten, um einst, wenn die Arme sich dem Schoos der Kirche übergeben hat, ihres Lebens Bahn ihr zu erleichtern.

Fürstin. Einst sagte mir mein Sohn Gonzago, ich würde nie Marien wiedersehen.

Großinquisitor. Um Ihnen den Beweis zu geben, Fürstin, daß nichts der Aufmerksamkeit

eines Großinquiſitors entgeht, erinnere ich Sie, daß nur ein einziges Wörtchen Sie vergeſſen. „Die Ketzerin Marie,“ ſprach Prinz Euſebius, „erblicken Sie nie wieder;“ die rechtgläubige ſoll Ihren Augen nicht entzogen werden. Sobald ſie dieſen Schritt gethan hat, entſcheidet ſich ihr Schickſal zu ihrem Beſten.

Fürſtin. Und meine Ueberredung, Kardinal, ſollte ſie wohl überflüßig ſeyn?

Großinquiſitor. Vergebens ſuchen Sie den Weg zum Innern dieſes Hauſes. Nie öffnen ſich Ihnen dieſe Kerker. Wer aus denſelben freygeſprochen herausgeht, nur den ſehen Sie.

Fürſtin. Ach, harter Mann! — Nur eine Frage noch: Haben Sie den unglücklichen Gatten ſchon hier, der mir mein Schickſal ſo wörtlich vorherſagte?

Großinquiſitor. Ha! Daß Sie es nicht wiſſen ſollten, daß er mir entgangen. Der Augenblick entlarvt Sie mir ganz.

Fürſtin. Bey Gott und allen Heiligen! ich wußte nichts davon.

Großinquiſitor. Sie wußten nichts — und dennoch hätten Sie ſeiner nicht bey mir erwähnt? Das laſſen Sie Leichtglaubigern glauben,

als mich. Ich ſpüre wohl, daß noch ein heimliches Verſtändniß herrſcht. Woher die Summen, die Sie immer fließen laſſen? Woher, da bey Ihrer Ankunft alle Ihre Koffer durchſucht, und alles Geld Ihnen genommen wurde?

Fürſtin. Beym Ewigen, das weiß ich nicht. Ich habe Geld in meinen Koffern gefunden. Nahmen Sie es, ſo hat eine höhere Hand es erſetzt. Ich wußte nicht, wie viel ich hatte. Meine Tochter Marie hatte von ihrem Vorrath es hineingelegt. O Kardinal! ich bin ſo arm, daß auch der kleinſte von den Dienern meines Sohns nicht mit mir ſpricht. Nur einmal ſah ich Rui Gomez Gattin; ich mag ſie nicht wieder ſehen. Darf ich dem armen Gonzago nicht Glück wünſchen, daß er im Waldbruder einen treuern Freund ſich ſchuf, als Liebe mir verſchaffen konnte?

Großinquiſitor. Der Freund iſt todt. Er irrt allein umher, und Gott weiß, wo. Vielleicht hat ihn der Volldruck ſeiner Miſſethaten auch ſchon verzehrt.

Fürſtin. O Gott! So iſt er ſehr verlaſſen, wenn der ſtarb.

Großinquiſitor. Vergeſſen Sie ſich ganz, Engenia? Ich will nicht hoffen, daß Sie mitleids-

werth den finden, den die Hermandad in allen Winkeln dieſer Erde ſuchen läßt, um ihn den ſtrengſten Feuertod ſterben zu laſſen?

Fürſtin. Barbar! So wünſch' ich, daß er nie in ihre Hände fällt. Ich finde ihn ſo mitleidswerth, daß, ſagten Sie mir ſeine Spur, ihn dieſe Füße ſuchen ſollten, bis ſie wund, und matt nicht weiter könnten.

Großinquiſitor. Sie reden ſich um Ihre Freyheit, Fürſtin.

Fürſtin. Um meine Freyheit? Hab' ich ſie? Iſt's Freyheit, daß man mir erlaubt, mit ſtrenger Aufſicht, Kirchen zu beſuchen? Iſt's Freyheit daß ich zehnmal betteln muß, um einmal zu dem Manne zu kommen, dem ich Alles opferte?

Mein! Alles ſoll aus meinem Herze nun hervor. Sie haben einen fürchterlichen Feind mir zur Begleitung mitgegeben, Kardinal, der Sie mir in das rechte Licht gebracht. Die Einſamkeit war nicht für Sie. Ihr Vortheil ward dadurch verwirkt. Sehr lebhaft malten ſich mir alle meine Pflichten.

Großinquiſitor. Gonzago that ja alles, was er konnte, Sie zu ſtürzen.

Fürſtin. That alles, was er konnte, um

mich

mich zu erhalten. Unterbrechen Sie mich nicht, wenn Sie einmal Aufrichtigkeit aus einem Herzen hören wollen, das ſich ſeiner Verbrechen ſchämt, wenn ſchon die Heiligkeit ſie decken wollte.

Er ſtand vor meinen Augen, der Liebenswürdige, wie er mir ſeine Hand gereicht. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, Untreue von ihm nur zu wähnen. Sie untergruben eins der heiligſten Bündniſſe, Kardinal. Sie ſtürzten mich von meiner Tugendhöhe, und verletzten den treuſten aller Gatten.

Können Sie in allem, was er nachher that, ihn eines Fehlers zeihen, da er die Ueberzeugung dieſes ihres Fehlers hatte? Es ſteht ſo lebhaft vor mir, daß er zu der Kirche, die ihn ſo ſchändlich hintergangen, das Zutrauen verlieren mußte. Entziffern Sie ſich Alles, was er that, aus dem Gefühl dieſer Beleidigung. Denn ich, — ich ſage Ihnen, er wußte ſie — und er vergab. Vergab mir!

Fühlen Sie nicht das Große, Kardinal, was darin liegt? Er hat die Sünde mit Ihnen mir vergeben. Schwerer war ſie doch wohl zu verzeihen, als mit jedem Andern? Die Einſamkeit hat mich die Größe der Beleidigung erſt einſehen laſ-

ſen, die Sie ihm zugefügt. Wie iſt mir? Hält man Sie nicht für untrüglich? Iſt nicht Alles, was Sie thun, ein Werk der Heiligkeit? Konnte er dies auch für ein Werk der Heiligkeit nehmen? Iſts Wunder, daß er dieſe Heiligkeit verwarf? daß er ſich weitere Schlüſſe zog, was Sie zu unternehmen fähig wären? In der Einſamkeit hatte ich ſo Muße, Alles mir zurückzurufen, was ich von ihm gehört. Da ſtand die ganze Reihe ſeiner Herzensausgießungen vor mir, und wie er jedesmal, wenn er mich mahnte von Madrid zu bleiben, mir das Verfahren der Inquiſition aufdeckte. Ich war geneigt, für einen Teufel ihn zu halten. Er war ein Engel, und ſchilderte mir — in Madrid nennt man ſie Heilige.

Großinquiſitor. Bey Gott, ich habe viel Geduld, Eugenia.

Fürſtin. Nur noch ein wenig, Kardinal, damit ich meinen Zuſtand Ihnen malen kann. (mit Thränen) Auch für mich war die Einſamkeit ein ſchrecklicher Gefährte. Noch immer ſtand ich in dem Wahn, als ob der Kardinal, der meine Sünden mir gegeben, und vergeben, auch für die Sünden haften könne. Jetzt iſt das nicht mehr ſo. Es kommt mir vor, als wenn die Treue, die ich

m Manne ſchuldig, noch wichtiger und bün-
ſey, als die ſeinige, daß ſie mir noch mehr
t ſey. Es ſchien mir, als ob ich dem Kar-
zuerſt die Weigerung hätte geben ſollen, mich
Lüſten preiszugeben. Trotz Ihrer Ver-
g, Kardinal, ſtehe ich als die ſchändlichſte
hebrecherinnen da. Wäre der Fürſt Gonza-
r, ich würde vor ihm niederfallen, und um
lhung dieſer Sünde, und um ſein Fürwort
, wenn einſt vor des Allrichters Throne dieß
echen mir vorgehalten würde. Er ſteht ſo ach-
werth vor mir, der Fürſt Gonzago, daß das,
Sie Verbrechen an ihm, nennen, mir als ein
s gegen Ihre Verführung dasteht.

Sie, Kardinal, Sie hat mir meine Einſam-
ls den geſchildert, der alles Unglück über uns
cht. Denn ohne jene ſchmeichleriſchen Lockun-
wäre nie Gonzago auf den Wahn gekommen,
Ihre Infallibilität nichts ſey. Es wäre dem
r Henriko nie geglückt, ein Verſtändniß zu ent-
n, was nicht geweſen wäre. Sie hätten die-
Ketzer nie ſo durch die Finger geſehen, wenn
ihn nicht gefürchtet hätten. Und thaten Sie
s Böſes, brauchten Sie ihn wohl zu fürch-

Ich hätte meinen Sohn Johann, den einzigen Gonzago, nicht verloren, er nicht sein Fürstenthum. Und die Baſtarde, Barbar, hätten nie ihre Aeltern mit Füßen treten können, wie ſie jetzt thun. Der alte Wibert wäre ſorgenlos zur Gruft gefahren, und ſeine Tochter nicht in mörderiſchen Klauen.

Großinquiſitor. Sie raſen, Fürſtin.

Fürſtin. Ja, ich will auch raſen. Warum ſollt' ich es nicht? Der Gründe hab' ich wohl genug. Nur Jammer, daß ich nicht in Ihre Seele raſen kann. So kalt, wie Sie bey meinem Raſen ſtehen, ſollte wohl kein Diener eines Allgerechten ſtehen. Kann er gerecht ſeyn, da er Dich nicht niederſchmettert, der Du ein ganzes menſchliches Geſchlecht gemordet?

Doch, ich will wieder zu mir kommen. Ich ſehe, Raſerey und Kälte ſind bey Dir auf gleiche Art angewandt. Du ſpotteſt einer wie der andern.

Großinquiſitor. Sie haben alſo nun geendet, Eugenia. Und nun bitt' ich mehr als jemals, gehen Sie ins Klarenkloſter. Dort wird die Einſamkeit, der Feind Ihrer Ruhe, Sie verlaſſen. Die fromme Reutha und die Schweſtern

des Kloſters haben den Befehl, nie Sie allein zu laſſen. Daß dort die Spuren Ihrer Raſerey als Raſerey betrachtet und behandelt werden, können Sie ſich denken. Sie werden alſo auch darin beſſer thun, wenn Sie kein Wort von dem erwähnen, was Sie hier geſagt haben.

Damit Sie aber auch ſehen, daß ich, wenn mich nicht wichtige Geſchäfte abriefen, dem Unſinn länger noch nachſehen würde, den Sie vorbringen, ſo wiſſen Sie hiermit, daß ich jetzt gehe, für Eliſabeth zu beten.

Dieß iſt die Sterbeſtunde der Königin, und wollen Sie ein gutes Werk verrichten, ſo beten Sie auch mit für ihre Seele.

(ab.)

Fürſtin. Die Sterbeſtunde der Königin? Ich hörte ja heute noch von ihrer wiederhergeſtellten Geſundheit, von der Freude, die man haben würde, ſie öffentlich zu ſehen. (Pauſe.) Gonzago! Bruder des Waldes! fandet Ihr die Königin nicht auch einſt in Gefahr? Was iſt das? Sollte er kalt, wie er war, der Königin den Tod bereiten können, wie er dem Prinzen ihn bereitete?

Geſchwind ins Klarenkloſter! Vielleicht weiß die Aebtiſſin mir den Traum zu deuten. — O Eboli, wenn Du ... Doch nein, das wäre ſchändlicher als etwas.

(ab.)

Voriges Kabinet.

Fernandez. Grunaldo.

Fernandez.

Nun, was habt Ihr gehört, Grunaldo?

Grunaldo. Das Angenehmſte in meiner Lage hätte ich gehört, wenn nicht das Schrecklichſte damit verbunden geweſen wäre. (Mit dem Ausbruch des heftigſten Schmerzes.) Die Königin!

Fernandez. Still, Fürſt; um Alles in der Welt nicht wieder einen ſo lauten Ausruf! Wenn Jemand, der Kleinſte unter den Aufwärtern hier das Wort gehört hätte, wir wären Beide unglücklich. Den König und die Königin darf man hier nicht nennen, ohne gegründete Urſachen dazu zu haben. Und könnt Ihr ſie retten? Nicht als ob

ich etwas gewußt hätte, allein, wir rathen alles hier. Laßt die, die in unſern Plan jetzt nicht gehören, und folgt den Spuren deſſen, was wir vor uns haben. Erzählt mir, was Eure Gattin in unſerm Plan uns helfen kann.

Grunaldo. O ſie bereuet, ſie bereuet von ganzer Seele! Sie leidet, leidet viel. Er iſt Barbar genug, für die Opfer ihrer Tugend ihr die kleinſte Gefälligkeit nicht zuzugeſtehen. Er iſt Barbar, nicht eingedenk zu ſeyn, daß er am ganzen Unglück meines Hauſes ſchuld iſt.

Fernandez. Grunaldo, mäßigt Euch. Ich ſehe wohl, ich muß die Laube zur Zuflucht nehmen, um Euch anhören zu können. Kommt!

(Beide ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Königin.

Elisabeth. Olivarez. Beide Kinder.

Elisabeth.

Noch einmal diese Kleine, Olivarez. Noch einen Kuß auf ihren Mund, daß ich ihr meine ganze mütterliche Liebe zurücklasse, und gewiß versichert bin, daß dieser letzte Segen über sie ihr Loos glücklicher machen wird, als das meinige war.

Und nun weg mit beiden Kindern; denn wenn man seine Wuth an mir ausgelassen, mögte man sie auch an ihnen üben. Olivarez! nehmen Sie ja eine gute Stunde dazu, dem Könige meinen letzten Willen zu übergeben.

Klara Eugenia. Und ich soll Dich nicht wiedersehen, Mutter?

Elisabeth. Ja, Kind; wir sehen uns gewiß wieder.

Klara Eugenia. Und ich muß weg von Dir?

Eliſabeth. Auf kurze Zeit, mein Kind. Ganz kurz nur wird die Trennung ſeyn. Geh, liebe, gute Klara, ich liebe Dich.

Klara Eugenia. Ach, ich liebe die Mutter auch.

(Geht weinend mit Olivarez ab.)

Eliſabeth. Iſt denn der Tod ſo bitter, als dieſe Trennung? Gott! welch ein Augenblick war das! Härter hatte ich noch keinen. Auch wird mir kein härterer werden. — Nicht wiederſehen ſie? — O ja, dort, wo der Allgerechte wohnt, er, der die Laſt von jedem Geſchöpfe nimmt, wenn es den Raum der Zeit durchlaufen hat, und nun der Ewigkeit Bürger wird. Dort werd' ich dieſe Lieben ſicher einſt aus ſeiner Hand empfangen, zum Lohn als meine Freundinnen empfangen.

Ach! wenn der Tod jetzt käme! Ich bin recht gefaßt. Der Pater Joſeph meynte ja gewiß, es müßte heute ſeyn. Es wird auch ſeyn. Noch einen ſolchen Leidenstag zu überleben, ertrüg' ich nicht. — Ich höre Menſchen. Ich will mich in mein Kabinet verfügen. Wo ich

den Schlaf der Unſchuld ſchlief, da mögen ſie den Schlaf des Todes mir bereiten.

(Sie geht ins Kabinet.)

Nämliches Zimmer.

Herzogin Alba. Eboli
(mit einem Becher.)

Herzogin (für ſich.)

Sie zittert nicht einmal. Viel Anlage zur Herrſcherin, wenn ſie beſſere Lehrmeiſter gehabt hätte.

Eboli. Sie gieng wohl in ihr Kabinet. Folgen wir ihr dahin, oder erwarten wir ſie?

Herzogin. Sie wird uns nicht entgegen kommen ſollen.

Eboli. Sie ſcheinen erhitzt, Herzogin. Kaltblütigkeit iſt in ſolchen Fällen ſehr nöthig. Wenn Sie den Becher trügen, mögte er wohl einige Tropfen verlieren.

Herzogin. Sie irren, Eboli. Mitleid ar-

tet nicht in Zittern aus. Glauben Sie die Königin nicht unſchuldig?

Eboli. Die Frage will ich Ihnen ſichtlich beantworten, meine Theure.

Kabinet der Königin.

Eliſabeth. Eboli. Herzogin Alba. Hernach eine Kammerfrau. Endlich Pater Joſeph.

Eliſabeth.

Der Anblick meiner Kinder — Gott! er erſchütterte mich ſehr. Die Stärkung dank' ich nur dem Himmel. Es iſt mir, als ob ich neu erſtanden wäre. Der Tod trennt mich von Vielem, Vielem, was ich liebe; allein er bringt mich auch zu Vielem, was ich liebe. Jetzt kann ich ſie aufreißen, die noch nicht geheilte Wunde. Mein Herz und ich, wurden Opfer der Konvenienz. Man riß mich aus der einzigen Glückſeligkeit, die unſerm Ge-

ſchlechte auf Erden ward, aus dem Gefühl der reinſten, unſchuldigſten, wonnevollſten Liebe. Man riß mich von Hofnungen hinweg, die ich als Wirklichkeiten in der Folge erblicken mußte, Hofnungen, die ganz glücklich mich, ganz ſelig machten, wenn ſie mir gewährt wurden. Ich habe ſie vergehen ſehen. Ich ſahe keine andern Freuden an ihrer Statt. Dahin für mich waren alle Anſprüche auf irdiſches Glück. Doch mäßigte ich das Gefühl einer ſo ſchreckvollen Unterdrückung. Ich that, als ob ich zufrieden wäre, zwang meinen Geiſt, den Pflichten Gehör zu geben, die mir zuwider waren, zwang mich, den Mann zu lieben, der nicht liebenswürdig iſt, gleichgültig gegen den zu ſeyn, der mir faſt mehr, als ich ſelbſt war. Ich habe hart gekämpft, ich habe meinen Lebenstagen keinen durch unzeitigen Kummer genommen. Ich wollte aushalten, ſo lange es dem Himmel gefiel. Ich überwand das letzte, ſeinen Tod, das allerletzte, Trennung von meinen Kindern. Nun iſt mein Maaß erfüllt. Nun ſehn' ich mich nach Rettung. Jetzt ſehe ich meinen Tod als eine Wohlthat an. Jetzt hab' ich nichts, was mich noch feſſeln könnte —

(Die Herzogin Alba und Eboli treten ein.)

Soll ich Euch denn willkommen heißen, Boten meines Todes?

Herzogin. Ihres Todes? Sie irren ſich, Monarchin! Hier ſchickt Ihnen der König einen Stärktrunk. Er würde, ſagte Sr. Majeſtät Leibarzt, Ihnen beſſer bekommen, als die langſamen, die Merkado Ihnen gäbe?

Eliſabeth. Wohl beſſer; denn ich werde mich von denen trennen, die es übel mit mir meynen, ich werde zu denen kommen, die es beſſer mit mir im Sinne hatten. Doch von Dir, Eboli, hätt' ich mir's nimmermehr gedacht, nimmermehr nach Deinen letzten Verſicherungen das Dir zugetrauet, nimmermehr der beſten Freundin meinen Tod zu danken geglaubt.

Eboli. Das Bittre ſoll ja aus der Hand der Freunde immer ſüßer ſchmecken.

Eliſabeth. Wenn Dir es Freude machen ſollte, daß der Tod mir bitter iſt, ſo muß ich das Vergnügen Dir verſagen. Er iſt's nicht, Eboli. Er iſt mir willkommen. Ich hab' ihn ſchon erwartet, und gern erwartet. Doch hätt' ich wohl gewünſcht, aus einer andern Hand ihn zu empfangen. War das nicht möglich, Eboli?

Eboli. Das werd' ich Ew. Majeſtät beantworten, wenn der Becher geleert iſt.

(Sie reicht ihr den Becher hin.)

Eliſabeth. So hart! ſo ſehr hart! Eboli! wo lerntest Du das gegen Eliſabeth ſeyn? Haben Ihre Schulen, Alba, ſo guten Erfolg?

Herzogin. Ich denke, Königin, wenn hier ein ſolches Verhältniß iſt, ſo hat die Schülerin den Meiſter ſo weit übertroffen, daß er ſich verbirgt.

Eboli (mit einem ſcharfen Blick auf Alba.) So, Herzogin, iſt das jetzt ſchon verändert zwiſchen uns? Doch ſey es. Nehmen Ew. Majeſtät. Je ſchneller, deſto beſſer für Sie.

Eliſabeth (nimmt den Becher.) Ein wahres Wort. Auch ſollt Ihr's nicht umſonſt geſprochen haben. Verſöhnt will ich ſcheiden, Eboli; doch daß ich in die Ewigkeit das Herz nicht für Euch bringe, was hier der Freundin ſchlug, das müßt Ihr mir verzeihen.

(Sie trinkt und ſetzt ab.)

Der Trank iſt angenehm zu trinken. Wenn ſeine Wirkung nicht zu grauſam iſt, ſo wird ſich's leichter ſterben, als ich es gedacht.

Herzogin. Ich wünſche es Ew. Majeſtät. Ich hatte gegen Sie nie etwas, als daß Sie

Monarchin geboren waren, und ich es nicht seyn konnte. Ich verehrte übrigens die unbescholtne Tugend, und trug zu dieser Scene nichts bey.

Eboli. Sie sollen auch vom Ruhme derselben nichts genießen.

Elisabeth (die indessen den Becher ganz geleert.) Vom Ruhm derselben? Hört' ich recht? Rühmt Ihr Euch dieser Handlung, Eboli? Ich habe nun den Becher geleert. Bis auf den letzten Tropfen, wie Ihr seht, getrunken, ohne Schaudern getrunken den Tod von einer falschen Freundin Hand.

Eboli. Nicht gut geschlossen, Königin; ich war nie Ihre Freundin.

Elisabeth (seufzend.) Nie meine Freundin? (Sie klingelt, eine Kammerfrau tritt ein.) Man rufe mir den Pater Joseph.

(Kammerfrau ab.)

Herzogin (für sich.) Den man nicht finden wird. Es wäre schlimm, wenn man einen solchen Tod in eines solchen Beichtigers Herze verwahren könnte.

Elisabeth. Also nie meine Freundin, Eboli? Auch nicht, ehe Karlos an den Hof kam?

Eboli. Da kannte ich noch nicht die Möglichkeit, daß einer Königin Freundin man in meiner

Lage seyn könnte. Und so bald ich die Liebe zum Prinzen entdeckte, konnte die Nebenbuhlerin nicht Freundin bleiben. Sie müssen Alles wissen, Monarchin, ehe Sie die Welt verlassen. Ich war kaum von dem Prinzen verschmäht, als ich Ihre Schatulle erbrach, und sein gefundenes Bild war damals mir gewisse Ueberzeugung Ihrer Schuld. Ich war es, die, um Rache an der Nebenbuhlerin zu üben, das Bild dem Könige übergab, und um mit Wirkung es übergeben zu können, erst ihre Unschuld ihm opferte.

Elisabeth. Halt ein, Verblendete! Du lügst. So schrecklich hättest Du Dich verstellen können? So leicht hättest Du das höchste Gut, welches auf Erden Dein war, hingegeben? O widerrufe mir dies Einzige.

Eboli. Ich kann nicht widerrufen, Elisabeth. Im Tode tragen Sie die Last meiner Verführung; doch davon hernach. Ich war es, die bey jeder wiederholten Umarmung dem Könige neue Zweifel beybrachte, zur Rache ihn anflammte, und sein zum Vergeben geneigtes Herz gegen alles Mitleid stählte. Ich habe Karlos Tod beschleunigt, ich habe ihn gewußt, und jener Traum in der Stunde war von mir angelegt, um Elisabeth in

To-

Todesangſt zu ſetzen. Ich war im Kerker, und wollte dem Prinzen ein Geheimniß entlocken, und ward auf die grauſamſte Weiſe in Zweifel an Ihrer Schuld verſetzt, die nach und nach zur Gewißheit, zu einer qualvollen Gewißheit wurden.

Eliſabeth. Sie bringen mir ein ſchreckenvolles Bild in meiner Todesſtunde, Eboli. Ich dachte ſie mir leicht, und ſie wird ſchwer durch Sie. O Weib! da Du meine Unſchuld wußteſt, bedauerteſt Du nicht, bereuteſt nicht?

Eboli. Bedauern? Bereuen? Ich wurde wüthender, als je. Ich hätte damals ſchon mit dieſen Händen Sie ermorden wollen, wenn ich wie jetzt Philipps Einwilligung dazu gehabt. Das, was mir das allerbitterſte war, ſollte zu meiner Heilung dienen? Ich ſollte verſchmähet ſeyn um meine Jugend? Sie opferten ihm kaum einen Gedanken, ich bot ihm ſchwelgeriſche Schätze an, und ward zurückgeſetzt. Wenn ihn ein ſchöneres Laſter mich hätte fliehen lehren, ich wäre kälter geblieben. Ich hätte Bande der Dankbarkeit, der Liebe, der Treue heilig gewähnt. Allein, um einer Tugend willen mich ſo geopfert zu ſehen, das war nicht zu ertragen. Er betete die Spröde an. War ich denn ſo gar verachtenswerth, daß er körperliche

Befriedigungen nicht wenigſtens mir heucheln können? Oder war er ſo wenig Menſch, einer ſolchen preißgegebenen Schönheit gar nicht zu begehren? Nein, Königin, das Räthſel konnt' ich mir entziffern. Ich war das Opfer. Ihnen hätte er's entdeckt — mich Ihnen hingegeben, wenn ich länger ihm die Zeit dazu gelaſſen. Ein ſolches Opfer hätte vielleicht auch eine Monarchin Spaniens erweicht. Zu ſeinem Glücke wäre die Verachtung meiner der Weg geweſen. Nein, lieber mit ihm in den Tod!

Eliſabeth. Deine Wuth gränzt nahe an Verzweiflung, Eboli. Du dauerſt mich. Du kannſt ein ſolches Gefühl nicht ohne Leiden haben, und doch, wenn Du ſie haſt, muß ich ſie noch vermehren. Ich kann mit keiner Lüge dieſe Welt verlaſſen, Dir zu gefallen keine Verläumdung auf Karlos Nachruhm haften laſſen. Wiſſe, Du arme Betrogene, nie hat Karlos, ſeitdem mich ſein Vater Gattin nennt, auch nur den kleinſten Antrag mir gethan, der einer Königin von Spanien unwürdig geweſen wäre. Nur einmal ſprach ich ihn in den Gärten von Aranjuez allein, und tobte gleich in ihm jugendliches Feuer, ſo vergaß er über der Geliebten nie die Mutter.

Da war es, wo wir auf die Ewigkeit uns Beide verwieſen, auf dort vereinigten, was auf hier nie vereinigt werden konnte, und groß und edel that Karlos das Gelübde, an dem Vater nie den theuern Raub zu rächen.

O! wäre Deine Seele der ſeinigen gleich geweſen, Eboli — hätteſt Du Dich mir ganz enthüllt, Du wäreſt nie des Königs Buhlerin, nie Mörderin an Deiner Freundin geworden. Welch eine Laſt haſt Du auf meine letzte Stunde gebürdet! Nur über Dich ſeufzend, nur über Dich weinend werd' ich dieſe Welt verlaſſen.

Eboli (bitter.) Weinen Sie über ſich, Monarchin, nicht über mich. Auf Sie fällt dennoch alle Laſt von dem, was ich hier dulden muß. Wenn meine Buhlſchaft mit dem Könige, wenn meine blutige Rache an Karlos und an Ihnen Verbrechen ſind, ſo tragen Sie ſie ganz allein.

(Pater Joſeph tritt ein. Die Herzogin Alba erſchrickt, winkt der Fürſtin Rui zu ſchweigen, die aber in der Hitze deſſen nicht gewahr wird.)

Wer nahm mich aus dem Kloſter, und brachte mich an dieſen Hof? Wer, machte mit den Liebenswürdigkeiten des Prinzen mich ſo genau be-

kannt? In jener Einsamkeit wär' ich zufrieden geblieben, und hätte nie von allem diesem etwas erfahren oder gethan. Wenn hier ein Fluch zu sprechen wäre, wenn Verwünschungen ich auszustoßen hätte — so müßten sie gegen Sie seyn. Ich müßte Sie verfluchen, denn wären Sie nicht geboren, wäre das Alles nicht. Doch seyn Sie unbesorgt. Dessen bedürfen wir nicht. Ich freue mich alles dessen, was ich that. Im Augenblick, da Karlos mich verachtete, war ich entschlossen, wie eine Furie durch dieß Leben zu gehen. Ihr Tod, Monarchin, ist mir süß, und süßer noch, daß ich ihn Ihnen gab Doch, wenn es Sie ängstigen kann, daß Sie selbst die Schöpferin von allen diesen grausenden Scenen waren, desto besser. — Nehmen Sie die Angst noch zu der Todesangst. Ich habe nie genug Sie quälen können, so viel ich Sie gequält. Für eine Nebenbuhlerin ist keine Qual zu groß. Sie nehmen meinen Haß mit sich ins Grab — Hier ist die Antwort auf Ihre Frage, Alba.

(Indem sie sich umwendet, um zu gehen, erblickt sie den Pater Joseph, erschrickt, faßt sich aber gleich wieder.)

Willkommen, Pater Joseph. Einen solchen

Horcher hätte ich freylich nicht erwartet. Ich mache Ihnen Platz die Königin zu trösten.

Pater Joseph. Nur einen Augenblick, Prinzessin. Ich entbinde die Königin in Ihrer Gegenwart von allem Antheil, den sie an Ihren Verbrechen haben soll. Sie waren für den Hof bestimmt. Die Königin war nur das Werkzeug, dessen man sich bediente, Sie dahin zu bringen. That sie es nicht, so bewerkstelligte man es von einer andern Seite. — Sie sind wohl grausam, blutdürstig zu nennen. Was ich gehört, übersteigt alles, was ich von Ihrem Geschlechte geglaubt habe.

Herzogin (für sich.) Ich sehe keine Rettung für sie. Sie hat sich um ihr ganzes Glück gesprochen, ich fürchte für ihr Leben. Ich muß nun wider sie treten. Der König darf diese Scene aus keinem Munde, als aus dem meinigen, erfahren.

(Sie geht schnell ab, und Eboli folgt ihr.)

Pater Joseph. Wie Beide erschracken, da sie mich erblickten! Sie hatten keinen Zeugen ihrer abscheulichen Handlung erwartet. Sehr weise war das Vorhaben, mich zu entfernen. Es ist mißlungen. Wollte Gott, die Handlung wäre auch mißlungen!

Elisabeth. Nein, Pater Joseph, diese ist vollbracht. Hier steht der Becher, welcher den Trennungstrank enthielt. Ich habe ihn ohne Schaudern getrunken. Zwiefach hat aber diese Eboli mein Inneres erschüttert. Erleichtern Sie mein Herz. Ist's wahr, daß man sie auch dem Kloster entrissen hätte, wenn ich's schon nicht gethan?

Pater Joseph. So sicher wahr, daß, wenn die Zeit es litte, ich Ihnen unverdächtige Zeugen bringen wollte. Doch wozu das? Sie sind aus einem Traume erwacht, der lange Sie getäuscht, für dessen Täuschung man vergebens Sie gewarnt hat.

Elisabeth. Es ist entsetzlich, Pater. Für ihre Liebe, für ihre Treue hätte mein Leben selbst zu keiner Wette mir zu theuer seyn sollen. Nicht Karlos Ausspruch, nicht seiner Todesstunde Wahrheit konnte mich überzeugen. Ich hing so sehr mit ganzer Seele an ihr, daß ich den Fehltritt mit dem Monarchen ihr verziehen haben würde, hätte sie mir ihn entdeckt. Doch weg damit. Keines Gedankens mehr an sie Erwähnung. Ich fühle bereits eine ungewöhnliche Hitze sich meines Bluts bemächtigen. Der Trank thut seine Wirkung.

Doch, ehe ich den letzten Troſt aus Ihrer Hand erhalte, verlange ich von Ihnen die aufrichtige Beantwortung einer Frage, und ein Verſprechen.

Pater Joſeph. Welches beides ich meiner Beichtigerin zu geben bereit ſeyn muß.

Eliſabeth. Starb Pater Innozenz um mich?

Pater Joſeph. Ja, Monarchin, um Sie, lediglich um Ihretwillen litt er den bittern Tod in den Gefängniſſen der Hermandad. Hätte er Sie verrathen können, hätte er nur einen Schein gegeben, als ob an Ihrer Unſchuld zu zweifeln ſey, er wäre hoch emporgehoben worden. Ich habe ihm in ſeiner Sterbeſtunde beygeſtanden. Ich weiß, mit welcher Ehrfurcht er von Ihnen ſprach, wie er ſein Leben nichts achtete, da er's um Ihrer Rechtfertigung willen hingab. Sie können hieraus ſehen, Monarchin, wie lange in dem Blutrathe der Religion Ihr Todesurtheil ſchon beſchloſſen lag.

Eliſabeth. Ich treffe ihn alſo dort. Guter Innozenz! vor Gottes Angeſicht will ich Dir danken. Ich weine nicht über ſeinen Tod, mein lieber Pater. Er hätte ja ohne eine ſchändliche

Lüge ſein Leben nicht erhalten können; und ſollte ich dieſe auf ſeine Seele wünſchen?

Allein, beruhigen Sie mich noch über den Punkt, der meine Thränen fodert. Man hatte triftige Urſachen, warum man dieſe meine Zuſammenkunft mit Ihnen vereiteln wollte. Kann ſie auf Ihr Glück, kann ſie auf Ihr Leben Einfluß haben? Muß ich noch mit der harten Ueberzeugung ſcheiden, daß noch ein rechtſchaffenes Herz um meinetwillen brechen muß?

Pater Joſeph. Man hat mir nicht ausdrücklich verboten, Monarchin, mich Ihnen noch einmal zu nähern; man hat mir nur unterſagt, in meiner Wohnung zu ſeyn. Den Befehl hab' ich gehalten. Ein Ungefähr, das Ihren Bedienten mich in die Hände führte, rechtfertigt mich. Ob man mich dann verfolgen wird, ob man mich fürchten, ob man mich beobachten, ob man mir Schlingen legen wird, das weiß Der oben nur. Allein, für alles dieſes ſorge ich ſo wenig, als Einer meiner Denkensart in Spanien jetzt für ſein Leben ſorgen darf. Darüber ſollen Sie keinen unruhigen Augenblick mehr haben. Es genüge Ihrer weichen fühlbaren Seele, daß ich überzeugt

n, die Vorsehung lasse ohne ihre weisen Absichten
ines Menschen Tod zu

Elisabeth. Um dieses schönen großen Glau-
ns willen muß ich ruhig seyn. Und nun zu
m Versprechen; denn Gluht durchströmt schon
eine Adern, und lange möchte meine Phantasie
icht mehr ohne Schattenbilder bleiben. Ich
ill, daß Sie dem Könige nichts von den Auf-
itten sagen, die hier vorgefallen sind. Sie mö-
en schlafen im Dunkel irdischer Vergessenheit,
nd nur einst, wenn der Ewige es nicht für gut
ält, sie bedeckt zu lassen, mögen sie Philipps
Augen helle werden. Ich sterbe ohne das ent-
fernteste rachsüchtige Gefühl. Ich kenne nichts,
was die Pflicht zu verzeihen in mir mindern könn-
te. Versprechen Sie mir das?

Pater Joseph. Sie sterben edel und schön,
Monarchin, und auch hier will ich Ihre letzte
Stunde nicht erschweren. Sie haben mein Ver-
sprechen, jedoch mit einer Einschränkung. Er-
fährt der König etwas aus eines Andern Munde,
verlangt er ohne meine Anregung Bestätigung da-
von, so muß ich sie ihm geben. Doch eher nicht.

Elisabeth. Nun lassen Sie mich einige Mi-
nuten, Pater, und dann ... (Pater Joseph ent-

ſernt ſich ins Vorzimmer, die Königin fällt auf ihre Kniee.)
Im Stillen willſt Du angebetet ſeyn, Allmächtiger. Ich thue es — ich werfe mich vor Deinen Thron in dieſer meiner letzten Stunde. Mein Herz iſt rein, und mein Wille war jederzeit, nach Deinen Befehlen zu leben. That ich's nicht, ſo vergieb der Schwachen. Hab' ich gefehlt – muß Strafe — müſſen Prüfungen meiner warten, ich werfe mich in Deine Hände. Stärke mich im Todeskampf! Mein Glaube ſey im Tode meine Zuflucht, und meine Seele erhebe das Vertrauen an Deine Allbarmherzigkeit.

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer.

Abends.

Philipp. Graf Lerma. Hernach Aebtiſſin Reutha.

Philipp (für ſich.)

Ich werde dieſe Nacht durchwachen müſſen. In allen meinen Ideen ſteht ſie da, ich kann ſie nicht herausreißen. Und doch — es iſt zu ſchändlich, einen König zu betrügen! (Man klingelt.) Sie haben Wort gehalten, Herzogin. Die That iſt nun geſchehen. Ich kann nicht mehr zurück, und der Funke jedes Mitleids ſey nun überwunden. Verdiente ſie, was geſchah, ſo hat ſie ſich nicht zu beklagen. Verdiente ſie es nicht, gut, ſo ſey das ihr Troſt: Auf mich kann die Ahndung dieſer Handlung nie fallen. Mein Urtheil war gerecht. Die

sündigten, die mir die Ueberzeugung ihrer Untreue gaben — eine Ueberzeugung, die ich verwünschte, da ich sie erhielt.

Lerma, (der die letzten Worte gehört.) Sire, es gehört viel zu einer Ueberzeugung. Verzeihen Sie, Monarch, daß ich die stille Sprache Ihres Herzens unterbreche. Allein sie ist mit Aengstlichkeit verbunden, und meines Königs Seelenruhe ist mir nahe.

Philipp. Ich bin schon wieder ruhig, Lerma. Es ist eine ganz besondre Empfindung, die Könige haben, wenn sie strafen müssen. Wenn aber fest sie fühlen, sie haben recht gethan, dann kann sie nichts erschüttern.

Lerma. Ich wag' es nicht, mit dem Monarchen in Dingen zu rechten, die er allein nur wissen kann und muß. Wer so lange, wie Philipp, über die halbe Welt zur Strafe und zur Milde den Scepter hielt, dem herrschen lehren wollen, wäre Frevel. Allein, wo häusliche Glückseligkeit sich einmischt, Sire, da muß der Monarch verstummen und den Privatmann hören.

Philipp. Wenn zweifelhaft sie ist, gewiß — doch — wenn sie schon dahin ist —

Lerma. Wenn sie ihm nun gestohlen — schändlich gestohlen wäre, Sire? —

Philipp. So trägt die Schuld der Räuber —

Lerma. Ersetzt er sie aber auch? Ist sie zu ersetzen? Und sollte ein Monarch einen solchen Diebstahl nicht verhindern können?

Philipp. Dann nicht, wenn alles, was ihn umgiebt, darin verwickelt ist. — Was ist das? Man spricht sehr laut im Vorzimmer. Geht, Lerma, seht, wer das wagen kann. (Lerma ab) Wenn er auch Recht haben könnte, sie ist nicht mehr zu retten, und so ist's besser, es bleibt, wie es ist.

Lerma (tritt wieder ein.) Die Aebtissin des Klarenklosters, Reutha, streitet mit dem Offizier der Wache; sie will Ew. Majestät sprechen.

Philipp. Sie komme. Was sie mir auch zu sagen hat — sie wird mich zerstreuen. Lerma, sendet sie zu mir, und laßt uns allein. (Lerma ab.) Bis in die Klöster wird der Ruf doch nicht gedrungen seyn — der Ruf von einer Sache, die denen, die sie wissen, selbst ein ängstliches Geheimniß seyn muß?

Reutha (tritt ein, und wirft sich vor dem König nieder.) Wenn Seelenangst, wie ich sie fühle, diesen Schritt nicht entschuldigen kann, Monarch, so bin ich strafbar; man hat mir etwas Schreckliches berichtet. Ein Geheimniß, aus des Kardinals Munde entströmt, ist mir zu Ohren gekommen, welches selbst mit Gefahr meines Lebens ich Ew. Majestät entdecken mußte. Die Fürstin Gonzago ...

Philipp. Welche Fürstin Gonzago? Die Mutter der Prinzessin Eboli?

Reutha. Eben die ...

Philipp. Ist in Madrid, und ich erfahre nichts davon?

Reutha. O Sire, davon hernach. Vor wenigen Minuten sagte ihr der Kardinal, sie solle beten für die Königin, deren Todesstunde nahe sey.

Philipp. Ja, man berichtete mir, daß sie schlechter sich befände.

Reutha. Doch man vergaß den Grund, warum. Man will sie morden, Sire. Verhindern Sie es, schnell verhindern Sie es, sonst ist es zu spät.

Philipp. In meinem Palast morden? mei-

ne Gattin? Arme Kranke! woher kömmt Euch dieser Wahnsinn? Geht und laßt Euch heilen.

Reutha. Bey Gott, kein Wahnsinn, Monarch! Schon lange, als sich die Fürstin in Deutschlands Wäldern verweilte, und dort erfuhr, des Prinzen Karlos Leben sey unvermeidlich ein Opfer der heiligen Gerechtigkeit, und Posa Tod und meines Bruders Mord und alles das erfuhr, was diese schreckliche Epoche hervorgebracht, da wußte sie auch schon, daß Elisabeth bestimmt wäre, von ihren Nebenbuhlerinnen, und wie sie sagt, ihrer eigenen Tochter aus dem Wege geschafft zu werden.

Philipp. Haltet ein, Aebtissin! laßt mich erst fassen, was Ihr bis jetzt sagtet, ehe Ihr weiter geht. Gern wollt' ich Euch noch ferner wahnsinnig nennen, allein innerer Zweifel hält mich davon ab. Wie? In Deutschlands Wäldern wußte man aus Spanien Dinge, von denen Philipp selbst nichts wußte? Besinnen Sie sich wohl, Aebtissin, was Sie sagen.

Reutha. Monarch! Nichts hab' ich mehr zu sagen, wenn das, was ich gesagt, Sie nicht erschüttert hat. Wenn Sie noch einen Augenblick anstehen können, die unschuldigste aller Weiber

aus den Händen ihrer Mörder zu befreyen, so geh' ich, um ewig die Unschuldige zu beweinen.

Philipp. Wissen Sie gewiß, Aebtissin, daß die Königin unschuldig ist? Mir schien es, als sprächen Sie die doppelte Wiederholung dieses Worts mit mehrerer Energie aus. — Nun? Sie staunen? Ist Ihr Eifer für die Königin so schnell erkaltet?

Reutha. Ich wußte nicht, daß Philipp mit in dieß Geheimniß gezogen wäre. Ich sollte freylich denken, daß in seinem Palast wohl kein Mord geschehen könnte, den ...

Philipp. Den er nicht wüßte — reden Sie nur aus, Aebtissin. Wir sind hier ja so einsam, daß Philipp wohl ein Wort zu hören wagen darf, was er sonst nicht hören dürfte. Um Sie aber, ehe wir weiter reden, zu beruhigen, muß ich Ihnen sagen, zur Rettung Elisabeths kommen Sie zu spät. Wenn sie unschuldig ist, so hat man niederträchtig mich betrogen.

Reutha. Zu welcher schrecklichen Gewißheit einer so schrecklichen Nachricht komme ich hierher! (Sie weint.) Nimm diese Thräne des edelsten Mitleids, o Du Theure, Unvergleichliche. Monarch, wenn Sie von ihrer Unschuld Beweise wünschen,

so

ſo fragen Sie nur jene Eboli, die Tochter dieſer Fürſtin, von der die Welt ſpricht, daß ſie Ihnen nahe am Herzen läge. Vielleicht hat es niemand noch gewagt, Ihnen das zu ſagen. Ich ſag' es. Was hab' ich zu verlieren, mein König, da ſie, die Alles verdiente, Alles verlor? Fragen Sie nur dieſe Eboli auf ihr Gewiſſen. Sie werden hören, daß das Innerſte des Herzens der Königin ſie wußte, und nun ſie todt iſt, wird ſie Ihnen die Wahrheit nicht verhehlen. Jetzt hat ſie ja von ihr nichts mehr zu fürchten. Eine todte Königin kann weder Sinne noch Seele mehr reizen, und ihre Tugend bindet den König nicht mehr an ſie.

Philipp. Aebtiſſin' kommen Sie zu ſich. Sie reden da Dinge, Dinge, die nur die Einſamkeit, in der wir uns befinden, vertragen kann. Schweigen Sie von dem, was eine Königin todt oder lebendig auf den König wirken kann. Reden Sie mehr von dieſer Eboli, die ſich ſo ſchön verſtellen kann, wenn das wahr iſt, was Sie ſagen.

Reutha. Sie ſollten ihre Mutter reden hören, Monarch, und alle Ihre Zweifel würden ſich verlieren. Die arme Fürſtin! — Von Tochter und vom Sohne verſpottet, vom heiligen Gerichte

verfolgt, gemartert von der Ungewißheit des Schicksals ihres Gatten, hat keine Zuflucht, wohin sie sich wenden könnte. Sie soll ein Kloster wählen, welches sie nicht mag. Man mag sie nicht einmal in den Gefängnissen der Hermandad, wo man sonst doch so gern Alles aufnimmt.

Philipp. Für die Wahrheit von dem allen bürgen Sie mir? Sie haben diese Fürstin darüber selbst gesprochen? Es könnte einen Sohn und eine Tochter geben, die ihrer Mutter so begegneten? Und Prinz Eusebius und Rui Gomez Gattin könnten diese Ungeheuer seyn?

Reutha. Wenn Philipp solche nicht in seinen Staaten glaubt, wie glücklich könnten diese dann nicht seyn, wie glücklich jeder seiner Unterthanen, wenn er weniger auf seine Lieblinge bauete! O, könnte diese Stunde doch im Rathe des Geschicks von oben eine lehrende für einen Gott der Erde seyn! Es ist nicht Schwärmerey, was aus mir spricht, Monarch; es ist so volle Ueberzeugung, wie der Glaube uns immer geben kann, daß hier unschuldiges Blut vergossen ist, daß eins der heiligsten Geschöpfe in Spanien gemordet worden, und daß die Heiligkeit es selbst gemordet hat. Ich will nicht sagen, daß der Vater auch dem

Sohne zu viel gethan. Ich will nur warnen, daß man für künftigen Auftritten dieser Art sich sicher setze. Darf ich zum Besten der armen noch lebenden bestimmten Opfer sprechen?

Philipp (bewegt.) Reden Sie. Es ist hart, daß man mich so weit zu bringen braucht, damit ich Gutes thue. Die Wege zu mir sind ja offen. Die Fürstin soll nicht sich in Klostermauern vergraben. Der Fürst Eusebius räume ihr ihre Zimmer wieder ein, die sie vorher besaß. Man soll den Fürsten ihren Gatten aufsuchen. Kann er nicht Fürst Gonzago seyn, so sey er der Liebling seines Königs. Nach einer Ungerechtigkeit, wie ich sie heute habe begehen müssen, will ich wenigstens, so viel als möglich, wieder Gutes stiften. Ich erinnere mich, diesem Gonzago Vieles zu verdanken zu haben. Ich habe noch vor wenig Wochen in den Listen meiner Getreuen ihn oben angesehen, und ich bedauerte, ihn verloren zu haben. Doch wagt' ich es nicht, ihn auszustreichen.

Ich sehe dieß als eine Ahnung an. Konnte man mir einen Engel, der so unschuldig war, wie Sie sagen, daß Elisabeth es ist, als Teufel malen, wohlan, so kann man auch dem Fürsten leicht Ver-

brechen aufgebürdet haben, an die er nie gedacht hat.

Aebtissin! lassen Sie nichts von dem merken, was ich Ihnen sagte. Der Fürstin soll von Morgen an die Hälfte ihres Palasts eingeräumt werden. Verkünden Sie ihr das. Lassen Sie ruhen, was da ruhet, und wenn es Ihnen Trost seyn kann, daß Ihr König bereuet, so nehmen Sie dieß Geständniß von ihm an.

Reutha. O Sire, wenn man Sie nicht mißbrauchte, wie würde Spanien bald eine andre Gestalt gewinnen!

(geht ab)

Philipp. Wenn sie unschuldig ist, so ist es fürchterlich. Dann that ich etwas, das ich wahrlich aufs bloße Anregen dieser Weiber und dieses Domingo nie hätte thun sollen. Warum drängt sich denn eben jetzt alles so vor meine Seele, was sie mir war, und was sie mir hätte seyn können, wenn ich zutraulicher gegen sie gewesen wäre? — Wahrlich, es sind harte Bilder, die ihres Leidens, die ihres Duldens, wenn sie unschuldig ist. Dann war Karlos Tod auch nicht verschuldet. Die Religion verlangt ja solche Opfer nicht, sie mögen mir auch sagen, was sie wollen, die hier ihre

Stelle zu vertreten ſuchen, und ſie nicht vertreten, nur berufen zu ſeyn ſcheinen, um Grauſamkeit auf Grauſamkeit zu häufen.

Ihr Lächeln, das ich nur für Verſtellung hielt, wäre ächt geweſen? Dann war es ja das Lächeln eines Engels, des reinſten Engels — Ich muß ſie wieder haben! — Wieder haben? Gab nicht die tückiſche Alba mit der Klingel das Zeichen, daß Eliſabeth ſchon den Trank genommen habe? Und iſt von ihm wohl Rettung zu hoffen? — Und doch, bey ſo viel Unſchuld könnte wohl der Himmel ein Wunder thun — Um einen König aus der verdienten Plage der Gewiſſensbiſſe zu retten — ein Wunder? — Viel verlangt — (Heftig rufend) Lerma! Graf Lerma!

(Lerma tritt ein.)

Man eile ſogleich zur Königin, man frage, wie ihr Befinden iſt — Wenn Sie doch ſelbſt es thäten, Lerma! Schicken Sie auch gleich zu Merkado, und laſſen Sie ihn wiſſen, er ſolle ſich darauf vorbereiten, wenn etwa Spuren erhaltnen Gifts zum Vorſchein kommen ſollten — er ſolle retten —

Lerma. Erhaltnen Gifts? Was muß ich hören? Bey Gott! hier wird Eile nöthig seyn.

(Er rennt ab.)

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Zimmer desselben.

Herzogin Alba. Der Kardinal.

Großinquisitor.

Sie irren, Alba. Es ist unmöglich, daß Aebtissin Reutha dort seyn kann.

Herzogin. Wie können Sie nur von Unmöglichkeiten reden, wo ich Ihnen Wahrheiten hinterbringe?

Großinquisitor. Vor kurzem habe ich der Fürstin Gonzago aufgetragen, für die sterbende Königin zu beten — Sollte sie —?

Herzogin. Da ist ja alles sonnenlicht. Wir hätten also die schöne Zukunft, die uns bevorsteht, Ihnen zu verdanken. Die Unvorsichtigkeit hätte ich nun Ew. Eminenz nicht zugetraut, und eine zweyte wird dann wohl der Sache die Krone

aufsetzen, und der Königin Unschuld klar beweisen. Der Pater Joseph war doch dort.

Großinquisitor. Davon hab' ich schon Nachricht. Auch billigte ich und gab es zu. Es schien mir wider meine Pflicht, eine so treue Tochter der Kirche ohne die letzten geistlichen Hülfsmittel scheiden zu lassen. Was das Uebrige betrift, so ist's einerley, ob Philipp ihre Unschuld erfährt oder nicht. Wem kann das schaden?

Herzogin. Freylich Ew. Eminenz nicht im geringsten. Uns aber, die wir täglich um den König seyn müssen, die wir zu gut nur überzeugt sind, welcher Achtung sich die Treue eines Weibes dann besonders zu erfreuen hat, wenn ihr Tod sie besiegelt, uns kann das doch nicht gleichgültig seyn.

Großinquisitor. Die neue Königin wird ihm und Ihnen schon zu schaffen machen, und Elisabeth wird bald vergessen seyn. Ich will jetzt Anstalt machen, die Aebtissin Neutha für ihre Verwägenheit zu strafen. Sie werden schon vom König erfahren, was sie gewollt. Zugleich werden Sie Sorge tragen, Herzogin, daß irgend unter einer glaublichen Gestalt der Tod der Königin im Publikum erscheine.

Herzogin. Sie befehlen so vortrefflich, Kardinal, daß man Ihnen nichts abschlagen kann. Doch hab' ich Ihnen noch eine Gewissensfrage zu thun. Ich werde wahrscheinlich für mich sorgen müssen, um des Königs Ahndungen mich zu entziehen. Sie wenigstens scheinen nicht geneigt dazu, mich ihnen zu entnehmen. Es könnte kommen, daß Ihre Eboli das Opfer würde, wenigstens ich mich gezwungen sähe, sie nicht zu schonen. Würden Sie das ertragen können? Und wird der Kardinal mich das entdeckte Geheimniß, was diese Eboli ihm ist, entgelten lassen?

Großinquisitor (nach einer Pause.) Ich kann nicht jedes Menschen Hüter seyn; wenigstens schonen Sie sie, so viel als möglich. Doch, wenn zu Ihrer Selbsterhaltung es erforderlich, und Sie an Feinheit in Ihren Intriguen sie übertreffen, so muß ich schweigen. Entreißen lassen muß ich mir, was meine Macht nicht halten kann, dafür bin ich auch Mensch. Weh wird's mir thun, doch, wie gesagt —

Herzogin. Für mich hinreichend. Ich vergebe Ihnen Ihre Uebereilungen.

(ab.)

Großinquisitor. Ein Weib, wie es in einem Menschenalter kaum einmal reift. Sie hat mich doch erschüttert, denn sie opfert sie gewiß. Ich will mich in den Weiberkrieg nicht mengen.

Ein Bedienter (tritt ein.) Domingo wünscht mit Ew. Eminenz zu sprechen; er sagt, es wäre eilig.

Großinquisitor. Ich komme.

(Bedienter ab.)

Vorzimmer des Kardinals.

Der Kardinal. Domingo.

Domingo.

Der Augenblick, in dem ich mich entfernte, kostet viel. Es war das Werk einer Minute. Und was diese Minute schon für Folgen gehabt, ist schrecklich. Wenn er nur käme! Die Herzogin ist auch schon hier gewesen.

Großinquisitor (tritt ein.) Die Königin hat ausgelebt?

Domingo. Das weiß ich nicht. Mich trei-

ben wichtigere Dinge her. Philipp befiehlt dem Kardinal, den alten Fürsten Gonzago allenthalben ausspüren zu lassen, laut ihm Verzeihung zu verkündigen, damit er um so eher sich melde, und seines Königs höchster Gnade ihn zu versichern.

Großinquisitor. Ein Streich der Aebtissin Reutha, die unvorsichtig genug war, zum Könige zu laufen. Doch davon ein andermal. Jetzt melden Sie nur gleich dem Könige, es solle seinem Willen nachgelebt werden. Dann setzen Sie die Aebtissin Reutha ins Gefängniß des Klarenklosters, und übergeben der Domina indessen die Aufsicht. Eilen Sie.

(Domingo geht ab.)

Den alten Fürsten wird der König schwerlich wiedersehen. Ist er nicht schon todt, so wird es doch am besten seyn, für immer ihn den Nachstellungen zu entziehen, die seiner warten würden, wenn er auch als der Liebling Philipps hier erschiene.

Auch sollte dieser König bald anders von uns angelassen werden, hätten wir nicht eben

durch den Mord der Königin ihm eine allzu schwarze That auf den Hals gewälzt, als daß wir ihn an der Ausübung einer guten zu hindern wagen dürften.

(geht ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Zimmer der Königin.

Elisabeth sterbend. Pater Joseph. Hernach Graf Lerma. Merkado.

Pater Joseph.

Nur diese Hofnung, meine theuerste Beichttochter, ist's, die in der letzten Stunde uns den ächten Trost des Christen geben kann. Wenn sie der Ueberzeugung nahe kömmt, wenn sie selbst den Glauben an das, was uns die Kirche lehrt, übertrifft, dann sind unsere Leiden nur ein schmerzhafter Uebergang zu den schönern Erwartungen dorthin.

Elisabeth. Und die Hofnung, daß ein gutes Wesen keines Menschen Böses wollen wird, lag stäts in meiner Seele, Pater. Daher ist auch nie ein Gedanke von Rache in mir lebendig geworden, ich habe ihn stäts unterdrückt. Ich habe nie den Böswicht in dem scheuslichen Lichte

seiner bösen Handlung betrachtet, nie in dem Augenblick das Urtheil über ihn gefällt, in dem er sie vollbrachte, sondern ich bin immer nur auf die vielen Leitungen zurückgegangen, die durch manche Wege und Widerwärtigkeiten erst sein Herz verdarben. So sterb' ich mit der vollsten Ueberzeugung, daß Gott die Menschen alle gut geschaffen, sie alle gut lassen will, daß er für diese Zeit nur, daß er in ihnen selbst die Strafen ihrer rechtwidrigen Handlungen bestimmt. Ich sterbe ganz versöhnt mit denen, die meinen Untergang beförderten, ich sterbe im Gebet für ihre Besserung. Ich sterbe in der Hofnung nicht ihrer künftigen Marter, nein ihrer künftigen Besserung, und ihres künftigen Glücks, welches ihr Schöpfer ihnen nicht versagen kann.

Pater Joseph. Sie gehen in der schönsten Stimmung, die ich noch bey einem Sterbenden erlebte, in die Ewigkeit über. Sie fanden Trost in den letzten Mitteln, die die Kirche zum Trost in der Sterbensstunde darbeut. Ihre Seligkeit aber, Monarchin, liegt in Ihrer Denkensart. Weil wir nicht in die Herzen derer sehen können, die wir bereiten, so nehmen wir den Gebrauch der Kirche als das Zeichen ihrer Seligkeit an. Wahre

Seligkeit kann nur im Menschen selbst und seinen Verhältnissen zum Ebenbild, das ihn schuf, bestehen, und wenn ich mich der Meynung, die Sie äußerten, gleich nähere, daß alle Menschen glücklich werden, so nehm' ich doch die Stufen der Seligkeit sehr verschieden an, und nach meiner Ueberzeugung verspreche ich Ihnen eine blendende Stufe.

(Graf Lerma und Merkado treten ein.)

Lerma (tritt dem Bette der Königin zunächst.) Der König will Bericht von Ihrem Befinden, Monarchin. Man hat ihn schändlich hintergangen. Ueberzeugt von Ihrer Unschuld wünscht er Sie zu retten.

Elisabeth. Die Rettung ist zu spät —

Merkado (der den Puls der Königin indessen untersucht.) O Gott! es ist zu spät. Nur wenige Minuten, und sie ist nicht mehr. Die Gluht des Gifts hat schon ihr Blut in einen Feuerstrom verwandelt. Mit Macht durchfrißt er die Gefäße am Herzen, und bald wird Ihnen wohl seyn, aber wehe denen, die das thaten! O meine Königin! So muß ich Sie noch sterben sehen, und alle meine Kunst vermag nicht einen Augenblick zum Leben zuzusetzen?

Elisabeth. Es war von oben so beschlossen, Merkado. Graf Lerma! wenn's nicht Heucheley ist, daß der König meine Unschuld erkennt, so sterb' ich um so ruhiger. Es war der geheimste Wunsch meiner Seele, und kein größerer Trost konnte auf dem Todesbette mir werden.

Mir wird schlimm!

Lerma. Nur wenige Minuten, Merkado, daß ich Philipp diese Zeitung bringen kann. Vielleicht kömmt er noch selbst, um trostvoll sie zu überzeugen.

Merkado. Auch nicht eine Minute mehr, Graf. Des Herzens Kammern sind zerfressen. Ich kenne dieses Giftes Wirkung — Sie ist —

Elisabeth. Vergebung meinen — Mördern! (Sie stirbt.)

Merkado. Nun sagen Sie dem Könige, daß er ein Weib verloren, die Jahrhunderte nicht wieder werden lassen. Ich will die Gräuelthat von Mund zu Mund verkündigen.

Lerma. Mäßigen Sie Ihren Eifer, Merkado. Widerrufen Sie, oder ich muß Ihrer Freyheit Sie berauben.

Merkado. Meiner Freyheit mich berauben, weil ich Wahrheit rede?

Pater Joseph. Merkado! Es ist hier um mehr zu thun, als Bosheit zu entlarven. Das Blut von Hunderttausenden könnte um eines Wortes willen fließen, das Sie verlören. Würden Sie die Königin erwecken, wenn Sie Madrid in Aufruhr setzten? Würden lauter Böſewichte sterben, wenn man in Philipps Palast dränge, und an ihm Ellsabeths Tod zu rächen suchte? Glauben Sie etwas auszurichten, wenn Sie die Ungerechtigkeiten der Hermandad aufdeckten? Denken Sie denn, daß außer Ihnen nicht auch Viele alles dieſes tief in Herzen fühlen, und dennoch schweigen, weil durch Reden sie das Uebel noch vermehren würden? Wer denkt wohl edel in Madrid und seufzt nicht?

Lerma. Sie sprechen wie ein Engel vom Himmel, Pater Joseph, und ist es möglich, werd' ich Ihrer eingedenk seyn. Fühlen Sie das Gewicht dieſer Gründe, Merkado. Bemerken Sie, daß einer Monarchie Wohl oft an eines Menschen Zunge gebunden ist. Wollen Sie schweigen?

Merkado. Ich muß — ich muß ja wohl!

Lerma. Besorgen Sie die Balsamirung der Verschiedenen. Sie, Pater Joseph, gehn zum Kardinal, erzählen ihm, wie Alles sich hier zuge-

tragen, und ſagen ihm, der alte Lerma mit dem weißen Haupte und ſo vieler Erfahrung ſey erſchrocken, daß das in Spanien vorgehen können. Ich ließe ihn bitten, dieß die letzte Grauſamkeit unter ſeinem Regimente ſeyn zu laſſen. Er ſtehe ja dem Grabe näher noch, als ich. Ob er, da Menſchen er nicht mehr zu ſcheuen ſchiene, denn Gott nicht ſcheue? Ich will die Trauerpoſt dem Könige ſo glimpflich als möglich hinterbringen. — Lebt wohl, Mitzeugen der herbeſten Schreckensſtunde, die mein Auge in der Reihe Jahre, die ich lebte, je geſehen.

(ab.)

Pater Joſeph, (nachdem er den Körper nochmals eingeſegnet hat, reicht er dem Merkado die Hand.) Leben Sie wohl, Merkado; ich glaube mein Tagewerk vollbracht zu haben.

(ab.)

Merkado. Wohl heißt das, die Vernunft unter dem Glauben gefangen nehmen.

Madrid.

Klarenkloſter.

Zelle der Fürſtin Gonzago.

Fürſtin Gonzago. Aebtiſſin Reutha. Hernach Domingo und verſchiedene Mönche.

Fürſtin
(fällt der Aebtiſſin um den Hals.)

O Sie ſind meine Retterin! Das alles hat der König ſelbſt geſagt? Wie dankbar, Philipp, will ich Deine Kniee umfaſſen! O Du biſt ein vortreflicher, der beſte aller Könige! — Aebtiſſin! meynen Sie nicht auch, daß Gnade noch für meinen Mann zu hoffen iſt? daß meinem Sohne ich wenigſtens die Freyheit verſchaffen, und ſeine Gattin, ſeine theure Marie aus dem Kerker retten kann?

Reutha. Ich glaub' es, Fürſtin; nur müſſen Sie den erſten Zeitpunkt nutzen. Mit Tages-

aubruch nehmen Sie von dem Palaſt des Conzagoiſchen Hauſes Beſitz, und dann, ſo bald Sie können, eine Audienz beym Könige. Was in der erſten Hitze geſchieht, das iſt geſchehen. Was überlegt wird, wird jene Herren ſchon auf ihren Plan zulenken. Nehmen Sie meinen Rath ja wohl in Acht. Ob ich je einen wieder Ihnen ertheilen werde, iſt ungewiß. Nun auf die Freude auch etwas Schmerz, Eugenia. Die Königin iſt todt.

Fürſtin. Welch unbegreifliches Geſchick ruht über Spanien! In dem Augenblicke, wo Gerechtigkeit den Einen erfreuet, trifft Mord den Andern.

Reutha. Sagen Sie das nicht laut. Die Wände könnten zu Verräthern werden.

Domingo (tritt mit ſeinem Gefolge ein.) Wie ſchlau Sie dieſe Bemerkung machten, Aebtiſſin! Hier iſt ein Verhaftsbefehl vom Kardinal. Man wecke das ganze Kloſter. Ich will die frommen Nonnen der Laſt entledigen, unter einer gottloſen Zucht zu ſtehen, und eine neue Führerin ihnen geben.

Reutha. Sie treffen mich nicht unvorbereitet. Gehen Sie ins Sprachzimmer; Sie wer-

den alle ſchon verſammelt finden. Der heiligen Hermandad ſchnelle Gerechtigkeit iſt mir ja ſchon bekannt, und im Vertrauen auf ſie machte ich alle Veranſtaltungen.

Fürſtin. Ich bin erſtaunt, Domingo. Was hat dieſe denn verſchuldet? Daß ſie mir Gerechtigkeit verſchaffte, iſt das ein Verbrechen?

Reutha. Eugenia, ſchweigen Sie, wenn Sie nicht um die Früchte dieſer Gerechtigkeit ſich bringen wollen. Sie wüßten, dächte ich, daß Macht dem Rechte die Wage nicht mehr hält, ſondern es überwindet.

Domingo. Vortreflich! Aber ſeyn Sie unbeſorgt. Die Fürſtin wird uns keinen Schaden thun. Ich wünſche wohl zu ruhen, Eugenia, und werde morgen dem Kardinal Sie in Erinnerung bringen.

(Er geht mit der Aebtiſſin und ſeinen Gehülfen ab.)

Fürſtin. Ich war ſehr unvorſichtig. Er iſts noch mehr geweſen. Ja, morgen, guter Pater Domingo, iſts zu ſpät. Was Ihr hättet thun wollen, hätte heute geſchehen müſſen. Gerade heute war's noch Zeit. Werden mir doch die Augen über Alles, was mir der Waldbruder und mein

Fürſt, und ſo viele Andre, denen ich nicht glaubte, geſagt, ſo helle geöffnet, als ob ich zum erſtenmal ſähe. Bin ich denn blind geweſen, weder den Kardinal, noch dieſen zur Unzeit ſchlauen Domingo zu enthüllen, da es ſo leicht iſt, ihre Künſte zu entziffern? Die arme Reutha! — Ja, ich will bey dem Könige zuerſt mich für ſie verwenden. Das hat ſie wohl um mich verdient.

Kaum faſſ' ich nach der Tiefe, in welche ich gefallen war, die Höhe wieder, auf welcher ich morgen ſtehen werde. Wie viele Wege hat das Schickſal doch, in einem Augenblick der Menſchen Weh in Wohl zu wandeln!

Madrid.

Königliches Schloß.

Nacht.

Zimmer der Fürstin Eboli.

Fürstin Eboli. Hernach Rui Gomez.

Eboli.

Schon zwey Uhr! Und noch keine Nachricht! Das Zeichen von der Alba hat er doch erhalten. Er weiß, daß keine Rettung mehr zu denken ist. Ich zittre, wenn ich wähne, daß Pater Joseph ihm wohl ihre Unschuld hinterbracht haben könnte. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, zu erfahren ... So sicher sollt' ich schon nach Mitternacht von ihm die Stunde bestimmt wissen, wenn er erscheinen wollte. Dann wollten wir den Tod der Feindin feyern — Was kann ihn halten? Was? Die Alba! — Ha! Wenn sie mich überlistet hätte, wenn es der Schlauen gelungen wäre, mich

zu verdrängen! Wenn ſie genoſſen hätte den Triumph von dem, was ich vollbracht, wenn ſie da ſchwelgte —

Iſt denn kein Mittel, dieſes zu erfahren? — Ich durfte mich ja ſtäts den Zimmern nähern — Allein noch immer Licht bey Rui. Ward er in das Geheimniß ſo tief verwickelt, daß er die Nacht auch mit zur Arbeit nehmen muß, um ſeines Königs Thaten zu rechtfertigen?

Warum kann ich die Stunde nicht verdrängen, die bey der Königin ſo wonnevoll vergieng? und warum iſt ſie mir nicht mehr ſo wonnevoll, wie ſie es war? Verließ ich mich auf Philipps Troſt? Und da mir dieſer fehlt, bin ich deswegen ſtrafbarer?

Sie war ſo ruhig. Dieſe Ruhe martert mich. Sie macht mich wüthend. Was für Mittel mußte ich nicht ergreifen, um Wallung in ihr hervorzubringen! Und doch war es nur aufgelodertes Feuer. Wenn ich bedenke, daß auch Karlos ruhig ſtarb! Weg! — iſt denn hier vom Sterben die Rede? Was nähre ich denn für Gedanken in mir? Vielleicht iſts nur ein Aufſchub, den ſein unruhiger Geiſt ihm machte —

Freylich, eine Gattin — eines Königs Tochter! Es ist nichts so gewöhnliches! Allein, was kümmert mich das? Hab' ich nicht den Befehl dazu erhalten? War ich nicht blos Vollstrecker dessen, was er beschlossen hatte?

Wie ist mir denn? (Heftig aufspringend) Nein, es ist nicht wahr. Verläumdet habe ich sie nicht. Ich war selbst überzeugt; und noch bin ich's. Ja, sie war lasterhaft!

(Sanfter) Doch sagte ich ihr selbst, ich glaubte an ihre Unschuld — (Gerührt) Ihre Unschuld? (rasch) Was das für Widersprüche sind, mit denen ich mich da quäle! Was für Gedanken, da ich meinen Philipp erwarte! Erwarte? aber auch nur erwarte. Er kömmt ja nicht. Ha! die Thüren öffnen sich. Er wird es seyn. (Rui zeigt sich) Rui? was will denn er?

Rui Gomez. Sie scheinen überrascht. Ich hoffte dieses nicht in dieser Nacht zu thun.

Eboli. Und Sie, Gomez, erscheinen mir in der That sonderbar. Ich wüßte nicht, warum Sie eben ich nicht erwarten sollte?

Rui Gomez. Wenigstens nicht mit der Nachricht, die ich Ihnen bringe. Ich komme vom Könige.

zu verdrängen! Wenn ſie genoſſen hätte den Triumph von dem, was ich vollbracht, wenn ſie da ſchweigte —

Iſt denn kein Mittel, dieſes zu erfahren? — Ich durfte mich ja ſtäts den Zimmern nähern — Allein noch immer Licht bey Rui. Ward er in das Geheimniß ſo tief verwickelt, daß er die Nacht auch mit zur Arbeit nehmen muß, um ſeines Königs Thaten zu rechtfertigen?

Warum kann ich die Stunde nicht verdrängen, die bey der Königin ſo wonnevoll vergieng? und warum iſt ſie mir nicht mehr ſo wonnevoll, wie ſie es war? Verließ ich mich auf Philipps Troſt? Und da mir dieſer fehlt, bin ich deswegen ſtrafbarer?

Sie war ſo ruhig. Dieſe Ruhe martert mich. Sie macht mich wüthend. Was für Mittel mußte ich nicht ergreifen, um Wallung in ihr hervorzubringen! Und doch war es nur aufgelodertes Feuer. Wenn ich bedenke, daß auch Karlos ruhig ſtarb! Weg! — iſt denn hier vom Sterben die Rede? Was nähre ich denn für Gedanken in mir? Vielleicht iſts nur ein Aufſchub, den ſein unruhiger Geiſt ihm machte —

Freylich, eine Gattin — eines Königs Tochter! Es ist nichts so gewöhnliches! Allein, was kümmert mich das? Hab' ich nicht den Befehl dazu erhalten? War ich nicht blos Vollstrecker dessen, was er beschlossen hatte?

Wie ist mir denn? (Heftig aufspringend) Nein, es ist nicht wahr. Verläumdet habe ich sie nicht. Ich war selbst überzeugt; und noch bin ich's. Ja, sie war lasterhaft!

(Sanfter) Doch sagte ich ihr selbst, ich glaubte an ihre Unschuld — (Gerührt) Ihre Unschuld? (rasch) Was das für Widersprüche sind, mit denen ich mich da quäle! Was für Gedanken, da ich meinen Philipp erwarte! Erwarte? aber auch nur erwarte. Er kömmt ja nicht. Ha! die Thüren öffnen sich. Er wird es seyn. (Rui zeigt sich) Rui? was will denn er?

Rui Gomez. Sie scheinen überrascht. Ich hoffte dieses nicht in dieser Nacht zu thun.

Eboli. Und Sie, Gomez, erscheinen mir in der That sonderbar. Ich wüßte nicht, warum Sie eben ich nicht erwarten sollte?

Rui Gomez. Wenigstens nicht mit der Nachricht, die ich Ihnen bringe. Ich komme vom Könige.

Eboli. Vom Könige? Soll ich das so beſonders finden? Der erſte Miniſter kann ja wohl bey ſeinem Herrn auch Nächte zu deſſen Wohl durchwachen.

Rui Gomez. Sie ſagen das mit einer Aengſtlichkeit, und ſo verlegen, als ich Sie niemals ſahe.

Eboli. Kamen Sie, Rui, um meiner zu ſpotten, ſo war es beſſer, Sie kamen nicht. Es war einſt eine Zeit, wo man, um meine Hand zu erhalten, Alles eingegangen wäre, was ich nur gewünſcht. Man hat die Hand und nun — doch daß ich mich mit Ihnen ſtritte! Bisher verſtellten Sie die Tücke, die Sie im Herzen trugen, jetzt machen Sie ſie offenbar.

Rui Gomez. Nein, Eboli, thun Sie mir nicht zu viel. Ich habe Ihre Hand geſucht, um mich dem Könige zu verbinden. Sie wiſſen das mehr als zu gut. Ich habe meinen Zweck erreicht, wie Sie den Ihrigen. Wir ſpielten ſchweigend unſere Rollen, Sie heimlicher gegen mich, als ich gegen Sie. Daß Sie ſie ſchlechter ſpielten, Signora, als ich, das iſt nicht meine Schuld.

Eboli. Sie ſchlechter ſpielte? Erklären Sie ſich deutlicher, Signer.

Rui Gomez. Nichts iſt gewiſſer. Spielten Sie nicht ſchlechter als ich, ſo dürfte ich jetzt nicht bey Ihnen ſeyn. Oder halten Sie dafür, ich merkte nicht, daß Philipp heute bey Ihnen eine ſchöne Nacht feyern wollte, ich hätte lange nicht gemerkt, wenn Sie krank zu ſeyn vorgaben, um mich von ſich entfernt zu wiſſen. Wenn ich eine Gattin für Rui geſucht hätte, ich hätte um keine Buhlerin des Königs gefreyt. Ich ſuchte eine für den Günſtling.

Eboli. Bey Gott! ſo bitter, daß ich meine Ungnade nur zu deutlich daraus abnehmen kann. Heraus nur, Rui, mit der Sprache, was trug Ihnen der König auf?

Rui Gomez. Nichts weniger, als daß Sie mit Tagesanbruch das königliche Schloß räumen mögten, und, bis ich einen Palaſt in Madrid mir ſelbſt gekauft, in dem Gonzageiſchen indeſſen wohnen mögten.

Eboli (äußerſt beſtürzt.) Das will der König? Soll ich Ihnen glauben? oder haben meine Sinne mich verlaſſen, daß ich falſch gehört?

Rui Gomez. Sie haben recht gehört. Sie werden auch wohl wiſſen, daß die Königin in dieſer Nacht das Zeitliche geſegnet. Theils die äußer-

ſte Betrübniß des Königs über dieſen Fall, und theils das Ende Ihres Dienſtes und die Unſchicklichkeit, nach dem Tode der Königin im Schloſſe länger zu verweilen, rechtfertigen den Monarchen.

Eboli. Rechtfertigen ihn vollkommen.

Rui Gomez. Und Sie werden ſuchen, Philipps Willen mit der äußerſten Pünktlichkeit zu befolgen.

Eboli. Mit der äußerſten. So bald mit Anſtand es geſchehen kann, verlaß' ich meine Zimmer.

Rui Gomez. Und ſo bald es meine wichtigen und weitläufigen Geſchäfte erlauben, ſeh' ich Sie im Palaſte Ihres Bruders.

(ab.)

Eboli. Da iſt ja nun die Löſung meines Räthſels. Vergebens alſo war die ganze Laufbahn, die ich bisher geführt. Ha! wie ſo tief herab! Vergebens opferte ich mich und meine Tugend. Ich hätte denken ſollen — denken? Wer konnte denken, daß die Teufel auf mich lauerten? Von meinem Vater bis auf dieſen kriechenden Rui war alſo alles gegen mich? Ich bin ein Werkzeug ihrer Rache geweſen, und bin nun ſelbſt das Opfer.

Verſtoßen aus des Königs Angeſicht! Ja dahin konnte es nur eine Alba bringen. Gehorchen muß ich — Ha! dieſen Rui auch zu ſenden, um mir mein Unglück anzukündigen. Eben ihn? Verachtete ich ihn doch immer, ſo will ich ihn jetzt auch noch verachten. Er ſoll nie meines Blicks mehr gewürdigt ſeyn.

Madrid.

Fernandez Wohnung.

Fernandez. Grunaldo.

Grunaldo.

Ich ſelbſt dem Kardinal die Nachricht meines Todes bringen?

Fernandez. Nicht anders. Oder glaubt Ihr etwa, daß des Königs Gnade anzunehmen, rathſamer wäre? Denkt Ihr Euch durch die Feſſeln der Inquiſition hindurch zu drängen, um zu ſeinen Füßen Euch zu werfen? Glaubt Ihr ſein mildes Angeſicht zu erblicken, von ihm die Verſicherung zu hören, die er gab, daß Ihr ihm wichtig gedient hättet? Wähnt Ihr für den Verluſt des Fürſten und des Fürſtenthums auf eine ehrenvolle Art Erſatz zu erlangen? So verſucht es. Es ſteht Euch frey.

Grunaldo. Iſt Dir ein andrer Weg zum Könige bekannt, als durch den Kardinal?

Fernandez. Kein andrer. Durch ihn kann Gonzago nur vorgestellt werden. Wem wagtet Ihr Euch wohl zu entdecken, der Euch nicht sogleich bey der heiligen Hermandad anzeigte, da in ganz Madrid man Euch als Ketzer ausgerufen, und als einen solchen vogelfrey erklärt. Wer es nicht thäte, müßte seinem Glück und seinem Leben gram seyn, und wäre es der, der zunächst am Könige steht. Daß mein Leben sicher verloren wäre, will ich nicht in Berechnung bringen.

Grunaldo. Nicht? Wohl, wenn Du keinen andern Weg weißt, so sind des Königs gute Meynungen für mich Luftschlösser. So geben wir sie auf. Allein, warum ich eben meinen Tod, und selbst noch ihm berichten soll, darüber muß ich der Gefahr wegen, die damit verbunden ist, noch nähere und wichtigere Gründe hören.

Fernandez. Die wenig Worte Euch darlegen sollen. Wißt, daß der Kardinal mich bereits beordert hatte, in die Gegenden, wo ich Euch verloren, getreue Leute zu senden, daß sie Befehl erhalten sollten, die Euch vom Könige zuerkannte Gnade bekannt zu machen. Wer bürgt mir, daß die Wenigen, die mich und Euch und den sterbenden Waldbruder sahen, nicht uns zu dienen glau-

den, wenn ſie alles das erzählen? Wer bürgt mir, daß nicht ein Verdacht, ſey er auch noch ſo entfernt, dieſen Weggeſandten in den Sinn komme, der mich und Euch auf einmal ſtürzt?

Und nun den letzten Grund. Ich habe heute, um das ſchnellſte Mittel, uns zu retten, zu ergreifen, gleich dem Kardinal berichtet, daß ein Pilger angekommen ſey, der dieſen Tod des Fürſten mit Augen angeſehen habe, und mit einer ſichtbaren Freude hörte es der Kardinal. Soll ich jetzt einen Andern in unſer Geheimniß führen? Uns einer Zunge preißgeben, die mir unbekannt iſt?

Grunaldo. Genug! ich gehe. Auch ſehe ich ſehr wohl, daß alle Ausſichten auf Spanien für mich verloren ſind, wenn auch der König noch ſo gütig denkt.

Madrid.

Gonzagischer Palast.

Der Fürst Eusebius. Die Fürstin Gonzago. Hernach Eboli.

Eusebius.

Nie wagt' ich's, den Befehlen meines Königs mich zu widersetzen. Was er beschließt, muß gut seyn. Wenn ich schon nicht weiß, wie ich zu der Ehre komme, einer schon verworfen anerkannten Mutter wieder huldigen zu müssen, so thue ich's doch, weil er es will. Ja, Fürstin, Ihre Zimmer sind bereits seit Tagesanbruch für Sie zubereitet worden. Ich kann den Besitz, den Ihnen der Monarch zugesteht, nicht wehren. Nur bitte ich die meinigen zu verschonen.

Fürstin. Eusebius! Mein Sohn! Regt sich denn keine Stimme in Dir, Deiner Mutter achtungsvoll zu begegnen? Kann die Achtung, die der König selbst so großmuthsvoll ihr zollt, nicht

auf Dich nur einen kleinen Theil derselben bewirken? Anstatt Dich zu freuen, daß der Name Gonzago wieder allgemein geehrt werden wird, seh' ich Deine Stirn umwölkt. Dein König hat bekannt, daß Deinem Vater er etwas zu verdanken hat, und Du, der Nachfolger in seiner Würde, freuest Dich nicht darüber? Sie soll Dir ja nicht etwa entzogen werden. In Sachsen schon, mein Sohn, entsagte mein Gemahl den spanischen Besitzungen, und kehrt er wieder nach Madrid zurück, so steh' ich Dir dafür, er ist mit seines Königs bloßer Achtung ganz vergnügt.

Eusebius. Es können Manchen, die gern fliegen wollen, Fürstin, Flügel erscheinen, aber es ist nur ein Traum. Hätte Ihnen der Kardinal gesagt, was Ihnen der König sagte, würd' ich mich beugen, denn seinem Willen muß sich Alles fügen. Was aber König Philipp in der schwachen Stunden einer, die er oft hat, wider den Willen des Kardinals beschließt, ist der Veränderung in der nächsten unterworfen, in welcher dieser dem Monarchen seine Pflichten einschärft. In Spanien muß man gehorchen lernen, sonst wird es einem gelehrt, und alles, was ich thun kann, ist, den Kardinal um Verhaltungsregeln zu befragen.

So ganz ist mein Herz nicht abgeneigt, Ihren Wünschen zu willfahren; allein, bewahre der Himmel, daß ich der Politik vorgreifen sollte. So wie wir leben, muß Herz und Gefühl ihr stäts nachstehen, und wüßte ich Sie mit Einem Worte zu retten, und der Kardinal beföhle mir es nicht zu thun, ich müßte ihm gehorchen. Sie zittern, Fürstin, Sie ängstigen sich ...

Fürstin. Soll ich Dir denn zu Füßen fallen, mein Sohn? Nur eine Vorstellung von Deiner Seite, und es kann Dir beym Kardinal nicht fehlen.

Eusebius. Sparen Sie alle Ueberredungen, Fürstin; bey mir wirken sie nicht. Ich gehe so zweckmäßig jeden Schritt, daß kein Winseln, keine Thränen, und kein Fußfall mich aus dem Gleise bringen könnten, in dem ich mir zu bleiben vorgenommen. Der Kardinal ist meine einzige Richtschnur. Er stürze Philipps Thron, und ich bin ihm zur Seiten. Er schwinge sich darauf, und ich bin ihm unterthan. Wer mir so ausgezeichnete Beweise seines allmächtigen Einflusses gegeben, wie er, dem widerstehe ich nicht mehr. Also —

Eboli (tritt ein.) Euſebius! Mein Bruder! Fürſt Gonzago! Retten Sie uns!

Euſebius. Wovon Sie retten? Soll ich wirklich glauben, daß der Stern des neuen gonzagoiſchen Hauſes untergegangen, und man das alte wieder heben will? Was iſt es? Martern Sie mich nicht länger mit der Ungewißheit, die mir ſchrecklich iſt.

Eboli. Vom Könige aus dem Palaſt verſtoßen, befahl mir Rui hierher meine Zuflucht zu nehmen, bis er über mich beſchließen würde.

Euſebius. Da rette Sie der Himmel, meine Schweſter! Das kann ich nicht. Gott Lob! daß alles dieſes auf mich noch keine Beziehung hat. Wenn wir von Müttern nicht geboren werden müßten, ich würde ſagen, wir wären glücklicher, wenn's keine Weiber gäbe. Doch auf mich mache keine von Ihnen Ihre Rechnung. Sie, Fürſtin, wird entweder der Kardinal verſorgen, oder läßt des Königs Wille keine Aenderung zu, ſo leben Sie in Ihrem Flügel des Palaſts, ich in dem meinigen, und die Zeiten müßten ſich ſehr ändern, wenn wir zuſammenkommen ſollten. Sie, Schweſter, werd' ich Rui Gomez auf das

Beste anempfehlen. Man schickt in Spanien die Gattinnen nicht wieder in ihre Familien zurück, wenn man sie überdrüßig ist. Es giebt noch andre Mittel, sich ihrer zu entledigen.

(ab.)

Eboli. Hab' ich recht gehört? Noch andre Mittel sich ihrer zu entledigen? Also, so weit kann man wirklich herunterkommen, daß der eigne Bruder vor einem zu fliehen wagt?

Fürstin. O meine Tochter! tröste Dich mit mir. Der Mutter konnte er ...

Eboli. Sind Sie auch hier? Ich dächte, Fürstin, Sie verbärgen sich vor meinen Augen, um der gerechten Rache zu entgehen, die ich an Ihnen nehmen müßte. Erkannten Sie denn auch die Höhe, auf welcher Ihre Tochter stand, als Sie sie stürzten?

Fürstin. Ich Dich gestürzt?

Eboli. Sie glauben wohl, ich wisse den Besuch der Aebtissin Reutha bey dem König Philipp nicht, nicht das Komplott, welches Sie mit ihr geschmidet, um die Unschuld der Königin aufzudecken? Nicht, daß ich das erste Opfer desselben geworden bin, schmerzt mich — nur daß Sie da-

durch gestiegen sind. Allein, ich will nicht ruhen noch rasten, bis ich Ihnen diesen Dienst vergolten habe. Sie wenigstens sollen die Früchte dieses Unternehmens nicht lange genießen. Wenn nichts wirkt, so wird doch bey dem Kardinal die Stimme seines Bluts noch wirken; er wird mich hören, und Sie verdammen.

Fürstin. Du strafst mich hart für meine Vergehungen, Ewiger. Allein, ich fühle es verdient, und trage gelassen. Ich that nichts, meine Tochter, als was recht war. Hast Du an diesem Morde der Königin Theil, so danke der Vorsehung, daß sie Dich aus dem Strudel reißt, wo Du in immer erneuten Sünden nie auf Vergebung hoffen dürftest. Wende Dein übriges Leben dazu an, für eine solche Missethat zu büßen, und wirf Dich zutraulich in die Arme einer Mutter, die Dir den bessern Weg zeigen will.

Eboli. Sie mir den bessern Weg zeigen? Sie mich Tugend lehren? Sie, die dieser Schule eben so sehr bedarf? In welcher Stimmung, Fürstin, fordern Sie mich auf, mit Ihnen zu rechten?

Fürstin. In einer schrecklichen, da hast Du Recht. Am Tage, dessen Vornacht so einen Mord verhüllt, kann Deine Seele wohl in keiner schönen Stimmung seyn. Allein, wenn diese Augenblicke Deines erregten Gefühls Dich nicht erretten, so bist Du auch nicht mehr zu retten. Du wirfst mir mein Verbrechen vor. Es war das Deinige nicht. Ich will Dir nicht die Mittel vorerzählen, deren man sich bediente, meine so standhafte Tugend wankend zu machen. Ich will Dir nur sagen, daß der mächtigste Mann in Spanien im Spiele war, daß der im Spiele war, der der Sünde einen Anstrich von Pflicht zu geben wußte. Doch nichts zu meiner Entschuldigung. Zu meiner Beruhigung vergab mir mein Gatte. — Du, meine Tochter, konntest im Besitze des Königs glücklich seyn, ohne diesen Mord zu wollen. Ich will nicht sagen, daß Deine Buhlschaft mit dem Könige so strafbar war; allein, daß Du sie bis auf Rache an der Königin ausdehntest, das war sehr strafbar. Ich schauderte, da man in Deutschland mir das Gemälde Deiner Laufbahn machte, und schrecklich sind die schaudervollen Ahnungen erfüllt. Blut Deiner Königin, Blut Deiner Freundin — denn das war sie Dir —

befleckt Deine Hände und Dein Gewissen auf ewig.

Eboli. O über die Predigten der Mütter, wenn sie nicht mehr sündigen können!

Fürstin. Lade des Himmels Rache nicht noch strenger auf Dich, als sie Dich bereits erwartet,

Eboli. Dann trage ich sie nicht. Die trägt sie, deren Schuld ich büßen mußte. Der Aeltern Sünden werden an den Kindern ja vergolten. Sehen Sie, Mutter. Doch ich kann auch Sie noch trösten. Tragen Sie keine Sorge für das Büßen Ihrer Tochter. Für ihre einzige Sünde könnte sie nicht so viel begangen haben. Allein, ich weiß ja, daß der Kardinal mein Vater ist. Zu ihm will ich gehen. Er soll das schwere Räthsel mir lösen, ob es Sünde giebt, und was Sünde ist. Ihm will ichs sagen, daß die Mutter mich verdammt. Und rettet er mich nicht von Ihnen, und den Zweifeln, die Sie in mir erregt haben, dann will ich ihm die Reihe dessen vor Augen stellen, was ich durch ihn verschuldet habe. Ihr wollt mich zur Verzweiflung bringen; allein, wenn ich

verzweifeln soll, so sollt Ihr's wenigstens mit mir.

(schnell ab.)

Fürstin (wirft sich ermattet in einen Sessel, und Thränen stürzen aus ihren Augen.) Ich wähnte meines Glückes Sonne wieder aufgegangen, allein, das ist kein Glück. Fließt stärker, mitleidige Thränen, und kühlt des Jammers Gluht, die in mir ist. Das ist kein Glück. Ich fühlte minder, da ich mich ungerechter behandelt glaubte. Wie schrecklich, wenn dieser halben Welt Vertrauen zum Kardinal vergebens wäre! Wie schrecklich, wenn der von ihm ertheilte Ablaß keine Wirkung hätte, wenn aller derer Sünden gültig wären, die er bisher vergeben! Wie schrecklich, wenn auf ihn die ganze Verantwortung dafür fiele! Dann könnte sie Recht haben, daß sie für ihn mit büßen müßte. Es ist entsetzlich, welch einen Fluch ich über das Haus Gonzago gebracht. Und doch muß ich dies Alles auf mich nehmen. Ein Fehltritt, und aus ihm eine Reihe unerhörter Laster. Verzweiflung wähnte sie für sich. Die kann ich nicht mehr wähnen. Kalter, tödtender Schmerz so lange diese Augen noch offen ste-

hen. Ist Buße möglich, so will ich sie noch thun. Der Augenblick kältete mein Herz, und zerknirschte mich auf immer. O was kann noch Alles mir bevorstehen, wenn ich, Theilnehmerin seiner Sünden, sie mit tragen soll!

(ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer.

Philipp. Herzogin Alba.

Herzogin.

Wenn Philipp mich nicht hätte rufen lassen, wäre ich doch erschienen. Monarch, die Unterhaltung, die uns bevorsteht, ist nicht der Jubelton, den ich zu reden hoffte, da ich Sie verließ.

Philipp. Meine dumpfe Stimmung mag Ihnen beweisen, wie wenig ich selbst dieses glaube. Doch ehe ich weiter gehe, verlange ich eine pünktliche Erzählung dessen, was zwischen der Nini und der entschlafenen Königin Elisabeth vorgefallen.

Herzogin. Etwas, das meine Ohren nie zu hören, meine Augen nie zu sehen gealaubt hätten. Die Erzählung würde Ew. Majestät zu schaudervoller Rache anfeuern müssen. Der kurze Jubel

griff ist, daß es die schändlichste Behandlung war, daß sie der Königin ins Gesicht gestand, sie wisse ihre Unschuld, und habe sich nur dafür rächen wollen, daß Karlos eine Liebe, die keinen Genuß ihm gewährt, der vollen Befriedigung, die sie ihm schenken wollen, vorgezogen.

Philipp. Sie sagte das in Ihrer Gegenwart?

Herzogin. In meiner — und, Monarch, in der halben Welt Gegenwart, selbst in der Ihrigen, hätte sie es ihr gesagt. Sie kannte sich nicht. Es war der Augenblick, in welchem fesselfrey ihr Geist, so wie er war, sich äußerte. Sie handelte nach den wahren Empfindungen ihrer Seele, und jede Heucheley, die sie so meisterhaft in ihrer Gewalt gehabt zu haben jetzt bewies, fiel weg. Es gieng so weit, daß in der Gegenwart des Beichtigers sie auch die schrecklichsten Aeußerungen gab.

Philipp. Und das alles geschah —

Herzogin. Wie schon der tödtliche Streich vollbracht war, sonst lebte Elisabeth noch. Wenn sie vorher nur eins der Worte hätte fallen lassen, ich hätte ihr den Becher aus der Hand gerissen. So aber wartete sie, bis der letzte Tropfen aus-

geleert war; dann brach ihr teufliſches Verhaben aus. Freundſchaft und Pflicht wurden ſchändlich von ihr mit Füßen getreten. Der Eifer ließ ſie vergeſſen, daß ſie ſich ihren Untergang bereitete.

Philipp. Den hat ſie ſich bereitet. Sie hat bereits das Schloß verlaſſen müſſen. Doch, Herzogin, daß in dem Augenblicke, da Sie die Unſchuld der Königin erfuhren, Sie nicht nach Hülfe eilten; daß Sie dennoch mir das Zeichen von ihrem nahen Tode gaben; daß ich erſt durch eine dritte Fremde erfahren mußte, wie ſchrecklich ich geirrt hatte; das Alles macht Sie faſt eben ſo ſtrafbar, wie die Eboli. Ihr Anblick iſt mir widerlich. Ich haſſe diejenigen, die zum Tode der Unſchuld beytragen konnten, und mein Hof bleibt ſo lange Ihnen verſchloſſen, bis bey mir die gerechte Wallung ſich gelegt haben wird, in die ich wider Sie gerathen muß.

Herzogin. Wenn Philipps Wallungen das Urtheil freylich ſprechen, dann hat der König Recht. Daß ich es für beſſer hielt, zu verhehlen, was einen ſolchen Aufruhr machen könnte, wie er jetzt iſt; daß ich es wußte, dieſem Gifte ſey kein Gegenmittel beyzubringen; daß ich's nicht wiſſen konn-

te, daß noch einem Dritten Elisabeths Unschuld bekannt sey; daß ich die Gemächer des Königs nicht durchspähen konnte, um zu forschen, wer an der Glückseligkeit desselben nagte; das Alles wird nicht in Betracht gezogen.

Und in der That, es ist auch eine undankbare Thorheit, für die Ruhe der Könige sorgen zu wollen; denn wenn man auch den besten Weg gewählt hat, so ist ein wärmeret Kreislauf des Bluts der Tödter alles dessen, was man vorher gethan.

Dem Herzog Alba, der als Sieger jetzt aus Flandern zurückkehrt, der einen Theil seines Bluts für seinen König zurückließ, muß es sehr willkommen seyn, die Gattin, die sein Stolz ist, und die als seinen Stolz er selbst dem Könige opferte, verächtlich von dem Hofe Philipps verwiesen zu sehen. Ob ich ihn in dem Kerker erwarte, der mich nun umschließen wird, ob thränenvoll ich ihm entgegen gehe, um aus seinem Munde das zweyte Urtheil meiner Verbannung zu hören, den Rath wird Philipp wohl noch so gütig seyn, vor meinem Abschiede mir zu ertheilen.

Philipp. Keins von beiden. Sie bleiben, was Sie sind, und wie Sie sind. O daß Sie

noch Scheingründe anzuführen wissen, und daß Sie noch einen solchen Fürsprecher aufzuweisen haben!

Herzogin. Monarch! Was ich ihm danken soll, will ich nicht, und sind die Gründe nicht überzeugend, die ich Ihnen vorgelegt, so will ich mich nie wieder bey Ihnen blicken lassen. Allein ich will die Welt befragen, wie es mit diesen Gründen ist, und ob ich nicht die rechten Mittel wählte.

Philipp. Ich weiß es ja, Sie können, was Sie wollen, und wenn es Niemand kann. Demüthigung ist Philipp nicht gewohnt. Sie schweigen von dem allen, und nie erfahre Alba, was Philipp in dieser Elisabeth verloren. Ihr Namen sey ein Heiligthum, dessen unter uns nicht mehr gedacht wird.

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Zimmer desselben.

Der Kardinal. Domingo.

Großinquisitor.

Melden Sie mich sogleich beym Könige, Domingo. So eben hat mich Fürst Eusebius verlassen. Jede neue Nachricht, die ich erhalte, verräth neue Eingriffe, die ich nicht dulden will. Die Fürstin Gonzago, die ich so gut als Ketzerin erklärt habe, in ihre Rechte einzusetzen, ist ein Unternehmen, das ich nun nicht mehr zu hindern vermag, den Folgen aber vorbeugen muß. Gut nur, daß ich die Nachricht von des Fürsten Tode erhalten habe. Bereiten Sie alles zu einem bald vorzunehmenden Auto da Fe. Dieses Königs Schwächen könnten Einfluß auf das Volk haben, wenn man ihm nicht ein Schauspiel giebt, das es in seinem Glauben stärken kann. Der Ketzer mag

die

die Hauptperson bey diesem Feste spielen, der Ritter Walter ihn begleiten, und, um der Fürstin einen Gegendienst für ihre unzeitige Zudringlichkeit zu leisten, mag Marie mit ein Opfer werden.

Domingo. Ich werde Ew. Eminenz Befehle um so schneller befolgen, da eine Nachricht, die ich eben erhalten, die schnellste Eile fordert.

Großinquisitor. Die wäre?

Domingo. Daß der Herzog Alba bereits auf dem Rückwege nach Spanien ist —

Großinquisitor. Als ob der Herzog Alba der Monarch wäre.

Domingo. Und Ew. Eminenz sollten für dem Nächsten nach dem Monarchen nicht mehr Bangigkeit in Ihrem Innern fühlen, als für dem Monarchen selbst, besonders wenn dieser Nächste ein Alba, und der Monarch ein Philipp ist?

Großinquisitor. Mit Blutschuld und Gräuelthaten beladen kehrt er zurück, vielleicht um seiner Siege Triumphe äußerlich zu halten, im Herzen aber denkt er nur auf Ablaß, auf Entladung, um neuen desto leichter entgegengehen zu können. Er wird gebückt sich zu uns nahen, denn der erste größte Wunsch seines Lebens ist erfüllt. Wenn er zu Karlos Tode kaum den Gedanken

beygetragen hat, so glaubt er doch desselben Ursache ganz zu seyn, und das ist schon genug, um seinem Gewissen einen Zügel anzulegen, daß es ihn nicht verläßt. Lernen Sie besser Menschen kennen, Domingo, und zittern Sie keinen Augenblick für diesem Alba. Rufen Sie den Pater Joseph.

(Domingo geht ab.)

Warum liegt dieser mir am Herzen? Und warum kann ich eine Zunge nicht lähmen, die so viel von mir reden könnte?

Pater Joseph (tritt ein.) Mit beklommener Seele, Ew. Eminenz, berichte ich Ihnen den Trauerfall, auf den Sie mich bereiteten. Ich übertrat nicht Ihren Befehl. Mich sah der schreckenvolle Tag nicht in meiner Wohnung.

Großinquisitor. Doch zweifle ich nicht, Pater, daß Sie mich nicht sehr gut verstanden haben. Sie werden mich nie zwingen, etwas Unglaubliches zu glauben. Ich bedarf der Erzählung nicht, wie Sie dennoch zur Königin gekommen, ohne zu Hause gewesen zu seyn. Sie sind nicht schuld an dem, was geschehen ist, und das rettet Ihnen Ihr Leben. Ich verlange kein Geständniß von dem, was Sie mit der Königin gesprochen haben. Ich freue mich, daß das Schicksal

ihr so wohl gewollt, daß sie den letzten Trost der Kirche empfahen können.

Allein, hier in Madrid, mein lieber Pater, können Sie nicht bleiben. Der Tod der Königin, die geliebt war, ist Wenigen gleichgültig, und wen wird man zuerst darüber befragen, als den Beichtiger? Sie würden tausend Verlegenheiten sich ausgesetzt finden, und vielleicht durch den König selbst dahin geführt werden, von Dingen zu reden, von denen Sie nicht reden müssen.

Hier haben Sie Briefe und Anweisungen. — Sie gehen jetzt mit mir in den Garten, wo Sie durch eine Höhle und einen Gang den Weg aus Madrid finden, denn man muß Sie verschwunden glauben. Sie werden dann hier lesen, wohin Sie sich begeben sollen. Ich wünsche Ihnen eine frohe Zukunft. Die Mittel dazu haben Sie. (Nach einer Pause.) Wie? Sie schweigen? Sollten Sie etwa ungern aus Madrid gehen?

Pater Joseph. Nein, Ew. Eminenz; mein Schweigen ist Erstaunen, daß ich gehen darf. Der Königin Leben war also wahrscheinlich Innozenzens Tod, so wie der Königin Tod mein Leben ist.

Großinquisitor. Des Paters Innozenz, war unsre Abrede, sollte nie wieder Erwähnung geschehen. Sie sollten nicht mehr wissen, als Sie zu wissen schienen. Indessen kann ichs Ihnen in diesem Fall vergeben. Sogar, mein lieber Pater Joseph, muß ich Ihnen sagen, daß er mir leid that, daß ich ihn retten wollte, daß aber dieses wider Domingo's Plan lief, und daher nicht ausgeführt werden konnte. Er starb, ehe ich wußte, er würde sterben.

Pater Joseph. Doch rieth ich Ew. Eminenz, dem nicht so viel Gewalt zu lassen, der nicht dazu befugt ist. Ich muß es glauben, daß Ihr Amt es mit sich bringt, so viele tausend Blutur-theile zu unterschreiben; allein bedenken Sie, daß eines Menschen Leben, der wider Ihren Willen sterben muß, nicht zu ersetzen ist. Domingo könnte mehrere Dinge dieser Art unternehmen. Ich werde ihn nie wieder sehen, er mir nicht schaden; also fällt jede Parteylichkeit weg. Allein, wenn ich der Kirche Bestehen für die Zukunft befördern will, so muß ich Ew. Eminenz den Rath ertheilen, nicht diesen Pater zu Ihrem Posten aufzubewahren.

Großinquisitor. Ein Rath, den ich befolgen werde, mein lieber Pater. Nun kommen Sie.

Pater Joseph. Nur Eine Bitte noch, mein theurer Kardinal, die letzte. Der König ist von der Unschuld der Gattin überzeugt, die er hinrichten ließ. Graf Lerma brachte diesen Trost ihr noch vor ihrem Tode. Es ist um Philipp Schade, daß er so Vieles bereuen muß, was er unterlassen könnte. Suchen Sie von der Eboli ihn abzuwenden. Hätten Sie gehört, wie sie Ehrfurcht und Freundschaft verläugnete, jedes sanfte Gefühl des Weibes schändlich mit Füßen trat, und einer mörderischen Furie gleich sich geberdete, Sie wären selbst über die unerwartete Erscheinung zusammengefahren. Ich kenne die Mutter dieser Fürstin nicht; allein, des Vaters Blut kann nicht in ihren Adern rollen, und ich wollte schwören, sie wäre im Ehebruch erzeugt.

Großinquisitor. Was kümmern uns die Dinge, lieber Pater, und wer wird in Madrid der Weiber Ausschweifungen zählen? Was Ihre Bitte anlangt, so sey sie Ihnen gewährt; auch muß ich Ihnen sagen, daß ich schon zuvor Bedacht darauf genommen hatte, diese Eboli vor

dem Monarchen zu entfernen. Jetzt kennen Sie. Die Zeit, mein lieber Pater, hat jetzt mehr Ansprüche auf mich, als ich ihr zahlen kann. Wir gehen durch die Gewölbe der Inquisitionskerker, in welchen man Sie verschwunden glauben wird.

(Sie gehen ab.)

Vor Madrid.

Laube in einem Gebüſch.

Fernandez. Grunaldo.

Grunaldo.

Was wird das alles nur noch für ein Ende nehmen, Fernandez? Was haben wir für Hofnungen, was für Ausſichten? Ich habe das ſo ſatt, in dieſem Madrid zu leben, daß ich lieber heute als morgen es verließe, bänden mich mein Schmerz und mein Verluſt nicht an daſſelbe.

Fernandez. Ihr habt mir nicht ein Wort von Eurer Unterhaltung mit dem Kardinal geſagt, mein Fürſt.

Grunaldo. O ſie war ſchlecht, ſo ſchlecht, Fernandez, daß nur die Nothwendigkeit mich zwingen konnte, ſie zu beendigen. Der erſte alles Blut in mir aufjagende Anblick des alten Sünders, des Verführers meines Weibes, des Stifters alles Unglücks, das mein Haus getroffen, hätte mich

fast außer aller Fassung gesetzt. Nur daß er mir gleich sagte: „Pilger! Ihr bringt mir eine der er„freulichsten Nachrichten meines Lebens," richtete mich wieder auf. Ich will lieber, daß dieser Mütherich mich todt als lebend weiß, und ich sehe nun mehr als jemals ein, daß das Ende meines Schicksals in Madrid sich doch genähert hätte, wenn auch alles dieses nicht vorhergegangen wäre. Der Tod der Königin ist ein Verbrechen, welches ich dem Könige mit den schwärzesten Farben geschildert, den Kardinal als die erste Ursache desselben angegeben, und dann die lange Reihe aller Uebelthaten, welche dieser Bösewicht begangen, ihm vor die Augen gestellt haben würde. Der Augenblick der Aufwallung, von diesem Philipp gerechtfertigt seyn zu wollen, ist auch vorüber, guter Fernandez. Wie mir der Kardinal von dem großen Glücke sprach, das Spanien nun durch eines solchen Ketzerfreundes, wie Fürst Gonzago, Tod erhalten habe, wie er von dem jubelvollen Antheile sprach, den König Philipp an dieser Begebenheit nehmen würde, da sah ich meine Blindheit ein. Meine Seele war betrübt, daß ich hier schweigen mußte, und hätte er in meinem

Herze lesen können, er würde sicher mir den Himmel nicht versprochen haben.

Den, Fernandez, mit allen seinen Freuden, den hat er mir für die Nachricht sicher zugesagt. Wie dieser Mann den Himmel so leicht verschenkt, als ob er über ihn zu gebieten hätte! Ich habe ihm für seinen Himmel nicht danken können, denn ich will ihn nicht. Wie kann er etwas verschenken, woran er selbst nicht glaubt? denn glaubte er daran, er würde anders handeln. Es ist ihm durch Gewohnheit zur andern Natur geworden, eine Seligkeit zu vergeben, auf welche er seine Ansprüche mit aller Möglichkeit, sie wieder zu erlangen, im ersten Auto da Fe, welches er hielt, verlor, und mit einer Verdammniß, deren Umfang er einst kennen lernen wird, spielt er eine Kleinigkeit. Wie kann aber auch ein Mann, der Menschen braten läßt, Gefühl noch haben? Weg von den Gegenständen! Ich bin geheilt von Spanien und dessen Hofe. Wie weit, Fernandez, bist Du mit Deinen geheimen Anstalten? Hab' ich Hofnung, meine Kinder noch zu retten?

Fernandez. Für Marien bürg' ich Euch, mein Fürst. Da sie mir gänzlich übergeben ist,

ſo habe ich ihr bereits unter den Fuß gegeben, ſich krank zu ſtellen. Morgen Abend werde ich ihren Tod ausſprengen, und in der Nacht vertauſche ich die lebende Marie mit einer todten. In Madrid kann der nur einigermaßen von der Hermandad Bevollmächtigte dergleichen thun, ohne gehindert zu werden. Euch liegt alsdann die Sorge ob, in einem kleinen Landhauſe, welches mein iſt, ſie ſo lange zu bewachen, bis die übrigen Scenen ihr Ende erreicht haben.

Grunaldo. Du hebſt mit einer Hand vom Fall mich auf, und ſtößeſt mit der andern mir den Dolch ins Herz. Es iſt um Wiberts willen der größte Troſt für mich, dieſe Marie aus den Klauen der Ungerechtigkeit gerettet zu wiſſen; allein die Scenen, die Du mir prophezeiheſt, ſind ſicher grauſend.

Fernandez. Wahrſcheinlich, Fürſt. Wozu ſollte ich einem Manne wie Euch, falſche Hofnung machen? Erwartetet Ihr dieſes? Waret Ihr nicht gefaßt aufs ſchrecklichſte? Der Himmel kann nur wiſſen, was aus denen werden ſoll, die ich nicht in meinen Händen habe. Jetzt ruft mich Vorſicht wieder in die Stadt. Die morgende

Nacht werdet Ihr unter freyem Himmel zubringen müssen, um mich mit Marien zu erwarten.

Grunaldo. Und meine Lebenszeit wollte ich unter freyem Himmel zubringen, wenn ich auch meinen Sohn dadurch zu retten wüßte.

(Beide ab.)

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Garten an demſelben.

Der Kardinal tiefſinnig aus einer Grotte hervorgehend. Hernach Eboli.

Großinquiſitor.

Warum hab' ich nun den erhalten müſſen? Kann er mir ſchädlicher werden, als ſo Viele, denen ich den Tod beſtimmte? Verändert ſich meine Natur, und fange ich an, gegen Menſchenleben weich zu werden? Sollt' ich glauben können, daß dieſes ganze große Ineinanderlaufende mehr als Maſchine iſt, in welcher der am beſten fährt, der die Maſchine am beſten zu regieren weiß? Wird nach meinem Tode ſich ein Menſch um mich bekümmern, und wird mich's kümmern, ob es geſchieht oder nicht? Warum dieß Mitleid gegen ihn? Soll er der Nachwelt eine beſſere Meynung von mir

machen, die, wenn mit meinem Tode die Furcht vor mir aufhört, auch mein nicht schonen wird? Was geht mich denn die Nachwelt an? Werde ich etwa leben, um zu sehen, wie sie von mir denkt? Macht mich das Alter schwach? Ich hatte mir eine so reine Philosophie des Vergehens in meinen jüngern Jahren entziffert, die nichts um, zustoßen vermogte. Ich hatte alles in dem Sy- stem des Nichtwiederlebens gefunden, was zur Beförderung meiner Absichten, zur Beruhigung meiner Handlungen gereichen konnte. Ich glaubte nichts, wenn schon zu meinem eignen Besten ich den Glauben lehren mußte. Was könnte einen Menschen sonst wohl dahin bringen, dem andern ein so großes Uebergewicht von Genuß und Glück- seligkeit zuzugestehen, wie alle Menschen um mich es mir zugestanden haben? Das Verhältniß ist so widersinnig, daß nur aufgereizte Einbildungskraft es zu erhalten vermag.

Und so muß man diese Bereitwilligkeit doch von je her bey unserm Stande beurtheilt haben, so lehrte man mich's, und so überzeugte ich mich darin. Und sonderbar, daß eben jetzt im Alter, nach so viel ohne die geringste Sorge durchlebten Jahren, Zweifel in mir keimen wollen! Wie läßt

ſich's denken, daß das wahr ſeyn ſollte, was ich ſeit einigen ſiebzig Jahren, ſeitdem ich denken konnte, unwahr fand? Iſt denn die Ueberzeugung der Hunderttauſende, die ich darin beſtärkte, nicht Werk dieſer meiner Beſtärkung, und hätten ſie das glauben können, wenn ſie nicht ein unbegränztes Zutrauen zu mir gehabt?

Eboli (die den Garten herauf dem Kardinal entgegen kömmt.) Ich treffe Ew. Eminenz gerade recht. Allein, nicht von beſchwerlichen Zeugen umgeben, nicht von den Helfershelfern Ihres unbeſchränkten Willens umringt, wollt' ich mit Ihnen reden. Sie ſind das Oberhaupt der Kirche. Sie fodere ich auf, die Zweifel mir zu löſen, die meine Mutter, die Fürſtin Gonzago, in mir aufregte. Von Ihnen will ich wiſſen, obſich die Gnade des Königs, die Höhe auf welcher ich ſtand, die ich ſchon mit Verachtung verwechſeln müſſen, auch mit Verdammniß vertauſchen muß. Dieß Urtheil ſprach mir meine Mutter.

Großinquiſitor. Wie konnten Sie einem Urtheil einer Verworfenen Glauben beymeſſen? Wer verdammt iſt, der kann nicht verdammen. Doch, Eboli, weil Sie einmal der Schuld erwähnen, die durch den Tod der Königin Sie drückt,

so muß auch ich Ihnen sagen, daß Sie zu weit gegangen sind, daß Ihr Verbrechen groß gegen des Königs Irrthum ist. Von der Unschuld der guten Elisabeth überzeugt, war es grausam von Ihnen, dennoch die Härte so weit zu treiben. Wenn meinem Rathe Sie folgen wollen, so warten Sie die Wirkungen des schon erwachten königlichen Zorns nicht ab. Begeben Sie sich in ein Kloster. Die Zuflucht an einen heiligen Ort kann Ihnen meinen Schutz zuwegebringen, sonst vermögte ich dem Könige Ihre Begnadigung nicht vorzutragen.

Eboli. Begnadigung? Und Ihren Schutz? Sie scheinen zu vergessen, Ew. Eminenz, daß meine Mutter mir eine Entdeckung gemacht hat, nach welcher ich Ihnen näher angehe, als irgend einem Menschen. Die Verbindlichkeit, die Sie gegen mich haben müssen, hat nicht aufgehört, denn noch erfüllten Sie nicht einen Punkt derselben. Ich fodere Sie jetzt dazu auf. Ich fodere von Ihnen — nicht, daß der König seine Gunstbezeigungen mir ferner schenke, denn ich verachte den, der mich verwerfen kann. Nur will ich nicht als Scheusal vor der Welt da stehen, will nicht, von Mutter, Bruder, Gatten verspottet, ihr

Spielwerk werden, will nicht der Alba intrikaten Geiste unterliegen Sie sollen mich auf der Höhe erhalten, auf der ich bin. Sie sollen durch den König Rui Gomez bewegen, mich meinem Stande gemäß, von sich getrennt leben zu lassen. Sie sollen sich für meinen Beschützer öffentlich erklären.'

Großinquisitor. Gemach nur, Eboli, wir wollen uns weder bey der Untersuchung Ihres Unrechts, noch bey den Mitteln Ihnen zu helfen, ereifern. Sie sollen ganz gelassen, und ohne Wallung mit mir davon reden. Doch das Geheimniß, welches Sie von Ihrer Mutter erhielten, entschlüpfe Ihnen nie in eines Dritten Gegenwart. Ich würde läugnen müssen, was Wahrheit ist, und da mein Läugnen nicht ohne strafende Ahndung geschehen kann, so würden Sie des Zufalls Opfer in dem nämlichen Augenblicke werden müssen. Dem Oberhaupt der Kirche darf keine Lästerung, die bey der ausgemachtesten Wahrheit in Ansehung seiner es immer bleibt, ins Gesicht vorgeworfen werden. Gehen Sie mit in meine Zimmer, dort wollen wir berathschlagen, wie Ihnen zu helfen ist.

Eboli. Ha! daß ich mich von Ihnen hintergehen ließe. Dort ist die Gegenwart des Dritten

ten in jeder Ihrer Würden möglich, ſobald Sie wollen, unvermeidlich Und daß Sie dieß nicht wollen ſollten, lehren Sie mich ſelbſt nicht glauben. Was könnte Ihnen jetzt erwünſchter ſeyn, als eine ſo beſchwerliche Moraliſtin los zu werden, als einer Ueberzeugung quitt zu ſeyn, daß man Sie unaufhörlich an Ihre Verbindlichkeiten mahnen wird, als auf eine Frucht Verzicht thun zu können, die Galle in jeden Tropfen miſchen würde, den Sie genießen?

Hier, Kardinal, hier Entſchluß von Ihnen, oder nirgend. Denn geh' ich einmal unbefriedigt von hier weg, ſo weiß es ganz Madrid, daß in Ihren Adern ein unnatürliches Blut wallt.

Dann, Kardinal, wenn mich noch eine Beſchimpfung trifft, will ich auch von keinem Andern weder des Standes noch der Ehre etwas wiſſen. Nie hab' ich noch das Wort Menſchheit in mir ſo ſtark, ſo lebhaft gefühlt. Es kann zum reißenden Strome werden, Kardinal, und Ihr Ruhm kann ſeinem Wüthen aufgeopfert werden. Verzweiflungsvoll und wüthend fodere ich meine Mutter auf, an meiner Seite die Gaſſen Madrids mit mir zu durchlaufen, und bekannt zu machen, was wir jetzt allein wiſſen. Ein Zeugniß, welches

Mutter und Tochter dem Volke zu gleicher Zeit vorlegen, wird gültig. Dann füge ich hinzu, wie Sie selbst meine Aeltern mich verläugnen lehrten. Ich mache jener geheimen Unterredung Schilderung, in welcher wir von Karlos und der Königin uns unterhielten, in welcher Sie vom Tode der letztern ganz anders redeten, als jetzt. Ich frage laut, ob wohl der Mann, der Lehren, die er giebt, so wenig selbst befolgt, untrüglich genannt werden kann und darf.

Großinquisitor. Sie schlagen völlig nach Ihrer Mutter, Eboli. Sie ist wahnsinnig, und Sie rasen. Sie bedenken nicht, daß der erste Diener der Hermandad, deren tausende aufs Wort lauern, das gegen diese gesprochen wird, Sie und Ihre Mutter in weniger als einem Augenblicke zum Schweigen bringen würde. In einer Minute drängten sich so viele von meinen Ergebenen zu Ihnen, daß Sie, davon umringt, auch nicht den Laut bis zu den Ohren derer bringen würden, die wider mich wären, ja nur, denen ich gleichgültig wäre. Und trocken, Eboli, was können Sie von einem Entschluß erwarten, den ich gezwungen hier fassen, vielleicht Ihnen schwören würde, und doch nicht halten dürfte? Der ein so großes Werk,

wie ich, regieren muß, der würde, kämen Sie mit einem Dolche bewaffnet einsam zu mir, jedes Mittel anwenden müssen, um sich zu retten. Finden Sie nichts Deutliches hierin?

Eboli. O ja, es liegt mir klar vor Augen, daß hier keine Gerechtigkeit zu finden ist, daß Heiligkeit Vaterliebe verbannt, und Pflichten aufhebt; daß, um von Jemanden vergessen zu werden, nichts mehr nöthig ist, als daß man ihm ferner nicht nützlich seyn kann; dann hebt Menschheit sich auf, und Natur geht verloren.

Großinquisitor. Und Menschheit hätte sich nicht völlig aufgehoben, als Sie der Königin den Giftbecher reichten? Wer das thun konnte, darf auch von Pflichten nicht ein lautes Wort mehr reden. Sie wollen Andere meistern, und haben selbst begangen, was Niemand in Madrid gewagt haben würde? Sprechen Sie von Ihrem Rechte ja mit keinem Menschen, der irgend eine Kenntniß davon hat. Vergraben Sie sich in vier enge Mauern, um da für das im Stillen zu büßen, was Sie thaten. Wagen Sie nicht, in meinen Palast je wieder einen Fuß zu setzen, wenn Sie nicht öffentlich das büßen wollen, was ich insgeheim zu büßen Ihnen rathe. Ich kenne keine

Königsmörderin als meines Bluts. Kann Ihre Mutter nicht so gut mit einem Böſewicht ſich vergeſſen haben, der Sie erzeugt? Hätten Sie Ihres Bruders Euſebius Rath befolgt, Sie würden jetzt kein Spott der Alba, keine Schande der Gonzago, kein Aergerniß für mich ſeyn. Ich gehe, und trifft man nach fünf Minuten Sie noch in dieſem Garten, ſo erwarten Sie eine unangenehme Behandlung.

(ab.)

Eboli (mit knirſchender Wuth.) Die Königsmörderin! Als ob er nicht der Prinzenmörder wäre? Als ob er nicht mehr Morde begangen, die ganz allein auf ſeine Rechnung kommen? Ha! Wo iſt Deine Faſſung, Eboli? Wenn dieſer ſich vertheidigen kann, wenn er gerecht ſich nennt, ſo biſt Du es in weit höherm Grade. Weg mit den Chimären, die unſere Einbildungskraft ſich ſchafft. Ich will doch ſehen, ob dieſe Alba nur allein zu triumphiren fähig iſt. Wer ſteht mir dafür, daß des Königs Wille bey Rui Vortrag war? Vielleicht weiß Philipp nichts, und Rui iſt nur der, der meiner überdrüßig, dafür geſorgt hat, mich dem Könige verhaßt zu machen. O Thörin ich, die ich mich überreden ließ, gleich zu glauben, was

er sagte! O Thörin ich, daß ich nicht selbst aus Philipps Munde erwartete, welch ein Urtheil er über meine Handlung fällte! Wenn meine Entfernung ihm nun als eine Flucht gemalt wäre, wenn dieses ihm von Rui als ein Zeichen meiner unläugbaren Schuld hinterbracht würden?

O weh! Wie hab' ich meinen eignen Vortheil mir entrissen! Ich gab den auf, über welchen meine Reize zu gebieten hatten, und gab mich in die Hände derer, die mich nicht schätzen, die kalt und frostig nur den Götzen ihrer Eigenliebe fröhnen, denen ich verhaßt bin, weil ich Glück machte — Ein schönes Glück! Gewesen seyn, was ich war, und es nicht mehr seyn, das ist das schlechteste Glück, was einen Menschen treffen konnte. Die Fürstin Eboli gewesene Buhlerin des Königs! Die Fürstin Eboli, nicht Gonzago Tochter, des Kardinals uneheliche Brut! Die Fürstin Eboli, zu deren Füßen Rui seufzete, von ihm verstoßen!

Das Alles wahr! Und kein Mittel es wieder gut zu machen? O ja! Des Königs Thüren können mir nicht verschlossen seyn. Ganz sicher denkt man nicht, daß ich so kühn seyn werde, zu kommen, und hat den Wachen, die meinen Winken immer wichen, keinen Befehl gegeben, mich

abzuweiſen. Der Schritt führt mich entweder ins Verderben, wovon nur er mich retten kann, oder ich ſehe dieſer Leiden Ende. Denn übermenſchlich iſt's, wenn das, was dieſe Laſter nennen, Laſter ſind, unter den gröſsern Laſterhaften als diejenige da zu ſtehen, die es am meiſten iſt. Still! Noch fällt mir etwas ein — Entweder ich bin wieder auf dem Gipfel, oder ich endige mit einer groſsen That.

(ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Audienzzimmer.

Philipp. Der Kardinal.

(Der Kardinal erscheint mit seinem ganzen Gefolge und im vollständigsten Ornate. Ehrfurchtsvoll liegt alles auf den Knieen. Der König hat sich auf seinen Thron gesetzt, und erhebt sich dem Kardinal entgegen, da dieser ins Zimmer tritt.)

Großinquisitor.

In der Kirche Namen, als Bote dessen, di
Monarchen ihre Scepter giebt, und Monarchi
nen von der Erde ruft, wenn ihre Laufbahn gee
det ist, erscheine ich vor Spaniens Könige. Ih
Ruhe zu bringen, bin ich gesandt. Die Herrli
keit, die mich umgiebt, gehört nicht mir als M
schen, mir nur, der jetzt an der Stelle des Gol
aller Erdengötter auftritt. Ich stehe hier als J
ner einer höhern Macht, und doch versehen

der höchsten, die einem Menschen je zu Theil ward, mit der Macht, den Frieden in die Seele eines Herrschers zurückzuführen, der sie verlassen hatte. Wahr, König, daß in Elisabeth Ihnen Alles verloren gieng, was Ihr Glück vollkommen machen konnte. Es weinen hunderttausend Augen in Madrid, seitdem man weiß, sie ist nicht mehr. Der Glanz von ihrer Tugend hatte ihr abgöttische Verehrung zugezogen. Als Muster eines sanften Herzens erblickte Jeder sie. Doch ihr Ziel war am Ende. Trauer deckt Ihr Gesicht, Monarch; doch Könige dürfen sich keine Zeit zur Trauer nehmen. Erheitern Sie Ihre Stirn, denn ich verkündige Ihnen die Seligkeit, die volle glorreiche Seligkeit der Gattin, die Sie verloren, und alles Volkes Thränen müssen bey dieser Ueberzeugung versiegen.

Phillipp (nach einer Pause, die sein Erstaunen zu erkennen gegeben.) Ich brauche mehr als diese Ueberzeugung, Kardinal. Vor Zeugen kann ich von der letzten Stunde Elisabeths nicht mit Ihnen reden.

Großinquisitor (wendet sich zu den Umstehenden.) Man entferne sich! (Alles verläßt das Zimmer.) Wir sind allein, Monarch. Ist der Trost, den ich Ih-

nen gab, nicht hinreichend, Ihnen Ruhe zu gewähren?

Philipp. Ich staune über die Leichtigkeit, Kardinal, mit welcher Sie Dinge dieser Art behandeln. Wissen Sie, daß die Königin unschuldig war?

Großinquisitor. Ich weiß es, und ich sagte mit ihrer Seligkeit Ihnen keinen Traum, Monarch. Bey aller Gemeinschaft, in welcher ich mit den Geheimnissen der Religion stehe, hängen doch Offenbarungen von mir nicht ab. Ich betete um Erleuchtung in Ansehung des Verbrechens, welches der Königin zur Last gelegt wurde. Konnte ich sie erhalten, ohne den Tod Elisabeths zu verhindern? und konnte der Himmel meine Bitte mir gewähren, da ihr Tod bestimmt war? Welcher Sterbliche vermag Rathschlüssen Gottes sich zu widersetzen?

Aber im Augenblicke, da sie starb, ward mir das Licht über ihre Unschuld. Es ward mir, um den Gemahl, den ihr der Himmel gab, dadurch zu trösten.

Philipp. Sie wähnen, daß mich diese Unschuld tröstet? Nein, Kardinal, sie bringt mich zur Verzweiflung. Wenn ich mir's auch vergebe

könnte, daß ich in ihren Tod willigte, wer erſetzt mir wieder, was ſie mir geweſen wäre, hätte ich ſie erhalten?

Großinquiſitor. Der Himmel, der in Annen eine andre Theilnehmerin Ihrer Freuden, Leiden und Laſten Ihnen gewährt. Verlaſſen Sie den Gedanken, König, und faſſen Sie dafür den, über welchen Sie ſo leicht hinwegzugehen ſcheinen.

Leicht ſcheinen Sie ſich's alſo zu vergeben, daß Sie in dieſe Mordthat willigten, und eben das iſt ſchwer. Der Königin Schuld oder Unſchuld ändert in Ihrer Sache nichts. Ich kam blos, Sie zu beruhigen. Ich kam, von der Verſöhnung des Himmels mich mit Ihnen zu unterhalten. Wahr, daß Sie keinem Menſchen von dem, was Sie thun und laſſen, Rechenſchaft zu geben haben; doch ſo, wie ich vor Ihnen ſtehe, ſind Sie mir dieſe allerdings ſchuldig. Sie erſtaunten ſo eben über meine Leichtigkeit, die Dinge zu behandeln. Sie ſollten aber nie über das erſtaunen, was ich in der Kirche Namen thue. Man kann nicht fehlen, wenn man ihren Befehlen folgt. In unſrer letzten Unterredung, Monarch, gab ich Ihnen Gründe und Troſt. Schon damals ſchie-

ven Sie mir kalt und unaufmerksam zu seyn. Sie waren nicht der ächte Sohn der Kirche, der Sie hätten seyn sollen. Sie neigten Ihren Sinn zum Untergange der Königin. Die Kirche sah vorher, daß Sie Ihren Sinn nie davon ablenken würden, und vergab dem Sohne, den sie liebt, die Schuld, welche nun bald auf ihm liegen sollte. Allein, sie wollte nicht, daß er sie sich so leicht vergeben sollte. Noch weniger wollte die Kirche ...

Philipp. Lassen Sie mich Sie einen Augenblick unterbrechen, Kardinal. Um ganz zu fühlen, was ich in Elisabeth verloren habe, um nicht so leicht mir es zu vergeben, hätte man mir nicht versagen müssen, den Beichtiger der Königin zu sprechen, der die letzten Worte der sterbenden Unschuld gehört hat, der ihre letzten Geständnisse in seinem Busen trägt, der das, was sie von mir gesagt hat, mir wieder hinterbringen könnte. Es ist mir nicht gleichgültig, wie sie in jenes Leben übergegangen ist. Den Pater Joseph schicken Sie mir erst, dann will ich Ihnen sagen, ob ich mir vergeben kann, da Sie dieß nicht so leicht zu wollen scheinen.

Großinquiſitor. Der Pater hat Madrid verlaſſen müſſen, und ſeine Zunge einem immerwährenden Schweigen gewidmet. Er iſt in einem Kloſter, in welchem das erſte Wort zur ewigen Einkerkerung ihn verdammt. Es iſt wahrſcheinlich, daß Eliſabeth Geheimniſſe ihm nicht vertrauet hat; allein, das Innere ihres Herzens liegt bey ihm verwahrt, und ſo wie ſie die Welt verlaſſen, hatte keine menſchliche Macht, ſelbſt die des Königs, einigen Antheil mehr an ihrem Her„.

Philipp. Bey Gott, das iſt hart! Die Kirche geht mit ihrem erſten Sohne um, wie mit dem letzten ihrer Söhne ſie kaum verfahren könnte.

Großinquiſitor. Allein, ihr erſter Sohn ſucht auch oft Nebenwege, auf die er nicht gerathen ſollte. Daß er es nicht erkennt, daß ſie zu ſeinem Beſten dem Pater Joſeph Stillſchweigen gebot, das will ich Ihnen verzeihen; allein, daß Sie der Kirche Gerechtigkeit umſtoßen, Monarch, daß Sie Perſonen, welche dieſe verworfen, Schutz gewähren können, das nenn' ich härter, als Alles, was Sie je der Kirche vorzuwerfen haben können.

Philipp. Ich weiß, was der Kardinal mit diesen Anspielungen sagen will. Ich soll dem Gonzagoischen Hause keine Gnade angedeihen lassen, weil er es haßt. Und ich fühle keinen Beruf in mir, mich ewig nach den Launen des Kardinals zu richten. Ein Mann, der mir das war, was mir Gonzago gewesen, verdient nicht in der Fremde umher zu irren, und kann, selbst wenn er sich vergangen haben sollte, auf seines Königs Gnade hoffen. Man hat doch meinen Befehlen Folge geleistet?

Großinquisitor. Man würde dem Monarchen gehorcht haben, wäre es nicht zu spät gewesen. Fast in eben dem Augenblicke, als ich von Ew. Majestät den Auftrag erhielt, den Fürsten Gonzago aufsuchen zu lassen, wurde mir dessen Tod durch einen Pilger berichtet.

Philipp. Das wußte ich wohl, daß, was Sie nicht wollten, ich nicht können würde. Mann, der den Stempel Gottes so deutlich tragen sollte, ist es wohl recht, daß nicht ein einziger meiner Wünsche erfüllt wird, der nicht Ihren und Ihrer Gefährten Beyfall hat?

Großinquisitor. O lästern Sie doch nicht das, was Sie schützt! Woher hätte denn Phi-

lipp all dieß Anſehen, wenn wir es ihm nicht erhielten? Woher hätte er denn die Anbetung der Völker, die er mit Füßen tritt, wenn wir nicht ſagten, er verdiene Anbetung? Wenn er den Glauben und das Schwert, mit welchem wir es predigen, nicht hätte, wie könnte er denn verlangen, daß Menſchen elender noch als thieriſche Kreaturen lebten, um ſeinen Glanz zu befördern, und ſeiner Größe Ruhm emporzuheben?

Und wenn für einen Menſchen Gottes Stellvertreter auf Erden ſich verwenden, iſts dann ein ſchöner Lohn für ſie, wenn dieſer Menſch ſich dem widerſetzt, was ſelbſt von obenher für ihn beſchloſſen wurde? Die Königin iſt für Sie da geweſen, Sire; der Mord derſelben ſoll von Ihrer Rechnung weggeſtrichen werden, ſo wenig Anſprüche auch Ihr nachheriges Betragen auf dieſen Ablaß machen dürfte. Doch, wenn ein ſchlimmeres Unternehmen in das erſte ſchlimme eingreift, und ſchlimmer es noch macht; wenn ein weit größeres Vergehen des jetzigen Vergebung unmöglich werden läßt: ſo ſchreiben Sie es mir nicht zu, wenn ich den königlichen Wandel tadle.

Madrid nennt dieſen Fürſten Gonzago einen Ketzer. Sie glauben vielleicht, es ſey eine Erfin-

dung, daß er todt ist. Bey meinem Amte, das mich heilig macht, es ist Wahrheit. Ich bedarf keine untergeschobenen Nachrichten, um mich vor Philipps Thron zu rechtfertigen. Ein Wort von dem zum Volke, was sich binnen wenig Tagen hier begeben, und Philipps Königreich wäre aus. Er ist für alle Welt unbezwingbar, für uns ist er nur ein Werkzeug Gottes.

Philipp. Sie wagen viel, Großinquisitor. Ich denke, meine Rechte sind entschieden, und keiner als Sie durft' es wagen, ungestraft in dieser Art zu reden.

Großinquisitor. Auch würd' ich es nicht wagen, redete nicht des Himmels Eingebung aus mir. Sie sind Monarch. Der Kardinal und der Großinquisitor stehen unter Ihnen. Sie können dem heiligen Gerichte in Allem befehlen, was nicht die Kirche angeht. Nur mit der Kirche müssen Sie nicht spielen. Die Macht, die Sie, Monarch, uns selbst bestätigten, da Sie den Thron von Spanien bestiegen, schützt uns auch wider Sie. Was würd' aus Ihnen werden, wenn wir unsere Hand von Ihnen zögen?

Und nun! Sie haben die Fürstin Gonzago in ihre Rechte eingesetzt, die wir daraus verstoßen haben. Wir wollen nicht die Rechte spanischer Monarchen kränken. Es bleibe, was der König gebot. Die Milde läßt sich noch entschuldigen. Allein, weiter dürfen Sie nicht gehen. Wenn König Philipp gnädig ist, so muß er doch sein Angesicht wenigstens denen verbergen, die die Kirche unwerth erkennt, ihn zu sehen. Ein solches Beyspiel wirkt auf tausend Andere, und unser Bann wird Spielwerk.

Philipp. Ich werde sie nicht sehen.

Großinquisitor. Und dann, zur Sühne des Himmels, ein außerordentliches Auto da Fe. Befehl und Opfer sind in den Gebäuden der Hermandad bereit. Der Himmel fodert schnelle Sühne; des Königs Unterschrift fehlt nur.

Philipp. Auf meine Rechnung kömmt doch keiner derer, die Sie des Mordens werth erkannt?

Großinquisitor. Hat Philipp je für uns gebüßt, wie wir für ihn? In der Nacht, die die Königin zum Himmel hub, lagen zehntau-

tausend Mönche auf den Knieen, und geiselten sich für die Sünde Philipps. Zehntausend andere lasen Messen für die Seele Elisabeths, damit sie gleich den Wohnungen der Seligen sich nähern, und den Monarchen nicht als den verklagen könnte, der ohne Buße sie aus dem Leben gerissen.

Philipp (erstaunt.) Das war erfoderlich?

Großinquisitor. Noch mehr. Der Ablaß, vom heiligen Vater selbst gegeben, liegt in den Archiven der Santa Kasa. Zwar bedürfen wir seiner nur selten, da wir mit dem Himmel selbst in Verbindung stehen; allein, der außerordentliche Fall, die größere Beruhigung, und Roms Geschrey vielleicht, wenn ja die Sache anders ausgefallen wäre, vermogten uns zu diesem Schritt. So wachen wir und wirken Tag und Nacht für den Monarchen, indessen er sich noch besinnt, ob er den Rufe Gottes trauen, und der Verurtheilten Tod unterschreiben soll.

Philipp. Nein, Kardinal, die Zweifel sind gehoben. Hier ist von keinem Besinnen mehr die Rede. Geben Sie. Bey so vieler

Vorsicht, seh' ich, muß man an mich denken, und Philipp läßt nicht gern Etwas unbelohnt.

(Der Kardinal giebt ihm ein Papier. Er liest es flüchtig und unterschreibt.)

Großinquisitor. Ich danke Ihnen in der Kirche Namen, daß Sie Ihre Pflicht gethan haben — Monarchen thun sie selten. Ich werde alles zur Feyer vorbereiten. Ich will dießmal selbst dabey zugegen seyn, um diesen Aufzug für die Buße des Königs zu verherrlichen. — Sie können nun ganz ruhig seyn, Sire. Die Königin lebt nun in einem glänzendern Lichte, als jemals sie hier hätte umgeben können, und Anne wird sie Ihnen und Spanien ersetzen. Der Himmel nahm sein Eigenthum, und bediente sich dazu Ihrer, um Ihren erkaltenden Eifer zu erschüttern.

(Er giebt ein Zeichen. Die Thüren öffnen sich und sein Gefolge und des Königs ganzer Hof treten ein.)

Ich segne diesen treuesten Sohn der Kirche mit meinem besten Segen. In Trauer ist das königliche Haus gesunken. Der Himmel wird

es wiederum erfreuen, so bald ein süßes Opfer für die Aufrechthaltung der Kirche ihm gebracht ist. Monarch! ich tadle Ihre Schwermuth nicht, denn Sie verloren viel; doch himmlischer Einfluß wird Sie bald heiter Ihrem Volke wiedergeben.

(Er ertheilt ihm den Segen, und Philipp mit dem ganzen Hofe begleiten ihn zur Thüre hinaus.)

Madrid.

Gefängniſſe der Inquiſition.

Mariens Kerker.

Marie allein. Hernach Fernandez. Grunaldo.

Marie.

Ich war doch meinem Vater und meiner Mutter nie ungehorſam; nie habe ich meinem Ritter Walter auch nur das kleinſte Herzeleid gethan. Ich that ſtäts Gutes, wo ich konnte, wie Wibert mich's gelehrt. Ich habe des ſo edlen Waldbruders Worte ſtäts in meinem Herze getragen, daß ich Jeden lieben ſollte, er ſey auch dieſer oder jener Religion zugethan, weil Menſchen Menſchen wären.

Freylich hat er mir von einem Theile ſeiner Glaubensgenoſſen eine Schilderung gemacht, die meinem Bilde entgegen war; allein, ſo hart hat

er sie mir doch nicht gemalt, wie ich sie finde. Wie viele Monate schmachte ich nun schon in diesem Kerker! Unmenschlich überläßt man mich der Einsamkeit. Man streicht so viele Tage unverschuldet aus meinem Leben weg, in denen ich nichts Gutes wirken kann, die ich verseufzen muß, in denen ich gar wohl noch den Himmel verklage, gegen ihn murre, und ihn ungerecht nenne. Es lag in meines Vaters Tode so viel Trauriges, daß ich mir keine rechten Freuden für die Zukunft prophezeihete; allein, so viele Leiden hätte ich mir auch nicht gedacht.

Du theurer Vater, gabst meinem Willen und meinem Gewissen volle Freyheit. Da Walter meine Hand erhielt, sagtest du mir, mein Glaube hänge immer noch von meiner Ueberzeugung ab, und Walters Religion sey so seligmachend, wie die meinige. Allein, in deinen Augen las ich's, daß du wünschtest, ich mögte nicht verläugnen was du mich gelehrt. Und dieses wäre mir selbst gegen einen martervollen Tod ein Schutz gewesen allein, ich bedarf seine Erinnerung nicht, um meinen Glauben zu stärken. Er ist ohnedieß gestärkt! Denn die so wüthend ihren Glauben auszubreiten suchen, die ihn mit Laster und mit Uebelthe

ten so verbinden, wie man es hier thut, die können nie meine Freunde, folglich ich nie die Genoſſin ihres Glaubens werden.

Der gute Fernandez! Er wurde mir zu meinem Troſt, und ohne ihn wäre ich vielleicht ein Raub der Verzweiflung. Er ſah mich im Schrekkenskampfe, als man mir die Freyheit zuſagte, wenn ich meinen Glauben ändern wollte. Er trat liebreich zu mir, und eröffnete mir, daß er mich verſtände. Er gab mir Licht in meine Seele durch den Rath, Keinem zu trauen, mich auf keines der Verſprechen zu verlaſſen, die man mir gethan, und keine Bedingung einzugehen, bevor ich ihn nicht erſt befragt.

Ich ſah dem guten Menſchen in die Augen, wie man einen Verräther anblickt! Mußte ich nicht wähnen, verrathen zu ſeyn? von ihm ſelbſt mit verrathen zu ſeyn, da er mir den Verrath Anderer entdeckte? Ich weinte viel, ich war verkauft, ſchien mir verloren.

Da trat er mit Beweiſen auf, die meinem Herzen himmliſchtheuer waren, mit des Waldbruders Briefen, mit ächten Nachrichten, die meinen Namen und meine Geſchichte enthielten, und ich ſah ihn als meinen Schutzengel an.

Ich danke Gott, mit soviel Dank, als nur ein Mensch im Herzen tragen kann, daß er mir ihn sandte. Ich will ewig dankbar seyn, selbst in Leiden, selbst im Tode. Er entlarvte mir die Heuchler, die mich hintergehen wollten, er rettete meine schon sterbende Zuversicht auf Gott, er flößte mir den ächten Muth in meine Seele, und mein Zagen verschwand.

Er brachte mir Nachrichten von meinem lieben Walter, die mich stärkten. Er will mich retten.

Als er mir sagte, daß er ein Mittel gefunden, meine Rettung zu bewirken, fragte ich ihn mit Thränen in den Augen, ob auch Walter mit in dieser Rettung begriffen wäre? und Trauer bedeckte meiner Seele Freude, als er: Nein! mir antwortete.

Ohne Waltern gerettet seyn, o! das heißt nicht gerettet seyn. Hier weiß ich ihn doch nahe — kann durch Fernandez Hülfe Nachricht von ihm haben — Ah, Fernandez!

(Fernandez und Grunaldo treten ein.)

Fernandez. Hier, Signora, bring' ich Ihnen Besuch. Ein Pilger, den Sie in den Gegenden der Wibertsburg gesehn haben, ein Freund

des Waldbruders, den Sie so hochschätzen, ein Verehrer des Ritters Walter ...

Marie. Spannen Sie meine Erwartung nicht noch höher, Fernandez. Wen soll ich sehen? wen, der mich so nahe angehen könnte, daß er sich in die Kerker der Inquisition getrauete? Mein Walter kann's nicht seyn.

Grunaldo (wirft den Pilgeranzug weg) Erschrick nicht, meine Tochter.

Marie. Ach, Gonzago!

(Sie fällt in seine Arme.)

Grunaldo. Erhole Dich, Marie. Laß uns die Stunden recht benutzen, die wir zur Rettung haben.

Marie. Seyt Ihr's wirklich, Vater? — wirklich frey in Madrid? Ist's nicht Euer Geist? Seyt Ihr nicht aus irgend einem Winkel der Inquisitionsgefängnisse hierher gebracht worden, um mich auf Eine Stunde glücklich, und dann auf viele andere desto unglücklicher zu machen?

Grunaldo. Nein, meine Tochter, meine theure Marie, nein. Ich komme, Dich mit Hülfe dieses Mannes zu retten, den die Vorsehung zu unserm Glück uns in der größten

Noth verlieh. So strenge straft der Himmel nie Unschuldige, daß er nicht einen Freund zu ihrem Troste ihnen noch lassen sollte. Verzweifelnd sah ich schon für Alle keine Rettung. Wunder hat der Himmel bereits gethan. Die Fürstin ist vom Könige begnadigt worden, und lebt jetzt in ihrem Palaste. Dich hab' ich bald an einem sichern Orte — und meinen Sohn Johann ...

Marie. Wird er nicht mit gerettet? Wie kann denn Euer Vaterherz so grausam seyn? wie könnt Ihr eher auf mich als auf ihn denken? Ach, Vater! er liegt Euch ja näher. Macht mich nicht zur Verbrecherin dadurch, daß ich die Sorgfalt von Euch annehme, die Ihr auf ihn verwenden solltet.

Grunaldo. Marie! Deine Denkensart ist groß und ädel. Auch glaube mir, so lieb Du mir bist, so lieb ist mir mein Sohn. Und doch, wenn eine Wahl getroffen werden müßte welchem von Beiden ich die Hand reichen sollte um den Flammen ihn zu entreißen, und ich könnte nur Einen retten, ich streckte sie nach Di aus.

Marie. Nach mir, mein Vater? Ungerechte Parteylichkeit, die ich Euch nimmer zugetraut hätte. Ich würde sie zurück, und Euch damit an Euren Sohn verweisen. Getrauet Ihr Euch, einen solchen Schritt zu vertheidigen?

Grunaldo. Allerdings. Es liegt auf ihm die Last von Eurer Beider Untergange. Du bist unschuldig an dem Unglück, und die Unschuld hat Vorrechte, die ich, bey Gott! nie schmälern würde.

Marie. Ach, Vater! Eine Rettung ohne Waltern ist keine Rettung.

Fernandez. Sie gehen zu weit, Signora. Sie vergessen, daß dieser Mann Alles verloren hat, und arm wie er ist, dennoch sich reich glaubt, da er Sie wiederfindet, Alles in Ihnen sucht, Gattin, Söhne, Tochter, Freunde, Vaterland, Vermögen.

Marie. Sie haben Recht, lieber Fernandez. (Sie wirft sich zu des Gonzago Füßen.) Verzeihung, Vater! o, Verzeihung für meinen Undank gegen Dich! Es hat zu rasch mich hingerissen. Ich bin nicht werth der Liebe, die Du über mich ausschüttest, des Zutrauens, welches Deine große

Seele auf mich geworfen hat. Ich konnte aber auch nur auf einen Augenblick vergeſſen, was dieſer Beſuch, was dieſe Rettung in ſich begreift.

Grunaldo (ſie umarmend.) Dank, herzlichen Dank Dir, Marie, für dieſe Deine Aeußerung. Nun dünke ich mich an Wiberts Statt zu ſtehen. Wenn Du nur halb ſo ſehr mich liebſt, wie Du ihn liebteſt, ſo giebſt Du einem Trauernden Fröhlichkeit, einem Geſtorbenen giebſt Du Leben.

Fernandez. Und Ihnen ſteht eine Beſchäftigung bevor, die — ich weiß es ganz gewiß, Signora — Ihrer Seele Nahrung geben, und Ihr kindlichliebendes Herz erfreuen wird. Sie ſollen dieſes Mannes Alter erheitern, Sie ſollen ihn pflegen, und der von ihm gewichenen Freude gebieten, wenigſtens zuweilen zu erſcheinen.

Marie. Bey dem Gott, den ich verehre, Fernandez, das will ich. Nehmen Sie den Schwur von mir, den Schwur aus meinem Herze: Ich laſſe dieſen nicht! Nie will ich mich mehr von ihm trennen; mein Vater Wibert mag vom Himmel auf uns herabſehen, und

richten, ob ich ihn so verehren werde, wie ich ihn einst verehrte. — Eure Wünsche, Gonzago, sind von heute an die meinigen. Noch einmal vergebt mir, daß ich nur mit einem Gedanken denken konnte, ich sey Euch nicht Alles schuldig. Aber, guter, lieber Vater, der Tochter werdet Ihr die Bitte um den Gatten auch nicht verargen, werdet nicht scheel sehen, wenn ich Euch oft erinnere, ihn nicht zu vergessen?

Grunaldo. Wüßtest Du, was für ihn in diesem Herze wohnt, Du bedürftest dieser Aufforderung gewiß nicht. Marie! es ist das Einzige, was ich von dem Himmel mir noch erbeten habe. „Laß mich die Unschuld retten," sprach ich zu ihm, „und gieb mir meinen Sohn, „dann will ich gern, wie und in welcher Art Du „willst, die Welt verlassen." Das Eine hat er nun erhört — das Andere, gute Tochter, wird er um mein und Deinetwillen auch erfüllen.

Marie. O welch ein süßer Trost! Noch, Fernandez, Ihre Stimme dazu, und ich bin ganz beglückt.

Fernandez. Es wäre grausam, Hofnung unterdrücken zu wollen, die ich selbst habe. Ich weiß so gut wie Einer, daß der Himmel Wege

hat, Kerker zu öffnen, und dem Gerechten Recht zu ſchenken. Von ihm wollen wir dann alſo auch die Hülfe erwarten; von mir aber nehmen Sie die Verſicherung, daß mein Untergang mit ſeiner Rettung nicht im Verhältniß ſteht, und daß ich mich gern für ihn aufopfern wollte.

Marie. Genug! Doch jetzt drückt meine Seele wiederum ein harter Zweifel. Sie wollten, Fernandez, ich ſoll den Kerker jetzt verlaſſen. Gebe ich Sie nicht in die Hände meiner Verfolger? Werden Sie nicht für mich leiden müſſen? Opfre ich Sie vielleicht gar auf?

Fernandez. Nein, Marie. Die Art, wie Sie gerettet werden, will ich Ihnen entdecken. Fragen Sie mich nicht, woher und wie ich einen Todten erhielt, der Sie vorſtellen ſoll. Sie ſtarb vor wenig Stunden, die zur Retterin von Ihnen wurde. Eine Krankheit, die lang und fürchterlich geweſen, hat ihr das Anſehen gegeben, welches alle diejenigen unkenntlich macht, die in dieſen dumpfen Kellern eine Zeitlang gelebt haben. Sie entfernen ſich mit dem Fürſten, doch ohne einen Laut von ſich zu

geben. Ich bleibe hier, um Alles zu bereiten, daß man Sie morgen todt findet. Noch in dieser Nacht sehen Sie mich wieder.

Grunaldo. Wer hätte denken sollen, Marie, daß ein solcher Mann Tyrannen zugesellet wäre, um hin und wieder eines ihrer Verbrechen wenigstens wieder gut zu machen? Verkennt sich Gottes Spur im Kleinsten? Verkennt sie sich nur einen Augenblick in dem allen, was wir vor uns sehen? — Anbeten will ich, und, Dich an meiner Hand, will ich nie wieder murren. Komm!

Marie. Fernandez! Dank! Das ist ja alles, was ich geben kann. Und heute noch muß ich Sie sehen, oder meiner Seelen Trauer wird unüberschwenglich seyn.

(Beide ab.)

Fernandez, (welcher aus einem Sarge vor der Thüre ein todtes Frauenzimmer genommen, und an Mariens Stelle gelegt, schließt die Thüren wieder ab.) Solltest Du nicht in geweihter Erde schlafen können, gute Gabriele, so weiß ich doch, daß Dein Erwachen schön und glorreich seyn wird, Da Du noch im Tode eine solche That voll-

bringen hilfst. Der Ewige, dem Herzensweihe mehr ist, als Priesterweihe, hat lange Dich ins Buch des Lebens eingezeichnet.

(geht ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer.

Philipp allein. Hernach Graf Lerma. Endlich Herzog Alba.

Philipp.

So flieht der Schlaf mich eine Nacht wie alle. Der Bluturtheile ist kein Ende. Sollte ich nur eine Woche erleben, wo kein Todesurtheil mir gereicht würde! Unglückliches Geschick der Könige, daß Blut erfodert wird, um ihren Thron zu stützen.

Was kann ich gegen Diese? Hätte ich meine Unterschrift verweigert, so mußt' ich einen Aufruhr befürchten. Der Aufruhr hätte Tausenden das Leben gekostet, und ihn zu dämpfen, mußte ich dann doch nachgeben. Wie elend mich das macht, nicht über Diese herrschen zu können, wie über Alle!

Die

Die ränkevolle Kreatur! Wie konnte sie mich fesseln! Wie kann es aber auch Ungeheuer dieser Art geben, die im Gefühl Gefühl verläugnen können?

Wer Lügen so zur Wahrheit schaffen kann, wie diese Eboli, der kann auch Könige wohl hintergehen. Sie hat mich schändlich hintergangen, doppelt, dreyfach hintergangen. Sie log mir Liebe, die sie nicht empfand. Es war blos Rache, was sie in meine Arme brachte. Sie log mir Mitgefühl für meine Ehre und meinen Stolz, und nur um eine Nebenbuhlerin zu stürzen, heuchelte sie so entsetzlich.

Sie ist zu klein für meine Rache. Sie sey verworfen, und ihr Name werde nie mehr gedacht.

(Er klingelt. Graf Lerma tritt ein.)

Graf Lerma! geht zu Rui Gomez. Meldet ihm, daß er der Gnade seines Königs vor wie nach gewärtig seyn solle, daß aber seine Gattin nie wieder sich am Hofe sehen lassen dürfe. Daß er sich hüten solle, ihres Namens jemals zu erwähnen, und daß irgend eine Fürbitte ihm ein gleiches Schicksal zuwegebringt.

Graf Lerma. Sogleich, Monarch. Auch iſt der Herzog Alba eingetroffen. Er wollte ſich nur melden; doch da ich ihm berichtete, daß Ew. Majeſtät noch nicht zur Ruhe wären, wünſcht er ſeines Königs Angeſicht auf einen Augenblick zu ſehen.

Philipp. Er komme. Und Ihr erfüllt genau, was ich Euch ſage. (Lerma ab.) Der Herzog Alba iſt ein wackerer Krieger, aber er riß auch den Sohn aus meinem Herze. Die Wunde blutet noch.

Alba (tritt ein, und läßt ſich auf ein Knie nieder.) Monarch, beſchämt liegt Alba zu Ihren Füßen.

Philipp. Beſchämt? Kehrtet Ihr nicht als Sieger zurück? Soll der Mann beſchämt ſeyn, den Triumphe erwarten?

Alba. O mein König! Mein Gefühl für Sie iſt theurer mir, als alle Siege. Alba lebte ſtäts in Freuden, und ſein Beherrſcher trauert.

Philipp. Laßt das, Herzog. Wenn ein König trauert, ſo braucht das Niemand zu bemerken. Wie ſoll es Andre ſtören, da es ihn nicht ſtören darf? Der Völker Schickſal fodert, wo nicht heitere, doch wenigſtens thätige Könige. — Ich habe eine Nachricht Euch zu geben, die Euch

zwar angenehm seyn kann, dem Ganzen aber nicht willkommen ist.

Alba. Ich bin neugierig, Monarch.

Philipp. Das nicht. Ihr wißt sie schon. Nur nicht aus Eures Königs Munde. Ein Feind von Euch ist todt, allein das Königreich durch diesen Tod verwaist.

Alba. Monarch! der Prinz war nie mein Feind.

Philipp. Lehrt mich das nicht. Dankt dem Geschick, daß es ihm die Macht genommen, sich an Euch zu rächen. Genug davon. Held Alba ist mir immer willkommen. Verließet Ihr die Heere in gutem Stande, das Land für mich gestimmt?

Alba. Ich habe Ew. Majestät die Flandrer wieder völlig unterworfen. Was nicht gutwillig wieder huldigen wollte, das hat das Schwert gefressen. Und besser, dieß war so, als wenn es ohne Blutvergießen abgegangen wäre. Rebellen unterwerfen sich nie gütlich, als um bey gelegner Zeit den Strauß zu wiederholen. Grausamkeit ist hier das einzige Mittel.

Philipp. Eine grausame Nothwendigkeit!

Allein, das war nicht meiner Fragen Beantwortung.

Alba. Ich verließ die Heere sehr gut. Sie nähren sich vom Fette derer, die sie geschlachtet, und das bekömmt ihnen unvergleichlich. Wüßten Ew. Majestät hiesige Unterthanen, wie gut für Spanier in Flandern sich's leben läßt, sie giengen alle weg von hier. Und was das Land betrift, so können Ew. Majestät für eine Zeitlang außer Sorge seyn.

Philipp. So will ich eine andere Beschäftigung Euch geben. Ihr sollt eine Reise nach Maximilians Hof übernehmen. Spaniens Thron kann nicht ohne Nachfolger bleiben, und so erfodert meine Pflicht, mich wieder zu vermählen, so wenig auch mein Herz mich dazu treibt. Ich gönne Euch die Ehre, meine Braut mir zuzuführen.

Alba. Die ich erkenne, und Ew. Majestät Dank dafür abstatte.

Philipp. Die Herzogin hat mir gedient. Versichert sie der Gnade ihres Königs, und morgen findet Euch mit ihr an meiner Tafel ein.

(Er geht ins Kabinet.)

Alba. Sehr kalt für einen Vater und Frauenmörder, da er doch der Schlachten und des Blut-

vergießens nicht gewohnt ist. Dabey mag nun der Kardinal Großinquisitor wieder eine schöne Rolle übernommen haben, und wie mir Lerma sagt, so werden diese Sünden durch ein Auto da Fe versöhnt. Mit Sünden Sünden büßen, das ist eine sehr bequeme Art. Man solite diese Herren um die große Kunst beneiden.

(geht ab.)

Vor Madrid.

Laube in einem Gebüsch.

Marie. Fürst Gonzago. Hernan Fernandez.

Marie.

Wie herrlich, Vater, ists hier gegen jenen dumpfen Kerker! O! Gottes freye Luft ist doch ein süßes herrliches Geschenk. Man athmet Leben, Freude, und Vergnügen darin. Meine ganze Seele und all mein Denken hat sich erheitert. Ich sehe Hofnungen vor mir, die vor dem ich nicht zu hegen wagte. Ich fühle die Eingebung von oben her, daß ruhig und getröstet ich seyn soll. Ich fühle Ahnungen, mein Walter werde noch mit mir gerettet seyn. Seht, Vater, wie der Mond so freundlich unsern Schritten leuchtet. Sagte ich Euch nicht einst, Gottes blauer Himmel sey auch über Spanien, und in ihm auch der

Gott, der über Sachsens Wälder wacht? Ich baute auf ihn. Hat er nicht seine Hand zum Schirme über mich gehalten, und würde ich mir je vergeben haben, wenn ich nicht einmal einen Versuch gemacht hätte, zu meinem Walter zu kommen?

Grunaldo. Das ist das unbegränzte Zutrauen in Dir, was Dein Vater Dich lehrte, und was der Lehre, der Du anhängst, eigen ist. Was wir durch gute Werke zu erzwingen suchen, das zwingt Ihr durch Vertrauen auf Euren Schöpfer. Ja, er hat Dich gerettet, er, der über uns ist. Er hat Deine feste Zuversicht belohnt. Er hat mich unaussprechlich glücklich gemacht. In dieser Laube habe ich oft blos um Deine Errettung geseufzt. Nun erst kann ich beruhigt sterben, da ich mich vor den alten Wibert stellen, und ihm sagen kann: Sie ist nicht durch meine Schuld umgekommen. Auch soll Dich Spanien nicht behalten, unschuldige Seele. Sobald wir nur gerettet, was zu retten ist. oder sobald das Unglück uns genommen, was nicht zu retten ist, wollen wir zur Wibertsburg. Dort soll kein Sterblicher mich mehr von Deiner Seite bringen.

Marie. Nicht eher, bis Walter bey uns ist, mein Vater. Dann will ich gern den blauen Himmel über Sachsen wiedersehen, dann will ich in der Wibertsburg des Vaters Bild mit Freuden wieder küssen, und ihm sagen: Deine Tochter hat viel gelitten, aber sie ist wieder froh. Seht, da kömmt Fernandez — der Edle, Gute. Seht nur, wie sein Auge heiter lacht, daß er eine schöne That gethan.

Fernandez. Da bin ich, lieben Theuren. Aber nun schnell fort, daß ich Euch an Ort und Stelle bringe, und man in Madrid mich nicht vermißt. In jener alten Burg wohnt mein Vater, ein Greis, den man schon lange todt glaubt, der aber als Einsiedler lebt, und auch von mir den Händen der Hermandad entrissen ist. Er hatte einen armen Ketzer beherbergt, und sollte dafür sterben. Dort seyd Ihr sicher, und habt auch freye frische Luft, und nichts von lästigen Nachbarn zu befürchten. Ich werde Euch da oft besuchen, und Nachricht Euch von den Eurigen geben.

Marie. Und meinen Walter bald —

Grunaldo. Und meinen Sohn mir bringen.

Fernandez. Wenn's seyn kann, guter alter Fürst, wenn's seyn kann, theures Weib, so will ichs gern. Dringt nicht weiter um deswillen in mich, was mein ganzes Denken beschäftigt. Kann ich's, o so thu' ich's ohne diese Erinnerung, und kann ichs nicht, so ists dort oben nicht beschlossen. Kommt!

(Alle ab.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Vorzimmer.

Graf Lerma. Fürstin Eboli. Wachen.
Hernach Rui Gomez.

Lerma.

Das Schloß ist Ihnen ja verboten, Fürstin.

Eboli. Das Schloß ist mir von Rui zwar verboten, allein von Philipp nicht. Nur aus des Königs eignem Munde kann der Befehl auf mich wirken. Ich that nichts, als was Philipp mir befohlen. Ich will mich bey ihm selbst rechtfertigen. Er wird mich hören, wie er jeden seiner Unterthanen hören muß.

Lerma. Nur zwey Wege sind für Sie, Eboli. Entweder Sie gehen unverzüglich zurück, oder ich lasse Sie der Wache so lange in Verwahrung, bis ich Rui rufen lassen. Der Befehl, den ich

selbst vom Könige Ihrem Gatten überbracht, erst diese Nacht überbracht, ist zu ermessen, als daß ich Sie auch nur beym Könige melden dürfte.

Eboli. Also, der König ist gegen jedermann ungerecht?

Lerma. Still, Eboli, er ists nur gegen die, die so geschäftig seine Lieblinge ihm zu Ungeheuern machen, da sie es selbst sind. Wagen Sie es nicht mit dem zu pralen, was Sie auf seinen Befehl thaten. Wagen Sie nicht Gerechtigkeit zu fodern. Die Sie zu fodern haben, ist Schande vor der ganzen Welt, ist Schmach und Untergang. Seyn Sie froh, Fürstin, daß man Ihnen vergönnt, der Reue sich zu überlassen, und Buße für den begangnen Mord zu thun.

Eboli. Begangnen Mord! Ich fodere Sie auf, Lerma, mir das zu beweisen. Ich fodere strenge Genugthuung für diese Beschuldigung. Jetzt will ich erst zum Könige; wenn man mich auch zurückhält, seh' ich eher das ganze Schloß in Aufruhr, ehe ichs verlasse, ohne Philipp gesprochen zu haben. Ich sage es Euch allen in Gesicht, daß Ihr vom Könige den Befehl nicht habt. Wer hat ihn aufzuweisen? Ihr wagt es mir den Zutritt zu versperren, der mir imm

offen war, weil Ihr krank ſeyd von der Alba. Ich habe jetzt ausgeführt, was ſie wollte; nun hat ſie ihren Zweck erreicht, und braucht mich ferner nicht.

Lerma. Bedenken Sie doch, Fürſtin, daß Sie hier nicht allein ſind. Geben Sie ſich doch nicht allen dieſen blos, und wenn Sie ſich nicht ſchonen wollen, ſo ſchonen Sie Ihren Gemahl.

Eboli. Was Ihr mir rathet, Graf! Wenn Philipp mich verwirft, ſo bin ich nichts mehr. Dann mag meinetwegen die ganze Welt es wiſſen, daß ich meine Rolle geſpielt. Und, Lerma, wenn der König mich mit einem Blicke wieder anſieht, liegt Ihr alle mir zu Füßen.

Lerma. Ich nicht, Fürſtin. Nicht die Herzogin Alba kann ſich der geringſten Demüthigung von mir rühmen. Ich diene meinem Könige, und ſonſt keinem; am wenigſten war ich je Sklav eines Weibes.

Rui Gomez (tritt ein.) Was ſeh' ich? Wie! Sie wagens, Eboli, dieſen Ort wieder zu betreten? Unglückliche! Fliehen Sie, ſonſt wartet Ihrer ein entſetzliches Gericht.

Eboli. Gericht? Ja, Rui Gomez, ich wünſche es, daß das meiner warten möge. Dann

kann ich doch von allem reden, wovon so gern ich reden mögte. Dann kann ich einen Theil der Dinge, die geschehen sind, doch wenigstens auf die übertragen, die den meisten Antheil daran hatten, mehr Antheil als ich, der man alles zur Last leger will. Sehen Sie, Rui, dieß Gericht will ich hier, hier abwarten. (Graf Lerma winkt den Wachen die ins Vorzimmer abtreten.) Hier will ich Philipp sehen, wenn er durch dieß Zimmer geht, und hö ren, was er zu dem Morde sagt, den Dieser mi zur Last legt. Und wenn hier Philipp mich al Mörderin nennt, will ichs ins Ohr ihm brüllen daß er den Mord mir hieß. Da will ich ihm de Mord an meiner Unschuld noch vorheulen, und e soll wenigstens mit eignen Augen sehen, was e angerichtet.

Rui Gomez. Sie reden Räthsel, Ebol Sie sprachen von einem Morde, und Lerma hat Ihnen diesen Schuld gegeben? Graf Lerma, d für werden Sie mir Rechenschaft zu geben wisse Von einem Morde sagte mir der König nicht Von Unzufriedenheit mit Ihnen sprach er. E fürchtet nur, Ihr Anblick mögte unangenehme E fühle in ihm erregen.

Eboli. Wie ist mir denn, Gomez? Stim

das mit den Reden zusammen, die Sie damals sprachen, da Sie meine Entfernung mir ankündigten?

Rui Gomez. Was ich damals sprach, weiß ich nicht mehr, allein so viel doch, daß die erste Hitze aus mir sprach. Was ich auch gesagt haben kann, so war der Eifer, in dem ich wegen der geglaubten Beschimpfung mich befand, daran schuld, daß ich vielleicht zu viel sprach. Seitdem ich kältern Bluts die Sache überlegte, seitdem ich mit dem Könige selbst sprach, und fand, daß auch bey ihm die Wallung mehreren Antheil an diesem Schritt gehabt, und die Uebereilung bey ihm noch wieder zu verbessern ist, seitdem bin ich fest überzeugt, daß Sie noch in dem Glanze wieder stehen können, in dem Sie standen. Dieß ist der Grund, warum ich so sehr erstaunte, als ich Sie hier sah. Deswegen rief ich Ihnen zu, zu fliehen. Und wirklich, Fürstin, wenn Sie der König in dieser Wuth, in seiner jetzigen Stimmung hier träfe, es könnte Ihnen übel gehen.

Eboli. Sie scheinen ja Ihre Sprache ändern zu können, so oft Sie wollen. Sie finden es zuträglicher, mich zu besänftigen, und mich in der Stille wegzubringen. Nicht wahr?

Ruy Gomez. Daß dieſen Verdacht Sie hegen, verdenk' ich Ihnen nicht; allein Sie irren. Ein Beweis ſey Ihnen die Gnade des Königs gegen Ihre Mutter, die Lerma ſelbſt nicht läugnen wird.

Lerma. Nein, dieſe iſt gewiß, und um ſo größer, je ſeltener ſie iſt. Denen, die mit der Inquiſition in Fehde ſtehen, gelingt es ſelten, ſich dieſer Gnade theilhaft zu machen. Der König hat von Ihrer Mutter und Ihrem Vater ſehr gut geſprochen.

Eboli (für ſich.) Das wäre etwas. Und wenn der Fürſt Gonzago wiederherzuſtellen wäre, ſo wäre ich am Kardinal gerächt. Noch ſteht die Liebe lebhaft vor mir, mit welcher er mir zugethan war, und mit welcher auch ich an ihm hing, ſo daß mir meine Mutter Vorwürfe deswegen machte, weil ich ihn vorziehen könnte.

Ruy Gomez. Ueberlegen Sie das reiflich, Fürſtin. Ich wünſche es Ihnen, daß Sie wieder zu dem Glanze kommen mögten, in dem Sie waren. Wenn unſere Harmonie nicht die war, die ſie hätte ſeyn können, ſo habe ich wenigſtens doch immer Liebe für Sie empfunden, die Ihr Wohl angieng. Auch glaub' ich nicht, daß Ihr

lipps Neigung zu Ihnen so ganz ausgestorben seyn sollte, glaube nicht, daß nicht einmal sein Herz über den beleidigten Herrscher den Vorzug wieder gewinnen sollte, und so das wieder vereinigt uns hergestellt würde, was jetzt getrennt und zerrissen ist. Allein der beste Weg, den Sie jetzt wählen könnten, ist die Fürsprache Ihrer Mutter. Der König wird sie sprechen, wird vielleicht bald, vielleicht heute noch sie sprechen. Bereiten Sie sie darauf vor, daß dann mit ihrer Begnadigung die Ihrige zugleich mit erfolgen könne.

Eboli. Den Weg will ich versuchen. Vielleicht um eben dieser Mutter willen leid' ich jetzt. Hart habe ich ihr begegnet, und sie kam, vom Himmel ausersehen, mit Danke Undank mir zu lohnen. Sie, Rui, haben keinen Theil an meiner Sinnesänderung. Es komme mit mir, wie es wolle, so bin ich Ihre Feindin. Sie haben mich aufgeopfert, und daß ich mich nicht dafür räche, ist alles, was Sie von mir zu erwarten haben.

(ab.)

Rui Gomez. Ich sah sie ins Schloß kommen, Graf. Ich gab nur erst Befehl im Gonzagischen Palaste, bey ihrem Eintritt gleich sie meinen

nen Leuten zu übergeben. Sie soll von nun an weder Ihnen noch dem Könige mehr beschwerlich seyn. Ich wäre wohl ein Thor, wenn ich um ihrentwillen mir der Feinde mehrere machte, als ich schon habe. Vor einer Stunde schickte der Fürst Eusebius und ließ mich bitten, ihn von meiner beschwerlichen Gemahlin zu befreyen, weil sie boshaft verrückt sey. Sie sehen daraus, daß ich gezwungen bin, hart mit ihr zu verfahren

Lerma. Ich bin nicht Richter Ihrer Handlungen, Rui; auch brauchen Sie sich vor mir nicht zu rechtfertigen. Ich sehe, daß in Spanien täglich Opfer nöthig sind. Ziehen Sie indessen Ihr Herz und Ihre Menschlichkeit zu Rathe.

Rui Gomez, (ihn umarmend.) Ich danke Ihnen für den Rath. Ich werde ihn gewiß befolgen, Lerma. Verlassen Sie sich darauf, daß nur Klostermauern sie von uns trennen sollen.

(ab.)

Lerma. Verworfne Seelen, die, um ihr Glück zu heben, um Buhlerinnen buhlen können. Dahin gehört auch er. Nie hatte er den Gedanken, sie glücklich zu machen. Er wollte sich durch sie nur in der Gnade des Königs befestigen; das war der ganze Plan. Er wollte sein Weib, ohne

darüber zu erröthen, in den Armen des Königs wissen: schändlich! Er hat's gewußt: noch schändlicher! Er will sie los seyn, da sie nicht mehr dazu taugt: am schändlichsten! O Ehrgefühl! wohin weichest du denn in unsern Zeiten? Wirst du hier niemals wiederkehren? Nun, meine graue Haare und mein Vorgefühl prophezeihen mir wenigstens nicht, die glücklichere Epoche zu erleben.

(ab.)

Madrid.

Klarenkloſter.

Gefängnißzelle der Aebtißin Reutha.

Aebtiſſin Reutha. Aebtiſſin Bertha.

Bertha.

So iſt denn endlich das erfüllt, was ich als Kloſterſchweſter ſchon über Ihrem Haupte ſchweben ſah. Damals ſchon nannte ich Sie unglücklich, damals ſchon ſtand es in meinen Ahnungen, daß Sie nicht als Aebtiſſin Ihr Leben beſchließen würden.

Reutha. Sie ſahen voraus; was Sie ſelbſt bereiteten. Sie waren es, die dem Kardinal ſo heuchleriſch Nachrichten hinterbrachte, die meinen Bruder und den Markis Poſa ſtürzten. Ich konnte wohl kein beſſeres Geſchick von Ihrer Hand erwarten. Ich habe immer dem Augenblicke entgegengeſehen, in welchem die Rache, die Sie ge-

gen mich ohne Beleidigung fühlten, ausbrechen würde. Ich habe mich gewundert, daß es nicht eher geschehen ist. Ich weiß, daß in den Regiſtern der Santa Kaſa eine Ausſage von Ihnen liegt, die mein und meines Bruders Leben betrifft, und daß wir beide darin ſchändlich gemalt ſind. Ich hätte Mittel in Händen gehabt, ſie wenigſtens verdächtig zu machen; allein, ich war entſchloſſen, ſtandhaft mein Geſchick abzuwarten, und mich dem Willen der Vorſehung nie in den Weg zu ſetzen. Die Herzogin Alba hielt mich einſt für wichtiger, als ich wirklich war. Damals konnte ich mir keinen Grund angeben, jetzt iſt mir alles hell. Ich ſollte der Königin Zutrauen zur Eboli erhalten helfen.

Bertha. Danken Sie der Eboli dann auch Ihr ganzes Unglück. Hätten Sie nie ſich in die Sachen gemiſcht, die dieſe angehen, hätten Sie nie voreilig eine ſchlechte Denkensart in eine gute zu verwandeln geſucht, hätten Sie ſich der Beſtimmung dieſer Eboli zur Buhlerin des Königs nie widerſetzt, und keinen Schritt gethan, Ihres Bruders Projekte mit dem Markis Poſa zu befördern, Sie wären noch in Ihrer Stelle.

Reutha. Doch mögt' ich wissen, welch ein Trieb in Ihnen war, mich zu stürzen, und alles dieses aufzufangen, um meinen Untergang einzuleiten?

Bertha. Das fragen Sie noch? Der Trieb mich zu erheben, der Trieb emporzukommen. Hätten Sie mich vor den andern Schwestern vorgezogen; hätten Sie mir Hofnungen gezeigt, einst Ihre Stelle einnehmen zu können, ich wäre Ihre treueste Freundin, Ihre warme Anhängerin gewesen.

Reutha. Konnte ich das? Sagen Sie selbst, Aebtissin, was hatte ich bey meiner Denkensart von Ihnen zu erwarten? Konnte ich hoffen, daß Sie eine Vertheidigerin meiner Grundsätze, eine Beförderin meiner Pläne werden würden? Ließen Sie je Eifer für die Wahrheit blicken?

Bertha. Weil ich sah, daß auf dem Wege der Wahrheit ich in meiner Zelle bleiben würde. Ich wählte den der Politik, und es ist mir gelungen, auf diesem mich emporzuschwingen. Ich habe in sehr kurzer Zeit alles übersprungen, was Andere so mühsam erkriechen müssen. Ich sehe mich in meinem dreyßigsten Jahre in einer Stelle, die Sie

erſt im ſechzigſten erhielten. Ich kann in meinem Alter die Vortheile, die ſie mir gewährt, genießen, anſtatt daß Sie im ſechzigſten keinen Gebrauch mehr davon machen konnten.

Reutha. Doch dafür, Bertha, müſſen Sie auch allen Anſprüchen auf Gewiſſensruhe entſagen, müſſen einſam Stunden meiden, die Sie daran erinnern können, wie Sie zu der Höhe kamen, auf der Sie ſind. Sie müſſen, anſtatt ſich die Zukunft tröſtend malen zu können, ſie ganz aus Ihrem Gedächtniſſe zu verbannen ſuchen; Sie müſſen eine Hofnung ſogar nähren, daß es keine Zukunft gebe, und es muß Ihnen der Gedanke der Gewißheit derſelben ſchrecklich ſeyn.

Bertha. Phantome Ihrer Einbildungskraft, Reutha. Indeſſen geſtehe ich Ihnen ſo viel, daß, wenn ich einen andern Weg gewußt, zum Beſitz der Würde zu gelangen, ich ihn genommen, und nicht die Laſt auf mich geladen hätte, des Markis Poſa und Ihres Bruders Tod befördert zu haben. Ich will in meiner Aufrichtigkeit noch weiter gehen. Ich wäre lieber bey Emanuel Aebtiſſin geblieben, als daß ich Ihren Platz eingenommen, ſo ſchmeichelhaft er iſt, und ſo ſehr

ich auch dadurch gewinne. Dort hatte ich nicht die Erinnerung vergangner Dinge. Ich hatte sie mir auch ganz aus dem Sinn geschlagen. Hier stellt sich manches meiner Seele wieder dar, was mich beunruhigt, und ich konnte die vergangne Nacht kein Auge zuthun, weil Ihres Bruders Andenken mich so sehr beschäftigte. Allein, wenn etwas nun von Schuld in meinen Handlungen liegt, fällt nicht ein großer Theil derselben auf Sie zurück, da Sie mich nicht in meinen Plänen beförderten?

Reutha. Wenn jedes Unrecht, Aebtissin, sich damit entschuldigen ließe, daß ein Andrer mich davon abhalten können, so wäre jeder Bösewicht gerecht. Ich bedaure Sie; allein, da Sie für diese Zurückerinnerungen noch Gefühl beweisen, so hab' ich auch noch Hofnung zu Ihrer Besserung. Ich weiß nicht, wie Sie gegen mich gesinnt sind. Doch aber — kann ich etwas zu Ihrem Besten beytragen, kann Vergebung dessen, was Sie wider mich unternahmen, zu Ihrer Ruhe dienen, so bin in beiden Fällen ich bereit.

Bertha. In Wahrheit, Reutha, gut glaubte ich Sie immer, doch nicht so gut. Ich dachte

die, an deren Stelle ich selbst jetzt stände, würde mich wenigstens hassen, wo nicht verfolgen müssen. Ich sehe dieses alles nicht von Ihnen. Wohlan denn, haben Sie Resignation genug, unter mir zu stehen, haben Sie Eifer genug, dem Kloster, ohne dessen Aebtissin zu seyn, nützlich zu werden, so entlasse ich Sie Ihres Gefängnisses, und nehme Sie als meine Schwester zu mir.

Reutha. Ich danke Gott, Aebtissin, daß er Ihr Herz gerührt. Ich nehme mit Freuden Ihr Erbieten an, nicht, weil ich mein Schicksal dadurch erleichtert glaube — schmerzhaft wird's mir immer bleiben — sondern, weil ich nützlich werden kann, weil ich vielleicht auch Sie, Aebtissin, auf einen Weg zu führen fähig bin, der am Ende gut für Sie ausschlagen kann.

Bertha. Und keines einzigen Mittels wollten Sie sich bedienen, um wieder zu der Stelle zu gelangen, die ich Ihnen entriß? Großmüthig wollten Sie mir verzeihen, und selbst Gehülfin mir in meinem Amte werden, ohne sich der Rechte desselben anzunehmen?

Reutha. Was würde mir das helfen, Bertha? Warum schließen Sie immer von sich auf

Andere? Warum trauen Sie Andern nicht zu, was Sie ſich ſelbſt nicht zutrauen, Unerſchrockenheit? Ich ſehe Sie ganz durch, Aebtiſſin. Eine ungewohnte, bey Ihnen noch nicht emporgekommene Aengſtlichkeit iſt das, was Sie ergriff, als Sie dies Kloſter betraten. Es iſt der innere Richter, der in Ihnen ſpricht. Durch Härte gegen mich ſahen Sie dieſen wieder empört aufs neue. Noch mehr. Sie wiſſen, alle Schweſtern lieben mich; Sie würde man haſſen, und ſo mehr haſſen, wenn Sie meine Gefangenſchaft verſtrengten. Sie würden ein trauriges Leben führen, weil unter trüben Geſichtern ſichs nicht gut lebt. Alles, was Sie denken, iſt ſehr richtig und gut, nicht minder gut das Mittel, welches Sie durch Güte gegen mich anwenden wollen, um ſich Ihre Tage angenehmer zu machen.

Bertha. Sie haben zum Theil richtig in meinem Herzen geleſen, Reutha. Aber daß Sie gar nichts auf Beſſerung, gar nichts auf inneres Gefühl, gar nichts auf den Wunſch rechnen, Ihnen das, wo möglich, wieder gut zu machen, was ich verſchlimmerte ...

Reutha. Still davon, Freundin. Dergleichen überzeugt ſich nur von innen, nicht durch

Werke. Diese also lassen Sie fahren. Ich denke noch mehr für Sie zu thun, als Sie von mir erwarten. Wenn Sie mich dem versammelten Konvente des Klosters als eine aus Ihrer Gefangenschaft Befreyte vorstellen, so will ich mich selbst schuldig geben, will, um dem Gehorsam, den wir der Kirche blindlings zollen müssen, ein Beyspiel zu verschaffen, sagen, ich hätte Uebereilung mich verleiten lassen, einen Schritt zu thun, zu dem ich schlechterdings vom Kardinal erst Erlaubniß bedurft, und ich verdiene also nicht länger Vorsteherin eines Klosters zu seyn, da ich meinen eignen Handlungen nicht einmal vorstehen könnte. Ich will dann Ihre Güte gegen mich nach Verdienst erheben, und Alle bitten, Sie zu lieben, wenn ihnen an der Achtung einer Fehlenden ferner etwas gelegen sey. Ich kenne meine Untergebenen. Sie rechnen meinen Fehler mir nicht so hoch an, und meine Bitten sind für sie Befehle, die sie befolgen. Daß ich Ihnen Ihre Rechte nicht wieder zu nehmen suchen werde, dafür sichert Sie die Gewißheit, daß der Kardinal mir nie wieder günstig werden kann, wenn meine Denkensart und mein Versprechen Ihnen nicht gnügen sollte. Ich werde Ihnen aber auch nicht unnütz seyn, und

wenigstens soll meine Dankbarkeit, daß Sie mich frey gemacht, sich thätig zeigen.

Bertha. Umarmen Sie mich, Reutha. Der Konvent ist schon versammelt. Ich verließ scheele Mienen, und trübe Gesichter. Ich werde Lächeln und Heiterkeit mit Ihrem Anblick dahin bringen, und wenigstens sollen Sie gewahr werden, daß mein Herz nicht ganz verdorben ist, wenn auch Politik es mißleitete. (Beide ab.)

Madrid.

Vorhof des Gonzagiſchen Palaſtes.

Eboli. Vetuſto. Hernach Anko.

Eboli.

Wo iſt meine Mutter, Vetuſto?

Vetuſto. Die Fürſtin iſt nicht zu Hauſe. Auch der Fürſt Euſebius nicht. Man iſt eben im Begriff, Ihre Sachen einzupacken, Signora; denn der Fürſt hat dem Miniſter Rui Gomez melden laſſen, er würde ſeine Gattin keine Stunde länger im Hauſe dulden.

Eboli. Hat er das? Ich werde einem ſo unnatürlichen Bruder auch nicht länger beſchwerlich fallen. Doch werd' ich meinen Leuten meine Befehle ertheilen.

(Sie will eintreten.)

Vetuſto. Setzen Sie ſich keiner übeln Behandlung aus, Prinzeſſin. Ich habe geſchärfte Ordre, Sie nicht in dieſen Palaſt zu laſſen. Ich

mag die Ausdrücke nicht wiederholen, deren ſich der Fürſt Euſebius bediente, als er mir den Auftrag gab.

Eboli. Ihr ſeyt ein nichtswürdiger Bube.

Vetuſto. Ich bin der Diener meines Herrn.

Eboli. Deſſen Schweſter Ihr doch wohl Ehrerbietung ſchuldig ſeyt?

Vetuſto. So lange mein Herr ſie mir anbefiehlt. So wie er mich von dieſer Pflicht loszählt, hört alles auf. Dann hab' ich keine Schonung, und ſeine Befehle lauten uneingeſchränkt, Sie nicht hier einzulaſſen.

Eboli. Bin ich denn zur allgemeinen Verachtung verdammt? Noch einmal, Vetuſto, laßt mich ein, oder fürchtet mein Anſehen und meine Rache.

Vetuſto. So bald das erſte war ſelbſt aufgeopfert, iſt die letzte von keiner Wirkung mehr.

Anko (tritt aus dem Palaſt.) Verwägner! was unterſteht Ihr Euch, meine gebietende Frau zu beſchimpfen?

Eboli. Anko! hat mein Gemahl Euch hergeſandt?

Anko. Ja, Ew. Durchlaucht, um Dero Sa-

chen in Ordnung zu bringen, da Ihr Herr Bruder so unartig war, Ihnen keine Stunde länger Zutritt in seinem Palast zu verstatten.

Eboli. Wenn seyt Ihr hier angekommen?

Anko. Diesen Augenblick. Er sandte mich aus dem Vorzimmer des Königs weg, und einen andern Boten in seiner Mutter Palast, um gleich Zimmer für Sie bereiten zu lassen. Auch habe ich einen Wagen hier, wenn Ihrem Herrn Bruder Sie etwa nicht die Ehre erzeigen wollen, sein Haus noch einmal zu betreten.

Eboli (für sich.) Ja, es ist richtig. Auf keinem andern Wege, als durch meinen Gemahl, kann ich mich retten und rächen. Ihm will ich schmeicheln. Gonzago kömmt zu des Kardinals und meines Bruders Aergerniß zurück, und ich stürze diesen stolzen Eusebius vielleicht noch gar von seinem Fürstenthum herab. Laßt vorfahren, Anko.

(Sie steigt in den Wagen, und fährt mit Anko ab.)

Betusto. Die wird sich umsehen, wenn sie den ihr bereiteten Palast erblickt.

Madrid.

Gefängniſſe der Inquiſition.

Johannes Kerker.

Prinz Johann. Domingo.

Domingo.

Und, Ritter Walter, Sie vertheidigen immer noch Henriko? Sie wollen ſchlechterdings den Weg nicht gehen, den Se. Eminenz Ihnen laſſen? Sie wollen ſich nicht von dem ſchrecklichen Gerichte retten, öffentlich als Ketzerfreund Ihr Leben zu verlieren?

Prinz Johann. Domingo, dringen Sie nicht weiter in mich. Sie ſehen ja, ich bin gefaßt auf mein Geſchick. Ich will ja alles dulden, alles leiden. Sie ſind ſelbſt ein viel zu aufgeklärter Kopf, als daß Sie glauben ſollten, was Sie lehren. Noch mehr, Sie haben ſchon zu vielerley Grundſätze gegen mich geäußert, als daß ſie ei-

nen ſeſten Mann, für den Sie mich doch halten müſſen, erſchüttern ſollten. Da ich doch einmal ſterben muß, ſo ſey es auf dieſe, oder auf jene Art, das iſt mir gleich. Nur eins quält meinen Geiſt. Wenn die unglückliche Marie mit mir zugleich ein Opfer würde, ſo würde ich vielleicht das Schreckenſpiel nicht überleben.

Domingo. Und was wäre Ihnen wohl lieber, wenn Marie nach Ihnen ein Opfer ihrer Irrthümer würde, oder wenn ein ſchneller Tod, den ihr Betrübniß und Kummer verurſachten, ſie aus der Reihe der Lebendigen hinwegriſſe?

Prinz Johann. Sterbe ſie, wie es ſeyn kann, nur nicht den Feuertod. Glauben Sie ja nicht, Domingo, daß an Rettung für Marien ich noch denke. Ich weiß, ſie iſt unmöglich, wie die meinige. Was könnte noch ſehnlicher daher mein Wunſch ſeyn, als daß ſich der Himmel ihrer erbarmte, und ſie zu ſich nähme, ehe ſie das Schreckenvolle eines öffentlichen Todes koſtete?

Domingo. Sie ſollen ſehen, Ritter, daß wir nicht immer hart ſind. Ich glaube Ihnen zum Beyſpiel, daß Gonzago Ihr Vater war, daß eigentlich Sie an des Fürſt Euſebius Stelle ſtehen ſollten. Der Kardinal glaubt's nicht, und ich ſchwei-

ſchweige, weil er ſeine Gründe dazu haben muß und hat. Auch find' ich das Verfahren gegen Sie übertrieben hart. Sie ſündigten nichts wider unſern Glauben, denn wie vielen Ketzerfreunden müſſen wir vergeben, und warum könnten wir es alſo nicht auch Ihnen? Allein, Sie müſſen das Opfer für ſeinen Euſebius werden. Ihre Marie wäre unwiederbringlich verloren, für das nämliche Auto da Fe beſtimmt geweſen, welches Ihren letzten Tag zählt, wenn der Himmel nicht, wie Sie ſagen, ſich ihrer erbarmt, und ſie zu ſich genommen hätte. Iſt's Ihnen alſo Troſt, ſo ſag' ich Ihnen, Marie iſt keine Sterbliche mehr.

Prinz Johann (fällt auf ſeine Kniee.) So iſt mein einziger Wunſch erhört. Dankbar gegen meinen Schöpfer werfe ich mich nieder, und bete ihn an. Nie, Domingo, hätten Sie mir eine freudigere Nachricht bringen können. Und, Gott, nun überlaß ich mich Dir gern. Dein Wille beſchließe über mich, was er wolle, ich bin's zufrieden. Ich weiß ſie dort, die Unſchuldige, wo, für ihre Leiden getröſtet, ſie gewiß herrlich ſtralt.

(Er ſteht auf.)

Ja, Domingo, Sie können die Gewißheit einer zu erlangenden Seligkeit gewiß auf keines Ih-

rer Beichtkinder so übertragen, wie ich derselben für diese Ketzerin versichert bin. Ich wünsche denen, die ich am glücklichsten wünsche, kein besseres Loos als das, welches ihrer dort wartet, und jetzt schon das ihrige ist. Mit schwärmerischer Freude nähere ich mich meinem Tode, denn ich werde sie ja wiedersehen, und was ist reizender für mich? Ich müßte mir selbst Unglück wünschen, wenn ich mir Leben wünschen wollte; denn mein Leben wäre tausendfacher Tod. O, Domingo, zeigen Sie mir bald den Tag an, an welchem ich zum letztenmale leiden, dadurch leiden soll, daß ich nicht bey ihr bin. Sie wundern sich wohl über die Gewißheit, mit welcher ich zu ihr zu kommen hoffe. O, Domingo! Sie müssen, wenn Sie einen Schöpfer nur glauben, mit mir fühlen, daß solche Trennungen dort wieder vereinigt werden. Es ist unmöglich, daß das gute Wesen zwey Seelen, die so viel für einander fühlten, nicht wieder glücklich werden lassen sollte, nachdem sie des Unglücks Schläge in so großem Maaße empfunden haben. Sehen Sie, ein solches Vertrauen giebt nur Rechtschaffenheit. Wenn Sie nicht dieses fühlen, o so bedaure ich Sie; ich, ein Gefangener der Inquisition, bedaure den mächtigen Pater

Domingo, den Beichtiger des Königs, den Nächsten an dem Stuhle des Kardinals.

Domingo. Sie in Ihrem Sinne haben Recht. Auch haben Sie in der Lage, in welcher Sie sind, Recht, sich dieses Mittels zu bedienen, um die wenigen Tage mit einer blühenden Hofnung sich zu versüßen. Auch wir, mein lieber Ritter, wir, die wir ganz anders glauben müssen, wenn wir ruhig auf Erden leben wollen, wir, die wir den Glauben der Menschen lenken, wie wir es gutfinden, haben doch gewiß in uns die Ueberzeugung, daß die, welche wir so Vieles leiden lassen, für dieses Leiden, welches sie zu des Ganzen Besten tragen, dort belohnt werden. Auch, lieber Ritter, suchen wir den Sterbenden, wenn irgend ihr Betragen es verdient, den Tod um etwas zu versüßen. Und Ihnen selbst, Ritter, mögte ich gern noch etwas Gutes vor Ihrem letzten Tage erweisen, wenn ich nur wüßte, wie es möglich wäre.

Prinz Johann. Wie es möglich wäre? O es ist es, es ist möglich, lieber Pater. Wenn Sie mir eine wahre Wohlthat erweisen wollen, eine Wohlthat, die mein ganzes Herz dankbar in Flammen setzen wird, so gehen Sie zu meinem

theuern Freunde Henriko, entdecken Sie ihm, daß Marie ins beſſere Leben übergegangen, und Sie werden ihn ſo froh, wie mich, darüber ſehen. — Dieſer Henriko war mein Fürſprecher bey Mariens Vater, als ich um die Hand dieſer Unglücklichen ward, die er, und ich und Alle durch mich glücklich glaubten. Dieſer Henriko kannte jede ſo ſeltene Eigenſchaft der Theuren, er kannte ihre ganze Seele; er war es, der wegen meiner Religion Zweifel erregte, die der alte Wibert lächelnd verwarf, weil er, der Proteſtant, im Herze eines jeden Chriſten ſeine Tochter ſicher glaubte, und in meinem Herze war ſie, war feſt und unauslöſchlich darin. Wenn der alte Wibert daſtand und auf mich zeigte, und Henriko ſah dann ein wenig zweydeutig aus, und er nannte ihn einen grilligen Träumer, und meynte, ſolch einem Paare müßte der Herr Gott im Himmel ſelbſt gut ſeyn: wie konnt' ich mir da etwas anders als eine glückliche Zukunft vorſtellen? Und wie iſt ſie geworden? Ach! Henriko traumte richtig.

Domingo. Wiſſen Sie, Ritter, ich will noch mehr thun, als Sie fodern. Ich will nicht blos Henriko dieſes ſagen, ſondern ich will auch noch Ihnen eine Unterredung mit Ihrem Freunde

verschaffen. Ich will einmal thun, als ob ich das glaubte, was Sie glauben, daß der Unterschied des Glaubens nichts und Freundschaft die Hauptwürze unsers Lebens sey.

Prinz Johann. Das wollten Sie, Domingo? O, für mich sind Sie ein Engel, vom Himmel gesandt, mich zu trösten. Ich danke Ihnen für Ihre Güte. Und sollten Sie, mein guter Pater, auch noch nichts gethan haben, wofür Jemand unternommen hätte Ihnen das Wort zu reden, ich will's von heute an. Wo ich noch Erdengeschöpfe sehe, soll der Name Domingo segnend meinen Lippen entströmen, und treffe ich sie nicht, so soll in jenen Gefilden man es wissen, Sie handelten an mir vortreflich.

Domingo (im Abgehen.) Ein sonderbarer Ton, der mich der Seltenheit wegen überrascht. Ich habe mich noch nicht so herzlich segnen hören; allein aus dem, was ich jetzt fühle, kann ich mir denken, wie zuweilen Menschen schwärmerisch für die Wirkung solcher Ausrufungen eingenommen seyn können, wie es ihnen scheinen kann, als ob es wirklich Einfluß auf ihre Handlungen und auf ihr Herz haben, wie man sich eine Ruhe träumen kann,

wo doch nur Worte sie hervorbrachten. Es ist doch eine große Thorheit, den Tod als eine Wohlthat zu betrachten, ob's gleich eine große Glückseligkeit seyn mag, so unerschrocken ihn nahen zu sehen. Ich wenigstens zittre jedesmal, wenn ich daran gedenke.

Madrid.

Dominikusstraße.

Ein kleines Häuschen.

Eboli. Anko. Sechs Häscher der Inquisition.

Eboli.

Ist das ein Palast, Anko?

Anko. Kein Palast, Fürstin, aber nett genug für eine Gefangne, die Sie sind. Denn nun muß auf Befehl Ihres Gemahls und meines Herrn ich Ihnen nur melden, daß alles angelegt war, um Sie aus dem königlichen Schlosse weg und an einen Ort zu bringen, wo Sie sicher keine weitern Unternehmungen anspinnen können.

Eboli. Verwägner! was unterfangt Ihr Euch? Weg! ich will meinen Weg schon ohne Euch finden. Die Begegnung, die einer Person meines Standes geschieht, soll nicht ungerochen

bleiben, das ſchwör' ich Euch. Auch will ich keines Beyſtandes mehr. Behaltet Euren Wagen, ich habe ſchon noch Freunde, die mich aufnehmen werden. (Nach einer Pauſe) Ja, ich entſage meinem Gemahl. Ich will ihm nie wieder zur Laſt fallen. Laßt mich!

Anko. Sie dürfen nicht von hier, Prinzeſſin.

Eboli. Ich will, und das ſey Euch genug.

(Sie ſtößt ihn weg, er pfeift, die Häſcher treten ein.)

Anko (zieht ein Papier heraus.) Hier iſt der Befehl des heiligen Gerichts, und hier die Diener deſſelben. Das ganze Haus iſt ſo beſetzt, und beider Straßen Ausgang. Und wenn es Ihnen gelänge, Fürſtin, den Sechſen, die das Haus beſetzen, ſich zu entwinden, und Sie kämen auf die Straße, Sie würden nicht den Hauch eines lebendigen Odems finden. Die Gegenwart dieſer Herren verſcheucht Alles, und man würde drey Tage ohne Speiſe und Trank zubringen, ehe man es wagte, das Haus zu verlaſſen. Doch, was erzähl' ich Ihnen das, die Sie das Alles wiſſen?

Eboli (für ſich.) Ja, ich bin verloren. Des Kardinals Uebergewicht zeigt ſich zu deutlich, und ich

ſehe keinen Weg mehr, ſeiner Rache zu entfliehen. Verdammte Leichtgläubigkeit, die mich abhielt, darauf zu trotzen, daß ich mit dem Könige ſprechen wollte; ich hätte ſicher eine andere Wendung meiner Beſtimmung hervorgebracht. (laut) Wohlan, Anko, ich muß zufrieden ſeyn. Doch unter meiner Würde iſt die Begegnung, die man mich erdulden läßt. Sagt das meinem Gemahl. Ich wollte ausdauren, weil ich der Gewalt nicht widerſtehen könnte. Allein ich erwartete von ſeiner Gerechtigkeitsliebe, daß er mich nicht untergehen laſſen, nicht mich preisgeben würde.

(Anko winkt, die Häſcher treten ab.)

Anko. Auch dieſen Auftritt hätten Sie ſich erſparen können, Fürſtin. Es giebt gewiſſe Fälle, in denen man mit Güte alles gut machen, und mit Ungeſtüm alles verderben kann. Es iſt der Ihrige von dieſer Art. Zwar zweifle ich, daß Sie ſich je in Rui Gomez Gunſt wieder feſtſetzen werden, doch iſt der Weg der Geduld der einzige, Signora, der helfen kann. (ab.)

Eboli. Wie niedrig! Mich den Dienern preiszugeben, damit ſie ihren Spott an mir ausüben können. O ſchändliche Wahl! Verfluchter Augenblick, in dem ich dieſem Rui Gomez meine

Hand gab! Es kann mich wüthend machen, daß ohne diesen Schritt jetzt wenigstens der König blos mein Richter wäre, und ohne seinen ausdrücklichen Befehl niemand die Hand an mich zu legen wagen dürfte. So bin ich dem Tyrannen unterthan. Verzweiflung ist mein Loos.

(geht ab)

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Zimmer deſſelben.

Der Kardinal. Domingo.

Großinquiſitor.

Ungern vernehme ich, daß das erſte Opfer unſers Feſtes die Welt verlaſſen hat. Es iſt dem Volke ſchon mancherley von Mariens Halsſtarrigkeit zu Ohren gekommen, und man hat von vielen Seiten ſich darauf gefreuet, die Halsſtarrige, von deren Charakter ich auch nicht die beſte Schilderung gemacht habe, in Flammen lodern zu ſehen. Wahrſcheinlich, Domingo, wird dieß das letzte öffentliche Opfer ſeyn, das ich der Religion bringen kann; deswegen hab' ich es ſo feyerlich, als möglich, verordnet. — Haben Sie die Liſte der Verurtheilten gemacht?

Domingo. Ja, Ew. Eminenz; auch habe ich sie bey mir, und kann sie Ihnen vorlesen. Ich mache, wie gewöhnlich, mit den zum Feuer Verurtheilten den Anfang. Mit aufgerichteten Flammen bekleidet, werden den Zug zieren: (Er liest:)

1) Henriko.

Denn dieser, Ew. Eminenz, wird doch das erste und vornehmste Opfer des ganzen feyerlichen Auto da Fe bleiben?

Großinquisitor. Ja wohl. Der schändliche Betrüger hat mich hintergangen. Ich habe nun die überzeugendsten Beweise, wie verrucht er alles Unglück stiftete, welches über das Gonzagische Haus gekommen ist. Ich ließ in dem Gewölbe der Gonzago das Grab des jungen Prinzen öffnen, und man fand einen Klotz im Sarge. Ich habe verboten, etwas davon zu sagen, und habe den Wenigen, die dabey zugegen seyn mußten, die Sache als ein Wunder erklärt, daß der Zorn des Himmels auf ihm geruhet, und er deswegen in einen Klotz verwandelt worden wäre, weil ein Ketzer schon sein jugendliches Herz wider den ächten Glauben eingenommen.

Domingo. Allein, da dieß gewiß iſt, Kardinal, ſo dächt' ich doch, der Erſtgeborne aus dem Gonzagiſchen Hauſe hätte Recht auf ein wenig Schonung.

Großinquiſitor. Still davon! Zu ſeiner Zeit. Jetzt leſen Sie mir vor, was das Volk von des Henriko Leben und Verbrechen wiſſen ſoll.

Domingo. Hier iſt der aktenmäßige Auszug, der gedruckt werden ſoll, um am Tage der Feyerlichkeit ausgegeben zu werden. Nach dem gewöhnlichen Eingange Folgendes. (Er lieſt:)

„1) Henriko, ein Deutſcher, und ein „Ketzer der erſten Klaſſe. Seine Verbrechen ſind „abſcheulich. Er machte ſich nicht nur durch ſeine „gefährlichen Grundſätze als einen Feind der Re„ligion bekannt, ſondern er wurde auch dadurch „ein Feind der Glückſeligkeit des ſpaniſchen Vol„kes, daß er das Land betrat. Nur zu mächtig „wirkten die böſen Geiſter, die ſein Herz regier„ten, und er gewann zuerſt beym alten Fürſten „Gonzago einen Eintritt, dem er den ketzeriſchen „Sinn einhauchte, und der ihn dann, zum Un„glück Spaniens und zum Verderben des armen „Prinzen auf den Königsſohn, den Erben Spa-

„niens, auf Karlos wieder verpflanzte. — Seht „diesem Verruchten recht in die Augen, all ihr „Volk von Spanien. Das ist der Mörder Eures „Prinzen, Eures künftigen Regenten. Der „Mörder eines gesalbten Hauptes ist er, er ist „schuld, daß Spanien verwaist ist. Er hat dem „guten Vater Philipp eine harte Wunde geschla„gen, von welcher er nicht wieder genesen wird.

„Er hat sich ferner unterstanden, allenthalben „unsere allein seligmachende Religion zu lästern. „Der Abschaum aller Boshaften hat vom Kaiser „und andern Potentaten Pässe und Privilegia„und Geleitebriefe erschlichen, die er für ächte „ausgegeben hat. Er hatte Willens, unsere „ganze Monarchie umzustürzen; allein, die hö„here Macht straft ihn dafür. Er stirbt den „martervollsten Tod, indem er langsam gebraten „wird."

Großinquisitor. Und das von Rechts we„gen. Denn zu der Zeit, als der König Philipp der Sünden noch nicht genug auf sich geladen hatte, um ganz in unsern Händen zu seyn, zu der Zeit habe ich oft Angstschweiß geschwitzt, und selbst in Flammen oft gesteckt. Der Ketzer hatte sogar seine Grundsätze über geistliche Macht,

und wußte dem Gonzago sie so blendend vorzutragen, und dieser wußte so künstlich sie in seine Unterhaltungen mit dem Könige zu verweben, daß allenthalben ich das Gift erblickte, was schon gewirkt hatte.

Ich nahe meinem Tode mich täglich mehr, Domingo, und Sie, den sicher noch das Glück treffen wird, der Nachfolger zu meinem Amte zu werden, haben keine so schwere Laufbahn zu betreten, als ich. Sie haben es mit einem alten, entnervten und sich schmiegenden Könige, und wenn der nicht mehr ist, mit einem Sprößling zu thun, den Sie sich bilden können, wie Sie wollen. Ich hatte es mit einem wilden raschen Jüngling vor, der, als ich seines Vaters Testament verbrennen wollte, Einwendungen zu machen sich unterfing. Hätte ich nicht den Bannstral Roms, der, so unschädlich er auch war, doch wenigstens ihn sehr erschreckte, zu rechter Zeit ihm vorgehalten, ich hätte nimmermehr den Sieg über ihn davon getragen. Sie werden ruhiger genießen, und älter werden, als ich.

Domingo (für sich.) Beym Himmel, er ist neunzig Jahre und drüber, und will noch älte

werden. Er lebte wohl gern ewig sein Freudenleben.

Großinquisitor. Was sagten Sie, Domingo?

Domingo. Ich betete im Stillen für die Verlängerung des kostbaren Lebens Ew. Eminenz. Ich will gern noch der Schüler seyn, um einen solchen Lehrer länger vor Augen zu haben. (Er liest.)

„2) Pin. Ein französischer Avantürier, der „hierher kam, um sich für einen Bruder der Dame „auszugeben, die im vorigen Jahre in den Ge„fängnissen der Inquisition starb. Sie wurde dar„in aufbehalten, weil sie der Inquisition unge„horsam gewesen war. Ihr Vermögen fiel der„selben anheim, und dieses reklamirte Pin. Man „war geneigt, ihm solches verabfolgen zu lassen, „allein man mußte doch auch wissen, ob er auch „kein Betrüger wäre. Man konnte lange ihn nicht „zur Sprache bringen, und nur die Folter lockte „endlich das Geständniß aus seinem Munde, daß „er sich fälschlich für den Bruder dieser Dame aus„gegeben, und er bejahete die vorgelegte Wahrheit, „daß er weiter nichts als ein Glücksritter sey.

„Weil

„Weil er ein katholischer Christ ist, wird er erdros-
„selt, ehe man ihn den Flammen überliefert.

„3) Rosa Salva. Ein Mädchen von
„neunzehn Jahren. Sie begieng die rasende Fre-
„velthat, sich der Hermandad zu widersetzen, als
„diese ihren Vater gefangen nahm, der einen Ke-
„tzer in seinen Schutz genommen, und ihn der
„Inquisition entzogen. Sie ist hartnäckig darauf
„geblieben, daß die Inquisition unrecht an ihr
„gehandelt, so wie an ihrem Vater. Ihr Haß
„gegen dieß heilige Gericht ist so hoch gestiegen,
„daß sie sich unterfangen, einigen Mitgliedern
„der Inquisition Thätlichkeiten, an ihr began-
„gen, schuld zu geben; und weil sie solche Lä-
„sterungen beständig ausstoßen, und das from-
„me Volk damit zur Wuth reizen würde, hat man
„ihr den Mund geknebelt.

„4) Ihr Vater. Ein Ketzerfreund erst,
„und Beschützer eines Ketzers, und nun selbst als
„Ketzer entdeckt und entlarvet. Er will darauf
„sterben, daß unsere Religion nicht die al-
„lein seligmachende ist, sondern daß auch Ketzer
„selig sterben können. Er mag's versuchen, und
„die Inquisition wird die Hölle, die seiner war-
„tet, schon auf Erden ihm zu kosten geben.

„Dann folgen die Bildnisse des Waldbruders, „des Fürsten Gonzago, Mariens und einiger an„dern, die der Tod der Macht der Inquisition „entnommen. Und endlich

„5) Ein Unbekannter, der sich aber „unterfangen, den Ketzer Henriko retten zu wol„len, und von der Freundschaft zu ihm so geblen„det ist, daß er sein eignes Wohl darüber nicht be„dacht hat, und dem Verderben in den Rachen „läuft.“

Großinquisitor. Das ist der Prinz. Ich wollte nur wissen, wie Sie ihn geschildert. Recht gut, Domingo.

Domingo. Und, Ew. Eminenz, der Prinz sollte doch wohl unschuldig seyn.

Großinquisitor. Wenn Ketzerfreundschaft Unschuld zuläßt, ja. Wir haben Andern seines Standes wohl in solchen Fällen viel zu gute gehalten, und hätten's ihm auch thun können; allein, seine Zukunft würde uns zu gefährlich seyn.

Domingo. Uns nicht; dem Fürst Eusebius vielleicht.

Großinquisitor. Ich bitte Sie, Domingo, suchen Sie nie meinem Willen sich zu wider-

ſetzen, wenn Sie ihn einmal feſt finden. Doch, weil der Ritter Walter ſo viel Aehnliches mit Gonzago hat, und durch die ſo unbeſonnen von dem Könige beſchützte Fürſtin von der Sache etwas unter das Volk gekommen ſeyn könnte, ſo wünſchte ich, wie ich neulich ſchon erwähnt habe, daß er gelaſſen ſeinem Tode entgegen gienge. Es könnte, wenn er ſpräche, doch nachtheilige Folgen haben.

Domingo. Ich habe ſchon den Wink vor Ew. Eminenz verſtanden. Ich hatte eine Unterredung mit ihm, in welcher ich Mariens Tod erwähnte, der ihm nun ſehr willkommen war; und als er den Gedanken äußerte, daß ich dieſes ſeinem Freunde Henriko auch zu wiſſen thun mögte ſo erlaubte ich Beiden eine Zuſammenkunft. Die Leżung, die Oreſtes und Pylades dabey finden werden, wird gewiß ſo viel bewirken, daß ſie mit der äußerſten Standhaftigkeit dem Tode entgegen gehen.

Großinquiſitor. Es dauert mich nur daß der Ketzer vor ſeinem Tode noch eine Freude haben ſoll. Doch es ſey. Ich bin mit Ihnen zufrieden.

Domingo. Soll ich weiter lesen, Ew. Eminenz?

Großinquisitor. Das wäre überflüßig. Für hinreichendes Geräusch werden Sie schon Sorge tragen.

Domingo. Allerdings. Es ist auch unter den übrigen Verurtheilten der Hermandad nichts Bemerkenswerthes, als daß Flasko Veloro den Zug mitmachen, und auf ein Jahr den Sanbenito tragen muß, weil er der Inquisition ein falsches Geheimniß entdeckt. Das ist wohl das Geheimniß mit dem Prinzen?

Großinquisitor. Er sollte es als Muthmaßung der Inquisition vorlegen, nicht als Gewißheit und als eine Wahrheit bringen, für welche er belohnt zu seyn wünschte. Die Leute, die in unsern Diensten sind, müssen nicht blos das Ansehen sich zu geben wissen wollen, welches wir haben, sondern sie müssen sich auch mit ihrer Klugheit zu waffnen suchen, sonst müssen sie für diesen Fehler büßen. — Noch kein Auto da Fe, Domingo, war mir so erwünscht, wie dieses. Seit meiner vieljährigen Laufbahn machte mir noch kein Ketzer so viel zu schaffen, wie dieser Henriko. Er — ich gesteh' es Ihnen — hatte

meine Macht erschüttert. Und nun, wenn wir den Anschlag des Markis Posa nicht durch Orsowa entdeckt hätten; wenn Prinz Karlos zu den Flanderern gekommen wäre; wenn er mit seinem Löwenmuthe, mit seinem Hasse gegen den Herzog Alba, der doppelte Kraft ihm würde verliehen haben, diesen überwunden hätte; wenn er dann von dem ihm völlig zugethanen Volke für dessen Oberherrn sich hätte erklären lassen; wenn seinem Stolze er endlich die Kindespflicht aufgeopfert und mit dem siegenden Heere sich gegen uns gewendet hätte; was wären wir?

Wir wollen nicht auf unsere Stärke pochen. Festgegründete Monarchieen erschütterte schon zuweilen ein kleiner emporwachsender Glückssohn, und da wir nicht mit Siegen umzugehen wissen, und List an ihrer Stelle nur brauchen dürfen, was half uns diese bey der Uebermacht?

Kurz, Domingo, es ist das glänzendste Fest meines Lebens, welches ich noch begehe. Es krönet alle meine Thaten. Noch einmal, merken Sie sich, daß es auch das blendendste seyn soll. Wenigstens hoffe ich nicht, daß Sie den Gedanken nähren werden, mich einst darin zu übertreffen.

(ab.)

Domingo. Welch eine weite Gränze menſchlicher Eitelkeit, auch nach ſeinem Tode nicht übertroffen werden wollen! Mir könnte ſie nicht einfallen, wenn es nicht etwa Eigenſchaft des Alters iſt, die den Genuß in Begehrlichkeit verwandelt. Das glänzendſte von ſeinen Feſten dieſer Art wird es gewiß; allein, ob es auf den König noch den Eindruck machen wird, den ehedem die Feſte auf ihn machten, weiß ich nicht. Die Grauſamkeit wird durch die Menſchheit nur in einem gewiſſen Alter entſchuldigt; nur in der Reife der Jahre wächſt ſie, nicht in ihrer Ueberreife. Selbſt der Stral von ihr, den er, der Kardinal, jetzt von ſich ſchießen läßt, iſt blos Privatrache, weiter nichts. Hab' ich nicht ſchon ſo oft Augenblicke bey dem Großinquiſitor geſehen, in denen er ſich bangte? Und ſoll ich ſein Prognoſtikon ihm ſtellen, ſo überlebt er dieſen Auftritt nicht ſehr lange. Wenn er vorüber ſeyn wird; wenn er die zerrüttete Familie Gonzago aufgerieben ſehen wird; wenn in dem Sohn Euſebius ſich ihm immer die Erinnerung erneuert, durch welche Wege er ihm das verſchaffte, was er beſitzt; ſo wird die geheime Neigung zur Unruhe, die in ihm liegt, ihn unaufhaltſam ſeinem Grabe näher führen.

Doch, Domingo, was ſoll das? Es klingt nach eigner Unzufriedenheit. Sollte es wohl den Gedanken in mir geben können, ich habe es nicht ſo arg gemacht, wie der Kardinal? Was müßte der Gedanke nicht für andere nach ſich ziehen? Weg mit dem allen! Wenn ich Großinquiſitor bin, dann will ich das bedenken, und vielleicht thue ich für den Kardinalshut mehr, als dieſer that.

(ab.)

Madrid.

Gefängniſſe der Inquiſition.

Johanns Kerker.

Prinz Johann. Henriko.

Henriko.

Man hätte mir den Untergang der ſpaniſchen Monarchie verkündigen können, Prinz, und ich hätte ihn eher geglaubt, als dieſe Unterredung. Man iſt in Madrid ſehr gütig gegen die Opfer ſeiner Grauſamkeit geworden, daß man uns den Zutritt zu einander verſchafft. Hat man Ihnen denn, mein Prinz, auch Marien zu ſehen erlaubt?

Prinz Johann. O ja, ich habe die Verklärte geſprochen. Ich wurde von ihr in dem Vorſatze geſtärkt, allen Gefahren zu trotzen, und meine wankende Standhaftigkeit wurde aufgerichtet.

Henriko. Die Verklärte ſagen Sie? Soll ich dem Ausruf trauen, Prinz, oder war es nur ein Gedanke aus der Fülle Ihres Herzens, welcher freylich Marien ein ſolches Schickſal ſchon auf Erden prophezeihen muß? O wär es möglich, daß Sie wahr geſprochen hätten? Ich ſehe lachendes Vergnügen auf Ihrer Stirn; Beweiſe, daß ich hoffen darf. Geben Sie mir die Wahrheit —

Prinz Johann. Komm, umarme mich, Henriko, Du, der mit meiner Seele Innerſtem ſo harmoniſch iſt, Du, der Du mit mir auch den Tod als eine Wohlthat betrachten kannſt. Ja ſie iſt verklärt, ſie lebt nicht mehr unter Sterblichen, die ihr Leben ihr in Gift verwandeln. Sie lebt unter Engeln, unter Verklärten. Sie iſt das, wozu ſie beſtimmt war. Ich wußte wohl, daß dieſer Augenblick der Freude Dir ſo überraſchend ſeyn würde, als mir. Ich habe nicht geglaubt, daß es Augenblicke geben könne, in denen man dieſe Inquiſition ſogar verehren müßte. Man kann ſo unglücklich werden, Henriko, daß ein froher Augenblick uns mit den größten Böſewichtern ausſöhnt.

Henriko. Die Wirkung Ihres raſchen Temperaments, mein Prinz. O wie viel beſſer wäre

es für uns gewesen, dieser Fürstin, Ihrer Mutter, nicht mich zu verbergen.

Prinz Johann. Erinnere mich nicht daran, theurer Freund, daß ich an dem allen schuld bin. Du drückst mich ganz zu Boden. Rede vielmehr von Mariens Glück.

Henriko. Bey Gott! ein Glück für sie, in diesen Kerkern ihren Geist aufzugeben. Wie würde es ihren Menschenstolz gedemüthigt, wie würde es ihr fühlbares Herz gebeugt, wie würde es ihren Glauben an Gott und Vorsehung vielleicht gar unterdrückt haben, wenn sie in dieser grausamen Feyerlichkeit als arme Sünderin, als Abscheu so vieler tausend Menschen, zum Scheiterhaufen geführt worden wäre! Zu wenig Menschenkenntniß in ihr, als daß sie das unerbittliche Schicksal im Laufe der Dinge hätte kennen, und annehmen sollen, daß die Vorsehung den Zweck vielleicht nach Jahrhunderten erst erreicht sieht, den sie sich vorgesetzt, hätte sie vielleicht den grausenden Begriff vom Nichtdaseyn eines höhern Wesens noch in der Stunde ihres Todes gefaßt, und vernünftige Menschen zu Maschinen umgebildet, die mit dem letzten Hauche nicht mehr wären.

Hier, Freund, hier iſt der Finger Gottes! Hier zeigt ſich ſeine Güte deutlich, und unſer Dank, der für Mariens Tod zu ihm hinaufſteigt, muß ihm wohlgefallen. Allein, Prinz, ſchreiben Sie nicht auf die Rechnung der Inquiſition, was nicht dahin gehört. Glauben Sie mir, gute Abſichten können es nicht ſeyn, warum ſie uns die Unterredung gönnen. Sicher ruhet ein Geheimniß darunter. Entweder fürchten ſie uns, und wollen, daß zuletzt wir gegen ſie ein wenig milder denken ſollen, oder ſie hoffen noch etwas durch unſere Innigkeit zu erfahren; denn daß wir unbehorcht hier ſind, das glauben Sie ja nicht.

Prinz Johann. Henrikol laß mich doch in meiner Ruhe. Zu gut die Menſchen glaubend, will ich lieber dieſe Welt verlaſſen, als zu ſchlecht ſie wähnend. Nur in der Sehnſucht nach ihr, die vorangegangen iſt, will ich die wenigen Tage verleben, nicht im Meiſtern derer, die um mich ſind. Laß uns von dem einzigen Augenblicke noch reden, der uns auf dieſer Welt noch wichtig ſeyn kann, von dem unſers Todes. Wenn ich Dich werde leiden ſehen, wenn am langen, ſicher jedem ewig langen Tage, der die Verurtheilten dort zur Schau dem ganzen Volke vorſtellt, ich den Un-

muth Deiner Stirn erblicke, dann werde ich Weh in meinem Herze fühlen; denn ich, Henriko, sehe jede dann vorübergehende Minute als eine Näherung zu meinem Glücke an.

Henriko. Ich werde nicht fluchen, mein Prinz, beten werd' ich an dem Tage. — Ich sah einen solchen Auftritt in Madrid, und damals, da ich keinen Theil daran nahm, erschütterte er mich mehr, als er mich jetzt erschüttern wird. Die Periode war es, wo man auf mich achtete, wo man den ersten Verdacht, als sey ich Ketzer, faßte. Ich konnte freylich meinen Unmuth nicht ganz unterdrücken, daß man, nicht zufrieden mit dem Tode dieser Schlachtopfer, noch den ganzen Tag sie quälte. Die Sonne hatte kaum, um die ganze Erde zu erquicken, ihre ersten Stralen auf dieselbe verbreitet, als man sie zur unmenschlichen Marter eines ganzen Tages aus den Kerkern riß.

Die abgezehrten, bleichen, halb schon sterbenden Gestalten wurden fast durch alle Straßen der Stadt geführt, mußten die Mörder, die sie selbst mordeten, beten hören, für die Opfer beten hören, die sie selbst gebracht hatten. Die ganze Reihe der sogenannten Verbrecher mußten eines jeden Urtheil einzeln vorlesen hören. Mein Ge-

ſicht verzog ſich bey jedem ungerechten Spruch, o
ſpie ich vor dem Unſinn aus, den ſie vorbrachte
und meine Nachbarn, Spione der Inquiſitio
fragten mich zu verſchiednen malen, was mir we
re. Hätten ſie nicht ſelbſt angefangen, wider die
Auftritte zu ſprechen, ſo hätte ich mich vielleich
verrathen. So aber ward ich eben dadurch au
merkſam, und ſagte nichts, weil ich ſchon die
Mittel kannte, deren ſie ſich bedienen, um di
zu verſtricken, denen ſie nicht wohlwollen. Ic
wußte, daß in ganz Madrid es keiner wagen wür
de, etwas wider ſie zu reden, wenn er nicht me
nen Eifer hätte.

Und ſo gieng dieſe Qual der Armen fort
den ganzen langen Tag, bis ſchon die Sonne un
tergegangen war, und erſt gegen Mitternacht li
derten die Flammen der Scheiterhaufen zum g
rechten Gott hinauf, um Rache für die Ungerech
tigkeit zu fodern.

Ich werde jetzt nicht fühlen, was ich damal
fühlte, Prinz. Ich werde beten zu dem Gott
zu dem ich gewiß gehe, daß er endlich dieſer Tyran
ney Einhalt thue, dieſe Verblendung zerſtreue
und ein einziges Licht von ſeinem Daſeyn un
ſeinem Willen auf Erden verbreite.

Prinz Johann. Man pocht! Das Zeichen unſrer Trennung. Henriko! Noch einmal umarme mich, und dann in einem beſſern Leben.

Henriko (umarmt ihn.) In einem beſſern Leben, wo Gerechtigkeit das Ziel aller Handlungen iſt. Wenn Sie mich an dem groſſen Tage nachdenkend ſehen, Prinz, ſo wiſſen Sie, ich bete.

Prinz Johann. Ich, Henriko, werde reine Freude an dem Tage fühlen, und Dein Herz ſey meinetwegen ohne Sorgen.

(Sie trennen ſich.)

Zimmer vor Johanns Kerker.

Fernandez (allein.)

Ihr hattet wohl Recht, daß Ihr einem Horcher habt. Wenn würden je in den Gefängniſſen der Inquiſition zwey Verbrecher zuſammengelaſſen werden, ohne daß man hoffte, von ihnen noch etwas zu erfahren, was entweder zur Vorſicht, oder zur Grauſamkeit nützlich ſeyn könnte? Wohl dir, Henriko, daß ich dieſesmal der Horcher war. So wahr du auch geſprochen haſt, jeder würde Alles,

was du sagtest, als Lästerung gegen das hochheilige Gericht angenommen, und so dir neue unausstehliche Martern zubereitet haben. Wie Viele rettete ich schon vom Grimm der Rachgierigen, die bey der größten Bosheit noch mit grausender Wuth auf armer Menschen Nerven es rächen, daß man sie boshaft nennt!

Sie glauben Beide nun Marien todt! Und es ist etwas so beruhigendes für sie in diesem Glauben, daß ich's für grausam halten würde, ihn ihnen zu nehmen. Ihr Leben würde ihnen neue Qual bereiten, und des Prinzen Wunsch, wieder zu Marien zu kommen, würde lebhaft ausbrechen, und den nicht zu hindernden Tod ihm erschweren. Wohl mir, daß ich dieß Gespräch behorchen konnte, um nicht an einer so traurigen Veränderung schuld zu seyn; denn, ohne dieß gehört zu haben, hätte ich sicher ihnen mit der frohsten Nachricht Schmerz gebracht.

Wenn doch der Himmel mir auch einen Weg bereitete, des armen Fürsten Gonzago und Mariens Schmerz zu mildern, wenn sie diesen Tod hören werden! Wenn doch die arme Leidende nicht minder ruhig ihrer Zukunft entge-

gienge, als er, ſo wäre wenigſtens die Austheilung des Schickſals für Dieſe nicht ganz fürchterlich.

Mein Troſt ſoll ihr nie fehlen, und ihre Sicherheit wenigſtens zu befördern, will ich den Plan durchſetzen, daß mir die Stelle des Waldbruders in den Gegenden Sachſens zu Theile werden ſoll.

(geht ab.)

Madrid.

Aufenthalt der Fürstin Eboli.

Eboli. Pater Ulrich.

Eboli.

Was führt Sie zu mir, Pater Ulrich? Ich ließ meinen Gemahl bitten, nicht Sie. Sie können mir nichts tröstliches bringen. Mich zu beruhigen, ist es theils nicht Zeit, und theils sind Sie dazu zu schwach. Ich werde, wenn ich dessen benöthigt bin, wohl einen andern Beichtiger mir wählen müssen.

Ulrich. Hätten Sie, Prinzessin, mir gefolgt — hätten Sie Ihre kindlichen Pflichten nicht vergessen; hätten Sie der Mutter, der der König nun wieder gewogen ist, so begegnet, wie es Herz und Pflicht erfoderten, so würde Ihre Seele nie in die schwarze That gewilligt haben, die Sie begangen; so wäre Ihrer Güte fern geblieben eine solche Grausamkeit. Zu Ihrem Glück

iſt ſie nur Wenigen bekannt, und ſo kann wenigſtens der Name Eboli noch ohne Schauder auf die Nachwelt kommen.

Eboli. Iſt denn in Spanien alles, was gottlos war, auf einmal fromm geworden? Denn, wenn ich das erſte bin, ſo ſind es doch wohl Alle, die mit mir ehedem von des Prinzen Karlos Tode als von einer Sache ſprachen, die für das Beſte des Ganzen ſey — ſo ſind es Alle, die mich dem Könige zur Buhlerin erzogen und beſtimmten — und wider mich, die ich nichts weiter that, als daß ich den Willen Andrer erfüllte, wider mich lehnt ſich auf einmal Alles auf! Verlaſſen Sie mich, Pater Alrich, ich ereifre mich ſonſt zu ſehr über dieſe widerſinnige Behandlung.

Alrich. Ich darf Sie nicht verlaſſen, Prinzeſſin. Ich habe Ihnen Vieles noch zu ſagen, Vieles, was Ihnen wichtig iſt. Ich habe Ihr Gewiſſen noch zu beſtürmen, und Sie dann zu tröſten.

Eboli. Schon habe ich mich erklärt, daß ich einen andern Beichtiger wünſche, Pater.

Alrich. Sie erhalten aber keinen andern, Fürſtin.

Eboli. Jetzt bedarf ich seiner auch nicht, und werd' ich einmal erst aus dem unwürdigen Gefängniß befreyet seyn, in dem man mich widerrechtlich eingesperrt hält, so will ich schon einen finden.

Alrich. Ich bedaure, Fürstin, daß ich immer widersprechen muß. Sie bedürfen eines Beichtigers, sag' ich Ihnen; Sie bedürfen seiner allerdings. Ich komme nicht in meinem Namen. Immer war ich Ihr Freund; allein, wenn Sie des Freundes nicht mehr achten, so entfernt er sich, nur der Gesandte des Königs kann sich nicht entfernen.

Eboli. Des Königs? — Nun, dem Namen zu gefallen, muß ich wohl wenigstens hören, was Sie wollen. Wohlan dann, reden Sie!

Alrich. Sie sagen, Sie hätten blos den Willen Anderer erfüllt. Sie klagen mich und viele Andere an, daß wir bey des Prinzen Urtheil ruhig gewesen wären, ja vielleicht mitgewirkt hätten. Sie wissen, daß der Kardinal der Königin Bluturtheil, um den König zu beruhigen, gutgeheißen hat, und folgern daraus, daß wir ungerecht gegen Sie handeln, die Sie es ausgeführt haben.

Eboli. Ehe Sie weiter reden, eine Frage. Sind Sie Beichtiger der Herzogin Alba? Oder hat der Beichtiger dieser Mitunternehmerin einen ähnlichen Auftrag erhalten?

Alrich. Nicht im geringsten. Eben um Ihnen zu beweisen, wie himmelweit die Fälle unterschieden sind, bin ich gesandt.

Eboli. Mir ist nicht lächerlich zu Muthe, Pater; allein, jetzt muß ich dennoch lachen.

Alrich. Sie werden nicht mehr lachen, Für, stin, wenn Sie die Folgen dieses fürchterlichen Beweises vernommen haben. Die Herzogin Alba that, was ihr der König aufgetragen hatte; Sie thaten mehr. In Ihren Auftrag mischten Sie persönliche Rache. Sie waren ein Teufel, da Sie der Königin sagten, Sie wüßten es, sie sey unschuldig. Der guten Alba konnte dieß nicht gleichgültig seyn. Die Unschuld wollte sie nicht morden, und hinterbrachte dem Könige die ganze Unterredung.

Eboli (mit verbißner Wuth.) Der guten Alba! Der guten, die das alles wußte — wußte, daß die Königin unschuldig war. Der guten Alba mußte das freylich auffallen, und ihr weiches Herz konnte es nicht über sich davon tragen, still zu

ſchweigen. Aber Sie haben Recht, Pater; dieſe Alba iſt ein fürchterlicher Beweis meiner Unbeſonnenheit. Ich hätte freylich keinen Zeugen dazu nehmen ſollen. — Und nun, mein lieber Pater, können Sie immer wieder gehen. Sie haben mich ſehr hart verwundet — Sie haben triumphirt.

Ulrich. Ich kann nie über Sie triumphiren, wenigſtens nicht über das Unglück derjenigen, welcher ich immer ſo viel Gutes wünſchte, und für ſie zu thun bemüht war. Allein, mein Auftrag iſt noch nicht zu Ende. Das Fürchterlichſte kommt noch nach, Prinzeſſin. Sie müſſen um dieſer Unbeſonnenheit willen ſterben.

Eboli (erſchrickt heftig.) Sterben?

Ulrich. Ja, ſterben, Fürſtin; und ſo wie Pater Joſeph bey der unglücklichen Königin der Bote ihres Todes war, ſo muß ich es bey Ihnen werden. Bereiten Sie ſich, denn nur dieſen Tag noch wallen Sie unter den Sterblichen; morgen nicht mehr.

Eboli. Ha! welch ein Schickſal! O Rentha! o Agnes! wie ſchrecklich treffen eure Prophezeihungen ein! O ſähe ich mich bey euch in eurem ruhigen Aufenthalte! — Man hat mich

nicht nur betrogen, ich habe mich selbst betrogen. Ich wähnte, Glückseligkeit ohne Tugend zu finden. Der einzige Ausruf: sterben! drängt allen Schleyer weg. Ich sehe mich höchst elend, sehe mich am Abgrunde des Verderbens, sehe mich so klein, daß es keinen Menschen in Madrid geben kann, der kleiner, elender, unglücklicher wäre, als ich. Ich sehe das Phantom, Liebe ohne Tugend genießen zu wollen, als ein verführerisches Ungeheuer, und Karlos steht als ein Engel vor mir, wie er Nein zu meiner Glut und meiner Leidenschaft mir sagte. Ich Thörin, da ich seine Buhlerin nicht werden konnte, ward ich die eines alten schwachen Königs, der nicht den kleinsten Theil der Reize jenes Gottes hatte. Ich glaubte etwas Großes zu seyn, und warf mich zu der Zahl der vielen tausend verächtlichen Geschöpfe, die dieser König sein genannt hat. Welch eine Höhe, diesen Zug zu schließen! Man brauchte mich, statt mich zu achten; da man mich nicht mehr braucht, hat alle Achtung auch ein Ende. Nicht genug, man wirft mich weg. Verzweifeln ließe man mich, wenn ich der Verzweiflung fähig wäre. Das bin ich nicht. Wuth und Verzweiflung sind weit aus einander. Wüthend will ich

ſterben, nicht verzweiflungsvoll. Du, Prieſter, ſollſt die erſten Früchte meiner Wuth einärnten. Du biſt der Teufel ja, der meine Seele, die für Tugendgefühl eindruckvoll war, zuerſt auf die Bahn des Laſters brachte. Du biſt das Ungeheuer, welches meinetwegen der Aebtiſſin Reutha mit Hülfe der Bertha, Deiner Bublerin, den Untergang beym Kardinal bereiten wollte, weil ſie ſich Deinen Plänen, mich zur Hure des Königs zu beſtimmen, widerſetzte. Du biſt es, der meinem Herze Wohllüſtgift ſtatt Tugend in den reizendſten Schilderungen beybrachte; Du biſt es, der meinen Stolz ſo oftmals nährte, wo unterdrückt ich eingeſehen haben würde, daß ich wider Grundſätze und Pflicht handelte. Dich Lügner, Dich Heuchler, Dich ſchändlichen Betrüger um meine irdiſche Zufriedenheit und um mein himmliſches Glück, Dich will ich dort anklagen, wenn Rechenſchaft man für meine Handlungen von mir fodert. Ueber Dein Haupt will ich des rächenden Himmels Donner alle herabſchleudern, wenn Menſchengewimmer Gott zur Rache anzufeuern fähig iſt. Mit kaltem Blute könnt' ich Dich hier auf der Stelle morden, Satan, wenn ich nicht wüßte, daß Dein Mord meine Schuld vermehrte,

ohne die Deinige zu vergrößern, wenn ich nicht vielmehr glaubte, daß ein solches Ende Deinen Lasterthaten einen minder häßlichen Anstrich geben könnte.

Ulrich. Prinzessin! welch eine Zukunft bereiten Sie sich durch diese Lästerungen. Verbannen Sie die Wuth aus Ihrem Herze. Geben Sie sanftern Gefühlen Raum, die mit Vergebung des Himmels und mit der Hofnung einer nach Läuterung noch zu erlangenden Seligkeit Sie in jenes Leben hinüberführen können. Mir schaden Sie doch nicht, wenn Rache etwa Ihre Wuth beflügelt.

Eboli. Schweig, Heuchler, schweig mit Vorspiegelungen der Zukunft, die Du gar nicht kennen kannst. Hättest Du nur einen Begriff davon, Du könntest dem Laster nicht so gedient haben, wie Du es gethan hast. Ja, Dir werd' ich schaden; Dir gewiß. Die Ewigkeit, die für mich so schrecklich ist, wird meinem Gedächtnisse wenigstens die Kraft verleihen, jede Zweyzüngigkeit, mit welcher Du mein junges Herz zernichtetest, Dir wieder zurückzurufen, jede als einen Beweis Deiner Falschheit vor den Richterstuhl zu bringen, der unsrer dort wartet, dann meinem

Richter vorzustellen, daß, wenn er auch verdammen muß, der, welcher von Seiten der Kirche die Pflicht erhalten hatte, über mich zu wachen, wenigstens mit dreymaliger Züchtigung bestraft zu werden verdiene, daß der, welcher Gott in mir gespottet, jeder Marter dreyfach werth sey, die mich trifft. Angst, wie ich sie jetzt empfinde, zentnerschwer auf Deine Seele geworfen, Priester, wird Dich einst, wenn das Wort Sterben Dein Ohr erreicht, fürchterlich zittern lassen.

Ulrich. Ich zittre nicht, Fürstin. Ich verlasse Sie als eine Besessene, an welcher die Kirche nichts zu thun vermag, als daß sie mit Gewalt den Teufel austreibt, der in Ihnen wüthet. Ich hinterbringe Ihrem Gemahl und dem Kardinal, was ich gesehn und gehört habe, und erwarte von ihnen neue Verhaltungsbefehle gegen Sie.

(ab.)

Eboli. O, hätt' ich einen Fluch, den noch kein Menschenmund ausgesprochen, und dessen Macht den Himmel und die Hölle in Bewegung setzen könnte, um Diesen zu martern, ich sendete ihm denselben nach. Er wagt es noch, mein zu spotten, er, der elend mich gemacht hat! Nur einen Wink von Deiner Güte, Schicksal! Nur

einen Augenblick ins Klarenkloſter zu Rentha und zu Agnes. Nur einen einzigen Tropfen ihres Troſtes, und vielleicht entgehe ich dann noch der Pein, die meiner wartet. Fußfällig will ich meine Wächter um dieſe Wohlthat bitten. So grauſam können ſie nicht ſeyn, daß ſie einer frommen Abſicht ſich widerſetzten.

(Sie geht ins Nebenzimmer.)

Madrid.

Oeffentliches Gasthaus.

Schenkstube.

Unter vielen andern Menschen sitzen an einem besondern Tische

Drey Bürger Madrids. Zu ihnen gesellet sich ein Aufseher aus der Hermandad.

Aufseher.

Nun, Freunde, Alles spricht von dem baldiger feyerlichen Auto da Fe. Nur von Euch hör' ich nicht ein Wort von dieser großen Begebenheit Solltet Ihr minder Euren Sinn auf die Rechtmäßigkeit dieses großen Gerichts gelenkt haben? Solltet Ihr weniger von den Vorzügen des Landes eingenommen seyn, in dem Ihr lebt, und solltet Ihr wohl nicht der Religion den Triumph gönnen, den sie davon trägt?

Erſter Bürger. O, wir verehren ſicher das heilige Gericht. Wir beten dafür, daß uns der Himmel und ſeine Heiligen in der reinen Lehre, die es uns anbefiehlt, erhalten wollen, damit wir nie in deſſen züchtigende Hände fallen mögen.

Zweyter Bürger. Wir beten auch, daß Gott vor ihrem Tode die Armen, die zum Beyſpiel für Andere leiden ſollen, noch in ihrer Sterbeſtunde, die wahre reine Lehre des Chriſtenthums erkennen laſſen möge, damit ſie wenigſtens ſelig in jene Welt hinüberbrennen.

Dritter Bürger. Und wenn wir nicht laut vom Auto da Fe ſprechen, ſo geſchieht es darum, weil wir zu ſehr von deſſen Größe und Wichtigkeit überzeugt ſind, als daß wir das Gefühl in Worte kleiden könnten.

Aufſeher. Recht wohl und gut gedacht. Allein, was man denkt, muß man auch öffentlich bekennen. Dem heiligen Gericht iſt daran gelegen, die Aeußerungen laut zu hören, die der Kirche ächte Söhne über ihre Anordnungen fällen. Stoßt alſo mit mir an: Es lebe das heilige Gericht, und es müſſe ewig ſo gerecht urtheilen, wie bey dieſem Auto da Fe!

Alle drey Bürger. Es lebe! Ja, es l
leben! Es soll ewig so gerecht seyn!

Aufseher. So! Ihr seyt der Kirche ächt
Söhne! (Im Weggehen für sich) Ihr Schelm
daß Ihr nicht öffentlich verrathen wollet, w
Ihr im Herze habt. Ihr stehet lange schon a
der Liste der Verdächtigen. Ihr seyt ein bös
Kleeblatt, aber klug, so klug, daß man Euch ni
beykommen kann. Ich werde Euch doch endli
einmal fangen.

(Es erhebt sich ein Lärmen an einem ande
Tische, wohin der Aufseher läuft.)

Was ist das? Er sagte, Ihn dauerten
armen Menschen, die da brennen müßten? F
mit Ihm, Er ist ein Ketzerfreund. Er spot
der Inquisition. Er macht ihre gerechten
theile zu Schanden. Er sollte sich freuen da
ber, daß sie brennen müßten, und Er bedau
sie? — Der Böswicht! Wehe über Jeden,
ihn nicht so nennt!

(Von allen Seiten ertönt der Ausruf: D
Böswicht! Sie stoßen den Mensch
hinaus, der Aufseher und Alle folgen
auf die drey Bürger nach, welche st
bleiben.)

Erſter Bürger. Wie fein er's an uns bringen wollte, daß wir etwas von unſers Herzens Meynung ihm verrathen. Die Inquiſition braucht neue Opfer für ein neues Auto da Fe, da die bisherigen nunmehro hingerichtet werden.

Zweyter Bürger. Und unſer fettes Eigenthum ſteht ihnen nicht wenig an. Sie mögten gar zu gern die Aecker ſchlucken, die wir haben, und unſere Häuſer ihren Dienern geben, die ſo treulich ihrer Bosheit beyſtehen. Sie mögten gern uns hindern fröhlicher zu ſeyn, wie ſie es haben wollen, und Andere fröhlicher zu machen, als ſie es dulden zu dürfen glauben.

Dritter Bürger. Sie mögten mich zum zweytenmale gern in ihre Klauen haben, wie ſie mich hatten, da mein Bruder aus Frankreich wiederkehrte, und freyer ſprach, als ſie es wollten. Der Arme, dem ich gern helfen wollte, verrieth auf der Folter meinen Reichthum. Ich gab ihnen die Hälfte, und erkaufte dadurch ſein Leben. Wie ſchnell ſchickt' ich ihn wieder über Spaniens Gränzen, und ſicherte dadurch mein Uebriges.

Zweyter Bürger. Mit Schrecken denk' ich immer noch der abſcheulichen That, als des

Marcheſe Saldo Tochter von ihnen aufgehoben ward. Ein Mädchen ſanft und gut und ſchön, wie ein Engel des Herrn. Die Mutter Gottes hätte ſich an ihrem Anblick freuen müſſen. Man gab ihr ſchuld, ſie habe ſchlecht vom Kardinal geſprochen, und der leidende Vater gieng allenthalben umher, und forſchte, und erkundigte ſich, und konnte auch von keinem Menſchen etwas inne werden.

Er gieng zuletzt an den König, aber troſtlos kehrte er auch da wieder zurück. Er wand ſich zu den Füßen des Kardinals. Man fuhr ihn hart an. Endlich, nach ſchrecklichen ſechs Monaten, verſprach man ihm, ſie frey zu geben. Heute wird's bald vierzig Jahr, daß dieß geſchahe, und die entſetzliche Geſchichte liegt mir immer noch vor Augen. Durch ein verborgnes Ritzchen konnt' ich in des Vaters Zimmer ſehen. Da ich ſeine Liebe für das Mädchen kannte, wollt' ich den Augenblick des Wiederſehens belauſchen. Ich dachte eine freudige Minute mir zu ſchaffen, und ich erlebte die ſchrecklichſte meines ganzen Lebens. O Gott! wie trat ſie ſchon einem Schatten ähnlich ein! Die Züge ihres ſchönen Geſichts entſtellt, das Feuer ihrer Augen ermattet, den Kopf vor Schwäche

herabgesenkt, wie eine gebrochne Lilie dem Tode selbst in ihrer schönen Weiße noch entgegenbleicht.

Er wollte doch den Schatten umarmen, der sein Kind gewesen war, da fiel sie nieder auf die Kniee, und rief: „Um Gottes willen, Vater, „hört mich erst, ich bin entehrt."

Er fuhr zurück. Nie hab' ich einen schrecklichern Blick gesehen, als den er von sich warf. „So will ich blutig," schrie er, „die Schandthat „rächen." Die halbtodte Leidende sprang auf. „Um Gottes willen, das nicht," sagte sie, „es „wäre Ihr Tod."

Zu spät. Der Alte war zur Thüre hinaus. Er kam nicht weit. Schon in der dritten Straße ward er angefallen, und einige Dolchstiche endeten sein Leben. Es hieß hernach, ein Wahnsinniger habe ihn ermordet. Des todten Körpers Anblick entseelte auch die Tochter. Bey Gott, ich mögte nicht Großinquisitor seyn.

Erster Bürger. Ihr werdet warm, wo Ihr kalt bleiben solltet. Ihr bedenkt nicht, daß uns Horcher ungesehen hören können. Lernt heucheln, meine Freunde, oder wir sind alle drey verloren. Wir müssen mit dem Strome schwimmen. Wenn's etwas helfen könnte, wenn Ein Mensch

nur

nur durch unsere Opfer errettet werden könnte, ich wollte sagen: Streitet mit mir für die gute Sache! So muß ich sagen: Heuchelt für die böse!

Wir müssen alle drey beym feyerlichen Hals- und Mordgerichte erscheinen, damit man uns für die eifrigsten Anhänger dieser halten muß. Wir könnten sonst das nächstemal mitspielen müssen. Betet in Euren Herzen für die armen Leidenden. Mit dem Munde schimpft auf sie.

Der Selbsterhaltung Pflicht ruft uns zu diesem Schritte auf, wenn er schon des ehrlichen Mannes nicht ganz würdig ist. Allein, vor Gott werden auch nur die Meynungen der Seelen gerichtet, nicht die erzwungenen Anstalten zur Sicherheit.

Zweyter Bürger. Ihr habt Recht, Freund. Ich mögte nicht in den Kerkern der Inquisition das Bild von vierzig Jahren her mir wiederrufen.

Dritter Bürger. Und ich mein übriges Eigenthum gern ruhig genießen. Kommt, denn hier ist's gefährlich seyn.

(Alle drey ab.)

Straße nach Madrid.

Fürst Gonzago. Ein Büßender mit einem Kreuze.

Fürst.

Wohin eilen Eure Schritte, mein büßender Freund? Welch ein Verbrechen drückt Euch, welches Ihr durch die lästige Reise wieder gut machen wollt?

Der Büßende. Ich eile nach Madrid. Dort will ich Ketzer brennen sehen. Es wird mein Herz durchschneiden, das weiß ich. Ich sagte es auch dem ehrwürdigen Herrn, dem ich beichtete; allein, er erwiederte mir, er wollte schon für mich zu Gott flehen, daß es mir gefallen sollte. Ich sollte nur denken, als ob diese Hunde mir den Anspruch an meiner Seligkeit hätten stehlen wollen, da würde ich schon hart gegen sie werden.

Fürst. Das sagte er? Und warum legte er Euch die Buße auf?

Der Büßende. Ich hatte einen Freund. Wir arbeiteten immer Einer an des Andern Seite. Wir waren froh mit einander, und Einer konnte nicht gut ohne den Andern leben. Die Hermandad nahm ihn von meiner Seite. Ich weinte. Dieses Weinen ist Verbrechen gewesen, spricht mein Pater. Ich glaube es wohl, weil er es sagt. Allein, ich konnte es doch nicht unterlassen. Meinem Herze kann ich nicht gebieten, daß es nicht sein Gefühl hervorströmen lassen sollte. „Es ist ein dummes Herz," sagte mein Beichtiger, und legte mir auf, mit dem Kreuze nach Madrid zu gehen, um den Ketzerbrand mit anzusehen. Da geh' ich nun, und stähle mein Herz, daß es die schrecklichen Erwartungen aushalten soll. — Ich sehe aber wohl, Ihr seyt auch sehr betrübt. Was fehlt Euch, guter Herr?

Fürst. Ach Gott! Mir fehlt viel.

Der Büßende. Geht doch auch mit nach Madrid. Vielleicht erbetet Ihr Euch bey der heiligen Handlung Ruhe. Es soll doch so was Feyerliches seyn.

Fürst. Nein! lieber, guter Freund, nein! für mich wäre dieß kein Gegenstand. Doch wenn

Ihr mich etwa bey Eurer Zurückkunft von dem unterhalten wollet, was Ihr gesehen, so kommt in jenes Haus, welches Ihr dort seht, und fragt nach Grunaldo.

Der Büßende. Ich will Euch Nachricht geben, Herr, von Allem Nachricht geben, was Ihr wissen wollt.

Fürst. Besonders gebt auf die Gesichter derer Acht, die sterben müssen. Beschreibt sie mir genau, und wenn Ihr etwa ihre Namen nennen hört, so nennet sie mir wieder.

Der Büßende. Das will ich, Herr. Lebt wohl! Der Himmel geb' Euch Ruhe. Und betet für mich, daß ich standhaft seyn, und für die Ketzer kein Erbarmen fühlen möge.

(Er geht weiter.)

Fürst. O Religion! wie niederträchtig mißbraucht man dich. Man bedient sich deiner, um menschliche Gefühle zu ersticken. Dieß schöne Herz verpestet man mit Gewalt; man flößt ihm Abscheu statt Erbarmen ein. Du, Göttliche! wann wirst du den, der dich zum Troste der Menschheit sandte, denn endlich einmal anflehen, den Unterdrückungen Einhalt zu thun, die auf deine Rechnung vorgehen?

Ich in Madrid? Ich dort zu einer Zeit, wo ich den Freund und den Sohn meines Herzes im schändlichsten Aufzuge den schrecklichsten Tod sterben sehen könnte? Ha! welch ein Schauder überfällt mich! Ich muß zu Marien eilen. Sie soll mit ihrem sanften Troste diese Stürme mir zertheilen. (ab.)

Madrid.

Herzog Alba's Palast.

Herzog Alba. Herzogin Alba. Hernando Rui Gomez.

Herzogin.

Schon ließ ich ihn hieher bescheiden, Alba.

Alba. Bey Gott! ich reise nicht ab, bis ich hierüber sicher bin.

Herzogin. Auch kann ich's Ihnen nicht verdenken, Herzog. So lange der König keiner neuen Leidenschaft sich überlassen hat, muß ich immer für die Rückkehr zu ihr zittern. Da sie ihr Talent blos auf Wohllust angewandt hat, so könnte die Erinnerung einer solchen Stunde gar leicht den Einfluß wieder rege machen, den sie gehabt hat. Und wenn auch kein Uebergewicht zu fürchten ist, so ist Gleicheiferung schon für uns gefährlich.

Alba. Sollte Rui selbst verliebt geworden seyn? Sollte der große Staatsmann sich vergessen, seine unabsehbaren Plane aufgegeben, und in Wohllust eines Weibes sich verloren haben?

Herzogin. Gut, Alba, daß Sie mehr zu einem Manne als Weibe reden. Indessen hüten Sie sich doch. Nicht alle Damen sind so duldsam, wie Ihre Herzogin.

Alba. Hal da ist Rui. Ein andermal von unsrer Sache, Herzogin.

Rui Gomez (tritt ein.) Was wünscht mein lieber Herzog denn von mir?

Alba. Rui, die Zeit ist edel. Sie wissen, ich vertändle sie nicht gern. Der Monarch erzeigte mir die Gnade, mich zu einer ehrenvollen Gesandtschaft zu bestimmen. Schon wartet er mit Schmerzen auf meinen Abschied. Die Sorge für ganz Spanien liegt auf mir. Ich kann der künftigen Regentin aller dieser Reiche auf ihre Fragen keine kategorische Erklärung geben, wenn ich nicht vorher mein Herz um einen Stein erleichtert habe, den nur Sie von demselben nehmen können.

Rui Gomez. Sollte wirklich Alba mich zu seiner Ruhe benöthigt glauben? Sollte ein Geschöpf, das nur noch als Insekt unter den Menschen vegetirt, ihm schlaflose Augenblicke machen können?

Alba. Das allerunbedeutendste Insekt, Minister, kann dem größten Elephanten einen Stich versetzen, der ihm tödtlich wird. Was schaden kann, muß man unschädlich machen, selbst wenn die Möglichkeit zu schaden äußerst unwahrscheinlich ist, man müßte denn ganz von den weisen Regeln der Politik sich wiederum entfernen wollen, nachdem man Jahre lang als Meister sie gehalten hat. Wir sind beynahe in einem gleichen Falle, allein der Fälle Wirkung ist verschieden. Die meinige mag Ihnen die Herzogin vordemonstriren. Getrauen Sie ein Aehnliches mit Ihrer Gattin zu bewirken?

Herzogin. Der Herzog Alba ist sehr indiscret, daß er es wagt, hier auch nur eine Parallele zu vermuthen. Doch um des Kompliments willen für Rui kann ich Ihnen wohl verzeihen.

Rui Gomez. Sie scherzen Beide über ei-

nen Punkt, der mir im höchsten Grade ernsthaft ist.

Herzogin. Wie? ernsthaft? Sollten Sie wirklich für die Fürstin Eboli —

Alba. Gefühlet haben, oder noch vielleicht oder erst anjetzt — oder —

Rui Gomez. Lassen Sie alle andre Oder weg; Sie würden bey keinem Ihre Rechnung finden. Die Sache ist mir ernsthaft, weil sie meine Rache mit betrifft. Aus Liebe hat mir dieß Geschöpf nie einen Augenblick gegönnt. Politik stimmte sie für meine Hand; und eben diese Politik stimmt mich für ihren Tod. Sie weiß ihr lange schon gewiß, weiß aber nicht, wenn er erfolgen soll. Das quält sie eine Stunde, und in der andern giebt's ihr wieder Hofnung. Die Wechseln reibt sie auf, und läßt sie jetzt schon langsam sterben.

Alba. Wohl gut, mein Freund, für die Befriedigung Ihrer Leidenschaft, doch für die meinige im geringsten nicht. Ich wünsche diese Qual um meinetwegen geendet.

Rui Gomez. Still! Der Tag, den sich der Kardinal zu einem Freudentage bestimmt, der Tag, an welchem er das letzte, größte seiner Opfer

zum Himmel rauchen lassen will, ist auch ihr Todestag. Ich habe ihn mit Vorsicht gewählt.

Herzogin. Vortreflich! Ein Einfall Ihrer werth, Rui.

Alba. Ich bin zufrieden. Der Morgen nach dem Tage ist auch zu meiner Abreise bestimmt, und ich kann dann den König frey und ungefesselt zu seiner Braut führen.

(Alle ab.)

Madrid.

Gonzagiſcher Palaſt.

Zimmer der Fürſtin Gonzago.

Fürſtin.

Ein tiefes Dunkel ruht auf den Geſchlechten des morgenden Tages. Man hat mir die Freyheit ertheilt, vom Auto da Fe entfernt zu bleiben. Was muß man damit ſagen wollen? Iſt vielleicht Marie, iſt mein Sohn Johann, iſt vielleicht Gonzago ſelbſt ein Opfer mit, und man will mir den Schreck darüber bergen? Es wäre ſchrecklich! teufliſch wäre es, mir eine ſolche Schande, und jenen einen ſolchen Tod zuzubereiten!

Da wär' es ja wohl beſſer, wenn ich auf de Stufe des Wahnſinns fortgegangen wäre, a welcher ich mich ſchon befand. Man hat mir zwe Gonzago's und Mariens Tod berichtet. Alle wer kann das ſo gewiß beſtimmen? Ich wer

sehen, was es ist. Nicht öffentlich will ich mich meinen Peinigern darstellen. In einer Pilgerhülle will ich sehen, was man für Gründe hatte, mir den Rath zu geben. Ich muß entweder ganz den bittern Kelch leeren, oder mich ganz davon befreyen. Meine Wunden leiden keine Palliativkuren. Aus dem Grunde geheilt, oder tödtlich verschlimmert, das sind die einzigen Wahlen. Zu beiden kann meine Gegenwart allein mir helfen. Es ist beschlossen, ich will hin. O heilige Mutter! stärke mich in meinem Vorsatz, und laß mich meinen Tod, oder meiner Hofnung Leben finden.

Entsetzlich wär's, wenn dieser Sohn, wenn dieser einzige Gonzago, wenn er den Feuertod zu sterben hätte! Es könnte Wuth gegen den sonst so geliebten Kardinal in meine Seele bringen. Ich könnte ihn morden.

Nein. Das ist nicht möglich. Ich träume solchen Unsinn mir. Wie kann der Kardinal das thun? Johann ist ächter Katholik, ist rein in seiner Religion, und höchstens kann sein Leiden in immerwährendem Gefängnisse bestehen. Hart wär' es zwar, doch immer noch nicht so hart, als der Feuertod. — Zum Troste will ich meine

Pilgerkutte um mich hüllen. Zu meinem Troste will ich den Unglücklichen mich nähern, und meinem Schöpfer danken, denn er wird nicht darunter seyn.

(ab.)

Madrid.

Gefängniſſe der Inquiſition.

Früher Morgen.

Es wimmelt von Verurtheilten, unter denen Henriko und Johann ſich befinden. Zwiſchen ihnen gehen die Diener der Inquiſition umher, um ſie in Ordnung zur Proceſſion zu ſtellen.

Prinz Johann und Henriko
(treffen zuſammen.)

Prinz Johann.

Henriko! Muth! Der Tag der Rettung iſt erſchienen. Kein ſchwerer Morgen wartet unſer mehr. Wir werden ſchlafen gehen, um zu einem ſeligen Leben zu erwachen. Marie wartet unſer dort.

Henriko. Und Wibert, und ſo viele Tauſend, die den Tod, den wir unſchuldig heute ſterben, auch

unſchuldig ſtarben. Gut wird unſer Empfang gewiß dort ſeyn.

Prinz Johann. Ich werde meine Rache in der Todesſtunde Dir zuwinken.

Henriko. Ich Ihnen die meinige, mein Prinz!

(Auf dieſes Wort werden ſie heftig getrennt, und auf verſchiedene Seiten geſtellt.)

Madrid.

Palast des Großinquisitors.

Sechs Uhr Morgens.

Versammlung der größten Geistlichkeit. Der Kardinal. Domingo.

Großinquisitor.

Ist Alles schon bereit, Domingo, so wollen wir den Zug anheben. Wenn wird der König auf seinem Balkon erscheinen?

Domingo. Der ganze Hof ist schon versammlet. Punkt sieben werden Se. Majestät das Gerüste betreten. Auch sind die Gefängnisse geleert, und alle arme Sünder stehen zur Procession bereit. Den Lästerern hat man den Mund verknebelt, damit sie nichts zum Hohn der Religion und der Kirche ausstoßen können.

Großinquisitor. So sey denn unser feyerliches Geschäft hiermit beschlossen und angehoben.

Sie

Sie Alle, die Sie hier mit mir verſammlet ſind werden mir einſtimmig zugeſtehen, daß meine Bemühungen um die Kirche verdienſtlich ſind; daß der heutige Tag ein neuer Beweis davon iſt; daß zur Verherrlichung der Religion und zur Aufrechthaltung der Kirche es nothwendig iſt, daß Ketzer dem Herrn geopfert werden. Sie werden mir mir einſtimmig ſeyn, daß alle Urtheile und Verdammungen, die das Gericht gefällt und beſchloſſen gerecht ſind, daß ſie nicht gegen Menſchlichkeit und Billigkeit laufen.

Alle. Der Kardinal iſt gerecht. Er leb noch lange als der Kirche Stütze!

(Der Zug hebt unter Singen und Beten an und zieht feyerlich vom Palaſte ab.)

Madrid.

Aufenthalt der Fürstin Eboli.

Eboli. Hernach Rui Gomez.

Eboli.

Es ist doch fürchterlich grausam. Mit jedem Morgen werde ich getäuscht. Nicht Leben und nicht Tod kann ich erwarten. Man fürchtet sich wohl gar, mich zu tödten, weil man glaubt, ich würde das Leben zu sehr lieben. Man will mich nur den Tod erst wünschen lehren; bald wird es so weit kommen.

Doch ist die Hofnung auf das Leben mir noch immer süßer. Noch immer stellt sich eine lachendere Zukunft vor meine Einbildung. So wüthend anfangs mein Geist war, so still hat ihn die Zeit gemacht, und die Ruhe, in der man mich gelassen, hat es über die Unruhe meiner Aussichten davon getragen. Einigemal schon ist mir der Gedanke

durch den Kopf gefahren, wenn ich bestimmt seyn könnte, hier in dieser Gefangenschaft mein Leben zu enden? Doch besser als der Tod! O es ist etwas sehr Fürchterliches in dem Worte. Was mag in dem Gefühl erst liegen?

Es wechseln Furcht und Hofnung, Zittern und Beruhigung in mir. Scorpionen können nicht so tief verwunden, als der Kummer nagt, wenn er nicht tödten kann, wenn der Geist stark genug ist, Bilder von Besserung zu entwerfen. Wie schändlich Rui mit mir umgeht! Er, dem ich meine Hand blos gab, um sein Glück zu befestigen, läßt mich dem peinlichsten Untergange ausgesetzt. Er ...

Rui Gomez (tritt mit einem Giftbecher ein.) Er kömmt, um der schändlichen Königsmörderin einen für ihre Verbrechen viel zu gelinden Tod zu bringen.

Eboli. Gift? Tod? (Sie fällt vor ihm nieder.) Um Gottes willen, Rui, nur nicht Tod! Verbannen Sie auf ewig mich aus Ihren Augen. Lassen Sie mich im Klarenkloster meine übrigen Tage beschließen. Senden Sie mich lieber in eins der schrecklichsten Gefängnisse. Ich kann nicht sterben.

Rui Gomez. Das ist der Unterschied zwischen Ihrem Tode und dem des Prinzen und dem der Königin, welche Beide Sie gemordet haben, daß Jene unschuldig starben, Sie aber mit so unerhörten Verbrechen belastet. Deswegen zittern Sie, indessen der unglückliche Karlos mit Freuden seiner Auflösung entgegensah, und die gute Königin, gewiß des Lohns, der ihrer edeln Thaten harrte, gelassen den Giftbecher aus Ihrer Hand empfing. So standen Sie nicht vor der Königin, wie ich jetzt vor Ihnen stehe. Ich komme als gerechter Rächer, bewaffnet von der Hand und mit dem Willen des Königs und der Kirche. Sie kamen als die schändlichste Mörderin, die durch elende Ränke und Schliche den Willen des Königs und der Kirche zu bethören gewußt.

Eboli. O Rui, auch Sie werden einst der Stunde Ihres Todes entgegensehen müssen, und wenn dann dieser Anblick sich Ihrem Gedächtnisse darstellt, werden Sie nicht zittern? Ihnen that ich doch nie so nahe, daß ich diese Härte von der Hand dessen verdient hätte, der mich einst seine Gattin nannte. Sie wenigstens hätten mich schonen sollen.

Rui Gomez. Gerade ich nicht. Wissen Sie, wie ich zum erstenmal um Ihre Hand den König bat, da hielt ich die Prinzessin Eboli für tugendhaft und edel, wie sie es auch war. Da strömte mein Herz hoch von Liebe auf. Da schmerzte mich's, da sie mich zurückwies. Doch wähnte ich immer noch Ihnen Ehrerbietung schuldig zu seyn, wenn schon ein Widerwille Sie von mir entfernte. Nun kam ich hinter das Geheimniß Ihrer Liebe gegen den Prinzen, und ich ehrte Sie noch mehr. Mit der Hälfte meines Blutes hätte ich Ihre Hand erkauft. Nun sah ich auf einmal mein Ideal von hoher Tugend bis zur Buhlerin des alten Königs herabsinken. Meine Hand war gegen seine ekelhafte Wohllust verachtet worden. Vom innern Gefühl ganz herabgeschlagen, wurde meine Rache gegen Sie aufs höchste angefeuert, da mir Philipp Ihr Gesuch um meine Hand erneuerte. Sie wähnten, ich hätte Sie genommen, um mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Die Alba's wähnten das auch. Weit gefehlt, Prinzessin! Ich nahm Sie wie ein Freudenmädchen, das man aus eines Königes Hand wohl empfangen kann, und ich verstellte mich, um meine Rache desto empfindl

cher an Ihnen zu vollführen. So gern ich Philipps Hof verlassen hätte, um mit der unschuldigen Eboli ein paradiesisches Leben an irgend einem Orte der Welt zu führen, so war mir jetzt der Hof der Ort, wo ich von Lasterstufe auf Lasterstufe im Geiste schon Sie steigen sah, und an Ihrem Fall mich weidete. Der Tag, an welchem Sie die Welt verlassen, muß Ihnen doppelt merkwürdig seyn. Heute ist das große Auto da Fe, das Ihren Vater, Ihren Bruder und seine Gattin Marie, dieser Welt entnimmt, lauter unschuldige edle Seelen. Ich will, daß Sie mit ihnen zugleich die Ewigkeit betreten; denn in Ihrer Hand, Prinzessin, stand es doch wohl, diese Alle vom martervollen Feuertode zu befreyen, wenn Sie sich in der Gunst des Königs zu erhalten wußten.

Eboli. Seyn Sie nicht zu sehr Teufel, Rui.

Rui Gomez. Ja, ich will es seyn, so sehr ich kann. Gerechtigkeit und Rache leiten beide meine Schritte. Es thut mir leid, daß ich nicht bey dem Empfang zugegen seyn kann, der Ihrer dort wartet, wenn diese Reinen die unreine Mörderin als ihres Bluts Verwandte kommen sehen.

Eboli. Ja, ich verdiene alles dieſes. Ich ſtand ja auch kalt vor der Königin, als ich den Gift ihr reichte. Allein, ſie war unſchuldig, und ich bin ſchuldig. Bedenken Sie das, Rui, und haben Sie Barmherzigkeit. Ich kann nicht ſterben. Laſſen Sie erſt Reue über meine Verbrechen meinem Herze einigen Troſt geben.

Rui Gomez. Das wäre eine ſchlechte Wirkung meiner Rache. Sie müſſen heute ſterben, Eboli. Jede Weigerung iſt vergebens. Sollten Sie nicht Muth genug haben, den Giftbecher ſelbſt zu leeren, den Sie ſo muthvoll der Königin reichten? Sie müſſen heute ſterben. Ich gab mein Wort dem Herzog Alba, welcher morgen abreiſt.

Eboli. So geben Sie. (Sie trinkt den Becher.) Die Schlange, die mich tödtete, ſoll wenigſtens nicht ſagen können, daß ich muthlos ſtarb. Die hinterliſtige Bübin hatte mich in dieſes Netz gezogen. Man wird ſie in ein anderes ziehen, aus dem ſie ſich nicht wickeln wird. Sie und Domingo haben mich zum Untergange geleitet. — Nun gehen Sie, der Sie ein Werkzeug dieſe Hinterliſtigen ſind, und hinterbringen Sie ihnen den Triumph, mich getödtet zu haben. Ich wei

es, Rui, daß Sie so kalt und fühllos von mir gehen müssen, als ich von der Königin gieng, damit mir herbe genug vergolten werde, was ich that. Da ich Barmherzigkeit von Ihnen nicht zu hoffen habe, ist mir Ihr Anblick auch nicht angenehm.

Rui Gomez. Ich gehe, um nach dem Triumph über Sie mich nun an dem zu weiden, der dort meiner wartet. Ihr ganzes Haus war dem meinigen von je her zuwider, und so manche Beleidigung, die das Verdienst der Gonzago auf uns brachte, ist und wird nun vergolten.

(ab.)

Eboli. So kalt geht er, nachdem er mir den Tod gegeben! — Es wäre also aus für diese Welt — ausgespielt die Rolle, die so groß werden sollte, und so bald und so schrecklich endigte. Zu den höchsten Aussichten geboren, mit Reizen, um die man mich beneidete, mit Talenten, die nur zu schnell glänzen wollten, und die das Uebergewicht Anderer niederschlug, hab' ich in einer so kurzen Zeit ein ganzes Menschenalter durchlebt. Ich bin am Ziele, und in welcher Art bin ich es? Nicht einer meiner Freunde steht mir zur Seite. Wächter der Hermandad werden Zeu-

gen des schrecklichsten Todes seyn. Mein Stöhnen wird sie nicht erweichen, meine Schmerzen werden ihnen kein theilnehmendes Wort aus ihrem Munde locken. Sie halten mich für eine Verworfene, weil sie mich bewachen müssen. O könnt' ich nur hinüberschlummern ohne Schmerz und ohne Angst, und ohne nagende Folter meines Gewissens!

(ad.)

Madrid.

Königliches Schloß.

Philipps Zimmer.

Philipp
allein, im ganzen königlichen Ornate.

Auch gäb' ich viel darum, wenn dieser Tag vorüber wäre. Es ist die Feyer ihres Stolzes. Es ist der Tag, an dem der König sich vor ihnen bükken muß, an dem sie ihre selbst genommene, und ihnen nicht mehr zu entreißende Gewalt so sehen lassen, daß innerer Grimm mich jederzeit ergreift. Wie triumphirend, wenn ich nur einmal den Machtspruch geben könnte: Dieses Fest soll nicht seyn. Wenn ich allen denen, die sie verurtheilt haben, sagen könnte: Ihr habt Gnade, denn die Kirche darf nicht morden, und nur der König hat das Recht zu Bluturtheilen. Sie haben aber ihren Anhang sich so klüglich einzufädeln gewußt, daß ihnen das Volk mehr Glauben giebt, als dem,

der über ſie geſalbet iſt. Wer weiß, ob ohne ih ren Einfluß des Bluts ſo viel in meinen Relche vergoſſen wäre. Es ſcheint mir, ſie bedürfen ſe ner, und können ohne Blut nicht leben. O Soh und Gattin! Ohne ſie hätt ich Euch noch. (E ſchlägt ſieben.) Die Stunde meiner Demüthigun nahet ſich ſchnell, wenn ſie nur auch ſo ſchnell vo über gienge.

(Er tritt aus ſeinem Zimmer, wo einige T ſchöffe ſeiner warten, die ihn auf ſein Balkon begleiten.)

Madrid.

Eine Straße, durch welche der Zug geht.

Der Kardinal mit der ganzen Prozession.

Vieles Volk, (welches auf den Knieen liegt, und den Segen aus seinen Händen empfängt.)

Großinquisitor.

Zur Ehre Gottes werden Diese jetzt aufgeopfert, meine Lieben. Seyt fromm und gut, und hütet Euch, daß Ihr nicht in die Fußtapfen dieser Ketzer tretet. Die Kirche segnet alle ihre ächten Söhne, sie drohet aber auch Allen, die ihr abtrünnig werden, gleiche Strafe wie Diesen.

Einer aus dem Volke. O heiliger Mann! gieb meinen Sohn mir wieder. Vor allem Volke rufe ich um Gnade für ihn.

Großinquiſitor. Nehmt ihn, er läſtert uns.

(Einige Knechte heben ihn auf, und führen ihn fort. Der Zug geht unter Singen und Beten weiter.)

Madrid.

Groſſer Platz.

Viele Gerüſte voll von Zuſchauern.

Am Balkon des Königs eine groſſe Menge Volks, und unter ihnen

Fürſtin Gonzago (als Pilgerin.) Fernandez. Der Büßende.

Fürſtin.

Wie ſchlägt mein Herz! Wie ängſtlich iſt es meiner Seele zu Muthe! So war's noch nie. Nie fühlt' ich noch ein ſolches Mittenſeyn zwiſchen Lebensfreude und zwiſchen Todesangſt. Auf einer Seite ſchwebt die erquickende Hofnung wie ein tröſtender Engel um mich, auf der andern drohet die alles verzehrende Furcht mit einem plötzlichen Untergang. Mein Blut ſchwankt zwiſchen Hüpfen und zwiſchen Starren. Mein Leben iſt nichts, wenn ich ihn erblicke, iſt alles, wenn der

Zug ohne ihn vorüber iſt. Still! ſtill! daß niemand um mich meine Wünſche hört! Man kömmt! Man ſchleicht entſetzlich. Ein ſolches Erwarten iſt Höllenpein.

(Sie ſchrickt zuſammen.)

Ha! Meines Gatten Bild! Das könnte ſchon den Tod mir geben, wenn nicht einer ſchrecklichern Zukunft ich noch entgegen ſehen müßte. Vergieb mir Gatte!

Fernandez (der ſich ihr leiſe nähert.) Gelaſſen, Donna, Sie verrathen ſich.

Fürſtin. Wer warnt mich? Wer? Wer kann ſo freundlich noch gegen mich geſinnet ſeyn? Ja, guter Mann, ich will mich gern beruhigen, wenn ich nur ihn nicht ſehe. (Sie blickt wieder hin, und erſchrickt aufs neue.) Henriko! Soll ich ihn bedauren, ſoll ich ihm fluchen? Iſt er ſchuld an dem allen, oder bin ichs nicht vielmehr? Verzeihung! Gott will ja ſo. O ſchlage nicht ſo ängſtlich, armes Herz. Bald! Bald!

(Sie kriegt den Prinzen Johann ins Auge, und ſchreyt laut mit der Stimme des bitterſten Schmerzes.)

Ach Gott, mein Sohn Johann!

(Sie ſinkt ohnmächtig nieder.)

Der Büßende (dem die Thränen aus den Augen stürzen.) Jesus! Maria! Sie sahe ihren Sohn unter den Verdammten. Nun kann ich nicht mehr, ich muß weinen.

Fernandez. Schweigt! Trocknet Eure Thränen, oder Ihr seyd unglücklich.

(Es kommen mehrere Diener der Hermandad dem Auflauf zu. Fernandez winkt ihnen sich zu entfernen.)

Laßt sie nur, es ist meine Muhme. Eine Aehnlichkeit mit ihrem Sohn verleitete sie zu diesem Ausruf. Sie wird schon wieder zu sich kommen.

(Er führt sie ab.)

Madrid.

Aufenthalt der Fürstin Eboli.

Eboli mit dem Tode ringend. Zwey Wächter. Hernach Pater Ulrich.

Eboli.

O habt Barmherzigkeit! Durchbohrt mich mit dem ersten dem besten Eisen. Gebt mir einen Dolch, wenn Ihr mich selbst nicht tödten wollt. Ich will es thun. Ich kannte keine Höllenqual. Jetzt kenn' ich sie. Um aller Heiligen willen, befreyet mich davon.

Wächter. Wir dürfen nicht, Signora. Wir bedauren Sie. Wir mögten Ihnen helfen, aber wir sind pünktlich beordert. Ihr Schmerz zerreißt selbst unsere Seelen. Wir verlassen Sie, weil wir es zu ertragen nicht im Stande sind.

(Sie gehen ab.)

Eboli (wälzt sich abwechselnd, und läuft wüthend im Zimmer umher.) Sie gehen auch, sie lassen mich

allein. Allein, so ganz allein muß ich die Todesangst ertragen. Es giebt kein Geschöpf auf Gottes Erden, welches mir zu Hülfe eilte, um wenigstens meinen Tod zu erleichtern. Ha! Furien der Hölle, habt ihr Euch verschworen, mich zu zerreißen? Man hat mir den verzehrendsten Gift bereitet. Ein Gatte that das! O, ein Teufel würde milder mit mir verfahren seyn.

Was? Kömmst Du auch noch mich zu quälen? Elisabeth! Elisabeth! Fort! Fort! Elisabeth! Bist Du mehr als Schatten, so tödte mich. Ha! Ein glänzender Jüngling an Deiner Seite? Karlos! O! Ihr glücklich, und ich verdammt — verdammt zu Höllenmartern. Wenn diese Schmerzen ewig währten! Kann ich mich denn gar nicht vernichten?

(Sie zerreißt ihr Gesicht mit den Nägeln, und Blutströme bedecken sie.)

O flösse doch der letzte Tropfen Bluts aus diesen Wunden! Ich werde matt. Tod! wirst du bald erscheinen?

(Pater Ulrich tritt ein.)

Ulrich. Prinzessin! wie fürchterlich ist Ihr Ende!

Eboli. So! Du findest es doch fürchterlich, und dieses Ende ist Dein Werk. Sieh her! Ich war auch ein Werk Gottes, war ein Meisterstück seiner Hand. Du hast das Ebenbild von ihm in ein Scheusal umgeschaffen.

Ulrich. Was hilft es, von vergangenen Dingen zu reden, Fürstin? Die Augenblicke sind jetzt kostbar. Die gröſste Wuth Ihrer Schmerzen ist vorüber. Vielleicht vermählen wenige Minuten bereits Sie mit dem Tode. Ich komme, um der Kirche Hülfe Ihnen zu bringen. Die letzten Augenblicke können Sie, da Sie auf Erden schon so viel gelitten haben, vielleicht noch für die Ewigkeit mancher Leiden überheben.

Eboli. Ich will sie nicht, ich will die Hülfe Deiner Kirche nicht, weil sie durch Dich mir kömmt. Wie kann ein solcher Abschaum aller Boshaften meine Sünden mir vergeben? Nein, Priester, was Du predigst, glaub' ich nicht. Ich will's nicht glauben. Ich will Dich auch nicht sehen. Dein Anblick reizt mich zu erneuerter Wuth. Mein Herz schwillt Mord gegen Dich. Mit diesen Nägeln will ich Dich erwürgen.

(Indem sie auf ihn zustürzen will, strömt das Blut aus ihrem Halse, und sie fällt todt nieder.)

Ulrich. Ich wollte doch, ich hätte die Verantwortung für Diese schon von meiner Seele weggewälzt.

(Er geht nachdenkend ab.)

Vor Madrid.

Ein freyer Platz.

Bald Mitternacht.

(Verschiedene Scheiterhaufen stehen angezündet. Die große Menge Volks ist größtentheils im Beten begriffen. Man führt den Prinz Johann vor.)

Prinz Johann.

Ein saurer, schwerer Tag! — Hier läßt man Menschen tausendfältig sterben. Gott Lob! bald ists vorüber. Hätte ich nicht Dich, Marie, immer vor meinen Augen gehabt, ich hätte murren müssen, daß solchen Barbaren die Gewalt zu Theile geworden ist. Dank, Ewiger, Dank Dir, daß ich nach diesem Tage noch beten kann. Wie fürchterlich war mir die Scene! Ja, es war sicher meiner Mutter Stimme. Sie rief: „Ach Gott! mein Sohn Johann!“ O Mutter, Du bist an dem allen schuld! Was

mußt Du leiden! Wie heftig muß Deine Gewissenspein seyn! Du liebtest mich, und mußtest diesem Tode mich entgegengehen sehen — Wie wirst Du jetzt noch leiden, und wie immerfort, bis Dich der Gram diesem schrecklichen Leben entführt!

(Man legt ihm einen Strick um den Hals.)

Marie! Marie! bald bin ich bey Dir!

(Er wird erdrosselt und ins Feuer geworfen.)

Madrid.

Fernandez Wohnung.

Nach Mitternacht.

Fürstin Gonzago, (welche wieder zu sich gekommen.)
Fernandez.

Fürstin.

Was soll das Leben mir? Ihr waret grausam, daß Ihr mich in dasselbe zurückbrachtet.

Fernandez. That ich es nicht, so thaten's Andre, und unsanfter noch, als ich. Liebten Sie es wohl, einen solchen Gang selbst zu machen, wie Ihr Sohn heute gieng?

Fürstin. Für ihn — für ihn hätt' ich den Gang gemacht.

Fernandez. Davon ist jetzt nicht mehr die Rede. Die Todten kann ich nicht lebendig machen. Genug, ich habe Sie den Händen der

Inquiſition entriſſen. Man hat Sie nicht gekannt. Jetzt haben Sie zween Wege vor ſich, Fürſtin. Entweder gehen Sie in Ihren Palaſt zurück, hüten Sie ſich aber, in Ihrem Leben etwas von dem zu ſagen, was Sie ſahen, ſonſt ſind Sie elender daran, als einer von den Ihrigen.

Oder gehen Sie mit mir. Ich beſuche die Wälder, die mein Freund bewohnte, an deſſen Tode Sie auch ſchuld ſind. Seine Höhle nicht weit von der Wibertsburg wird mein Aufenthalt. Was wollen Sie nun thun?

Fürſtin. Von dieſen beiden keines. Ich würde hier laut verkündigen, daß man mich zu Grunde richtete, und dort — was ſoll mir die Erinnerung an ſo viel verlorne, geopferte, weggeworfne Freuden?

Fernandez. Und das erkennen Sie? O Fürſtin, Sie ſind auf dem Wege, noch weit glücklicher zu werden, als Sie es je denken konnten.

Fürſtin. Spottet meiner nicht. Ich kenne nichts mehr, was für mich Glück zu nennen wäre.

Fernandez. Und wenn Sie Ihres Gatten trübe alte Tage noch durch Ihre Pflege erleichtern könnten, und wenn Marien Sie in ihrer Wittwenschaft Troſt zuzuſprechen fähig wären, würden Sie dieß wohl als Glück erkennen?

Fürſtin. Ich bin kalt, Fernandez, und kalt glaubt man an keine Wunder. Die Zeiten ſind dazu für mich nicht mehr. Man hat mich ſchon zu ſehr getäuſcht.

Fernandez. Ich, des Waldbruders Freund, rettete ſie Beide. Sie ſind in meiner Gewahrſam, und gehen mit mir nach Sachſen. Wollen Sie nun mit?

Fürſtin. Iſt's wahr? Iſt's möglich? — (Sie fällt nieder.) Laßt Eure Füße mich dann küſſen. O! führt mich hin zu ihnen, daß meine Seele reuevoll ich zu ihren Füßen ausweine. Jeder Tag, den ich noch zu leben habe, ſey ihrer ſtrengen Wartung, ſey der Buße gewidmet. Ganz hat mich doch das Glück nicht verlaſſen, wenn es mir ſchon den Sohn nahm, an dem meine Seele hing. Er ſteht jetzt vor Gott. Er wird mir Rettung erflehen wegen meiner ſchweren Verbrechen.

Fernandez. Und nun verhalten Sie ſich ruhig, Fürſtin. Ich muß zum Kardinal, um meinen Abſchied von ihm zu erhalten. In der künftigen Nacht reiſen wir ab, und in der nämlichen Nacht ſollen Sie auch Ihren Gatten und Marien ſehen.

(geht ab)

Fürſtin. O welch ein Licht in dieſer finſtern Nacht! Ich bete an zu Deinen Füßen, Allbarmherziger!

(Sie wirft ſich nieder und betet.)

Eine Stunde von Madrid.

Gonzago Wohnung.

Marie. Fürſt Gonzago. Hernach Der Büßende.

Marie.

Warum denn heute ſo ganz ſtille, lieber Vater? Sonſt ſeyt Ihr doch noch heitrer geweſen. Wenn Ihr gleich niemals frey von Kummer ſeyt, ſo hat doch ein ſo tiefer Schmerz Euch noch nie zu Boden gedrückt. Nur mit genauer Noth erhalte ich ein Wort von Euch.

Fürſt (für ſich.) O wüßte ſie, was für Erwartungen mich zu Boden drückten, ſie würde mit mir nicht ein lautes Wörtchen ſprechen?

Marie. Ihr redet mit Euch ſelbſt! Ihr wollt nicht mit mir reden. Ihr habt Marien nicht ſo lieb, wie ehedem. Ihr nanntet mich wohl oft die

Tochter Eures Herzens; hat dieſes Herz nicht warme Tropfen mehr für mich?

Fürſt. Ja, meine Tochter, es ſchlägt mit vollem warmen Feuer für Dein Heil.

Marie. Laßt alle Grillen fahren. Ich habe wohl ſo viel zu trauren Urſach, als Ihr, und doch habe ich dem Himmel alles heimgeſtellt. O, wenn mir mein Ritter Walter in den Sinn kömmt, mögt' ich allemal die bitterſten Thränen vergießen; aber ich halte ſie um Eurentwillen blos zurück, weil ich gleich denke, der Vater wird mit weinen.

Fürſt. Gutes Weib! Wird aber Dir Dein Vater dann genug ſeyn, wenn Du von des Gatten Tode Nachricht erhältſt?

Marie. O traurig! Sehr traurig! Laßt das ruhen, bis ich Euch mein Leiden klagen muß. Jetzt hab' ich Hoffnung immer noch. Und Hoffnung iſt die einzige freundliche Begleiterin in unſern Leiden.

Der Büßende (tritt ein.) Gott grüß' Euch, edler Signor. Ihr ſeyt's doch, dem ich Bericht von dem abſtatten ſollte, was ich dort geſehen?

Fürſt. Ja, ich bins. Nun, hat Euch die Ermahnung des Paters geholfen?

Der Büßende. Ach Herr, ich fürchte, meine Buße wird die Sünde nicht gehoben haben.

Fürſt. So ſagt mir Alles von dem Augenblick, da Ihr eintraſet in Madrid, bis Ihr es wiederum verließet.

Der Büßende. Ich gieng zuerſt zu einem andern Pater, an den jener mich gewieſen hatte, und da hörte ich das Nämliche, was man mir dort geſagt hatte. Ich ſollte nur die Ketzer alle, die ich brennen ſehen würde, als von Gott Verworfene betrachten, und kein Mitleiden gegen ſie bezeigen.

Marie. Ihr ſahet Ketzer brennen? Gott! was werd' ich hören müſſen?

Fürſt (für ſich.) Welch eine Unvorſichtigkeit, daß ich ſie nicht entfernte! (laut) Marie, laß mich ein wenig mit dem Manne allein.

Marie. Nein, Vater, was Ihr hören könnt, kann ich auch hören. Was Euren Ohren nicht

zu weh thut, muß die meinigen nicht stärker rühren. Die Pflicht bin ich Euch schuldig. Ich kann mir nun die herbe Laune schon erklären. Gott Lob, ich bin gefaßt. Erzählt nur weiter, guter Mann.

Der Büßende. Mein Herz war dann auch ruhiger. Aus mehrerer Zeugen Munde bestehet ja die Wahrheit. Warum sollte ich nicht glauben? Die ganze Nacht hab' ich gebetet. Am andern Morgen früh gieng ich schon hin, und sahe die Verurtheilten. Ich traf zwar manches Gesicht darunter, für dessen Ehrlichkeit und Unschuld ich wohl in einer andern Lage gebürget hätte. Allein Gesichter trügen ja, dachte ich, und die Hermandad verdammet nicht ohne Grund. Ich hielt nun Alle für gerecht verdammt.

Der Zug gieng nun fort, und flößte mir viel Ehrfurcht ein. Die liebe Geistlichkeit erweckte mit ihrem Beten und Singen meine Andacht. Es waren Augenblicke, wo ich die Verdammten sogar beneidete, — versteht sich nur die Bekehrten — daß sie diese Welt in

einer ſo ſchönen Begleitung und unter ſo allgemeinen Frömmigkeitsbezeugungen verließen. — Ich war nun gar nicht mehr zweifelhaft, ob ich nicht fromm und gebeſſert zu meinem Pater zurückkehren würde; ich hielt die Inquiſition für vollkommen gerecht, da ſie beſonders noch für die augenſcheinliche Seligkeit ſolcher Schlachtopfer Sorge trugen.

Auf einmal aber weckte mich ein Zufall aus dem Traume, in welchen ich verſunken war. Wir waren auf den großen Platz gekommen, wo der große König Philipp ſtand, und unter ſeinem Platze war eine Pilgerin mitten unter dem Volke, die hatte eine klägliche Geſtalt und hob die Hände auf, und rang ſie heftig, und ſchrie: Ach Gott, mein Sohn Johann! und ſank ohnmächtig zu Boden.

Marie (ſchreyt.) Ach Gott! Mein armer Walter!

(Sie ſinkt um.)

Fürſt. Zu Hülfe ihr! Geſchwind, geſchwind, holt Waſſer. — Ihr habt das Herz

dem armen Weibe durchbohrt. Das war ihr Mann.

Der Büßende. Ihr Mann? O Himmel! was hab' ich angerichtet!

(Er läuft ab.)

Madrid.

Palaſt des Großinquiſitors.

Zimmer deſſelben.

Der Kardinal. Fernandez.

Fernandez.

Ich wiederhole alſo meine Bitte, Ew. Emi-
nenz. Es giebt Epochen unſers Lebens, in de-
nen wir unſerer Vernunft nicht ſo ganz Mei-
ſter ſind, wie wir es ſeyn ſollten, und ſeyn
könnten. Die Arbeiten, die zu häufig beym letz-
ten Auto da Fe auf mich fielen, haben mich
erſchöpft. Ich brauche Ruhe und Erholung.
Der Platz des Einſiedlers in jenem Walde,
der einmal nicht unbeſetzt bleiben kann, iſt frey,
und da dort Treue eben ſo nöthig iſt, wie hier,
ſo wünſche ich ihn zu beſetzen.

Großinquiſitor. Ich habe aber gern Leu-
te um mich, die ich brauchen kann, wie Euch.

Es wird auf allen Seiten an Euch fehlen. Ihr werdet vermißt werden, und ich kann Euch beſſer in Madrid verſorgen. Nehmt nur, wer hätte die Entdeckung von der Fürſtin mir wohl machen können, als Ihr allein?

Fernandez. Doch, Ew. Eminenz, kann ich von meiner Bitte nicht abſtehen. Wenigſtens auf einige Jahre. Ich glaube, ich würde für Kummer ſterben, wenn ich nicht dort wenigſtens auf einige Zeit die gehoffte Beruhigung mir ſuchen ſollte.

Großinquiſitor. Das will ich nicht. Das wäre ein ſchlechter Lohn für treu geleiſtete Dienſte. Nein, reiſt unter dem Schutze des Himmels und dem meinigen. Hier iſt auch Gold zur Reiſe.

(Er reicht ihm einen Beutel.)

Fernandez. Ich danke, Ew. Eminenz.

Madrid.

Gonzagiſcher Palaſt.

Fürſt Euſebius. Domingo.

Euſebius.

Die Lage iſt doch immer ſonderbar, in welcher ich mich befinde. Man hat des Vaters Bildniß öffentlich verbrannt. Man tödtet den, welchen man für meinen Bruder hält. Man vergiftet meine Schweſter, und fragt mich nicht einmal. Iſt denn das Alles ſo gerecht? Soll ich als baare Münze annehmen, daß es Diſcretion war, daß man's mir verhehlte?

Domingo. Allerdings, mein Fürſt. Der Kardinal ſchickt mich hierher, um Ihnen Glück zu wünſchen, daß das alte Haus Gonzago nicht mehr iſt, daß in Ihnen ein neues auflebt. Ich ſoll Ihnen auch noch berichten, daß Ihre Mutter geſtern, als ſie neugierig genug

ſehen wollen, ob ihr Sohn Johann geopfert würde, bey ſeinem Anblicke vom Schlage getroffen, und da ſie niemand kannte, in der Stille begraben worden iſt.

Euſebius. Sie ſind ein fürchterlicher Mann, Domingo!

Domingo. Wie ſoll ich das verſtehen, Fürſt — Ich weiß nicht —

Euſebius. Sie wiſſen ſehr wohl, was Sie thaten. Sie gaben eben mir die Gewißheit, daß der Ritter Walter mein Bruder war.

Domingo. Und einem Manne wie Sie, Fürſt, ſollte das einen Augenblick von ſeinen frohen Stunden rauben? Mit den Anſprüchen, die Sie haben, mit den Reichthümern, mit dem Stande, mit all den Ehren, die Ihrer noch erwarten, ſollten Sie ſich um den Tod des Bruders kümmern, der Ihnen alles dieſes genommen hätte?

Euſebius. Nun! Jedes Gefühl kann Ihre Politik einem doch nicht hinwegphiloſophiren.

Domingo. Jedes. Sie müſſen gar nicht fühlen. Sie müſſen nur genießen. Nur zum

Genießen ſind ſo auserleſene Kinder des Glücks beſtimmt. Ich brauche Ihnen gar nichts mehr zu ſagen. Bedenken Sie nur, was das Schickſal alles für Sie that. Wenn Sie noch murren wollen, ſo verdienen Sie Verachtung. Ich verlaſſe Sie, und jeden Zweifel, der in Ihnen noch aufkeimen könnte, hebt die Kirche.

(geht ab.)

Euſebius. Es iſt mir nicht ſo, als wenn ſeine Worte Wahrheit wären, und doch werd' ich mich wohl darein ergeben müſſen.

Eine Stunde von Madrid.

Gonzago Wohnung.

Marie. Fürſt Gonzago. Der Büßende.
Hernach Die Fürſtin. Fernandez.

Marie (weinend.)

Er hat's ja überſtanden, lieber Vater. Er ſteht vor Gott, und meine Thränen um ihn würden ihn nur kränken. Aber die arme Mutter! Was muß aus ihr geworden ſeyn?

Fürſt. Habt Ihr es nicht geſehen, guter Mann?

Der Büßende. Nein, Herr; wie mir die Thränen aus den Augen ſtürzten, ſagte einer mir, ich ſollte ſchweigen, wo ich nicht gleich gefangen werden wollte. Ich ſah mich nach ihm um, und indeſſen war die Pilgerin verſchwunden. Ich mußte doch fortweinen.

Wie ich denn in der Nacht Einen nach dem Andern ins Feuer werfen ſahe, fiel mir ein, daß jeder doch Bekannte und Verwandte haben müßte, daß ſolche Trauer über Vielen ruhen würde, die nur es nicht merklich werden laſſen dürften. —

Fernandez. Gonzago, da iſt Eure reuige Frau.

Fürſtin (wirft ſich vor dem Fürſten nieder.) Verzeihung, Mann, den ich zu Grunde richtete, Verzeihung! Ahme Gott in dieſer ädlen ſeiner Eigenſchaften nach.

Fürſt. Ich habe Dir verziehen. Ich danke Gott, daß er Dich mir gerettet.

(Er hebt ſie auf.)

Marie (wirft ſich der Fürſtin um den Hals.) Seht Ihr mich denn nicht, Mutter? O die arme Marie hat wenigſtens noch einen Troſt.

Fürſtin. Du auch, Marie, Du vergiebſt mir auch? O Gott! wie gute Menſchen hab' ich verkannt.

Fernandez. Jetzt iſts nicht Zeit zu plaudern. Die Wagen ſind bereit. Fort in die Wibertsburg. Da wollen wir ſehen, ob der Friede unter den wenigen Uebriggebliebenen

eines zerrütteten Hauses, das so ädel war, wiederherzustellen ist. Wer ist der Mann, Gonzago?

Fürst. Unser Bruder, denn er fühlt, wie wir. Er darf uns nicht verlassen. Er soll dort nicht von Pfaffen mehr genarrt werden, er soll seinen herzlichen Gefühlen treu bleiben.

Kommt, Kinder. Weinen und Erheiterung sollen im Reste unsrer Tage mit einander wechseln.

Ende

des vierten und letzten Theils.

Kolonie.

Schauspiel in vier Aufzügen

für

das churfürstlich-sächsische Hoftheater

von

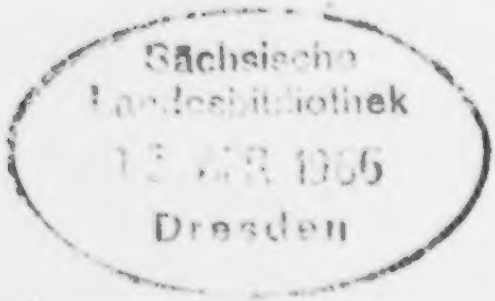
Albrecht.

Dresden,

in Commission der Richterschen Buchhandlung.

1792.

GROSSHERZOGLICHE BIBLIOTHEK
NEUSTRELITZ


Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Die Kolonie.

Ein Luſtſpiel

in vier Aufzügen.

Perſonen:

Capitain **Robert.**
Fritz, deſſen Sohn.
Franz, ſein adoptirter Sohn.
Capitain **Mileſchen.**
Capitain **Lehmann.**
Frau **Lehmann,** deſſen Frau.
Auguſta, ihre Tochter.
Steuermann **Werner.**
Null,
Amalie,
Friederike, Amalliens Tochter, } Bewohner einer wüſten Inſel.
Jakob, Oberbootsmann.
Flut,
Pink, zween Matroſen.
Klaas, ein Schiffsjunge.
Chor von Matroſen.

Erſter Aufzug.

Die Scene iſt eine Gegend auf einer unbewohnten Inſel; Felſen ragen auf allen Seiten hervor, und das Buſchwerk iſt wild. Die Ausſicht geht auf die See. Ein Boot fährt ans Ufer, in welchem einige Matroſen zurückbleiben. Es iſt frühe Dämmerung; es ſtürmt noch, und donnert zuweilen.

Erſter Auftritt.

Capitain Robert. Friz. Franz.

(ſteigen aus dem Boote.)

Robert.

So! hier iſt ein gut Ländchen! Unſers Herrn Gottes Erde iſt Einem doch lieb, wenn man ſchon, wie ich, mit dem Elemente des Waſſers ſehr bekannt, und ihm ſehr hold iſt. — Das hieß ſich aber tapfer gehalten, Jungens! Du, Fritz, wirſt ein braver Seemann werden, und Dir, Franz, hätt' ich die Courage nicht zugetraut. Haſt Dich wieder bey mir inſinuirt; hätte Dich, hol' mich Neptunus, bald nicht mitgenommen, wie Du mir da die Weiber aufhängen wollteſt.

Fritz. Vater! die Weiber ſind nun mit Capitain Midſchen gegangen. Wenn das Schiff im Sturm verloren iſt, ſo ſind Sie doch an ihrem Tode ſchuld.

Robert. Ich ſchuld? Das ſpricht ein contrairer Wind aus Dir; daran bin ich ſchuld, daß ihr alle noch lebt. Hätte ich die Weiber am Bord gehabt, da wäre des Lamentirens ſo viel geworden, daß unſere braven Leute den Muth verloren hätten; und arbeiteten die nicht ſo friſch, ſo lägen wir alle im naſſen Bette da unten. Jungens! ſagt' ich, wir ſind keine Weiber — laßt uns arbeiten. Das hätte ich ſchon nicht ſagen können, wenn ich die Jammerweſen hier gehabt hätte.

Franz (der indeſſen ſich allenthalben verwunderungsvoll umgeſehen.) Wär's möglich? Wahr!

Robert. Nun, Franz, was kuckſt Du? was brummſt Du?

Franz. Es iſt mir, mein Seel, als wenn ich ſchon einmal hier geweſen wäre.

Robert. Biſt Du raſend, Junge?

Fritz. Haſt Du übergeſchnappt, Franz?

Franz. Hat ſich was überzuſchnappen. Was ich ſelten merke, das merk' ich gut. Den Felſen da, und die Bäume —

Fritz. Steine und Geſträuch haſt Du ja doch in Deinem Leben genug geſehen.

Franz. Und das Feuerfleck da auf dem Hügel —

Robert. Sieh mir einmal in die Augen — (er greift ihm an Stirn und Puls) Haſt Du Hitze? Mein Seel, mit Dir iſt's nicht richtig.

Franz. Laßt mich, Capitain — laßt mich gehen —

(er ſpringt umher) und die Bucht da — und das Ufer — und — und — und — fort — fort — fort muß ich. (er will fortlaufen.)

Robert (hält ihn auf.) Teufelsjunge, hier geblieben!

Franz (wild.) Ich muß fort.

Robert. Hör', bin ich Dein Capitain, oder bin ich eine Maus, mit der Du Haſchens ſpielen willſt? Steh, Patron, oder marſch aufs Schiff.

Franz (gelaſſen.) Nun ja — da ſteh' ich — aber ſpazieren gehn werd' ich doch dürfen.

Robert. Das wird ſich ausweiſen. Hör', Fritz. Dir übergeb' ich ihn, forſch' ihn aus. Wenn's nur ſo ein Uebergang iſt, ſo laß ihn laufen; wenn's aber wirklich rappelt, ſo halt ihn feſt. Da ſoll der Schiffschirurgus die Ader ſchlagen. Armer Teufel! Du ſollſt mich doch dauern. — Nu, ich laß euch allein, will wieder anfahren. Das Schiffvolk mag ſich luſtig machen, ich will ausſchlafen; hab' in dreymal vier und zwanzig Stunden kein Auge zugethan.

(ab.)

Zweyter Auftritt.

Fritz. Franz.

Fritz.

Aber Franz, um aller Welt Wunder, was machſt Du? Iſt es Traum, oder iſt es Wahrheit? Soll ich dem Vater glauben, oder iſt das der Ort —

Franz (freudig.) Er iſt es, Fritz. Es iſt die Inſel, wo ich zwey Tage war, und dann mit Gewalt weggeriſſen wurde. Wo ich in den zweyen Tagen ein Mädchen kennen lernte, die ſeitdem ſich noch nie vor meiner Seele verloren. Wenn es nicht der ſichtbarſte Traum iſt, der je einem Menſchen erſchienen, ſo muß ich ſie wieder finden; das durfte ich Deinem Vater nicht ſagen.

Fritz. Nein, gewiß nicht. Da wäre der Weg zum Schiffe Dein einziger geweſen. Wenn von Weibern die Rede iſt —

Franz. Ja, da iſt er der Sturm, wenn er auch ſonſt die Sanftmuth ſelbſt iſt.

Fritz. Und doch liebe ich Eine unter ihnen ſo unausſprechlich. Wenn ſie verloren wäre, ich glaube, ich könnte meinen Vater haſſen.

Franz. Das iſt ſie nicht — Midſchen iſt ein herrlicher Seemann. Er ſchleppt ſich durch den widrigſten Wind, und wenn er ihm auch auf der Naſe ſteht. Er hat mir verſprochen, ſtreng unſere Fahrt zu halten, und wenn's Glück gut iſt, ſo kriegen wir ihn heute noch zu ſehen.

Fritz. Verzagen darf ein Seemann freylich nicht. O Franz! bey aller Güte meines Vaters iſt er ein ſo harter Mann! ſo eigenſinnig drauf, daß ich mich nie verheirathen ſoll. Alle Tage predigt er mir's vor, daß die Weiber nichts taugen, und alle ſeine Predigten ſind für mich hohl, wie die See in voriger Nacht. Ich darf mir nur meine Auguſte vorſtellen, ſo ſind ſeine moraliſche Unterhaltungen zum an-

dern Ohr hinaus. Wie ich zum erstenmal unter vier Augen mit ihr sprach, und ihr Anstand, ihre Miene, ihre Lebhaftigkeit mir so vieles sagte, traf er mich bey ihr an; er nahm ganz kaltblütig meine Hand, führte mich sachte weg, und sagte der guten Auguste mit dürren vier Worten: „Nichts für Sie, Mamsell!“ Wie wir allein waren, sprach er sehr lakonisch: „Fritz, das war kalt demonstrirt! kömmst Du mir wieder, so demonstrir' ich Dir wärmer.“ Er kennt nur Kälte oder Glut. — Franz! Franz! Du hörst mich ja nicht! — Franz!

Franz (der in Gedanken sich immer umgesehen, und endlich auf einen Baum zugesprungen ist.) Wie kann ich denn auf Dich hören? Hier steht der Name, Franz, in einen Baum gegraben, (er küßt ihn) Das hat sie gewiß gethan, hat geweint, daß ich weg war, hat sich nach mir gesehnt — Fritz! laß mich — laß mich sie suchen.

Fritz. Glücklicher Mensch! Du gehst Deiner Liebe entgegen, und ich muß sie im kalten Abgrunde vermuthen. —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Werner.

Werner (aus dem Boot tretend.)

Land! Viktoria! Land! — Herzensjungens, Euer Vater hat sich schlafen gelegt, und das von rechtswegen. Zweyundsiebenzig Stunden hat er für uns gewacht. In der letzten Nacht machte ich ihm harte Vorwürfe, daß

er mir nicht einmal eine Wache durch das Schiff anvertrauen wollte. „Werner," sagte er da, „Du verstehst so „viel wie ich, das weiß ich. Aber in meiner Wachsamkeit „liegt meine Ruhe. Kriegst Du einmal ein Schiff, so „machs auch so; es wird Dich nicht gereuen."

Franz. Ja, Robert ist ein herrlicher Mann, wenn er nur nicht Grillen hätte.

Fritz. Und Werner ist auch ein herrlicher Mann, wenn er nur dem Vater ein bischen zureden wollte.

Werner. Fritz und Franz, ich habe Euch beide lieb, wie meine Brüder, aber mein Gewissen habe ich doch noch lieber. Wenn's beym Seemann ums Herze nicht richtig ist, das ist ein klaatrig Ding. Ich hab's Eurem Vater in die Hand geschworen, ich wollte nie von Weibergeschichten mit ihm reden. Wenn ichs nun doch thäte — vielleicht — er hat mich lieb — vielleicht gäb er mir meinen Abschied nicht; aber ich hätte meinem Gewissen und meiner Ehre den Abschied gegeben, und bey meiner Seele, ich führte das Schiff in meiner Seelenangst, selbst einmal auf eine Klippe. Ich würde immer confus seyn, ich würde immer denken: du hast doch schlecht gehandelt, und mußt umkommen.

Fritz. Also darf ich von meiner Auguste nie mit Dir reden, Werner?

Werner. Nicht wohl, Schatz; denn Du könntest mich weich machen, daß ich wieder von ihr spräche. Aber um Euch zu zeigen, Jungens, wie sehr ich Euch liebe, will ich Euch etwas flechten.

Franz. Nur geschwind, Werner, denn ich habe eine schnelle Expedition vor.

Werner. Der Alte hat Willens, mit Euch hier zu bleiben, sobald er weiß, daß Midschens Schiff untergegangen oder vorbey ist.

Fritz. Und warum das?

Werner. Weil hier keine Weiber sind, und er Euch da für aller Gefahr sicher weiß.

Franz (in die Hände lachend.) Fehlgeschossen!

Fritz (mit der nämlichen Pantomine.) O weh!

Werner. Nu, findet Ihr denn das so lächerlich? oder glaubt Ihr, ich spase?

Fritz. Das eben nicht; der Vater ist toll genug dazu. Aber es kömmt hier ein kleiner Umstand ins Spiel. Es ist ein Mädchen auf dieser Insel —

Franz. Zu der ich gleich gehen werde. Ein charmantes Mädchen, Herr Steuermann, ein Engel von einem Mädchen.

Werner. Still — still — ich will nichts davon wissen.

Fritz. Franz, verplaudre Dich doch nicht. Lauf, daß Du fortkömmst.

Franz. Ja, ich laufe schon. Ich denke wenigstens, sie ist noch da; und wann sie noch da ist, nun da mag Capitain Robert mich immerhin hier lassen — einsperren — nur mit ihr, und ich vergesse Himmel und Erde —

(ab)

Vierter Auftritt.

Werner. Fritz.

Werner.

Da haben ſich der Herr Capitain garſtig geſchnitten. Wo Eine iſt, da können auch wohl mehr ſeyn, und wenn Midſchens Schiff nun verloren wäre, ſo würde der Herr Sohn mit einer Inſulanerin auch vorlieb nehmen.

Fritz. Böſer Menſch! daß Du mich an das erinnern mußt.

Werner. Still alſo davon; aber kannſt Du mir nicht ſagen, woher Deines Vaters Feindſchaft gegen das weibliche Geſchlecht eigentlich rührt?

Fritz. Gerade ſo wenig, wie Du mir. Ich mochte drey Jahr alt ſeyn, wie er Deutſchland verließ. Eine ganz ſchwache Erinnerung des Hauſes, worin wir waren, und einer weiblichen Geſtalt, die ich Mutter nannte, iſt alles, was mir von jenen Zeiten noch übrig iſt. So wie ich nun Begriffe hatte, ſuchte er mir den Abſcheu, den er ſelbſt hat, einzuprägen. Ich habe ihn in meinem Leben noch mit keinem Frauenzimmer ſprechen hören, wenn er ihr nicht eine Sottiſe, oder eine Nachricht ſagen konnte, die ſie kränkte.

Werner. Ja, weiß der Himmel, bitter genug kann er gegen ſie ſeyn.

Fritz. Je mehr er mir Fehler von ihnen aufzudecken ſuchte, deſto mehr fand ich, daß er Unrecht hatte. Und wie ich Auguſten erſt ſahe, — da ſchwanden alle ſeine Grund-

ſöge vor meinen Augen, wie dieſ Ufer bey gutem Winde. Erfährt ers, daß Franz ſich hier verliebt hat, ſo wird der Henker einmal wieder los ſeyn.

Werner. Da werden wahrhaftig die Anker bald gelichtet werden. Aber doch möcht' ich gern auf den Grund ſeiner Krankheit kommen, um zu wiſſen, ob man kein Mittel finden kann, ihn zu kuriren. Damals, wie er mir das Verſprechen abforderte, nie eines Weibes gegen ihn zu gedenken, hatten wir eben einen fürchterlichen Sturm. Ich ſtand am Steuerruder, und er lehnte gedankenvoll und tiefſinnig neben mir, ſah bald auf den Kompaß, bald in den geſternten Himmel hinein. Alle Matroſen, die eben an der Arbeit waren, waren auf dem Vordertheil des Schiffs. „Herr!" ſagte ich, „warum ſo traurig?" „Ach Gott! Werner," ſagte er mir, „vor vielen, vielen Jahren erlebt' ich auch einmal einen ſolchen Sturm. Da betete ich ſo recht brünſtig zum Himmel, er möchte mich nur dieſesmal retten. Ich glaubte wonnevollen Freuden entgegen zu gehen, und mein Loos wäre bald Verzweiflung geweſen. Ich bat den Himmel um Standhaftigkeit, und er gab ſie mir. Aber wann die vorigen Zeiten ſo lebhaft wie heute mir erſcheinen, ſo wollt' ich doch lieber, ich wäre damals untergegangen, ſo hätte ich eine ſchreckliche Erfahrung nicht gemacht." Wenn ich nicht weiter geforſcht hätte, wäre er vielleicht nicht auf das Extrem gefallen, ſo aber mußte ich den Schwur thun, nie eines Weibes gegen ihn zu gedenken.

Fritz. Gemißhandelt iſt er gewiß von ihnen. Aber was kann das Geſchlecht für Eine? Wenn er uns nur einmal Gehör gäbe, wenn ich und meine Auguſte ihm nur einmal ſagen dürften, was wir für einander fühlen, — wenn ich und meine Auguſte — Doch, guter Werner! ich werde ſie ſchwerlich wiederſehen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jacob. Klaas. Verſchiedene Matroſen.

(Eine Partie Matroſen treten aus dem Boot; ſie kommen ſingend nach der Muſik einiger blaſenden Inſtrumente, die ſie bey ſich führen, angefahren. Beym Ausſteigen tragen ſie Materialien zu einem Punſch, in einem ordentlichen Aufzuge ums Theater während des Singens umher. Fritz und Werner ſehen ihnen zu, endlich ſetzen ſie alles zu ihren Füßen nieder.)

Für Matroſen iſt der Punſch;
Stets im Feuchten muß er hauſen,
Naß von innen — naß von außen,
Dies ſein Leben, das ſein Wunſch.

Wenn die ſchwere Woge kracht,
Scheint ſie nur beym Punſch zu krachen.
Dieſer edle Saft muß machen
Nacht zu Tag, und Tag zu Nacht.

Furcht verschwindet — Zagen weicht,
Muth erzeugt er auf der Stelle,
Selbst den Tod in nasser Well.
Macht der Geist des Punsches leicht.

Jakob. Nu, willkommen am Lande, Herr Steuermann! Willkommen, junger Herr Schiffspatron! Der Capitain hat uns erlaubt, uns lustig zu machen, und da wollen wir Sie hiermit schönhöflichst gebeten haben, mit uns vorlieb zu nehmen.

Fritz. Ja, Oberbootsmann, wir wollen mit Euch trinken.

Werner. Das wollen wir, Kamrad, und uns freuen. Armer Klaas! Du hast wohl viel ausgestanden? Hat's Herz nicht gepocht?

Klaas. Könnt's eben nicht sagen, Herr Steuermann — Ich bin freylich jung; aber wenn ich so den Muth aller Menschen um mich her sahe, — und wenn ich besonders Ihn, lieber Herr Werner, so ganz ohne Furcht auf und niedergehend betrachtete —

Jakob. Wahr — Du hast immer viel geleistet. — Aber hättst es doch nicht ausgehalten, wenn Herr Werner Dich nicht manchmal unterstützt hätte. Das rathe ich Dir, Klaas, sey mir gegen den Mann dankbar. — Wäre der Herr Steuermann nicht so ein junges Männchen, ich wollte wetten, er wäre Dein Vater, so lieb hat er Dich.

Klaas. Ich hab' ihn auch recht lieb, und sehe ihm's an den Augen ab.

Fritz. Das ist wahr, gutmüthig ist Klaas. Sag mir nur, wie Du Dich zu dem Seewesen hast verstehen können?

Jakob. Ja, wahrhaftig, er ist allewege so zart, daß man denken sollte, er wäre etwas rechts. Ich wollte, Klaas, Du hättst nicht so ein weibisches Ansehen. Wann er einen Tau packt, so denk' ich allema!, das Bast geht von Händen herunter. Wer war denn Dein Vater?

Klaas. Euter Jakob! — wenn ich einen hätte —

Jakob. Spasvogel! — Ich glaube gar, Du heulst? Pfuy! das muß kein Matrose; nicht einmal, wenn er Abschied von seinem Weibe nimmt.

Klaas. Je nu, das Heulen ist mir auch nicht so nahe. Ihr seht's ja, ich bin mit allem zufrieden, was ihr von mir haben wollt. Nur auf den Punkt, da laß ich mich nicht gerne bringen.

Jakob. Wollen denn auch nicht weiter davon sprechen; hast ja hier der Väter genug, wenigstens haben wir Dich so lieb. Mit dem Capitain — da wird sich's schon geben. Dafür ist hier der junge Herr Fritz —

Fritz. Já, Klaas, so lange Du bey uns bist, will ich für Dich sorgen, und willst Du nicht selbst weg, so sollst Du immer bey uns bleiben.

Jakob. Aber wir vergessen das beste. Trinken, Kinder, trinken müssen wir. Wo machen wir uns denn hin?

Werner. Da oben habe ich einen herrlichen Rasenfleck gesehen, da können wir uns hinsetzen. Süß Wasser ist gleich

dabey, und auch dürres Holz, wenn wir warm trinken wollen.

Jakob. Ja, warm. Hier stürmt's ja nicht, hier haben wir kein Feuer zu fürchten. So kommt, Kinder. Stimmt mit ein, wir müssen ganz in der Ordnung fortziehen. Wir wollen das Lied singen, wie's mit uns wechselt.

(Der Zug geht singend noch einmal herum, und dann ab.)

Wechsel ist auch unser Loos.
Wenn dem Sturme wir entronnen,
Und das freye Feld gewonnen,
Ist die Freude doppelt groß.

Wir genießen die Natur,
Wenn wir auf dem Lande hausen,
Muß man feyern, muß man schmausen;
Arbeit ist für Seeluft nur.

Auf dann, Brüder, auf zum Trunk!
Unser Schiffspatron soll leben!
Jubel soll die Luft durchschweben;
Muth und Punsch macht reich genung.

Sechste: Auftritt.

Eine andere Gegend der Inſel, auf der Seite eine Hütte.

Mull

(ſteht allein mit einem Vogel in der Hand, den er eben geſchoſſen.)

Heute ſind's gerade vierzehn Jahr, daß ich ſie hier mit dem Würmchen fand, was mir nun ſo zum Wurm geworden. Funfzehn, daß der verwünſchte Capitain mich ausſetzte. Ich dachte Wunder was ich für einen Fund gethan, wie mir das ſchöne Weib, nach dem ich ſo lange geſeufzt hatte, von ſelbſt in die Arme lief. Ich glaubte, das Schickſal könnte keinen glücklichern Wurf finden, und es war eine Niete. Verſprochen haſt Du mir aber das Mädchen; geſchworen haſt Du ſie mir. Länger wart' ich nicht. Heute ſie mein Weib, oder Du kalt. Sie kömmt! — Nein, es iſt Rikchen. — Milch und Blut in ihren Wangen — Guten Morgen, Rikchen.

Siebenter Auftritt.

Friederike (aus der Hütte tretend.) Mull.

Friederike.

Guten Morgen, Mull. Ach! das iſt ein ſchöner Morgen. Mutter ſagt, es wäre die Nacht ein entſetzlicher Sturm geweſen; das habe ich aber alles verſchlafen. Nun will ich recht herumlaufen, auf alle Berge ſpringen.

Mull. Wieder nach einem Schiff auskuken. Rikchen, laß Dir das vergehen, hieher kommt keins.

Friederike. Wird schon kommen, wenigstens sieht's die Mutter gern. Die will nun einmal nicht hier bleiben; alle Tage hofft sie stärker, und sagt, wenn nicht bald ein Schiff käme, da wäre sie unglücklich, und das soll sie nicht seyn. Lieber Mull, schaff Er doch ein Schiff!

Mull. Woher soll ichs denn nehmen, Rikchen?

Friedrike. Ja, wenn Er mich nicht verrathen will, da will ich Ihm wohl sagen, was die Mutter meynt. Wie das Ebenbild von Ihm, Franz da war, da wäre ein Schiff da gewesen, und das Schiff hätte Er fortgehen lassen, und Franzen auch.

Mull. Aber Du weißt ja, daß ich die ganze Nacht nicht wegkam, und am andern Morgen war er fort.

Friederike. Die Mutter sagt, das hätte Er durch Andere so angestellt. Es wären viele solche Menschen, wie Er, auf einem Schiffe da gewesen, und da würde Er es wohl so gemacht haben, daß sie ihn des Nachts geholt hätten.

Mull. Die Mutter träumt, und ich glaube, wir alle haben geträumt. Franz kam und war wieder weg; das ist eine Erscheinung gewesen, und kein wirklicher Mensch.

Friederike. Mach Er mir das nicht weiß. Eine Erscheinung ist ein Gespenst, und ein Gespenst kann einen nicht so lieb haben, wie Franz mich hatte, und ein Gespenst kann einen nicht küssen. Die Mutter hat mir immer von so vie-

len

len Menſchen erzählt, die es an andern Orten gäbe, und immer hab ichs ihr nicht geglaubt, weil ich mirs gar nicht vorſtellen konnte. Aber, ſeitdem ich Franzen geſehen habe, da glaub' ich alles.

Mull. Und immer Franz und ewig Franz! So gut Du Dir einbilden kannſt, daß Du ein Geſpenſte ſiehſt, ſo gut kannſt Du Dir auch einbilden, daß es Dich küßt. Wenn Du aber die Mutter recht gut machen willſt, ſo ſag' ihr nur einmal, daß Du mich recht lieb haſt, da wird ſie auf einmal froh werden.

Friederike. Wenn ſie das glücklich machen kann, da will ichs ihr wohl ſagen. Ich bin Ihm auch recht gut, denn Er verſorgt uns ja. Aber doch ſag' ich Ihm, daß ich Franz, der kein Geſpenſt war, lieber habe. Franz war auch ſo wie Er, Mull, aber er war doch hübſcher wie Er, und wenn der zu mir ſagte: Liebes Rikchen! ſo war das ein ganz anderer Ton. Zehnmal lieber hört' ich es von ihm. —

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Amalie.

Amalie.

Ein ſchöner, friſcher, heiterer Morgen nach dem Sturm. Rikchen! wir wollen ein bischen auf den Berg gehen, und ſehen, ob ſich etwa was hieher verſchlagen hat. Mull wird uns ſchon rufen, wenn das Eſſen fertig iſt.

Mull. Dazu ist Mull gut genug. Aber, Amalie, Mull möchte gern ein paar Worte mit Dir reden; Rikchen kann unterdessen den Vogel rupfen.

Amalie. Geh, Rikchen, setz Dich droben auf die Spitze. Da kann man recht weit in die See sehen. Ich weiß nicht, warum ich heute eine so gute Laune, so gute Ahnungen habe.

Friederike. Geb' Er her, Mull. (sie nimmt den Vogel) Wenn ich was sehe, Mutter, will ich laut schreyen.

(ab.)

Neunter Auftritt.

Amalie. Mull.

Mull.

Heute sinds vierzehn Jahr, Amalie, als ich Dich nicht weit von hier mit diesem Kinde hülflos fand, als ich auf meinen Schultern Dich in meine Hütte trug, als ich in ängstlicher Erwartung drey Tage Dich zwischen Tod und Leben ringen sahe, und meine sorgfältigen Bemühungen endlich Dir das letzte erhielten. Ich pflegte Dein Kind statt Deiner; ich ließ drey Monate verstreichen, bis Du wieder völlig bey Kräften warest. Ich verlangte zur Dankbarkeit Deine Hand: Du schlugst sie mir ab.

Amalie. Ich war eines Andern Weib. Kummer und Trübsal hatten an meinem Leben genagt — ich wollte sie nicht mit einer unerlaubten Handlung vermehren.

Mull. Ich ließ die Entschuldigung gelten; ich kam Dir mit Liebe in jedem Wunsche zuvor.

Amalie. Bis zum Tyrannen Du wurdest, bis Du göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen treten wolltest, bis ich die Hand der Gewalt zu Hülfe nehmen mußte, um Deinem Frevel Einhalt zu thun. Wie manche Nacht mußte ich, bange für Deinem Ueberfall, verwachen! wie oft stießest Du Flüche gegen mich und mein verwaistes Kind aus —

Mull. Die die Leidenschaft mir auspreßte. Du setztest Dir fünf Jahre Zeit. Ich war zufrieden. Kannst Du in ihnen mich eines Vorwurfs zeihen?

Amalie. In der Zeit nichts. Aber wie sie um waren, mußte ich mich zu Deinen Füßen krümmen; das Recht machte Deine Tyranney schlimmer; selbst die Vorstellung meiner abgehärmten Gestalt, meiner verblüheten Schönheit hätte Dich nicht erweicht, wenn das blühendere Mädchen, in dem die Natur in ihrer ganzen Völle zu entwickeln sich anfieng, mich nicht unterstützt hätte. Ich brachte Dir ein Opfer, was ich nicht verschenken konnte.

Mull. Als ob ichs erhalten hätte! Das Mädchen wuchs heran, Du setztest mir andere grausame Sechs Jahr. Sie verflossen. Ich hatte den lockenden Bissen angenommen, und Du hieltest mir nicht Wort.

Amalie. Und Du kannst mir das vorwerfen? Du wägst es, Mull, den schändlichen Raub an uns begangen, mir ins Gedächtniß zurückzurufen? Wer erschien in dem Zeitpünkte, als ein Engel vom Himmel, um uns zu retten?

Mull. Sage, als ein Geſpenſt aus der Hölle, um unſern Frieden zu ſtören. Woher kam es, und wohin ging es?

Amalie. Eine Frage, die ich an Dich thun müßte. — Wohin er gegangen, iſt für mich eine ſchreckliche Muthmaßung. Zwey Jahre gehe ich umher, und ſuche den Fleck, wo ſeine unglücklichen Ueberreſte liegen, um Dir zu beweiſen, daß Du ſein Mörder biſt.

Mull. Amalie! Mir eine ſolche Beſchuldigung?

Amalie. Dir ſie ſo lange, bis Du Dich rechtfertigeſt. Ich will nichts von meinen Ahnungen, nichts von den beunruhigenden Träumen ſagen, die ein Menſch ohne Glauben, wie Du, verwirft. Aber meine Augen ſehen noch ſehr gut und deutlich. Den Tag, nach dem Franz verloren war, ging ich den Strand entlang, bis an die andere Seite der Inſel. Ich fand ein friſches Feuerfleck — Fußſtapfen vieler Menſchen, verlöſchte Kohlen, und (ſie zieht ein Tuch hervor) dieſes Tuch, das ich ſehr genau für Franzens Tuch erkannte. Ja, daß es Spuren ſeines Bluts gehabt hätte —

Mull. Und was hätteſt Du dann gethan?

Amalie. Laß michs nicht ausſprechen! Ich glaube, ich wäre Dein Richter geworden. Mit dem Schiffe ging er nicht fort. Das konnte Franz nicht, der in Friederikens Seele ſich verloren. Gemordet haſt Du ihn. Gieb mir Licht — helles klares Licht hierüber — dann wollen wir von Rikchen ſprechen.

(ab.)

Zehnter Auftritt.

Mull allein.

Ermordet hab' ich ihn nicht; allein das helle klare Licht dir zu geben, welches du begehrst, dazu fühle ich keinen Beruf in mir. Dich morden, war mein Vorsatz. Du bist mir ja auch nur im Wege.

Eilfter Auftritt.

Friederike kömmt außer Athem gelaufen.

Mull.

Friederike.

Ein Schiff! — ein Schiff! Mutter! Mutter! Wo ist die Mutter, Mull?

Mull (bestürzt.) Ein Schiff? (gefaßter) Du wirst eine Welle gesehen haben. Kennst Du denn ein Schiff?

Friederike. So wie die Mutter es mir beschrieben, ein Gebäude mit drey Stangen in die Höhe, und runden vollen Tüchern daran. Ganz klein sehe ichs nur, aber es ist auch noch weit. Komm nur, komm!

Mull. Narrenspossen, Mädchen. Es kann nicht wahr seyn.

Friederike. Mutter! Mutter! Wenn Du nicht kommen willst, so will ich schreyen, bis sie kömmt. — Mutter! Mutter!

Mull. Still! Mädchen, bleib hier. Setz Du der Mut-

ter etwas in den Kopf, hernach iſts nicht wahr, da heult ſie ſich die Augen wund. Es kann nicht wahr ſeyn.

Zwölfter Auftritt.

Amalie herzuſtürzend. Die Vorigen.

Amalie.

Es iſt, es iſt. Mein heißes Gebet iſt erhört. — Geſchwind, Mull, auf den Berg. Steck die große Flagge aus. Laßt uns eilen, ehe es vorbeygeht. Nimm Dein Gewehr mit, ſchieß ein paarmal. O Rikchen! wie wollen wir unſere Stimmen erheben, daß ſie uns hören, und retten!

Mull. Nein, Amalie! die Zeiten der Täuſchung ſind vorüber. Einſt ließ ich mich überreden, Jahre zu verſchwenden, um mein Glück zu erwarten. Ich will nicht der Schöpfer meines Unglücks ſeyn. Ich will nicht das Kleinod, was mein Eigenthum iſt, in andere Hände geben. Macht was Ihr wollt, ich gehe keinen Schritt um das Schiff.

Friederike. Mull — lieber Mull, ich bitte Ihn, thue Er mirs doch zu Gefallen. Er thut ja ſonſt alles, was ich haben will. Seh' Er, die Mutter weint, und ich muß auch anfangen zu weinen, wenn Er ihr nicht folgt.

Amalie. Unmenſch! Du willſt nicht, — gut, ich will thun, was ich kann. Gelingt mir es, wohl, dann rächt mich der Himmel an Dir. Gelingt mir es nicht, ſo ſoll doch der Böſewicht nie mein Sohn werden, der mich dem Elende überlaſſen konnte. — Eher will ich —

Mull. Halt ein, Weib, mit allem, was Du wollteſt. Höre meine letzte Entſchließung. Verſprich mir hier feyerlich, und mit Bewilligung Deiner Tochter, bey dem Eide, an den Du ſo ſehr glaubſt, daß, wenn ich Deine Rettung zuwegebringe, ich dieſes Mädchen heirathen ſoll. —

Friederike. Liebe Mutter! verſprich ihm doch alles, — ich will ihn ja gern heirathen, wenn Du dadurch nur glücklich wirſt.

Amalie. O! daß ich mit Dir, Friederike, ein Raub der Wellen geworden wäre, wie meine jüngere Tochter! — Aber das Schiff eilt davon. Eine Bedingung noch, und ich verſpreche Dir's. Wenn Franz auf dem Schiffe iſt, gilt mein Eid und mein Wort nicht. Iſt Franz nicht da, ſo halt' ich ihn Dir, ſo opfere ich das Mädchen, weil es der Wille des Schickſals iſt.

Mull. Gut! auch das bin ich zufrieden. Die zwey hingeſchwundenen Tage hier werden nicht ſoviel Eindruck auf ihn gemacht haben, daß er dieſe wüſte Inſel wieder aufſuchen ſollte.

Amalie. Nimm mir auch den Traum, den ich noch habe — komm nur und folge mir.

Friederike. Ja, Mutter! wir kommen; Freude über Freude! Das Schiff wird kommen, Mutter wird froh ſeyn, Franz wird kommen, und viele — viele Menſchen, und Nikchen wird ſie alle ſehen.

(ab.)

Zweyter Aufzug.

Die Gegend wie im letzten Theile des vorigen Akts.

Erster Auftritt.

Friederike von einem Hügel herablaufend.

Mutter sagt, es kommt, und Mull sagt: es kommt nicht; wer nun Recht hat? Doch wohl Mutter, denn die sieht am weitesten. Ach! Wenn es käme, wenn Menschen auf dem Schiff wären, und Franz wäre drauf —

Zweyter Auftritt.

Franz, der durchs Gebüsch herbeyeilt. Friederike.

Franz.

Rikchen! — Rikchen! — er ist da, —

Friederike. Wer ist da? — Franz! Du — o Du allerliebster Franz, bist Du da? (sie will ihm um den Hals fallen, stößt ihn aber wieder zurück) Nein! ich mag Dich nicht küssen, weil Du weggelaufen bist. Warum bist Du weggelaufen? Mutter hat geweint, und ich habe geweint, und Mull, der hat uns ausgelacht.

Franz. Rikchen! habe ich Dich wieder? Haben meine

Augen mich nicht betrogen, und mein Herz auch nicht, daß ich wähnte, Du würdest an mich denken — mich nicht vergessen?

Friederike. An wen sollt' ich denn wohl denken — an die Mutter? die hab' ich — an den alten Mull, den seh' ich nur zu oft, — und von den vielen vielen Menschen, die die Mutter wissen will, weiß ich keinen als Dich, und da hab' ich an Dich gedacht. Heimlich nahm mich die Mutter einmal mit hin, wo Dein Schiff gewesen ist, wo der Feuerplatz ist, und die Bucht — da hat sie gebetet, und weil ich keine Lust zu beten hatte, so schnitt ich den Namen Franz, mit einem Messer in einen Baum — und küßte ihn —

Franz. Den hab' ich auch geküßt; denn wie ich ihn sahe, wußte ich schon, wer ihn geschnitten hatte —

Friederike. Da bin ich oft hingegangen, und habe ihn geküßt, wie Dich (sie küßt ihn, und stößt ihn dann unwillig zurück) Da hab' ich Dich nun doch geküßt, und Du warst weggelaufen. Warum bist Du weggelaufen? Wo bist Du nur gewesen? — Wo hast Du was zu essen gekriegt? — Wo hast Du geschlafen? Wo — so antworte mir doch!

Franz Ich kann mich gar nicht satt an Dir sehen, Rikchen.

Friederike. Und wärst Du da geblieben, so hättst Du mich immer gesehen; das war — recht unartig von Dir. Da ist der alte Mull — den ich lange nicht so gern sehe, wie Dich, der bleibt immer da.

Franz. Aber ich mußte fort. Sie haben mit Gewalt mich weggenommen.

Friederike. Weggenommen? Wer denn?

Franz. Die andern auf dem Schiffe.

Friederike. Also waren noch Andere auf dem Schiffe? Warum haſt Du nichts davon geſagt?

Franz. Mull verbot mir's.

Friederike. Mull verbot Dir's? Davon verſteh' ich kein Wort; Mull will nichts wiſſen, er glaubt, Du biſt ein Geſpenſt geweſen. Aber ich höre die Mutter kommen. Verſteck Dich ins Gebüſch; geſchwind.

Dritter Auftritt.

Amalie. Mull. Friederike. Franz verſteckt.

Amalie.

Ein unglücklicheres Weib, als ich, giebt's auf Erden nicht.

Mull. Ja, liebes Rikchen, das Schiff kömmt nicht. Ich habe die Flagge aufgeſteckt, geſchoſſen, ich habe gerufen — ich habe alles gethan, es ſegelt vorbey.

Friederike. Ach, Mutter, ſey Du nur luſtig, laß Du das Schiff nur immer gehen.

Mull. So iſt's recht, Rikchen, rede Du der Mutter zu; Du biſt ein vernünftiges Mädchen. Was hilft's Jammern und Klagen?

Amalie. Friederike, laß Dich nicht irre machen. Dein Loos wird Elend seyn, wenn Dich niemand rettet. — Mull, das Schiff könnte auf der andern Seite landen, eile, und gehe dahin.

Mull. Ich erreich's nicht, ich bin nicht mehr so schnell auf den Beinen, und der Wind ist gut.

Friederike. Mutter, wir brauchen das Schiff nicht mehr; doch aber, wenn Du es haben willst, wollt' ich wohl jemand anders schicken, wenn ich nur nicht fürchtete, daß er wieder davon liefe.

Franz (aus dem Busch hervor.) Nein, Rikchen! nein — nie läuft er wieder davon.

Amalie. Franz! Du hier? Nun verstehe ich das Mädchen. Aber nun hätt ich bald Lust zu glauben, daß Mull mit dem Gespenst nicht gelogen.

Mull (für sich.) Hat denn der Teufel sein Spiel? Wo kömmt der her? — Den Kopf nicht verloren, Mull, (laut) Nun wahrhaftig, dergleichen ist mir selbst nie vorgekommen, Weg wie ein Blitz, und wieder da, wie vom Himmel gefallen.

Friederike. Ich weiß alles; Mutter, Mull, ich will Euch alles sagen. Erst aber, Franz, versprich, daß Du nicht fortlaufen willst, — und dann hol einmal das Schiff —

Franz. Das Schiff liegt fest vor Anker.

Amalie. So ist mein Wunsch erhört. O, Franz! Du bist der Retter meines Lebens; führe mich hin zu denen, die Dich so liebreich hieher brachten, daß ich ihnen danke.

Mull. Also noch ein Schiff; — das heiß' ich doch vom Schicksal geneckt werden. In zwölf Jahren keines, und nun auf einmal wimmelt's davon.

Franz. Hinführen, Amalie, kann ich Dich nicht zum Schiff.

Amalie. Nicht hinführen? Dahinter steckt ein Betrug. Franz! Du wollt' allein gehen, daß sie Dich wieder wegschleppten, und unser Elend sich erneuerte?

Franz. Das nicht; ich bleibe bey Euch. Mein Capitain kann kein Weib leiden. Führte ich Dich hin, im Augenblick würde er wieder abreisen.

Mull (vor sich.) Ein Strahl der Hoffnung. (laut) Weißt Du was, Amalie, ich sehe, ich muß meine Erwartungen aufgeben. Mein Versprechen zwingt mich dazu. Ich will Euch also jetzt mit ganzem Eifer dienen. Ich will zum Capitain, ich will ihm Franzens Lage und die Eurige vorstellen. Ich will ihm seine Pflicht malen, menschlich zu seyn; ich will Euch fröhliche Botschaft zurückbringen.

Amalie. Und ich will Dich dafür lieben, wie meinen Sohn. Wird Rikchen gleich nicht Dein, so will ich Dich pflegen, als wärst Du mein Vatter. Deine alten Tage sollst Du in friedlicher Ruhe verleben, und was Du entbehren mußt, vergessen. Geh, lieber Mull, geh, und kehre bald mit Segen über uns zurück.

Friederike. Und Du, Franz, mußt mit in unsre Hütte. So ist mir's noch lieber, so brauch ich nicht angst um Dich zu seyn — Und wenn Dein Capitain — oder wie das

Ding heißt, wieder wegreiſt, ſo will ichs gerade ſo machen, wie Mutter mit Mull. Ich will Dir ſchmeicheln, ich will Dich liebkoſen, — ich will Dich pflegen; wenn Du aber fortlaufen willſt, ſo will ich Dich mit meinen Armen ſo feſt umſchlingen, daß Du mich mitnehmen ſollſt — Komm Mutter, komm; Franz hungert gewiß.

(Sie nimmt Beide an ihre Hände, und geht mit ihnen ab.)

Vierter Auftritt.

Mull allein.

Jubelt nicht zu früh; Mull wird euch eine Grube graben, die euch verſchlingen ſoll. Wofür hätte ich mich denn die lange Zeit gequält? Um einen Andern die Freude genießen zu laſſen, und mir den Mund zu wiſchen? Nein! Ich will euch dem Capitain ſo malen, daß, wenn er keine Weiber leiden kann, er euch für Teufel halten ſoll. Er ſoll ſeinen letzten Mann mitſchicken, um Franzen aus euren Klauen zu retten, und wenn ihr euch an ihn klammert, ſoll er euch eher wider die Felſen ſchleudern, als zulaſſen, daß ihr einen Schritt von dieſer Inſel ſetzet. Wollt ihr dann nicht, wie ich will, nun, ſo ſollt ihr wenigſtens mit mir verzweifeln.

(ab)

Fünfter Auftritt.

Eine ländliche Gegend mit Zelten.

Captain Robert. Cap. Midſchen. Fritz. Werner.

Midſchen.

Willkommen auf dem feſten Lande, Bruder Robert!

Robert. Das Willkommen kann ich Dir nicht ſo herzlich zurückgeben. Weiß der Henker, wo Du Dich hierher gefunden. Biſt Du nicht ſelbſt Kerls genug, daß Du Dir einen Weg ſuchen kannſt?

Midſchen. Ich bin ſchon von Deinen Kenntniſſen und Deinem Glück überzeugt, und da hielt ich Deinen Strich; aber es wäre mir doch nicht ſo wohl geworden, wenn ich die Frau Lehmannin und ihre Tochter nicht mit am Bord gehabt hätte; die haben mich eigentlich gerettet.

Fritz. Lieber Vater, was ſagen Sie nun?

Robert. Halt Du Dein Maul, bis Du gefragt wirſt. Mach' Du das Andern weiſt. Das iſt ſo eine Kaupeley, die Ihr verabredet habt, um mich in Euer Garn zu locken; aber Robert iſt ſo dumm nicht. — Werner, geh hin, laß ein paar Fäſſer mit Waſſer füllen, zähle die Mannſchaft, laß alles zum Lichten parat machen.

Midſchen. Willſt ſchon wieder fort? Nein, da will ich mein Volk ein bischen ruhen laſſen.

Robert. Das kannſt Du halten wie Du willſt. Nun, Werner?

Werner. Herr Capitain, das Volk wird unwillig werden, ſie ſind kaum ans Land. Die Stille kündigt einen neuen Sturm an, die Klugheit befiehlt, ihn hier abzuwarten.

Robert. Laß Du Klugheit Klugheit ſeyn; Schatz; Glück iſt mir lieber, es dringt beſſer durch, und meine Leute werden doch wahrhaftig ſich nicht widerſetzen. Ich weiß wohl eher die Zeit, wenn ich ſagte: „Kinder! der Wind iſt ſchlecht, aber wir wollen uns doch herauswagen, wir verſtehens ja" — „Ja," ſagten ſie: „Ja, Herr Capitain, mit Ihnen gehen wir durch Sturm und Klippen."

Werner. Meinetwegen auch — ich fürchte mich nicht.

(ab.)

Sechster Auftritt.

Capitain Lehmann. Frau Lehmann. Auguſte. Die Vorigen.

Lehmann.

Willkommen, Capitain Robert.

Fr. Lehmann. } Willkommen, Herr Capitain. Will-
Auguſte. } kommen, Monſieur Robert.

Fritz. Gute Frau Lehmann, liebe Auguſte! Wie wohl iſt mir's, daß ich Sie wiederſehe! Wie hab' ich gezittert!

wie hat mein Herz geschlagen, da ich Sie in der Gefahr wußte! Für das, wofür man eingenommen ist, ist man doppelt besorgt.

Lehmann. Das muß ich sagen, Midschen versteht sein Wesen. Aber nun will ich Euch auch entdecken, daß ich die Insel schon kenne. Vor funfzehn Jahren hab' ich hier einmal frisch Wasser eingenommen, und einen Kerl ausgesetzt, der ein ausgemachter Bösewicht war. Ich möchte doch wissen, ob der Patron noch lebte.

Auguste. Lieber Fritz, ich freue mich so sehr wie Sie, daß ich da bin. Wir haben soviel Angst für Sie ausgestanden, wie Sie für uns. In der letzten Nacht hatten wir Ihr Schiff aus dem Gesicht verloren, da ließ mein Vater ein Wort davon fallen, Sie könnten untergegangen seyn. Wie hab' ich geweint!

Robert (auf Midschen zufahrend.) Siehst Du, Patron, daß sie geweint hat? Das mach' Du einem Andern weiß, daß die Muth hätten, oder Muth einprägen könnten. Du hast mehr Glück als Verstand, sonst wärst Du auch nicht so durchgewischt.

Midschen. Wenn Du alter kreuzbraver Kerl das nicht sagtest, von einem andern würd ich's garstig krumm nehmen. Frag' einmal die Frau da, was sie gemacht.

Fr. Lehmann. Ja, Herr Capitain, Courage habe ich Allen eingesprochen, und angepackt habe ich wie ein Matrose. Einer von unsern Leuten glitschte einmal aus, und

wäre

wäre in dem Augenblick über Bord gefallen; da kriegt' ich ihn zu faſſen, und rettete ihn.

Midſchen. Und es war mein beſter Kerl; wenn ich ihn verloren hätte, war ich auch hin. Und das Mädchen hat trotz ihrem Heulen gleich hernach uns auch vom Untergang wegbugſiert. Sie ſitzt vorn am Schnabel; die hellſten Aeugelchen von uns hat ſie; finſter war's, daß man nicht drey Schritte ſehen konnte; ſie ſieht doch ein paar Schuß weiter ein Schiff kommen, und warnt uns. Es war eine Fregatte, und le hätt uns rein überſegelt, wenn's noch eine Minute dauerte.

Robert. Was das nicht für Heldenthaten ſind! die Eine ſieht gut, und die Andere packt gut an. Das iſt alles. Mach' Du die Eine zum Capitain, und die Andere zum Steuermann, und dann Glück zu auf die Fahrt. Sie aber, Mamſell mit den hellen Aeugelchen, kuken mir meinem Sohn ein bischen zu viel hinein. Marſch, Fritz', auf Deinen Poſten.

Fritz. Lieber Vater! Nur noch einen Augenblick.

Lehmann. Ich bin nicht böſe geweſen, Robert, daß Du mir die Weiber nicht mit ins Schiff nehmen wollteſt; aber ich dächte, unſere Fahrt hierher machte Dich ein bischen aufmerkſam. Wenn's der Wille der Vorſehung iſt, ſo laß doch die Leutchen zuſammen. Du brichſt Beiden das Herz; was haſt Du davon?

Robert. Such Du Dir einen andern Schwiegerſohn; Fritz ſoll gar nicht freyen.

Fr. Lehmann. Ey was, Herr Robert — junge Leute müſſen freyen. Haben Sie es doch auch gethan. Der Burſch hat's Mädchen lieb, häßlich iſt ſie nicht — arm iſt ſie nicht, — böſe iſt ſie nicht; was haben Sie an ihr auszuſetzen? Warum ſoll ſie ihn nicht haben?

Robert (ſehr zornig.) Weil ſie — weil ſie — weil ſie ein Mädchen iſt, da haben Sie's nun. Macht mich nicht wild; ich gehe aufs Schiff, und da ſoll mir kein Menſch kommen —

Siebenter Auftritt.

Klaas. Die Vorigen.

Klaas.

Steuermann Werner ſchickt mich; alles iſt beſorgt; die Fäſſer werden gefüllt, die Mannſchaft will Eurem Befehl folgen — aber —

Robert. Verdammter Junge! Was giebt's für ein Aber?

Klaas. Aber Franz iſt nicht da.

Robert. Franz nicht da? Franz nicht da? Junge, ich ſchmeiß Dir beide Augen aus, wenn Du mir ihn nicht ſchaffſt. Wofür haſt Du die blauen Kletzen?

Klaas. Wo ſoll ich ihn denn ſuchen? Allerwärts iſt Wald; wo man hinkukt, ſieht man nicht zehn Schritte.

Robert. Denkſt, Du kämſt um, wenn Du mal ein bischen durchs Holz läufſt? Dich Maulaffen mit dem Weibs-

geſicht werd' ich bald fortjagen. Da biſt Du dran ſchuld, Patron Fritz; Dir band ich ihn auf die Seele, Du haſt ihn laufen laſſen. Es iſt wahr, — nirgend beſſer als zur See. Da iſt man allem Ungemach entronnen. Auf dem Lande, wenn die Weiber Einen nicht ſcheeren, ſcheeren Einen die Jungens. Ich muß nur ſelbſt nachſehen. Daß Dich der Donner! warum mußt' ich auch eben hier anlanden? Zwar der Hagelskerl wär mir allenthalben nachgefahren. Hol Euch der Kukuk alle mit einander!

(ab.)

Fritz. In der Eil hat er vergeſſen, mich mitzunehmen. Wie glücklich das iſt! Capitain Lehmann, erlauben Sie mir doch mit Auguſten wegzugehen; umkehren wird er gewiß bald, und dann iſt's vorbey.

Lehmann. Geht dann nur; aber verlauft Euch nicht weit, ſonſt wird er wild.

Auguſte. Geſchwind, geſchwind, Fritz, ehe er wiederkommt.

(Fritz und Auguſte gehen ab.)

Achter Auftritt.

Cap. Mibſchen. Cap. Lehmann. Frau Lehmann.

Lehmann.

Ich glaube doch nicht, daß Ihr den Robert herumbringt; er iſt ein capricieuſer Hund, er klebt an ſeinen Grundſätzen, wie das Schiff am Waſſer.

Midschen. Fritz könnte dem Dinge eine Wendung geben.

Fr. Lehmann. Ich hätt's lange gethan, wenn ich wie Fritz gewesen wäre. Auf einem andern Schiffe gedient, und dem Vater gesagt, ich will heirathen, damit wär's aus.

Lehmann. Das schwatzt, das spricht. Wie würde mir's gefallen, wenn mirs Mädchen davon gienge. Fritz ist ein braver Sohn, ich habe ihn noch einmal so lieb. Wenn's Einem auch nicht gleich nach Wunsche geht, so muß man deswegen doch nicht an den Aeltern zum Mamelucken werden.

Midschen. Lehmann, Du bist doch zu der Zeit mit Robert bekannt gewest; hast mit ihm oder er unter Dir gefahren, und Du solltest nichts von der Geschichte wissen?

Lehmann. Wahr, alles wahr. Er hatte damals schon ein Schiff, wir hielten rechte gute Freundschaft. Man sagt, zum besten sey es ihm nicht gegangen; aber man spricht nicht gerne davon.

Fr. Lehmann. Nu, nu, mach' nur nicht so ein gross Geheimniß daraus. Es geht mehr Männern so. Ihr seyd auch nicht alle Engel. Seine Frau ist ihm untreu geworden, und er war sehr verliebt in sie; das kann Einem schon den Kopf warm machen. Ob er nun eben recht gethan hat, daß er so hart mit ihr verfuhr, davon wollen wir nicht sprechen; die Leute munkeln viel, er soll auch seine Nebenwege gehabt haben.

Lehmann. Hör einmal, Weib, laß mir das Klatschen

unterwegens. Es iſt das Einzige, was ich nicht ausſtehen kann; ſonſt biſt Du aller Ehren werth. Ich laſſe auf meinen Robert nichts kommen, er war ein braver edler Kerl von jeher. —

Neunter Auftritt.

Robert. Die Vorigen.

Robert.

Und das hofft er auch zu bleiben, von nun an bis in Ewigkeit — Ha, Burſch! das war Waſſer auf Deine Mühle, daß ich Dich da ließ. Wo iſt er? Wo iſt Fritz?

Midſchen. Mit Auguſten ſpazieren gegangen; ſie wollen ſich's Land ein bischen beſehen, weil er gleich wieder auf die See muß.

Robert. Fritz mit Auguſten? Vater, Mutter, und das könnt Ihr zugeben, da Ihr wißt, daß es wider meinen Willen iſt?

Lehmann. Trallyrumlarum, warum haſt Du ihn nicht mitgenommen?

Fr. Lehmann. Ich habe meine Tochter ſich ſelbſt überlaſſen, und Ihrem Sohne, Herr Robert, hab' ich nichts zu befehlen. Wenn er Mittel finden kann, ſich das Mädchen ohne Ihren Willen zu freyen, ſo geb' ich ſie ihm.

Robert. So? — und was ſagt mein Freund Lehmann dazu?

Lehmann. Recht iſt's nicht von dem Jungen, wenn

er's thut; aber wenn er's thun sollte, so kann ich nicht Nein sagen; denn 's Mädel ist mein Blut, und sie hat'n lieb, wie ihre Seele.

Robert. So? Hört, Menschenkinder; da wollen wir das Ding ganz kurz machen. Hier stehen meine Zelte, und hier ist jetzt mein Territorium. Ich hab's in Possess genommen, und was mir fatal ist, das heiß' ich gehen. Ihr seyd mir alle drey fatal, als bitte ich fein höflich — packt Euch fort.

Midschen. Brav, Capitain; Du bleibst doch immer der Alte. Geht's nicht mit der Güte, so zwingst Du's mit Macht. Leb wohl, Kamrad; ich sehe Dich noch zu mir kommen, und mich um guten Rath bitten.

Robert. Ja, ja, wenn ich einmal mit contrairem Wind gerade ausfahre. Besinne Dich unterdessen, was Du mir rathen willst, Du Wasserhose Du.

Midschen. Hüte Dich, daß sie nicht über Dich zusammenschlägt. Wenn ich Deine Jungens sehe, will ich Dir sie schicken. Hast doch eher keine Ruh, bis Du wieder fort bist. (ab)

Robert. Hast Recht! — Nun, Madam?

Fr. Lehmann. O, ich will gleich gehen. Wenn Sie nicht ein so alter Freund von meinem Manne wären, so sagte ich, Sie wären ein Grobian.

Robert. O was sagen die Weiber nicht alles! Sagen Sie, was Sie wollen, nur wenn Sie weit von mir sind. Meine Ohren beleidiget gar nichts, aber Sie meine Augen.

Lehmann. Komm, Mariechen, laß den Maſtbaum ſtehen; der weicht und wankt nicht. Aber der Sturm wird Dich einmal zerbrechen, und dann wirſt Du zum Kreuze kriechen; und das ſag' ich Dir, nun gebe ich meine Tochter Deinem Jungen nicht eher, als bis Du mich darum bitteſt.

(ab mit der Frau.)

Zehnter Auftritt.

Robert allein.

Ich Dich drum bitten? Wenn's mir nur lächerlich zu Muthe wäre, da lachte ich aus vollem Halſe. Ich Dich um ein Weib bitten? Lehmann, wo haſt Du Deinen Kopf? Aber nun ſind die Teufelsjungen beide fort. Wo ſind ich ſie nun gleich wieder? Im Stich kann ich ſie wahrhaftig nicht laſſen. Was das für ein Elend iſt, der Eine verliebt, der Andere mondſüchtig, und doch zwey ſo gute Seecompane — Halt! da fällt mir was ein. Ich gehe ans Schiff, und da laſſe ich Rothſchüſſe thun, da müſſen die Buben pariren, denn den Dienſt werden ſie doch nicht verſäumen. Wart, ich will Euch fangen. Sind ſie nur einmal im Schiff, ſchwapp, da ſperr' ich ſie in den Raum.

(ab.)

Eilfter Auftritt.

Werner. Mull.

Werner.

Mein Freund, erklär' Er sich deutlicher. Er sagt: Franz heißt der junge Mensch, und das ist gewiß unser Franz. Er hat zu einem Mädchen gehen wollen, und die soll ganz charmant seyn, und Er spricht auch von einem Mädchen, die Er aber gar nicht charmant malt.

Mull Je nu, wenn Sie wollen, Herr Steuermann, so ist sie charmant und ist nicht charmant. Charmant ist sie, so was das Aeußere sagen will. Hübsch gebaut, ein kleines schlankes Dingelchen, mit ein paar Augen zum Verlieben, schönes Haar und eine Taille zum Umspannen — Daß das alles charmant ist, werden Sie mir doch zugeben?

Werner. Hm! Ja, das ist wohl so — Die Stellation möchte Franzen wohl gefallen, aber die Andere?

Mull. Ja, die trifft auf die Seele. Hören Sie, Herr Steuermann, so etwas Schwarzes, Niederträchtiges können Sie sich gar nicht vorstellen. So weiß wie ihr Anzug ist, so schwarz sind ihre Handlungen. Martern thut sie jedes Vieh, weil sie keine Menschen zu martern hat; wenn sie aber einmal unter die Menschen kommen wird, da wird's schlimm werden. Rufen Sie mir nur den Herrn Capitain, daß ich's ihm sage.

Werner. Warum will Er's denn dem Capitain ſagen, mein Freund?

Mull. Ich höre, es ſoll von Weibern gut mit ihm zu reden ſeyn.

Werner. Er irrt ſich, mein Freund, gerade am ſchlechteſten.

Mull. Ich weiß ſchon, Herr Steuermann, wenn man ſie lobt — aber, wenn man auf ſie ſchimpft —

Werner. Pfuy, Herr, laß Er ſich geſagt ſeyn, daß das ſchlecht iſt. Es kömmt mir faſt ſo vor, als wenn Er ein verdammt intrikater Paſſagier wäre. Hat Er denn ein Auge auf das Mädchen? und ſie hat Franzen lieber, und will ihr da was einbrocken, daß ſie ihn nicht kriegen ſoll?

Mull. Herr Steuermann, ich habe mit Ihm nichts abzuthun. Ich will zum Capitain.

Werner. Und ich laſſe Ihn nicht hin. Ich ſehe Seine ganze Karte durch. Franz hat ſich Ihm anvertraut, und Er misbraucht das. Es iſt ein hämiſcher Zug in Seinem Charakter, daß Er einen Mann, der unſchuldiger Weiſe ein Geſchlecht haßt, in dieſem Haſſe beſtärken will. Es verräth einen Unmenſchen, zwey Leute trennen zu wollen, die ſich lieben. Geh' Er Seine Wege, und laſſe Er Franzen ſeine Sache ſelbſt führen; der gute Junge hat ſo nicht viel vor ſich. Herr Patron, ich bin Sein Diener.

Mull. Und ich, Herr Patron, bin der Seinige ganz und gar nicht.

(Werner will Mull fortziehen, der ſich ſträubt.)

Zwölfter Auftritt.

Capitain Robert. Die Vorigen.

Robert.

Heda! Was giebt's? Katzbalgereyen — die leid' ich nicht. Was will das Gemächt da? Wer iſt der Patron?

Mull. Herr Capitain, ich mögte mit Ihrer Herrlichkeit allein reden.

Robert. Nicks Herrlichkeit, und denn ſo iſt das mein Steuermann Werner, mein anderes Ich; was ich weiß, weiß der auch.

Mull. Ja, Herr Capitain, ich lebe hier auf dieſer wüſten Inſel allein mit zwey weiblichen Geſchöpfen —

Robert. Da geh' Er zum Kukuk.

Mull. Und Franz ...

Robert. Was Franz? Was iſt mit Franzen? Mein Franz? Weiß Er was! Kennt Er ihn?

Mull. Der geht mir ins Gehäge, und will mir's Mädchen wegſchnappen.

Robert. Donner und's Wetter! mein Franz — mein Franz will das? Bin ich nicht ein elender Kerl! Da ſchlepp' ich die Jungens in alle mögliche Seen umher, damit die Liebe nicht Wurzel faſſen ſoll — müſſen die Mädchen gar noch auf wüſten Inſeln wachſen, wie die Kokusnüſſe. Aber Du magſt mir auch der rechte Pinſel ſeyn! Der Kerl iſt ja ein Lecker gegen Dich; warum jagſt Du ihn nicht fort?

Mull. Ach Herr! ich bin ein geplagtes Thier. Vierzehn Jahr habe ich sauer um das Mädchen gedient, und die Mutter hatte sie mir versprochen. Vor zwey Jahren war er schon hier, der Franz —

Robert. Nun, da hat er doch nicht gelogen, da rappelts' doch nicht bey ihm.

Mull. Kaum hatten die Weibsgesichter ihn gesehen, da wollten sie nichts mehr von mir wissen. Er kam nach zwey Tagen wieder fort, Gott weiß wie, und nun führt ihn der Henker nach zwey Jahren in demselben Augenblicke wieder her, da sie mir's Mädchen geben will. Die Mutter will fort von hier, und wird nicht unterlassen, den Herrn Capitain anzuflehn —

Robert. Da kann sie flehen von einem Aequinoctium bis zum andern.

Mull. Dazu kömmt noch, daß sie Beide nicht viel taugen. Die Mutter mag eine schöne Wirthschaft in der Welt geführt haben, und weil's Lärvchen des Mädchens hübsch ist, da möchte sie sie mit ihr gerne wieder treiben. Beide sind Heuchlerinnen, die in der Welt nichts taugen. Auf einer wüsten Insel sind sie gerade gut placirt; unser Herr Gott hat's so recht wohl gemacht.

Robert. So mögen sie auch in unsers Herr Gottes Namen sitzen bleiben. Sag' Er ihnen, daß ich mich Zeit meines Lebens mit keinem Weibergeschmeis abgebe; daß ich sie nicht vor Augen sehen will und mag; daß sie hier bleiben können, so lange sie wollen, und wenn niemand sie

rathet, als ich, ewig hier bleiben werden. Auf, Werner, laß Flitt und Pink mitgehen, die ſollen mir Franzen bringen — Keine Widerrede — So will ich's. Komm bald wieder.

(Werner und Mull ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Robert allein.

Donner und Wetter! das iſt doch wohl der Kerl, von dem Lehmann ſagte, daß er ihn ausgeſetzt? — Alles, alles habe ich mir nun wegphiloſophirt, was die Weiber angeht, nur das noch nicht, daß ſie Menſchen ſind; und wenn ſie das ſind, da hören doch die Pflichten der Menſchlichkeit gegen ſie nicht auf. — O du dummes Herz! daß du das noch fühlſt! Wenn der Kerl ein Böſewicht iſt, ſo iſt's doch hart, ſie ihm ſo zu überlaſſen. Ich muß mit Wernern darüber zu Rathe gehn.

Vierzehnter Auftritt.

Robert. Werner.

Robert.

Werner, was ſagſt Du zu dem allen?

Werner. Flitt und Pink ſind fort mit dem alten Hundsfott.

Robert. Schon gut! Wie kömmt Dir aber die Sache vor?

Werner. Der Wind ist günstig geworden, vom Sturm ist jetzt gar nicht mehr die Rede.

Robert. Desto besser, dächt' ich, müßtest Du hören. Was hältst Du von des Kerls Erzählung?

Werner. Midschen läßt auch Wasser füllen; morgen früh will er lichten. Er wird uns wohl wieder auf dem Fuße nachfolgen.

Robert. Ich will den Patron schon bedauern. Aber sag' mir einmal, ob Dir der Kerl nicht wie ein Bösewicht vorkam, und ob es wohl rathsam wäre, die beiden Weiber, so schlimm sie auch seyn mögen, seiner Willkühr zu überlassen?

Werner. Wenn ich mich nicht irre, so sehe ich rechter Hand wieder Land. Wenn wir in der Nacht, die sehr dunkel werden wird, abgehen, und das wäre wieder eine kleine Insel, so könnten wir, wenn wir sie umsegelten, und auf der andern Seite landeten, dem Capitain Midschen vielleicht entwischen.

Robert. Davon hernach. Jetzt beantworte mir nur meine Frage: Kannst Du mir einen guten Rath geben, der Weiber wegen?

Werner. Das große Segel muß so gebessert werden, der Sturm hat das Stückwerk zerrissen.

Robert. Aber, potz Element, so flick es! Maulaffe da, anstatt mir zu antworten, schwatzt er von der Tackelage. Wofür hab ich Euch denn?

Werner. Ihr habt mich für Euren Steuermann, und

als ein solcher muß ich zu Euch reden; als Euren Freund habt Ihr mir's Maul verbunden, oder Ihr müßt ein sehr kurzes Gedächtniß haben. Jener Sturm ist mir noch unvergeßlich.

Robert. Ja! (Er springt auf ihn zu, und fällt ihm um den Hals) Hältst Du so strenge Wort? Dafür sollst Du auch mein Sohn seyn, Werner. Ich will Dir's jetzt in die Hand versprechen, Dich auszustatten, wie einen meiner Jungens, mit einem herrlichen schönen neuen Schiff. Aber ich entbinde Dich jetzt Deines Versprechens; Du darfst von allem mit mir reden, ich brauche Deinen Rath. Es kämpft in mir der Abscheu gegen die Weiber, und der Trieb menschlich zu seyn.

Werner. Ich hätt' Euch schon lange gern, lieber Capitain, ein Wort darüber gesagt. Glaubt mir's, den Menschen ist die Neigung für das Geschlecht angeboren. Würden Alle betrogen, wie Ihr es wahrscheinlich seyd, so gingen die Menschen unter; aber es giebt ehrliche gute Weiber, die trotz unser Einem edel denken und handeln.

Robert. Du scheinst verdammt warm von den Sachen zu sprechen, und ich hielt Dich immer für einen Weiberscheuen.

Werner. Nichts weniger, Capitain; ich habe meine Liebschaft so gut wie Einer, und Ihr kennt sie.

Robert. Ich kenne sie? Da muß es Lehmanns Auguste seyn. Sollst sie haben, Werner, sollst sie haben.

Werner. Das hieße, Eurem Sohne das Herz durchboren. Nichts mehr davon, oder ich verlasse Euch. Aber nun zur Antwort Eurer Frage; daß der Kerl ein Lôsewicht ist, ist gewiß. Wenigstens seht das Mädchen, und wollt Ihr sie nicht mitnehmen, Midschen ist ja da.

Robert. Hast Recht; der liebt so das Weibervolk. — Nu, geh hin, laß sie kommen; ich will sie sehen und abfertigen.

Werner.. Vergeßt aber nicht, Capitain, daß, wenn Ihr auch das Recht habt, gegen Euren Sohn ein Tyrann zu seyn, Franz Euch doch nicht so nahe angeht; daß er nur ein angenommenes Kind ist; daß er eigner Herr seiner selbst ist, und daß Ihr nicht befugt seyd, sein Glück aus seinen Händen zu reißen. Ich sag' Euch das als ehrlicher Kerl; überlegt's Euch. Wenn's einmal da drinnen (aufs Herz zeigend) aufwacht, da peinigt's uns, wenn wir uns eines Menschen Unglück zeihen können.

(ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Robert allein.

Ich hätte ihn nicht sollen reden lassen. Da hat er mir's Herz weich gemacht, wie Butter. Er hat Recht, das Menschengeschlecht kann einmal ohne die Weiber nicht bestehen; das ist freylich dumm, aber es ist doch nicht anders. (Er sieht ins Gebüsch, und fährt auf einmal auf) Alle Hagel! Fritz und Auguste zusammen — und gerade, da ich in dieser Stimmung bin. — Wer weiß, wollen sie fortlaufen — Gehe ich, bleib' ich —

(Er versteckt sich ins Gebüsch.)

Sechszehnter Auftritt.

Fritz. Auguste. Hernach Robert.

Fritz.

Also, Auguste, es bleibt bey allem, was wir verabredet haben. Liebe ist süß, Pflicht aber ist noch süßer. Nichts kann unsern Bund trennen. Nie kann eine Macht irgend einen von uns zwingen, eine andere Wahl zu treffen.

Auguste. Ja, Fritz, dabey bleibt's; ich gebe den Schwur in Deine Hände, ich werde nie eines Andern. Unsere

sere Seelen sind vereint, und der Himmel lenke Deinen Vater, daß er auch unsern Bund bestätige: sonst bleibt er für eine andere Welt.

Fritz. Trennen — trennen sollen wir uns nun, Auguste, und für welches Element uns trennen, wo jeder Augenblick Dein Leben in Gefahr setzt? O, das Wasser ist der Liebe das widrigste Element; jede Welle scheint die ganze Glückseligkeit verschlingen zu wollen. O mein Vater! mein Vater!

Auguste. Laß ihn, er ist mir doch werth. Ich liebe ihn, wenn er schon mit mir zürnt. Ich liebe ihn nicht allein, weil er Dich mir geben kann; ich liebe ihn, weil er ein guter Mann ist.

Fritz. Ja, das ist er. Er entzieht mir, was so über alles mein Wunsch ist, und doch lieb' ich ihn; denn im Herzen hat er mich sehr lieb; seine Grille abgenommen, mögt' er mich gern zum seligsten Menschen machen.

Auguste. Betrübe ihn ja nicht, Fritz. Bitten thut oft viel. Allemal, wenn er bey guter Laune ist, da bitte ihn recht. Endlich wird er doch einmal weich werden.

Robert (hitzig hervortretend.) Leider ist er's schon. Das ist recht einfältig von Euch, daß Ihr so gut seyd. Wenn das so bleibt, muß ich Euch ja zusammenlassen. Aber ich will doch nicht. (Er rennt in sein Zelt.)

Fritz. } Vater, lieber Vater!
Auguste. }

(sie rennen ihm nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Die Gegend mit Zelten, wie vorher.

Erſter Auftritt.

Capitain Robert. Fritz.

Robert.

Werner, und Du, und Auguſte, Ihr habt mir meinen ganzen Plan vereitelt. Nimmermehr hätt' ich geglaubt, daß des Menſchen Herz ein ſo wankelmüthiges Ding wäre. Nimmermehr hätt' ich mir vorgeſtellt, daß mir, der ich mir die abſcheulichſten Begriffe von Weibern zum feſtgeſetzten Grundſatz gemacht, daß mir noch ein Bild von Glückſeligkeit in weiblicher Geſtalt erſcheinen könnte. Und doch, wie ich Dich da geſehen habe mit ihr ſtehen, wie ich hörte, daß Ihr dem Vater nicht fluchtet, der Euch trennen wollte, da wandten ſich alle meine Geſinnungen in mir; der Sturm meiner Leidenſchaften ſchien ins ſanftere Vatergefühl ſich zu verlieren, und Ihr ſcheint mir ein glückliches Paar zu ſeyn.

Fritz. Liebſter Vater, wir werden es auch gewiß ſeyn, werden gegen Sie die gehorſamſten, die dankbarſten Kinder ſeyn. Dank der Vorſehung, daß ſie die Gedanken in Ih-

nen erwachen ließ! Dank Wernern, der sie erweckte; Dank Ihnen, daß Sie unser Glück wollen —

Robert. Holla, Patron! Segel ein! Vor dem Hafen liegt noch eine Klippe.

Fritz. Welche könnte das seyn? Ich will sie umsegeln, Vater, ich werde nicht daran scheitern.

Robert. Wollen sehen, Fritz. Wenn Du das großmüthige edle Herz hast, was immer in Dir schlug — so mußt Du ein Opfer bringen. Werner liebt Dein Mädchen, und seine Ansprüche sind gewiß älter als die Deinigen.

Fritz. Werner liebt Augusten? Und davon hätte ich nichts gemerkt? und hätte ältere Ansprüche auf sie? Und wo könnte er die erhalten haben? und Auguste hätte mir nichts davon entdeckt?

Robert. Werner war seiner Sache gewiß, denn er konnte meine Aenderung nie glauben; Und Auguste — Du kannst Deinem Vater glauben, Weiber sind wankelmüthig. Auguste mag Dich wohl lieber haben, als ihn — aber die alte Liebe wird wieder aufwachen, wie bey uns die Lust zur See, wenn wir schon auf dem Lande ruhig leben könnten.

Fritz. Das ist nicht möglich, Vater! Auguste kann keine Heuchlerin seyn, und das wäre geheuchelt — Mehr, als einmal hat sie mir's geschworen, daß ich der Erste sey, den sie liebte.

Robert. Aber Werner hat mir's hier gesagt, daß er in ein Mädchen verliebt ist, die ich kenne, die ich hier gesprochen habe.

Fritz. So ist Werner ein Heuchler. Das geb' ich zu, daß er sich in Augusten verliebt haben kann, denn meiner Meynung nach muß sich die ganze Welt in sie verlieben; aber daß sie in ihn verliebt ist, das ist nicht wahr, — daß sie es gewesen ist, das ist nicht wahr — und daß sie es werden kann, das ist auch nicht wahr.

Robert. Sapperlot! Du hast einen festen Glauben; aber sieh einmal dorthin, wie sie Arm in Arm in voller Vertraulichkeit daher geschlendert kommen. —

Fritz (mit verbissener Unruhe.) Ja, sie kommen, — aber ich glaub's doch nicht, und es ist nicht möglich.

Zweyter Auftritt.

Werner. Auguste. Die Vorigen.

Werner.

Da bring' ich Dir Deine Auguste, lieber Fritz. Froher war gewiß noch nie ein Mädchen, als sie über Deines Vaters Bekehrung ist.

Robert. Bekehrung? Donner und Wetter! Ihr springt mit mir um, als müßt's nur so seyn. (vor sich) Ich will doch sehn, wo das Ding hinaus will.

Werner. Wir haben uns die ganze Zeit von Eurem künftigen Glück unterhalten; wir haben's Capitain Mildschen erzählt, der vor Freuden eine halbe Flasche Rum ausgestochen hat, und zu Lehmanns gelaufen ist, um ihnen die fröhliche Botschaft auch zu bringen. Du hast einen

Engel an dem Mädchen, guter Fritz. Ich wünsche Dir herzlich Glück, und ich prophezeihe es Euch vorher, Ihr könnt nie unglücklich werden.

Fritz. Werner! Vater! Hören Sie doch —

Auguste. Ja, lieber Vater, ja, bester Fritz, es ist ein Tag unaussprechlicher Wonne. Ich hätte mir eher träumen lassen, daß die Insel versinken würde, als daß sie für mich ein glückliches Ländchen werden sollte. Zwar hat mich Werner immer getröstet, hat gesagt, es steckte in dem Capitain Robert ein Zug von Menschlichkeit, der gewiß zu meinem Besten erwachen würde; aber mein Glaube war schwach, sehr schwach. Werner ist so ein guter Mann, er hat eine so feste unerschütterliche Menschenliebe, so reine ungeheuchelte Freundschaft.

Fritz. Vater! Vater! Hören Sie doch — Haben Sie das alles gehört?

Robert. Freylich werde ich nicht taub seyn! Aber, Werner, von Dir ist's doch schlecht; nimmermehr hätte ich in Dir Heucheley gesucht, nimmermehr hätte ich gedacht, daß Du Vater und Sohn zugleich hintergehen würdest.

Werner. Bey Sturm und Wind, Capitain, das ist ein häßlicher Lobspruch. Wenn mir den ein Anderer als Ihr sagte, bey meiner Seel, der käme übel an! Laßt doch einmal hören, womit wollt Ihr mir das beweisen?

Robert. Hast Du nicht vor einer Stunde mir gesagt daß Du in Augusten verliebt wärest?

Auguste. In mich? Nein, Herr Robert, das kann

nicht möglich seyn. Nie hat Werner ein Wort von Liebe gegen mich merken lassen, immer nur Freundschaft für Fritzen gezeigt, immer nur von ihm sich mit mir unterhalten.

Robert. Noch schlimmer; so hast Du mir geheuchelt, hast mich hintergehen wollen, hast mich lächerlich gemacht vor Allen.

Werner. Ruhig, alter braver Capitain, ruhig. Ich habe Dir heute gesagt, daß ich liebe, aber nicht, daß ich Augusten liebe.

Robert. Halt, Patron; daß Du ein Mädchen liebst, die ich kenne. Wen kenne ich von dem Geschlecht, als Augusten und ihre Mutter? —

Werner. Ihr kennt sie, Capitain, Ihr kennt sie; habt nur Geduld, und erwartet's. Seyd Ihr denn so gar aufgebracht gegen Euren Werner, daß Ihr ihm nicht Ehrlichkeit mehr zutrauet?

Robert. Vergieb mir's, guter Junge. Aber wie ich mich einmal weich gegen die Kinder fühlte, und zugeben wollte, daß Fritz thäte, wofür ich ihn so viele Jahre gehütet habe, da war mir's doch ein mächtiger Wirbelwind, daß Du in das Mädchen verliebt wärst, und ich wollte, er sollte Dir sie abtreten. Und wenn das Großmuth von Dir ist, und wenn Du's mit Augusten abgeredet hast, daß Ihr Fritzens Glück machen wollt, so hielte ich's in dem Falle theils nicht dafür, und — weißt Du was — einen alten Mann muß man auch nicht zum Narren halten.

Auguste. Aber, lieber Capitain, wie können Sie sich dergleichen einfallen lassen? —

Werner. So hört denn, und seyd bey der Ehre eines Seemanns versichert, daß ich Augusten nie geliebt habe, und so gewiß, als ich im nächsten Sturm mit gutem Gewissen der Gefahr entgegen zu gehen hoffe — so gewiß lieb' ich ein Mädchen, die Ihr kennt, die Ihr gesehen und gesprochen, und die Ihr, wenn Ihr Geduld habt, wieder sehen und sprechen sollt.

Robert. Hör', Bursch, das ist schwerer, als auf guten Wind lauren; denn bey meiner Ehre, ich habe ein Gedächtniß, das keinem weicht, und mein Verstand steht bey Deinem Mädchen stille; kurz, Werner, ich halte Dich für verrückt.

Werner. Bleibt dabey, und gebt nur Eurem Sohn und Augusten das Jawort.

Dritter Auftritt.

Cap. Midschen. Frau Lehmann. Die Vorigen.

Midschen.

Bravo, Bruder! Der Wind pfeift aus einem guten Loche; hast Du Dein Steuer gewandt? So ist's recht, ehrlicher Alter. Nun machen wir hier Hochzeit.

Robert. Gemach, gemach — kommt Zeit, kommt Rath. (vor sich) Ein bischen wurmt mich's doch.

Fr. Lehmann. Lieber Herr Capitain Robert! nun bin ich Ihnen noch einmal so gut. Hätt' ich das gewußt, daß Sie Ihre Meynung so bald ändern würden, ich wäre erst gar nicht so hitzig gewesen. Glauben Sie mir, meine Auguste ist ein rechtes braves gutes Mädchen.

Robert. Davon hat sie mich fest überzeugt. Ich wünschte, die Mutter hätte ein gleiches gethan.

Midschen. Bruder, laß den Seeton weg; wir sind jetzt auf dem Lande, da muß man hübsch manierlich seyn. Die Frau Gevatterin vergaß sich erst wohl ein wenig, aber Du zeigst den Leuten auch gleichweg die Thür.

Robert. Ja, bey mir heißt's: Ehrlich und gut; und mein Vater seliger — es war ein stammhafter Burgermeister — der pflegte zu sagen: Wenn die Leute grob werden, da werden sie gut.

Werner. Unter guten Freunden wird dergleichen auch nicht übel genommen. Nun, Frau Lehmann, der Herr Capitain Robert will Ihrer Tochter seinen Fritz geben.

Robert. Verdammtes Sprachrohr Du, ich will schon selbst sprechen. (Er stößt ihn fort.) Ja, Frau Lehmann, weil denn die Blitzleutchen mich einmal übertölpelt haben —

Vierter Auftritt.

Klaas. Die Vorigen.

Klaas.

Hört, Capitain, — ich kann —

Robert. Nun, was kannſt Du?

Klaas. Nichts —

Robert. Nichts kannſt Du? Da kannſt Du verflucht wenig —

Klaas. Nichts finden.

Robert. Nichts finden? Was ſollſt Du denn finden? was willſt Du finden? Sperr's Maul auf!

Auguſte. Komm, Klaas, ſag, was fehlt Dir? warum weinſt Du? was ſuchſt Du?

Klaas. Der Capitain hat mich ausgeſcholten, daß ich Franzen nicht finden kann, und ich kann ihn doch nicht finden. Ich bin die ganze Zeit im Gehölze herumgekrochen, und habe mich bald verirrt, und habe mir die Hände wund geriſſen.

Auguſte. Armer Klaas! — Herr Capitain, der arme Junge weiß hier ja keinen Beſcheid.

Robert. Haſt Recht, Tochter. Komm her, Klaas; ich habe Dir zu viel gethan. Du biſt ein guter Junge, und ich habe Dich immer gehaßt; ich konnte Dich nicht ausſtehn, weil Du ein Weibsgeſicht hatteſt. Nun aber, da mir die Franzen nicht mehr ſo zuwider ſind, will ich Dich auch lieber haben. Man muß ſeine Fehler immer geſtehn, wenn man ſie einſieht — Dem Burſchen da, meine Freunde, habe ich die härteſte Arbeit aufgelegt, und ihn immer hart angelaſſen; und wenn Freund Werner mein Unrecht einſahe, und ihm ſeine Laſt erleichterte, ſo verhinderte ich's

zwar nicht, aber ich brummte doch. Nun will ich alles wieder einbringen, Klaas, alles.

Klaas (sehr freudig, ihm vielmals die Hand drückend.) Ach, guter, lieber, bester — Schiffscapitain! ach könnte ich nur, wie ich wollte, Ihnen danken! Könnte ich doch meine ganze Empfindung Ihnen zu Tage legen! Dürft' ich doch ...

Werner (welcher, so wie Klaas gesprochen, immer unruhiger geworden, fährt endlich auf ihn zu.) Klärchen, schweig stille —

Alle (in vollem Ausruf.) Klärchen!

(Klaas steht mit niedergeschlagenen Augen.)

Robert. Klärchen! Also ein Mädchen? Und wahrscheinlich Deine Geliebte? Recht hast Du also doch; aber immer mich sehr hintergangen, Werner. Doppelter Unbilligkeit habe ich mich schuldig gemacht, einem schwachen Geschöpfe die Arbeit aufgelegt. Kopf auf, Mädchen! Du brauchst Dich nicht zu schämen, ich muß das. O! was gäb' ich drum, wenn Du ein Junge wärest! Aber Du bist Werners Liebe, nimm ihn. Ich hab' ihn zu meinem Sohn angenommen, — Du profitirst auch davon — War das recht, daß Du mir nichts sagtest, Werner?

Werner. Herr, ich hatte den Schwur Euch schon gethan.

Robert. Aber, wie ich Dich dessen entband, da hätte es doch Deine erste Entdeckung seyn sollen.

Werner. Dazu hatte ich andere Gründe; laßt mich

dieſe Euch ingeheim entdecken. Das Mädchen fand ich arm und verlaſſen, von einem Vater verſtoßen, und nicht für ſein Kind anerkannt.

Robert. Vielleicht hatte er Grund. Verdenk' es dem Gatten nicht, wenn er dann zürnt. Zwar das unſchuldige Geſchöpf ſollte nicht leiden. —

Fr. Lehmann. Alſo ein Mädchen biſt Du, lieber Klaas?

Auguſte. Und Klärchen iſt des lieben Werners Braut? Ich will Deine Schweſter ſeyn, Klärchen.

Fr. Lehmann. Und ich will Deiner Mutter Stelle erſetzen. O! das iſt ſchön, daß ſich das entdeckt hat. Wie viel hätteſt Du noch müſſen ausſtehn!

Klaas. Ich weiß für Freuden gar nicht, wo ich bin und was ich machen ſoll —

Werner. Laß Deine Freude nur nicht zu laut werden, und denk' an alles, was Du mir verſprochen haſt —

Fünfter Auftritt.

Franz. Die Vorigen.

Franz.

Da iſt Franz, Capitain Robert. Er iſt nicht närriſch, aber er iſt verliebt. Er iſt recht gern Euer Sohn, und iſt recht gern in Euren Dienſten; aber wenn Ihr ſein Mädchen nicht ſehen wollt, ſo mag er nicht mehr Euer Sohn ſeyn, und bittet Euch um ſeinen Abſchied.

Robert. Du haſt mich wohl recht zur guten Laune gepackt; um einige Stunden früher aber hätte Dir das übel bekommen ſollen. Geh' Rärrchen, hol' Deine Jungfer.

Franz. Sie ſoll kommen — Sie wollen ſie ſehen, mein Rikchen ſehn? O! wie froh, wie vergnügt machen Sie mich — Frik, Werner, hat ſich denn die Welt umgedreht? (Er geht aufs Holz zu, und ruft) Rikchen! Rikchen!

Sechster Auftritt.

Friederike, (die aus dem Gebüſch hervorſpringt.)

Die Vorigen.

Friederike (äußerſt verwundert.)

Ach die vielen, vielen Menſchen! (ſie ſpringt auf Auguſten zu) Ach! ein Mädchen, wie ich. Heißt Du auch Rikchen? (ſie küßt ſie.)

Auguſte. Nein, ich heiße Auguſte.

Friederike. Ach, Auguſte! Die vielen Menſchen! Ich grüße Euch alle. Iſt das Deine Mutter?

Auguſte. Ja, liebes Mädchen, das iſt meine Mutter.

Friederike. Ach, eine liebe Mutter! Ich hab' auch eine Mutter; ich will Mutter hernach herbringen, Mutter ſoll Dich auch lieb haben: aber Du mußt mich auch lieb haben, Auguſtens Mutter.

Fr. Lehmann. Wer wollte Dich denn nicht lieb ha-

ben? Du bist ja ein liebes gutes Geschöpf — ein Goldkind.

Auguste. Und Du, armes Mädchen, hast hier so viel Jahre allein zugebracht?

Friederike. Ja allein, mit Mutter, mit einem alten Mann, der heißt Mull. Ach, wie freu' ich mich, daß ich Euch alle sehe!

Fritz. Bey meiner Seele, Franz, Du hast keinen übeln Fund gethan; das ist ein allerliebstes Mädchen.

Werner. Und ein rechtes ächtes Kind der Natur.

Midschen. Wenn Du nicht schon mit Franzen versorgt wärest, so ein alter Hagestolz ich bin, ich nähme Dich selbst noch; Du gefällst mir ausnehmend.

Friederike. Das freut mich, daß ich Euch allen gefalle; Ihr gefallt mir auch alle, und ich bin weit besser unter so vielen Menschen, die mich gern haben. Mutter werdet Ihr doch auch gern haben?

Auguste. Wir Alle werden sie gern haben, Alle sie lieben.

Friederike (zu Robert.) Und Du sagst kein Wort? Du bist gewiß der Mann, der uns nicht mitnehmen will? Bist Du der?

Robert. Der Euch nicht mitnehmen wollte, der aber seine Meynung seit einer Stunde geändert hat. Du gefällst mir, Mädchen —

Friederike. Siehst Du, Franz, ich gefalle allen Menschen, und ihm auch, und Du hast ihn so böse gemalt.

Franz. Ich weiß gar nicht, was ich für Freuden ſagen ſoll. Die Veränderung, lieber Vater, iſt ſo glücklich, daß ſie mein Dankvermögen überſteigt.

Robert. Nur ſtill! So ſeyt Ihr, wenn man Euch den Willen thut, um den Finger zu wickeln; wenn man Euch widerſpricht, gleich oben hinaus. Aber, Mädchen, wie biſt Du denn hieher mit Deiner Mutter gekommen? Wie Mull hergekommen iſt, weiß ich.

Friederike. Ja, da mußt Du Mull fragen; der ſagt, er hat uns gefunden; und was Mutter mir erzählt hat, hab' ich vergeſſen. (Sich näher an ihn ſchmiegend) Die Mutter wird Dir alles erzählen, Du freundlicher Capitain, wie ſie verlaſſen iſt worden von einem Manne, und iſt ihm nachgereiſt auf einem Schiff, und das Schiff iſt entzwey gegangen, und wir ſind ins Waſſer gefallen.

Robert. Mädchen, wie heißt Du, und wie heißt Deine Mutter?

Friederike. Ich heiße Friederike, und meine Mutter heißt Amalie.

Robert (ſtößt ſie äußerſt heftig weg.) Fort, Du Brut — Nein, ich nehme weder Dich, noch Deine Mutter mit. Aus meinen Augen, — ich mag Dich nicht mehr ſehen — Dein Anblick bringt mich in Wuth.

Friederike. Franz, das iſt ein böſer Menſch. Wenn Deine Menſchen alle ſo ſind; wenn Alle, denen ich gefallen habe, mich ſo fortſtoßen wollen, da mag ich Deine Menſchen nicht, — Du ſtößt mich nicht fort. Wenn Du

mich um was gebeten hätteſt, Capitain, ich hätte es Dir gewiß zu Gefallen gethan. Der alte Mull hat mich nicht einmal von ſich geſtoßen — O! ich mag Deine Menſchen nicht, Franz, ich will Deine Menſchen nicht; ich will in meinem Leben nach keinem Schiff mehr ſchreyen, und wenn hundert vorbeyſegelten — ich will vor die Mutter knien, und ſie bitten, allein hier zu bleiben — Komm, Franz, ich habe Deine Menſchen nun geſehen, und ſie gefallen mir nicht ein bischen.

(ab, Franz ihr nach.)

Fritz. Vater! was haben Sie gethan?

Werner. Robert, iſt das Eure Weisheit?

Klaas. Sie iſt ſo unglücklich wie ich.

Auguſte. Das arme Mädchen!

Midſchen. O Du Starrkopf! War ſie Dir zu freundlich? Oder erinnerte ſie Dich an irgend eine That, die Du bereueſt, und die Wirkung Deiner Reue war Wuth?

Robert. Du haſt's getroffen, alter Kamrad!

Fr. Lehmann. Lieber Capitain, Sie dauern mich. Sprechen Sie mit meinem Manne; er iſt gegangen, den Menſchen aufzuſuchen, den er hier ausgeſetzt hat. Er kann Ihnen vielleicht Licht geben, er kann vielleicht Ihr Leid mindern —

Robert. Leiden und Verbrechen! — was will man mir noch aufbürden? Der Nebel iſt verſchwunden; die Täuſchung hat aufgehört; ich bin aus einer Ruhe geweckt worden, in der ich lag, und ich will mich wieder hinein-

werfen. Fort, Alle mir aus den Augen! Franz mag mit dem Mädchen bleiben, wo er will. Werner mag ſich ſein Elend ſelbſt bauen, wenn er's nicht beſſer wünſcht, und wenn auch Fritz mich verlaſſen will, ſo will ich einſam mein Geſchick ertragen, und es verfluchen, je einem Weibe getraut zu haben.

(Alles zerſtreut ſich auf verſchiedene Seiten, und Robert, dem Fritz und Auguſte folgen, geht in ſein Zelt.)

Siebenter Auftritt.

Gegend bey Mulls Hütte.

Flitt. Pink. Mull trinkend.

Flitt.

Für den Bewohner einer wüſten Inſel, Mull, biſt Du treflich eingerichtet. Hat er nicht ſeine Bucht ſo nett, wie man ſie immer auf einem Dreymaſter findet.

Pink. Und ein Glas Wein, das ſich gewaſchen hat, rein, wie aus einem Mutterfäßchen.

Mull. Ja, das hab' ich ſo in Ordnung gehalten, wie ich hieher kam —

Flitt. Wie kamſt Du denn hieher? — Du haſt da was vom Schiffbruche geſchwazt, — aber auf Midſchens Schiffe iſt ein Capitain — der ſpricht von einem Ausgeſetzten.

Pink. Und ſpricht eben nicht in dem ehrenvollſten Tone von ihm.

Mull. Ihr seyd Kerls, die auch bey Tau und Anker gewesen, Ihr wißt, wie es manchmal zugeht. Ich war Lieutenant auf Capitain Lehmanns Fregatte; wir verunei-nigten uns; er wußte das Schiffsvolk auf seine Seite zu bringen, machte ihnen weiß, ich habe Meuterey stiften wol-len, und so wie Gewalt immer vor Recht geht, so nahm man eines Tages den Entschluß gegen mich, und packte mich in ein Boot, und setzte mich mit meinem Haab und Gut, und einem Bündel Lebensmittel und andern Bedürf-nissen hier aus.

Flitt. Sapperlot, Patron, da sollten wir beynahe nicht mit Dir trinken, denn die Strafe schmeckt sehr nach einem Schurken.

Pink. I, laß 's doch gehen, sein Wein ist ja so gut.

Mull. Ich hab's Euch ja schon gesagt, ich war un-schuldig.

Flitt. Das kannst Du wohl sagen, Patron, aber das wissen wir auch, daß in so einem Fall jeder Bootsknecht sein Wörtchen mitspricht, und wenn Alle ihn nicht schuldig finden, eine Aussetzung nicht stattfinden kann.

Mull. Es waren lauter Creaturen vom Capitain, die mußten wohl einstimmen.

Flitt. Hör' Du, der Capitain ist hier, das könnte Dir übel bekommen; es soll gar ein ehrlicher Kerl seyn, und Du willst ihn da in Rücken verläumden. Ne, an Dir ist kein gut Haar.

Pink. Laß ihn doch gehen, der Wein iſt ja ſo moyk. Patron, wo haſt Du den Wein her?

Mull. Ja, Pink! Du biſt doch beſſer als Flitt da; Du glaubſt doch dem Unſchuldigen, daß er unſchuldig iſt.

Pink. Nu, da wollen wir ſo drüber weggehen. (er trinkt immer zwiſchen durch) Wo iſt denn der Wein her?

Mull. Wie ich drey Wochen auf der Inſel war, da entdeckte ich die Felſenhöhle dort, wo ich mein Magazin habe; da lag in einer Ritze ein ausgedörrter todter Körper, den ich hernach begraben habe. Er war auf'm Schiff geweſen, wo eine faule Krankheit graſſirte. Da war er allein übrig geblieben, hatte ſich mit dem Gebäude den Wellen müſſen preisgeben, hatte Maſte und Tauwerk über Bord gebracht, und war endlich glücklich hier angeſchwommen. Er hatte nach und nach den ganzen Vorrath vom Schiffe weggebracht, war aber nicht ſo glücklich geweſen, daß ein ander Schiff ihn mit ſeinen Reichthümern aufgenommen, ſondern einſam hier geſtorben; das alles iſt in ſeinem Tagebuche gar ſchön zu leſen. Ich bin Erbe von ihm und dieſem köſtlichen Wein geworden.

Flitt. Ja, je ärger Schelm, je beſſer Glück.

Pink. Laß doch gehen, der Wein iſt ja ſo extragut.

Flitt. Der Wein iſt ſchmuck, (er trinkt) darum aber taugt der Kerl doch nicht. Wo ſtecken denn Deine Weiber?

Pink. Und wo ſteckt denn Franz, Kamrad?

Flitt. Element noch einmal! Du wirſt doch den ausgeſetzten Kerl nicht Kamrad heißen?

Pink. Laß doch! der Wein iſt gut, und er giebt uns noch ein paar Flaſchen mit.

Flitt. Das wollen wir ihm ſo wohl weiſen.

Mull. Ja, Flitt, die ſoll Er auch haben, und ich will Ihm auch noch eine Hand voll Gold geben.

Flitt (zornig.) Ich mag ſein Gold nicht. Element! will der Herr mich beſtechen?

Pink (trinkend.) Sapperlot, Herr, da kömmt Er uns krumm. Sans Spas, Monſieur, wo iſt Franz? Unſere Ordre lautet, ihn zu holen, und Er muß ihn ſchaffen.

Flitt. Ja, ſchaffen muß Er ihn, — das ſag' ich Ihm, und auf der Stelle, ſonſt will ich Ihm weiſen —

Pink. Laß ihn doch — der Wein — der Wein —

(er trinkt)

Mull. Aber hört doch nur, er iſt gewiß mit den Weibsleuten ſpatzieren gegangen, er wird ſchon kommen. Laßt Euch bedeuten, Ihr ehrlichen See Kompane.

Pink. Der Kukuk iſt Sein Kompan.

Flitt. Ja, das Wort nehm' Er nur nicht wieder in den Mund.

Mull. Nu ja denn, ja denn; aber ich muß Euch doch ſagen, wie das Ding zu machen iſt.

Pink. Nun ſo ſpreche der Herr immer her, wir hören.

Mull. Ihr ſollt Franzen holen, und wenn wir ſo freundlich mit einander ſind, ſo giebt das Verdacht, als ob ich

angeſtellt hätte, und die Weiber werden mir's nachtragen; alſo müßt Ihr Euch recht falſch auf mich ſtellen, und ich werde thun, als wenn ich Euch widerſpräche.

Flitt. Höre mal, Pink, läßt ſich die Sache thun, und ehrlich dabey bleiben?

Pink (trinkend.) Ich dächt's wohl, — Du weißt ja, wie's Weiber machen — ſie kratzen ihm ſonſt die Augen aus dem Kopf.

Flitt. Ob ihm aber das nicht recht wäre! Wer weiß, was für ein Schuft in ihm ſteckt.

Pink. Laß ihn doch — vinum, ſagte der Schulmeiſter, eſt bonus —

Mull. Ach, da kömmt die Mutter — Geſchwind, Ihr Herren, zankt mit mir —

Achter Auftritt.

Amalie. Die Vorigen.

Mull.

Amalie! gut, daß Du kömmſt. Rette mich — hilf mir, man will mich morden.

Pink. Ja, maſſakriren will ich Dich, wenn Du Franzen nicht ſchaffſt.

Flitt. An Maſtbaum läßt Dich der Capitain hängen, wenn er nicht mit uns kömmt.

Mull. Ach, Amalie! wo iſt denn Franz?

Amalie. Beruhigt Euch nur; Franz ist mit meiner Tochter selbst zum Capitain gegangen.

Mull (leise.) Das ist eine Lüge, glaubt's ihr nicht.

Flitt. Wenn das wahr wäre, da könnten wir freylich ruhig seyn. Denn unser Capitain würde Ihre Tochter schön anlassen; kein Weib darf ihm auf zehn Schritte zu nahe kommen —

Pink (trinkt noch einmal.) Oder sie ist ein Kind des Todes.

Amalie. Doch sollte ich glauben, Franz müßte das besser wissen. So gar arg malt er ihn nun nicht; er meynte, er würde sich schon zureden lassen. Sie sind schon lange fort; Ihr dürft nur wieder umkehren, da werdet Ihr sie Beide finden.

Mull (leise.) Es ist eine Falle, die sie Euch legt. Traut nicht, sie ist pfiffig.

Flitt. Und Sie meynt doch, wir sollen uns so anführen lassen?

Pink. Sie möchte wohl den hübschen Buben Franz für Ihre Tochter wegfischen? Nicht wahr?

Amalie. Ich will nichts, als was recht ist. Franz liebt meine Tochter, und will sie heirathen; wenn sie der Capitain nicht mitnehmen will, so wird er seinen Abschied fordern und hier bleiben.

Mull (leise.) Da habt ihr das Complott.

Pink. Ja, ja, ein Complott! (er trinkt) Richtig ein Complott! Also (er zieht sein Matrosenmesser) Frau, wo ist

der Burſch? — heraus mit der Sprache, oder ich ſchneid' Ihr ein paarmal kreuzweis über's Geſicht weg —

Amalie. Um Gottes willen! Ihr werdet doch nicht Räuber und Mörder ſeyn.

Flitt. Das nehm' Sie mir nicht übel, wir ſind ehrliche Matroſen; aber wir haben Ordre, Franzen gleich zu bringen, oder den Kerl da aufzuknüpfen.

(Er nimmt ſeine Schärpe ab und rollt ſie zuſammen.)

Mull. Ach ich armer unglücklicher Menſch! Wie komm' ich für alle meine Güte und Nachſicht zu dem großen Unglück!

Flitt. Nur parat gemacht, — und Sie kann dem Kerl Compagnie leiſten.

Pink. Und wenn wir die Tochter finden, ſo giebt das ein hübſch Kleeblatt.

Amalie. Aber da giebt's ja einen weit bequemern Weg —

Flitt. Und der wäre? —

Pink (trinkt.) Ja, anhören kann man ſie doch. — Teufel! der Wein iſt gut.

Amalie. Bringt mich zum Capitain, und nehmt Mull auch wieder mit. Wenn Ihr dann meine Tochter nicht antrefft, und Franzen dazu, ſo laßt Eure Mordſucht an uns aus.

Flitt. Das war eben nicht ganz unvernünftig geſprochen.

(trinkt.)

Pink. Der Vorschlag läßt sich so ganz wohl hören.

(Er steckt sein Messer ein, und trinkt.)

Mull (leise.) Thut's nicht, es sind Kniffe; sie lockt Euch ins Garn. Gehn wir fort, und sie gewinnt Zeit, so verstecken sich die Beiden vollends, wo kein Mensch sie finden kann. Drängt auf sie ein, peinigt sie, gebt ihr was ab; was liegt an so einem alten Weibe?

Pink. Was meynst Du, Flitt?

(Er greift wieder nach dem Messer.)

Flitt. Pfuy, Pink, das ist wider unsere Ordre, ist auch unmenschlich.

Pink. Hast Recht. (zu Mull) Sapperlot, Kerl, setz' Einem nicht so was in Kopf!

Amalie. Erzürnt Euch nicht, ich sage die Wahrheit, ich meyne es ehrlich.

Flitt. Aber, der Patron sagt das Gegentheil; er will haben, wir sollen auf Sie rücken, Sie spräche die Unwahrheit; wir sollen Sie mishandeln, bis Sie bekennet.

Amalie. Mull sagt das? Mull! O! Du Niederträchtigster aller Menschen, Du willst an mir zum Mörder werden? Ja, das war lange Dein Vorsatz, und jetzt willst Du Dich nur Anderer dazu bedienen. Noch einmal, was ich sage, ist Wahrheit, und dieser ist ein Betrüger.

Neunter Auftritt.

Cap. Lehmann. Die Vorigen.

Lehmann.

Ja, das Zeugniß kann ich ihm alle Tage geben. Hat der Himmel Dich Gemächte denn noch immer zur Strafe anderer Menſchen leben laſſen? Seht einmal, Kameraden, das iſt ein Kerl, der ſchon zehn von meinen Schiffsleuten überredet hatte, mich über Bord zu werfen, und ihn zum Capitain zu nehmen; aber das Gewiſſen ſchlug ſie, und ſie gaben es an.

Pink (zieht ſein Meſſer, und will auf ihn ein.) Und mit dem Hallunken haben wir getrunken? Wahr, daß ſein Wein gut war. Aber dafür ſollſt Du nun auch —

Lehmann. Laß ihn gehen, Kamrad; er muß noch viel mehr bekennen.

Mull. Laßt mich nur wieder an Ort und Stelle kommen, da will ich Euch ſchon verklagen. Ihr habt mich verdrängt, Ihr habt ein Complott wider mich gemacht, und weil's Euch gelungen iſt, ſo ſchiebt Ihr's nun auf mich. Wär's mir gelungen —

Flitt. Siehſt Du nun, Kerl, wie Du Dich verſchnappſt? Da geſtehſt Du, indem Du läugnen willſt. Du biſt's wahrhaftig nicht werth, daß man von Deinem Weine trinkt, wenn er nicht ſo gut wäre.

(er trinkt.)

Pink. Ja, wahrhaftig, keinen Tropfen ſollte man (trinke) ihm davon laſſen.

Lehmann. Sie ſehen mich erſtaunt an, Madam; Sie kennen mich, ich Sie auch.

Amalie. In der That, Herr Capitain, ich ſoll Sie kennen, und wenn ich nicht irre, hab' ich Sie in einer Zeit gekannt, wo ich glücklichere Tage zählte, wo häuslicher Friede mein Leben umſchattete.

Lehmann. Den man oft liederlich verſchleudert. Ich ſahe Sie hier ſtehen, und fuhr vor Schrecken zurück; ich mußte mich faſſen, und blieb deswegen etwas ſtill. Sie konnte ich nicht hier vermuthen, und ich habe Ihnen Dinge zu ſagen, die den feſteſten Muth in Ihnen zur Zaghaftigkeit umſchaffen, und Ihre kälteſte Ruhe in Unruhe wandeln müſſen.

Amalie. Kalte Ruhe, Herr Capitain, kannte ich noch nie. Immer war mein Loos Jammer und Unruhe. Mögen Sie mir Dinge zu ſagen haben, die mich aufs äußerſte erſchüttern; aus meiner Standhaftigkeit werden Sie mich nie bringen! Das Elend hat ſie befeſtiget.

Lehmann. Wie iſt's möglich, daß Sie das ſagen können? — Flitt, Pink, laßt mich mit dieſer Frau allein, hütet aber den Buben, daß er Euch nicht entwiſche.

Flitt. Ja, wir wollen ihn feſt halten, wie der Anker das Schiff.

Pink (packt ihn an.) Patron, marſch ins Magazin, wir wollen Deinen Keller viſitiren.

(Indem ihn Beide abführen wollen, packen ſie ihn etwas unſanft an.)

Mull. Au weh! geht nur nicht ſo ungeſtüm mit mir um. Wer giebt Euch das Recht dazu? In meinem Eigenthum? Auf meiner Inſel?

Lehmann. Der Böſewicht verliert jedes Recht, er ſey wo er wolle.

Flirt. Ja wohl, Herr Capitain.

Pink (zu Mull.) Ja wohl, Du Seeungeheuer.

(Sie führen ihn ab.)

Zehnter Auftritt.

Cap. Lehmann. Amalie.

Lehmann.

Um jeder Unordnung zuvorzukommen, ob wir uns gleich ſchon gekannt haben, frag' ich Sie jetzt: ſind Sie Capitain Roberts Frau?

Amalie. O! der Name preßt mir Thränen aus. Ich bin die Unglückliche.

Lehmann. Ja wahrhaftig, die Unglückliche — die ſich ſelbſt und ihrem Gatten, ihrem würdigen Gatten ewige Leiden zubereitete — die den edelſten, großmüthigſten, beſten, würdigſten Mann hatte, und ihn verwarf —

Amalie. Ihn verwarf? Meinen Robert verwarf? Capitain!

Lehmann. Steckt Heucheley nach einer ſo langen

Reihe von Jahren noch in Dir? Weib! laß die Lügen von Deinen Lippen schwinden, und Wahrheit Deinen Mund beleben; Reue schafft Versöhnung.

Amalie. O! daß diesen Lippen nie eine ungewissere Wahrheit entströmt wäre, als diese! Wer sechszehn Jahre seine Unschuld durch Leiden und Kampf erhalten, der hat doch wohl das Recht, zu sagen: ich bin unschuldig.

Lehmann. Madame, der Zeuge ist wider Sie gegenwärtig. Wie kommen Sie mit Mull zusammen? Wie hätten Sie gerade die Insel, wo ich ihn ausgesetzt, finden können, wenn Sie das nicht erfahren, nicht erforscht hätten?

Amalie. Um Mulls willen hätte ich diese Insel aufgesucht? Um eines Menschen willen, den ich nie sahe, ehe ich ihn hier erblickte? — Es ist ein Labyrinth, in das Sie mich führen, Lehmann —

Lehmann. Ich bin in keinem mindern. Sie sind Roberts Frau, und wollen doch von dem nichts wissen, was ich mit diesen Augen sehe.

Amalie. Mögen Sie gesehen haben, was Sie wollen; so wie es Mull angeht, ist's Blendwerk gewesen; und wenn Sie mich auf der Folter fragen, warum Robert mich verlassen, ich weiß es nicht, — meine Thränen darüber waren ohne Zahl.

Lehmann. Nein, die Dunkelheit ist mir zu finster; dazu gehört ein anderes Licht, um durchzudringen, als das meinige. Wissen Sie dann, Madam, er ist hier —

Amalie. Er iſt hier — Er — welch ein Er? — Geſchwind, Capitain, reden Sie aus.

Lehmann. Robert iſt hier.

Amalie. Robert iſt hier? Mein Robert? (ſie fällt auf ihre Kniee) Dank Dir, Allmächtiger! Du wollteſt mich noch fröhlich machen, ehe Du mich abrieſeſt! (ſie ſteht auf, und zeigt auf ihr Herz) O! hier, Lehmann, iſt's auf einmal paradieſiſch helle geworden. Fort, fort zu ihm, zu dem ich wollte, als Wellen mich verſchlangen, und Tod mich in ſeinen kalten Armen hielt — Fort zu ihm — dann — dann gerne todt!

(Sie ſtürzt ab, und Lehmann folgt ihr.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Die Bühne iſt wie zu Anfange des Stücks.

Erſter Auftritt.

Robert allein.

Wie eingewurzelt ſteh' ich da, und kann nicht vorwärts und nicht rückwärts. Ich bin meines Herzens und meines Verſtandes nicht mehr Meiſter, — bin nicht mehr Meiſter meines Schiffs und meiner Leute. Capitain Robert will abreiſen, und ſein Steuermann und ſeine Söhne ſind nicht zu finden. Capitain Robert will abreiſen, und ſein Herz ruft laut in ihm: Bleib — bleib da! Capitain Robert iſt nichts mehr. — Mach's ein Ende, alter Knabe, und laß deinen glücklichen Jungen dein Schiff führen.

Zweyter Auftritt.

Auguſte. Robert.

Auguſte.

Erheitern Sie ſich, lieber Capitain; wir leiden Alle mit Ihnen.

Robert. Ach! was wiſſt Ihr von Leiden? Und wer ſagt, daß ich leide? Ich bin ein Mann, Auguſte, das ſey

Dir genug — Ich bin mir genug — Ihr bedürft meiner nicht — Ihr seyd Euch genug. Liebe und vergiß mich.

Auguste. Wir fühlen es zu sehr, daß wir uns nicht genug sind. Fritz ist untröstlich, und ich kann ihn nicht untröstlich sehen. Lieber Capitain, sey es Bekanntschaft mit so vielen Gefahren, sey es die öftere Prüfung unsers Muths, etwas ist's aber doch, was unsere Liebe ernsthafter und überlegter macht, als sie gewöhnlich seyn soll! Wir sind einig darüber, nichts zu thun, was Ihnen zuwider ist.

Robert. Was? Was? Was willst Du?

Auguste. So schwer es uns wird, den Hoffnungen, die so heiter aus Ihrem Herzen uns lachten, zu entsagen, so komme ich doch, Abschied von Ihnen zu nehmen; Sie haben die Seligkeit aus dem Leben eines armen Mädchens verscheucht. Allein sie würde sich nicht werth halten, den Namen Ihrer Tochter zu besitzen, wenn sie Ihnen einen Sohn entführen könnte, der so lange Ihre einzige Freude ausmachte.

Robert. Das wäre Euer Ernst? Wäre sicher ungeheuchelte Wahrheit? O! das Blendwerk soll mich nicht täuschen. Ihr glaubt mit Eurer Großmuth die meinige rege zu machen? Nein! Ich nehme das Erbieten an. Gelte, meine saubere Heuchlerin, das Wort wird Dir im Munde sterben?

Auguste. Nein, Capitain Robert, Fritz und Auguste haben zu gute Väter gehabt, um heucheln gelernt zu haben,

Wie könnte, entfernt von Ihnen, unsere Ehe glücklich seyn? Würde ein Tag hingehen, an welchem wir nicht fragen müßten: Was wird unser Vater machen? — Und was kann die Antwort anders seyn, als — er ist unglücklich durch uns? Unser Entschluß ist ernstlich, und hier kommen meine Zeugen.

Dritter Auftritt.

Cap. Midschen. Werner. Fritz. Die Vorigen.

Midschen.

Dasmal, lieber Herr Bruder, ist Dir der Wind sehr zuwider, er führt Dir alle Deine Leute davon. Da hab' ich zwey Deserteurs aufgegabelt, die bring' ich Dir wieder. Ich hab' sie zur Raison gebracht, sie wollen nun der Subordination treu bleiben; wo Du den Dritten herkriegen wirst, das überlaß ich Dir. Ich lasse in einer Stunde lichten, und wäre schon fort, wenn Capitain Lehmann zurück wäre. Eine Bitte habe ich noch an Dich.

Robert. Wunder, daß man mich noch um etwas bittet; ich denke nicht anders, als ich muß jetzt thun, was andere Leute wollen. Laß hören.

Midschen. Deinen Schiffjungen Klaas, den will ich auf mein Schiff nehmen, es wird wahrscheinlich kein Geheimniß bleiben, welch eine Metamorphose mit ihm vorgegangen, und da dürfte Dein Schiffsvolk dem armen Mäd-

chen manches zum Schabernack thun, da der Capitain selbst Gesichter auf ihn schneidet.

Robert. Nimm ihn hin, wenn's Werner zufrieden ist — Nimm Wernern dazu, wenn er nicht ohne sie seyn kann. Nimm Franzen auch mit, wenn Auguste ihm unentbehrlich ist. Ich alter Kerl will einmal glauben, ich bin in eine neue Welt versetzt, und will mir neue Menschen suchen. Wenn Du glaubst, es ist eine Freude, lauter Gesichter um sich zu haben, in denen man es liest: Wir könnten auch glücklicher seyn, und Du bist schuld daran, — so irrst Du Dich. Laß Deinen Anker liegen, bis Du das ganze Volk beysammen hast. Gieb mir Deinen Steuermann, und ich will davon fahren.

Werner. Eine verdammt trockne Trennung für unsre warme Freundschaft!

Robert. Glaubt Ihr etwa, das Opfer ist klein, das ich Euch bringe, — oder es ist angenehm, aufzugeben eine Sammlung Menschen um sich, von denen man sich unzertrennlich glaubte? —

Vierter Auftritt.

Jacob. Klaas in weiblichem Anzuge.
Die Vorigen.

Jakob (welcher Klärchen am Arme hat, und sie zum Busch herauszerrt.)

Nun, so komm nur, Du Spitzbube von 'n Jungen, präsentir' Dich nur in Deiner Verkleidung, hernach wollen wir hören,

hören, wie's aussieht — Da, Schiffspatron, bring' ich Klaas! Seht einmal, wie er sich herausgeputzt hat — natürlich wie ein Weibsbild —

Werner (reißt sie ihm von der Hand.) Jacob, was soll das heißen?

Jakob. Nun, meiner Seel, Steuermann, was Guts kann das nicht heißen, daß der Junge Weibskleider mit sich führt, und sie hier anzieht. Entwischen hat er wollen, da parir' ich meinen Schiffspart dran.

Robert. Hättst 'n verloren, Jakob. Der Junge hat uns alle zum Besten gehabt. Wernern sein Mädchen siehst Du vor Dir.

Jakob. Ein schmucks Mädel, meiner Seel; Steuermann, das ist aber nicht Schiffsmanier; weiß Er wohl, was für Gefahr Er da läuft? —

Werner. Ich weiß alles, Jakob — Es ließ sich nicht anders thun. Nun, Klärchen, immer den Kopf herauf, geh hin zum Capitain Robert, bedank' Dich bey ihm, er läßt Dich mit Capitain Midschen gehen.

Jakob. Das ist Schade. 'S war doch eine gute Haut der Klaas. Werner, hätt' Er 'n doch nur bey uns gelassen, wir hätten ihm kein Leids gethan.

(ab.)

Robert. Ist das nicht eine Herrlichkeit um das Mädel! Kannst mit Capitain Midschen gehen, Klärchen.

Klaas. Ganz danke ich Ihnen nun nicht dafür; ich wäre lieber bey Ihnen geblieben.

Robert. Verfolgt mich denn das Unglück ewig, daß mich die Leute lieben, die ich hasse? Sieh einmal auf, was bist Du für ein weiches Geschöpf?

Klaas (zu ihm aufblickend.) Ach! ich bliebe so gern bey Ihnen!

Robert (zurückfahrend.) Bin ich denn bezaubert? blickt mir aus diesen Weiberzügen wieder jene Gestalt entgegen? Fort, Mädchen, fort! mach', daß Du mir aus den Augen kömmst, ehe mich meine unglückliche Einbildungskraft ganz wahnsinnig macht. —

Klaas (ihm die Hand küssend.) O! blicken Sie doch nur einmal mit Liebe auf mich!

Fritz. Vater, seyn Sie nicht unerbittlich!

Robert. Wüßtest Du, woran sie mich mahnt —

Werner. Robert! sie kann Euch an nichts mahnen, als an Eure Ungerechtigkeit, und sie sey denn nicht länger Geheimniß. Klärchen — wirf Dich Deinem Vater zu Füßen —

Klaas (sich niederwerfend.) Mein Vater! Ihre Liebe!

Robert. Ich Dein Vater? Du meine Tochter? Nein, Werner; die Züge können Wahrheit sagen, die Tochter meiner Untreuen kann sie seyn — die meinige ist sie nicht.

Fritz. Vater, sie ist gewiß meine Schwester — Ihre Tochter —

Robert. Nein, sie ist es nicht. Muß ich denn meine Schande der ganzen Welt bekannt machen? Muß ich denn

ſagen, daß mein Haß gegen Euer Geſchlecht von einem untreuen Weibe herkührt, daß nur Fritz mein Kind iſt?

Klaas. O! wie hart bin ich zu Boden geſchlagen!

Werner. Nein, es iſt Unwahrheit, Robert, was Ihr da ſagt; der Mund eines Sterbenden lügt nicht, und ein Sterbender ſagte — ſie iſt Eure Tochter — und Euer Weib unſchuldig.

Robert. O! daß das Wort nie aus Deinem Munde gekommen wäre! denn nun muß ich Dich haſſen. Um Dein Weib zu meiner Tochter zu machen, frevelſt Du mit der Ruhe Deines Freundes, Deines Wohlthäters — Gh, verbirg Dich und die Unglückliche vor meinen Augen.

Werner (zu Auguſten.) Auguſte, geh mit der armen Traurenden fort. (zu Robert) Ich habe geglaubt, eines Vaters Herz könnte vor ſeinem Kinde nicht zurückbeben, jetzt finde ich's anders. Aber ich will Euch noch an die Seele greifen, ich will Euch die Geſchichte vorleſen, wie man Euch hintergieng, wie man ein Paar trennte, was nur Eine Seele war — eine Geſchichte, die ich um Eurer Ruhe, um Eures ſchrecklichen Unrechts willen Euch verbarg. Erwacht dann Euer Vaterherz nicht, nun ſo will ich Euch verlaſſen; dann ſind die Rechte der Unſchuld mir heiliger als die der Freundſchaft. Stirbt die Natur in Euch, ſo ſtirbe auch der Troſt, an der Hand eines braven Kerls Eure übrigen Tage zu durchwandeln.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Robert. Auguſte. Fritz. Cap. Midſchen. Klaas.

Robert.

Nun, Fritz, haſt Du mir nicht auch etwas dergleichen zu ſagen.

Fritz. Nein, mein Vater, ich halte bey Ihnen aus. Ich habe ſo lange den Kummer Ihres Herzens getragen, und hielt ihn doch nur für Laune; jetzt kenne ich ſeinen Grund und fühle deſſen Wichtigkeit.

Robert. Komm dann in meine Arme, Dir will ich mich anvertrauen; o! ich will Dir beweiſen, daß ich nicht der harte gefühlloſe Mann bin, für den man mich ausſchreyet. Du ſollſt ſehen, daß eine ſo lange Reihe von Jahren mich nicht gleichgültig gegen ein Gefühl machen konnte — Doch, lieber Midſchen, verlaß uns, und nimm dieſe mit Dir.

Midſchen. Ja, Bruder, ich will Dich verlaſſen; eben weil ich Dich kenne, hoffe ich, daß Vernunft endlich den Sieg über Leidenſchaften davon tragen wird. Kommt, Kinder — und wenn Ihr keines Menſchen Töchter ſeyn ſolltet, ſo will ich Euch als die meinigen auf- und annehmen; aber, Robert, laß ſie in Frieden von Dir gehen.

Fritz. Lieber Vater! das unglückliche Klärchen weint über Sie.

Robert. Weine nicht, Mädchen. Wäre ich Dein Vater, mit dem befriedigendſten Gefühl wollte ich Dich an mein Herz drücken, und Dir väterliche Liebe beweiſen; ſo aber kann ich nur Dein Freund ſeyn, und der will ich ſeyn, wenn die tobende Leidenſchaft in meiner Seele gedämpft iſt — So lange bleib bey meinem Freunde, und auch Du, Auguſte, erwarte dieſes. Ich fühl's, daß Ihr mich übermannen werdet; aber den vieljährigen Groll gegen Euer Geſchlecht können Augenblicke nicht unterdrücken.

Klaas (küßt dem Robert die Hand.) Dank auch dafür.

Auguſte. Hören Sie, Herr Robert! böſe oder nicht, ich kann mir nicht helfen. Klärchens Mutter kann keine unedle Seele gehabt haben, und Ihrem Herze liegt das Mädchen jetzt ſchon näher, als Sie denken. Werner hat gewiß wahr geſprochen, Sie haben ſich geirrt; laſſen Sie ſich ſeine Beweiſe bringen, überlegen Sie ſie reiflich, überzeugen Sie ſich von der Wahrheit, ſo bringen Sie Leben und Freude in den ganzen geſellſchaftlichen Zirkel um Sie her, der jetzt um Ihret willen leidet. Fritz, laß das Dein Hauptaugenmerk ſeyn; laß immer Eigennutz die zweyte Triebfeder meiner Handlungen ſeyn, die erſte iſt doch Ruhe Deines Vaters —

Midſchen. Wozu wir Alle Amen ſprechen.

(Er geht mit den Frauenzimmern ab.)

Sechster Auftritt.

Capitain Robert. Fritz.

Robert.

Nicht minder offen und frey, nicht minder vielverſprechend als Auguſte, war Deine Mutter, Fritz! Ob ich ſie nicht mehr geliebt, als Du Dein Mädchen, davon mögen Dir die Unruhen Beweiſe ſeyn, von denen Du mich nie befreyet ſaheſt. So wie Du für Deine Auguſte ſchwören würdeſt, ſo hätte ich für ſie geſchworen, den fürchterlichſten Eid geſchworen —

Fritz. Aber, Vater, nach allem dem, was ich höre —

Robert. Was Du von Andern hörſt, wiegt das nicht auf, was dieſe Augen ſahen. Die liebenswürdige Schlange hätte mich noch lange betrogen, wenn nicht ein Zufall mir die Augen geöffnet. Sie erwartete mich nicht, als ich mit freudiger, entzückender Wonne ſie einſt am frühen Morgen, nach einer zurückgelegten ſchweren Reiſe überraſchen wollte, und wie ich in ihre Schlafkammer trat, kam mir ihr Buhler entgegen. Meine erſte Beſtürzung machte mich unthätig, er entwiſchte mir, und ſie verachtete ich zu ſehr, als daß ich ſie wieder hätte ſehen ſollen. Und dieſes Weib hieß Amalie, und ihre Tochter Friederike — Erkläre Dich nun —

Siebenter Auftritt.

Amalie herzustürzend. **Die Vorigen.**

Amalie.

Wo ist er? — Wo? Ach mein Robert, mein Theurer — einzig geliebter Gatte! Du lebst noch? O wohl mir!

(Sie wirft sich ihm zu Füßen, er zieht sich zurück.)

Robert. Madam, ich glaubte Sie nicht wieder zu sehn.

Amalie (aufspringend und ihn festhaltend.) Nein, Robert, entwischen sollst du mir nicht wieder; nein, ich will Dich halten, fest halten. Ach! so viele Jahre habe ich Dich entbehren müssen, habe geseufzt nach Dir! Einen der Blicke, Robert, nur einen der Blicke, womit Du mich sonst so selig machtest, und ich will gern — gern sterben.

Robert. Daß die Zeit den Kummer lindert, hab' ich wohl gehört; aber nie erfahren, daß sie Verbrechen verlöscht, davon weiß ich nichts. Zwar vielleicht wissen Sie nicht einmal, daß ich Ihr Verbrechen weiß, haben wahrscheinlich der ganzen Welt mich als den Verbrecher dargestellt; ich erschien in dem Lichte des Ungerechten, und Sie waren die Ungerechte. Der Welt Lauf, Madam; trösten Sie sich damit, und verlassen Sie mich.

Amalie. Das kann Dein Ernst nicht seyn, Robert. Mag die Zunge der Verläumdung über mich ausgesprengt haben, was sie will; dieß Auge voll Wonne, Dich wiederzusehn, dieses Herz voll dankbaren Schlages gegen den,

der dieſen glücklichen Zufall mir ſchuf, muß für mich zeugen —

Fritz. Ja, Mutter, er zeugt für Sie; ich trete auf Ihre Seite.

Amalie. Du, mein Sohn? Du, mein Fritz?

Fritz. Ich ſollte Sie haſſen, Mutter, wenn ich an die Leiden gedenke, die meinen Vater, ſo lange ich ihn kenne, Ihretwegen begleitet haben; und ich würde Sie wenigſtens nicht lieben, wenn ich nicht überzeugt wäre, Sie ſind unſchuldig daran. O Mutter! Mutter! mich treibt's mit unwiderſtehlichem Entzücken zu Ihnen; ich ſehe den Engel in Ihnen, der unſere ganze Ruhe wiederherſtellen wird. — Vater! alles ſpricht für ſie — legen Sie den grauſamen Zweifel ab — ſeyn Sie der Wiederherſteller ihres Glücks.

Robert. Unbeſonnener Knabe! kannſt Du die Schande einer verworfenen Mutter tragen ohne Rührung, ſo trage ſie, — vereinige Dich mit ihr. Ihr hättet mich erweicht, ich geſtehe es — ich hätte alles das Spielwerk des Schickſals gutgeheißen, was hier unter einer fremden Zone auf mich wartete; aber Dieſe hätte aus dem Spiele bleiben müſſen. Den Namen nennen zu hören, erſchütterte mich bis ins Innerſte; den Blick ertragen, das iſt mehr, als ich vermag. — Madam, Sie müſſen ſelbſt geſtehen, was Sie mir waren.

Amalie. Eben deswegen iſt mir alles unbegreiflich, was ich höre und ſehe. O Robert! kann ungegründeter,

unbewiesener Verdacht, den selbst ich nur muthmaßen muß, eine solche Aenderung zuwegebringen? Ist's möglich —

Fritz. Vater! so spricht nicht Schuld — ich beschwöre Sie, geben Sie Ruhe Ihrer Gattin — meiner Mutter. Es ist süß, noch eine Mutter zu haben, in deren Herzen man Vertrauen und Theilnehmung für Liebe und Leiden finden kann —

Robert. Das Gefühl ist Dir neu — es schmeichelt Dir. Wohl dann, genieße es; sie ist Deine Mutter, Du hast Recht, und kannst Pflichten gegen sie haben, die meine blinde Zärtlichkeit für Dich zu verlöschen vielleicht nicht im Stande war. Du mußtest Ersatz für das haben, was Du verlorst. Ich will Dir ihn nicht beneiden — Leb' wohl! —

Fritz. Vater! ich bitte, ich flehe, —

Robert. Ich befehle Dir, mir nicht zu folgen. Sie, Madam, ersuche ich, einen gewissen Capitain Lehmann aufzusuchen, der Ihnen über ein Geheimniß Licht geben wird, über das Sie im Schleyer der Scheinheiligkeit das tiefste Dunkel verbreiten möchten. Ich traure funfzehn Jahr um Sie, und finde Sie nicht einmal reuig. Es giebt nur eine Wahrheit; auf Ihrem Gesichte steht sie in häßlicher Schminke gemißbraucht, in meinem Herze ist sie nackt und unerschütterlich.

(ab.)

Achter Auftritt.

Amalie. Fritz.

Amalie.

O! mein Sohn! wirst Du denn Deiner unglücklichen Mutter Ersatz für den Verlust eines Gatten seyn, den sie nie beleidigte?

Fritz. Trösten Sie sich, Mutter; es kann nicht alles verloren seyn; es ist nicht alles verloren. Sie sagen, Sie sind unschuldig, und wer könnte Sie sehen, und Ihnen das nicht glauben? Unschuld muß an den Tag kommen. Es giebt einen Mann, der schon für Sie streitet; erheitern Sie diese trüben Blicke.

Neunter Auftritt.

Cap. Lehmann. Die Vorigen.

Lehmann.

Daß Dich der Henker! laufen Sie mir nicht davon, daß meine alten Knochen nicht folgen können! — Nun, wo ist Robert?

Amalie. Weg ist er; an Sie hat er mich gewiesen, um mir ein Geheimniß aufzudecken, wovon ich nichts weiß.

Fritz. Hart — sehr hart hat er mit meiner Mutter verfahren.

Lehmann. Hat's vielleicht Ursach, junger Herr; gemach nur!

Zehnter Auftritt.

Frau Lehmann. Klärchen. Die Vorigen.

Fr. Lehmann.

Amalie! alte gute Freundin! Komm, bedrängtes unglückliches Weib, ich habe Dir Freude zu bringen; hier iſt Deine zweyte Tochter, Klärchen.

Klärchen. Sie ſind meine Mutter? Sie? O! verſtoßen Sie mich nicht, wie mein Vater mich verſtoßen hat —

Amalie. Sie lebte noch, die ich vor meinen Augen ertrinken ſah? Und ich hätte alle meine Kinder beyſammen meines Roberts Kinder? Und er verſtößt mich und ſie? — Erkläre mir den Traum — Du, die Du noch liebreich auf mich zu blicken ſcheinſt.

Fr. Lehmann. Erinnere Dich des Bedienten, den Du mit Dir nahmſt. Er nahm dieſes Kind in ſeine Arme, als Euer Schiff zerſplitterte, er erreichte das Boot, das der See überlaſſen war, und ihn nahm nach zwey kummervollen Tagen ein vorbeyſegelndes Fahrzeug auf. Er glaubte Dich und Rikchen todt, ſo wie Du ihn. Er konnte Klärchens Vater nicht finden, er ſorgte als Vater für ſie, und erſt, da er ſtarb, gab er das Geheimniß ihrer Geburt mit dem Bekenntniß ſeiner Verbrechen in ihre Hände. Er iſts, der ſterbend bezeugt hat, daß Du unſchuldig biſt.

Lehmann. Ich lob' Euch, daß Ihr das Weib retten, Verſöhnung ſtiften wollt; aber ohne Reue findet ſie nicht

ſtatt. Amalie! ich weiß, wer es war, der Ihr Schlafzimmer verließ, als Ihr Gatte es betreten wollte.

Amalie. So falle des Himmels ſchwerſter Fluch doppelt auf mich, wenn ich ein Wort von dem allen verſtehe, — und nun auch nichts weiter! Meine Standhaftigkeit iſt erſchöpft; ich habe meine Kinder wieder, und ich will mich ihrer freuen. An dieſer Freude wenigſtens ſollen Bosheit und Verläumdung nicht nagen. Komm, Klärchen, komm, Fritz — ich werde weinen, daß ich ihn verlor, aber ich werde doch Euch haben.

Eilfter Auftritt.

Friederike. Franz. Die Vorigen.

Friederike.

Mutter, biſt Du hier? Was bin ich gelaufen, um Dich zu finden! Franz iſt recht gut, er iſt immer mit mir gelaufen. Komm, Mutter, weg von den Menſchen; geh weg, he der garſtige Capitain wiederkömmt —

Amalie. Der Mann iſt Dein Vater, Rikchen —

Friederike. Mag er ſeyn was er will, ich will ihn nicht, ich brauche keinen Vater — Franz iſt mein Vater. Ich will Dich nicht hier wiſſen; ſie ſtoßen Dich gewiß noch weg. Mull haben ſie auch weggeholt, und wenn Mull gleich böſe war, hat er doch immer für uns geſorgt; und Franz haben ſie auch holen wollen, aber ehe ſie den krie-

gen, müssen sie mich erst todt machen. Wann nur die Schiffe alle schon fort wären!

Fritz. Liebe Schwester, wir thun Dir nichts zu Leide, und der Vater wird auch nicht mehr böse seyn.

Klärchen. Gieb Dich zufrieden, gute Schwester; wir Alle haben die Mutter und Dich lieb.

Friederike. Ach Mutter! ist das Bruder und Schwester, von denen Du mir so oft erzähltest, und dabey weintest? Du thatest ja immer, als wenn sie todt wären.

Amalie. Das sind sie: sie leben, um meine Ruhe, wo nicht vollkommen zu machen, doch wenigstens zu vermehren.

Friederike. Und Du bist ihre Mutter, so wie Du meine Mutter bist?

Fritz. } Unsre Mutter ist sie, und wir haben viel
Klärchen. } Freude gehabt, sie zu finden, so wie wir viel Freude haben, Dich zu finden.

Friederike. Ich wollte mich auch so gerne freuen, wie ich mich erst so herzlich gefreuet habe; aber wenn ich an den Capitain zurückdenke, da kann ich mich gar nicht freuen; ich sehe mich immer um, ob er kömmt. In meinem Leben bin ich noch nicht so bange gewesen.

Fritz. Ich verspreche Dir, er soll Dir kein böses Wort mehr sagen.

Klärchen. Und er soll Dir auch Deinen Franz lassen.

Friederike. Und versprecht Ihr mir auch, daß er Mutter nichts thun soll?

Fritz. Das verſprechen wir Dir auch.

Friederike. Ihr müßt mir's Alle — Alle verſprechen.

Alle. Wir verſprechen Dir's Alle.

Friederike. So will ich mich auch recht freuen. Ich ſehe gern ſo viele Menſchen um mich; nur wenn ich mich fürchten muß, da ſeh' ich ſie nicht gern. Ihr ſeht Alle ſo gut aus, aber der Capitain ſahe auch gut aus, und wurde doch böſe.

Zwölfter Auftritt.

Flitt. Pink. Mull. Die Vorigen.

Pink (etwas betrunken.)

Hier, Capitain Lehmann, bringen wir Euch den anvertrauten Arreſtanten. Er iſt uns ſchon einmal entwiſcht, aber wir haben ihn hinter ſeinen Geldfäſſern vorgeſucht. Der Kerl iſt reich, wie ein Ko — Ko — Ko — wie heißt denn der Schiffscapitain —

Lehmann. Wie Krösus — Das war kein Schiffscapitain, Pink. —

Pink. Wenn er reich war, da war er ein Schiffscapitain.

Flitt. Pink hat 'n bischen zu tief in Mulls Weinflaſchen gekuckt. Aber, Herr Capitain, das muß ein ſchlechter Patron ſeyn; er hat uns viel Geld geboten, wenn wir

ihm die beiden Frauensleute wieder ausliefern, und machen wollten, daß Capitain Robert Franzen mitnähme.

Pink. Da steht Franz lebhaftig. Je, Mucje Franz, warum haben wir Ihn denn nicht finden können, da wir Ihn doch gesucht haben?

Franz. Weil Ihr mich da gesucht habt, wo ich nicht war.

Pink. Ja, das ist auch wahr — was man doch nicht alles lernt!

Friederike. Das war recht dumm von Euch, daß Ihr Franzen holen wolltet. Das ist mein Franz, und den kriegt kein Mensch von mir; Euer Capitain kann sehen, wo er einen Franz kriegt.

Flitt. Nun, nun, Jüngferchen; wenn er es zufrieden ist, wir sind's recht gern.

Franz. Laß die Leute gehen, Rikchen; die thaten, was ihnen befohlen war. Nun bin ich hier, nun können sie mir nichts mehr thun.

Friederike. Wollt Ihr ihm auch nichts mehr thun?

Flitt. } Pink. } Nicht das allergeringste —

Friederike. Da gebt mir die Hand drauf. (Sie geben ihr die Hände) So will ich Euch auch recht lieb haben — Franzen aber am liebsten —

Pink. Das glaub' ich Ihr.

Flitt. Dumm ist sie nicht, die Mamsell von der wüsten

Insel — Pink, wir haben das Unsere gethan; beym Schiff wird's auch Arbeit geben —

Pink. Hast Recht. — Komm; ich habe auch noch ein paar Flaschen Wein versteckt.

Flitt. Ein guter Patron ist er, bis auf'n Trunk, — er kann keine Flasche voll lassen.

Pink. Dafür fülle ich mich an. Komm, Flitt. Gott grüß' Euch, Herr Capitain.

Flitt. Und Euch alle mit einander.

Friederike. Nehmt mich mit, ich muß das Schiff sehen.

Franz. } Wir gehen mit, Rikchen.
Klärchen. }

(Sie gehen ab)

Dreyzehnter Auftritt.

Cap. Lehmann. Amalie. Frau Lehmann. Fritz. Mull.

Amalie.

Da gehen die Glücklichen hin, und ich träure.

Lehmann. Amalie! Kannst Du mir's läugnen, daß dieser Böswicht mit Dir in Vertraulichkeit gestanden, — daß er Dein Zimmer verließ, als Dein Gatte zurückkehrte?

Amalie. Dieser? Dieser, dessen Gesicht ich nicht eher als auf dieser Insel gesehen? Mull, rede, gieb der Wahr-

heit die Ehre. Saheſt Du mich jemals, ehe ich Dich hier fand?

Mull. Ich habe Dich nie gekannt, nie geſprochen —

Fr. Lehmann. Es iſt gewiß ein Irrthum, lieber Mann. Ich kenne Amalien zu gut; nie gieng eine Lüge über ihre Lippe.

Fritz. Gewiß, lieber Capitain Lehmann, es kann nicht wahr ſeyn; ihr Auge iſt ſo ganz offen, und heiter bey ſeinem Anblick.

Lehmann. Aber er, ſchlägt es ſchüchtern nieder. O! er weiß zu gut, daß er ein ſchrecklicher Verbrecher iſt.

Vierzehnter Auftritt.

Robert von Werner und Auguſte geführt.
Die Vorigen.

Robert.

Ihr habt mich überwunden, Kinder.

Auguſte. Lieber Fritz, er iſt ſo gut der Vater, er will alles, was wir wollen.

Werner. Ja, Mutter, wenn ich ihn auch nicht überzeugt habe, ſo habe ich doch wenigſtens Zweifel in ihm rege gemacht; wenn er nicht glaubt, ſo vergiebt er doch.

Robert. Ja, Amalie, ich vergebe Dir.

Amalie. O! tauſend, tauſend Dank für den trauten Laut aus Deinem Munde —

Lehmann. Und ich soll das Spiel eines Blendwerks seyn? Und dieser da soll mich betrogen haben? Und Du, Amalie, nimmst die Vergebung so an, und entsagst der betheuerten Unschuld?

Amalie. Es giebt ein Gefühl, was alles übertrifft, das Gefühl glücklich geworden zu seyn.

Werner. Lasst Euch alles erklären, Capitain Lehmann. Der Bediente Amaliens, der mein Klärchen rettete, und erzog, war einverstanden mit dem, den Capitain Robert im Zimmer seiner Frau antraf. Er hatte ihn durch Geschenke gewonnen, ihn hineinzulassen; sie wußte nichts davon.

Lehmann (packt Mull heftig an.) Nun, beym Himmel, da wollen wir bald auf den Grund seyn; denn dieser war es.

Robert. Er war es?

Fritz. Wenn Du Barmherzigkeit hast, Mull, so gestehe meiner Mutter Unschuld —

Auguste. Ich will für Dich bitten, Dir Verzeihung erflehen, für alles —

Robert. Ha! was zauderst Du? War sie unschuldig, oder war sie es nicht?

Mull. Einmal bin ich doch verrathen. Wohlan dann, so wißt, Capitain Robert, ich hatte mich in Euer Weib verliebt; ihre Schönheit hatte mich geblendet. Ich hörte von ihrer Tugend, von ihrer Anhänglichkeit an Euch. Ich kannte kein Mittel, zu ihrem Besitz zu gelangen, als Euch

zu entfernen. Alle Nachrichten, die Ihr erhieltet, alle Zweifel, die Euch in den Kopf gesetzt wurden, waren von meinen Helfershelfern. Ich kannte Euer heftiges Temperament, ich wußte den Augenblick, in dem Ihr Euer Haus betreten würdet; ich glaubte, diesen als den besten benutzen zu können. Euer eigener Bedienter ließ mich ins Zimmer Amaliens, wo ich so lange versteckt war, bis ich Euch hörte; da ging ich Euch entgegen. Amalie schlief schon, sie hörte von dem allen nichts; sie hat mich nie gesehen, nie gesprochen. Sobald sie Eure schnelle Abreise erfuhr, schloß sie sich vor der ganzen Welt ein, und ich sahe meinen Zweck vernichtet. Lehmann, der mit Euch war, hatte mich erkannt; Er war mein Capitain, er trug mir's nach, und setzte mich hier aus. Ein Jahr darnach kam Euer Weib mit ihrer Tochter aus einem Schiffbruch halbtodt hier angeschwommen. Alle diese Jahre hindurch ist sie Euch treu geblieben.

Robert. So stehe ich als der einzige Verbrecher da. Amalie! —

(Sie fallen einander in die Arme.)

Funfzehnter Auftritt.

Franz. Friederike. Jacob. Klärchen. Verschiedene Matrosen. Die Vorigen.

Das Boot fährt an, die Matrosen treten singend aus, und ziehen um die Bühne, bis sie vor Capitain Robert kommen. Jakob führt Klärchen und Franz Rikchen.

Unsre Segel bläht der Nord.
Wasser aus den reinsten Quellen
Füllt die Fässer, und die Wellen
Laden wiegend uns am Bord.

Heiter fahren wir dahin;
Wir durchschneiden Regionen,
Sind vergnügt in allen Zonen.
Froh seyn, ist Matrosen Sinn.

Ist nun unser Schiff vom Kern,
Blinkt uns nur ein Sternchen wieder,
Sind wir Könige, ihr Brüder;
Darum lebe Schiff und Stern.

Jakob. Kommt, Capitain Robert, alles ist bereit. Die Landluft behagt Euch nicht recht: macht, daß Ihr ins Schiff kommt. Wir alle sehen Eure üble Laune, und wollen sie Euch durchaus nicht lassen.

Robert. Guter Jakob, sie ist vorüber; ich bin heiter und froh. Ich habe ein ehrliches Weib verkannt, und habe viel wieder gut zu machen. Ich will mein Leben auf dieser Insel zubringen, wo ich eine verlorne Ruhe wiederfand. Meine drey Paar machen eine ganz hübsche Kolonie aus. — Lehmann soll mein Schiff führen; dem alten Null will ich vergeben, und ihn hier todtfüttern; Amalie soll die Regentin dieser Insel — Roberts Eiland ihr Name — und unerschütterliche Tugend die Mitgift aller Weiber seyn, die je darauf wohnen.

(Der Vorhang fällt.)

Miranda

Königinn im Norden

Geliebte Paulalvins

Germanien.

1798.

N
36752

Erſter Abſchnitt.

Non bene conveniunt, nec in una ſede
morantur Maieſtas et amor.

Ovid.

Erſtes Kapitel.

Amors Bleſſuren gleichen dem Stich der Tarantel — ſie benebeln das Gehirn.

Königreich Sandland, Feſtung Hohburg, Zimmer des Adjutanten, Grafen Uſo.

Graf Uſo, Baron von Auheim, Lieutenant.

(Uſo ſitzt am Tiſche und mahlt. Lieutenant von Auheim ſchleicht ſich durch die offene Thür herein und blickt eine Zeitlang unbemerkt über des Grafen Schulter hin auf das Gemählde.)

Uſo. (indem er ſeinen Freund gewahr wird — ihm das Gemählde näher vor die Augen haltend) **Wirf deine Blicke hierauf und laß ſie an dieſen himmliſchen Reizen ſaugen, wie die Bienen an der Blüthe.** (legt das Gemählde auf den Tiſch und wirft ſich zurück in den Stuhl, nach einer kurzen Pauſe) **He, Auheim! kannſt du mahlen?**

Auheim. (lächelnd) Nein! lieber Uso! — Besäß ich diese Geschicklichkeit, ich würde schöne Landschaften entwerfen, berühmte Festungen zeichnen —

Uso. (ihm ins Wort fallend — heftig, indem er auf das Portrait zeigt) das ist eine Festung! — eine Festung ohne Gleichen! Leider aber nur unüberwindlich für mich und dich.

Auheim. Wer weiß! Keiner von uns hat sie noch ernstlich belagert. — Es ist schon so manche Festung gefallen, die man für unüberwindlich hielt. Für den, der Muth und Geduld genug hat, ist nichts in der Welt unüberwindlich.

Uso. Du führst hohe Gedanken, Auheim! nur Schade, daß du noch so wenig aus der Erfahrung sprechen kannst. Wir haben beyde noch nichts erobert.

Auheim. In einem Alter von zwanzig Jahren kann man unmöglich schon viel große Thaten gethan haben. Nur Geduld, bis wir vierzig zählen, denn wird Pulverdampf die Milchfarbe von unsern Gesichtern verscheucht, dann werden feindliche Waffen unsere Stirnen und Wangen mit ruhmvollen Narben bezeichnet haben. Noch haben wir auf dem Pfad zum Tempel des Ruhms nur die

ersten Schritte gethan. Laß uns ihn muthvoll wandeln; auch wir werden auf ihm Gelegenheiten zu großen Thaten finden.

Uso. (verdrüßlich) Mit deinem Pulverdampf und Wundennarben ist mir nicht viel gedient. Auch fühle ich seit einiger Zeit keinen sonderlichen Drang mehr, auf den Tempel des Ruhms zuzueilen. (mit einem gierigen Blick auf das vor ihm liegende Portrait) Nach dem Tempel der Liebe steht mein Sinn. (auf sein Herz zeigend) Ein mächtiger Riese hat sich hier einquartirt; sein Name ist Liebe. Alles, was an und in mir ist, hat er im Possess. Aus Liebe bleibe ich hier auf meinem Zimmer, aus Liebe gehe ich aus; aus Liebe laß ich meine Sporn klirren, aus Liebe meinen Gaul mit mir durch die Straßen galoppiren; aus Liebe gehorche ich den Befehlen meiner Obern; aus Liebe erscheine ich auf der Wachparade; aus Liebe suche ich Gesellschaft und aus Liebe fliehe ich sie; aus Liebe gehe ich promeniren und aus Liebe mahle ich hier. Kurz alle meine Handlungen haben nur noch ein einziges Motiv, und das ist die Liebe.

Auheim. Armer Uso! mit diesem Motiv wirst du spät beym Tempel des Ruhms anlangen.

Uſo. (ſchnell) Haſt du es ſchon vergeſſen, daß ich dahin gar nicht will? (nach einigem Beſinnen) Ich wüßte aber nicht, warum du mich unter dieſen Umſtänden ſo ſpät dort erwarteſt?

Auheim. Es fehlt dir auf dieſe Weiſe die Schnellkraft zum Emporſchwingen; der eigentlich wahre Bewegungsgrund, ſich auszuzeichnen. Du wirſt blos für Kleinigkeiten thätig ſeyn!

Uſo. (äuſſerſt heftig) Ich? Auheim, ich? — Elender Prophet! wie wenig verſtehſt du dich aufs Prophezeihen! — Verſprich mir ein gnädiges Lächeln von dem göttlichen Original dieſer Copie, die ich hier in Arbeit habe, und ich will Felſengebirge von einem Pol zu dem andern tragen. Stelle zwiſchen mich und ſie tauſend Banditen mit gezückten Dolchen, und auf ihrem Wink haue ich mich durch, wie ein Betrunkener durch die ihn umgaukelnden Irrwiſche. (ſpringt ſchnell auf vom Stuhl — indem er heftig geſtikulirend im Zimmer auf und nieder läuft) Verſchaffe mir Gelegenheit Auheim! mich auszuzeichnen, Gelegenheit, den Namen Uſo merkwürdig zu machen! Weiſt du nicht irgendwo ein Ungeheuer, das ich erlegen, iſt kein Löwe in der Nähe, den ich zerreiſſen kann? — Verſichere mir den Preiß, den ich wünſche, ſo will ich Hohburgs

ungeheure Mauren mit meinem Hirnschädel durchbohren, und mich mit meiner Degenspitze gegen Kanonen -und Bombenkugeln vertheidigen.

Auheim. (tritt seinem erhitzten Freund aus dem Weg und lehnt sich ans Fenster — lächelnd) Dergleichen Thaten wären nun wohl merkwürdig und auszeichnend genug, und zwar um so mehr, wenn sie wirklich ein solches Motiv erzeugte, wie das deinige ist.

Uso. (etwas beruhigter, indem er sich an Auheims Seite lehnt) Freund, deine Menschenkenntniß ist noch sehr jung! (traulich) Das stärkste Ehrgefühl ist gegen das Gefühl der Liebe nichts anders als ein Funke gegen eine Feuersonne; das erstere kann allerdings große Thaten thun; allein das letztere thut Wunder.

Auheim. Erlaube mir noch hinzuzusezen: nur bey wenigen. Denn die Fälle sind sehr häufig, daß die Liebe aus Riesen Zwerge, aus Helden Weiber macht.

Uso. (hizig) Es kommt nur darauf an, ob sie in dem Herzen eines Uso oder eines Auheims wüthet.

Auheim. (ernsthaft) Ich sprach ohne alle Beziehung, Uso! Du bist in heftiger Leidenschaft.

Uso. (nach einer kurzen Pause) Es ist wahr, Freund Auheim; (ihn umarmend) Verzeihe; ich bin nicht bey kaltem Blute. — (ruhiger) Ich bedaure dich, daß du nicht zeichnen kannst. Wonne, Entzückung gewährt es, unter seinen Händen die göttlichen Züge eines solchen Engels entstehen zu sehen.

Auheim. (wie zuvor) Es ist eine amüsante Geschicklichkeit; allein unter den gegenwärtigen Umständen wäre es für dich besser, du besässest sie nicht.

Uso. (schnell) Wie so?

Auheim. Es däucht mir, als ob sie deiner Leidenschaft zu viel Nahrung gewährte.

Uso. Meiner Liebe, willst du sagen? — Freund! diese ist längst über allen Zuwachs empor gestiegen. Sie kann nicht größer werden. Hat mir je diese Kunst, zu welcher ich von Jugend auf viel Neigung hatte, Vergnügen gemacht, so ist es jezt. Wenn mir bieweilen Hohburg zu einer Folterkammer und mein Zimmer zu einem ängstlichen Schwitzkasten wird; so greif ich nach dem Pinsel und zeichne. — Wonne, unnennbare Wonne empfind ich dann, wann mir ein Zug nach dem andern gelingt.

Ruheim. Du solltest nur andere Gegenstände zeichnen.

Also. Kann seyn, daß ich das sollte; allein kann ich denn auch? Ich nehme mir vor, eine Landschaft zu entwerfen; aber öde, schauerlich leer erscheint sie mir, wenn meine Göttin nicht in derselben promenirt; ich setze mich und zeichne ein Haus; allein was hätte dieses Haus für Interesse für mich, wenn die himmlische Bewohnerin meines Herzens nicht zu allen Fenstern desselben heraus blickte. Ich fasse den Pinsel mit dem Entschluß, den Grundriß einer Festung zu zeichnen, und wenn ich die Zeichnung vollendet habe, so erblicke ich Augustens Portrait vor mir. Ich will einen Vogel mahlen, und ehe ich michs versehe, ist der Prinzessin entzückender Mund fertig. Ich habe den Vorsatz, den gestirnten Himmel vorzustellen, und wenn ich mein Werk betrachte, so habe ich Augustens Himmelsauge hundertmal kopirt. Ich führe den Pinsel, um einen Baum hervor zu bringen, und das Papyier zeigt mir am Ende die schönste Frauenzimmer Nase, die ich bis jetzt nur in einem einzigen Gesicht gesehen habe. (auf das Gemählde zeigend) Dieses Portrait habe ich gewiß schon zehnmal kopirt, und ich verwette mein ganzes

Vermögen, daß es der berühmteste Mahler nicht besser zeichnet.

Auheim. (das Bildniß genau betrachtend) Du würdest bey dieser Wette nichts riskiren. Wer die Prinzessin nur einmal gesehen hat, wird sie gewiß in diesem Portrait erkennen. — Solltest du auch so gut treffen, Uso, wenn ich dir sässe?

Uso. Es giebt nur ein Gesicht in der Welt, bey dessen Zeichnung ich den Pinsel mit Begeisterung führe. — Die Freundschaft glimmt blos und ist warm; die Liebe lodert und ist heiß. (mit einem Händedruck im traulichsten Ton) Freund! macht unsers Gouverneurs Tochter keinen Eindruck auf dich?

Auheim. Frage mich lieber, ob ich der einzige von Hohburgs ganzer Besatzung bin, dessen Herz einer Eisgrube gleicht? Wenn Staabsofficiers mit Silberhaaren bey Augustens Anblick ihre düstern Stirnen zu entrunzeln suchen, um wenigstens nicht abzuschrecken, da sie sich mit keiner Hoffnung zu gefallen, mehr schmeicheln können; so wird doch wohl ein zwanzigjähriger Lieutenant nicht den Stoiker gegen das schönste Mädchen machen wollen?

Uso. Du scheinst aber so kalt, so gleichgültig.

Auheim. Es gab eine Zeit, wo auch ich lichterloh brannte; allein ein reifliches Nachdenken und Zerstreuung haben diß Feuer etwas gedämpft. Jezt glimmt es nur noch im Stillen, und wenn es bisweilen wieder aufflammen will, so stürz ich mich in die dikste Gesellschaft; so unternehme ich allerley kleine Lustreisen, bis die Kobolde in meinem Herzen wieder ruhiger werden.

Also. Ich sehe, du kennst die tyrannische Macht der Liebe nur halb. Lieber Auheim! wen diese einmal recht gepackt hat, der kömmt gewiß sobald nicht los.

Auheim. Du hast die Sache zu ernstlich werden lassen, Freund Also!

Also. Wie nach?

Auheim. Wenn ich einen delikaten Bissen erblicke, der in mir Appetit erregt und gleichwohl nie mein werden kann; so suche ich wenigstens ein wenig davon zu naschen. —

Also. Diese Lebensphilosophie läßt sich wahrscheinlich nur mit deinem Temperament ausüben. Ueberdieß paßt kein Gleichniß in der Welt hierher; Prinzessin Auguste ganz mein nennen zu können, ist mein einziger Himmel, und sie entbehren, sie einem Andern überlassen müssen, ist meine einzige

Hölle. Alle Philosophie in der Welt kann hier keine Veränderung bewirken.

Auheim. (lächelnd) Es wird sich geben, Uso! (greift nach Hut und Stock) Ich hoffe, daß ich auch in Zukunft dein Freund, dein Vertrauter bleiben werde. Und wenn mich diese Hoffnung nicht täuscht, so werde ich gewiß auch dann und wann ein Briefchen von dir erhalten, das mich mit dem Fortgang deiner Liebe bekannt macht. (er will den Grafen umarmen) So gehabe dich denn wohl und behalte mich lieb.

Uso. (hält ihn zurück und blickt ihn verwunderungsvoll an) Was fällt dir ein, Auheim? Willst du Hohburg verlassen?

Auheim. (laut lachend) Freilich; ich komme Abschied zu nehmen. Du weißt ja, daß ich in die Residenz zu stehen komme.

Uso. (schlägt sich vor die Stirne) Es ist wahr! — Ich habe nur noch einen einzigen Gedanken im Kopf. (den Auheim zärtlich umarmend) Leb wohl, Freund! unsere mündliche Unterredungen sollen nun schriftliche ersetzen. —

(Auheim begiebt sich weg und Uso setzt sich wieder an seinen Tisch.)

Zweytes Kapitel.

Der Leſer wird orientirt.

Landland, in welchem die Feſtung Hohburg liegt, ſtellt eigentlich ſeinem Flächeninhalt nach, gegen andere Monarchien gerechnet, nur ein Duodezkönigreich vor. Wahrſcheinlich würde es auch auf immer auf einer der unterſten Stufen der politiſchen Rangleiter geblieben ſeyn, wären nicht in der Reihe ſeiner Regenten auch einige mit zum Vorſchein gekommen, die etwas mehr thaten, als ihre Revenüen verzehrten. Sie zeichneten ſich aus und einer davon wurde beſonders ſehr merkwürdig. Er hieß Pryſſus, und man gab ihm den Beynamen des Groſſen, des Einzigen. Er ſahe es ein, daß klingende Münze und muthig fechtende Soldaten die einzigen mächtigen Stützen eines bedeutenden furchtbaren Staates ſind, und er war weiſe und glücklich genug, ſeinem kleinen Reiche dieſe beyden Grundpfeiler in einem vorzüglichen Grade zu verſchaffen. Seine Schatzkammern füllten Millionen, und ſein Land glich einer großen

Kaserne, man konnte vor lauter Soldaten weder Bürger noch Bauern erblicken.

Prysſus Unterthan war eigentlich auch Soldat. Nur wenige, dem Staate in andern Rücksichten nützende Stände, waren davon ausgenommen. Seine Armee wurde bald so zahlreich als die Armeen der größten Reiche, und häufige militairische Uebungen, so wie ein gewisser heroischer Geist, den er derselben einzuflössen wußte, gaben ihr ein bedeutendes Uebergewicht vor allen andern. Unter andern Kriegen, die er, seine neue Größe geltend zu machen, führte, schlug er sich auch sieben Jahre lang mit fünf alliirten, zum Theil sehr großen Mächten herum, that in diesem dem Anschein nach so ungleichen Kampf, Wunder der Tapferkeit, und endigte ihn als Sieger.

Ob sein Reich bey dieser so kühn errungenen Größe glücklich oder unglücklich, und er selbst blos ein bewundernswürdiger großer Feldherr oder auch ein guter, beglückender Landesvater war? — Diese Fragen, die schon oft aufgeworfen und bald so bald anders entschieden wurden, gehören um so weniger hierher, da Prysſus in dieser Geschichte nur auf einige Zeit eine Nebenrolle spielt.

Prysius Macht und Größe stieg, und mit ihr auch natürlich sein Ruf. Sein Name wurde das Losungswort in den Zeitungen und die politischen Kannengießer sprachen ihn in ihren Unterredungen gewiß alle zwey Minuten einmal aus. Seine Armee erwarb sich den Ruhm der Schule für Krieger, und wer ein berühmter Held werden wollte, glaubte unter Prysius Fahnen dienen zu müssen. Hoher und niederer Adel prangte mit Sandlandischen Uniformen und Port'epees und selbst regierende Fürsten hielten es für eine Ehre, Sandlandischer General zu heißen.

Zu diesen letztern gehörte auch Hohburgs Gouverneur Prinz Friedrich von Althaus. Noch war er zwar nicht wirklicher Regent; allein der bestimmte baldige Nachfolger in der Regierung eines an Sandlands Grenze liegenden kleinen Staats, der jedoch groß genug war, seinen Regenten nicht nur reichlich zu ernähren, sondern auch hinlänglich zu beschäftigen, und der auch seinen künftigen Thronfolger sehr gern in seiner Mitte beherbergt hätte, in der angenehmen Hoffnung, daß dieser die Kunst glücklich zu regieren, nirgends besser erlernen könne als in dem Staate selbst, dessen Regent er werden sollte.

Es ist unterdessen einmal nicht anders. Die Kunst zu regieren wird für leichter gehalten als sie wirklich ist. Kein Wunder also, wenn man so viele Thron- und Regierungsfolger, statt eine weise Staatsverwaltung zu studiren und sich zu ihrem künftigen hohen und äußerst wichtigen Posten zweckmäßig zu bereiten, blos exerciren lernen oder ihre Zeit in ununterbrochenen Zerstreuungen hinbringen sieht. —

Die Fürsten von Althaus hatten schon seit mehrerer Zeit unter den Flügeln des Sandlandischen Adlers einen Zufluchtsort gesucht und gefunden; es war demnach dem Prinzen Friedrich um so weniger zu verdenken, daß er hierin dem Beyspiel seiner Ahnherren nachfolgte, da jetzt dieser Adler so mächtig wurde, und also auch, je nachdem man ihn reizte oder schmeichelte, um so schädlicher und nützlicher werden konnte. Er war Vater eines Prinzen und einer Prinzessin, und man muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er seine Vaterpflichten nicht vernachlässigte.

An der Prinzessin Auguste von Althaus hatte die Natur nach Körper und Geist ein Meisterstück hervorgebracht. Wer ihren Körper sah, wurde über die reizende Schönheit desselben entzückt,

und

und wer Gelegenheit hatte, die groſsen Fähigkeiten ihrer Seele kennen zu lernen, wurde begeistert. Wäre sie in einer groſsen Residenz, an einem glänzenden Hofe erzogen worden, so würde sie bald die Aufmerksamkeit, die Bewunderung eines ganzen Welttheils erregt haben; so blühte sie aber gröſstentheils blos in einer Festung unter den Augen und Huldigungen einer Besatzung auf, und glich also einer an einem einsamen Fleckchen aufkeimenden Rosenknospe, die nur von wenigen bemerkt, ihre Reize entwickelt. Dieser Umstand war allerdings Augustens Bildung sehr günstig und sie konnte für eine etwas beschränktere Sphäre bestimmt, das bewunderungswürdigste Muster eines nach Seele und Leib liebenswürdigen Frauenzimmers werden. Allein das Gift der Schmeichelei — dieses besonders der Bildung der Groſsen so nachtheilige Gift, äusserte auch an Augusten seine traurige, die schönsten Anlagen eines edlen Herzens zerstöhrende Kraft. Eine mit so vielen Vorzügen ausgeschmückte Prinzessin konnte diesem auch in dem engsten, stillsten Zirkel nicht entgehen. Frühzeitig wurde dadurch in dem liebenswürdigsten Mädchen eine Ruhmbegierde entzündet, die desto mehr zunahm, je weniger es ihr an Nahrung fehlte

und bald den entscheidendsten Einfluß auf Augustens ganzen Charakter zeigte.

Dem scharfsehenden Auge des Pryssus war diese reizende, merkwürdige Blume nicht entgangen. Er beobachtete sie im Stillen, und fand sie bald interessant genug, sie in seinen großen, viel umfassenden Plan mit einzuweben. Da aber eine voreilige Offenherzigkeit nie unter seine Fehler gehörte, so blieben auch seine Gesinnungen in Rücksicht auf Augusten tief in seinem Herzen verschlossen. Dieser furchtbare Mars konnte, wenn er wollte, bey vorkommenden Gelegenheiten sehr artig und galant seyn. Dieses war er auch in einem vorzüglichen Grade gegen Augusten. Allein da er in jeder Sache gewohnt war, seine Plane reifen zu lassen, ehe er etwas davon bekannt werden ließ; so gieng er denn auch in Ansehung seiner Absichten mit Augusten nicht von dieser Gewohnheit ab.

Die Prinzessin stand im vierzehnten Jahr, als einstmals bey einer Zusammenkunft Pryssus ihrem Vater dem Gouverneur einen kleinen Wink von den Absichten auf seine Tochter gab, indem er ihn bey Seite führte und ihm ins Ohr sagte: „Lieber Althaus! für Ihre Tochter findet sich ein Platz-

chen, das mir und Ihnen und auch Auguſten ſehr conveniren wird. Nur noch kurze Zeit Geduld! dann wird ſichs machen!“

Pryſſus lächelte und Althaus machte ſtillſchweigend einen tiefen Reverenz.

Drittes Kapitel.

Der hohen Eichen stolze Wipfel,
der Staatspaläste goldne Gipfel
staunt zwar der Wandrer schwindelnd an,
und übersieht das niedre Veilchen
verächtlich — doch ein kleines Veilchen
Geduld! — ein schrecklicher Orkan
erhebt sich — und in Sausewinden
sieht man der Gipfel Pracht verschwinden,
die Eichen ohne Wipfel stehn.
Der Wind bückt 's Veilchen zwar auch nieder,
doch steht es sicher, hebt sich wieder
und duftet, wie zuvor, so schön.

Gegend bey der Festung Hohburg.

Eine Anhöhe, an deren beyden Seiten sich ein liebliches Buschholz herum zieht und auf deren vordern Spitze eine hohe Eiche mit abgebrochenem Wipfel steht.

Prinzessin Auguste, Gräfin Lira, ihre Gouvernante. (Sie sind beyde am Fuße der Anhöhe aus

dem Wagen gestiegen und wandeln einen schneckenartigen Pfad hinauf.

Prinzessin. (sich nach der ihr in einiger Entfernung folgenden Gräfin umsehend) Ich gehe Ihnen zu schnell, meine Gräfin! Sie sind noch weit zurück.

Lira. Bergauf geht man gewöhnlich langsam.

Prinzessin. (lachend) Gewöhnlich? Sie wissen, ich finde immer viel Vergnügen am Ungewöhnlichen: Besonders steige ich gern in die Höhe, und zwar mit desto größerm Vergnügen, je schneller dies geschieht. Die Höhe hat für mich etwas sehr reizendes. Je höher; desto lieber. Herunterwärts geht es desto langsamer.

Lira. Auch Bergab muß man langsam wandeln.

Prinzessin. (schnell) Warum?

Lira. Weil man sonst leicht fallen, und dem Körper schaden kann.

Prinzessin. Ich befolge diese Regel; jedoch aus einer andern Ursache. Ich gehe langsam herunter, weil es mir höchstunangenehm ist, von der Höhe in die Tiefe zu kommen. Es kömmt mir vor, als ob ich da immer kleiner würde. Ich fühle mich in der Tiefe so eingeschränkt, so wenig bemerkbar für Andere, sehe mich da, von einer Menge anderer Gegenstände umgeben, so wenig

ausgezeichnet, daß mich vielleicht der Wanderer kaum auf drey Schritte entdeckt.

Lira. (mit einem bedeutungsvollen Lächeln) Haben Sie es gerne, wenn man Sie bemerkt?

Prinzessin. (naiv) Ja, meine Liebe! so ziemlich gerne. Wenn man für viele tausende Interesse hat, wenn Millionen ihre Augen auf einen richten — das muß ein ganz unbeschreiblich süßes Gefühl erregen. (nach einer kurzen Pause, mislaunig) Der ewige Aufenthalt in der Festung wird mir zuwider. Es ist hier alles so enge, so düster! des täglichen Angaffens von einer handvoll Soldaten bin ich schon gewohnt; ich sehne mich herzlich nach einer Veränderung.

Lira. Und doch sind es kaum einige Wochen, daß wir von Bergau wieder zurück sind?

Prinzessin. (verdrüßlich) Bergau und Hohburg ist eins wie das andere. (nach einigem Besinnen) Was sind alle die Veränderungen, die ich bisher genoß, anders als Uebergänge von einem eingeschränkten Zirkel in den andern? Ich finde es bey meinen Eltern in Hohburg so wie bey meiner Großmutter in Seestrom und bey dieser so wie bey meiner Tante in Bergau. Und am Hofe des Prysius ist, wenigstens für mich, auch die Lange-

weile zu Hauſe. Doch mag ich in der Reſidenz des leztern noch am liebſten ſeyn.

Lira. (im kalten ruhigen Ton) Sie ſtehen im vierzehnten Jahr?

Prinzeſſin. (ſchnell, mit einiger Befremdung) Das weiß ich wohl! Iſt dies eine bedenkliche Stufe des menſchlichen Alters?

Lira. (wie zuvor) Das nicht; allein dreyzehnjährige Prinzeſſinnen, die Ihnen gleichen, können ziemlich ſicher auf baldige Veränderungen rechnen. Die längſte Zeit haben Sie nun wohl in Hohburg zugebracht.

Prinzeſſin. (mit einem neugierigen, ausforſchenden Blick) Haben Sie eine geheime Ahndung?

Lira. Ahndungen gelten bey mir nicht viel; ſie ſind zu trüglich.

Prinzeſſin. Ich ſprache von ſolchen Ahndungen, wo man das wirkliche Ereigniß ſchon ſo halb und halb gewiß weiß.

Lira. Dieß ſind wenigſtens die ſicherſten! doch kann ich nicht ſagen, daß ſie in dieſem Fall bey mir ſtatt finden; ich urtheile blos aus dem gewöhnlichen Gang der Dinge in der Welt.

Prinzeſſin. (lacht und eilt dann ſingend vorwärts.)

Aus der Tiefe immer höher
steigen, das ist süß! —
Quält euch nicht, ihr Zukunftsseher
Was soll, kömmt gewiß!

(indem sie wieder still steht und die zurückgebliebene Gräfin erwartet — ernsthaft) Sie kennen ja wohl den Grafen Ulso? Ist er reich?

Lira, (bleibt sich immer gleich) Ich kenne ihn so lange als er hier ist, das heißt also, kurze Zeit. — Er scheint Vermögen zu haben. Es ist unterdessen mit dem Schein wie mit den Ahndungen; beyde täuschen gewöhnlich. (nach einer kurzen Pause, während der beyde über etwas nachzudenken scheinen) Sie verweilen sich heute nicht lange bey einem Gegenstand?

Prinzessin. (Kehrt sich schnell um, und wandelt wieder vorwärts) Es kann seyn, daß ich heute etwas zerstreut bin. Unterdessen sind ja die Damendiskurse gewöhnlich von der Art. Nur gelehrte Pedanten pflegen das Stroh des Gegenstandes ihrer Unterredung bis auf das letzte Körnlein auszudreschen.

Lira, (mit affektirter Unbefangenheit) Haben Sie den Grafen Ulso kürzlich gesprochen? (für sich, jedoch absichtlich hörbar) Diese Adjutantenstelle könnte auch besser besetzt seyn.

Prinzessin. Seit gestern bey Tafel, wo auch Sie zugegen waren, nicht. Ich habe ihn gerne und hätte ihn noch lieber, wenn er nur nicht so äusserst blöde wäre.

Lira. Er zieh sich weißlich zurück, wahrscheinlich, weil er befürchtet, daß er weit mehr verlieren als gewinnen würde, wenn er sich mehr producirte.

Prinzessin. Uso hätte keine Ursache zu einer solchen Furcht, gesetzt, daß er sie auch hegte. (etwas leise, wie für sich) Uso passirt, wenn er nur eine Krone zu hoffen hätte.! —

Lira. (in einiger Entfernung, hinter dem Rücken der Prinzessin — ganz leise ohne gehört zu werden — figurirend) Ja, ja! er sieht ihr an! — O! es giebt mehrere, denen Uso auch ohne Hoffnung zu einer Krone behagt! (nach einer Pause) Liebe Auguste! bald wird sich einer mit einer Krone zeigen, dem man deine Hand bestimmt hat; aber er ist kein Uso! — (laut, ruhig und unbefangen wie zuvor) Es giebt so viele Menschen, für welche, ihren Aeußerungen nach, die Kronen keinen Reiz haben.

Prinzessin. Es giebt auch sehr viele, die lieber im Thal wandeln als in die Höhe steigen. — Der Kronen giebt es nur wenige; sehr gut, wenn sie

nicht für alle Reiz haben. (indem sie die Spitze der Anhöhe erreicht und sich der Eiche nähert.) Hier ist nur eine Eiche, die sich majestätisch über alles empor hebt, und dem Reisenden schon in der Ferne ins Auge fällt, und da unten im Thale stehen Millionen Grashalme, die man einzeln nicht eher bemerkt bis man beynahe mit dem Fuße darauf tritt. Wenn ich verwandelt werden und aus dem Thierreich ins Pflanzenreich übergehen sollte; so wollte ich doch weit lieber diese Eiche als ein Grashalm seyn.

Lira. Es giebt leider nur in der Natur nicht immer Windstille und Sonnenschein. Fürchterliche Orkane erheben sich bisweilen und auf diese haben Sie vielleicht bey ihrem jezt geäußerten Wunsch nicht gerechnet. Wenn ein heftiger Sturmwind die hohe ihren Wipfel stolz gegen die Wolken emporhebende Eiche mit ihren Wurzeln aus der Erde reißt und wie ein schwaches Rohr umschleudert, so bückt er das niedere Grashälmchen im Thale blos ein wenig. Mit jener ist es dann ganz aus; so stolz und majestätisch sie auch vorher da stand und von tausenden bemerkt und bewundert wurde; dieses hingegen hebt sich wieder, wenn der Sturmwind vorüber ist, und grünt wie zuvor.

Prinzessin. Ein solches Schicksal der Eiche ist zwar möglich, wenn auch nur selten wirklich. Allein ich finde auch hierinnen etwas Großes, etwas sie vor vielen andern Dingen auszeichnendes. Ein einziger Fußtritt des Kindes bringt dem Gräschen seine Zerstörung; aber die starke sich majestätisch in die Höhe hebende Eiche zu erschüttern, zu stürzen, dazu müssen sich die fürchterlichsten Kräfte der Natur vereinigen. (bleibt dicht vor der Gräfin stehen und blickt ihr scharf ins Auge) Fühlen Sie nicht auch selbst hierin einen mächtigen, einen reizenden Unterschied zwischen diesen beyden Gegenständen?

Lira. Der Unterschied ist groß; allein, ihn reizend zu finden bin ich wahrscheinlich zu ängstlich (in die Höhe zeigend) Blicken Sie hinauf, das majestätische Ansehen ihres Lieblings ist dahin. Ein Sturmwind hat ihm sein stolzes Haupt genommen.

Prinzessin. Ach ich sahe es schon und trauerte darüber. — Doch dieser Baum bleibt demohngeachtet noch groß, noch merkwürdig! — Lieber in der Höhe, von vielen bewundert, im schrecklichsten Sturme umkommen, als in einer verächtlichen Niedrigkeit vom Stiche eines elenden Würmchens unbemerkt verwelken.

Lira. Sie haben einen heroiſchen Geiſt, meine Theure! Schade, daß ihn der Schöpfer nicht mit einem männlichen Körper vereinigte.

Prinzeſſin. (lächelnd) Finden Sie hierin etwas beſonders? Mir kommt es vor, als ob alle Menſchen das Nemliche empfinden müßten. (nach einer Pauſe) Ich zürnte unterdeſſen nicht, wenn mich die Natur an die Reihe des andern Geſchlechts gekettet hätte! — Doch was kann hier am Geſchlecht liegen? gleichviel ob männlich oder weiblich! — Kopf und Herz machen merkwürdig, zeichnen aus! Wir erblicken tauſend Weiber in männlicher Hülle; warum kann es nicht auch Männer in weiblicher Kleidung geben?

Lira. Sehr richtig! Allein unſere Convenienzen müſſen wir nur hiebey mit in Betrachtung ziehen.

Prinzeſſin. (nachdenkend) Unſere Convenienzen — wie ſo?

Lira. Indem dieſe das eine Geſchlecht ſehr begünſtigen, beſchränken ſie das andere nicht wenig.

Prinzeſſin. Dieſe Beſchränkung wird nur dann ſtatt finden, wenn man ſchwach genug iſt, ſie zu erdulden. Was Kraft genug fühlt, in die Höhe zu wollen, bleibt durch ſeine eigne Schuld in der Tiefe.

Lira. Fast möchte ich Sie hier durch ein Gleichniß widerlegen.

Prinzessin. Immerhin, wenn Sie es können.

Lira. Diese Eiche war einst blos ein schwaches Keimchen. Wie wenn man damals auf dasselbe einen schweren Stein gelegt hätte? Nimmermehr würden wir dann jetzt diesen großen Baum hier gefunden haben.

Prinzessin. Verzeihen Sie, meine Gräfin! dieses Gleichniß kann täuschen, aber nicht widerlegen. Es sind hierbey die Kräfte eines solchen zarten Keimchens, sich empor zu heben, gegen die eines sich fühlenden mit unsern Convenienzen streitenden Geistes nicht richtig berechnet. Jenes streitet gegen eine wahre Unmöglichkeit; dieser hingegen findet in sich Kräfte, die dem Kampfe, den er beginnen will, angemessen sind. — Doch wir wollen von diesem Gegenstande abbrechen. Es scheint, als ob meine Gesinnungen Ihren Beyfall nicht hätten.

Lira. (freundlich) Glauben Sie dieses nicht, Prinzessin Auguste! Ich habe hier und da eine andere Meynung geäußert, blos um unsere Unterhaltung zu unterstützen. Bleiben Sie bey diesen Gesinnungen, meine Theure! Eine Prinzessin von

Althaus wie Sie, ist zu großen Erwartungen berechtigt (indem sie Augusten umarmt) Vielleicht ist der Augenblick nahe, wo ich so glücklich bin, Ihnen zum Besitz einer Krone gratuliren zu können. (mit einer schmeichlerisch lächelnden Miene) Vergessen Sie nur nicht, wenn Sie, so wie ehemals diese Eiche, als Augenmerk vieler Millionen Ihr gekröntes Haupt bis in die höchste der politischen Regionen emporheben, noch auf das niedere Pflänzchen Lira huldvoll herabzulächeln.

Prinzessin. (gefällig) Allerliebst, meine Beste! Ihre gute Laune, die Sie einige Zeit verlassen hatte, kehrt wieder zurück. (die Umarmung wiederholend) Gräfin Lira wird Theil an meinem Glücke haben, wenn ich auch selbst unter die Gestirne versetzt werden sollte.

(nachdem sie sich noch eine Zeitlang umgesehen und über einige unbedeutende Dinge unterhalten hatten, wandeln sie wieder zu dem Wagen herab und begeben sich in demselben nach Hohburg zurück.

Viertes Kapitel.

Mit zwey offnen Augen blind,
führt der Täuschung Seifenblase
gar nicht selten bey der Nase
das bethörte Menschenkind —
Ja, ein bloser leerer Wahn
füllt es oft mit süßer Wonne,
und es sieht für eine Sonne
den trugvollen Irrwisch an.

(Der Graf Ulfo an den Lieutenant von Anheim in der landländischen Residenz)

Hohburg d. . . . . .

Eben hörte ich an dem Seigerschlag der nahen Garnisonkirche, daß schon die zwote Stunde nach Mitternacht vorüber ist, und ich sitze noch immer munter auf meinem Zimmer, und weiß nicht recht, wie mir eigentlich zu Muthe ist und was ich zum Zeitvertreib unternehmen soll.

„Hast du aufgehört zu mahlen?" hör ich dich hier bey dieser Aeusserung ausruffen.

Lieber Anheim! ich mahle noch immer und habe vor wenigen Minuten wieder nach meinem Pinsel

gegriffen; allein ich fühlte bald, daß zu dieser Beschäftigung mein Blut viel zu sehr in Wallung war, und daß ich statt feiner und gerader Linien lauter plumpe und krumme zeichnete. Ein guter Genius erinnerte mich bey Zeiten an dich; ich verwechselte den Pinsel mit der Feder, und was ich durch diese niederschrieb, zeigt dir dieser Brief.

Ich habe seit deiner Abreise wider alle Vermuthung — wenigstens ganz wider meine Erwartung, ein großes Avancement gemacht; jedoch wohl verstanden, nicht auf dem Weg zum Tempel des Ruhms, sondern auf dem zum Tempel der Liebe.

Vernimm folgendes Abentheuer, von welchem ich eben zurück gekommen bin — und du wirst wahrscheinlich verwunderungsvoll deinen Kopf schütteln.

Heute — doch nein, dieses glückliche Heute hat sich schon seit zwey Stunden in gestern verwandelt, da ja sogleich nach dem Ende der Mitternachtsstunde der folgende Tag beginnt — gestern also begab ich mich — wahrscheinlich doch aus einer geheimen Ahndung — Verliebte glauben an alles, an Ahndungen, Träume, Wahrsagungen und Gespenster — etwas früher als gewöhnlich in das Speisezimmer des Gouverneurs.

Tief in mich ſelbſt gekehrt erwartete ich dießmal gar nichts — und wie ſonderbar! — eben jetzt fand ich alles. Die Prinzeſſin Auguſte war da, und zwar ganz allein. Du haſt in deinem Leben auch ſchon geliebt, du kannſt dir alſo doch wenigſtens einigermaſſen vorſtellen, was das ſagen will, ſich unvermuthet mit der Göttin ſeines Herzens ganz allein zu treffen. Es liegt mir ſelbſt daran, mir's immer recht deutlich bewußt zu bleiben, was ich in dieſem Augenblicke empfand, und wie mir zu Muthe war. Allein es iſt unmöglich, ein ſolches Bewußtſeyn lange lebhaft zu erhalten: Denn der Drang der ſonderbarſten Empfindungen iſt gar zu groß, und es ſind ihrer gar zu viele und zwar von ſo verſchiedener Art, daß man ſich derſelben nicht einmal in dieſen Augenblicken ſelbſt recht deutlich bewußt wird, geſchweige denn, daß man ein deutliches Bewußtſeyn davon lange erhalten könnte. Ein ſolcher Zuſtand gleicht einem einer Ekſtaſe ähnlichen ſüſſen Taumel, während welchem man durchaus keinem kalten unentzündeten Beobachter blos geſtellt ſeyn darf, weil man ſonſt ſehr leicht ein Gegenſtand des Spottes werden dürfte, ſondern in welchem man, um nicht zu verlieren und ſchief beurtheilt zu werden, nur ein trautes, eben

so wonnetrunkenes Liebchen bey sich haben muß. Ein Fall, der leider freilich hier nicht statt fand: ob ich gleich gestehen muß, daß dißmal aus Augustens geistvollem Feuerauge eine unbeschreiblich holde anziehende Sanftmuth und Freundlichkeit schimmerte.

Sie lehnte am Fenster und schien über etwas nachzudenken. Es war gut, daß sie mich nicht sogleich bey meinem Eintritt bemerkte: denn ich war überrascht, und die paar Augenblike, die mir zu meiner Fassung übrig blieben, waren mir sehr willkommen. Als sie sich umblickte und mich gewahr wurde, bemerkte ich eine etwas unheitere Miene auf ihrem entzückenden Gesicht, die aber bald in eine unaussprechlich anmuthig lächelnde und mich ganz bezaubernde Miene übergieng.

„Also sind Sie schon fertig mit Ihrer Wachparade?

Anheim! welch eine bezaubernde Riesenmacht hat die Liebe! Glaubst du wohl, daß in dem Augenblick, da Augustens Lippen diese Frage artikulirten, meine Ohren die harmonischsten Töne der größten Sängerin zu vernehmen wähnten? Besonders anmuthig klang mir der Name Also — und ich bin, seitdem meine Ohren

dieſen Wohlklang hatten, wirklich ſtolz auf meinen Namen.

Ehe ich noch antwortete fuhr ſie fort. „Hohburg iſt Ihnen wohl auch nicht der angenehmſte Aufenthalt?“

Konnte es wohl irgend eine ſchicklichere Gelegenheit geben, der Prinzeſſin einige Süſſigkeiten vorzuſagen, als jezt? Und doch benutzte ich ſie ſo wenig, daß meine ganze Antwort in den Worten beſtand:

„Ich bin ſehr gerne hier.“

Wie wahr iſt es doch, daß man nur verliebt ſeyn darf, um ſich da gewöhnlich recht links zu benehmen, wo man ſeine wenigen Vorzüge ſo viel möglich brilliren laſſen möchte!

Auguſte ſchwieg und muſterte mit einem Blicke, der einen ganz ſonderbaren Eindruck auf mich machte, den vor ihr ſtehenden Uſo vom Kopfe bis zum Fuß.

Jezt begann ſie wieder, indem ihr ſcharfer Blick wie vorher liebreich wurde:

„Sind Sie immer ſo ſchüchtern, oder ſcheuen Sie ſich blos für mich?“

Eben wollte ich antworten, als ſich die Seitenthür öffnete und die Gräfin Lira erſchien. Ehe

ſich dieſe uns näherte, fuhr Auguſte, jedoch etwas leiſe, fort:

„Immer beherzter, Alſo! ich habe es nicht gerne, wenn man ſich zu weit entgegen kommen läßt.“

Während ſie noch die lezten Worte ausſprach, gieng ſie der kommenden Gräfin entgegen, und unſere Unterredung gieng auf gleichgültige Dinge über.

Liras Blick ſchien mir, da ſie herein trat und uns beyde in Unterredung bemerkte, bedeutend. Sie hat, wie du weißt, keine unangenehme Bildung, und ſteht noch lange nicht im Herbſte ihres Alters. Ihr Anblick iſt alſo erträglich; allein jezt bey ihrem Eintritt kam er mir ganz häßlich vor. Beſchreiben kann ich dir die ſonderbare Miene nicht, mit welcher Lira erſchien. Sie drückte vielerley aus, unter andern auch, wie mir es deuchte, einen ſtarken Unwillen über unſer Beyſammenſtehen.

Ich glich dießmal während der Tafel einem Automaten, der blos auf die ihm vorgelegten Fragen einige kurze gedankenloſe Antworten giebt. Zum Glück waren einige Fremde zugegen, denen man die Ehre zu unterhalten vorzüglich überließ. Meine Seele hatte blos einen Gedanken gefaßt und gleich einem Anatom bis auf das lezte Fäſerchen

zergliedert. Augustens lezte Worte waren es, die wie illuminirt in meinem Kopfe schwebten und worüber ich mich so vergaß, daß ich nach aufgehobner Tafel nicht wußte, was gesprochen oder gespeiset worden war.

„Immer beherzter, Also! ich habe es nicht gerne, wenn man sich zu weit entgegen kommen läßt!"

Was sollen diese Worte sagen, Auheim? Weder in der Bibel noch im Coder kann es eine Stelle geben, die so viele und so mancherley Auslegungen erlitten hat, als diese mir unvergeßlichen Worte, über welche ich bis jezt schon unzählige Erklärungen gemacht habe. Solltest du sie alle vernehmen, du würdest freylich behaupten, daß die meisten derselben sehr weit hergeholt und auf bloße Hypothesen gebauet sind.

Ich mußte nach der Tafel mit dem Gouverneur einen Spazierritt machen. Leider kam mir diese Einladung ungelegener als jemals.

Nach unserer Zurückkunft eilte ich sogleich auf mein Zimmer, um, ich weiß selbst nicht was, daselbst zu unternehmen. Meine Blicke fielen bald auf ein Billet, das auf meinem Tische lag. Ich öffnete es hastig und las in französischer Sprache folgendes:

Sie lieben und werden geliebt. Eilen Sie beym Eintritt der Mitternachtsstunde zum Genuß.

Im zweyten Stock des Hinterhauses, in dem Zimmer, wo Sie sich vor einiger Zeit an der reitzenden Aussicht ergötzten, werden Sie erwartet. Nur beherzt! Eine gar zu schüchterne Liebe ist selten glücklich. Sie verzehrt sich gewöhnlich schmachtend selbst. Sie kommen mit verschlossenem Mund und kehren eben so wieder zurück. Auch stumme Umarmungen sind süß. Dieses Billet werden Sie sogleich vernichten.

He? Anheim! wie wird dir? Wie mir war da ich dieses Billet gelesen hatte, kann ich dir nicht sagen. Es ist auch gar keine Schilderung nöthig: denn wenn du Gefühl für so etwas hast, so wirst du dir's gewiß lebhaft genug vorstellen können.

Freilich war das Billet ohne Namensunterschrift, aber wozu wäre dieses nöthig gewesen? Hatte ich nicht schon vor der Mittagstafel in jenen erwähnten Worten genug vernommen?

Die Hand war absichtlich etwas unleserlich. Dergleichen Zuschriften liest man ganz natürlich mehr als einmal. Ich las diese so oft, daß mir nicht nur die Worte, sondern auch die Buchstaben auf immer unvergeßlich seyn werden.

In solchen Augenblicken ist man gewöhnlich nicht recht bey sich selbst. Ich war es schon seit jener Unterredung nicht mehr. Mit Ungeduld erwartete ich die Mitternacht und kaum war sie eingetreten, als ich schon die Thür meines Zimmers hinter mir hatte und einem so wonnevollen Rendezvous entgegen schlich.

Ich fand das Zimmer offen und zu meinem Vergnügen unerleuchtet: denn ich kann es nicht bergen, daß ich mich demselben immer noch mit einer großen Schüchternheit näherte, so sehr ich mir auch Mühe gab, eine völlige Dreistigkeit zu erzwingen. Kein Laut eines lebendigen Wesens war zu vernehmen. Ich wußte die Gegend des Sofas, und weil ich glaubte, daß ich da die mich Erwartende am sichersten finden würde, so nahm ich gerade meine Richtung dahin.

Meine suchende Hand traf bald auf einen warmen leichtbekleideten Körper; ein unnennbares süsses Gefühl bebte bey dieser Berührung durch meine Nerven, und schon hatte ich meinen Mund geöffnet, um meinem wonnetrunkenen Herzen Luft zu machen, als es mir noch zu rechter Zeit einfiel, daß man sich blos stumme Umarmungen ausbedungen hatte. Meine Lage wurde dadurch äusserst

sonderbar. Um die mir gewordene Einladung sogleich in ihrer vollen Bedeutung zu benutzen war ich, aufrichtig gestanden, zu schüchtern, und gleichwohl schien mir doch nichts übrig zu bleiben als dieses, da keine Unterredung erlaubt war.

Man sagt es überhaupt den Liebenden nach, daß sie die Gegenwart des Geistes grade da am häufigsten verläßt, wo ihnen dieselbe am nöthigsten ist. Mir blieb in diesen kritischen Augenblicken sehr wenig von diesem wohlthätigen Geschenke des Himmels, und wahrscheinlich würde diese so günstige Gelegenheit ganz unbenutzt für mich vorüber gegangen seyn, wäre man mir nicht etwas entgegen gekommen.

Mitten in meiner Verlegenheit empfand ich auf einmal einen warmen Händedruck, dem bald ein sanftes Hinziehen folgte — und nun war das deutliche Besinnungslichtlein deines Ufo ausgeblasen. Alles was ich dir von dem weitern Erfolg noch sagen kann, besteht in den wenigen Worten: mir war unaussprechlich wohl; ich schwamm auf dem entzückendsten Wonnemeer, und kam nach einer Stunde mit dem süssesten Nachgeschmack für mich immer noch zu bald, ans Ufer zurück.

O Aubrim! wie glücklich wäre ich, wenn ich ganz gewisse Hoffnung hätte, daß ich in Zukunft ein Recht auf diesen Wonnegenuß bekommen würde, an welchem ich mich jetzt nur ganz heimlich ergötzen durfte!

Ich würde die strengste Verschwiegenheit empfehlen; allein bewährte Freundschaft hängt dir ja schon das festeste Schloß an den Mund. Vernichte diesen Brief, sobald du seinen Inhalt vernommen hast, und laß mich auch etwas von dir hören.

Dein

Ilse.

Fünftes Kapitel.

Viele große Augen, worunter die des Grafen Uſo nicht die kleinſten ſind.

Hochburgs Gouverneur, Prinz Friedrich, hatte ſich mit ſeiner Gemahlin und Tochter auf einige Tage an den Hof des Pryßus begeben. Ob nun gleich dieſes nichts ungewöhnliches war, ſondern immer von Zeit zu Zeit geſchah; ſo war doch diesmal die Fama beſonders geſchäftig, verſchiedene Urſachen dieſer Reiſe aufzufinden und unter dem neugierigen Theil von Hohburgs Einwohnern in Umlauf zu bringen.

Uſo, der durch ſeine ſchwärmeriſche Liebe alle Neigung zu Geſellſchaften und Zerſtreuungen verloren hatte, blieb mit dieſen Neuigkeiten der geſchwätzigen Fama unbekannt. Er hatte während der Abweſenheit der fürſtlichen Familie viel Langeweile. Um ſich gegen dieſe zu ſichern, ergriff er wieder fleiſig den Pinſel und mahlte Auguſten und Schäferſcenen. Oft ſaß er auch ganz in ſich gekehrt und für alle äuſſere Gegenſtände todt in

seinem Armstuhl und vergegenwärtigte sich jenes honigsüsse Stündchen, in welchem er ein so glückliches Abendabenteuer bestand. Bey allem seinen eingebildeten Glück, bey aller Freude, die er darüber empfand, regte sich doch immer ein gewisses unangenehmes trauriges und hoffnungsloses Gefühl in seinem Herzen, das ihn nicht wenig beunruhigte und ihm auch seine heitersten Augenblicke, die bisweilen das Andenken an das so ganz unerwartet gemachte große Avancement in seiner Liebesgeschichte, hervorbrachte, etwas trübte. Seine Liebe war unbegrenzt und so schwärmerisch als je nur die Liebe eines von Kupido schwer Blessirten jungen Sterblichen seyn konnte. Nicht zufrieden, blos nur etwa Augustens Galan ingeheim zu seyn, dachte er sich den Gedanken, mit ihr durch das festeste Band der Ehe verbunden zu werden, mit der entzückendsten Wonne; und so wenig es auch an Augenblicken fehlte, wo ihm die Realisirung dieses seines einzigen, brennenden Wunsches nichts mehr als ein Luftschloß zu seyn schien; so kam doch auch dann und wann ein schwaches Stündchen, wo sein liebetrunkenes Herz seinen Kopf so sehr benebelte, daß er wenig oder gar keine Schwierigkeiten mehr sah, Augustens Hand zu erhalten und mit ihr

seine Tage in ländlicher Ruhe und Stille wonnevoll zu verleben.

Uso war schön und bieder, und Herr einiger bedeutender Güter; seine Hoffnung, eine Gemahlin glücklich machen und mit ihr ein freudenvolles Leben führen zu können, war also nichts weniger als ungegründet; hätte nur nicht eine Person das Feuer der Liebe entzündet, die so viel Empfänglichkeit für den Reiz der Kronen hatte, und die überdieß auch als Prinzessin von einem altfürstlichen Hause, schon ihrer Geburt nach, zum Opfer der Politik bestimmt war.

Noch ehe die Prinzessin Auguste mit ihren Eltern aus der Residenz zurückkam, war Usos Entschluß ganz fertig. In diesen für ihn so einsamen Tagen hatte er sich wegen der Abwesenheit seines so geliebten-Gegenstandes dadurch schadlos zu halten gesucht, daß er sich dieses Luftschloß so schön und vollkommen, wie möglich, ausbaute und sich an der Vergegenwärtigung desselben innigst ergötzte.

Da stand nun dieses Luftgebäude, so herrlich als nur irgend eines von den vielen Millionen, die schon von den armen, der Täuschung so sehr unterworfenen, mit trügerischen Hoffnungen sich immer schmeichelnden Sterblichen von jeher errichtet

worden ſind — und alſo betrachtete es mit Entzücken, war wachend und träumend damit beſchäftiget. Mit heiſer Sehnſucht ſah er der Stunde entgegen, in welcher Hohburg ſein Ein und Alles wieder umfaſſen würde. Der zur Zurückkunft beſtimmte Tag erſchien. Mit unausſprechlicher Wonne ſtieg er aus ſeinem Bette. Die Freude war zu groß, er wußte ſelbſt nicht, womit er ſich die Zeit bis zur Wachparade beſchäftigen ſollte, mancherley Dinge nahm er vor, keines aber wollte ihm lange behagen: er wollte reiten und ließ wieder abſatteln; er wollte gehen und blieb auf dem Zimmer; er ſetzte ſich an den Tiſch, um zu mahlen, allein es war ihm heute zu langweilig, das Blut wallte zu ſehr, kein Zug gelang; ſüß klang ihm der Seigerſchlag, der die Zeit zur Wachparade verkündigte, ſchnell eilte er auf den Platz, wo das Militair ſich gewöhnlich verſammelte und kaum hatte er dem ſchon gegenwärtigen Oberſten ſein Compliment gemacht, als ein eben von der Reſidenz zurückgekommener Hauptmann erſchien und dem Oberſten ſo wie dem ganzen Officiercorps die wichtige Neuigkeit mittheilte, daß die Prinzeſſin Auguſte von Althaus eine Braut ſey.

Der Hauptmann hatte vor Begierde, seine große Neuigkeit bekannt zu machen, den Bräutigam zu nennen vergessen. Weit hatten sich jezt schon die Augen sämmtlicher Anwesenden geöfnet, und als er auf die Frage des Obersten den Kronprinzen von Norden nannte; so wurden sie noch einmal so groß.

Usos Gehörnerven hatten seit dem ersten Augenblick seiner Existenz noch keinen so widerlichen Klang vernommen, als ihnen jezt durch des Hauptmanns Stimme zu Theil wurde. Sein ganzes Luftgebäude krachte auf einmal in seinem Kopfe zusammen, wie ein von einer Bombenkugel getroffenes hölzernes Haus. Es war als wenn tausend Trommeln in seinem Gehirn wirbelten; er sank zurück an das nahe Schilderhaus einer Wache und wurde gleich einer leblosen Statue noch lange an demselben gelehnt haben, wenn ihn nicht der nahe wachstehende Soldat beym Arm geschüttelt und zugeruffen hätte:

„Herr Adjutant, der Oberste hat Sie geruffen.“

Uso stierte den Soldaten eine Zeitlang wie schlaftrunken an und erst auf den wiederholten Zuruf desselben bewegte er sich fort.

Uſo verrichtete dießmal ſeine Dienſte ohne ſichs deutlich bewußt zu ſeyn, was er that. Seinetwegen konnten die Haarzöpfe der zur Wache aufziehenden Mannſchaft ſamt und ſonders am linken Ohr hangen und ihre Musketen ſo roſtig wie der antike ſeit den Zeiten des Fauſtrechts nicht gebrauchte Inhalt einer uralten Rüſtkammer ausſehen, er wäre dießmal von dem allen nichts gewahr worden; ſeine Augen ſahen blos in ſich und vor ſeinen Ohren tönten unaufhörlich die fatalen Worte des Hauptmanns.

Gegen Abend raſſelte der Wagen des Gouverneurs zum Thor herein. Uſo ſaß in tiefen Gedanken auf ſeinem Zimmer ohne von dieſer Ankunft etwas gewahr zu werden. Man klopfte an ſeine Thür; ein Bedienter erſchien und überbrachte ihm einen Brief. Uſo erkannte gleich an der Adreſſe die Hand ſeines Aubeims. Jezt erſt erfuhr er die Ankunft des Gouverneurs. Er legte das Schreiben ſeines Freundes unerbrochen beyſeite und eilte, dem Gouverneur ſeine Aufwartung zu machen. Es war ihm ſehr ſonderbar zu Muthe; jedoch hatte ſich wieder etwas Gegenwart des Geiſtes eingefunden. Prinz Friedrich unterhielt ſich ſehr freundlich mit ihm, ohne ſich etwas merken zu

lassen, was jene verhaßte Neuigkeit bestätigen konnte.

Jezt war es als ob ein Strahl der Hoffnung wieder in sein verfinstertes Herz zurückkehrte. Um vieles leichter kehrte er wieder auf sein Zimmer zurück, wo er zu seiner nicht geringen Freude sehr angenehm überrascht wurde.

Sechstes Kapitel.

— — — so, so!

ein Reich in Folio!
ein schwaches Werkzeug auf dem Thron!
ja, ja! man sahe schon
die größten Riesenleiber
mit Mückenköpfchen — Weiber
mit Diademen blitzen —
und oft ein schwaches Männchen,
das kaum das kleinste Kähnchen
zu dirigiren wußt,
gestirnt wohl auf der Brust,
— man sollte es kaum denken —
die größten Schiffe lenken.
Ist das nicht wunderbar?
Und doch bleibts wie es war! —

In Norden war nach einer Reihe von Revolutionen ein Reich zu einer solchen Macht und Größe empor gestiegen, daß es in Verhältniß gegen andere Staaten für einen wahren Riesen galt. Das Haupt dieses ungeheuren Staatskörpers war der-

malen ein Weiblein, Namens Aura, das, genau betrachtet, gar sonderbare Eigenschaften besaß. Es ist hier nicht die Zeit, sich in eine Schilderung derselben einzulassen, da man sich überhaupt wegen Ueberfluß an Hauptstoff nicht mit Nebendingen abgeben kann, und überdieß auch die Eigenschaften dieser Königin Aura in andern Schriften schon hinlänglich bekannt gemacht worden sind.

Aura war auf der Schwindelhöhe einer unumschränkten Beherrscherin dieses großen Reichs so glücklich, daß sie nicht eine einzige Nacht ruhigen Schlaf genoß, sondern aus Furcht, den Thron auf eben diese Weise wieder zu verlieren, auf welche sie zu demselben gelangt war, sich blos einige Stunden am Tage, einem ruhigen Schlummer überließ, während welchem ein gewisser Mensch bey ihr im Zimmer bleiben mußte, der deswegen im ganzen Reich aufgesucht und zu dieser Bestimmung auserwählt worden war, weil er den leisesten Schlaf hatte.

Wer nur diesen einzigen Umstand recht erwägt und nicht ganz verkehrte Begriffe von der wahren Glückseligkeit hat, der wird gewiß eine solche gekrönte Aura, trotz allem Purpurglanz und Diademenschmuck, der von ihrer Höhe herabschimmert, nicht im geringsten beneiden.

Diese Furcht verursachte ein unschuldiges Kind, das als nächster Anverwandte der vorigen Könige die gegründetesten Ansprüche auf den Thron hatte, auf welchen sich Aura unter dem Schleyer der Nacht durch eine Verschwörung erhoben hatte. Schon in seiner frühesten Jugend entthront mußte dieses unschuldige Opfer der lichtscheuen Cabale und der unbegränzten Herrschsucht von einem Kerker in den andern wandern, damit nie sein Aufenthalt bekannt würde, im Fall etwa Misvergnügte ihr Augenmerk auf dasselbe richten und sich zu seinen Anhängern aufwerfen sollten.

Zu ihrem Thronfolger hatte Königin Aura ihren Neffen, den Prinzen Pierro bestimmt, für welchen man, um der Nation so bald wie möglich eine Reihe künftiger Thronfolger darzustellen, schon seit einiger Zeit eine Gemahlin suchte.

Mehrere Prinzessinnen hatten Bedenken getragen, einen so leicht zu erschütternden Thron mit ihm zu theilen, bis sich endlich der schlaue Prysius ins Mittel schlug, und dem ihm mit Leib und Seele ergebenen Pierro an der Prinzessin Auguste von Althaus eine eben so schöne als geistreiche Gemahlin verschaffte.

Siebentes Kapitel.

Das Flämmlein der Liebe,
— so lodernd so warm —
macht's Köpfchen oft trübe,
das Herzchen voll Harm!
Es täuschet und blendet,
bringt viele in Noth;
lockt Thränen und wendet
das Leben zum Tod.
Zur Wonne führt's selten,
nur wen'ge machts froh.
Die beste der Welten
ist einmal nun so! —

Die Luftschlösser haben, trotz ihrem ganz geringen Werth, in welchem sie eigentlich stehen, doch dieses vor allen andern Schlössern und Stein- und Holzgebäuden zum voraus, daß sie sehr schnell und ohne alle Kosten ihre Existenz erhalten. Freilich verschwinden sie auch wieder wie ein Blitz; allein man kann doch allenfalls an die Stelle des Verschwundenen sogleich ein anderes errichten.

Usos Einbildungskraft hatte seit dem leztern huldreichen Benehmen des Gouverneurs gegen ihn, schon wieder mehrere Baumaterialien gesammelt; ein lächelnder Blick, den ihm Prinzessin Auguste im Vorbeygehen zuwarf, hatte ihn sogleich wieder zu einem neuen Bau bestimmt und jezt, da er in sein Zimmer trat und ein, jenem vorigen, ähnliches Billet auf seinem Tische erblickte, stand ein neues Luftschloß in seinem Kopfe schon wieder fir und fertig da.

Daß man jenem Hauptmann in der Residenz blos eine Schnalle aufgeheftet habe, kam ihm nun um so wahrscheinlicher vor, da der Gouverneur keine Sylbe von dieser ihm so verhaßten Neuigkeit erwähnte, und sich auch niemand anders von den Zurückkommenden etwas davon merken ließ.

Hier lag ja auch wider alle Erwartung wieder eine schriftliche Einladung zu einem zweyten nächtlichen Rendezvous von eben derselben Hand; wie ließ sich dieses alles mit dem Gedanken vereinen, daß Prinzessin Auguste die Verlobte des künftigen Beherrschers des größten und mächtigsten Reiches sey? Mochte dieses zusammen reimen können wer da wollte, im Kopfe des sterb-

lich verliebten Also konnte es nicht geschehen und zwar um so weniger, da der Inhalt des gegenwärtigen Billets von der Art war, daß es einen jeden auch nur halb so heissen Liebhaber als es Also wirklich gewesen, in allem Betracht wonnetrunken machen mußte.

„Man erwartet Sie diese Nacht wieder" — hieß es — „in der bestimmten Stunde an dem bewußten Ort. Kommen Sie aber ohne die düstere Falte, die man heute blos auf einem flüchtigen Blick auf Ihrer Stirne bemerkte. Auf eine genußvolle Gegenwart wird für Sie eine wonnevolle Zukunft folgen. Blicken Sie ihr mit heiterm Auge entgegen. Behagt Ihnen dieser Genuß, so kommt es auf Sie an, ihn vervielfältigt fortzusetzen, auch das Band einer Liebe, die auf beyden Seiten gleich stark zu seyn scheint, den Convenienzen gemäß, zuschlingen zu lassen. Man wird Ihnen, im Fall Sie solches wünschen, mehr als auf halben Weg entgegen kommen, und Anstalten treffen, daß solches, um allen eintretenden Hindernissen zuvor zu kommen, ingeheim in wenig Augenblicken geschieht.

Noch sieht man sich aus gewissen Rücksichten genöthigt, stumme Umarmungen zu fordern. Was

hindert Sie aber, Ihre Wünsche in einem Billet an dem Orte des Genusses zurückzulassen und denn auf gleiche Weise Antwort zu erhalten. Ein warmer Händedruck wird mich in der süssen Stunde Ihres Beyfalls versichern.

Sehr viel in unserer lieben Welt hängt von Meynungen ab. Eingebildete Schwierigkeiten können zwar den Schein einer Unmöglichkeit bewirken; allein es ist eine uralte Wahrheit, daß der Schein blendet und täuscht. Nur beherzt vorwärts! ist das Losungswort der Helden, die nach Sieg streben. Es giebt auch Helden in der Liebe. Uso sind Sie es?"

Kann eine durch die Liebe erhitzte Einbildungskraft mehr Nahrung finden, als die des Uso in diesem Billet fand? Wer von den Lesern wird es noch bezweifeln, daß der verliebte Jüngling mit sehnsuchtsvoller Ungeduld den Eintritt der bestimmten Stunde erwartete und dann mit Flügeln der Liebe an den Ort eilte, wo ihm vor wenigen Wochen auf ein Stündchen so unaussprechlich wohl war.

Dieses geheime Rendezvous endigte sich für Uso mit nicht weniger Zufriedenheit und Entzückung als das erstere, und das angenehmste Spiel

seiner Phantasie wiegte ihn erst gegen Morgen zu den süssesten Träumen ein. Die Sonne schien ihm noch einmal so schön und heiter zu strahlen, als er nach einigen Stunden seine Augen aufschlug und er gewahr wurde, daß diese Göttin des Tags schon alles zur neuen Thätigkeit gerufen hatte. Mit dem frohesten und leichtesten Herzen stieg er aus dem Bette und eben hatte er sich an seinen Tisch gesetzt, um sein Frühstück einzunehmen, als seine Blicke auf den gestern aus der Residenz erhaltenen Brief fielen, den er in seinem Freudentaumel ganz und gar vergessen hatte.

„Ha! rief er aus, indem er nach dem Brief grif und ihn erbrach — „auf die süssen Empfindungen der Liebe mögen die sanften Gefühle der Freundschaft folgen! O! lieber Anheim! wirst du es glauben, daß ich so nahe an meinem gesuchten Ziele bin?"

Noch hatte Uso von seinem schon seit einigen Monaten entfernten Freund keinen Brief erhalten; desto begieriger nach den Aeusserungen desselben las er nun folgendes:

Freund Uso!

Wirf Pinsel, Farben und Papier ins Feuer und sey Soldat! Bemühe dich, wo möglich, je-

dem deiner Glieder das Air eines Sandlandischen Kriegers zu geben, der mit Leib und Seele an seinem Metier hängt.

Du weisst es nunmehro wahrscheinlich so gut wie ich, daß wir ins Feld müssen; allein nicht in dieser, sondern in einer ganz andern Rücksicht ergeht diese meine freundschaftliche Auffor-derung an dich.

Hohburgs Gouverneur war, wie bekannt, an unserm Hofe. Ich habe aber weder ihn noch jemand anders von seiner Familie gesprochen. Blos die Gräfin Lira erzeigte mir die Ehre, sie mehreremale besuchen und einige Lustparthien mit ihr machen zu dürfen. Sie hat mir viele bedenkliche Winke gegeben. Ich könnte dir wieder winken; allein nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefunden, daß dir mit blosen Winken nichts gedient seyn dürfte. Besser die Zeit abwarten, bis der Vorhang von selbst fällt, als ihm mit einer voreiligen Neugierde seine Geheimnisse ablocken wollen und vielleicht sich und andere dadurch täuschen.

Jezt nur so viel als du nothwendig wissen mußt. Die Prinzessin Auguste von Althaus ist zur Gemahlin des Kronprinzen von Norden bestimmt. Sie wird nächstens ihre Religion mit

der in jenem Reiche herrschenden vertauschen, worauf die Vermählung sogleich vor sich gehen soll. Da dies eigentlich ein Werk unsers Königs ist, kann man es auch so gut als schon vollbracht ansehen.

Auguste heurathet im Grund blos eine Krone; den Gemahl wird sie schon zu finden wissen.

Kennst du den Thronfolger Pierro? Freund Uso! wenn ich die Kronen zu vertheilen gehabt hätte, bey Gott! dem eine anzuvertrauen, hätte ich für die himmelschreyendste Sünde gehalten! Was soll man darzu sagen, daß dieser bald auf dem glänzendsten Thron sitzen und Herrscher über viele Millionen werden soll.

Wahrscheinlich hast du diesen erlauchten Sterblichen, den das Schicksal vor vielen seines Gleichen so ausgezeichnet begünstigte, noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Ich kann deswegen nicht umhin, dir denselben wenigstens nur en miniature zu zeichnen.

Pierro ist mehr klein als groß, sein Gesicht häßlich, seine Augen sind klein und widerlich. Auf dem schmalen Köpfchen sitzt auf der einen Seite, tief ins Auge gedrückt, ein breiter, breiter Hut, der sonderbar genug aufgestülpt, dem für

eine Krone bestimmten Haupte ein gesuchtes martialisches Ansehen geben soll. Die übrige von selbst schon possirliche Figur deckt ein Gewand, bey welchem man den Sandländischen Zuschnitt auf das lächerlichste übertrieben hat. Die Storchbeine stecken in einem Paar Kamaschen, die so knapp und angespannt sind, daß die Knie ihre Gelenksamkeit verlieren und die militairische Puppe sich weder gehörig niedersetzen noch leicht und ohne Incommodität, wie andere zweybeinigte Wesen, fortbewegen kann, sondern der Gang einem beständigen taktmäßigen Aufmarschiren gleicht. Das kleine, unter dem großen Hut kaum bemerkbare Gesicht wird dadurch noch seltsamer, daß es unaufhörlich sein Spiel mit allerley entstellenden Verzerrungen treibt und den Beobachter sehr leicht zum Lachen reizt.

Nach solchen Schilderungen wirst du gewiß in einem so abenteuerlichen Körper keine große Seele suchen. Wer den Prinzen Pierro nur ein einzigesmal recht ins Auge faßt und nicht ganz ohne Prüfungsgabe ist, wird gewiß so leicht nichts anders erwarten, als was man von allen denen vernimmt, die oft um ihn waren und ihn zu beobachten Gelegenheit hatten. Seine

Seele ist klein, winzig klein! Und bey alle dem geht er mit nichts Geringerem um, als ein zweyter Pyrrhus zu werden. Seine Nachahmungssucht geht bis zur Raserey und der Titel eines Sandlandischen Obersten, womit ihn vor kurzem Pyrrhus regalirte, war ihm das größte Geschenk, worauf er ungemein stolz ist, und welches er mit den frohesten Aeusserungen des innigsten Dankes annahm.

Und dieser Pierro war schon in seiner frühesten Jugend Beherrscher eines bedeutenden Fürstenthums; hatte nachher die Wahl zwischen zwo Kronen, und ist jezt der bestimmte Gemahl einer Prinzessin, die auf dem ganzen Welttheil an Schönheit ihres gleichen nicht hat, und in deren Umarmungen der Himmel, wenn es je einen giebt, gewiß zu finden seyn muß.

Doch ich verliere mich zu sehr in Nebendingen und vergesse am Ende das, was ich dir so eilig wie möglich zu sagen habe. Vernimm es also und entschlüße dich schleunigst: denn hier ist wirklich periculum in mora.

Pierro hat den Wunsch geäußert, einen Sandländischen Officier zu seinem Adjutanten zu haben. Der König ist, wie sichs von selbst versteht,

sehr geneigt, diesen Wunsch zu erfüllen; man ist aber noch nicht einig in Ansehung des Subjekts, das man hierzu vorschlagen will. Pierros Adjutant kann sehr wohl ingeheim Augustens Gemahl seyn, das leztere wünschest du, du wirst gewiß auch das Erstere wollen. Durch verschiedene Canäle, die ich zu eröfnen wußte, ist es mir gelungen, den Namen Uso bey dieser Affaire ins Andenken zu bringen.

Weg also mit Pinsel und Farben, und suche von dem Augenblick an, da du dieses lieseſt, Soldat zu seyn, so wie es Pierro ist, denn nur dann kannst du ihm gefallen.

Stehst du wirklich mit Augusten auf einem vertrauten Fuß; so kann es dir nicht schwer werden, zu dem Ziele zu gelangen, wo du der Erfüllung deiner Wünsche ganz nahe bist. Auch die Empfehlung des Gouverneurs wird von Gewicht seyn und auf diese kannst du doch wohl sicher rechnen.

Sieh, Uso! so verhält sich gegenwärtig die Lage der Dinge; benutze sie weislich und wenn du über kurz oder lang auf dem höchsten Gipfel deines Glücks im Freudentaumel schwelgst; so

laß davon nur noch dann und wann wenigstens eine kurze Schilderung zukommen

Deinem

Freund Auheim

Also las diesen Brief noch einmal, legte ihn dann gedankenvoll langsam zusammen, kleidete sich an, weil die Stunde schlug, wo er bey dem Gouverneur erscheinen mußte, trat zur Thür hinaus und hier stand die Prinzessin Auguste mit entzückendem Lächeln vor ihm! —

Zweyter Abſchnitt.

Quisquam ne regno gaudet? O fallax bonum!
Quantum malorum, fronte quam blanda tegis?
Vt alta ventos semper excipiunt iuga,
Rupemque saxis vasta dirimentem freta,
Quamvis quieti verberant fluctus mari,
Imperia sic excelsa fortunae obiacent.

SENECA.

Achtes Kapitel.

Sind der verſchiednen Erdenzonen
ſo mancherley Religionen
mehr als der Prieſter Gaukelſpiel?
Als Quelle eines ſteten Haders
für ſchwache Kinder Eines Vaters,
als Hinderniß zum groſſen Ziel?
Hier quält der rohe Türk den Chriſten,
und dort verfluchen Pietiſten
die ſeltnen Freunde der Vernunft;
hier ſieht man Heiden und dort Juden
im Streit für ihren Glauben bluten,
als Opfer ihrer Prieſterzunft.
Hört, Prieſter! ſoll den Väterglauben
mir weder Reiz noch Schrecken rauben,
wie euer Schwur von mir begehrt —
warum vertauſcht man denn um Kronen,
als Kleinigkeit Religionen?
Habt ihr nicht jene auch gelehrt? —

Königreich Norden. Gegend unweit der Reſidenz Pierros burg, liebliches Buſchholz, in welchem hie und da verſchiedene Luſtſtücke und Ruhebänke angebracht ſind.

(Ein Fremder ſitzt ernſthaft und gedankenvoll auf einer Ruhebank, den Kopf an einen hinter ihm ſtehenden Baum gelehnt. Man vernimmt aus der nahen Reſidenz Freudengeſchrey, Töne muſikaliſcher Inſtrumente und Kanonenſchüße u. ereinander. Der Oberbiſchoff des Königreichs wandelt langſam den an der Bank vorbey führenden Pfad einher.)

Der Fremde. (indem er den Oberbiſchoff gewahr wird — mit anſcheinender Ueberraſchung und Nachdruck) Ha! Nie konnten ſich zwey Weſen unvermuthet ſchicklicher treffen, als jezt hier geſchieht!

Oberbiſchoff. (ſteht mit Aeußerung großer Befremdung ſtill und mißt den Fremden mit ſeinen Blicken) Wie ſo?

Der Fremde. (ſezt ſich gerade) Sie ſind Oberhirte und ich bin ein verlornes Schaf (mismuthig und mit einem bedeutenden Blick) Wollen Sie vorbey gehen?

Oberbiſchoff. (Verwunderungsvoll) Sonderbare Aeußerung! was will man damit ſagen?

Der Fremde. Verſtehen ſich hier zu Lande Hirte und Schafe nicht beſſer? Ich dächte, meine Aeußerung wäre deutlich genug, um verſtanden zu werden.

Oberbiſchoff. (nach einigem Beſinnen, auf des Fremden Miene zeigend) Woher dieſe diſtere Stirne, dies ſtille melancholiſche Nachdenken? Heute herrſcht im Königreich Norden Freude und Jubel. Heute wird man, ſo weit der Nordiſche Scepter reicht, nur wenige düſterne Mienen finden (mit einem ernſthaften Blick) und dieſe wenigen gehören eigentlich nach Siberien.

Der Fremde. Sie haben recht, dort ſind die heitern Geſichter ſelten. Es ſind noch nicht zwey Monate, daß ich von Siberien zurück bin: Man hat auch mich dort eine Zeitlang mit der Zobeljagd amüſiren laſſen.

Oberbiſchoff. (mit dem Finger drohend) Zur Fortſetzung dieſes Amüſements iſt wieder alle Tage Zeit.

Der Fremde. Glaubs herzlich gerne! Sie hätten wohl ſelbſt Menſchenliebe genug, mir darzu zu verhelfen, nicht wahr?

Oberbiſchoff. Die Gerechtigkeit muß jedem nach ſeinen Thaten lohnen. (indem er Miene macht fortzuſchreiten) Man begebe ſich in die Reſidenz zurück und miſche ſich unter die Haufen der Jubelnden, damit ſich die verlorne Heiterkeit wieder finde.

Der Fremde. Wenn ich mich freuen soll, muß ich auch Ursache dazu haben.

Oberbischoff. Diese kann heute nicht fehlen. Weiß man nicht, warum Kanonendonner und Jubelgeschrey unsere Atmoesphäre erschüttern?

Der Fremde. Die Ursache ist mir bekannt; es ist ja heute der erste Tag eines Ehestandes, der — — doch warum soll ich prophezeyen? man könnte mich für meine Bemühung wieder huldreichst nach Siberien befördern. — Haben Sie in dieses neue Eheband die priesterlichen Knoten geknüpft?

Oberbischoff. (spöttisch lächelnd) Ist man über diesen Knoten unzufrieden?

Der Fremde. Das nicht! Allein ich halte doch jedes Loth Pulver für ganz unnütze verlohren, das man deswegen in die Luft sprengt. Aus dieser Verbindung mag ohngefähr eine solche Harmonie entstehen, wie aus Katzengeschrey und Nachtigallengesang. — Der miserablen Ehen giebt es sehr viele schon, mags also immerhin seyn, daß Nordens Pierro und Auguste von Althaus dieselbe noch vermehren; nur dieß finde ich nicht für nöthig, daß man diese geschehene Vermehrung durch Jubelgeschrey und Kanonendonner auch den Bewohnern der Luft notificirt und freudetrunken im ganzen Universum ausposaunt.

Oberbiſchoff. Durch dieſe Aeußerungen würde ſich in mir der gerechteſte Zorn entzünden, hätte anders heute bey der glücklichſten Vermählungsfeyer unſers Thronfolgers mein Herz für irgend eine unangenehme Empfindung Raum. Heute kann ich leicht verzeihen; nur finde ich es auch juſt nicht für nothwendig, meine Geduld bis aufs Aeußerſte prüfen zu laſſen, (geht.)

Der Fremde. (ſpringt auf und faßt ihn bey der Hand) Bleiben Sie! um ihres oberprieſterlichen Gewiſſens, um meiner Ruhe willen bleiben Sie! Ich habe jezt zwey Wege vor mir — der eine führt zur Beruhigung, der andere zur Verzweiflung. Können oder wollen Sie mich den erſten nicht führen, ſo will ich den zweyten mit ſchnellen Schritten wandeln. (ſetzt ſich nieder.)

Oberbiſchoff. (gedankenvoll, indem er an der Seite des Fremden Platz nimmt) Räthſelhafte Erſcheinung! — Was hat man denn auf dem Herzen?

Der Fremde. Meiner Empfindung nach viel, ſehr viel! Sie ſind Oberhirte; Ihr Ausſpruch kann nicht anders als entſcheidend ſeyn. Hören Sie alſo die geheime Geſchichte meines Herzens, über welche ich ſchon lange ein belehrendes Urtheil zu vernehmen wünſchte.

Als ein Jüngling von 20 Jahren befand ich mich auf dem Schiffe eines Weltumſeglers. Da wir unſere große Reiſe ohngefähr zur Hälfte vollendet hatten, litten wir Schiffbruch; die ganze Mannſchaft kam um; ich allein hatte das Glück oder Unglück, mich auf eine Inſel zu retten. Die Bewohner derſelben waren Menſchenfreſſer. Noch ſchaudert mir die Haut, wenn ich daran denke, mit welchen gierigen, appetitvollen Blicken ſie meinen Leib muſterten, als ſie mich fanden. Ich jammerte und flehte; allein meine kläglichen Geberden und Worte waren ihnen ohngefähr das, was uns der winſelnde Laut eines gemäſteten Kapaunes iſt, dem wir das ſcharfe Meſſer an die Gurgel ſetzen. Mit ſchrecklichen Gefühlen lag ich gebunden auf der Erde da, zum Leckerbiſſen dieſer Unmenſchen beſtimmt, die mich mit ihren ſcharfen Zähnen hungrig anblickten, als mir einer in meiner Landesſprache ins Ohr ſagte: in wenigen Stunden ſollſt du gefreſſen werden; auch ich bin ein Europäer, fuhr er fort, und hatte das nehmliche Schickſal; allein ich warf mich den Prieſtern dieſer wilden Nation in die Arme und dadurch rettete ich mich von den zerfleiſchenden Zähnen derſelben. Sag, willſt du ein Gleiches thun,

und deine Religion mit der unſrigen vertauſchen, ſo kannſt auch du gerettet werden. Entſchließe dich ſchnell, damit ich zu den Prieſtern eile und ihnen deinen Entſchluß verkündige.

Die Befolgung dieſes guten Raths war mir ſchrecklich; allein die fürchterlichen Zähne waren es noch mehr. Einige Minuten wankte ich hin und her, aber ein neuer Blick auf die Schreckenszähne beſtimmte mich ſogleich ohne weiteres Bedenken dieß einzige Mittel zu meiner Rettung zu ergreiffen.

Ein europäiſches Schiff, das nach einiger Zeit in dieſe Gegend kam, entführte mich dieſer unmenſchlichen Geſellſchaft; aber leider brachte es mich in eine nicht viel beſſere. Es fiel den Seeräubern in die Hände und ich avancirte dadurch vom Mitglied des Staats der Menſchenfreſſer zum Sclaven in Algier. Ich wurde einem Tyrannen zu Theil, der mich regelmäßig des Tags ſechsmal karbatſchte, und endlich gar auf den Einfall kam, mich lebendig ſpieſſen zu laſſen. Nur der Glaube an Muhamed konnte mich von dem entſetzlichen Spieß befreyen. Die Wahl wurde mir dießmal nicht ſchwer. Bey der Lebensluſt, die ich damals empfand, konnte ich ohnmöglich den Spieß wählen.

Nach einem Jahr fand ich Gelegenheit, zurück nach Europa zu kommen. Das Schickſal führte mich in einen katholiſchen Staat, wo ich gegen Annahme der hier herrſchenden Religion der Gatte eines ſehr ſchönen Mädchens und der Beſitzer eines einträglichen Guts werden konnte. Der Reiz war wenigſtens für mich unwiderſtehlich, ich wurde katholiſch und erhielt dadurch das, was ich wünſchte.

Meine fernern Schickſale gehören nicht hierher. Sie wiſſen nun die Urſache meines Harms und ich erwarte jezt aus Ihrem Munde den Ausſpruch, ob ich hoffen oder verzweifeln ſoll.

Oberbiſchoff. (erhebt ſich vom Sitze — mit einem grimmigen Blick) Unwürdiger! ich verabſcheue und verfluche dich.

Der Fremde. Schrecklicher Ausſpruch! Bedenken Sie aber nur, ich ſollte geſpießt, ich ſollte gefreſſen werden?

Oberbiſchoff. (wie zuvor) Jeder Gedanke an eine Entſchuldigung vergröſſert deine abſcheuliche That.

Der Fremde. (traurig) Alſo iſt mein Verbrechen wirklich ſo groß?

Oberbiſchoff. So groß, daß ich dieſe Unterredung für wahre Entweihung meiner Prieſterwürde halte, und dich wie ein Ungeheuer fliehe.

Der Fremde. Wirklich? (steht auf und faßt den Oberbischoff bey der Hand) Nur noch ein paar Worte, denn können Sie gehen. (lächelnd) Heute vor vier Wochen war ich in Ihrer Hauptkirche — (mit einem bedeutenden Blick) Wissen Sie noch, wie Sie am Altar ſtanden und die königliche Braut ihre Religion abſchwören lieſſen, bey welcher ſie erzogen war? — Da dachte ich an die Menſchenfreſſer und mein Vergehen wurde mir winzig klein. Es gehört warlich viel dazu, ſich lieber freſſen laſſen als den Glauben ſeiner Väter verläugnen. (indem er den Oberbiſchoff, der ſich losmachen und davon eilen will, feſter hält) Iſt es weniger Sünde, einer Krone wegen ſeine Religion zu verläugnen, als das Nemliche aus Furcht vor dem Tode zu thun? (mit Nachdruck) Wenn ihr die Großen ohne Bedenken mit Religionen ſpielen laßt, ſo müßt ihr die Kleinen nicht verfluchen, die durch Reiz oder Schrecken angetrieben, den Glauben ihrer Väter mit einem andern vertauſchen. — Sie haben alſo keinen Troſt für das verlorne Schaf? Nun es ſey! jezt da ich das Schauſpiel, welches ihr vor kurzem mit Auguſten gabet, mit angeſehen habe, bin ich beruhigt. Ge-

ben Sie nun hin und jubeln Sie mit dem betrunkenen Volk; ich zweifle aber, daß die Zeit des Jubels von langer Dauer seyn wird.

(der Oberbischoff eilt mit einem grimmigen Blick davon und der Fremde verliert sich im Gebüsche.)

Neuntes Kapitel.

Der Schein täuscht.

In einer Zeit von sechs Monaten war Prinzessin Auguste von Althaus verlobt, zu einer andern Religion eingeweiht und vermählt. Nie wurde vielleicht ein hoher oder niederer Sterblicher von so vielen beneidet als Pierro, der das Glück hatte, ein Ehebett zu besteigen, in welchem man den ganzen Reichthum der entzückenden, wonnevollen Süssigkeiten suchte, womit die Göttin der Liebe ihre Anbeter bald kärglich bald reichlich beschenkt.

Hatte die reizende Auguste zuvor in einem eingeschränkten Zirkel aller Augen auf sich gezogen und so manches Herz in volle Flammen gesetzt, so geschahe es jezt in der höhern Sphäre, in welche sie durch ihre Vermählung mit dem Thronfolger eines großen Reichs übergegangen war, nicht weniger. Der ganze männliche Theil der Einwohner von der großen Residenz Pierrosburg fühlte die Allgewalt ihrer seltenen Reize, und unzählige verliebte Augen schielten sehnsuchtsvoll nach dem

Brautkämmerlein des erlauchten Paares.. Es ist bekannt, daß Diademenschmuck und Purpurglanz die körperlichen Reize und Schönheit ungemein erhöhen und den Eindruck, den diese auf das liebetrunkene Männerauge haben, noch einmal so mächtig machen; kein Wunder also, wenn die mit so großen körperlichen Vorzügen begabte funfzehnjährige Kronprinzessin Auguste alles bezauberte und bald der Abgott des Hofes und der ganzen Residenz wurde.

Freilich waren die Wirkungen des mächtigen Eindrucks ihrer Schönheit nicht bey allen einerley und der ausstudirte, auf dem finstern Weg der ränkevollen lichtscheuen Kabale einherschleichende Höfling, dem es eine Kleinigkeit ist, sich da eiskalt zu stellen, wo sein Herz so heiß wie geschmolzenes Metall im Feuer glüht, wußte sich bey dieser allgemeinen Liebesentzündung anders zu benehmen, als der noch wenig verdorbene in die scheuslichen Geheimnisse der Hofkunst noch nicht eingeweihte Jüngling; allein im Grund war doch jener so gut wie dieser von Augustens Reizen entzündet.

Der von so vielen beneidete Pierro schien auch nichts weniger als unempfindlich gegen sein Glück

zu ſeyn. Er fand, wenigſtens dem Anſehen nach, in ſeiner Gemahlin ganz die Befriedigung ſeiner Wünſche und ſchien für andere weibliche Reize, deren freilich an einem ſo ſplendiden großen Hofe noch viele zugegen waren, kein Auge zu haben. Man mußte glauben, daß ſelbſt die Nächte für den Wonnegenuß nicht zureichend waren, da er ſich gewöhnlich mit ſeiner Gemahlin mehrere Stunden des Tages den Augen des Hofes entzog und ſich mit derſelben in ein Zimmer einſchloß. Ein Umſtand, der nicht ohne Grund die harmoniſchſte, glücklichſte Ehe vermuthen ließ, ſo wenig erwünſcht er auch übrigens denen einzen war, die heimlich mit dem glücklichen Gemahl gleiche Liebe fühlten und ſich immer mit der Hoffnung zum Genuß ſchmeichelten.

Auguſte erſchien öffentlich immer mit einer Miene, die nichts weniger als Unwillen und Verdruß verrieth und Pierros Angeſicht war ſtets voll lächelnder Heiterkeit. Nur wenige Stunden des Tages entfernte er ſich von ſeiner Gemahlin und dieſe brachte er damit zu, daß er ein Häuflein Soldaten peinigte, die dazu beſtimmt waren, ſeine militairiſche Spielſucht zu befriedigen.

Da er Sandlands Pryſſus mit einem an völligen Wahnſinn gränzenden Enthuſiasmus verehrte und kein gröſseres Glück kannte als dieſem gleich zu werden; ſo kam er auf den für ihn ſehr gefährlichen Einfall, die ganze groſse nordiſche Armee zu metamorphoſiren und ſie in allen Stücken nach der Sandändiſchen zu formen. Dieſe gewaltig. Metamorphoſe fand unterdeſſen, ſo lange er nicht Nordens wirklicher Beherrſcher war, unüberwindliche Schwierigkeiten, und er mußte ſich blos damit begnügen, aus jenen kleinen zu ſeinem Zeitvertreib vorzüglich beſtimmten Häuflein die Pryſſuſiſchen Truppen nachahmende Affen zu machen.

So vergiengen einige Jahre, und ob ſich gleich bis jezt noch nichts von den gewöhnlichen Folgen zärtlicher Umarmungen zeigte; ſo ließ doch auch der äuſſere Anſchein nicht zweifeln, daß dieſe Zeit von den jungen Vermählten in der beglückendſten Harmonie und feurigſten Liebe zugebracht worden ſey.

Auguſte wußte ſich, trotz ihrer Jugend, auf der neuen glänzenden Laufbahn vortreflich zu benehmen. Die alte Königin Aura war vollkommen mit ihr zufrieden und die nordiſche Nation freute ſich immer mehr über Pierros Wahl und blickte voll froher Hoffnung der Zukunft entgegen, wo eine all-

gemein geliebte, dem Körper sowol als der Seele nach so vorzügliche Person an der Seite ihres künftigen Königs den Thron zieren würde.

So leutselig und herablassend sich immer die Kronprinzessin gegen jedermann betrug, so vorsichtig war sie in Ansehung einer intimen Freundschaft. Ihr gefühlvolles Herz fühlte zwar das Bedürfnis einer solchen in einem hohen Grad; allein sie war zu klug, sich hierin zu übereilen.

Von allen den vielen Hofdamen hatte blos eine einzige, die junge Gräfin Grünhof, nach und nach den Weg zu Augustens Herze gefunden. Sie war mit derselben so ziemlich von gleichem Alter und zwischen beyden entwickelte sich nach und nach eine völlige Harmonie der Herzen, eine vertraute Freundschaft knüpfte sich also von selbst. Wenn Pierro sein Soldatenspiel trieb und es das lästige Ceremoniel des Hofes erlaubte, eilten beyde Freundinnen zusammen und brachten ein Stündchen mit einander zu, wie man sie leider an Höfen selten hat.

In einem solchen Stündchen sassen einst beyde auf Augustens Zimmer. Ein Waffengeklirr lockte sie ans Fenster. Das erste Leibregiment stand unter demselben en parade da. Es gewährte einen

herrlichen Anblick, tausend junge Männer von kolossalischer Schönheit beysammen zu sehen. Die Blicke der jungen Damen schwelgten und beyder Zungen verstummten. Augustens Auge lächelte ungemein heiter und inneres Wohlbehagen strahlte aus demselben. „Giebts doch" sagte sie nach einem ziemlich langen Stillschweigen mit einem tief heraus geholten Seufzer, gleich als ob sich das volle Herz Luft machen wollte — „giebts doch so viele schöne Männer in Norden, und — — sie schwieg auf einmal und warf einen bedenklichen Blick auf die Gräfin, gleich als ob sie befürchtete, etwas verrathen zu haben.

„Und? — erwiederte die Gräfin, die Kronprinzessin neugierig anblickend „tragen Sie Bedenken mir das Weitere hören zu lassen.

Auguste. (nach einer Pause) Ist Ihnen aus der Götterlehre die Fabel vom Tantalus bekannt?

Gräfin Grünhof. (mit Befremdung) Ist das nicht derjenige, welcher mitten im Ueberfluß von Speisen und Getränken Hunger und Durst leiden mußte?

Auguste. Ganz recht! (für sich) Sonderbar, daß mir dieser Anblick eine Fabel ins Gedächtniß ruft!

Gräfin Grünhof. Es geht einem bisweilen ſo. (lächelnd) Ich bin unterdeſſen zu wenig Philoſoph, um dieſe ſonderbare Ideenverbindung erklären zu können.

Auguſte. (indem man den Ruf des kommandirenden vernimmt — verwunderungsvoll) War das nicht die Stimme meines Gemahls?

Gräfin Grünhof. (laut lachend) Haben Sie den Kronprinzen noch nicht bemerkt, do t ſteht er ja unbeweglich mit ausgezeichneter Anſtrengung und militairiſcher Akkurateſſe vor der Fronte.

Auguſte. (mit ſuchenden Blicken) Wirklich! dort iſt er! Gott! wo waren meine Augen! (mitleidig lächelnd) Nicht einmal zu Pferde, (ernſthaft und mit hoher Miene) Dieß Regiment möchte ich kommandiren. (mit Wohlgefallen) Es ſind gar zu ſchöne Leute! (leiſe und im traulichen Ton) Ich verſtehe das Metier; tägliche Uebungen haben mich ſchon weit im Soldatenhandwerke gebracht.

Gräfin Grünhof. (verwunderungsvoll) Sie Prinzeſſin? tägliche Uebungen im Soldatenmetier? (mit einem ſchelmiſchen Lächeln) In der Kunſt, die Süſſigkeiten einer feurigen Liebe immer von neuem zu genießen, trau ich Ihnen mehr Fertigkeit zu — — Ich beneide meine glückliche Freundin ſo

wenig, daß ich ihr vielmehr den wonnereichsten Vollgenuß der zärtlichsten Liebe auf immer wünsche; allein ich möchte doch wenigstens nur auf ein Viertelstündchen die Gabe mich unsichtbar machen zu können besitzen, ich würde Sie dann belauschen, wenn Sie sich mit Pierro allein im verschlossenen Zimmer befänden, welches bisher so oft geschah.

Auguste. (traurig) Die Entdeckung, die Sie dann machten, würde Ihnen ein lautes Lachen ablocken. Sie wäre einzig in ihrer Art und ich zweifle sehr, daß man sie in irgend einem andern Brautgemach machen würde. (leise ins Ohr) Wir frielen blos. Pierro exercirt und baut Festungen und ich — ich sehe zu und mache Pläne für die Zukunft.

Gräfin Grünhof. (ernsthaft und gedankenvoll) Der Schein war reitzend.

Auguste. Der Schein täuscht, meine Liebe! (sich wieder gegen das Fenster wendend — freundlich) Welchen würden Sie sich von diesen wählen?

Gräfin Grünhof. (mit einem flüchtigen Blick auf das Leibregiment) Die Wahl würde hier schwer. (naiv) Um wegen der Wahl nicht lange verlegen zu seyn, müßte man wohl das ganze Regiment lieben.

Auguste. (lacht laut und umarmt die Gräfin) Allerliebst, wirklich allerliebst! Ein besserer Ausweg wäre nicht zu treffen! (nimmt die Gräfin bey der Hand und springt mit ihr fort) Ich habe vorfahren lassen, um ein Stündchen ins Freye zu kommen. Wir wollen eilen, es möchte sonst mein Gemahl wieder erscheinen und uns daran verhindern.

Zehntes Kapitel.

Siehst du dort den armen Sclaven
sanfte ruhn und süsse schlafen,
wenn dem, der den Purpur trägt,
bang das Herz im Leibe schlägt?
Zürnet nicht, getäuschte Thoren,
daß ihr blos im Staub gebohren.
Durch der Diademen Pracht
blickt des Harms quaalvolle Nacht.

Königreich Norden. Residenz Pierrosburg. Zimmer der Königin Aura.

Königin Aura. Bestuschef, ihr Wächter. Hernach Artof, Großkanzler von Norden. (Es ist Vormittags. Königin Aura liegt in einem Kabinet bey offner Thür auf einem seidenen Bett. Der Wächter Bestuschef sitzt im Zimmer mit aufwärts gebogenen Augenliedern, wie bey einem, dem der Staar gestochen werden soll, um sich vor jeder Anwandlung eines Schlummers zu sichern. Eine große Stille herrscht, die blos dann und wann das Rauschen der seidenen Kissen unterbricht.

Königin Aura. (indem sie sich unruhig von einer Seite auf die andere wirft — ängstlich) Bestuschef! Bestuschef!

Der Wächter. (gelassen) Hier! Ew. Majestät!

Königin. Wachst du! Es war, als hörte ich dich schnarchen.

Bestuschef. Ich wache! (nach einem kurzen Stillschweigen) Geschnarcht habe ich nie, am allerwenigsten jetzt. Mein Odem geht ganz unhörbar aus und ein und wenn ich schlummere, so kann mich der leiseste Tritt eines Mäusefüschens erwecken.

Königin. Sehr wohl! Wache ferner, wenn dir dein Leben lieb ist. (sie schweigt, wirft sich aber von Zeit zu Zeit noch immer unruhig im Bett herum — nach einer viertelstündigen Pause — ängstlich wie zuvor) Bestuschef! Bestuschef!

Der Wächter. Hier!

Königin. Hast du geschlafen?

Bestuschef. (indem er aufsteht und vor das Bett der Königin tritt, ihr die übergestülpten Augenlieder zeigend) So wacht man gewiß! Ich bediene mich seit kurzem dieses Mittels, um eine Ueberraschung vom Schlaf unmöglich zu machen. Zwar würde ich gewiß auch ohne dasselbe wachen; allein die Stille ist groß, leicht könnte die längere Dauer derselben auch dem Wachsamsten einen Schlummer ins Auge locken.

Königin. (erschrickt) Scheußlicher Anblick! — Wie siehst du aus, Bestuschef? — Gehe mir aus den Augen! Soll ich mich auch noch vor meinem eigenen Wächter fürchten?

Bestuschef. (indem er sich zurück auf seinen Sitz begiebt) Hier sitze ich wieder und wache.

Königin. (nach einer kurzen Stille) Bestuschef!

Der Wächter. Hier!

Königin. Hast du jezt nicht einen leisen Handgriff am Thürschloße des Zimmers vernommen?

Bestuschef. Mein Gehör ist so gut, daß ich das Wandeln eines Schatten vernehmen wollte; allein jezt habe ich nichts gehört.

Königin. Gut! wache ferner! — (sie entschlummert nach wiederholtem unruhigem Herumwerfen — in einiger Zeit ängstlich wie im Traum) Wer ringt dort in jenem finstern Winkel die Hände verzweiflungsvoll. — Ha! es ist ein Knabe! — (hastig) Ulo! Ulo ists! (wehmüthig) Ulo, dem ich die Krone nahm — — (jammernd) Grinse mich nicht so schrecklich an, Ulo! Ach! ich habe das, was ich dir raubte, theuer, fürchterlich theuer bezahlt! — Du bist glücklicher in deinem Kerker als ich auf dem Thron, den ich dir entriß! — Ulo! zieh dich zufrieden! du sollst leben! — — (nach

einer Pauſe) doch was iſt ein Leben ohne Freiheit, ein Leben im Kerker? — (ängſtlich) Du drohſt mir, Ulo! — Ja, ja! unſchuldiges Kind! Deine Drohungen wirken! Ich fürchte dich Knaben, fürchte dich an der Spitze einer halben Million gewafneter Krieger, die auf einen Wink den halben Erdkreis erobern. — — In einer einzigen Nacht ſtieg ich zu der Schwindelhöhe empor; in einer einzigen Nacht kann ich wieder fallen. — (indem ſie zu ſich kommt und furchtſam herumblickt — haſtig) Beſtuſchef! Beſtuſchef!

Der Wächter. Ich wache!

Königin. War jemand zugegen?

Beſtuſchef. Es war nichts da, wenigſtens nichts Körperliches: Geiſter kann ich nicht ſehen.

Königin. Hat jemand geſprochen?

Beſtuſchef Ew. Majeſtät ſelbſt, ſonſt niemand.

Königin. (reibt ſich die Stirn) Wenn man ſo träumt, wer kann da den Schlaf für eine Wohlthat halten? (indem ſie ſich vom Bett erhebt und ins Zimmer tritt) Oefne die Thür, damit man im Antiſchamber wiſſe, daß ich aus dem Bette ſey.

(Beſtuſchef erfüllt den Befehl und entfernt ſich ſodann. Weibliche und männliche Bedienung erſcheint und geht nach ihrer Verrichtung ab und zu. Eine Stunde

darauf tritt der Großkanzler Artof ins königliche Zimmer; Aura winkt und die Bedienung tritt ab.)

Großkanzler Artof (mit einem bedenklichen Blick auf der Königin düstere Stirn.) Es ist wohl jetzt keine schickliche Stunde, Ew. Majestät einige wichtige Regierungsangelegenheiten unterthänigst vorzutragen?

Königin. Ihre Vermuthung ist gegründet. Lassen Sie jetzt diese, es wird sich eine gelegenere Zeit dazu finden.

Artof. Ich werde zur Schonung Ew. Majestät einstweilen ein Interimsarrangement treffen, da diese Sache nicht wohl lange aufgeschoben werden kann. (verbeugt sich, um abzutreten.)

Königin. Bleiben Sie, Artof! Ich wollte Sie heute rufen lassen, um mich mit Ihnen über etwas zu besprechen, das mir besonders anliegt.

Artof. Und das ist?

Königin. (unruhig und etwas leiser) Ist der kleine Ulo noch in der Festung Miow? Man darf ihn nicht lange mehr da lassen. Sein Aufenthalt könnte sonst leicht verrathen werden.

Artof. Fürchten Sie nichts, meine Königin! Seit zwey Monaten ist Miow der vierte Ort, wo dieser Knabe gewesen ist und in einigen Tagen

wird er weiter gebracht. Sollte er auch noch einige Anhänger haben, die ihm nachspüren; es ist nicht möglich, seinen Aufenthalt zu entdecken, die Maasregeln zu seinem Transport so wie zu seiner Bewahrung sind sehr gut.

Königin. Ich will, daß es ihm wohl gehe. Man wird doch meinem Willen nicht entgegen handeln?

Artof. Auf keinen Fall. (mit einem lauernden Blick auf die Königin, ob sich in ihrer Miene Beyfall oder Unwille zeigen wird) der Knabe macht Unruhe und viel Mühe; wenn Ew. Majestät wollten, so könnte in zwey Minuten diese ganze Last auf einmal abgeschüttelt seyn.

Königin. (nachdenkend) Wie so?

Artof. Ulo darf nur die Augen schließen.

Königin. Das wird so leicht nicht geschehen.

Artof. Wenn es geschehen soll, so gehört kaum eine Zeit von einer Minute dazu.

Königin. (ernsthaft) Ich verstehe Sie, Artof! Allein so lange meine Augen offen sind, so lange werden auf eine solche Weise die des Ulo nicht geschlossen. (mit Nachdruck) Er soll leben, freilich ohne Freiheit; allein das ist nicht zu ändern.

Artof. (kalt) Es iſt die Sache des Miniſters, Rathſchläge zu ertheilen; der Souverain befolgt oder verwirft dann dieſe, je nachdem es ihm beliebt.

Königin. Sehr wohl, mein lieber Großkanzler! allein ich habe ſo ſchon ſehr viel auf — — (beſinnt ſich ſchnell und ſchweigt — nach einer kurzen Pauſe) Dieſe Sache wird ſich von ſelbſt geben, wenn nur Pierros Vermählung bald meiner Abſicht entſpräche.

Artof. Leider! ſcheint hier Ew. Majeſtät Abſicht nicht erreicht zu werden. Wenn wir freylich der Nation eine andere Reihe künftiger Thronerben vor Augen ſtellen könnten — dann möchte Ulo leben, er wäre doch ſo gut wie todt.

Königin. Ich weiß nicht, woran es liegen muß; ſind dieſe Leute zu feurig oder herrſcht zu wenig Harmonie in ihren Empfindungen? Eine Ehe von mehrern Jahren und noch immer keine Hoffnung zu einem Erben.

Artof. Wahrſcheinlich wird hier nicht viel zu hoffen ſeyn.

Königin. Mir ſcheint es auch ſo. Ich habe deswegen ſchon meine Maasregeln genommen. Dieſe Ehe muß fruchtbar werden. Gleichviel ob durch Pierro oder durch einen Andern. (nach einer

Pause) Bisher hat man wohl noch nichts gemerkt, daß die Kronprinzessin geheime Connoissancen hätte?

Artof. Sie müßten sehr geheim seyn; am Hofe bleibt so leicht nichts unentdeckt. Ich weiß von keinen.

Königin. Sie werden es wohl über sich nehmen müssen, der Kronprinzessin meinen Willen und die Nothwendigkeit, sich nach demselben zu bequemen, bekannt zu machen. Ich habe schon gewählt. Jezt kömmt es nur darauf an, daß Auguste auf diese Verfügung vorbereitet wird. Vielleicht werden von ihrer Seite wenig Einwendungen erfolgen. Führen Sie also, mein lieber Großkanzler, diesen Auftrag nach Ihrer bekannten Klugheit aus und lassen Sie mich so bald wie möglich den Erfolg wissen.

Artof. Sehr wohl, meine Königin! (indem er mit einer tiefen Verbeugung abtritt) Es wird alles gut gehen.

Königin. (dem Abgehenden nachrufend) Wir müssen vorsichtig und ganz piano zu Werke gehen. Pierro ist zwar leicht zu täuschen; allein (mit dem Finger drohend) das Publikum hat helle Augen und leise Ohren. Und doch muß diese Sache für das leztere sowohl als für den erstern ein Geheimniß bleiben! —

Eilftes Kapitel.

Dunkel. Pierrosburg. Palais des Kronprinzen. Vorsaal vor dem Zimmer der Kronprinzessin Auguste.

(Es ist Mitternacht. Zwey Wachestehende Gardisten wandeln mit blosem Degen langsam den Vorsaal auf und ab. Man hört im nahen Vorzimmer Fußtritte.

Erster Gardist. (steht still, indem er die Tritte vernimmt) Hör! was regt sich im Vorzimmer?

Zweyter Gardist. (bleibt auch stehen und horcht — nach einer Pause) Pierro ists! er wird wieder einmal Schildwache stehen.

Erster. Pierro kann's nicht seyn! weißt du nicht, daß dieser heute mit seinem Häuflein Kriegspuppen vor dem Niower Thor campirt? Er bringt diese Nacht im Zelte zu.

Zweyter. (lächelnd) Es ist wahr! Pierro hält ja a la Prysius von Sandland eine Revüe.

(Die Thür des Vorzimmers öfnet sich, eine in einen langen Mantel gehüllte Mannsperson erscheint, und

geht mit ſchnellen Schritten durch den Saal die Treppen hinab.

Erſter Gardiſt. Ließen wir dieſen auch paſſiren, wenn er jetzt hinein wollte, ſtatt daß er heraus kömmt?

Zweyter. Unſere Ordre lautet, ihn paſſiren und repaſſiren zu laſſen; alſo iſt es gleichviel, ob er hinein oder heraus geht. (zeigt gegen die Thür, wo der Verhüllte verſchwand und lächelt) Des Kronprinzen wegen kommt dieſer auch nicht her!

Erſter. Das mag ſo ziemlich gewiß ſeyn, ſonſt würde er nicht allemal juſt zu der Zeit erſcheinen, wenn Pierro abweſend iſt. (figurirend) Es mag ſo ein Gewiſſensrath ſeyn; man hat ja bisweilen geheime Herzensangelegenheiten.

Zweyter. Es iſt ein gefährlicher Poſten, ich möchte ihn nicht.

Erſter. O! Gefahr hin, Gefahr her! dem gehts wohl! Ich wünſche, einmal mit ihm den Poſten tauſchen zu können. Es wird ihn wahrlich niemand freſſen. Blick einmal der Kronprinzeſſin recht ins Geſicht und dann ſage, ob du dir nicht gerne einen Flügel vom Leibe hauen ließeſt, wenn du ein Stündchen ihr Gewiſſensrath ſeyn dürfteſt.

Zweyter. Es bleibt nicht immer beym Verluſt eines Flügels: Sehr oft kann es auch den Zopfang nach ſich ziehen, oder wohl gar auch (auf den Kopf zeigend) den koſten. (mit wichtiger Miene) Weißt du nicht mehr, wie es dem armen Teufel gieng, der vor einiger Zeit eben ſo verhüllt, gleich einem Geſpenſt da herum ſchlich und gerne in Auguſtens Zimmer ſchlüpfen wollte?

Erſter. (neugierig) Was iſt das für eine Geſchichte? ſie muß ſich während meiner Abweſenheit von der Reſidenz zugetragen haben. Ich weiß nichts davon.

Zweyter. Man hatte mehrere Tage hinter einander und auch des Nachts eine fremde Mannsperſon an dieſem Palais herum ſchleichen ſehen. Anfangs achtete man gar nicht darauf, endlich ſchien es aber einigen verdächtig zu werden. Und da man dieſen Schleicher einigemal Abends ziemlich ſpäte nahe bey dem Zimmer der Prinzeſſin entdeckte; ſo bekamen die Wachen Ordre, ein aufmerkſames Auge auf ihn zu haben. Sein Aeuſſerliches ſelbſt machte ihn verdächtig: denn er war in einen langen Mantel gehüllt, unter welchem er die Hälfte ſeines Geſichts mit verbarg und unter dem tief herein gedrückten Hut konnte man nur noch die halben

Augen ſehen, die ſehr wild im Kopfe herum rollten.

Erſter. Die wild rollenden Augen haben euch doch nicht bange gemacht?

Zweyter. Hat nichts zu bedeuten, Bruder! wir haben ſchon mehr grimmige Augen geſehen. Wer zwey Feldzüge wider die Türken mit gemacht hat, den ſchrecken wilde Blicke ſo leicht nicht mehr. — Der Fremde verlor ſich einige Tage. Wahrſcheinlich wollte er die auf ihn lauernden nur deſto ſicherer machen. Dieſe Abſicht, wenn er ſie anders gehabt hat, erreichte er wirklich. Nach einer Zeit von 14 Tagen kam er wieder zum Vorſchein und da gelang es ihm, ſich ungeſehen bis in das Vorzimmer der Prinzeſſin zu ſchleichen. Es war juſt zur Zeit der Abenddämmerung, wo gewöhnlich die Vorzimmer erleuchtet werden. Jezt war dieſes noch nicht geſchehen und eben fiel es dem Pierro ein, der ſich bey ſeiner Gemahlin im Zimmer befand, ein Viertelſtündchen vor der Thür derſelben Wache zu ſtehen. Indem der Verhüllte aus ſeinem Winkel hervor kroch und ſich der Thür zum Zimmer der Kronprinzeſſin näherte, ſtieß er auf die Schildwache. Pierro hatte Muth genug, ihm den Degen auf die Bruſt zu ſetzen und ihn mit einem heftigen Wer da! an-

zuschreyen. Der Fremde, der sichs freilich nicht im Traum einfallen lassen mochte, daß sich hier Nordens künftiger Beherrscher selbst im niedrigsten Dienst eines Soldaten übe, stieß die ihn abhaltende Wache etwas unsanft bey Seite und hatte schon das Schloß der Thür in der Hand, als Pierro die zwey Gardisten aus dem Vorsaal herbey rief und durch diese den ungebetenen Gast fort führen ließ. Pierro war sehr aufgebracht über diese Impertinenz und ließ deswegen diesen Fremden ohne alle Umstände nach Siberien bringen. (lachend) Nunmehr hat er vielleicht lange schon ein halbes hundert Zobel gefangen.

Erster. (den Kopf schüttelnd) Dieser muß eine besondere Absicht gehabt haben. Hat man ihn nicht verhört?

Zweyter. Nein! Es gieng schnell mit ihm fort.

Erster. Leider! geht es dahin immer sehr schnell. Es ist mancher schon dahin gewandert, der hier mit Stern und Ordensband glänzte.

(Beyde wandeln wieder wie zuvor stillschweigend im Saal auf und ab.)

Zwölftes Kapitel.

In unſrer lieben Menſchenwelt
iſt, traun! ſehr oft für wenig Geld;
viel Seltenes zu ſchauen.
Hier will man einen hohen Thurm
auf Mückenſchultern bauen;
dort ſoll ein kleiner Regenwurm
den Felſenberg zerkauen.
Hier ſtellt ein Zwerg den Atlas vor,
dort will ein kleines Mäuſecorps
die ganze Welt beſtürmen — —

Reſidenz Pierrésburg. Zimmer der Kronprinzeſſin.
Pierro. Auguſte ſeine Gemahlin.

(Auguſte liegt in einem reizenden Negligee auf einem Sofa; Pierro ſteht vor ihr in der völligen Uniform eines Sandländiſchen Oberſten und macht allerley militäriſche Manöuvres.

Pierro. (indem er die dazu gehörigen Bewegungen des Körpers mit aller Anſtrengung macht) **Rechts! links! marſch! halt! rechts um kehrt euch! richt't euch! vorwärts marſch! retirirt! halt Schritt!** Indem er gegen das Sofa aufmarſchirt und vor demſelben auf das Kommandowort halt! ſtehen bleibt) **Haben Sie einen Fehler bemerkt?**

Auguſte. (mit erzwungenem Ernſt) Das linke Knie war ein wenig gebogen und der Bauch zu weit heraus.

Pierro. (ſtrengt ſich noch einmal an, ſich die rechte Richtung zu geben) So iſt's recht! nicht wahr?

Auguſte. (lachend) Thun Sie ſich doch nicht ſo viel Gewalt an; es war blos Scherz mit dem Bauch! Sie haben ja gar keinen!

Pierro (ernſthaft) Das iſt mir lieb; der rechte Soldat darf keinen Bauch haben. (mit neuer Anſtrengung) Sehen Sie, ſo ſtehe ich gut. Jezt ſollte mich Pyrrhus ſehen, er würde mich gewiß fehlerfrey finden. — Nun kommandiren Sie einmal; es exercirt ſich nicht gut, wenn man ſelbſt kommandiren muß.

Auguſte. (mit martialiſcher Stimme) Achtung! richt't euch!

Pierro. (indem er dem Kommando gehorcht) Sie müſſen aufſtehen und ſich vor mir ſtellen.

Auguſte. Laſſen Sie mich hier. Nur die männlichen Kommandeurs gehören aufs Pferd, die weiblichen aufs Sofa. (Nachdem Sie eine zeitlang kommandirt und Pierro alles nachgemacht hat) Bravo! Alles ſehr ſchön. Das Manöuvre iſt aus; Sie ermüden ſich zu ſehr.

Pierro. Glauben Sie, ich bin ein feiger Weichling, der keine Strapazen vertragen kann? Der wahre Held muß von unten hinauf dienen und alles mitmachen. (richtet sich einen Tisch in die Mitte) Jezt will ich Sturm laufen und eine Festung erobern.

Auguste. Sehr schön! Allein wozu dieser Tisch? Wir können die Sache besser machen, wenn Sie mich auch mit dabey agiren lassen wollen.

Pierro. Wie so?

Auguste. Hier dieß Sofa stellt die Festung und ich die Besatzung vor. Sie machen den Belagerer und erobern mich samt der Festung. Wollen Sie das?

Pierro. (freundlich) O ja! das ist so recht natürlich. Also geben Sie wohl acht! ich werde die Belagerung ganz von vorne anfangen und nach allen Regeln ausführen.

Auguste. Das möchte wohl zu langweilig seyn. Laufen Sie gleich Sturm und erobern Sie mich mit dem Degen in der Faust. Es versteht sich aber von selbst, daß Sie mir Pardon geben und wenigstens den Degen nicht gegen mich richten. Nach der Eroberung wollen wir uns in der

Güte vertragen, nicht wahr?

Pierro. Es soll so seyn? (sezt sich in Posture) Also jezt gehts los. (recolligirt sich) So ist die Sache noch nicht recht. Auf diese Weise fänd ich ja gar keine Hindernisse, keine Schwierigkeit, die Festung zu erobern. Schon das Sturmlaufen selbst muß mit Gefahr und Hinderungen verbunden seyn. (er wirft den Tisch um und legt einige Stühle in den Weg) Sehen Sie, das sind die Gräben und Aussenwerke der Festung, über diese muß ich weg.

Auguste. (richtet sich zurecht) Ich werde meinen Feind mit offenen Armen empfangen.

Pierro. (sezt mit wildem Geschrey über Stühle und Tisch hinweg und springt aufs Sofa. Die Festung ist mein! Pierro ist Sieger!

Auguste. (zieht ihn sanft zu sich nieder) Wohlan! so nehmen Sie von allem Possess!

Pierro. (reißt sich los und springt wieder zurück ins Zimmer — den Degen schwingend) Es lebe Pierro der Eroberer und der grosse Pyrrhus sein Meister!

Auguste. (traurig lächelnd) Das war alles?

Pierro. Haben Sie noch nicht genug? Wer eine Festung erobert, hat für den Tag genug gethan.

Auguſte. Es kommt freilich viel auf den Stürmenden an. Manche begnügen ſich nicht mit der bloſſen Einnahme. (wie für ſich) Sonach hätte ich wohl für dieſesmal meine Rolle ausgeſpielt! (erhebt ſich vom Sofa und eilt ans Fenſter)

Pierro. Bleiben Sie liegen und ſchlummern Sie ein wenig. Ich will einſtweilen meine Soldaten beſuchen.

Auguſte. (ſchalkhaft) Soll ich das Uebrige durch Träume ſehen?

Pierro. Ha! Sie erinnern mich an einen lächerlichen Traum, den ich dieſe Nacht hatte. — Ich ſtand vor der Thür Ihres Zimmers, mit einer Krone auf dem Haupte, Schildwache, wie ich bisweilen thue, weil es einſt von mir heiſſen ſoll, daß ich eben ſo gut und muſterhaft ein gemeiner Soldat geweſen als ich dann ein berühmter Feldherr ſeyn werde.

Indem ich ſo da ſtand und meinen Dienſt pünktlich verrichtete, ſchlichen Sie ſich hinter meinem Rücken aus dem Zimmer, nahmen mir die Krone vom Kopf und ſezten mir mit der andern Hand einen Soldatenhut auf. Ich fühlte dieſe Verwechſelung und ſahe mich um, da wurde ich in der halb offenen Thür einen jungen Mannskopf

gewahr, der dieser geheimen Expedition mit Wohlgefallen zusah. Und denken Sie sich einmal, nicht das Erstere, sondern das Leztere ärgerte mich dermassen, daß ich davon aufwachte.

Auguste. (mit verbissenem Lachen) Im Schlafe kommen wunderbare Gauckelspiele zum Vorschein. Es ist mir unterdessen lieb, daß Sie doch wenigstens von mir träumen.

Pierro. Träumt Ihnen auch oft so etwas?

Auguste. Meine Träume sind gewöhnlich sehr angenehm und unterhaltend. Eben diese vergangene Nacht befand ich mich in einer paradiesisch angenehmen Gegend. Ein sehr schöner junger Mann, dem Hoheit und Heldenmuth aus dem Auge strahlte, gesellte sich zu mir und führte mich zärtlich liebkosend zu einer mit Blumen bestreuten Ruhebank. Mir war unaussprechlich wohl an der Seite dieses Liebenswürdigen und er schien durch mich auch gleiche Gefühle zu haben. Die süsseste Liebe bemächtigte sich unserer und schüttete auf dieser Blumenbank ihre ganze Wonne über uns aus. Da ich aus dem Wonnetaumel erwachte und dem Geliebten noch einmal scharf ins Auge blickte, erkannte ich meinen Pierro in demselben, und bald darauf saß ein liebenswürdiger Knabe

auf meinem Schoos, welcher zu unserer beiderseitigen unaussprechlich grossen Freude die Namen Vater und Mutter lallte. Die Gewalt der süssen Empfindungen, welche mein Herz erfüllten, weckte mich vom Schlaf und — — ich Thor war böse darüber, daß dieser Traum nicht länger dauerte.

Pierro. (vergnügt) Wir schlafen ja mehr, können also noch manches träumen. (indem er nach der Thür eilt) Meine Soldaten warten; ich muß fort. (geht ab)

Auguste. (verdrüßlich) Elendes Soldatenspiel! Bist du alles, was ich hier als Gemahlin eines Thronfolgers zu hoffen habe? (sie bleibt noch eine Zeitlang nachdenkend am Fenster stehen, ihre etwas düstere Miene wird immer heiterer, dann hüpft sie singend ins Nebenzimmer, um sich ankleiden zu lassen.)

Dreizehntes Kapitel.

Expektorationen.

(Die junge Gräfin Grünhof an ihre Freundin die Prinzessin von Ruhberg in Semgow.)

Theure Freundin!

Ich glaube es Ihnen sehr gerne, daß Sie die vielen widersprechenden Nachrichten, die Ihnen von Zeit zu Zeit von unserm Hofe zu Ohren kommen, nur noch neugieriger nach der wahren Lage der Dinge machen, die dermalen hier bey uns statt finden. Sie wünschen diese Ihre aufgereizte Neugierde durch mich, wenigstens einigermassen befriedigt zu sehen und geben mir die Versicherung, daß ich dabey auf keine Weise irgend einen Mißbrauch meiner Offenherzigkeit zu befürchten habe.

Unsere alte bewährte Freundschaft macht eigentlich eine solche Versicherung unnöthig, und ich habe schon zu oft die überzeugendsten Beweise Ihrer tiefsten Verschwiegenheit erfahren als daß ich Sie nicht ohne das geringste Bedenken auch in den geheimsten Winkel meines Herzens sehen lassen sollte.

Ueberdies glaube ich, hat man in Ansehung dessen, was Sie von mir zu wissen verlangen, gar nicht Ursache, sich eine unbestechbare Verschwiegenheit auszubedingen, da alles so ziemlich öffentlich geschieht und die dabey interessirten Hauptpersonen gar keine ängstliche Verheimlichung zu suchen scheinen.

Es kann meinetwegen wahr seyn, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, aber das ist auch ganz gewiß, daß man bey der des Kronprinzen Pierro und Augusten von Althaus nicht die geringste Spur von einem himmlischen Ursprung wahrnimmt. Meiner Meinung nach kann der Himmel unmöglich etwas davon wissen, es müßte denn seyn, daß er bey Zusammenknüpfung dieses ganz ungleichen Paares andere, vor unsern Augen noch verborgene Absichten gehabt hätte.

Sie kennen die beyden Vermählten ziemlich genau; ich habe also nicht nöthig, sie zu schildern, um Ihnen das Unharmonische in seiner ganzen Größe zu zeigen. Nur das muß ich erinnern, daß Pierro jezt seine elende geistlose Spaßmacherey, seine Affenartige Nachahmungssucht, seine Neigung zum Soldatenspiel bis zum Eckel übertreibt und daß er innerlich und äusserlich immer

häßlicher wird; da sich hingegen Augustens seltene Vorzüge, womit ihr Körper und ihre Seele prangt, immer liebens- und bewunderungswürdiger entwickeln.

Anfangs gewann wider mancher Erwartung dieses Eheband ein harmonisches, sehr zärtliches Ansehen: denn beyde Verbundene schienen, sich selbst genug, immer den Umgang mit andern zu fliehen und sich den Aeusserungen einer zärtlichen Liebe in verschlossenen Zimmern zu überlassen. Allein es hatte blos so das Ansehen, es war Schein, wie mir die Prinzessin im Vertrauen selbst gestand, indem sie hinzusezte „und dieser täuscht“! Nach und nach kam man dahinter, daß in diesen geheimen Retiraden nichts weniger als zärtliche Umarmungen passirten, sondern daß der Kronprinz vielmehr in denselben seine Gemahlin zur Theilnehmerin seiner jämmerlichen Tändeleyen zu machen suchte und sich derselben in einer erniedrigenden Blöße zeigte, die alle Liebe vernichten und Haß und Verachtung erzeugen mußte.

Augustens Prüfung war groß; allein sie benahm sich vortreflich dabey. Mit einer edlen Grosmuth that sie Verzicht auf den Genuß einer zärtlichen Liebe, ertrug sie die Schwachheiten ih-

res Gemahls und ſuchte ſie ſo viel wie möglich vor den Augen des Hofes und der Nation zu verbergen, wahrſcheinlich um ihn des Throns nicht unwürdig darzuſtellen auf dem ſie einſt durch ihn zu herrſchen gedenkt.

Bey dieſem Schein einer zufriedenen Ehe verfloſſen einige Jahre. Da ſich nun aber immer keine Hoffnung zu einem Erben zeigen wollte und gleichwohl der Königin Aura ganzes Augenmerk darauf gerichtet war; ſo bekam nun die Lage der Dinge, dadurch eine Abänderung, daß von Seiten der Königin ernſtliche Maasregeln getroffen wurden, das durch einen andern zu bewirken, was man bis jezt von Pierro vergeblich erwartet hatte.

Die Kronprinzeſſin hatte ſich, wie ich ganz gewiß weiß, bis jezt ſo betragen, daß man ihr nichs das Geringſte wegen ehelicher Untreue zur Laſt legen konnte. Und auch jezt, da wirklich die ernſtlichſten Anſtalten getroffen wurden, dem unfähigen Pierro zu der bekannten Hauptzierde getäuſchter Ehemänner zu verhelfen, verhielt ſich Auguſte ganz leidend, ja ſie widerſezte ſich ſogar und war nur mit einiger Mühe dahin zu bewegen, den nachdrücklichſten Vorſtellungen, die ihr deshalb gemacht wurden, Gehör zu geben. Der Gros-

kanzler des Reichs erschien und stellte ihr im Namen der Königin die Nothwendigkeit vor, sich den Umarmungen eines Andern zu überlassen, da der Erfolg derjenigen ihres Gemahls so wenig der Absicht entspräche, die man bey dieser Vermählung zu erreichen suchte. Nach vielen gemachten Einwendungen entließ sie den Großkanzler mit den Worten:

Wenn die Erreichung dieser Absicht zu meiner und des Reichs Wohlfahrt durchaus nothwendig ist; so möchte eine Widerspenstigkeit von meiner Seite nicht zu entschuldigen seyn. Man bringe demnach den für mich bestimmten Liebhaber so bald wie möglich zu mir.

Pierros Anhänglichkeit an seine Gemahlin hatte sich seit einiger Zeit sehr vermindert. Die geheimen Rendezvous in verschlossenen Zimmern wurden immer seltner; er fieng an, sich immer mehr mit andern Damen abzugeben und attachirte sich nach und nach an einige ganz vorzüglich. Es fielen von Zeit zu Zeit ziemlich unangenehme Neckereyen vor und Pierro betrug sich bisweilen sehr unartig gegen seine Gemahlin.

Wirkliche Liebe zu Pierro konnte, nach meiner Meynung, Auguste nie in ihrem Herzen empfinden

ob sie ihn gleich auch nicht geradezu haßte. Alles, was sie für ihn empfand, bestand vielleicht blos, in einem gewissen Gutmeynen, welches nach und nach wahrscheinlich in einen mindern Grad von Liebe übergegangen wäre, hätte sich anders Pierro nur einigermassen darnach zu betragen gewußt. So aber verschwand dasselbe nunmehr ganz und natürlich mit ihm auch alle Schonung, welche Auguste bisher für die grossen Schwachheiten ihres Gemahls in einem sehr hohen Grade bewiesen hatte. Unter diesen Umständen konnte es also nicht anders kommen, als daß sich der junge Hof öffentlich entzweyte und sich für beyde Theile Partheyen bildeten.

Doch eine ziemliche Zeit zuvor, ehe es so weit kam, geschahe der Kronprinzessin jener Antrag von der Königin durch den Großkanzler des Reichs, dessen Annahme, wie ich Ihnen schon gemeldet habe, erst nach einigen Schwierigkeiten erfolgte.

Bis dahin hatte sich die für den ganzen Vollgenuß einer heissen Liebe in jedem Betracht so empfängliche Prinzessin Auguste blos mit armseligen Tändeleyen begnügen müssen; jezt kam der Augenblick, wo sie mehr, wo sie den grossen Unterschied zwischen Pierro und einem jungen kraft-

wollen, von ihren Reitzen bezauberten Mann im vollen Maaße empfinden sollte.

Auguste befand sich am Abend des nämlichen Tags, da sie so unvermuthet die sie selbst betreffende Verfügung der Königin aus dem Munde des Großkanzlers vernommen hatte, ziemlich mißmuthig über ihr immer so dunkles und verworrenes Schicksal auf ihrem Zimmer. Pierro kam selten mehr zu ihr; jezt war er mit seinen neuen Günstlingen, männlichen und weiblichen Geschlechts auf einer Lustpartie ausserhalb der Residenz. Blos meine Wenigkeit war zugegen und unsere Unterhaltung war von der Art, daß ich den Mismuth der Prinzessin ganz deutlich errathen konnte. Auf einmal öfnete sich die Thür und einer der schönsten jungen Männer vom ganzen Königreich — der auch Ihnen wohl bekannte Graf Ranof trat herein.

Augustens Stirne wurde heiter und aus ihren den Ankommenden verschlingenden Blicken strahlte Vergnügen und Wohlbehagen. Wahrscheinlich drängte sich sogleich eine geheime Ahndung in ihr Herz, daß dieser der von Aura erwählte und für sie bestimmte Galan seyn werde.

Noch wußte ich nichts von dieſem neuen Arrengement. Auguſte und Ranof ſchienen etwas verlegen zu ſeyn. Ich ſchrieb dieſes meiner Gegenwart zu und entfernte mich deswegen. Eine Anwandlung von einer ſtarken Neugierde machte aber, daß ich im Nebenzimmer vor der Thür ſtehen blieb. Hier vernahm ich folgende Unterredung.

Eben wurde ich zur Kronprinzeſſin geruffen. Ich fand ſie mit Thränen im Auge. Die Lage der Dinge ward immer kritiſcher. Sie bat um meine Gegenwart auf den ganzen Tag. Ich muß Ihnen alſo die Fortſetzung dieſer Geſchichte ſchuldig bleiben. Sie ſollen ſie dann deſto vollſtändiger erhalten. Gedulden Sie ſich nur kurze Zeit, ſobald mir wieder einige freye Stunden werden, wird ſolche niemanden andern widmen als Ihnen

Ihre

Louiſe Grünhof.

Vierzehntes Kapitel.

Glänz noch so sehr, elendes Glück!
Du blendst doch nie des Weisen Blick!
Mit mühevoller Höflingskunst
bist du auf bloße Fürstengunst
von Thoren nur gegründet!
Der sieht für einen sichern Kahn,
getäuscht den schwachen Strohhalm an,
der dich so reizend findet.

Siberien.

Eine öde, wilde Gegend voll hoher mit Schnee bedekter Gebirge. In der Mitte der einen Seite eines solchen Gebirges sieht man unter zwey hohen Fichten eine elende Hütte, aus welcher Rauch in die Höhe steigt.

Kleines, armseliges Zimmer dieser Hütte.

(Ein alter Mann, auf dessen blassen, hagern Gesicht die Miene der Ruhe und Zufriedenheit ruht, sitzt vor einem Tisch, auf welchem sich allerley Werkzeug befindet, ein junger schöner, in einem Mantel gehüllter Mann, von düstern melancholischen Ansehen, in der einen Hand einen todten Zobel tragend, tritt schüchtern herein)

Der junge Mann. Ist der Eintritt erlaubt?

Der Alte. (ohne ſich umzuſehen) In die Hütten — gewöhnlich! — — die Thür iſt nicht verſchloſſen, kein Portier, kein Domeſtik lehnt vor derſelben (ſieht ſich um und faßt den Fremden ſcharf ins Auge) Sind Sie mit Siberiens Ceremoniel noch nicht bekannt?

Der junge. (den Zobel zeigend) Das iſt der zwanzigſte!

Der Alte. (arbeitet fort) Es kömmt darauf an, wie ſtark die Zahl iſt, die Sie zu liefern haben

Der Junge. Dieſe iſt ſo, daß ich ſie mir ſelbſt größer diktirt hätte, wenn es auf mich angekommen wäre. — Ich habe die Woche blos einen zu ſchaffen. Dieß iſt nun der zweyte in dieſer Woche; pränumeriren möchte ich nicht gern. Kann ich Ihnen damit dienen?

Der Alte. (kehrt ſich wieder um und betrachtet den Angekommenen mit groſſen Augen) Wie heiſſen Sie?

Der Junge. Kann Ihnen an dem Schall eines Wortes etwas liegen? — Seit einiger Zeit ſpreche ich meinen Namen mit Widerwillen aus und höre ihn mit Ekel. — Ich bin ein ehrlicher Mann; gleichviel, wer mein Vater war und wo-

zu mich meine Geburt bestimmte. Jezt bin ich ein Verwiesener, bin Zobelfänger — nicht um ein Haar besser als jeder andere, den der Machtspruch eines Tyrannen hieher in diesen ewigen Winter jagte.

Der Alte. Ihr Herz ist noch warm und gefühlvoll, wenn Sie den tausendsten Zobel liefern, wird es vielleicht kälter seyn — (nach einer kurzen Pause auf den Zobel zeigend) Immer pränumerirt; Sie erkaufen sich damit eine Freywoche.

Der Junge. (seufzt und sezt sich auf eine hölzerne Bank nieder) Und nur noch mehr Langeweile! (reibt sich die Stirn) O! ich lachte der öden Wildnis und der ewigen Schneegebürge Siberiens, wenn mich nur diese Feindin aller Zufriedenheit und alles Wohlbefindens nicht so unausstehlich peinigte!

Der Alte. Die Langeweile ist nirgends gut, am allerwenigsten hier in Siberien. (nach einigem Besinnen) Waren Sie Kammerherr?

Der Junge. Nein!

Der Alte. Doch aber Höfling?

Der Junge. Eben so wenig. Ich war Soldat.

Der Alte. Auch bey diesem Metier bleibt man gewöhnlich mit der Langenweile nicht unbe-

kannt. Womit haben Sie ſich ſonſt die Zeit vertrieben?

Der Junge. Meinen beſten Zeitvertreib, woran ich ehedem ſo viel Vergnügen fand, muß ich fliehen —

Der Alte. Darf ich wiſſen, warum?

Der Junge. Weil ich dadurch eine Wunde immer mehr vergrößern würde, die noch immer tief in meinem Herzen blutet. Und wenn ich nur etwas wieder ruhig werden, wenn mir mein Daſeyn nicht die ſchrecklichſte Pein bleiben ſoll; ſo muß dieſe Wunde heil werden, muß wenigſtens verharſchen, geſezt daß ihre völlige Heilung nicht zu bewerkſtelligen ſeyn ſollte.

Der Alte. (mit dem tiefen Blick eines erfahrnen in Beobachtungen grau gewordenen Menſchenkenners) Sie haben ehedem gemahlt?

Der Junge. Sie ſind glücklich im Errathen.

Der Alte. Die Liebe hat Sie verwundet?

Der Junge. (ſich äuſſerſt verwundernd) Iſt mir mein Schickſal auf der Stirne geſchrieben oder verſchafft ein längerer Aufenthalt in dieſer Wildniß die Kunſt, ins menſchliche Herz zu ſehen?

Der Alte. (lächelnd) Es ſind blos Vermuthungen und in dieſen iſt der graue Menſchen-

kenner bisweilen glücklich. — Wenn Sie mahlen können, so erscheinen Sie hier bey mir just zur rechten Zeit. Lange schon habe ich mich unter meinen Nachbarn nach jemanden umgesehen, der diese Geschicklichkeit besäße; allein mein Suchen war bis jezt vergeblich — Ist Ihre Hütte weit von der meinigen entfernt?

Der Junge. Eine halbe Meile.

Der Alte. Sehr wohl! Sonach können wir ja täglich zusammen kommen. — Ich bin vom Zobelfang dispensirt; Sie haben wöchentlich nur einen zu liefern. Beschäftigung ist so nöthig als das tägliche Brod. Die Langeweile würde uns unser Elend tausendfach vermehren. Wir wollen also unsere Kräfte vereinigen und uns unsere Zeit auf eine so angenehme und nüzliche Weise zu vertreiben suchen als uns nur unter unsern Umständen möglich ist. Mein Fach ist Mechanik, das Ihrige Mahlerey — Und um so wenig als möglich an unsere alten Verhältnisse erinnert zu werden, wollen wir uns von nun an nach unsern Metiers nennen. Sie heissen Mahler und ich Mechanikus.

Der Junge. (mismüthig) Ich fürchte nur, unter meinem Pinsel wird immer ein und eben dasselbe Portrait entstehen.

Mechanikus. (mit einem gutmüthigen Lächeln und einem warmen Händedruck) Nur getrost, Herr Kompagnon! In Siberien mahlen wir keine Portraits mehr. Menschengesichter abzuzeichnen ist überhaupt in meinen Augen eine sehr unnütze und elende Beschäftigung. Wenn wir keine neuen Gegenstände wüßten; so würde ich Ihnen rathen, lieber Zobelköpfe zu mahlen als Frazzen von Menschen, bey deren Anblick man Bauchgrimmen bekömmt. Sehr gut für uns, wenn wir dergleichen Larven so wenig wie möglich mehr sehen, kopiren wollen wir gern keine.

Mahler. Ich habe mich eigentlich nie mit Portrait mahlen abgegeben; blos aus Leidenschaft habe ich ein und eben dasselbe Portrait freylich ziemlich oft kopirt.

Mechanikus. Das war's Lärvchen des Liebchens? — Sie haben die Kopie und ein anderer hat das warme Original in Armen, nicht wahr?

Mahler. Sonderbar! Daß auch der Spott noch schmerzt; ohngeachtet man weiß, daß man ihn verdient.

Mechanikus. (ernsthaft) Hatte meine jetzige Aeusserung die Wirkung des Spottes; so muß ich

aufrichtig bekennen, daß dieß nicht im geringsten aus Absicht geschahe. Gott war nie meine Sache, am allerwenigsten ist er es jezt, da ich selbst sehr füglich einen Gegenstand desselben abgeben kann. Ich hoffe, eine nähere Bekanntschaft wird alle dergleichen Vermuthungen verscheuchen. (heiter wie zuvor) Sagen Sie mir, hab ich nicht recht, wenn ich die besonders jezt so sehr zur Mode gewordene Portraitsucht für eckelhaft halte? Da ist mancher so incognito durch dieses Leben hindurch gereist, daß sein Daseyn blos mit Küche und Keller in Verbindung stund — und doch paradirt er in prächtigen Kupferstichen und Gemälden mit Kron und Stern geziert, als ob er sich für hundert Menschengenerationen hinaus merkwürdig gemacht hätte; obgleich der Vernünftige bekennen muß, daß Kron und Stern nicht unschicklicher und schlechter hätten plazirt werden können als hier durch das leider oft so dunkle und unbegreifliche Schicksal wirklich geschehen war. Wollte man von einem solchen ja etwas in der Copie zum Andenken aufbewahren, so müßte diese Ehre mit allem Recht dem Rumpf wiederfahren: denn Kopf und Füsse waren im Grund unthätig, waren eigentlich so gut als gar nicht da; indem jener eben so wenig jemals dachte als diese jemals

giengen: denn das gekrönte Original berührte nie so leicht Gottes Erde, sondern wurde gewöhnlich immer von Zimmern in die Caroſſe und von da aus wieder in die Zimmer gebracht.

Ein Anderer läßt ſein Geſicht durch Pinſel und Grabſtichel unter den Menſchen verbreiten und verewigen, der ſich gewiß, hätte er anders nur nicht ſo gar dicke Schuppen vor den Augen und einen ſo gar ſtarken, undurchdringlichen Nebel um ſein ſchwaches Vernunftlichtlein, bey Tage vor lauter Schaam über ſeine gänzliche Geiſtesarmuth und Verdienſtloſigkeit nicht ſehen ließ und ängſtlich darauf bedacht wäre, daß er bey finſtrer Nacht wieder von dem Theater abträte, auf welchem er die ihm gegebene Rolle auf das jämmerlichſte verhunzt hat.

Ein Dritter ſchreibt ein Buch und aus Demuth fügt er neben dem Tittel ſein Bildniß bey, damit ſich die Leſer recht augenſcheinlich überzeugen können, daß der Kopf, in welchem dieſe weiſen und tiefgelehrten Gedanken an das Licht der Welt gebracht wurden, eben ſo wie alle andere Menſchen Köpfe ausſah.

Ein Vierter iſt General, er ſtand ziemlich Gefahrfrey hinter der Fronte, als die ſeinem Com-

mando anvertrauten Truppen in einer Bataille den Sieg erfochten. Sein Name ertönt nun in allen Zeitungen und sein Portrait hängt in allen Bilderbuden und der Unterofficier, der dadurch der krittischen Sache den Ausschlag gab und den Sieg bewirkte, daß er muthig und entschlossen genug war, zuerst eine Anhöhe zu erklettern, auf welcher die gefährlichste feindliche Batterie zum Schweigen gebracht und erobert werden mußte, bleibt vergessen und seine Handlung wird höchstens als erfüllte Schuldigkeit betrachtet.

Die merkwürdigsten Personen in der Welt werden immer gerade am wenigsten abkonterfeyt. Es kömmt im Grunde auch gar nicht darauf an: denn nicht Bilder, sondern Handlungen verewigen und machen merkwürdig. Wenn nur einer innern Werth besitzt und groß durch seine Thaten wird, gleichviel hernach, ob er ein längliches oder rundes Gesicht, eine Habichts- oder Calmuckennase hat; gleichviel ob ich sein Gesicht genau kenne oder nicht; das kann ich mir doch leicht denken, daß er einem Menschen ähnlich sieht, und wie Menschen aussehen, weiß jeder, der gesunde Augen hat, einem Blinden können auch Gemählde nichts helfen. Auch die Bildnisse der Liebchen

können zu nichts dienen. Das lebendige Original verschaft blos Genuß, und dieses können Bilder doch nie ersetzen.

Mahler. (freundlich) Ich finde Harmonie in unsern Gesinnungen und ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

Mechanikus. Harmonie der Gesinnungen ist der festeste Grund einer ächten Freundschaft und diese kann uns hier gut zu statten kommen.

Mahler. Verzeihen Sie, ich kann den Wunsch nicht bergen, von Ihrer Person und Ihren Schicksalen etwas näheres zu wissen.'

Mechanikus. Sie sind wahrscheinlich ein Ausländer und erst seit kurzer Zeit in Norden, sonst würde ich Ihnen wohl bekannt seyn. Meinen Namen haben Sie gewiß schon tausendmal nennen hören, auch vielleicht ein Portrait sehr oft gesehen, das mich in meinem ehemaligen Zustande vorstellen soll, wo ich noch Stern und Ordensband trug. Ein Monarch hob mich zu einer Schwindelhöhe empor — Ich war der erste Minister eines Reichs, dessen Größe einen ganzen Welttheil weit übertrift und Feldmarschall über eine Armee von viermal hunderttausend Mann — und ein geringer Mensch ohne Geburt und Rang,

ein elender Bube ohne Werth und Verdienst, ein Kerl, der sich als Lakais oft zu meinen Füssen warf, und um einen gnädigen Blick buhlte, schleuderte mich in wenig Augenblicken von dieser Höhe herab in die Tiefe eines Verwiesenen, nahm mir Stern und Ordensband und Vermögen und machte aus dem ersten Minister, aus dem eigentlichen Vormund einer Königin, aus dem Feldmarschall einen elenden Zobelfänger, jagte mich aus dem Elisium in die scheuslichste Wildniß, aus dem prächtigsten Pallast in eine Hütte. Sehen Sie, lieber Mahler! so sind die labyrinthischen Gänge des Glücks, so die Menschenschicksale in einem Reich, wo selbst von der glänzendsten Ministerstelle, ja selbst vom Throne nur der kleinste Schritt bis zum Zobelfang in Siberien ist! wo in einer einzigen Nacht der Monarch Sclave und der Sclave Monarch werden kann! wo sich gewöhnlich die glänzendste Laufbahn eines Ministers und Generals in dem dunkelsten, verächtlichsten Labyrinth endigt! wo ein Volk lebt, das seinen Peinigern die Füsse leckt, und von betrügerischen Priestern getäuscht ein hartes Joch dann und wann nur deswegen abschüttelt, um einem andern noch härtern den Nacken zu bieten! —

Mahler. (verwunderungsvoll) Sonach sehe ich wohl in Ihrer Person Nordens größten Feldherrn, der Aurens Vorgängern die Krone aufsezte und zwey merkwürdige Kriege als Sieger endigte?

Mechanikus. (bescheiden lächelnd) Das Alte ist vergangen. Nach unserer Uebereinkunft bin ich ein Mechanikus, mein Name ist Laskov.

Mahler. Also ist meine Vermuthung gegründet! (mit einer Verbeugung) der Name Laskov ist Ehrentitel genug! Ein Mann, wie Sie, bleibt auch ohne Stern und Ordensband noch groß, verdient auch in Siberien noch tiefe Verbeugung.

Mechanikus. (mit einem Händedruck) Sie kennen bis jezt den Namen Laskov blos von hören sagen. Ob ich einiger Achtung und Ihrer Freundschaft werth bin, wird eine längere Bekanntschaft entscheiden. Verzeihen Sie, daß mich gewisse Umstände nöthigen, für heute unserer Unterredung ein Ziel zu setzen. Kehren Sie zurück und bringen Sie Ihren Zobel an die Behörde. Kommen Sie wieder zu mir, so bald Sie können und wollen, dann wollen wir über unsere Beschäftigung einig zu werden suchen.

Mahler. (indem er sich nach erwiedertem Händedruck gegen die Thür wendet und eine Inschrift mit grossen Buchstaben auf derselben erblickt) Ha! ein stiller Zuruf! auch ich habe mich mit dergleichen versehen! (liest)

Glänz noch so sehr, elendes Glück!
Du täuschst doch nie des Weisen Blick!
mit mühevoller Höflingskunst
bist Du auf lose Fürstengunst
von Thoren nur gegründet!
Der sieht für einen sichern Kahn
getäuscht den schwachen Strohhalm an,
der Dich so reizend findet!

(heiter) Wenn bisweilen die Rückerinnerung an die Vergangenheit Anwandlungen von Mißmuth erregt — dann einen Blick hierauf, und diese Anwandlungen werden verschwinden! — (entfernt sich.)

Funfzehntes Kapitel.

Daß je ein Weib der Schlangen Rath,
den Mann zu täuschen, nöthig hat,
ist nicht so leicht zu glauben.
Sie hatten sonst und haben heut,
zu vieler Männer Herzeleid,
den Teufel untern Hauben!

Sandlands König, Pryssus, der die von seinem Vater geerbte mittelmäßige Macht — fast könnte man sagen, durch ein Wunderwerk zu einem Grade empor gehoben hatte, wo sie den größten Mächten des Welttheils das Gleichgewicht hielt und allen furchtbar wurde, hatte seit seiner Thronbesteigung nur einen Wunsch und dieß war der, sein kleines Reich zu vergrössern und dadurch seiner Macht neue Stützen zur Erhaltung und Befestigung zu verschaffen. Lange schon lauerte er deswegen auf eine Gelegenheit, wo er wenigstens unter einigem Schein des Rechtens das Schwerdt zücken und, seinem Wunsch gemäß, einen Versuch zur Eroberung fremder Provinzen machen könnte. Dergleichen Gelegenheiten können ganz natürlich für denjenigen, der auf sie lauert,

nicht allzuselten seyn — Prysſus fand eine; schnell überfiel er mit einem Theil seines zu einem Feldzug lange schon vorbereiteten Heeres, eine benachbarte Macht, die auf nichts weniger, als auf eine eben so schnelle Gegenwehr gefaßt war und gegen welche also Prysſus schon im ersten Anfang dadurch ziemlich in eine bedeutende Avantage kam. Auf diese Weise begann ein Krieg, der mehrere Jahre dauerte, und in welchen bald alle vorzüglichsten Mächte des Welttheils verwickelt wurden. Auch Norden mußte vermöge einer Allianz Theil daran nehmen und ein ansehnliches Corps wider Prysſus marschiren lassen.

Uso's Freund, Auheim, war unterdessen vom Lieutenant zum Hauptmann avancirt. Das Regiment, bey welchem er sich befand, war sogleich beym Ausbruch des Kriegs mit beordert worden, ins Feld zu ziehen. Schon hatte er die dritte Campagne mitgemacht, und noch war sein Körper von feindlichen Kugeln und Säbeln verschonet geblieben. Er freuete sich dieses seltenen Glücks und schmeichelte sich nun desto mehr mit der angenehmen Hofnung, auf der eingeschlagenen Carriere einem glänzenden Ziel entgegen zu kommen.

Das Nordische Corps, welches überhaupt dem Prysſus viel zu ſchaffen machte, nahm ſeinen Marſch gegen einen Theil der Sandländiſchen Staaten, der beynahe ganz von Militair entblöſet war. Prysſus hatte ſehr viele Feinde auf dem Hals und im Grunde nichts weniger als Ueberfluß an Soldaten. Die Nothwendigkeit, ſeinen verlaſſenen und von neuen Feinden bedrohten Staaten ſchleunigſt zu Hülfe zu kommen, war ihm deswegen äuſſerſt unangenehm. Das Eilen mit dieſer Hülfe war alſo auch von der Art, daß einige ſeiner Provinzen ſchon ziemlich verheert waren, ehe ein Hülfscorps für ſie in Bewegung geſezt werden konnte. Auheim befand ſich mit darunter. Er hatte alſo jezt Gelegenheit, einen neuen Feind kennen zu lernen und ſeine Compagnie gegen die furchtbaren Nordiſchen Truppen anzuführen.

Es kam bald zu einem ſchrecklichen Rendezvous und die von wiederholten Siegen ſtolz gewordenen Sandländiſche Soldaten fanden hier eine ziemliche Demüthigung, indem das Nordiſche Corps ſo feſt wie eingemauert ſtand und nach dem fürchterlichſten Kampf und mörderiſchſten Feuer noch immer keine Miene zum Weichen machte.

Die Nacht trat ein und machte dem hartnäckigen Kampf ein Ende. Beyde Theile hielten sich für Sieger. Ein Fall, der freilich nicht selten ist, im Grunde aber hier, dem Anschein nach, wirklich statt fand. Der Verlust war von beyden Seiten groß; man zog sich zurück und es schien als wenn man an dieser gemachten Probe genug hätte, da man beyderseits die Gelegenheiten, einander wieder in die Haare zu kommen, nicht sonderlich mehr suchte.

Der Hauptmann Auheim war auch hier mit einem blauen Auge davon gekommen; nicht aber seine Compagnie, von welcher er nur noch dreyßig Mann zählte. Doch in diesen Zeiten herrscht überall Ueberfluß an Menschen und hundert blaue Röckchen sind auch bald gemacht! —

Einige Tage nach dieser blutigen Action traf Auheim an einem öffentlichen Ort einen gefangenen Nordischen Officier. Nachdem sich beyde schon eine ziemliche Zeit unterredet hatten, äußerte lezterer, daß er sich eben an einen Auftrag erinnere, den er an einen gewissen Lieutenant von Auheim habe. Auheim gab sich zu erkennen, und vernahm von dem über diese unvermuthete Zusammenkunft erfreuten gefangenen Norden folgendes:

Ehe wir zum Marſch gegen Sandland beordert wurden, ſtand ich mit einem Bataillon von meinem Regiment dicht an der Siberiſchen Grenze. Einige Monate vor unſerm Aufbruch kam ein Staatsarreſtant bey uns an, den ich an den Ort ſeines Exils zu begleiten hatte. Es war ein angenehmer, junger Mann, der jedoch, wahrſcheinlich über ſein Schickſal, höchſt misмuthig war. Er nannte ſich Uſo, war ein Ausländer, und muß allem Anſehen nach ſchon Officier geweſen ſeyn, ob er gleich damals bürgerliche Kleidung trug. Die Urſache ſeiner Verweiſung blieb unbekannt, er ſelbſt ſchwieg gänzlich davon. Da wir uns trennten, gab er mir dieſen Brief mit den Worten:

Ich weiß, daß mir in meiner jezigen Lage keine Correſpondenz erlaubt iſt. Sie könnten alſo auch Bedenken tragen, mir die Bitte, gegenwärtigen Brief an ſeine Behörde zu befördern, zu erfüllen. Allein ich verſichere Ihnen als ein Mann von Ehre, daß ſein Inhalt für keinen Staat in der ganzen Welt von Bedeutung iſt; ſondern nur für meinen Freund, deſſen Namen die Addreſſe bezeichnet, einiges Intereſſe haben kann. Um Ihnen alles Mistrauen zu benehmen, ſteht es Ih-

nen frey, ihn zu erbrechen und sich von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen sage, zu überzeugen.

Ich glaubte der Versicherung dieses Unglücklichen ohne weitere Ueberzeugung und ließ also den Brief unerbrochen. Da aber bald das Gerücht erscholl, daß ein Theil von unserm Heer gegen Ihren König marschiren würde; so trug ich Bedenken, diesen, an einen feindlichen Officier addressirten Brief öffentlich abgehen zu lassen, weil doch der Fall nicht selten ist, daß man sehr leicht auf die unschuldigste Weise Verdacht erwecken und sich dadurch sehr viel schaden kann. Es ist mir jezt um so lieber, diese Vorsicht gebraucht zu haben, da es der Zufall so fügt, daß ich ihn persönlich übergeben kann.

Auheim erkannte sogleich die Handschrift seines Freundes, von welchem er schon eine ziemliche Zeit keine Nachricht hatte. Er eilte vergnügt mit dem Briefe nach Hause und fand folgenden Inhalt:

Freund Auheim!

Fast mögte ich mit jenem gepeinigten frommen Morgenländer Hiob, zwar nicht sowohl den Tag

meiner Geburt als vielmehr den Tag meiner Ankunft auf Hohburg verfluchen, indem es scheint als hätte mich seit dieser Zeit ein feindseliger Dämon, gleich jenem, zu seinem Spielball erkohren. — Ich bin gegenwärtig mit mir so wenig einig, daß ich keinen andern Wunsch habe als den, mich auf immer selbst fliehen, mich in ein ganz anderes Wesen verwandeln zu können! —

Dein lezies Schreiben erhielt ich noch in Hohburg. Seit dieser Zeit habe ich nichts von Dir gehört. Da Dir mein nachheriger Aufenthalt nicht bekannt war; so konntest Du auch nicht an mich schreiben.

Nachdem Du mir Nachricht von jener fatalen Neuigkeit gegeben, ertheiltest du mir den Rath, meine Adjutantenstelle mit einer gewissen andern zu vertauschen. Kaum war ich von der Gewißheit jener Nachricht überzeuget, so dachte ich auch auf das ernstlichste daran, Deinen freundschaftlichen Rath zu befolgen, weil ich sehr wohl einsah, daß sich unter den Umständen nichts bessers für mich thun ließe.

Ich entdeckte ganz natürlich meinen Wunsch zuerst dem Gouverneur, der zu meiner Verwunderung zur Erfüllung desselben weit weniger Schwie-

rigkeiten fand als ich selbst. Es kam jezt nur noch darauf an, daß auch die Dir wohl bekannte Hauptperson ihre Zufriedenheit mit diesem Vorhaben äusserte, welches ich jedoch nach meinen bisherigen Erfahrungen schon im Voraus mit vieler Gewißheit erwarten konnte.

Diese Person hatte die große Attention für mich, mir bald nach ihrer Zurückkunft aus der Residenz ihre künftige Bestimmung selbst zu notificiren.

Als ich Deinen Brief mehreremale durchgelesen hatte, kam die Zeit, wo ich gewöhnlich beym Gouverneur erscheinen mußte. Mit einer Gemüthsstimmung, die sich nicht wohl beschreiben läßt, trat ich aus meinem Zimmer und die größte, die bezauberndste Schönheit, die freilich aber leider die Natur blos zu meiner Pein hervorgebracht zu haben scheint, stand auf einmal mit einem Lächeln vor mir, das mich in einen schwindelvollen Taumel versezte. Ich riß sogleich die Thür wieder auf und machte eine Verbeugung, weil ich nicht anders glauben konnte, als daß mir ein Besuch zugedacht war. Allein mein Zimmer sollte nun einmal das Glück, eine Göttin zu umfassen, nicht haben, so nahe ihm auch dasselbe war.

„Umkehren dürfen Sie nun nicht wieder", begann die Himmliſche mit jenem bezaubernden Lächeln— „ich würde für das Unglück verantwortlich werden, das Ihnen dann bey Ihrem zweyten Ausgang begegnete; die Nachricht, die ich Ihnen blos bringen wollte, würde Sie wenig ſchadlos dafür halten, indem Sie vielleicht ſehr wenig Intereſſe für Sie hat. Man hat mich mit dem — — — verlobt. Kennen Sie ihn?"

Dieſe lezte Frage that ſie mit einem Blick, der — wenigſtens meiner Meinung nach, viel Bedeutung hatte.

Was ich auf dieſe Notification erwiederte, weiß ich nicht mehr. Ich begleitete ſie bis zu ihrem Zimmer zurück und ging dann mit einem Kopf, der einem Bienenſtock glich, deſſen Bewohner anfangen zu ſchwärmen, meiner Beſtimmung nach.

An dieſem Tag war ich noch zu wenig bey kaltem Blute, als daß ich über das mir vorgeſchlagene Projekt gehörig hätte nachdenken können. Erſt nach einigen Tagen legte ſich der Sturm und dann wurde Dein Rath in Betrachtung gezogen. Er gefiel mir, und ich that, was ich Dir ſchon gemeldet habe. Jezt lauerte ich

nur auf eine Gelegenheit, mich auch des Beyfalls derjenigen Person zu versichern auf welche im Grunde alles ankam. Diese fand sich bald und ich vernahm zu meinem Entzücken aus dem göttlichen Munde die Versicherung, daß die beabzielte Veränderung meines Posten ganz ihren Wünschen entspräche und ihre künftige Bestimmung ungemein angenehm machen und also auch von ihrer Seite alles beygetragen werden würde, um sie zu bewerkstelligen.

Kurze Zeit hierauf erfolgte wieder auf gewöhnliche Veranlassung ein nächtliches Rendezvous. Ich eilte demselben, wie immer, mit heißester Sehnsucht entgegen und ging nach dem süssesten Genuß wonnetrunken davon. Ein Billet wurde mir dießmal beym Scheiden in die Hand gedrückt; voll Neugierde nach dessen Inhalt konnte ich nicht schnell genug auf mein Zimmer zurück kommen. Nichts war mir unerwarteter als das, was ich in diesem Billet las.

„Sie haben den Vorsaz" — hieß es — „in andere Dienste zu treten. Ich habe gehörig über dieses Projekt nachgedacht und nach reiflicher Ueberlegung für heilsam befunden, Ihnen ernstlich davon abzurathen. Die Gründe werden Ihnen

ſehr einleuchtend ſeyn, wenn Ihnen ſolche zu ſeiner Zeit mitgetheilt werden können. Jezt wünſchte ich, daß Sie mir einſtweilen aufs Wort glaubten. Die Sache wird nach Wunſch gehen und eine ganz andere Wendung nehmen, wenn Sie ſich vor meiner Veränderung zu einem Schritt verſtehen, von welchem man Ihnen ſchon einige Winke gegeben hat. Alle Anſtalten ſind ſchon getroffen; Sie dürfen nur wollen. Da, wo ſich der Erfüllung unſerer Wünſche ein unabänderliches Schickſal entgegen ſtellt, iſt es weiſe, ſich in ſo fern nach der abſoluten Nothwendigkeit zu bequemen, daß man ſeinen Wünſchen eine andere Richtung zu geben ſucht. Entſchlieſſen Sie ſich bald; der Ausgang wird Sie überraſchen; jedoch hoffentlich nicht unangenehm für Sie ſeyn! —"

Sag, Anheim! was ſoll man von dieſen ſonderbaren Erſcheinungen denken? wie ſich dieſe Aeuſſerungen erklären? — Mündlich wurde ich zur Ausführung meines Vorhabens auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe angefeuert und ſchriftlich wird mir davon abgerathen! Worin ſoll der Schritt beſtehen, den ich zu thun habe? O! daß man ſich doch blos ſtumme Umarmungen ausbedungen hat! wäre dieſes nicht, ſo würden bald alle Dun-

kelheiten verschwinden! so wären keine Misverständnisse zu befürchten! — Räthselhafte Bedingung! welche Ursachen mußt du haben!

Ich bedurfte keiner langen Ueberlegung um einen Entschluß zu fassen. Ein Verliebter hat keinen eigenen Willen, was der Gegenstand seiner Liebe wünscht, ist ihm heiliges Gesez.

Da ich nicht mehr so glücklich war, eine Gelegenheit zu einer mündlichen Unterredung zu finden; so ließ ich bey einer bald darauf folgenden nächtlichen Zusammenkunft an dem bewußten Ort ein Billet zurück, das meine Gesinnungen in den wenigen Worten enthielt:

„Ich nehme nicht einen einzigen Augenblick Anstand, mich in allem Ihrem Willen zu überlassen. Nur einen Wink von Ihnen und ich eile, das vollenden zu helfen, wozu Sie schon alle Anstalten getroffen haben. Der Ausgang wird auf alle Fälle für mich entzückend seyn.“

Nach dieser Erklärung meiner Gesinnungen trat in dieser Geschichte eine ziemlich lange Pause ein. Ich war unterdessen immer getrosten Muthes und voll froher Hofnung, weil ich jeden Augenblick einen Wink zur Ausführung eines entscheidenden Streiches erwartete. Auch hatte ich

nicht ermangelt, dem Gouverneur bey Zeiten zu melden, daß ich meinen Entschluß, die Sandländischen Dienste zu quittiren, gänzlich aufgegeben habe und für besser befände, auf meinem Posten zu bleiben. Der Gouverneur äusserte einige Befremdung hierüber, schien aber übrigens mehr zufrieden als unzufrieden damit zu seyn. Sehr merkwürdig ist es, daß seit der Zeit, wo ich dem Gouverneur dieses bekannt machte, kein heiterer Blick von der Person mehr auf mich fiel, an welcher mein ganzes Herz hing.

Indem diese Stille so fortdauerte, wurden auf einmal Anstalten zu einer weiten Reise in dem Hause meines Chefs getroffen. Mancherley Vermuthungen hatten mich deshalb schon beunruhiget als man mir erklärte, daß dieß alles einer nahen Vermählung wegen geschehe. Jezt war mir zu Muthe wie einem, der vor dem Glücksrad steht und bald voll entzückender Hofnung, bald voll ängstlicher Furcht auf die Erscheinung des grossen Gewinnes wartet. Noch immer hatte ich keinen Wink vernommen und doch mußte das dunkle Versprechen, das ich mir während der Zeit so ziemlich deutlich zu meiner Beruhigung erkläret hatte, nächstens in Erfüllung gehen, wenn ich

nicht auf das schändlichste getäuscht werden sollte.

Schon war der Tag der Abreise bestimmt und noch immer war für jene dunkle Sache kein Licht aufgegangen. Meine Lage wurde immer kritischer, meine Unruhe immer grösser, weiß Gott, warum man mich beynahe bis zum lezten Augenblick in einer so quaalvollen Ungewisheit lassen wollte. Der zur Trennung festgesezte Tag hatte sich schon bis auf eine Nacht genähert und noch wußte ich so wenig wie zuvor. In einer verzweiflungsvollen Lage saß ich Abends auf meinem Zimmer, als auf einmal jemand die Thüre öfnete, ein Billet ins Zimmer warf und eiligst wieder fort sprang. Strahlen der angenehmsten Hoffnungssonne drängten sich jezt schnell in mein finsteres Herz. Vor lauter Begierde hätte ich beynahe das versiegelte Billet in Stücken zerrissen und meine beengte Brust wurde auf einmal ganz leicht als ich folgendes las:

„Diese Nacht, gegen ein Uhr, werden zwo Personen auf Ihrem Zimmer erscheinen. Entfernen Sie zuvor alle Bedienung und alles Licht aus demselben. Die dritte Person wird sprechen, Sie und ich haben blos eine einzige Frage mit ja zu

beantworten; auſſerdem ſind wir ſo ſtumm wie bey unſern vorigen Zuſammenkünften; Sie werden mit dem, was vorgehen wird, zufrieden ſeyn; nur erbittet man ſich, daß Sie auch über die darauf folgenden Erſcheinungen keine voreilige Unruhe äuſſern, ſondern alles ſeinen, wenn auch etwas dunkeln und dem Anſcheine nach verworrenen, doch aber endlich zum Lichte führenden Gang gehen laſſen.“

Schon lange hatte ich eine gewiſſe Vermuthung wegen dieſer Sache und dieſe war mir ſeit einiger Zeit immer wahrſcheinlicher geworden. Die wenigen Stunden, welche noch bis zu der beſtimmten Zeit übrig waren, brachte ich damit zu, die Gründe gegen einander abzuwiegen, die ich mir für und wider dieſe Wahrſcheinlichkeit erſinnen konnte. Unter dieſem Gedankenkrieg ſchlug es eins, und noch tönte die Glocke, als ſich ſchon die Thür öffnete und die beyden angeſagten Perſonen herein traten. Die Finſterniß war auſſerordentlich groß, nur mit Mühe konnte ich ſo viel entdecken, daß dieſe beyden Perſonen nicht einerley Geſchlechts waren.

Nachdem wir uns einander genähert hatten, und ich durch einen warmen Händedruck von dem

Daseyn der Geliebten versichert worden war, begann der mir noch unbekannte Dritte, ohne weitere Vorbereitung, mit einem Trauungsformular. Dieß überraschte mich so sehr, daß diese Sache geschehen war, ehe ich mir recht bewußt wurde, was eigentlich mit mir vorgieng.

Ich bekam jedoch bald Zeit und Muse, mich von dieser grossen Ueberraschung wieder zu erholen und über diesen neuen Auftritt nachzudenken; denn so wie das Band geknüpft war, verschwanden beyde Personen wieder. Dieser Fall war einzig in seiner Art und in meinem Innern sah es ganz sonderbar aus.

Der Morgen erschien und die mancherley Unbegreiflichkeiten, mit deren Erklärung ich mich noch immer vergeblich quälte, wurden nicht wenig dunkler als ich gewahr wurde, daß zum Antritt der vorhabenden Reise alles bereit war. Ich dachte an das leztere Billet, in welchem ich zur Ruhe verwiesen wurde und suchte, so viel wie möglich, den Schein der Unbefangenheit zu affektiren. Wie weit mir dieses gelungen ist, kann ich nicht sagen. So viel weiß ich aber noch, daß ich mich während der Zeit, da ich mich empfahl und die Abgehende mit zum Wagen herabbegleitete,

in einer Art von Sinnenbetäubung befand, die mir eine täuſchende Verſtellung beynahe unmöglich machte. Gut, daß man wahrſcheinlich ſehr wenig auf mich regardirte, weil man ſein Augenmerk auf andere Dinge gerichtet hatte. So viel Beſinnungskraft blieb mir unterdeſſen doch noch, in den lezten Augenblicken vor der Trennung auf einen bedeutenden Blick zu lauren, um wenigſtens hieraus zur Aufklärung dieſer groſſen Dunkelheiten einiges ſchlieſſen zu können; allein es fielen überhaupt nur wenige Blicke auf mich und unter dieſen wenigen war nicht ein einziger, der mir das, was ich ſuchte, ſagen zu wollen ſchien.

Als ich die Gräfin Lira, welche nur auf kurze Zeit zur Begleitung mit geht, in den Wagen hob, ſchien mir dieſe haſtig etwas in die Hand drücken zu wollen; allein es kam mir zu unvermuthet, ich faßte es nicht, wahrſcheinlich iſt es ihr entfallen. Nachdem die Wagen fort waren ſuchte ich auf dem Boden, fand aber nichts. So wie es mir vorkam, muß es ein Billet geweſen ſeyn. Sollte dieſe etwas von jenen Geheimniſſen wiſſen und etwa Auftrag gehabt haben? faſt ſcheint es ſo zu ſeyn und ich ärgere mich über meine Unachtſamkeit nicht wenig. Wahrſcheinlich war der Inhalt

dieſes Billets nur für mich verſtändlich, ſonſt würde mich der Gedanke, daß es vielleicht von jemand gefunden worden ſeyn kann, auſſerordentlich beunruhigen.

So wie dieſe Sonne verſchwunden war, gab es für mich lauter düſtere, nebelvolle Tage. Einer nach dem andern vergieng und kein Strahl eines neuen Lichts kam zum Vorſchein. Ein längerer Aufenthalt in dieſem mir nun äuſſerſt unangenehmen Ort, wurde mir unerträglich und mein Poſten war mir zum Eckel. Ich hielt unter einigem erdichteten Vorwand um meine Dimiſſion an, mit dem Vorſatz, mich dem Magnet zu nähern, der mich mit unwiderſtehlicher Gewalt an ſich zog.

Eben hatte ich die bejahende Reſolution auf mein Geſuch erhalten als mit der Poſt ein Brief folgenden Inhalts an mich ankam.

Geliebter Uſo!

„Verzeihen Sie, daß man Ihnen über die Dunkelheiten, welche man wegen gewiſſer Umſtände nothwendig über unſere geheime Geſchichte verbreiten mußte, und welche Ihnen nicht anders als höchſt unangenehm ſeyn können, noch immer keine Aufklärung ertheilen konnte. Eine Menge Ihnen

zum Theil noch ganz unbekannter Schwierigkeiten drängten sich unserer Vereinigung entgegen; allein meine Liebe kennt keine Grenzen, ihre Macht ist groß, bald wird sie über alle gesiegt haben. Suchen Sie sich nur immer mehr an den Gedanken zu gewöhnen, daß, wenn die Erfüllung mancher unserer Wünsche nicht möglich ist, uns die Vorsehung nicht selten ganz unvermuthet, durch eine andere Verfügung schadlos zu halten weiß, und machen Sie sich auf eine Ueberraschung gefaßt, mit welcher Sie, wie ich mir schmeichle, nicht unzufrieden seyn werden. Das Band ist geknüpft und die Zeit ist nahe, wo es blos auf Ihnen beruht, sich an der Seite einer Person, die Sie unaussprechlich liebt und deswegen auch für den dunkeln Gang, den sie zur Erreichung eines so wonnevollen Ziels einschlagen mußte, von Ihnen Entschuldigung hofft, die heitersten Tage zu machen. Eilen Sie derselben jezt nun, so bald wie möglich, auf halbem Weg entgegen.

Zu Ranau, einem an der Nordischen Grenze gelegenen Städtchen, werden Sie erwartet. Auf der lezten Station vor diesem Orte werden sie ein Billet und in demselben die Anzeige des Hauses finden, wo Ihnen für den dunkeln Pfad, den man

Sie wandeln ließ, das erste Licht aufgehen soll.

Siehe da! lieber Auheim! eine Aussicht zu der nahen Aufklärung aller der mich bisher so beunruhigenden räthselhaften Erscheinungen!

Nichts hielt mich nun mehr zurück; in wenigen Tagen war ich also schon auf dem Weg nach Hanau. Mein Herz pochte immer stärker, je näher ich diesem Ort kam; voll froher Erwartung sprang ich aus meinem Wagen, als er vor der lezten Station stille stand, und eilte in das Posthaus, das versprochene Billet in Empfang zu nehmen, und mismuthig ging ich wieder heraus als man versichert hatte, daß nichts an mich zugegen wäre, und ich also ohne weitere Anzeige auf Hanau zufahren mußte.

Nachdem ich mich auch hier einen ganzen Tag vergeblich bemühet hatte, eine Person aufzusuchen, die auf mich wartete, entschloß ich mich, meine Reise im Königreich Norden, bis zur Residenz, fortzusetzen. Da ich diese erreicht hatte, vernahm ich zu meinem Erstaunen die Bestätigung der Nachrichten von einer geschehenen Vermählung, die ich unterwegs in verschiedenen Orten gehört hatte. Dieses konnte ich mit dem, was mir be-

kannt war, durchaus nicht zusammen reimen. Meine Geduld ermüdete, ich wurde hitzig und nahm mir vor, ohne weitere Umstände mich der Person zu präsentiren, die mir über diese Unbegreiflichkeiten allein die beste Auskunft geben konnte. Je wahrscheinlicher es mir jezt wurde, daß man mich blos täuschen wollte, desto mehr erwachte mein Ehrgefühl und es war als ob die brennendheiße Liebe, die mich bis jezt so sehr gequält und beynahe unstet und flüchtig gemacht hatte, einige Grade von ihrer Wärme verlor. Ich wollte nun durchaus überzeugende Gewißheit haben, um dann zur Beendigung dieser Sache meine Maasregeln nehmen zu können.

Die Verhältnisse, in welchen ich mit der bewußten Person stund, machten es aber durchaus nothwendig, daß wir uns allein sprachen.

Das war ein Umstand, der nicht wenig Schwierigkeiten verursachte. Ich machte Versuche auf Versuche; allein nur weniganmal gelang es mir, dem Zimmer derselben nahe zu kommen; weiter kam ich aber nie. Ein unglückliches Rendezvous, das ich endlich nach vielen vergeblichen Versuchen vor der Thür des Zimmers mit einer mir unbekannten Mannsperson hatte, machte auf einmal

der ganzen Sache ein Ende und brachte mich nach Siberien, wo dieſes Schreiben an Dich ſein Daſeyn erhielt, welches wahrſcheinlich ſpät genug an dich gelangen wird.

Du weißt nun mein ſonderbares Schickſal. Ob wir je noch einmal einander wieder ſehen, wiſſen wir beyde nicht. Wahrſcheinlich iſt es blos Stumpfheit meiner Sinnen, daß ich immer gleichgültiger gegen meinen Zuſtand werde und mich ziemlich ruhig und zufrieden befinde. Nach ſolchen Erfahrungen kann einem die Entfernung von der groſſen Welt nicht unangenehm ſeyn. Die Einſamkeit iſt mir willkommen, daß ich nun dieſe nirgends anders als in dem von allen Annehmlichkeiten entblößten und von der Natur ganz verwahrloſten Siberien finden mußte, iſt freilich ein Schickſal, das man juſt nicht gut heiſſen kann, das man ſich aber gefallen laſſen muß, weil es nun einmal nicht wohl zu ändern iſt. Ich kam hieher, ich weiß nicht wie; alles iſt mir wie ein Traum.

Du biſt doch wahrſcheinlich nun ſchon ein großes Stück weiter gegen den Tempel des

Ruhms avancirt. Lebe wohl und erreiche ihn bald ganz, dieß iſt der herzliche Wunſch

Deines

im kalten Siberien Dich
immer noch warm liebenden
Uſo.

„Donner und 's Wetter!“ — rief Anheim, als er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen alle dieſe Neuigkeiten vernommen hatte — „wie kurzſichtig ſind doch die Blicke eines Verliebten!“

Ihm, dem keine Leidenſchaft der Liebe die Augen benebelte, wurde es nicht ſchwer, ſich bald die für ſeinen Freund Uſo ſo groſſen Dunkelheiten helle zu machen. So gern er für den Unglücklichen etwas unternommen hätte; ſo wenig war es ihm gleichwohl unter den gegenwärtigen Umſtänden möglich. Der leidige Krieg ließ ihm keine Zeit dazu und die Pflichten der Freundſchaft mußten denjenigen ſeines Berufs nachſtehen.

„Guter Uſo! du dauerſt mich“ — ſagte er, indem er den Brief beyſeite legte — „Du mußt Geduld haben, warum haſt du dich von einem liſtigen Weib ſo tief in die Schlingen locken laſſen? — Ich hoffe, dieſe Kur wird dich geſund machen.“

Sechzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Expektorationen.

(Die junge Gräfin Grünhof an ihre Freundin, die Prinzessin von Ruhberg in Sengow.)

Es ist Ihnen bekannt, meine Liebe! daß man am Hofe immer zu thun hat, ohngeachtet eigentlich immer nichts gethan wird. Nirgends ist man weniger Herr von seiner Zeit als hier, zumal wenn man etwa das Glück hat, vor andern vorzüglich wohl gelitten zu seyn.

Seit jenem Augenblick, wo ich auf den Ruf der Kronprinzessin die Feder aus der Hand legen mußte, habe ich solche wohl hundert mal wieder gefaßt; aber auch eben so oft wieder ungebraucht weggeworfen, weil ich bald Besuche geben, bald welche annehmen mußte, und bald auf diese, bald auf eine andere Weise gestört wurde.

Jezt erst kann ich auf einige Augenblicke sicher rechnen; ich eile demnach, die Geschichte fortzusetzen, deren Anfang mein erstes Schreiben enthält.

So viel ich weiß, hatte die Kronprinzeſſin den jungen Grafen Ranof noch nicht gekannt. Kein Wunder alſo, daß ſie ziemlich große Augen machte, als dieſer ſchöne Jüngling in ihr Zimmer trat. Nachdem ich, wie ich ſchon erwähnt habe, die beyderſeitige Verlegenheit merkte, begab ich mich in das Nebenzimmer.

Die Pauſe, während der blos die Augen thätig waren, mochte ohngefähr zwey Minuten dauren: dann begann folgende Unterredung:

Kronprinzeſſin. Sind Sie ein Ausländer?

Ranof. Nein! dieſe Reſidenz iſt mein Geburtsort.

Kronprinzeſſin. Ich erinnere mich, Sie bey der erſten Garde bemerkt zu haben, ſind Sie in Dienſten?

Ranof. Ich war es, bin es aber ſeit einem halben Jahr nicht mehr.

Kronprinzeſſin. (mit Wohlgefallen) Das iſt Schade, mein lieber Graf, Sie ſind zum Officier gemacht.

Ranof. (mit einer Verbeugung) Dieſe Veränderung beruhte nicht auf meinem Willen.

Kronprinzessin. (etwas verlegen) Haben Sie heute den Großkanzler gesprochen?

Kanof. Heute und seit einiger Zeit öfters.

Kronprinzessin. (indem sie sich auf ein nahes Sofa niederläßt) Nehmen Sie Platz, lieber Kanof! Es wird nöthig seyn, daß wir uns näher kennen lernen. (lächelnd und den sich an ihre Seite setzenden Grafen an der Hand fassend) Der Großkanzler wird künftig meine Stirn weniger düster finden; wie ich glaube, so habe ich diesem Ihre Bekanntschaft zu danken.

Kanof. Sollte diese Bekanntschaft, die mich mit Wonne erfüllt und stolz macht, Ew. Hoheit heitre Stirne trüben, so mag mich die höhere Veranlassung entschuldigen, die ich dazu hatte.

Kronprinzessin. Sie kamen mir nicht ganz unvermuthet und mein erster Blick mußte es Ihnen sagen, daß Sie keiner Entschuldigung bedürfen. (noch eine kurze Pause) Machten Sie diesen Gang gerne?

Kanof. Wenn ich zwischen diesem und dem Gang in Himmel die Wahl gehabt hätte, so würde ich ohne einen Augenblick zu zaudern, entzückungsvoll den erstern eingeschlagen seyn.

Kronprinzessin. (lachend) Würklich? — den leztern wandelt man freilich nicht selten auch dann noch nicht gerne, wenn man dreymal so lange gelebt hat als Sie (nach einigem Stillschweigen) Ranof! sind Sie schon mit der Liebe bekannt?

Ranof. Eine Gewissensfrage, meine theure Prinzessin! die ich mir nicht gänzlich zu verneinen getraue, jedoch auch nicht so geradezu unbedingt bejahen kann.

Kronprinzessin. Wie so?

Ranof. Die Liebe hat ihre Grade. Wer nur bis zu einigen dieser Grade gekommen ist, kann sich immer noch keiner Bekanntschaft mit der Liebe rühmen. Das Herz ist für die Liebe empfänglich; allein es kann sich solche nicht selbst geben, sondern äussere Gegenstände müssen sie bewirken. Man findet zwar viele liebenswürdige Gegenstände; allein nur selten ist man so glücklich denjenigen nahe zu kommen, der im Stande ist, das Herz mit dem vollen Maase der Liebe zu erfüllen. (Anansten die Hand küssend) Wer Ihnen nahe gewesen ist, liebenswürdige Prinzessin! der kann gewiß mit Wahrheit sagen, daß es keinen Grad der Liebe mehr gäbe, den er nicht kenne.

Kronprinzessin. Sie wissen allerliebst zu schmeichlen, mein Lieber! Allein überreden werden Sie mich nicht: denn leider sind mir gewisse Erfahrungen, die mir das Gegentheil versichern, zu neu.

Ranof. Ew. Hoheit erlauben, einzelne Ausnahmen giebt es in allen Fällen. Man findet ja wohl dann und wann Leute, für welche ein glimmender Funke weit mehr Interesse als die Sonne hat.

Kronprinzessin. Leider mag es wohl dergleichen geben. (traurig) Wer seinen Lebenspfad mit solchen wandeln muß, der wird auf demselben nichts seltener als Freude und frohen Lebensgenuß finden.

Ranof. Ein Glück ist es, daß es noch Auswege giebt. Man muß die Harmonie suchen, wo sie zu finden ist; gleichviel, wenn auch dieses Suchen unsern größtentheils widernatürlichen Convenienzen bisweilen entgegen seyn sollte. Man kann dieses oder jenes zu seyn scheinen und im Grunde doch eigentlich etwas anders seyn. Der Schein muß ja überhaupt in vielen Fällen die Wirklichkeit ersetzen.

Kronprinzessin. (heiter) Man hört es, daß Sie Ihre Lebensphilosophie an einem Hofe studirt haben! Ranof! Ihre Grundsätze sind nicht übel! Man kann sichs allenfalls gefallen lassen, wenn man sich genöthiget sieht, sie befolgen zu müssen. Das was nun einmal nicht zu ändern ist, muß man dahin gestellt seyn lassen. Wer wird sein Köpfchen an der eisernen Nothwendigkeit zerstossen? Da, wo einmal nichts als Dornen sind, durchaus Rosen suchen zu wollen, ist thöricht. Es giebt deren schon anderswo, man muß sie nur am rechten Orte suchen. (nach einer kurzen Pause) Man will, daß wir beyde uns künftig näher seyn sollen; es ist nun unsere Sorge, uns den angenehmsten Lebensgenuß zu verschaffen, der nur unter diesen Umständen möglich ist.

Ranof. (äusserst vergnügt) Ranof ist glücklich, so glücklich, daß ihn gewiß ein Welttheil beneiden wird.

Kronprinzessin. (lächelnd) O! das Beneiden eines Welttheils ist just nicht nöthig, wird auch nicht so leicht statt haben. Für unsere Freuden wirds am besten seyn, wenn Sie das strengste Incognito annehmen. Der Neid bleibt selten unthätig, er erzeugt Feindschaft, diese bewirkt

Chikanen und Verfolgung und diese stöhren und verbittern. Was man so recht im Geheim und Stillen genießt, schmeckt immer am besten. Leider hat die Welt nur gar zu viel Augen und Ohren, und auch die tiefste Verschwiegenheit, die dicksten Mauern sichern nicht vor unangenehmen Entdeckungen. Man muß unterdessen auch hierin nicht zu ängstlich seyn. Man thut das Seinige und läßt dann das Uebrige seinen Gang gehen. — Nur beherzt! der Blöde und Schüchterne findet sehr oft auch da den gewünschten Genuß nicht, wo er ihm — daß ich mich so ausdrücke — ganz nahe vor dem Mund schwebt. (nach einer ziemlich langen Pause) Sie sind tief in Gedanken versunken, Ranof! was beschäftiget Sie?

Ranof. (entzückungsvoll) Ich träume von einem Glück, dessen bloße Vorstellung mich schon wonnetrunken macht.

Kronprinzessin. Und das ist?

Ranof. (wie zuvor) Das Glück, Sie umarmen zu dürfen. (er springt vom Sofa auf und wirft sich vor die Prinzessin auf die Knie) Verzeihen Sie meiner lebhaften Einbildung! Sie hat mein Blut erhizt. Ich fühle aus den verdoppelten Puls-

schlägen, daß sich dieses pfeilschnell durch die Adern jagt.

Kronprinzessin. (lachend) Sollte ich Ihnen in der kurzen Zeit schon so sehr warm gemacht haben? Sie fangen die Rolle eines Verliebten von vorne an. Ersparen Sie sich die ersten Scenen; man hat Ihnen ein gewisses Recht gegeben, das diese unnöthig macht.

Ranof. (indem er wieder aufsteht) Göttliche Auguste! Sie begeistern, Sie bezaubern mich! Jezt nur noch das Bewußtseyn, daß Ihnen meine Gegenwart leidlich ist — und die glücklichste Person in ganz Norden ist dann niemand anders als Ranof.

Kronprinzessin. Man hat für mich gewählt, und ich freue mich, daß ich mit dieser Wahl vollkommen zufrieden seyn kann.

Jezt begann eine stumme Umarmung, und ich hielt es nunmehro für schicklich, von meinem Lauerposten abzutreten.

Von dieser Zeit an wurde Auguste recht sichtbar immer heiterer und vergnügter. Es schlich sich bald eine sehr heiße Liebe zu Ranof in ihr Herz ein, die dieser, ohngeachtet er nichts weniger als reich am Geiste ist, gut zu erhalten wußte. Auf

diese Weise wurde sie also für Pierros Vernachläßigungen vollkommen schadlos gehalten.

Die Liebe war feurig und ihre Wirkungen wurden bald sichtbar. Unter diejenigen Personen, welche sich über Augustens Schwangerschaft freuten, gehörte vorzüglich die Königin Aura. Allein sie traf leider deswegen eine Verfügung, die Augustens Heiterkeit auf einmal verscheuchte.

Kaum war diese Schwangerschaft sichtbar; so verschwand auch auf einmal Augustens Liebling, der junge Graf Ranof. Dieses plözliche Verschwinden fiel allgemein auf. Niemand war aber ganz natürlich mehr darüber betreten als Auguste, die nichts weniger als so etwas ahndete. Erst nach einiger Zeit erfuhr man, daß Ranof auf höhere Veranlaßung entfernt worden sey und daß ihm also auch sein Abgang centnerschwer geworden seyn müsse.

Diese so schnelle und unvermuthete Trennung schmerzte Augusten ungemein und preßte ihr manche Thränen aus. Hierzu kam nun noch Pierros zunehmende Impertinenz, die sie jezt doppelt fühlte.

Man nahm freylich seine Zuflucht zu allen nur möglichen Beruhigungs- und Tröstungsmitteln,

und suchte sich vorzüglich Ranofs Verlust wieder zu ersetzen; allein man hatte unaufhörlich mit immer neuen Schwierigkeiten zu kämpfen, und keiner von den vielen Versuchen fiel nach Wunsch aus. Aurens Auge war beständig auf Augusten gerichtet und einige Vorfälle liessen sogar von dieser Seite sehr wahrscheinlich Eifersucht vermuthen.

So traurig unter diesen Umständen die Lage der Kronprinzessin war, so gewiß ist es doch auch, daß sie sich während derselben auf eine Weise zu benehmen wußte, die Bewunderung verdient. Sie spielte die Rolle einer Leidenden meisterhaft und so sehr zu ihrem Vortheil, daß dadurch der Grund zu einem bedeutenden Anhang gelegt wurde. Sie wußte jeden Umstand, jede Situation zu benutzen und bald durch ein sanftes Lächeln, bald durch eine Thräne sich die Herzen der Gegenwärtigen zuzuwenden, während dem sich Pierro so beträgt, als ob er es darauf anfienge, sich allgemein verhaßt zu machen.

Eine ziemliche Zeit hatte sie den Pierro in ihrer Gewalt. Sie wußte ihn nach ihrem Willen zu leiten, ohne daß er es merkte und daß es so schien, als ob es absichtlich geschehe. Jezt hat dieses ganz

aufgehört. Pierro hat eine Maitresse und nur von dieser und ihrem Anhang hängt er ab.

Es herrscht dermalen eine Crisis, deren Ausgang desto bedenklicher zu seyn scheint, da die Königin Aura zusehends abnimmt und höchst wahrscheinlich bald ausgeherrscht haben wird. An ihr hat Auguste noch eine Stütze, fällt diese; so möchte sich ihre Lage nicht wenig verschlimmern.

Sehen Sie, so ist gegenwärtig die Lage der Dinge an unserm Hofe. Leben Sie glücklicher und schenken Sie ihr Andenken noch ferner einer Freundin, die Sie wegen Ihrer Entfernung beneidet.

L. Grünhof.

Siebzehntes Kapitel.

Eine junge, schöne Leidende bleibt selten lange ohne Trost.

Daß die Leiden dieser Zeit — sie mögen nun übrigens von dieser oder jener Art seyn, immer ihren Nutzen haben, ist unstreitig gewiß.

Nordens Kronprinzessin Auguste mußte deren wirklich mehrere, zum Theil sehr empfindliche, schon in ihrer frühesten Jugend erdulden; allein auch diese hatten ihren Vortheil, der, wie der Verfolg dieser Geschichte zeigen wird, nichts weniger als unbedeutend war. Eine leidende Schönheit in Diademenschmuck, die sich den Schein der sanften, stillen Dulderin zu geben weiß, macht auch auf das roheste Herz Eindruck, das nur nicht ganz leer vom Gefühle der Menschlichkeit ist. Eine einzige Thräne die sie zur rechten Zeit und am rechten Ort ihrem Auge entzittern und der scheinbaren Bemühung ohngeachtet, sie bescheiden zu verbergen, von den Anwesenden bemerken läßt, wirkt auf das mächtigste und fesselt Aller Herzen.

Auguste war eine Leidende; aber eine unschuldig Duldende, in stiller Gelassenheit auf eine bessere Zukunft harrende Leidende war sie nur dem Schein nach, den sie sich öffentlich zur Erreichung ihrer heimlichen Absichten sehr täuschend zu geben wußte. Allein auf ihrem Zimmer oder auch im Zirkel ihrer wenigen Vertrauten fiel dieser Schein weg, da zeigte sie sich ohne täuschende Larve. Mit ihrer Lage äusserst unzufrieden und mismuthig, klagte und weinte sie da nicht selten laut auf, und sie äusserte so wenig Hoffnung auf eine bessere Zukunft, daß sie derselben gewöhnlich mit den ängstlichsten Blicken entgegen sah.

Während der Ranosischen Periode vergaß sie zwar das Unangenehme ihrer Lage so ziemlich und ihre Heiterkeit kehrte beynahe ganz wieder zurück; allein leider war diese sehr kurz und das ganz unvermuthete plötzliche Ende derselben nicht nur sehr schmerzhaft für sie; sondern es stellte sich nun auf einmal ihr voriger Kummer in seiner ganzen Größe wieder ein, so daß ihr Zustand trauriger als jemals wurde.

Sie fühlte jezt das Bedürfniß eines Geliebten zu stark, als daß sie nicht häufige Versuche machen sollte, Ranos Verlust zu ersetzen; allein ei-

ner jeden neuen Wahl drängten sich neue Hindernisse entgegen. Sie nahm endlich ihre Zuflucht zu solchen Gegenständen, die in einer dunkeln und unbemerkten Niedrigkeit lebten, in der Hoffnung dadurch das immer offene und auf sie laurende Auge der Königin desto eher zu täuschen; aber auch hierin gelang es ihr so wenig, daß man ihr immer einen Gegenstand nach dem andern, den Sie mit ihrer Zuneigung beglückte, entriß, und in kurzer Zeit eine Menge solcher unglücklichen Schlachtopfer nach Siberien schickte.

Dergleichen Erfahrungen waren freylich nicht vermögend, für eine ohnedem schon sehr traurige Lage, Trost und Aufheiterung zu gewähren. Auch selbst dann noch gönnte man ihr nicht mehr Freyheit, da sich ihre Schwangerschaft zur Zufriedenheit der Königin mit der Geburt eines Thronerben geendig[illegible]te.

Ihr Mismuth ging nun beynahe in Verzweiflung über. Sie floh jede Zerstreuung und Gesellschaft und zog sich in eine Einsamkeit zurück, in welche sie blos die junge Gräfin Grünhof begleitete.

So wie nun aber in unserer lieben Welt lauter Veränderungen und Abwechslungen aufeinan-

der folgen; so ging auch diese Leidensperiode endlich wieder in eine heitere und bessere über. Ein auswärtiger Minister langte am Nordischen Hofe an und mit diesem zugleich ein neuer Glücksstern für Augusten. Es war dieses ein Mann, der in einem halbhundertjährigen Lebenslauf beynahe alle nur mögliche Erfahrungen gemacht und alles, was die Welt nur Genießbares hat, genossen hatte. Seine Philosophie war die eines ausstudirten Hofmanns, der im Lebensgenuß sein höchstes Gut erkennt und sich alles erlaubt, was ihm zur Erreichung seiner Absichten dienlich zu seyn scheint.

Bald nach seiner Ankunft in der Residenz machte er der Kronprinzessin seine Aufwartung und dieser Besuch hatte einen sehr vortheilhaften Einfluß auf ihre Lage.

Die Gräfin Grimhof wurde ungemein angenehm überrascht, als sie wenige Tage hernach in Augustens Zimmer trat und diese auf einmal wieder ganz heiter und bey der besten Laune fand.

Stumm und verwunderungsvoll ob dieser grossen Veränderung blickte sie ihre erlauchte Freundin lang mit grossen Augen an und verursachte

dadurch, daß dieſe in ein lautes Lachen ausbrach.

Auguſte. Warum ſtaunen Sie mich ſo an, liebe Gräfin! finden Sie etwas Ungewöhnliches an mir?

Gräfin Grünhof. (mit zunehmender Verwunderung) Wiſſen Sie, wie lange es iſt, daß Ihre Stirne das leztemal heiter ſah? daß Sie ſogar gelacht hätten, deſſen kann ich mich gar nicht mehr erinnern.

Auguſte. So plözlich als ein Ungewitter entſteht, ſo ſchnell verſchwindet es wieder! Haben Sie noch nicht erlebt, daß ein wohlthätiger Wind in wenigen Augenblicken die düſterſten Wolken zerſtreut und die Strahlen der Sonne ſichtbar gemacht hat? Meine Thränen ſind lange genug gefloſſen! Sie wollen doch nicht, daß Sie immer flieſſen ſollen?

Gräfin Grünhof. O! käme es immer nur auf mich an, nie würde noch Ihrem Auge eine Thräne entquollen ſeyn und durch Ihr ganzes Leben würde Ihre Stirn das deutlichſte Gepräge der innigſten Freude tragen. (mit einem etwas verlegenen Blick) Dieſe Aeuſſerung bedarf doch keiner Betheuerung?

Auguſte. (lächelnd) Nicht der geringſten! wir kennen uns — (nach einer kurzen Pauſe) Kommen Sie nur näher, liebe Freundin. Nehmen Sie Ihrem Geſichte die ſtaunende Miene und geben Sie ihm die gewöhnliche wieder. Ich habe kein Geheimniß für Sie. Die Urſache dieſer Veränderung ſoll Ihnen nicht unbekannt bleiben.

Gräfin Grünhof. (zwingt ihre Miene zum Lächeln und läßt ſich an Auguſtens Seite nieder) Ihre Heiterkeit nimmt mir eine drückende Laſt vom Herzen. (mit einem forſchenden Blick auf Auguſtens Geſicht) Alſo hätten wir wirklich wieder Sonnenſchein?

Auguſte. Sie wiſſen, daß vor kurzem ein neuer Miniſter von einem gewiſſen Hofe bey uns angekommen iſt.

Gräfin Grünhof. Ich hatte ja ſelbſt die Ehre, einige Worte mit ihm zu wechſeln, als er vor wenigen Tagen hier bey Ihnen erſchien.

Auguſte. Durch dieſen iſt meine Krankheit auf einmal geheilt. Schade, daß Sie nicht zugegen ſeyn konnten, ſeine Zuſprache würde Sie begeiſtert haben. Die Grundſätze dieſes Mannes ſcheinen die Quinteſſenz der wahren Weisheit zu ſeyn. Genau kennt er das menſchliche Leben,

und für jede Lage in demselben weiß er den beſten Rath.

Gräfin Grünhof (fröhlich) In ſeinem Gefolge ſoll ein junger Mann mit angekommen ſeyn, der alles, was man nur männliche Schönheit und Artigkeit nennen kann, beſitzen ſoll. Ich glaube ſein Name iſt — — —

Auguſte. (fällt ihr lachend ins Wort) Wiſſen Sie auch ſchon etwas von dieſem ſchönen Fremdling? — Ja, ja! ſo ein Mann, wie Perſo, muß allgemeines Aufſehen erregen! Lernen Sie ihn erſt näher kennen, dann werden Sie ſagen, daß nichts leichter ſey, als über dieſen einen Nanof mit allen ſeinen ſo ſchnell verſchwundenen Nachfolgern auf immer zu vergeſſen.

Gräfin Grünhof. (mit neuer Verwunderung) Wie? Sie kennen ihn ſchon näher?

Auguſte. Ja, meine Liebe! Ich habe Ihnen einige Dinge, die vor kurzem ſich zugetragen haben, verheimlichet, um Sie recht angenehm zu überraſchen.

Der Miniſter hatte mir dieſen jungen Herrn, der ſich als Freund und Geſellſchafter mit in ſeinem Gefolge befand, auf eine ſolche Weiſe empfohlen, daß ich ein ſehnliches Verlangen fühlte,

mich von der Zuverläßigkeit dieser Empfehlung durch meine eigene Augen und Ohren zu überzeugen Es wurde eine geheime Zusammenkunft veranstaltet, wobey ich mich in einer fremden Hülle befand. Der Fremde wußte dieses nicht und ich hatte also Gelegenheit, ihn desto richtiger zu beobachten und desto besser kennen zu lernen. Diese Beobachtung fiel herrlich aus und ich kehrte entzückt über diese Bekanntschaft nach Hause.

Gestern Abends haben wir uns das erstemal unter vier Augen gesprochen. Himmel! welch eine Stunde war dieß! Sie allein war im Stande, mir alles Vergangene vergessen zu machen. Man weiß nicht, soll man den überausschönen Körper oder den bis zu einem für hunderttausend Andere unerreichbaren Grad ausgebildeten Geist mehr bewundern und lieben. Warum hat es doch demjenigen, der den Lauf der Dinge ordnet und die Schicksale der Menschen bestimmt, nicht gefallen, einem solchen die Anwartschaft auf eine Krone zu geben, die so oft für Andere ein weit mehr beschwerliches als wohlthätiges Geschenk ist? Warum steht nicht ein solcher auf Pierros Posten, da sich der Leztere so wenig für denselben schickt, so wenig seiner Bestimmung

entſpricht? — Doch es ſey! Widerſprüche ſind nun einmal in dieſer Welt nichts ſeltenes. Wohl uns, daß es noch Auswege giebt, dieſen Widerſprüchen wenigſtens einigermaſſen den Einfluß zu benehmen, den ſie auſſerdem auf unſere Ruhe und Freuden nothwendig haben müßten. Was hilft mir die Krone, wenn ich ſie einem Pierro zu verdanken habe? was aller Glanz und Reichthum, wenn ich ihn mit keinem Perſo theilen darf? — (nach einigem Beſinnen — mit ſichtbarem Vergnügen) O! meine gute Louiſe! es giebt herrliche Menſchen in der Welt! freilich nur wenige; aber dieſe Seltenheit erhöhet auch ihren Werth um ſo mehr, dieſe macht ſie deſto angenehmer, giebt ihren Vorzügen einen noch größern Reitz! — Sie ſollen ihn kennen lernen. (mit einem drohenden Blick) Allein, wenn er Ihnen gefährlich wird, wenn ſein Feuerauge auch Ihr Herz in Flammen ſezt, dann mögen Sie zuſehen, wie Sie ſolche wieder löſchen. (lächelnd) Perſo iſt nicht mehr frey!

Gräfin Grünhof. Ich werde im Stillen ſchmachten! — und ſollte die Gefahr aufs Höchſte ſteigen — (lächelnd und in einem biktenden Ton) ſo werden Sie mich doch nicht ganz verbrennen laſſen. — Auch ein bloſſer Kuß hat oft groſſe Kraft.

Auguſte. O! ja wohl groſſe Kraft! allein nur keine lindernde. Dann möchten die Flammen erſt ganz unaufhaltbar in die Höhe lodern, und das arme ſchmachtende Louischen verzehren.

Grünhof. Ich muß mich mit Andern tröſten. Iſt Perſo ein ſo ſeltener Mann; ſo bin ich gewiß nicht die einzige, die er in Flammen ſezt. Der ganze weibliche Hofſtaat, ja der ganze weibliche Theil der Reſidenz wird entbrennen und eine allgemeine Feuersbrunſt wird entſtehen — und wie traurig! keine von uns allen hat ihr Herzchen veraſſecurirt. Was wird es da für eine Menge Damen ohne Herzen geben!

Auguſte. Wenn ihr nur die Köpfe behaltet.

Grünhof. Das iſt eben das Uebelſte, daß mit den Herzen gemeiniglich auch die Köpfe verlohren gehen!

Auguſte. (mit affektirtem Ernſt) Louiſe Louiſe! Spaſen Sie nicht zu ſehr! die Sache könnte ſchlimm genug werden.

Grünhof. Befürchten Sie nichts, meine Theure! ich kenne meine Gränzen und bin beſcheiden genug, da ſtille zu ſtehen, wo die Ihrigen angehen. — Ich habe wirklich den ſchönen Perſo ſchon einigemal geſehen. Meine Augen

fanden ihn schön, reizend schön; allein ich habe mein Herz das Gehorchen gelehrt; ich gebot ihm, ruhig zu bleiben: denn eine geheime Ahndung verrieth mir bald die Bestimmung dieses schönen Fremdlings. — Ich freue mich nun dieses Beweises, daß ich einen Wahrsagergeist habe.

Auguste. (mit anscheinender Befremdung) Sie sahen Perso und blieben gegen mich so stumm wie ein Fisch?

Grünhof. (Augusten nachahmend) Und Sie sahen und sprachen Perso und liessen sich nicht ein Wörtchen gegen mich davon merken?

Auguste. Ich sehe schon, wir müssen uns vergleichen: denn keine von beyden hat recht.

Grünhof. Ich könnte Ihnen mein Recht deutlich vordemonstriren, wenn Sie nur Geduld genug hätten, diese Demonstration anzuhören.

Auguste. Ich? keine Geduld? Haben Sie es schon vergessen, daß man mich seit langer Zeit bis zur Folter in der Geduld geübt hat? Bedurfte nicht eine einzige von den tausend Erfahrungen, die ich diese Tage über machte, weit mehr Geduld als die langweiligste Demonstration, womit Sie mich heimsuchen könnten? — Nur heraus

mit Ihren Beweisen; ich werde mein Unrecht laut gestehen, so bald Sie mich überzeugen.

Indem die Gräfin Grünhof den Mund aufthat und mit ihrer Rechtfertigung anfangen wollte, öffnete sich die Thür und — der reizende Gegenstand ihres scherzhaften Disputs wurde auf einmal sichtbar. Perso trat mit einem Anstand herein, der den Reiz seines schönen Körperbaues ungemein erhöhte, und ihn auf der vortheilhaftesten, einnehmendsten Seite zeigte. Beyde Damen waren überrascht und — verstummten! —

Achtzehntes Kapitel.

Der Thor flucht vergebens,
der Weise zeigt Muth;
im Meere des Lebens
ist Ebbe und Fluth.

Im Erdengetümmel
herrscht Wechsel und Lauf,
bald trübt sich der Himmel
bald hellt er sich auf.

Geniesse die Freuden;
sie gleichen dem Hauch.
Ertrage die Leiden;
sie enden sich auch.

Unser Leben hat in der That sehr viel Aehnlichkeit mit einem Schattenspiel an der Wand. Die Dinge kommen, präsentiren sich und verschwinden. Es kann nicht schaden, wenn man sich dieses bisweilen vorstellt; man wird dann nicht so leicht in Gefahr kommen, die Bilder, die uns auf einige Zeit umgaukeln, für mehr zu halten, als sie wirklich sind und auch ihrer Natur und Bestimmung nach seyn können.

Es giebt Leute, die hauptsächlich deswegen über eine angenehme Erscheinung in die ausgelassenste Freude gerathen, weil sie wähnen, dieses sie erfreuende Gaukelbild wird sich ihnen immer präsentiren; so wie sie bey einem eintretenden Uebel trostlos schreyen, gleich als ob auch dieses sie immerwährend peinigen würde. Und im Grunde sind doch all die Erscheinungen in diesem grossen Schattenspiel der Welt — sie mögen übrigens lustig oder traurig anzuschauen seyn, nichts als vorübereilende Bilder, die sich kurze Zeit zeigen und dann plötzlich verschwinden.

Auch Auguste schien sich von diesem falschen Wahn bethören zu lassen; sie würde sonst gewiß, sowohl in der Freude als in der Traurigkeit, mäßiger gewesen seyn. Eine traurige Periode ihres Lebens hatte jezt einer erfreulichen und äusserst angenehmen Plaz gemacht; allein auch diese konnte so wenig, wie alle vorhergehende, von immerwährender Dauer seyn. Sie erreichte leider ihr Ende nur zu plözlich und schnell.

Jedoch ehe wir uns in Verfolg dieser Begebenheit weiter verlieren, müssen wir uns erst einmal nach unserm Pierro umsehen, der im Grunde bey

dieſer ganzen Geſchichte überhaupt keine ganz unbedeutende Nebenrolle ſpielt.

Das Leben dieſes ſo ausgezeichneten Günſtlings des Glücks — in ſo ferne man nämlich die Wahl zwiſchen mehreren Kronen und die Anwartſchaft auf den glänzendſten und mächtigſten Thron ein Glück nennen kann, war eigentlich bis jezt noch immer ohne ſonderlich merkwürdige Abwechſelungen, und alſo auch um ſo fähiger in ſeinem Innern das Gleichgewicht der Ruhe und guten Laune zu erhalten.

Er exercirte und manövrirte, ſpielte in Concerten eine erbärmliche Violin gleich dem elendeſten Stümper mit der Prätenſion des erſten Meiſters, faßte die weitausſehendſten Pläne des größten Geiſtes und vereitelte ihre Ausführung durch die lächerlichſten Maasregeln des kleinſten Kindes, raffinirte auf die Nachahmung der wichtigſten Reformationen und war ſchwach genug, Werke von mehreren Jahren, deren Bewerkſtelligung Rieſenkräfte und Anſtrengung erforderte, in wenigen Stunden blos ertändeln zu wollen; ſuchte ein zweiter Pryſſus zu werden und verſchwendete ſeine Zeit mit Dingen, die ihm höchſtens die Qualität eines guten Musketiers gewähren konnten;

baute Festungen von Kartenblättern und tändelte im Soldatenspiel der Knaben und verlangte den Ruhm des größten Helden, wähnte sich des glänzendsten Posten eines Alleinherrschers vollkommen würdig zu machen und brachte den größten Theil seiner Zeit unter einem Häuflein Weiber zu, die blos eigennützige Absichten an ihn ketteten, da auch sogar seine Liebkosungen nur blos für die Einbildung und nicht für den wirklichen Genuß waren.

Pierros Erziehung war einigen Männern übergeben, die fähig genug waren, aus ihrem Zögling einen der größten Männer zu bilden; allein es kam ganz natürlich darauf an, daß derselbe auch die dazu gehörigen Fähigkeiten und Anlagen des Geistes besaß, welches leider der Fall bey Pierro nicht war. Auf diese Weise konnte es nicht anders kommen, als daß sein Charakter die sonderbarste Mischung erhielt und er selbst einer der seltensten Karrikaturen wurde, die sich zu keinem Posten gut, am allerwenigsten aber auf einen Thron schicken.

Zu einem Beweis von der Sonderbarkeit seines Charakters mag folgende Begebenheit dienen, die sich zu der Zeit zutrug, als seine vernachläßigte

Gemahlin ſich für die erlittenen Kränkungen in den Armen des ſchönen Perſo zu erholen ſuchte.

Unter den Höflingen befand ſich ein gewiſſer Kammerherr, der ſich in ſeiner günſtigen Lage einen ziemlich dicken Bauch angefreſſen hatte. Dieſer Wanſt, der einem Abgrund glich, in welchen täglich eine Menge Leckerbiſſen ohne Rückkehr hinabſtürzten, hinderte ganz natürlich dieſen privilegirten Faullenzer, der eigentlich keine einzige Bürde als die eines winzig kleinen Schlüßelchens zu tragen hatte, ſeiner Kleidung ein ſo knappes Anſehen zu geben, als Pierro vorzüglich liebte und auch an ſich gewohnt war. Der Rock hing immer an dem Rücken wie ein Mantel und die Beinkleider ſchumperten in groſſen Falten an den Beinen herum.

Pierro hatte ſich oft ſchon Mühe gegeben, der Kleidung dieſes Wanſtträgers einen militairiſchen Zwang beyzubringen; allein die Früchte dieſer Bemühungen waren gewöhnlich nur von einer augenblicklichen Dauer, denn der Bauch, der in ſeinem Innern keinem Musketierbauch glich, konnte und wollte auch in Anſehung ſeines Aeuſſern keine Aehnlichkeit mit einem ſolchen ertragen.

Einſtmals trat Pierro ziemlich ernſthaft, welches ſeine Sache gewöhnlich nicht war, in den Tafelſaal, wo ihn der beleibte Günſtling nebſt mehreren andern ſchon erwartete. Eben hatte er ſein kleines Corps gemuſtert, wobey er wegen nachläßigem Anzug, den er bey einigen bemerkte, ſehr in Hitze gerathen war. Der Unwille ſtak ihm noch im Kopf; der Anblick, den ihm jezt bey ſeinem Eintrit in den Tafelſaal die weite und faltenreiche Kleidung des Kammerherrn gewährte, war ihm demnach um ſo widriger. Er ging haſtig auf den dicken Magenbombardirer zu, der ſo eben im Begriff war, eine volle Tafel mit zu belagern und ſchrie ziemlich ſtark:

„Richt't euch!“

Der überraſchte Kammerherr machte ein paar große Augen, weil er nicht ſogleich weg kriegen konnte, ob es Spas oder Ernſt ſeyn ſollte. Er gehorchte dem Kommando und zog ſich in die Höhe wie ein Froſch, der gerne über einen vor ihm liegenden Stein wegſehen möchte. Kaum war dies geſchehen, ſo fielen drey ſehr nachdrückliche Stockhiebe auf ſeinen Rücken, mit dem Zuſatz:

Ich will euch den Rock zuknöpfen und die Hoſen naufziehen lernen!

Der Kammerherr hatte ſich blos auf die Mahlzeit und nicht im geringſten auf eine ſo tolle Kataſtrophe vorbereitet. Er verlor daher alle Contenance, blickte ſich nach ſeinem Gebieter um und gab ſich Mühe ein Lächeln zu erzwingen, das ihm aber dießmal nicht gelang; ſondern blos in eine affröſe Geſichtsverzerrung ausartete.

Die Anweſenden konnten zwar dieſer Art von Voreſſen um ſo weniger ihren Beyfall ſchenken, da der Empfänger ein Herr von und alſo über dergleichen Traktamente erhoben war und jeder von ihnen, wenn dieſe Gewohnheit einreiſſen ſollte, über lang oder kurz, wenn auch aus andern Urſachen, eine dergleichen Portion befürchten mußte; allein die Scene war doch auch wahrlich zu närriſch und nicht ſo leicht ohne eine Anwandlung von Lachen anzuſchauen. Sie fühlten ſamt und ſonders eine ſolche, zerbiſſen ſich jedoch bald die Zungen deswegen; weil ſie Urſache hatten, hierbey die ernſthafteſte Miene zu zeigen.

Die Tafel begann; Pierro wurde luſtig und ganz natürlich wurden es die ihn umgebenden Chamäleons nicht weniger. Der Gezüchtigte bot ſeine ganze Verſtellungskunſt auf, um anders zu thun als ihm im Innern zu Muthe war; allein

er hatte doch noch zu viel Ehrgefühl und er blieb ernsthafter als er zu seyn wünschte. Der Appetit war ihm überdieß auch wenigstens zur Hälfte vergangen, so daß dem Pierro diese Veränderung an dem gemißhandelten Günstling nicht entging, so wenig er auch ausserdem die Gabe der Beobachtung besaß. Er erkannte seine Uebereilung und sahe ein, daß er dadurch einen Cavalier um seine Ehre gebracht hätte.

Nach aufgehobener Tafel kam es zwischen beyden zu einer Unterredung, wo der Kammerherr äusserte, daß er sich dadurch nothwendig gekränkt fühlen müßte. Pierro schlug ihm, als das einzige Rettungsmittel seiner Ehre, einen Duell vor. Er wurde angenommen, und beyde begaben sich nun in ein nahes Gehölze, wo dieser Zweykampf auf folgende Weise vor sich ging.

Erst wurden Kugeln gewechselt. Beyde Duellanten stellten sich dicht vor einander, Bauch an Bauch und Gesicht an Gesicht hin und schossen so ihre Pistolen, jeder über des andern Schulter, in die Luft. Sie traten nun zwanzig Schritte aus einander, und stachen und hieben in dieser Entfernung schrecklich um sich herum. Nach einigen Minuten rief Pierro dem Kammerherrn

zu: „warum wollen wir uns umbringen? ich dächte wir umarmten uns und blieben Freunde. Der Duell war also geendigt und beyde begaben sich nach Hause.

Unterwegs kamen ihnen einige Höflinge entgegen; da sie der Kammerherr gewahr wurde, rief er dem Prinzen zu: „Sie sind verwundet, sorgen Sie für einen Verband, Sie möchten sich sonst verbluten.“ Pierro verband sich sogleich die Hand und lächelte heimlich, weil er glaubte, daß ihn jener im Ernste für verwundet hielt.

Schon seit einiger Zeit war die Einigkeit zwischen dem jungen Fürstenpaar gänzlich verschwunden. Pierro that alles, wovon er wußte, daß es Auguſten verdroß und diese hatte nicht die geringste Schonung für seine Schwachheiten mehr. So sehr sie ehedem seine Spielereien zu verbergen suchte, so viele Mühe gab sie sich jezt, dieselben öffentlich bekannt werden zu lassen.

Bey dem allen fand sich doch der Kronprinz bisweilen bey seiner Gemahlin ein, welches freilich sehr oft nur deswegen geschah, um ihr eine neue Unannehmlichkeit zu verursachen. Sie hatte seit kurzem ein Landhaus bezogen. Die

Urſache dieſer Entfernung vom Hof war leicht zu errathen.

Pierro kam einſtmals bey eintretender Nacht auf den Einfall, ſeiner Gemahlin eine Viſite zu machen. Weil dieſes gegenwärtig nicht mehr allzuhäufig geſchah; ſo war man wahrſcheinlich ſicher geworden und hatte kein Aufpaſſen beordert. Pierro trat alſo unbemerkt ins Zimmer, und weil er hier niemand fand, ſo ging er durch eine Seitenthür in ein anderes. Hier war nun ſeine Erſcheinung ſo mal à propos als die Erſcheinung des Todes bey einem reichen bon vivant. Auguſte befand ſich in den Armen ihres Perſo und beyde hatten vor lauter eliſeiſchen Gefühlen den Aufgang der Thür ſo wenig als den Hereintretenden bemerkt. Der beleidigte Mann fieng an zu ſchimpfen und zu ſchreyen wie ein Verzweifelnder und Auguſte und Perſo machten große Augen, wie einer, dem von einem Engel träumte und nun auf einmal beym Erwachen den leibhaftigen Teufel vor ſich ſtehen ſieht. Pierro gerieth in Wuth und um Perſos Lebenslichtlein ſah es gefährlich aus.

Neunzehntes Kapitel.

Spart euch die Müh, ihr Moraliſten!
Die Thorheit wird ſich immer brüſten,
die Bosheit immer thätig ſeyn!
Der Schmeichler wird forthin verderben,
die Lügenbrut wird nie ausſterben,
die Liſt wird ſich des Sieges freun.

Ich glaube zwar, daß ſich die Zeiten
auf beſſre Zukunft vorbereiten;
doch braucht es zur Vollkommenheit,
wo man den Weg des Rechts nur wandelt
und allgemein vernünftig handelt,
gewiß noch eine lange Zeit.

Siberien.

Vorige wilde Gegend. Zimmer der kleinen Hütte.

Mechanikus. Mahler.

Mechanikus. (heiter) (indem er den hereintretenden Uſo bey der Hand faßt) Willkommen, lieber Freund! Sind Sie nun bald eingewohnt in unſerm Eliſium?

Mahler. (düster und wie in Gedanken) Es mag eine ziemliche Strecke von hier bis ins Elisium seyn!

Mechanikus. Sie wollen wohl sagen bis ins Schlaraffenland, wo man nur das Maul öfnen darf, um ohne weitere Mühe so viel Leckerbissen zu verschlingen als man will. — Dem wahren Elisium ist der Mensch überall nahe.

Mahler. (mit einem bittern Lächeln) Auch der Verbannte in Siberien?

Mechanikus. So gut als der Höfling in der Residenz! Es kommt nur darauf an, daß sich jeder in seine Lage zu schicken weiß und kein Elisium verlangt, das dem Schlaraffenland gleicht und also auch unterm Monde nirgends existirt.

Mahler. (ernsthaft) Hier ist kein Elisium; dieß zeigen schon die Mienen, die man hier zu Lande erblickt.

Mechanikus. In der Residenz eben so wenig — dort giebts lauter Larven, hinter welchen auch nichts weniger als Elisäische Mienen stecken.

Mahler. Sonach ist also weder hier noch dort eins. — Man möcht es auch wohl nirgends finden.

Mechanikus. Kann seyn! Was man nicht finden kann, muß man nicht suchen.

Mahler. Sie geben mir also recht?

Mechanikus. Ihnen und mir! Wer auf diesem Planeten mehr sucht, als er irgendwo finden kann, wird sich auch in Siberien vergeblich bemühen. Wer aber nur so viel sucht als überall leicht zu finden ist, wird auch in Siberien nicht vergeblich suchen. Glauben Sie, daß man hier unter den Verbannten viele antrift, die ruhiger schläfen als Nordens Königin?

Mahler. Ich glaubs! —

Mechanikus. Sie sind sehr düster, also? Wo fehlts?

Mahler. Düster bin ich! allein das Fleckchen, wo es mir fehlt, anzugeben, wäre ich nicht im Stande, und wenn ich gefoltert würde! —

Mechanikus. Ich kenne die Krankheit; es fehlt einem nirgends und doch überall!

Mahler. Klingt sonderbar genug und ist doch wahr! (nach einer Pause) Ich habe neue Bekanntschaften gemacht und durch diese bin ich — (reibt sich die Stirne) nicht heiterer geworden.

Mechanikus. Ja, ja! es sind seit einiger Zeit viel angekommen und meistentheils Ver-

liebte. Ich habe auch schon etwas davon gehört.

Mahler. Nordens Kronprinzessin muß — (schweigt plötzlich still, und schlägt sich vor die Stirne) doch lassen Sie uns davon abbrechen.

Mechanikus. Nichts lieber als dieses. — Sind Farben und Pinsel parat?

Mahler. Ja! sagen Sie nur, was werden soll.

Mechanikus. Da ich Nordens Staatsruder noch in Händen hatte, stand ich mit mehreren gekrönten Häuptern in einem Briefwechsel, und unter andern auch mit dem Kaiser von Abyssinien. Dieser verlangte einstmals von mir zu wissen, wie er seine müssige Höflinge schicklich beschäftigen könne? Ich hatte damals nicht Zeit, hierüber nachzudenken. Erst hier in Siberien fand sich diese. Da man uns für nähere Wirkungskreise unthätig gemacht hat; so müssen wir entferntere suchen. In Ansehung des Ganzen ist es einerley, ob wir für Norden oder für Abyssinien Gutes wirken.

Mahler. Wenn michs amusirt und die Zeit verkürzt, so bin ich für den Mond thätig.

Mechanikus. (lächelnd) So lange uns noch irgend ein Erdenwinkel beschäftigen kann, wollen wir uns mit dem Mond nicht einlassen. — Ich habe mir eine neue Art Räthsel ausgesonnen, diese wollen wir den müssigen Abyssinischen Hofleuten aufgeben zu rathen. Sie bestehen aber nicht in Worten; sondern in Bildern, werden also auch nicht geschrieben, sondern gemahlt. — Ich gebe Ihnen die Idee, und Sie zeichnen solche aufs Papier. So bald wir einige fertig haben, schikken wir solche nach Abyssinien und fahren so von Zeit zu Zeit damit fort. Ich befürchte nicht, daß man uns diese Correspondenz in diesen Staat untersagen wird: denn man kann doch nicht so leicht Gefahr wittern.

Mahler. Und die Ideen zu diesen Räthseln wären?

Mechanikus. Fürs erste folgende:

No. 1. Ein Pfau steht stolz da und brüstet sich mit seinen schönen Federn. Unter ihm befinden sich eine Menge Junge. Ein Fuchs liegt zu seinen Füssen. An seinem Schwanz ist ein Spiegel befestiget, den er in die Höhe vor die Augen des stolzen Pfaues hält, der in seine Schönheit verliebt, starr in denselben hineinblickt. Der schlaue

Fuchs zieht unterdessen in aller Stille ein Junges nach dem andern an sich und frißt es auf.

Mahler. Ueber dieses Räthsel werden die Abyssinischen Höflinge die Köpfe nicht lange zerbrechen.

Mechanikus. Es wäre dem Kaiser von Abyssinien zu gratuliren, wenn seine Höflinge so offne Köpfe hätten.

No. 2. stellt einen ziemlich hohen Hügel von Eis vor. Er ist von allen Seiten sehr steil und glatt, so daß man nicht sicher auffußen kann. Oben endigt er sich in einer Spitze, die spiegelglatt und so klein ist, daß kaum ein halber Fuß Plaz darauf hat. Nur mit der äussersten Mühe und Anstrengung erhält sich auf dieser Spitze ein Mann, der sich gleich einer Windfahne immer herum dreht und bald eine stolzgebieterische, bald eine süß lächelnde, bald eine tief nachdenkende, bald eine demüthige Miene zeigt. Auf der einen Seite sieht man männliche Personen pfeilschnell hinabrutschen und auf der andern dergleichen mühevoll hinanklettern.

No. 3. enthält verschiedene ominöse Vorstellungen, die jedoch ein Ganzes ausmachen. Hier sieht man am Anfang einer Laufbahn einen ohne

Füsse, der nach einem vorgesteckten Ziel laufen soll; dort sizt ein anderer bey sechs musicirenden Virtuosen und hat keine Ohren! Hier lernt einer Astronomie an gestirntem Himmel und hat keine Augen; dort sizt einer in der Stellung eines tief Nachdenkenden und hat keinen Kopf, sondern an dessen Stelle noch einen Bauch. Hier zieht eine Mücke an einem Centnergewicht; dort trägt ein Elephant eine Pflaumfeder. Hier steht ein Riese auf den Schultern eines Zwergs; dort liegt ein Fisch in einem Vogelbauer.

Mahler. Da wollen wir lieber sogleich eine ganz verkehrte Welt zeichnen!

Mechanikus. Das wäre übertrieben! denn bis zur ganz verkehrten Welt ist es, Gott sey Dank, noch nicht gediehen. Wir bleiben blos bey der Wirklichkeit und mit dieser harmonirt diese Vorstellung.

Auf No. 4. zeichnen Sie einen Kirschbaum mit vielen Aesten, an welchen reife Früchte hangen. Ganz oben auf der Spitze des Baums sizt ein Frosch, von mehreren andern Thieren umgeben, die seine natürliche Gestalt zu verbergen und ihm eine andere zu geben beschäftiget sind. Ein Pfau leiht ihm seinen Schweif, ein Adler seine Flügel,

ein Habicht seine Krallen, ein Affe seinen Kopf. Der Frosch bläht sich auf und giebt sich ob der mit ihm vorgegangenen Metamorphose ein Air als ob er selbst glaube, daß er das seltene Ding sey, wozu man ihn machen will. Auf allen Aesten des Baums haben Thiere von verschiedener Art, Nesto gefaßt, die desto stolzer sind, je näher sie dem Frosche kommen. Unten herum auf dem Boden sieht man eine grosse Menge Geschöpfe aus dem Thierreich, Vögel, vierfüssige Thiere und Gewürm. Diese gaffen staunend in die Höhe. Die Bewohner der Aeste verzehren mit Wohlbehagen die reifen Kirschen und werfen den Unten befindlichen Kern und Stiele auf die Köpfe. In einiger Entfernung sizt ein alter Fuchs mit einem Perspektiv vor dem Auge, womit er das Wunderthier auf der Spize des Baums beobachtet. Eben läßt er die Pfote mit dem Glas sinken, indem er die Worte ausspricht: 's ist nur ein Frosch! —

Mahler. Was wird der Kayser von Abyssinien hierzu sagen?

Mechanikus. Wenn er klug ist, so wird er lächeln; und ist er dieß nicht, so wird er auch nicht wissen, was wir wollen.

No. 5. ſtellt ein merkwürdiges Ungeheuer vor. Sie brauchen dazu einen Hundskopf, Luchsaugen, ein Tigerherz, Schlangenzähne, zwey Katzen- und zwey Elephanten-Füſſe, einen Vielfraßmagen, einen Fuchsſchwanz, Eſelsohren und einen Schafpelz in welchem das ganze, aus dieſen Theilen zuſammengeſezte Thier ſtekt. — Ich will juſt nicht ſagen, daß dieſes Ungeheuer auch in Abyſſinien zu Hauſe ſey; allein auf unſerm Welttheil hauſet es und thut vielen Schaden.

Mahler. (nachdenkend) Das iſt ein ſonderbares Weſen! Es heißt doch nicht etwa Politik?

Mechanikus. Wenn die Abyſſiniſchen Hofleute eben ſo gut rathen können, ſo werden wir ſie mit unſern Hieroglyphen nicht lange beſchäftigen. — Doch es kommt auf eine Probe an; verfertigen Sie dieſe 5 Stücke; unterdeſſen werde ich auch mit meinem Werk zu Stande kommen.

Mahler. Das wird wohl etwas ſehr Künſtliches?

Mechanikus. Das eine wäre künſtlich genug, wenn es ſich in Wirklichkeit bringen ließ. — Im Grunde wäre es wohl auch Schade, viel Zeit und Nachdenken auf eine Sache zu verwenden, die — ſo gut ſie auch wäre — leider doch

nichts nützen würde. — Ueberhaupt wer die Menschen, und besonders den verzehrenden Theil derselben, bessern will, der bemüht sich größtentheils vergeblich. Richten Sie Ihre Verbesserungsmittel auf die Augen oder die Ohren — gleich viel, man sieht und hört nicht. Man lebt seinen Schlendrian fort, und es gehört die mächtigste Erschütterung dazu, wenn man nur auf einen Augenblick von seinem Sicherheitsschlummer aufgeweckt werden soll. Ganz ermuntert und zum deutlich bewußten Wachen gebracht, wird man selten. Solche große Absichten kommen mir gar nicht mehr in den Sinn, und in dieser Rücksicht dürften weder Sie einen Pinsel, noch ich ein Instrument angreifen. Wir müssen blos auf unsern eigenen Zeitvertreib sehen. — Ich zweifle zwar nicht, daß es in der Welt immer besser werden wird; allein diese Verbesserung geht den Schneckengang; die Fortschritte sind kaum in einigen Jahrhunderten sichtbar.

Mahler. Ich für meine Person thue gern auf den Ruhm eines Verbesserers Verzicht. — Geben Sie mir Beschäftigung; ich bin zufrieden, wenn es nur mir Zeitvertreib gewährt. (nähert sich der Werkstatt und betrachtet die Instrumente.) Wer

damit umzugehen weiß; dieſe Arbeiten müſſen wirklich angenehm unterhalten!

Mechanikus. (zuckt die Achſeln) 's iſt ein Steckenpferd; allein ich glaube ſo eins, das einem vernünftigen Manne keine Schande macht. Ein zwanzigjähriger Gebrauch hat mir eine ziemliche Bekanntſchaft mit der Anwendung dieſer Werkzeuge gegeben. Ich habe ſchon manches ſonderbare Produkt damit hervorgebracht. (lächelnd) Unter andern kam ich auch auf den Einfall, eine ſeltene Art von Barometer zu verfertigen, der nicht die Beſchaffenheit der Witterung, ſondern die Grade der Moralität einer Handlung anzeigen ſollte, und dieſes nicht ſowohl auf eine ſtumme, blos mit den Augen bemerkbare Weiſe; ſondern durch laute, hörbare Aeuſſerungen. Dieſe Kunſtmaſchine ſollte den Werth einer jeden mit wichtigen Folgen verbundenen Handlung vermöge ihres innern Mechanismus folgendergeſtalt beſtimmen.

Wenn ſie z. B. in dem Zimmer eines Regenten ſtände, und es erſchien eine von jenen vergiftenden Schlangen und fieng an zu ſchmeicheln; ſo würde an der Maſchine ein Pfau zum Vorſchein kommen und dreymal hinter einander ſehr

laut schreyen. Würde der Monarch durch einen bösen Rathgeber belogen und durch falsche Vorstellungen irre geführt, so präsentirte sich an der Maschine ein Stahr, der die Worte ausspräche: trau, schau, wem! Wollte der Regent durch einen Machtspruch den Lauf einer gerechten Sache hemmen und eine ungerechte begünstigen; so würde sich der Tod zeigen und ihm die Worte zuruffen: dein Richter sieht's! Wenn man im Kabinete einen Krieg beschlöße; so würde die Maschine Scenen des Jammers und der Verwüstung sichtbar machen und drey Schaudern erregende Seufzer von sich hören lassen. Wenn man auf eine Verschwendung raffinirte, so ruft die Maschine: ach! es ist Schweiß! Kurz bey jeder bedeutenden Handlung muß dieser Barometer den Werth oder Unwerth angeben, muß etwas äussern, wodurch der Handelnde entweder zur Ausführung ermahnt oder davor gewarnt wird. — So ein Produkt wäre herrlich; allein das darf einem demohngeachtet nicht einfallen, daß es viel nützen würde.

Mahler. (in Gedanken) Und so eins haben Sie verfertiget?

Mechanikus. Ich bin nur noch nicht wegen der innern Kraft einig, die das Ganze beleben und dirigiren soll, daß alle Aeusserungen so auf einander folgen, wie es die vorhergehenden Handlungen erfordern. So ein Barometer muß sehr richtig gehen, wenn er nicht weit mehr schaden als nützen soll.

Mahler. Seine Existenz wird wohl dann erst statt finden, wenn das ganze Reich der Träume in Wirklichkeit übergeht.

Mechanikus. (lachend) Es ist eine Posse, Freund! die mir auch wirklich nur im Traume eingefallen ist. Sehen Sie das, was ich hier wirklich in Arbeit habe, ist eine Uhr von besondern Eigenschaften, deren Errichtung aber noch innerhalb dem Gebiete der Möglichkeit ist; ob sie übrigens gleich sehr viel Nachdenken, Mühe und Arbeit erfordert. Ich werde sie wohl auch dem Kaiser von Abyssinien zum Geschenke machen, denn auf unserm Welttheil haben dergleichen Werke keinen Werth. Sie bestimmt die Zeit, so wie eine andere gewöhnliche Uhr, hat aber auch ausserdem noch mancherley andere Eigenschaften, und ist hauptsächlich für einen Regenten brauchbar. (den Mahler bey der Hand fassend) Kommen Sie nä-

her, damit Sie dieses Werk, womit ich mich schon einige Jahre beschäftige, ordentlich kennen lernten.

Bey dieser Uhr sind einige nöthige Abänderungen angebracht, die sich auf die verschiedenen Jahreszeiten und einige andere eintretende Umstände beziehen. Die Nacht über ist sie, ausser ihrer gewöhnlichen Zeitbestimmung, ruhig. So bald sie morgens die vierte Stunde meldet, ruft sie sogleich mit vernehmlicher Stimme: die Augen auf, es ist Licht! — und nun zeigt sie auf einer in ihrer Mitte befindlichen Tafel die nach Stunden eingetheilten Tagespflichten ihres Eigenthümers, die freilich nicht anders als ziemlich allgemein seyn können. Dergleichen Tafeln sind in dem Werke sieben, so daß jeden Tag in der Woche eine andere zum Vorschein kömmt. Jede Stunde des Tages beschließt diese Uhr mit Musik, und bey eintretender Nacht ruft sie auf gleiche Weise zum Schlaf. Ueberdieß zeigt sie auch zu verschiedenen Zeiten mancherley Denksprüche und Lebensregeln an, deren Beherzigung heilsam ist.

Mahler. (indem er dieß Kunstwerk näher betrachtet und den Inhalt der Tafeln lieſ't vernimmt man auf einmal verschiedene Kanonenschüsse aus der Ferne,

mit einem bedenklichen Blick auf den Alten) Bedeutet dieß Freude oder Gefahr?

Mechanikus. (gleichgültig) Man kanonirt aus der Festung.

Mahler. (neugierig) Und warum?

Mechanikus. (lächelnd) Es wird von keiner grossen Bedeutung seyn. Der Kanonendonner hat ja gewöhnlich keine allzu merkwürdigen Ursachen. (kalt und gelassen) Die alte Aura wird ab- und Pierro aufmarschirt seyn.

Mahler. Also eine Regierungsveränderung? die wäre wohl wichtig genug!

Mechanikus. Für uns nicht sehr. — Die Zobel taufen uns nicht besser in die Fallen, wenn wir auch ihre Felle dem Pierro liefern müssen. Alles, was wir von dieser Veränderung hier gewahr werden, besteht darinnen, daß eine Anzahl von unsern Collegen nach der Residenz zurück kommen und andere dafür hergeschickt werden.

Mahler. (mit einer Anwandlung von Freude) Wie, wenn die Reihe uns mit träfe?

Mechanikus. Dann gehen wir mit, wenn wir wollen, und die Abyssinischen Hofleute bleiben müssig. Ein rechter Comödiant muß sich auf alle Rollen gefaßt machen. (nach einer Pause,

während welcher man wieder Kanonenschüsse vernommen)
Jezt kehren Sie in Ihre Hütte zurück und fangen Sie ruhig an, zu mahlen. Wenn man mit uns sprechen will, wird man sich schon melden. —
(Sie drücken einander die Hand und Uso tritt ab)

Zwanzigstes Kapitel.

Auf der Freude Vollgenuß
folgt ein heißer Thränenguß! —

Perso war einige Zeit vor jenem fatalen Rendezvous auf dem Landhause in den Posten eines Gesandten von Bärenland getreten. Man fand es für gut, ihm als Günstling der Kronprinzessin einen Posten zu verschaffen, der ihm hinlänglichen Rang gewährte und ihn in Nordens Residenz wenigstens eine zeitlang fixirte.

Diese vortheilhafte Veränderung war gerade zur rechten Zeit mit ihm vorgegangen: denn nur der Gesandtschaftsposten konnte ihn vor der schimpflichsten Rache des beleidigten Pierro schützen. So kam er für seine Verwegenheit vor der Hand blos mit der Erniedrigung, einige Tage auf der Haupt-

wache gesessen zu haben, weg. Auguste war listig und nunmehro auch beherzt genug, den weitern Unternehmungen ihres erzürnten Gemahls die Spitze zu bieten und ihn durch die nachdrücklichsten Vorstellungen, die hauptsächlich auf seine läppischen Spielereien und auf seine Maitressen zielten, wenigstens vor der Hand zum Schweigen zu bringen. Die Disharmonie nahm demohngeachtet dadurch ganz natürlich nicht wenig zu, und beyde Theile agirten nun heimlich und öffentlich wider einander.

Augustens Lage konnte unter diesen Umständen freilich nicht anders als widrig und unangenehm seyn; allein sie hatte ja ihren Perso noch immer, und in den Umarmungen desselben fand sie vollkommene Schadloshaltung. Nach jenem fatalen Vorfall wurde man nur noch dreister in Ansehung dieser geheimen Liebschaft, und da man dem Pierro den Mund gestopft zu haben glaubte, so ließ man sich durch keine Furcht einer neuen Ueberraschung beunruhigen, noch weniger von einem fernern Genuß einer heißen Liebe abhalten. Allein so sehr auch dem Anschein nach äusserlich Ruhe herrschte, so wenig war dieß wirklich so: denn im Geheim wurde leider nur gar zu ernstlich daran gearbei-

tet, dieser Liebschaft plözlich ein Ende zu machen. Ein politisches Ereigniß, das auf dem ganzen Welttheil Aufsehen machte, kam bald Augustens Feinden zu Hülfe. Eine Folge dieses Ereignisses war des Großkanzlers Fall, der bis jezt Augustens Parthie genommen hatte, jezt aber nach Siberien geschickt wurde.

Dieß war ein herber Schlag für die Kronprinzessin; ein zweyter noch weit schrecklicherer folgte sogleich darauf, indem Perso plözlich den Rapell erhielt und also Nordens Residenz verlassen mußte. Dieser unvermuthete, heftige Schlag betäubte Augusten so, daß sie in den ersten Augenblicken sich weder zu rathen noch zu helfen wußte. Erst nach einiger Zeit, da sie sich dieses grossen Verlustes wieder deutlich bewußt wurde, sann sie auf Maasregeln, Persos Abreise zu hintertreiben. Sie machte diesen und jenen Versuch; keiner gelang, endlich nahm sie ihre Zuflucht zu Bitten und Thränen; allein auch diese waren fruchtlos. Sie warf sich vom Schmerz überwältiget, vor Auren nieder auf die Knie, weinte und bat, um aus dem Munde der Königin ein Ja zu erflehen; allein es blieb bey einem unwiderruflichen Nein. Perso mußte fort, und Augustens Freude verwandelte sich

in die bitterſte Traurigkeit. Sie zog ſich nun wieder mit einigen Damen in die Einſamkeit zurück, in welcher ſie gemeinſchaftlich dem entflohenen ſchönen Bärenländer Thränen nachweinten: denn auch dieſen Damen hatte Perſo mit ſeinem Gefolge die Herzen entwendet.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Königin Aura tritt ab.

Ein jedes Ding in der Welt, das einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben. Keine Wahrheit kann evidenter, und weniger einem Zweifel unterworfen ſeyn als dieſe! Hat es irgend einmal eine Zeit gegeben, wo es noch nicht da war, ſo wird auch einmal eine Zeit eintreten, wo es wieder nicht ſeyn wird. Anfangen und Aufhören ſind zwey Begriffe, wovon einer den andern immer vorausſezt. Was angefangen hat, muß wieder aufhören, und was aufhört, muß angefangen haben.

So ſonnenhell und ausgemacht dieſes iſt, ſo wenig wird es doch von ſehr vielen Menſchen

deutlich eingesehen und lebhaft in Erwägung gezogen; dieß zeigen ihre Urtheile, Wünsche und Handlungen.

Manche sehen auch die Nothwendigkeit, daß diese oder jene Sache ein Ende nehmen müsse, wohl ein; allein sie setzen nur in ihren Gedanken das Ende derselben so weit hinaus, wünschen es immer von Zeit zu Zeit so weit entfernt, daß es eben so ist, als ob es gar keins haben sollte.

Dieß gilt hauptsächlich vom menschlichen Leben. Man wird so leicht nicht jemand finden, der sich träumen ließ, seine Lebensdauer sey ohne Ende; allein tausend und aber tausend finden wir, die in ihrer Vorstellung dieses Ende immer weiter hinausrücken und demselben so spät wie möglich nahe zu kommen wünschen.

Nordens Königin, Aura, gehört mit unter diese. Sie sprach bisweilen, dem Anschein nach, sehr furchtlos von ihrem Ende; allein in ihrem Herzen träumte sie dasselbe so weit entfernt als möglich.

An ihr fand man die Wahrheit jedes bekannten Sprichworts, daß das Leben auf dem Thron nichts mehr als blos ein glänzendes Elend sey, ganz vorzüglich bestätigt. Ihr Loos war seit ihrer Thronbesteigung von der Art, daß es selbst das

Mitleid eines Bettlers erregen konnte. Unsere Leser haben schon bey Gelegenheit einige Winke hiervon erhalten, woraus Sie sich das Traurige dieses Looses deutlich genug werden vorstellen können.

Aura würde sich gewiß einer für sie so qualvollen, beynahe unerträglichen Bürde freywillig wieder entlediget haben; hätte sie nicht mit vieler Zuversicht auf eine Zeit gehofft, wo alle die Ursachen ihrer bangen Besorgnisse und quaalvollen Unruhe verschwinden und ihr ein frohes und ruhiges Leben zu führen, verstatten würden.

Diese an und für sich selbst schon ziemlich grundlose Hofnung, baute sie hauptsächlich auch mit auf den Wahn, daß ihr Lebensende noch ziemlich weit entfernt seyn würde. Allein sie hatte sich leider hierbey um mehrere Jahre verrechnet, indem sich ihr leztes Stündlein mit schnellen Schritten nahte, ehe auch noch der kleinste Theil dieser im Grunde sehr viel umfassenden Hofnung in Erfüllung überging. Mehrere Anwandlungen von Unpäßlichkeit hatten sich seit kurzem eingestellt, die aber alle wieder vorübergingen. Aura rechnete nun desto sicherer auf die Erfüllung jener Hofnung; allein auf einmal erfolgte ein da Capo

mit solchem Nachdruck, daß der Leibarzt gleich Anfangs sehr bedenklich die Achseln zuckte und in einer geheimen Unterredung mit der Kronprinzessin dieser geradezu erklärte, daß seiner Meynung nach, keine Wiedergenesung zu bewirken seyn würde.

Diese Nachricht war für Augusten eigentlich nicht weniger als angenehm: denn eben jezt war die Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Gemahl aufs höchste gestiegen und in den Plan, den sie gegen denselben auszuführen beschlossen hatte, gehörte durchaus Aurens längere Lebensdauer. Noch war es zwar immer nicht ganz unbedingt zu glauben, daß die Prophezeyhungen des Leibarztes ganz gewiß eintreffen würden; sie ließ also auch ihre Hofnung nicht ganz sinken. Allein da auf einmal die Krankheit der Monarchin so sehr zunahm, daß aller Schein einer möglichen Herstellung vor menschlichen Augen verschwand, und die Patientin selbst sich förmlich auf ihr Ende vorbereiten ließ; so mußte jener Plan aufgegeben und so schnell wie möglich andere Anstalten getroffen werden. Beichtvater, Günstlinge und Bedienten wurden nun mit Vorstellungen und Bitten bestürmt, die sterbende Monarchin noch dahin zu

vermögen, daß sie vor ihrem Ende eine Aussöhnung dieser Uneinigkeit bewirke und den Pierro ernstlich ermahnte, Augusten künftig günstiger zu behandeln und alles Geschehene zu vergessen.

Auguste wußte ihre Unternehmungen so einzuleiten, daß sie ihr selten misglückten. Auch jezt ging es nach Wunsch; die Aussöhnung erfolgte und Pierro betrug sich jezt gefälliger als jemals. Er schien sich sogar Augustens Leitungen wieder überlassen zu wollen, hörte ihre Rathschläge, die sie ihm für die bevorstehende Veränderung ertheilte, gerne an, und versprach, sie willig zu befolgen. Auguste wurde dadurch beruhigt und Pierres Freude über seine nahe Thronbesteigung war unbegränzt.

So war die Lage der Dinge als sich Aurens Krankheit mit dem Tod endigte und also Nordens Thron für Pierro erledigt wurde.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Man sieht das kleine Körnlein kaum,
und doch treibt es den größten Baum.
So hat die kleinste Handlung oft
die größten Folgen unverhofft.

Wie, wenn sich nach einer kurzen Windstille ein heftiger Sturm erhebt, alle Elemente in Bewegung sezt und die Atmosphäre mit lautem Getöse erfüllt; so folgte auf die traurende Stille, die die wenigen Tage über, wo sich Aurens Leichnahm noch über der Erde befand, in Norden herrschte, auf einmal der lärmendste, geräuschvollste Jubel. Kanonen brüllten, Städte und Dörfer jauchzten, Regimenter feuerten, alle musicalischen Instrumente ertönten, alle Küchen dampften, Bouteillen klirrten, alles, was einen Magen hatte, as und trank, alles was einen Laut von sich geben konnte, jubelte; kurz es war ein Lerm, daß die Bewohner Nordens, wenn sie anders etwas davon vernahmen, nicht anders glauben konnten, als für den ganzen Erdplaneten, wäre der Himmel eröfnet worden.

Allein bis zur gänzlichen Eröfnung des Himmels war es noch nicht gediehen; Norden sahe blos statt einer Aura einen Pierro auf seinem Thron.

Es giebt doch keinen herrlichern Anblick als den frohe, jubelnde Menschen gewähren! — Alter Misantrop! jage jenes Häuflein Knaben, die dort um eine Seifenblase jubelnd herum hüpfen, nicht auseinander! Du nennst es freilich eine kindische Freude; allein sie ist doch besser als gar keine. Suche ihnen ihren Geschmack ja nicht weg zu moralisiren: denn sieh! man kann ja weit eher Seifenblasen als Diamante, weit eher Luftschlösser als Marmorpaläste haben! und im Grunde ist es ja gleich viel, wenn ich mich nur freue — ob hernach der Gegenstand meiner Freude ein Käfer oder ein Paradießvogel, ein Kiessteinchen oder ein Diamant, ein Kartenhaus oder ein Staatspalais ist. Du mußt es ja selbst aus Erfahrung wissen, daß man auf unserm Planeten nothwendig auf Seifenblasenfreuden eingerichtet seyn muß, wenn man größtentheils nicht leer ausgehen soll.

Nimm mirs nicht übel, alter, misantropischer Murrkopf! deine finstere Moral taugt gar nichts! lieber will ich in deinen Augen ein Kindskopf

seyn als mein paar Lebensjahre wegwinseln und murren.

Unter Nordens Bewohnern herrschte ein allgemeiner Jubel. Hätte jemand die Ursache dieses Jubels genau anatomiren wollen; der würde freilich gefunden haben, daß sie weit eher weinen als lachen, weit eher heulen als jauchzen sollten. Allein auch das Weinen und Heulen half ihnen nichts, schadete ihnen vielmehr: denn sie zogen sich doch nur dadurch Kopfweh und üble Laune zu. Es war demnach besser, sie freuten sich.

Nur wenige Personen fühlten keinen Drang in sich, in diesen allgemeinen Jubel mit einzustimmen. Unter diesen war die Königin Auguste. Leider hatte sie nur zu gegründete Ursache zu Mismuth und Verdruß. Pierro hatte seit dem ersten Augenblick, wo er den Scepter erhielt, geradezu in allem das Gegentheil gethan von dem, was Auguste von ihm haben wollte. Er war jezt unumschränkter Beherrscher und hatte sich zu einer Unabhängigkeit hinaufgeschwungen, wo man beynahe gar keine Möglichkeit mehr sah, ihm auf irgend eine Weise wieder einige Fessel anzulegen. Er gab sich jezt auf einmal ein Air, welches man zuvor nie an ihm bemerkt hatte, überhäufte seine

Gemahlin mit neuen Kränkungen und schien sogar auf den Vaternamen Verzicht thun zu wollen, indem er Augustens Sohn nicht zu seinem Nachfolger erklärte.

Unter diesen Umständen sah also Auguste alle ihre vorige Pläne vereitelt und es blieb ihr nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen und ihre Zuflucht zu einigen wenigen Freunden, die ihr noch ergeben waren, so wie vorzüglich zu ihrem eigenen Kopfe, zu nehmen, durch welchen sie sich aus mancher Verlegenheit sehr vortheilhaft gezogen hatte.

Unter andern war die Nachricht von Pierros Thronbesteigung auch dem schlauen Prysius sehr willkommen. Nichts war man weniger an ihm gewohnt als ein freundliches Gesicht; allein der Courier, welcher ihm diese Nachricht überbrachte, wurde mit einem solchen belohnt. Prysius that nichts so leicht ohne hinlänglichen Grund; auch seine jetzige Freude hatte einen solchen. Er konnte auf Pierros Anhänglichkeit sicher rechnen und war also auch schon im Voraus überzeugt, daß er nunmehro bald einen Feind weniger haben würde. Er hatte sich auch hierin nicht im Geringsten geirrt: denn kaum war Pierro König, so ertheilte

er den Truppen, welche sich mit im Felde befanden, den Befehl, von nun an nicht mehr wider Pryssus, sondern für denselben zu fechten. Lezterer beschenkte ihn dafür mit dem Titel eines Saudländischen Generals, eine Erhöhung, worüber der neue Nordische König eine ausgelassene Freude hatte. Wohlfeiler hatte Pryssus wohl nie eine so bedeutende Allianz erkauft!

Pierro fing nun an, seinem Streben nach einem großen Namen, freyen Lauf zu lassen. Er rief eine Menge Verwiesene aus Siberien zurück, war mit Standes- und Gehaltserhöhungen freygebig und ließ einige Edikte publiciren, die eigentlich mehr in leeren Worten als in wirklichen Gnadenbezeugungen bestanden, demohngeachtet aber das von Freude berauschte Volk mit großen Hofnungen erfüllten, so daß es auf den Einfall kam, seinem neuen Herrscher eine Statue von Golde setzen zu lassen. Ehe aber noch dieser Entschluß ausgeführt wurde, verschwand der Freudentaumel und man sah ein, daß man zur Zeit auch noch um kein Haar glücklicher sey als zuvor, und daß sich in die Zukunft auch eben so wenig bessere Aussichten eröfneten.

Pierro fuhr unterdessen rasch in seinen Neuerungen fort und begann immer schon eine andere, ohne die erstere bis zur Hälfte ihrer Vollendung gebracht zu haben. So wenig nun auch die meisten derselben eigentlich eine böse Absicht verriethen, so waren sie doch immer so unbesonnen und zu ungelegener Zeit angefangen, daß sie gar nicht gedeihen konnten und nothwendig Unzufriedenheit erregen mußten.

Vorzüglich aber waren die Soldaten misvergnügt über die Metamorphosen, die mit ihnen vorgenommen werden sollten. Pierro wollte nun einmal durchaus ein zweyter Pryssus werden, natürlich, sollten nun auch seine Soldaten den Sandländischen in allen Stücken ähnlich seyn. Nichts war ihnen aber verhaßter als dieses: denn schon lange gab es keinen widriger klingenden Namen für sie als den des Sandländischen Königs. Ueberdieß war diese Umformung von der Art, daß sie sich dabey mit Strapazen überhäuft und mit immerwährenden Kriegsübungen heimgesucht sahen, die alle ihre Kräfte erschöpften.

Auch über das Civilfach sollte eine Sandländische Hülle gezogen werden. Ein Gesetzbuch, welches Pryssus für seine Staaten hatte verfer-

tigen lassen, sollte auch für Norden gültig gemacht werden. Es wurde demnach auch hierdurch ein allgemeines Misvergnügen erregt, und zwar um so mehr, da der Versuch, dieses Gesetzbuch einzuführen, beynahe einen allgemeinen Wirrwarr verursachte, indem die Nordischen Priester der Themis dieses Buch selbst nicht verstanden und also auch noch weniger Anderen den Inhalt desselben erklären konnten. Dieser Versuch misglückte also ganz und die alten Nordischen barbarischen Gesetze behielten ihre Sanktion.

Dergleichen mislungene Versuche hatten jedoch wenig Einfluß auf Pierros Laune. Was nicht gehen wollte, mochte bleiben. Es wurde vergessen, und Pierro ließ sich deswegen kein graues Haar wachsen. So wie er eine Anwandlung fühlte, ging er rasch zu Werke; allein hartnäckige Hindernisse zu bekämpfen und das Angefangene standhaft durchzusetzen, dieß war seine Sache nicht. Er lebte blos für den gegenwärtigen Augenblick, handelte darauf los ohne die Folgen zu berechnen und hatte weder für das Vergangene noch für die Zukunft einen Sinn.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Man geht nun immer leiser;
durch Schaden wird man weiser! —

(Die junge Gräfin Grhnhof an die Prinzessin Ruhberg in Semgow.)

Nichts ist natürlicher, meine Liebe! als daß man bey dergleichen Auftritten, wie man gewöhnlich hier vor Augen hat, sehr neugierig auf die Zukunft werden muß. Jezt ist Windstille, der Sturm wird folgen. Wie sich dieser endigen wird, dieß kann man ohne Prophetengeist schwerlich voraus sehen. Leider entscheidet hier ein bloser, beym Entwurf eines auszuführenden Plans gar nicht mit berechneter Zufall sehr oft alles.

Seit Aurens Tod hat sich Augustens Loos nicht verbessert. Dieß konnte man wohl schon im Voraus nicht anders erwarten. Auguste bezeigt sich noch immer standhaft genug, und es wird sich nunmehro wahrscheinlich bald entscheiden, wer des andern Meister seyn wird.

Das, was die immer noch ziemlich gute Laune der Königin mit unterhält, ist unstreitig der Um-

ſtand, daß ſie ſchon ſeit einiger Zeit ſich im Genuße einer ſehr angenehmen Liebſchaft befindet, die auf ſolche Weiſe unterhalten wird, daß ſie nicht ſo leicht entdeckt werden kann.

Zadro, einer der ſchönſten jungen Männer im ganzen Reiche, war Adjutant beym zweyten Befehlshaber unſerer Armee. Dieſer unterhielt eine Geliebte, die leider dem Herrn Adjutanten günſtiger war als ihrem eigentlichen Galan, dem Herrn oberſten Feldzeugmeiſter. Zum Glück für die beyden heimlich Verliebten ſchämte ſich Lezterer, auch nur eiferſüchtig zu ſcheinen. Er mochte Verdacht haben; allein ſein Stolz ließ es nicht zu, dieſen Verdacht zu äuſſern oder auch nur etwas zu unternehmen, das ihn vom Grunde oder Ungrunde dieſes Verdachts überzeugen konnte. Endlich verſchafte ihm das der Zufall, was er abſichtlich zu ſuchen weit unter ſeiner Würde hielt. Er ſah mit eigenen Augen ſein Liebchen in den Armen des Adjutanten — ein Anblick, der ſeinen Verdacht ſogleich in Ueberzeugung verwandelte.

Zadro wurde ſeiner Charge und Freyheit beraubt und auf immer für Siberien beſtimmt. Schon war der Tag nahe, an welchem er ſeine Reiſe in die abſcheuliche Wildniß antreten ſollte,

als auf einmal für den schönen Unglücklichen der schönste Glücksstern aufging, dessen Erscheinung er sich gewiß nie, am allerwenigsten unter diesen Umständen hätte träumen lassen. Augusiens neue Busenfreundin, die Kammerfrau Razmvena, die dem stillen Wasser gleicht, das gewöhnlich desto tiefer ist, hatte von Zadros fatalem Schicksal einige Winke erhalten. Sie kannte ihn ziemlich genau und wußte also, daß man ihn ohne Gefahr empfehlen konnte. Auguste erhielt Nachricht davon und Zadro wurde frey und blieb in der Residenz.

Diese Befreyung geschah auf eine solche Weise, daß niemand, auch nicht einmal der Befreyte selbst auf die Spur zur Entdeckung der eigentlichen Triebfeder davon kommen konnte. Und glauben Sie wohl, daß Zadro selbst heute noch mit dem neuen Gegenstand seiner Umarmungen unbekannt ist? Die listige Razmvena hat alles meisterhaft veranstaltet. Die Liebschaft besteht zu beyderseitigen unaussprechlich grossem Vergnügen, ohne daß Zadro auch vielleicht nur eine Ahndung von dem grossen Glück hat, das ihm eigentlich zu Theil worden ist. Man giebt sich die geheimen Rendezvous an einem Orte, wo gar an kei-

ne Entdeckung zu gedenken ist, und da Zadko Augusten noch gar nicht kennt, auch überdieß alles schon darnach eingerichtet ist; so wird man nicht so leicht der dabey interessirten Hauptperson auf die Spur kommen. Zadro glaubt nicht anders, als daß ihn eine von den Kammerfrauen mit ihrer Gunst beglücke.

Auf diesen Zadro hat man auch in einer gewissen andern Absicht viel Hofnung gesezt, und zwar um so mehr, da es gelungen ist, ihm eine neue Charge zu ertheilen, die von Bedeutung ist und seinen Wirkungskreis nicht wenig erweitert. Er weiß sich auch so zu betragen, daß man sich von seinem Kopfe große Versprechungen macht und überhaupt viel von ihm erwartet.

Da ich diesem Brief manches anvertraue, was die strengste Verschwiegenheit erfordert und ich überdies auf höhere Veranlassung eine Ihre künftige Rolle betreffende Instruktion beyfüge, so erhalten Sie denselben durch einen unserer Vertrauten und Sie werden sehr wohl thun, wenn Sie ihn, sobald Sie seinen Inhalt sich gehörig bekannt gemacht haben, vernichten. In der gegenwärtigen Krisis muß man durchaus auf seiner Hut seyn, und alles dazu beytragen, daß sich diesel-

be nicht auf eine für uns schauderhafte Art endige.

Wenn Sie hier ankommen, so wird die allgewaltige Verwandlung, die Sie allenthalben finden werden, Ihr Staunen erregen. Unser Hof gleicht dem kriegerischen Hauptquartier eines Feldherrn und mitten unter den fürchterlichsten Zurüstungen zu einem Krieg feyern wir beständig Friedensfeste. Den Pierro hat die Freude über seine Thronbesteigung berauscht und sein Anhang ist von immerwährendem Jubel betäubt. Bey alle diesen ununterbrochenen Schwelgereien, die denen am Hofe des luxuriösesten Weichlings nicht nachstehen, affektirt unser Souverain das Ansehen eines Helden. Noch vor seinem Abzug ins Feld, will er schon hier einen Vorschmack vom Kriegsgetümmel haben. Sein Ohr will sich an Kanonendonner gewöhnen, unaufhörlich wird deswegen die Atmosphäre dadurch erschüttert. Allenthalben sieht man den ganzen Tag über Regimenter aufmarschirt und in lermenden Kriegsübungen begriffen, so, als ob sie den ganzen Erdball erobern sollten. Der König ist immer mitten darunter, und sind die Truppen ermüdet, so eilt er an Hof zurück; und nun beginnen gewisse Spiele immer

wieder von neuem, wobey eine Menge schöner Weiber Hauptrollen haben und mit welchen man nicht selten ganze Nächte zubringt. Ausser einigen wenigen Günstlingen werden keine Männer dabey zugelassen. Hier fallen nun nicht selten Scenen vor, wobey das Auge der Ehrbarkeit sich schliessen würde. Die beyden Gottheiten, denen man in diesen Stunden vorzüglich opfert, sind Bachus und Venus. Der Sandländische Gesandte wird hierbey besonders favorisirt und er geniesst immer noch mehr als Pierre selbst.

Auguste erscheint nur im äussersten Nothfall öffentlich bey Hofe und es ist gut, daß dieses so selten wie möglich geschieht, da sie allemal den kränkendsten Mishandlungen ihres Gemahls ausgesezt ist, und sich sogar auch sehr viel von der Maitresse desselben, die zusehend dreuster und arroganter wird, gefallen lassen muß.

Daß Pierre in Absicht auf Augusten nichts Gutes im Sinne hat, ist keinem Zweifel unterworfen; ob man gleich zur Zeit noch nicht dahinter kommen konnte, was er und sein Anhang eigentlich im Schilde führe. Seine Gesinnung gegen Augustens Sohn hat er unterdessen deutlich genug geäussert. Er hat den Grafen Ranof aus dem

Eril zurück gerufen, blos in der Absicht, gewisse Heimlichkeiten, die Bezug auf Augusten haben, aus ihm heraus zu locken oder ihn mit Gewalt zum Geständnisse derselben zu bringen. Ganz gewiß will man auch wissen, daß er in Absicht des gefangenen königlichen Anverwandten, dem Aura die Krone entzog, einen Entschluß gefaßt habe, der ganz zu Augustens und ihres Sohnes Nachtheil ist.

Wir finden übrigens für gut, jezt sehr leise aufzutreten und die Stunde im Stillen abzuwarten, wo sich etwas zu unserm Vortheil ereignen dürfte.

Auguste wird geliebt und bedauert und sie fängt es absichtlich darauf an, dieses immer mehr zu werden. Zadro wirkt im Stillen, ohne daß er die eigentliche Triebfeder kennt, die ihn in Bewegung sezt. Auch von Ihnen sind wir überzeugt, daß Sie das Ihrige thun und auf unserer Seite bleiben werden. Es gährt gewaltig; wenn es anfängt aufzubrausen, so dürften uns wohl die Ohren gällen. Doch große Thaten erfordern Muth! Unser Wahlspruch sey: Sieg oder Tod!

Ihre

K. Grünhof.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Merkwürdiger Zug aus dem ſonderbaren Charakter eines Gekrönten.

Reſidenz Pierrosburg. Vorſaal vor den königlichen Zimmern.

(König Pierro ſteht vor der Thür eines dieſer Zimmer mit entblößtem Degen Schildwache. Der Großkanzler kommt eiligſt die Treppe herauf und aufs königliche Zimmer zu.)

König. (martialiſch indem er den Kommenden gewahr wird) Wer da?

Großkanzler. (überraſcht, den König nicht ſogleich bemerkend) Nur gemach! bey mir iſt dieß martialiſche Wer da? unnöthig.

König. (ohne ſich von ſeinem Poſten zu entfernen, heftiger als zuvor) Wer da? Wiſſen Sie nicht, was Kriegsgebrauch iſt?

Großkanzler. (erkennt den König — mit einer Verbeugung) Ich habe Ew. Majeſtät verkannt; ſonſt würde ich ſogleich, dem Kriegsgebrauch gemäß, geantwortet haben.

König. Wollen Sie zu mir?

Großkanzler. Ja! Eine sehr wichtige Angelegenheit macht eine kurze Unterredung mit Ew. Majestät nöthig. (greift ans Schloß, um die Thür zu öfnen und den König hinein zu komplimentiren) Es ist dringend.

König. (unwillig) Sehen Sie nicht, daß ich hier Wache stehe?

Großkanzler. Ich sehe dies deutlich.

König. Nun so können Sie doch auch glauben, daß niemand in dieses Zimmer gelassen werden soll?

Großkanzler. Ich wollte dieses blos deswegen öfnen, weil ihm Ew. Majestät am nächsten sind. (nach einer kurzen Pause, indem der König unbeweglich stehen bleibt) Die Sache ist wichtig und alles hängt von einem schleunigen Entschluß ab. — Soll ich sie Ew. Majestät hier vortragen?

König. (hitzig) Jezt habe ich keine Zeit, sie anzuhören. Tragen Sie die Sache meinem Oncle vor, wenn sie keinen Aufschub leidet.

Der Großkanzler zuckte die Achseln und ging. Draussen vor dem Vorsaal kam ihm einer von des Königs Kammerdienern entgegen: der Großkanzler faßte ihn freundlich bey der Hand und führte ihn beyseite.

„Wissen Sie nicht“ — lispelte er dem Kammerdiener ins Ohr — „was in dem Zimmer vorgeht, vor dem Pierro Wache steht?“

„Es ist ein Serail“ erwiederte dieser leise.

Großkanzler. Und wer ist Sultan?

Kammerdiener. (lächelnd) Der Sandländische Gesandte. Dieser soll noch vor der Abreise ins Feld, das Vergnügen eines Sultans genieſſen. Er mag sichs schmecken lassen, wenn es ihm nur auch wohl bekömmt.

Der Kammerdiener schlich sich davon und der Großkanzler schüttelte sein Haupt die Treppe hinab, so sehr, daß er beynahe die ganze Angelegenheit, die in demselben für jezt stak, herausgeschüttelt hätte.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Groß iſt das Ziel, das deiner harrt! —
Gewiß? es wird nach Wunſch dir glücken,
haſt du in kritſchen Augenblicken,
entſchloßnen Muth und Geiſtesgegenwart! —

Reſidenz Pierreoburg. Brücke über den Milowfluß.

Zadro und ſein vertrauter Freund Paſſov.

(Es iſt tief in der Nacht; eine groſſe Stille herrſcht in dieſer Gegend, die blos vom Rauſchen des Fluſſes unterbrochen wird; beyde Freunde wandeln in Mäntel gehüllt, langſam und mit leiſen Tritten die Brücke auf und ab.)

Zadro. Es iſt nun höchſte Zeit! von nun an iſt jeder Augenblick von unſchätzbarem Werth für uns! Das Werk, das wir auszuführen haben, iſt groß und alles kommt darauf an, daß wir den rechten Augenblick nicht verſäumen, wo es angefangen werden muß.

Paſſov. (bedenklich) Nur piano und vorſichtig, daß man nicht zu bald beginnt.

Zadro. Man darf freilich nicht zu vereilig ſeyn, aber man kann auch zu ſpät kommen. —

Paſſov! laß dieſe Bedenklichkeiten, und glaub mirs, die rechte Stunde hat ſchon geſchlagen!

Paſſov. (nachdenkend) Meinſt du?

Zadro. (hitzig) Soll ich dir meine Gründe noch einmal wiederholen? (faßt ſeinen Freund beym Arm und ſchüttelt ihn heftig) Kazukof iſt arretirt! Kazukof! einer unſerer Vertrauten, der unſer ganzes Geheimniß weiß und alſo auch verrathen kann, ja der es gewiſſermaſſen ſchon verrathen hat?

Paſſov. Wer weiß? Die Urſache ſeines Arreſtes kann auch eine andere ſeyn?

Zadro. Nein! ſie iſt keine andere! Er war unvorſichtig genug, ſich etwas von einer bevorſtehenden Revolution verlauten zu laſſen und dieß zog ihm das Gefängniß zu. Wer ſteht uns dafür, daß er im erſten Verhör nicht alles verräth. Wollen wir dieſes ruhig abwarten und uns ein gefährliches Prävenire ſpielen laſſen?

Paſſov. Wir werden die Königin ſelbſt überraſchen.

Zadro. Dafür laß mich ſorgen! — Es iſt jezt die beſte Zeit, alle Umſtände ſind uns günſtig. Pierre befindet ſich mit ſeinem Anhang auf dem Land; die Reſidenz iſt unſer, ehe er etwas davon erfährt.

Passov. Kann man denn auch gewisse Rechnung auf die Garderegimenter machen?

Zadro. Diese sind schon lange darauf vorbereitet; ich darf nur winken und sie sind da. Soll ich dir ganz bekannte Dinge immer wieder von neuem vorsagen? Du weißt ja doch wohl, daß diese Regimenter schon seit einiger Zeit unwillig über ihren König sind, und daß dieser Unwille jezt aufs Höchste gestiegen ist, da sie die Residenz verlassen und einen Krieg beginnen sollen, der das Vaterland eigentlich gar nichts angeht?

Passov. Die Königin befindet sich auf dem nemlichen Landhause, wo Pierro ist; wir werden ihr keine Nachricht geben können, ohne daß der Leztere etwas davon merken sollte.

Zadro. Die Königin hat seit einigen Tagen ein entlegenes Gartenhaus bezogen, wo sie von niemand bemerkt wird. (nach einer Pause) Sey unbesorgt, Passov! es ist schon alles darauf angelegt, daß es höchst wahrscheinlich gut gehen wird. Auch sind noch viele Personen mit thätig, von welchen Du gar nichts weißt.

Passov. Nun wohlan! es sey! beginne das Werk, ich stehe für meinen Mann!

Zadro. (zieht zwey Pistolen unter dem Mantel hervor) Beym Anfang einer jeden Sache ist das Ende ungewiß; so wahrscheinlich wir auf einen guten Ausgang rechnen können; so ist derselbe doch erst noch zu hoffen und der Fall noch immer möglich, daß er allen günstigen Aussichten ohnerachtet nicht erfolgt. (reicht ihm eine Pistole) Hier lade; ich werde ein gleiches thun. (nachdem sie beyde geladen, nach der Pistole des Passovs greifend und ihm die seinige reichend) Laß uns wechseln! Sobald die Sache misglückt, so zielt jeder nach des andern Kopfe. Wir wollen unsern Feinden zuvor kommen und uns den fatalen Gang aufs Blutgerüste ersparen.

Passov. (die Pistolen wechselnd) Die Vorsicht ist gut! Die Mündung an Kopf, und mit einem Ruck feuern wir ab. (indem er einige herbeykommende verhüllte Personen gewahr wird) Wer kömmt?

Zadro. (ruhig) Hier ist der Versammlungsplatz; es sind Bekannte!

(Beyde verbergen die Pistolen und gehen dann den Kommenden entgegen.)

Gegend unweit Pierrosburg.

Abgelegenes Haus im Garten am Landhau-
se des Pierro.

Schlafzimmer der Königin.

(Es iſt einige Stunden darnach alles ſtille und ruhig; ein Soldat öfnet leiſe das Zimmer und nähert ſich der ſchlafenden Königin)

Soldat. (die Königin ſanft bey der Hand faſſend) **Königin! Königin!**

Königin. (erwacht und blickt den Soldaten bedenklich an) **Was giebts?**

Soldat. **Eilen Sie in die Reſidenz, Sie werden erwartet.**

Königin. (überraſcht mit ſichtbarer Beſtürzung) **Wer ſandte dich?**

Soldat. **Ich bin Zadros Bruder! Eilen Sie, es iſt kein Augenblick zu verlieren.** (eilt wieder aus dem Zimmer, die Treppe hinab)

Königin. (ſpringt aus dem Bette und weckt die Kammerfrau) **Auf! Ich muß in die Reſidenz und Sie ſollen mich begleiten!**

Kammerfrau? (erſchrocken) **Sind Sie in Gefahr?**

Königin. (sich selbst flüchtig ankleidend) Zur Zeit noch nicht. Zadros Bruder weckte mich und dieß wird ein guter Bote seyn. Eilen Sie nur, damit wir nicht zu spät kommen. Die Kammerfrau wirft sich schnell in die Kleider und beyde eilen mit schicklicher Unruhe fort gegen das hintere Thor des Gartens, wo sie einen Wagen bereit finden, in welchem sie pfeilschnell davon fliegen.

Dritter Abschnitt.

Ludit in humanis divina potentia rebus,
Et certam praeceps vix habet hora fidem! —

Ovid.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Laſſet den bethörten Haufen
nach des Irrlichts Schimmer laufen! —
Irrt nicht jedes Menſchenkind
in des Lebens Labyrinth?

O! der Jubel iſt ja ſelten
in der beſten aller Welten!
Blos der Täuſchung Gaukelſpiel
bringt noch manches Luſtgefühl!

Reſidenz Petersburg. Königlicher Pallaſt.

Großer freyer Platz vor demſelben.

(Auf den beyden Seiten dieſes Platzes ſtehen die Regimenter der Leibwache und der in der Stadt befindlichen Garniſon unterm Gewehr. In der Mitte iſt eine unzählbare Menge Volkes verſammelt, und aus denen auf dieſen Platz führenden Straſſen ſieht man noch immer neue lermende Haufen herbeyſtrömen. Die Höflinge und Großen des Reiches eilen theils zu Fuße, theils in Karoſſen einher und verlieren ſich in den Pallaſt; auf ihren Mienen herrſcht ſichtbare Beſtür-

zung, die ſie hinter einem erzwangenen Lächeln zu verbergen ſuchen. Im Palaſte iſt alles voll Leben und Thätigkeit. Ein wildes Getöſe drängt ſich aus dem vermiſchten Getümmel empor. Nach einiger Zeit nähert ſich ein ſtiller, majeſtätiſcher Zug aus der einen Straſſe. Die Häupter der Nordiſchen Prieſterſchaft erſcheinen mit dem Ornate der Weihung. Langſam und feyerlich wandeln dieſe Greiſe von dem ehrwürdigſten Anſehen in ihrem heiligen Gewande auf den königlichen Palaſt zu. Das Getöſe verſtummt und das gedrängte Getümmel theilet ſich ehrfurchtsvoll, um dieſem majeſtätiſchen Zuge Platz zu machen. Eine Zeit darauf, nachdem ſich die Prieſter in den Palaſt begeben und die Salbung der Königin geendigt hatten, erſcheint auf einem Balkon des Palaſts ein Herold)

Herold. (nachdem er zuvor ein Zeichen zur Stille gegeben) Auf vereintes Bitten der geliebten Nordiſchen Nation beſteigt die Königin, unter dem Namen Miranda, den Thron ihres bedrängten und ſeiner Zerrüttung nahe gebrachten Vaterlandes. Es iſt die höchſte Zeit, den bisher für Norden ſo nachtheiligen Einfluß einer auswärtigen Macht, von der man ſich blindlings leiten ließ, zu hemmen und den gewaltſamen Eingriffen in die Rechte verſchiedener Stände der Nation Einhalt zu thun. Prieſter ſind als Diener der Religion

die ehrwürdigſten Perſonen; Königin Miranda wird ſie ſtets ſchätzen und bey ihren Gerechtſamen erhalten. Der Adel macht die Stütze des Staats; Miranda wird ihn ehren und bey ſeinen Vorzügen ſchützen. Das Volk macht das Ganze, den Hauptgegenſtand eines Staats aus; Miranda wird blos für daſſelbe leben und ſowohl demſelben überhaupt als jedem einzelnen Gliede insbeſondere in allem Betracht eine Mutter ſeyn.

Die Menge. (unter dem ſchrecklichſten Kanonendonner) Es lebe unſere Königin Miranda! (der Herold tritt ab; die Königin erſcheint auf dem Balkon mit ihrem kleinen Sohne)

Die Menge. (zu wiederholten Malen wie zuvor) Es lebe unſere Mutter die Königin Miranda! (nachdem Miranda über das unaufhörliche Zujauchzen der Menge das innigſte Wohlgefallen durch mancherley Aeuſſerungen bezeigt hat, begiebt ſie ſich wieder zurück in das Zimmer und bald darauf erſcheint ſie in der Uniform der erſten Garde auf dem Platze, ſetzt ſich zu Pferde und reutet unter der ihr immer zujauchzenden Menge herum; ſie begiebt ſich dann wieder in den Pallaſt zurück und die Regimenter ziehen ab. Das Gewimmel der Menſchen verliert ſich etwas, allein der Pallaſt bleibt immer noch von vielen umgeben und das Freudengetöſe dauerte fort. Ein Paar alte Nordiſche ehrwürdige Bürger entfernen ſich von der Menge und ziehen ſich

in einen etwas abgelegenen Winkel zurück; ihre Namen sind Warno und Ukov)

Warno. (dem andern traulich ins Auge blickend) Freund! was sagst du zu dieser Erscheinung?

Ukov. (in sich gekehrt) Ich bin betäubt, und weiß nicht, soll ich meinen Augen und Ohren trauen oder nicht.

Warno. (lächelnd) Wie oft haben wir nun schon mit gehuldigt! Unsere Haare sind zwar grau; allein wer bürgt uns dafür, daß dieß das leztemal sey?

Ukov. (wie zuvor) Unser Thron wurde immer sehr schnell erledigt und wieder bestiegen; allein noch nie sah ich mich so überrascht als jezt.

Warno. (lächelnd) Diese Ueberraschung muß Dir doch sehr angenehm seyn?

Ukov. Wie so?

Warno. Hast ja eben jezt unaufhörlich mit Vivat gerufen?

Ukov. (mit äusserster Befremdung) Ich?

Warno. Ja wohl Du! Deine Stimme hörte ich vor allen andern.

Ukov. Unmöglich! Zwar finde ich auf einmal meine Kehle heiser; allein das ist doch wohl Katharr, den man sich bey solchen Gelegenheiten leicht holen kann.

Warno. Du kannſt den Katharr haben, Ukov! allein daß Du geſchrien, fürchterlich mitgeſchrien haſt, das iſt auch gewiß. Sieh, ich ſtand immer dicht an Deiner Seite; ſobald ſich Miranda mit ihrem Sohn zeigte, ſtießt Du ein Vivat aus Deiner Bruſt, daß mir die Ohren gällten. Dieß befremdete mich nicht wenig und ich blickte Dich neugierig an, um mich zu überzeugen, daß Du es wirklich ſeyſt. Du weißt ja wohl, wir beyde gehen ſonſt mit dergleichen Aeuſſerungen ziemlich piano.

Ukov. Ich muß glauben was Du ſagſt; allein ich war betäubt und bin's noch. Mirandens Anſehen iſt verführeriſch; der Anblick, da ſie mit ihrem kleinen Sohn auf dem Balkon erſchien, drang mir bis ins Herz; es kann alſo wohl ſeyn, daß ich in der Betäubung meine Empfindungen laut geäuſſert habe.

Warno. Dieß hat auch gar nichts zu bedeuten, Ukov! Gewiß ſind unter dieſer Menge ſehr viele, denen es eben ſo wie Dir gegangen iſt. — Wir können nichts darwider haben. Miranda iſt nun unſere Beherrſcherin. Nur wird jezt eine gewiſſe Neugierde in mir rege.

Ukov. Und dieſe iſt?

Warno. Du mußt wirklich betäubt seyn; sonst fragtest Du nicht. Möchtest Du nicht auch gerne wissen, wo Pierro steckt?

Ukov. Dein Blut lief immer ruhiger als das meinige, Warno! Freylich ist das die erste Frage, die man aufwerfen muß. (nach einigem Besinnen) Allein es gehen ja auch verschiedene Gerüchte von der Person des Königs.

Warno. Diese sind alle nicht zuverläßig. Und wenn auch eins davon gegründet seyn sollte, welches soll man dafür annehmen? — Pierro war nie mein Mann; aber jezt dauert er mich.

Ukov. Pierro sey, wo er will; er ist verloren!

Warno. Noch nicht ganz, wenn er nur noch lebt!

Ukov. Hast Du nicht die Gesinnungen dieser Menge deutlich genug vernommen?

Warno. Trauter Ukov! Diese Aeusserungen beweisen nichts. Wenn es darauf ankommt, so huldigen diese jeden Augenblick einem Andern. Laß jezt für den Pierro nur einen günstigen Umstand eintreten, und sie jauchzen ihm alle eben so freudevoll zu, als sie jezt es der Miranda thaten. Der gröbste Theil der Menschen hängt vom Au-

genblick ab; wie dieser auf sie wirkt, so sind sie auch gestimmt. Ist dieser Eindruck vorüber, so hört auch die Stimmung auf.

Ulov. Um Pierros Krone ist es nun wohl geschehen. Ich wüßte keinen günstigen Zufall, der sich für ihn ereignen könnte. Man wird auch schon dafür gesorgt haben, daß sich nicht so leicht einer ereignen kann.

Warno. Da man mit so vieler Zuversicht von einer neuen Thronbesteigung spricht, so muß doch auch der Thron erledigt seyn; Pierro wird also gewiß nicht mehr zum Vorschein kommen. (nach einigem Besinnen) Jezt geht mir über eine dunkle Erscheinung ein Licht auf. Hast du heute mitten unter dem allgemeinen Tumult nicht eine feyerliche Procession bemerkt, die einem solennen Leichenbegängnisse glich und durch mehrere Strassen zog? Das sollte doch wohl dem enthronten Pierro gelten?

Ulov. Auch ich habe dieß gesehen; allein das Getöse und der Drang des allgemeinen Auflaufs ließ mir keine Zeit, darüber nachzudenken. Deine Vermuthung ist wahrscheinlich. (nach einer kurzen Pause) Freund! sag mir doch, wie Du es machst, daß Dein Blut bey dergleichen Scenen

so kalt und ruhig bleibt, und dich keine Leidenschaft blindlings mit dem allgemeinen Strom fortreißt? Es scheint mir, als ob Du bey allen diesen Auftritten blos den Beobachter gemacht hättest?

Warno. Das ist wohl blos Verschiedenheit der Temperamente und also kein Verdienst auf meiner Seite. Diese ruhige Kaltblütigkeit kann sich niemand selbst geben; so gewiß es auch ist, daß sie manche Vortheile gewährt. Bey dieser Scene war mir nichts interessanter als der Anblick mehrerer Höflinge, die ich hier vorüber auf den Pallast zu wandeln sah. Nur zwey Blicke durfte ich auf so ein Gesicht werfen — und dann hätte ich sogleich mit vieler Gewißheit bestimmen wollen, ob die Person, welche ich vor mir hatte, zur Parthie des Königs oder der Königin gehöre. Da kamen manche mit einer Todtenblässe herbey, womit die Ungewißheit ihres Schicksals ihr Gesicht überzog, und gleichwohl strengten sie alle ihre Muskeln an, eine gewisse Unbefangenheit und Furchtlosigkeit zu affektiren, womit sie ihrer neuen Gebieterin das Herz nehmen und sich vor einem gefährlichen Verdacht sichern wollten. Manche hingegen, auf deren Gesicht man bisher Spuren des Kummers und des Kleinmuths bemerkte, er-

schienen jezt auf einmal mit solchen heitern und arroganten Minen, daß man sie sogleich für solche erkannte, die zu diesem Spiel in geheim die Karte mit mischen halfen und diese Mischung so einrichteten, daß sie nun die besten Trümpfe bekamen und also bey dem Spiel nothwendig gewinnen mußten.

Ilkov. Niemand zog meine Aufmerksamkeit mehr auf sich als der Artillerie Schazmeister Zadro und seine Brüder. Diese lebten bisher in einer solchen Dunkelheit, daß man kaum ihre Namen nennen hörte. Und jezt scheint ja auf einmal der Schazmeister alles in allem zu seyn.

Warno. Ja wohl! man sieht hieraus, daß der Plan schlau angelegt und meisterhaft ausgeführt ist. Zadro wird lange schon Mirandens Vertrauter gewesen seyn. Viele von den Grossen rissen auch ihre Augen schrecklich weit auf, als sie den bisher so unbedeutenden Zadro eine so große Rolle spielen sahen.

Ilkov. Wohl ihm! an uns darf er keine Rivale befürchten. Diese ganze Katastrophe kann uns überhaupt gleichgültig seyn: denn wir werden dabey nicht viel gewinnen und verlieren.

(Die Volksmasse geräth auf einmal in Bewegung; ein fürchterliches Geschrey erhebt sich, aus welchem die Worte tönen: Pierro kömmt! Warno und Ulov eilen der Menge entgegen und verlieren sich unter dieselbe)

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Es wechseln die Dinge hienieden gar sehr,
Was heut gewesen, ist morgen nicht mehr.
Als ob es die Winde wie Spreu verwehn,
sieht man so manches sehr plötzlich vergehn.
Erkläre nur, Günstling! ein einziger Laut
raubt dir die Stütze, worauf du gebaut.
Erklimme mit Mühe das Glänzende Glück,
ein Blitzstrahl schleudert dich wieder zurück.

Gegend beym königlichen Lustschloß Pierrosshof, einige Meilen von der Residenz.

Fräulein Mugo, Pierros Maitresse. Ledrowitz, Pierros Adjutant.

(Sie befinden sich beyde am Eingang eines Parks. Fräulein Mugo geht, verzweiflungsvoll die Hände ringend, auf und ab. Ledrowitz lehnt gedankenvoll an einem Baum mit der ruhigen Mine des entschiossenen Muths.)

Fräulein Mugo. (figurirend, indem sie dicht vor den Adjutanten hintritt) Sagen Sie mir doch,

Lodrowitz! wie können Sie immer noch so ruhig da stehen? Fühlen Sie denn gar nichts von dem Schrecklichen unserer Lage?

Lodrowitz. (ruhig) Ich fühle es allerdings! Allein ich finde auch Muth genug in mir, mich in dieser Lage als Mann zu betragen. Ich bin ohne meine Schuld in dieselbe gekommen, habe auch alles gethan, was mir möglich war, um dieselbe abzuwenden. Der Ausgang sey nun, welcher er wolle; ich werde ihn ruhig abwarten.

Fräulein Wugo. Der Ausgang kann auch auf das Blutgerüste führen.

Lodrowitz. (wie zuvor) Das wäre hart! allein drum nicht zu ändern.

Fräulein Wugo. Ist Ihnen denn diese schreckliche Begebenheit nicht äusserst überraschend?

Lodrowitz. Allerdings! Allein, sie ist einmal wirklich da; man muß sich fassen.

Fräulein Wugo. Wenn man nur auch kann?

Lodrowitz. Was man nicht kann, muß bleiben. Ich kanns; daß Sie es auch können, hängt nicht von mir ab.

Fräulein Wugo. (immer von neuem die Hände ringend) Ist denn gar niemand von unserer Begleitung mehr zugegen?

Lodrowitz. Niemand! Wissen Sie nicht, daß man in der Noth nur wahre Freunde behält?

Fräulein Wugo. Also hätte Pierro nur zwey wahre Freunde gehabt?

Lodrowitz. Seltenes Beyspiel, daß ein König diese zählt!

Fräulein Wugo. Wo ist der König?

Lodrowitz. Hier im Schlosse. Man hat ihm eine Schrift überbracht, die er eigenhändig abschreiben und mit seinem Namen und Siegel unterzeichnen soll.

Fräulein Wugo. (etwas beruhigter) O da kömmt es gewiß zu einer Aussöhnung! man wird ihm blos einige Bedingungen vorlegen, unter denen er wieder in seine vorigen Rechte eintreten soll.

Lodrowitz. So viel ich weiß, ist es eine Entsagungsakte.

Fräulein Wugo. (bestürzt) Wem soll er entsagen?

Lodrowitz. Dem Nordischen Thron und allen Ansprüche auf denselben auf immer.

Fräulein Hugo. (ausser Fassung) Wird ers auch thun?

Lodrowitz. Was will er machen? Er muß der Sache noch das Ansehen geben, als ob ers freywillig thäte.

Fräulein Hugo. (in heftiger Bewegung) Pierro soll aufhören, König zu seyn! — Schrecklicher Gedanke! werde ich mich je an dich gewöhnen können? (nach einer Pause — ruhiger) Eine Aussicht hat er noch; das väterliche Erbtheil muß ihm doch bleiben!

Lodrowitz. Pierro ist ohne Rettung verloren! — Vor wenig Stunden war noch Hofnung; jezt ist auch diese verschwunden. Nur etwas mehr Entschlossenheit und dieß politische Wunderwerk hätte sein Daseyn nicht erreicht!

Fräulein Hugo. Was soll aus uns werden?

Lodrowitz. Das müssen wir erwarten. Entfliehen können wir nicht, und uns der Königin zu Füssen werfen und um Gnade winnern, wollen wir nicht. Ich bin schuldlos; treue Ausübung der Pflichten kann kein Verbrechen seyn.

(Fräulein Hugo geht noch eine zeitlang in stummer Verzweiflung auf und ab und Lodrowitz bleibt nachdem

kend in seiner Stellung. Endlich erscheint Wache und Lende werden, jedoch auf verschiedenen Seiten fortgeführet.)

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Relation.

(Die Gräfin Louise Grünhof an die Prinzessin von Ruhberg in Semgew.)

Ich halte es für Pflicht, meine Liebe! Ihnen den Anfang und Fortgang eines Schauspiels zu referiren, bey welchem auch Sie eine Rolle spielten sollten und gewiß auch meisterhaft gespielt hätten, wenn nicht ein Zufall den Vorhang eher aufgezogen und also auch das Stück eher anzufangen, nothwendig gemacht hätte als zuvor beschlossen war.

Prinzessin Auguste von Althaus, Pierros bisher leidende und gewiß standhaft, duldende Gemahlin ist nun Nordens unumschränkte Alleinherrscherin und hat als solche schon Salbung und Huldigung empfangen. Man hat die Bitte an

ſie ergehen laſſen, ihren Namen gegen einen andern zu vertauſchen; ſie hat dieſe Bitte erhört und wird unter dem Namen Miranda das große Nordiſche Reich beherrſchen. Alle Schwierigkeiten ſind nun beſiegt, alle Hinderniſſe überwunden und alle Beſorgniſſe wegen der Zukunft gehoben. Pierro iſt nicht mehr, und vor wenigen Augenblicken kam auch die nicht ganz unangenehme Nachricht hier an, daß der ſchon bey Aurens Thronbeſteigung eingekerkerte und während dieſer Zeit beynahe durch alle Gefängniſſe des ganzen Reichs gewanderte Sprößling des alten königlichen Stammes ſeine Augen ebenfalls auf ewig geſchloſſen habe. Pierros Oncle iſt, jedoch mit lauter Höflichkeit, zur Abreiſe in ſein Vaterland gebracht und alles, was aus dieſem Lande noch in der Reſidenz zugegen war, iſt auf ein groſſes Schiff gepakt und ihm nachgeſchickt worden.

Miranda hat ſeit ihrer Thronbeſteigung eine Herablaſſung und Großmuth geäuſſert, die alles bezaubert und ihre Feinde beſchämend zur tiefſten Verehrung und treuſten Anhänglichkeit an ihre neue Monarchin bewogen hat. Sie hat allen verziehen und nur wenige Perſonen, worun-

ter auch Pierros Maitresse ist, haben die Bedeutung erhalten, sich aus der Residenz zu entfernen. Letztere hatte besonders Ursache, Mirandens ganze Rache zu fürchten, allein es widerfuhr ihr nicht das Geringste; nur eine Entfernung von der Residenz, von beynahe hundert Meilen, mußte sie sich gefallen lassen. Siberien hat keine neue Bevölkerung erhalten, im Gegentheil ist für viele der Ruf der Freyheit dahin gegangen.

Wahrscheinlich hat die Fama von der Art und Weise, wie dieses politische Wunderwerk sein Daseyn erhielt, schon einiges zu Ihren Ohren gebracht. Da aber auch hierbey, wie bey allen Relationen der Fama, viel Unrichtiges seyn wird, so dürfte es Ihnen nicht unangenehm seyn, den wahren Hergang dieser Sache von einer Freundin zu vernehmen, die beynahe von allen dabey vorgefallenen Auftritten Augenzeuge war und das, was hinter ihrem Rücken vorging, doch immer sogleich aus der ersten Hand erfuhr. Miranda selbst hat mir dieses aufgetragen mit der Versicherung ihrer unveränderten Liebe und Freundschaft. Leicht könnte sich, meine Liebe! der Argwohn in ihrem Herzen erzeugen, als ob die Ihnen ertheilte Rolle blos Maske gewesen und man Sie absichtlich

übergehen wollte: allein eine gehörige Darstellung des ganzen Vorgangs wird diesen Verdacht sogleich verscheuchen und Ihnen deutlich beweisen, daß nichts als ein bloser Zufall die Ausführung eines Plans beschleunigte, in welchen Sie mit verwickelt waren.

Nachdem Pierro sich und einen Theil seines Heers zu dem bevorstehenden Feldzuge marschfertig gemacht hatte, bezog er bis zum Tag seiner Abreise ein ohngefähr fünf Meilen von der Hauptstadt entferntes Landhaus, das Ihnen unter dem Namen Pierroshof wohl bekannt seyn wird. Miranda glaubte Argwohn zu erregen, wenn sie in der Residenz zurück bliebe; sie machte sich also auch aufs Land. Der Tag, an welchem man die Ausführung des Plans beginnen wollte, ist Ihnen bekannt; jezt war er noch nicht da.

Einige Zeit vor Mirandens Weggang aus der Stadt, hatte sie eine Unterredung mit dem Hauptmann der Leibgarde, dem Grafen Passaltof, der bis dahin noch nicht zu ihren Vertrauten gehörte. Dieser warf sich ihr zu Füssen und verlangte blos ihre Einwilligung, um den König, wo es auch sey, ohne Umstände aus dem Wege zu schaffen. Er gestand zugleich, daß er, dieses

ins Werk zu ſetzen, ſchon einige, wiewohl mislungene Verſuche gemacht habe. Miranda konnte, ihrem Plan gemäß, einen ſolchen Vorſatz nicht genehmigen, da aber Paſſaltof gleichwohl durchaus etwas für ſie unternehmen wollte, ſo ſchenkte ſie ihm einiges Vertrauen, ſagte ihm aber auch zugleich, daß die Zeit noch nicht da wäre, wo ſie ſeine Hülfe erwartete.

Die Sache war alſo auf dieſe Weiſe abgethan und Paſſaltof durfte nun den Zeitpunkt nur ruhig abwarten, wo man ihn verlangen würde. Allein dieſem Manne ſaß das Herz zu ſehr auf der Zunge. Er verrieth in der Hitze gegen einige ſeiner Soldaten etwas von dem Complotte, und da er bald darauf einen von dieſen mit der Klinge regalirte, ſo zeigte dieſer die verdächtigen Aeuſſerungen des Hauptmanns an, und Paſſaltof wurde arretirt.

Jezt war die Sache ſehr ſchlimm und ſie wäre gewiß auch ſo geblieben, hätten die Hauptperſonen von Mirandens Parthie weniger Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes gehabt. Allein kaum hatte eine von den Kammerfrauen der Königin, die in der Reſidenz zurück geblieben war, Nachricht von dieſer Verhaftnehmung erhalten, als ſie ohne Ver-

zug nebst einigen andern Vertrauten auch den Schatzmeister Zadro kommen ließ und diesem mit allem Nachdruck vorstellte, daß es nun die höchste Zeit sey, mit Ausführung ihres Vorhabens den Anfang zu machen. Ihre Vorstellung fand nicht sogleich Gehör; allein Zadro trat bald auf ihre Seite. Dieser hatte lange schon im Stillen gewirkt und er konnte auf die Soldaten ganz sicher rechnen. Man schritt muthig zum Werk und die ganze Residenz war beynahe schon in Allarm, als Miranda durch einen Eilboten Nachricht erhielt und schleunigst in die Residenz abgerufen wurde.

Es schien als ob es der Himmel so beschlossen hätte: denn alles ging nach Wunsch. Auch da, wo man alle Ursache hatte, Widerstand zu befürchten, fand sich keiner. Es drängte sich ein neuer Menschenhaufen um den andern herbey. Man fragte immer von neuem nach der Ursache dieses Aufstandes, und sobald man diese vernommen hatte, zeigte man auch seinen Beyfall und rief der neuen Königin ein Vivat zu. Selbst viele von Pierros Anhängern traten gleich Anfangs auf Mirandens Seite und die Wenigen, die noch zurück blieben, stellten sich auf den Sprung, um ihn sogleich zu thun, sobald sich die noch anscheinen-

de Hofnung für Pierro verlieren würde. Die Bewegung glich einem reiſſenden Strom, der alles, was ſich ihm näherte, unaufhaltbar mit ſich fortriß. Schien es auch bisweilen, als ob dieſer oder jener eine bedenkliche Mine machen, und ſich widerſetzen wollte; ſo bedurfte es nur eines einzigen Blickes von Miranden oder einer ihr anhängenden Hauptperſon, und die bedenkliche Mine verſchwand und eine heitere, Beyfall lächelnde trat an ihre Stelle.

Bey dieſer Gelegenheit wurde eine Entdeckung gemacht, die allgemeines Staunen erregte. Zadre, der ſich bisher dem Anſchein nach in eine Stille zurückgezogen hatte, wo er kaum bemerkt wurde, erſchien jezt auf einmal bey dieſer Revolution als dirigirende Hauptperſon, und benahm ſich ſo, daß man deutlich ſahe, daß er müſſe ſchon lange mit Miranden auf dem vertrauteſten Fuß ſtehen. Dieſe Entdeckung brachte ein ſtarkes Kopfſchütteln und groſe Augen zuwege.

Mirandens Zuneigung zu dieſem ihrem Liebling iſt ſehr groß. Dieß beweißt auch unter andern eine Erfahrung, die ich zufällig gemacht habe. Gegen Abend des dritten Tages dieſes merkwürdigen Aufſtandes hatte ich die Königin um

etwas zu befragen. Ich trat in ihr Zimmer, und als ich sie hier nicht fand, öfnete ich die Seitenthür, um mich in dem andern Zimmer nach ihr umzusehen. Hier überraschte mich ein Anblick, der mich wirklich etwas verlegen machte. Zadeo saß auf dem Sofa mit entblößtem Beine und neben ihm die Königin, die ihm eine erhaltene leichte Wunde mit eigenen Händen verband.

Ich muß gestehen, meine Theuere! daß bey dem Vorgang dieser Regierungsveränderung doch auch mehrere sehr kritische und auch den entschlossensten Muth erschütternde Augenblicke mit erschienen, so glücklich für uns sich auch übrigens alles endigte. Daß Miranda seltene Geistesvorzüge besizt, war mir schon bekannt. Bey dieser Gelegenheit zeigte sie dieselben in dem hellsten Lichte, und meine Bewunderung erreichte den höchsten Grad. Die kämpfenden Partheien waren im Grunde zu ungleich. Gegen eine Miranda wird ein Pierro wohl immer verlieren.

Blos einige Stunden war die durch einen Eilboten herbey gerufene Miranda in der Residenz, als ihr schon der größte Theil des hier befindlichen Militairs den Eyd der Treue geleistet hatte. An der Spitze eines Corps von zwölftausend

Mann zog sie nun nach der Hauptkirche, um daselbst ihre Andacht zu verrichten und dadurch ihrem Unternehmen ein rechtmäßiges, dem großen Haufen gefälliges Ansehen zu geben. Ich begleitete sie auf diesem Zug und sahe mit Grausen alle Strassen mit Kanonen und brennenden Lunten bepflanzt.

Noch hatte der sichere Pierro keine Nachricht von dem, was zu seinem Nachtheil in der Residenz vorging. Alle Ausgänge aus der Stadt wurden besezt und kurz zuvor, ehe man diese Vorsichtigkeitsanstalten traf, war ein schlauer Mensch in der Kleidung eines Bauers mit einem Billet an den König durchgewischt.

Als Pierro die Nachricht von einer Verschwörung erhielt, lachte er darüber und gab denjenigen, der sie ihm ertheilte, für verrückt aus. Er befand sich in Gesellschaft des Sandländischen Gesandten und des ihn gewöhnlich umgebenden schönen weiblichen Ausschusses eben auf dem Wege nach der Residenz. Seine Sicherheit und lustige Laune verschwand aber bald: denn dieser erstern Hiobspost folgte schnell eine zweyte. Sein Adjutant, der in einer ziemlichen Entfernung vorausgeritten war, kam auf einmal mit verhängten

Zügeln zurück, ließ den Wagen halten und raunte dem König die Gewißheit jener fatalen Nachricht ins Ohr, worauf lezterer leichenblaß aus dem Wagen sprang und in die größte Bestürzung gerieth.

Noch hielt man freilich nicht alles für verloren. Allein, wenn es wirklich nicht so weit kommen sollte, so war eine muthige Entschlossenheit und Thätigkeit nöthig, die leider nie unter Pierros Eigenschaften gehörte.

Vor allen Dingen richtete man jezt sein Augenmerk auf den bisherigen Aufenthalt der Königin. Pierro eilte selbst dahin. Bey seiner Ankunft fand er allenthalben verlegene Gesichter, die die Entweichung der Königin verursachte. Er durchsuchte in eigener Person alle Gemächer; allein Auguste war nirgends zu finden. Er bestürmte nun die Anwesenden mit Fragen; niemand konnte aber eine befriedigende Antwort geben. Nur so viel vernahm er von einem Wache stehenden Soldaten, daß in der Nacht vor Eintritt des Morgens zwey weibliche Figuren eiligst aus dem Park gegangen wären. Es gingen unterdessen einige neuere Nachrichten von der Residenz ein. Eine von diesen war folgende: die Königin befinde sich

an der Spitze von mehreren Regimentern, die ihr schon den Eyd der Treue geschworen hätten. Die Bewegung wäre heftig und schien das ganze Volk mit fortzureissen.

Pierro sank nun immer tiefer in Kleinmuth herab. Ein jeder der Anwesenden versuchte sein Heil in guten Rathschlägen; allein keiner derselben wurde befolgt. Pierros Bestürzung nahm zu und mit ihr auch seine Unentschlossenheit. Endlich entschlossen sich einige der bedeutendsten Männer aus seinem Gefolge, welches sich seit kurzem etwas vermehrt hatte, sich in die Residenz zu begeben und die Königin durch kluge Vorstellungen von der weitern Ausführung ihres Vorhabens abzuhalten. Der König genehmigte diesen Entschluß; sie kamen in die Residenz; allein ihr Versuch hatte gerade einen ganz verkehrten Erfolg. Sie fanden nämlich die Gegenvorstellungen der Königin so triftig, daß sie selbst auf ihre Seite übertraten und in der Residenz zurückblieben.

Der getäuschte Pierro machte nun ernstlichere Anstalten. Um Gewalt gegen Gewalt zu setzen, beorderte er jenes Corps ausländischer Truppen, die von jeher zu seinem besondern Dienst bestimmt

waren. Allein, in seinem Innern wüthete Unruhe und Angst, so daß er sich wahrscheinlich nicht mehr deutlich bewußt war, was er that. Er ertheilte Befehle und wiederrief sie, trieb sich herum wie einer, der nirgends seines Bleibens findet, und die beorderten Truppen blieben unthätig auf dem Platze stehen.

Einer seiner erfahrensten und klügsten Anhänger schlug jezt zu seiner Rettung einen Ausweg vor, auf dem man höchst wahrscheinlich den glücklichsten Erfolg nicht verfehlt haben würde, wenn Pierro nur anders entschlossen genug gewesen wäre, ihn einzuschlagen. Allein, man zögerte zu lange und da man endlich nothgedrungen seine Zuflucht zu ihm nehmen wollte, war es zu spät. Mirandens großes Werk war seiner Vollendung nahe und jede Gegenwirkung war vergeblich.

Pierro mußte förmlich dem Thron entsagen, kam um seine Freyheit und starb.

Man hatte ihn auf ein, nur wenige Stunden von hier entferntes Landhaus gebracht. Ohnstreitig hielt er seinen Aufenthalt daselbst von längerer Dauer als er wirklich war: denn er ließ sich gleich nach seiner Ankunft seine Violin, seinen Hund und seinen Neger nachbringen.

Er ertrug das Schicksal eines Gefangenen nur wenige Tage. Sein Lebenslicht wurde ausgelöscht. Ehe man sichs vermuthete kam die Nachricht von seinem Absterben in die Residenz. Der königliche Leichnam folgte bald darauf dieser Nachricht in die Hauptstadt nach. Hier wurde er drey Tage hindurch öffentlich zur Schau ausgestellt. Sein Anblick soll erschütternd gewesen seyn. Die Art und Weise seines Todes ist es jedoch noch mehr. Man hatte die Fama beskochen, daß sie von ihm ein plözliches, jedoch natürliches Ende erdichtete. Eigentlich hat sie nicht gelogen: denn beydes fand statt. Das Ende war plözlich und natürlich. Wenn ich ein Licht ausblase; so geht es doch wohl bey seinem Verlöschen eben so natürlich zu, als wenn es bis auf das lezte Stückchen ganz ausbrennt.

Ihnen darf ich es doch wohl nicht verhehlen, wie es eigentlich bey diesem Ausblasen zuging.

Der entthronte Pierro war eben im Begriff, sein ziemlich dürftiges Mittagsmahl zu verzehren als zwey grosse, ramassirte junge Männer in sein Zimmer traten. Da sie die Wache vor seinem Zimmer hatte passiren lassen; so mußte er sich freilich ihren Eintritt auch gefallen lassen. Er soll

jedoch dieſe ungebetene Gäſte ziemlich beſtürzt und mit bedenklichen Blicken empfangen haben. Dieſe eröfneten ihm ohne Umſtände, daß ſie deswegen gekommen wären, um mit ihm zu ſpeiſen. Man brachte eine Flaſche Brandewein heraus, füllte ein Glas und überreichte es dann dem Gefangenen. Dieſer bezeigte keinen Appetit; allein man zwang ihn, daſſelbe zu leeren. Schon mochte er die ſchlimmen Wirkungen dieſes Tranks in ſich empfinden als man ihm ein zweytes anbot, und, da er ſolches anzunehmen ſich weigerte, ihn zum Trinken mit Gewalt nöthigen wollte. Pierro leiſtete nun ernſtlichen Widerſtand; allein vergeblich. Man warf ihn zu Boden, kniete auf ſeine Bruſt und würgte ihn ſo lange bis er nicht mehr athmete. Zugleich ſoll man auch einen dikken glühenden Drat an einem gewiſſen ſehr empfindlichen Theil applicirt haben, wodurch man den Anſchein einer natürlichen Krankheit bewirken wollte.

Auf dieſe Weiſe wurde Nordens ſechs monatlicher Beherrſcher aus dem Lande der Lebendigen gebracht, wo er freilich für die Zukunft ganz überflüßig geweſen wäre.

Der eine von dieſen unhöflichen Gäſten war Zadros Bruder, der bey der ganzen Revolution ſehr

thätig war, übrigens aber eine bedenkliche Visage hat. Wir beyde hätten wohl schwerlich diese Expedition über uns genommen. Gut also, daß es noch andere giebt, die man im Fall der Noth zu so etwas gebrauchen kann.

Miranda saß just bey Tafel als dieser Zadro mit der Todespost zurück kam. Er ließ sie aus dem Tafelzimmer rufen. Als sie wieder zurück kam, ruhte ein süßes Lächeln auf ihrem Gesichte.

Sie, meine Beste! werden nun hoffentlich so bald wie möglich an den Hof zurück kommen, da die Ursache Ihrer Entfernung nicht mehr statt findet und Sie mit Sehnsucht erwartet werden von

Ihrer

L. Grimhof.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Du irrtest schon so oft in labyrinthischen Gängen,
und traust noch immer neuen Sirenengesängen?

Es ist bekannt, daß die Liebe, zumal wenn sie sich so recht mit ihrer ganzen Macht in ein Herz einnistet, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Verstand hat und nicht selten einen übrigens sehr soliden und vernünftigen Mann zum wahren Kinde macht. Wir befürchten daher nicht, uns von irgend einem unserer Leser den Vorwurf gemacht zu sehen, daß wir hier den Grafen Uso eine Rolle spielen lassen, die man von einem Manne, dem man als Mitglied der großen Welt, doch wenigstens einige Erfahrung und Verstandskultur zutrauen muß, nicht erwarten sollte.

Uso war allerdings seinem Innern und Aeussern nach ein sehr wohlgebildeter, mit vielen Vorzügen gezierter, liebenswürdiger junger Mann. Allein man muß zwischen dem verliebten und dem kaltblütigen und von keiner Leidenschaft benebelten Uso einen Unterschied machen, und das, was

jener that, diesem nicht zurechnen. Freilich wäre es unbegreiflich, wie ein Mann von gesundem Menschenverstand sich immer von einer täuschenden Dunkelheit in die andre führen zu lassen, und nie eine hinlängliche, zur Ueberzeugung führende Untersuchung anstellen, nie auf Vermuthungen verfallen konnte, die einem nur etwas denkenden Kopfe so nahe, so wahrscheinlich seyn mußte. Allein die Liebe hatte ihn zum Patienten gemacht, und es wäre also ungerecht, Forderungen an ihn zu machen, die nur ein Gesunder zu erfüllen im Stande ist.

Also war, von seinem heftigen Liebestaumel irre geführt, bis zum Zobelfänger in Siberien avancirt. Hier hatte er Zeit, die Wunde, die ihm eine getäuschte Liebe schlug, ausbluten und wenn auch nicht ganz heil werden, doch wenigstens verharschen zu lassen. Ein guter Genius machte ihn auch hier mit einem Manne bekannt, dessen Unterhaltung eine wahre Arzney für Krankheiten dieser Art war. Da man ihm das, was er einzig und allein suchte, nun einmal durchaus nicht finden lassen wollte; so war ihm die Entfernung von der grossen Welt erwünscht und sein Loos in Siberien wurde ihm ziemlich erträglich. Durch die neuen

Ideen, womit sein Kopf im Umgange mit jenem alten merkwürdigen Manne, angefüllt wurde, wurden die alten nach und nach verdrängt und zwar um so mehr, da er sich selbst alle Mühe gab, das Vergangene zu vergessen und sich von nun an in der Vorstellung eines blosen Mahlers als eine ganz andre Person zu denken. Die Zobeljagd gewährte ihm die nöthige Motion, sein neuer Freund, den er beynahe täglich besuchte, die gehörige Unterhaltung und seine Mahlerey die zu einem angenehmen Zeitvertreib erforderliche Beschäftigung. Er war also so ziemlich gut eingerichtet und konnte als Zobelfänger nicht glücklicher seyn.

Da saß er in seiner Hütte und machte sein Bilderräthsel mit einer Aufmerksamkeit und einem Streben nach Vervollkommnung in seiner Kunst, als ob er sich und eine Familie zeitlebens davon ernähren sollte. Mit einigem Vergnügen bemerkte er, wie seine Fertigkeit, den Pinsel geschickt zu führen immer mehr zunahm und es ihm immer besser gelang, die Ideen deutlicher auszudrücken und kunstreicher vorzustellen. Anfangs ging es nicht so recht, wie er wünschte. Das Mahlen erschwerte ihm sein Streben, sich sein ganzes vori-

ges Schikſal aus den Gedanken zu ſchlagen, ungemein. So oft er nach dem Pinſel griff, war es als ob Auguſte vor ihm ſchwebte und mehreremale vergaß er ſich ſo weit, daß er ſtatt der ihm vorgeſchriebenen Gegenſtände, lauter Auguſten zeichnete.

Doch Zeit und Geduld bewieſen ihre heilſamen Wirkungen auch an ihm. Die ihn beunruhigenden Eindrücke verloren nach und nach ihre Lebhaftigkeit und endlich verſchwanden ſie ganz. O wie wohl fühlte er ſich, als ſein Herz wieder ruhig ſchlug und ihn die quälende Unruhe und das bange Sehnen nach etwas, das er ſich ſelbſt nicht immer deutlich bewußt war, verließ.

Schon hatte er die ihm aufgegebene Arbeit bis auf die Hälfte des lezten Stücks vollendet. Eben war er im Begriff, auch dieſem ſein völliges Daſeyn zu geben als ſich auf einmal, Gott weiß durch welche Ideenverbindung, Auguſte wieder in ſeine Phantaſie drängte. Er ſtuzte, legte den Pinſel aus der Hand, ſchlang die Arme in einander und lehnte ſich zurück auf ſeinen Stuhl.

„Wo kömmſt du ſo plözlich her? reizendes Phantom?“ dachte er bey ſich ſelbſt — und ſchon empfand er ſeine Pulsſchläge etwas ſtärker

und ſchneller. Allein noch blieb er ſich ziemlich gleich und jener einem Rauſch ähnliche Taumel, in welchen ihn die Rückerinnerung an die vorigen Zeiten gewöhnlich verſezte, kam dießmal nicht. Die Pulſe gingen bald wieder in ihre vorige Bewegung zurück und er konnte ruhig über den ganzen Vorgang nachdenken. Es war als ob ihm auf einmal eine unſichtbare Hand eine Decke von den Augen riß: denn jezt erſchien ihm alles in einem ganz andern Licht. Er fand in ſeinem Benehmen viel Schwäche, ſchämte ſich deshalb und konnte gar nicht begreifen, wie er dieſes und jenes, was ihm jezt ſo deutlich vor Augen lag, nicht beſſer einſehen, dieſe und jene Aeuſſerung nicht richtiger erklären und auf keine zweckmäſſigeren Maasregeln, ſich aus dem Traume zu helfen, verfallen konnte. Nach ſeiner jezigen Meynung hätte es ein Kind einſehen können, daß eine Prinzeſſin von Auguſtens Beſchaffenheit und Ausſichten nicht im Ernſte auf ſeine Hand reflektiren und ihm eine der glänzendſten Thronen nachſetzen konnte. Seine berauſchende Liebe zu ihr wurde ihm lächerlich und er fand Auheims Rath, dieſe Leidenſchaft nicht ſo ernſtlich werden zu laſſen und im Stillen zu genießen, was man ihm ge-

nieſſen laſſen wollte, und den ſo kühn gehegten Wunſch als nie erreichbar in den Wind zu ſchlagen, für ſehr vernünftig, und ärgerte ſich nicht wenig, daß er gar nie daran dachte, ihn zu befolgen. Auguſtens Charakter ſchien ihm ganz verdächtig und ſie ſelbſt gar nicht der Mühe werth, ſein Augenmerk ernſtlich auf ſie zu richten. Kurz er dachte über den ganzen Vergang ſo ziemlich richtig, ſo gewiß es auch iſt, daß er dem eigentlichen Umſtand, der in dieſe Geſchichte all das Dunkle verwebte, nicht im Geringſten auf die Spur kam.

Indem er ſo da ſaß und ſeinen Gedanken freyen Raum ließ, trat ſein Nachbar, der alte Mechanikus zur Thür herein, und ſchlich ſich, ohne daß es der tief in Gedanken ſitzende Uſo bemerkte, dicht hinter ſeinen Stuhl.

„Spukt etwa wieder einmal das Liebchen im Kopfe?“

tönte es in Uſos Ohren. Ueberraſcht blickte ſich dieſer ſchnell um, und die heitere Miene des ehrwürdigen Greiſes fiel ihm in die Augen.

Uſo. (indem er ſich vom Stuhl erhebt und dem Alten die Hand reicht) Wenn man mir nicht von

Jugend auf jede abergläubiſche Meynung lächerlich gemacht hätte; ſo würde ich endlich auf den Einfall kommen, Sie für ein mit höhern Eigenſchaften begabtes Weſen zu halten. — (lächelnd) Es ſchwebte mir allerdings ſo etwas in Gedanken; allein mein jetziges Nachdenken war ruhig und ohne Leidenſchaft! (mit zunehmendem Lächeln) Es brachte mich zu der Ueberzeugung, daß ich weiland ein Narr war.

Der Alte. (freundlich) Dieſes Reſultat beweißt wenigſtens, daß Sie wirklich ruhig und ohne Leidenſchaft nachgedacht haben müſſen. Sie ſind wahrſcheinlich — —

Uſo. (ihm ſchnell ins Wort fallend) Laſſen Sie uns davon abbrechen; ich möchte mir nicht gerne noch eine Schamröthe zuziehen.

Der Alte. — Seyn Sie unbeſorgt, Freund! es fällt mir nicht ein, mich zu Ihrem Beichtvater aufzuwerfen. Ich wollte nur noch ſagen: Sie ſind nun wahrſcheinlich mit Ihrer Herzensangelegenheit aufs Reine. (ſchnell fortfahrend ohne Uſos Antwort abzuwarten) Blicken Sie mir ſcharf ins Geſicht! können Sie mir's abſehen, was ich bey Ihnen will?

Uso. (den Alten bedenklich anblickend) In Ihrem Gesichte ist kein Zug, den ich nicht allemal, so oft ichs gesehen habe, bemerkt hätte.

Der Alte. Das heißt ein rechtes diplomatisches Gesicht, nicht wahr?

Uso. Ich würde ja sagen; hätte ich nicht während unserer Bekanntschaft die für mich sehr angenehme Erfahrung gemacht, daß Ihr edles Gesicht keine Larve ist.

Der Alte. (lachend) Sonach halten Sie die diplomatischen Gesichter für bloße Larven?

Uso. Sie müssens seyn; das Handwerk bringts mit sich.

Der Alte. Sie haben doch vor kurzem wieder kanoniren hören?

Uso. Ja! das war das zweitemal so lange ich hier bin. — Hatte dieß gleiche Bedeutung mit jenem vor ohngefähr sieben bis acht Monathen?

Der Alte. Das erstere kündigte einen neuen König und dieß leztere eine neue Königin an.

Uso. (mit sichtbarer Befremdung) Eine neue Königin? Lebt Pierros Gemahlin nicht mehr?

Der Alte. Sie lebt noch und ist gegenwärtig Nordens Alleinherrscherin.

Uſo. (mit zunehmender Befremdung) Und Pierro?

Der Alte. Iſt nicht mehr.

Uſo. (erſtaunend) Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern ſoll, Ihr unveränderliches Geſicht oder dieſe unerwartete Neuigkeit?

Der Alte. Am beſten iſts, Sie bewundern keines von beyden, und machen es wie ich. — Ich habe ſchon lange nichts mehr bewundert. Wer meine Erfahrungen gemacht hat, iſt auf alles gefaßt. Und wenn Sie morgen König von Norden würden; ich würde mit unveränderter Miene vor Ihnen erſcheinen. Da, wo beynahe jede Stunde etwas Bewunderungswürdiges zum Vorſchein bringt, muß man gar nichts mehr bewundern. Man würde ſonſt vor lauter Verwunderung nie recht zu ſich ſelbſt kommen.

Uſo. Ihre Grundſätze ſind vortreflich! Leider paſſen ſie nur nicht ganz zu meinem Temperament.

Der Alte. Sie werden ſchon noch paſſen. Nur Geduld bis auch Ihre Haare grauen. (nach einer Pauſe — auf die Mahleren zeigend) Leider wird die Arbeit unvollendet bleiben: Man will, daß wir aufhören ſollen, Exulanten zu ſeyn.

Uſo. (überraſcht) Auch ich?

Der Alte. Sie und noch viele Andere, die sich zeither hier mit dem Zobelfang amüsiren mußten. Ich reise in acht Tagen ab, wenn Sie mich begleiten wollen, so können wir die Reise miteinander machen.

Uso. (nachdenkend) Also wäre ich wirklich auch mit auf der Liste derer, denen die neue Königin Freiheit schenken will?

Der Alte. Ja, auch Sie stehen mit darauf. Sie würden diese Nachricht aus dem Munde des Statthalters selbst vernommen haben, wenn ich nicht darum gebeten hätte, mir dieß Vergnügen zu überlassen.

Uso. Wo soll ich hin?

Der Alte. Vors erste in die Nordische Residenz.

Uso. Und dann?

Der Alte. Dann stehen Ihnen alle fünf Welttheile offen, wenn Sie dort nicht bleiben wollen. (zieht ein Billet aus der Tasche) Lesen Sie erst dieses Billet, das ich Ihnen zu überreichen habe; vielleicht bestimmt Sie das.

Uso. (verwunderungsvoll) Was für ein Billet?

Der Alte. So viel man mir sagte, ist es

von der Monarchin selbst; sie hat es eigenhändig geschrieben.

Uso. (überrascht) An mich?

Der Alte. (ihm das Billet reichend) An Sie!

Uso. (er tritt ans Fenster und liest für sich)

„Endlich ist das Werk glücklich vollendet, das zur Rettung des Vaterlands, so wie zu unserer eignen Ruhe und Sicherheit durchaus nothwendig war. Wir und alle unsre Freunde können hier nun wieder frey athmen. Eilen Sie zurück in die Residenz, mein Theurer! Es erwartet Sie mit Sehnsucht und mit ofnen Armen

Ihre

Miranda.

(sich wieder gegen den Alten kehrend — mit einer Miene, die frohes Staunen verrieth) Ist Ihnen in der Residenz eine Miranda bekannt?

Der Alte. Ja! die neue Königin hat diesen Namen angenommen.

Uso. (für sich) Sie ist also jezt keine Auguste mehr; sondern eine Miranda! — (wirft sich auf den Stuhl nieder und legt den Kopf in die Hand) Sie haben mich mit dieser Neuigkeit ausserordentlich überrascht.

Der Alte. (indem er Mine macht, sich zu entfernen) Erholen Sie sich wieder. Es ist ohne dieß Zeit, daß ich mich auf den Rückweg mache. (dem Uso die Hand reichend) Morgen kommen Sie zu mir, dann das weitere.

Uso. Die Unruhe wird mich nicht lange mehr leiden. Ich werde beyzeiten bey Ihnen seyn.

Der Alte gieng und Usos Erster Blick war wieder in das empfangene Billet. Einige male hatte ers gelesen und der ruhige Uso hatte sich wieder in den vorigen verliebten verwandelt.

„Sonach" rief er aus „hatte sie dich doch nicht getäuscht. Wahrscheinlich konnte sie nicht anders. Sie mußte dich so lange im Dunkeln tappen lassen, bis ihr weiser Plan zur Reife gedieh und glücklich ausgeführt war! O! glücklicher Uso! segne dein Schicksal, daß es dich nach Siberien brachte! Hier duldetest du blos deswegen eine kurze Zeit, um zu einem Glück zurückzukehren, das du dir lange träumtest, aber vor wenig Augenblicken noch als nie möglich dachtest! —

Dreyßigstes Kapitel.

Das verlorne Schaf stellt sich wieder ein.

Gegend unweit der Residenz Pierrosburg; liebliches Buschholz, durch welches sich mehrere angenehme Spaziergänge schlängeln.

Der Unbekannte, dessen Unterredung mit Mordens Oberpriester aus dem Anfang des zweyten Abschnittes bekannt ist, lehnt hinter einem Baum, gegen die Gegend des Pfades hinblickend, als ob er auf jemand laure. Noch einiger Zeit kömmt der Oberpriester zum Vorschein, der gedankenvoll und langsam einher schreitet. Der Unbekannte läßt ihn, ohne sich zu zeigen, vorüber, schleicht ihm dann leise nach und faßt ihn auf einmal beym Arm)

Unbekannter. Geistlicher Herr! Wie ist Ihnen zu Muth? Sie sehen ganz düster aus?

Oberpriester. (äusserst überrascht und dem Fremden bedächtlich ins Auge blickend) Ist man hier so nahe bey der Residenz nicht mehr vor Anfälle sicher? — Was will man von mir?

Der Unbekannte. (mit traulicher Freundlichkeit) Seyn Sie ohne Furcht, Alter; es geschieht Ihnen nichts. Sie müssen sich nur meine Gesellschaft noch ein paar Augenblicke gefallen lassen.

Oberpriester. Das will ich wohl; allein wozu dieß unvermuthete Ueberfallen? Es scheint als ob man auf mich laure?

Der Unbekannte. Kennen Sie mich noch? Es ist nun schon eine ziemliche Zeit, daß ich hier als ein verlornes Schaf erschien und mir Ihre Belehrung ausbat.

Oberpriester. O ja! Die Art und Weise, wie mir sich dieses verlorne Schaf bekannt machte, hat einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht. — (unwillig) Man suche mich doch auf meinem Zimmer auf, wenn man mit mir zu reden hat!

Der Unbekannte. Dieß wäre freilich meine Schuldigkeit. Allein den großen Herren kommt man selten gelegen, findet sie auch selten allein — und hier im Freyen läßt sich auch eher ein Wort im Vertrauen sprechen. In der Residenz ist man immer den Hauptwachen zu nahe.

Oberpriester. Ich komme nicht hieher, um mich durch dergleichen Anfälle incommodiren zu lassen, und diese Art Rendezvous will ich mir

ganz verbitten. (unwillig) Man lasse mich gehen, oder ich werde andere Maasregeln treffen.

Der Unbekannte. (ihn fest haltend) Lassen Sie sichs ein paar Augenblicke in meiner Gesellschaft gefallen! Wie bald ist ein Viertelstündchen verschwatzt.

Oberpriester. (heftig) Nun, was will man denn?

Der Unbekannte. Wahrscheinlich haben Sie meine Frage nicht recht vernommen? Ich wollte vors erste nur wissen, warum Sie so düster aussehen?

Oberpriester. Hat man darnach etwas zu fragen?, Ich habe niemand von meinen Minen Rechenschaft abzulegen.

Der Unbekannte. O! das sollen Sie auch nicht! Hier unter uns soll alles nur diskursive geschehen. Es ist eigentlich auch gar keine Antwort auf diese Frage nöthig: denn die Ursache Ihres düstern Aussehens ist mir bekannt.

Oberpriester. (mit einem bedeutenden Blick) Will man seine Kurzweil mit mir treiben?

Der Unbekannte. Das fällt mir nicht ein. Die Sache ist mir so ernstlich als sie Ihnen nur immer seyn kann. — Freilich muß es dem ersten Seelenhirten eines Reichs schrecklich auffallen,

wenn die ganze Nation meineidig wird, da es jedem rechtschaffenen Mann schon äusserst traurig ist.

Oberpriester. (nachdenkend) Meineidig? — eine ganze Nation? — Man hat wahrscheinlich eine solche blos im Kopfe, wo überhaupt manches Unding, das nirgends anderswo existirt, herum zu spucken scheint.

Der Unbekannte. Es hat jeder seine Portion Träumereyen; hab die meinige auch; allein die meineidige Nation gehört nicht darunter: denn seit einem Monath existirt wirklich eine solche. — Vor einem halben Jahr schwuren Nordens Bewohner dem Pierro Treue, vor einem Monath schwuren sie der Miranda. Heißt das nicht auch hier zu Lande meineidig seyn?

Oberpriester. Wenn man wider Mirandens Thronbesteigung etwas einzuwenden hat, so gehe man hin und sage es ihr.

Der Unbekannte. Ich habe weder wider diese Thronbesteigung etwas einzuwenden, noch überhaupt etwas mit Miranda zu sprechen. Blos Ihnen wollte ich meine Gedanken über einige Dinge mittheilen, die mir, und wahrscheinlich mehreren Andern, besonders auffallen. — Ihr geist-

lichen Herren macht ja die Eyde so wichtig, verdammet und vermaledeyet jeden armen Teufel, der sich den Verdacht des Meineids zugezogen hat, und laßt doch ganze Völker mit Eyden spielen. Wissen Sie noch, auf wie lange der Eyd verpflichtet, der dem Pierro geleistet wurde? — (nach einer Pause, indem von dem Oberpriester keine Antwort erfolgt) Ich weiß noch sehr gut; auf zeitlebens wurde ihm Treue geschworen. Die Treue hörte aber schon nach sechs Monathen auf, ohnerachtet Pierros Lebenszeit noch fortdauerte.

Oberpriester. (mit drohender Mine) Man schweige!

Der Unbekannte. Soll bald geschehen! werde Sie gewiß auch nicht wieder inkommodiren. Daß ich mir einigemal die Freyheit nahm, hier mit Ihnen ein paar Worte im Vertrauen zu sprechen, geschahe blos deswegen, daß Sie und Ihre Unterhirten nicht etwa glauben sollten, alle diejenigen Schaafe wären blind, die die Augen zudrücken. (im traulichen Tone — leise ins Ohr) Nicht wahr, ihr losen Vögel! ihr behandelt die vornehmen Schafe anders, als die geringen? und gleichwohl solltet ihr doch für alle nur einerley Weide haben.

Oberprieſter. (unwillig) Dummer Stolz! hat der, deſſen Diener wir ſind, nicht ſelbſt den Großen der Erde viele Vorzüge eingeräumet, die Geringere weder haben können noch ſollen?

Der Unbekannte. Das hat er, und es muß allerdings auch ſo ſeyn! Allein dieſe Vorzüge erſtrecken ſich blos auf andre Dinge und durchaus nicht auf die Weide, womit ihr alle eure Schafe ohne Unterſchied verſorgen ſollt. Iſt es wahr, daß ein Eydſchwur wirklich ſo wichtig iſt, wie ihr vorgebet; ſo muß er dem Monarchen ſo heilig als dem Sclaven ſeyn, und man muß es nicht zugeben, daß damit geſpielet wird.

Oberprieſter. Nie hat man noch in Norden mit Eyden geſpielt!

Der Unbekannte. Nennen Sie es, wie Sie wollen! Das iſt aber doch gewiß, daß die Nation dem Pierro geſchworen und es nicht gehalten hat.

Oberprieſter. Glaubt man denn, daß wir einer Nation befehlen können, ſie ſoll dieſes thun oder jenes unterlaſſen? Miranda wurde ohne unſer Zuthun Königin. — Es treten Fälle ein, die freilich unſern Beyfall nicht haben; allein

wenn wir sie verhindern wollten; so müßten wir allmächtig seyn.

Der Unbekannte. Das ist alles richtig, und ich mache Ihnen auch eigentlich keine Vorwürfe darüber. Aber schimpft nur nicht so schrecklich auf die Kleinen, wenn sie bisweilen aus Menschlichkeit einen Hokuspokus machen.

Oberpriester. Religion und Politik sind zwey verschiedene Dinge!

Der Unbekannte. O! ja wohl! Leider nur zu verschieden! so daß sie geradezu im Widerspruch stehen. Das sollte aber eben nicht so seyn!

Oberpriester. Man ändere es, wenn man kann.

Der Unbekannte. Man wird es nicht ändern, weil man nicht kann.

Oberpriester. So schweige man; unser Geschwätze wird nichts reformiren.

Der Unbekannte. Sie verkennen meine Absicht. Mir fällt es nicht ein, irgend eine, wenn auch noch so kleine Reforme zu bewirken; allein belehrt und beruhigt möchte ich nur gerne seyn. Und wer könnte dieß besser als das Oberhaupt derjenigen, deren Beruf es ist, zu belehren und zu beruhigen.

Oberprieſter. Man ſcheint ein politiſcher Ketzer zu ſeyn — und dieſe zu belehren liegt auſſer meiner Sphäre. Man hüte ſich nur vor dem weltlichen Arm, der greift ſchnell zu und hält feſt.

D. Unbekannte. Ich fürchte ihn, allein noch weit mehr den geiſtlichen Arm. Dem traue ich gar nicht.

Oberprieſter. Wenn man Urſache hat, ſo thut man wohl daran: denn auch er iſt zu fürchten — — Man laſſe Miranda ſammt der Nordiſchen Nation in ihren Würden; dieß will ich wohlmeynend gerathen haben. — Miranda hat eine glorreiche Regierung begonnen und wird ſie hoffentlich auch ſo endigen.

Der Unbekannte. Niemand kann weniger etwas wider Miranda und ihre Thronbeſteigung haben als ich. Ich bin vielmehr überzeugt, daß Norden bey dieſer Regierungsveränderung ungemein gewinnt. — Der Endzweck iſt gut; allein die angewandten Mittel beunruhigen mich nur. Jedoch, ich ſehe es ſchon, man muß auch bey der Politik ſeine Vernunft gefangen nehmen.

Oberprieſter. Da thut man wohl.

Der Unbekannte. Sie dauert mich aber nur die arme Vernunft: denn ſie iſt eine unſchuldig Gefangene.

Oberprieſter. Man ſchweige und laſſe mich meines Weges gehen, oder ich rufe um Hülfe und dann ſtehe ich für nichts.

Der Unbekannte. Ums Himmels willen nicht! Herr Oberhirt! Wenn Sie das wollen, wie würde es da dem armen Schäflein gehen, das ſein ganzes Vertrauen auf Sie geſezt hat. Sie riefen wohl gar Wölfe zur Hülfe? (er verſchwindet in dem Gebüſche)

Oberprieſter. (indem er gegen die Reſidenz zurück eilt — drohend) Man komme mir nicht wieder! Ich werde mich vor dergleichen Anfälle ins künftige zu ſichern wiſſen! —

Ein und dreißigstes Kapitel.

Spröde Göttin, Glück! wie wenige nennst du die Deinen!
Du lächelst von tausenden immer nur Einem;
unerbittlich bist du für viele, die dir hofiren,
um Einen nur mit deiner Liebe zu zieren!
O! ich kenne deine Launen! und traue dem Schimmer,
womit du so viele schon täuschtest, nun nimmer! —

Die Erfahrung lehrt, daß die Göttin des Glücks aus der zahllosen Menge Menschen, die sammt und sonders, jedoch freilich mehr oder weniger, um ihre Gunst buhlen, von Zeit zu Zeit immer nur wenige zu ihren vorzüglichen Lieblingen erhebt, einigen nur dann und wann ein wenig lächelt, und andern auf immer den Rücken kehrt. Wer sich darauf einlassen wollte, dieser launenvollen Partheilichkeit auf den Grund zu kommen, der würde ohngefähr eine gleiche Arbeit mit jenem übernehmen, welcher sich damit beschäftigte, das Meer mit einem bodenlosen Gefäß auszuschöpfen.

Unter jene kleine Anzahl der Auserwählten gehörte auch Nordens Monarchin, Miranda. Zwar

äusserte sich dieses günstige Zulächeln der Fortuna nicht sowohl in ihrer frühern Jugend oder während ihres unharmonischen Ehestandes, wo sie manches bittere Tröpfchen verschlucken mußte; sondern die wahre glückliche Periode begann eigentlich erst mit dem Antritt ihrer Regierung. Da lächelte ihr jene launigte Göttin in vollem Maaße und dieß Lächeln dauerte, wenige unbedeutende Katastrophen ausgenommen, eine ziemliche Reihe Jahre hindurch bis an ihr Ende.

Es ist übrigens wirklich eine unterhaltende Beschäftigung, die sonderbaren Launen des Glücks zu bemerken; denn die Mitglieder jenes vorzüglich begünstigten Häufleins sind sich gewöhnlich in ihrem Innern eben so unähnlich, als sie es ihrem Aeussern nach sind. Hier umarmt diese launenvolle Göttin eine Person, die ihrem guten innern Gehalt nach diese vorzüglichen Begünstigungen vollkommen verdient; dort buhlt sie mit einem andern, dringt ihm ihre Liebkosungen im eigentlichen Verstande auf, der eigentlich gar keine Empfänglichkeit dafür hat, der so arm an allem innern Werth und so reich an Dummheit und Geistesmangel ist, daß er die Winke der Geliebten gar nicht versteht und ihr so wenig entgegen

kommt, daß sie ihn immer selbst aufsuchen muß. Es giebt kluge und dumme, würdige und unwürdige Glückskinder. Manche machen ihrer Gönnerin Ehre, manche aber auch blos Schande. Mancher trägt durch seine vorzügliche Geistesthätigkeit und Anwendung der besten, sichersten Mittel zur Erreichung großer Endzwecke, doch wenigstens zu einem glücklichen Erfolg das Seinige bey; mancher hingegen thut entweder gar nichts oder handelt doch wenigstens so, als ob er absichtlich auf einen unglücklichen Erfolg los arbeitete, und gleichwohl geht alles weit besser als er sich selbst einbildete, gleichwohl trift ihn ein günstiges Ereigniß um das andere. Er taumelt wie ein Betrunkener undankbar und gedankenlos von einer glücklichen Lebensperiode in die andere.

Miranda ist den Lesern schon bekannt, ich habe also nicht nöthig, die Classe zu bestimmen, zu welcher sie als Glückskind zu rechnen ist. Ihr entschlossener Muth, ihr männlicher, für grosse Thaten bestimmter Geist gaben ihr einen entschiedenen Werth. Der Vorzug, den ihr Fortuna vor vielen andern schenkte, sey ihr gegönnt; sie war desselben nicht unwürdig.

Auf Nordens Thron nur mit einigem Verdienst zu sitzen, war eigentlich nichts Leichtes. Es gehörte Geist und Muth dazu. Nordens ungeheure Größe sowohl als seine besondere innere Beschaffenheit machten seine Regierung zu einer der drückendsten Bürden, die je nur auf menschliche Schultern gelegt werden können. Die vielen zum Theil sehr weit entfernten Provinzen dieses ungeheuern Reichs, sind sich in Ansehung ihrer Bewohner so unähnlich als in Rücksicht ihres Clima. Eine jede will also ihre eigene Behandlung haben. In den meisten dieser Provinzen war man in Ansehung der Kultur, sie mochte übrigens das Physische oder Sittliche betreffen, noch weit zurück. Ja es war vielmehr noch gar kein Anfang dazu gemacht. Da hingegen in einigen andern Gegenden, besonders aber in der Residenz die sittliche Aufklärung auf einen sehr hohen Grad gestiegen war. Das volk selbst bestand aus mancherley von einander sehr verschiedenen Nationen, wovon der größte Theil in Aberglauben und in der rohesten Wildniß lebte und keine andere Hülfsmittel zur Aufklärung und Geistesbildung hatte als die armseligen Belehrungen der Priester, die theils beynahe eben so unwissend als ihre Zuhörer waren,

theils aber auch ihre bessern Einsichten und grössere Klugheit blos zur mehrern Täuschung des Volkes anwendete. Auch der Adel war in Ansehung der Kultur nicht weit gekommen. Nur wenige Glieder desselben hatten etwa im Auslande oder auch in der Residenz einige Bildung erhalten; die übrigen unterschieden sich von ihren leibeigenen Unterthanen nur dadurch, daß sie zügelloser lebten und sich ziemlich despotisch betrugen.

Miranda hatte sich während ihrem Aufenthalt im Nordischen Reiche mit den besondern Eigenheiten desselben bekannt gemacht. Ein Umstand, der zur erwünschten Ausführung ihrer Plane, so wie überhaupt zu ihrer glücklichen Regierung sehr viel beytrug. Sie bequemte sich immer nach den herrschenden Meynungen ihres Volks und sorgfältig suchte sie ihren Unternehmungen, die etwa wider diese waren, einen gefälligen Anschein zu geben, so daß sie immer glücklich ihre Absichten erreichte, ohne auf Seiten des Volks Misvergnügen und Unzufriedenheit erregt zu haben.

Da sie sich auf den Thron geschwungen und weder den Pierro noch jenen andern eingekerkerten königlichen Sprößling mehr zu fürchten hatte, blieb ihr nur noch ihr eigener Sohn übrig,

der ihr in Rücksicht einer neuen Revolution, die bey einem so leicht zu täuschenden und zu Regierungsveränderungen so geneigten Volke nicht schwer zu bewirken war, einige Besorgnisse verursachen konnte. Sehr weise machte sie deswegen den Oberhofmeister desselben zu ihrem Vertrauten und theilte zwischen diesem und ihrem Liebling Zadro die oberste Gewalt.

Auf diese Weise fand Zadros Macht in dem Ansehen des Oberhofmeisters ein Gleichgewicht und es bildeten sich am Hofe zwey Hauptpartheyen, wovon immer eine die andere in Schranken erhielt und zwischen welchen Miranda mit dem glänzendsten Ruhm durch sich selbst herrschte.

Zwar verbreitete auch sie über ihr Volk kein goldenes Zeitalter; allein dieß wäre auch eine Forderung, die man wohl an jeden Sterblichen vergeblich thun würde. Die Bewohner ihrer Provinzen, zumal die der Entferntern blieben noch immer elend und unglücklich genug: sie waren aber doch ihrer Monarchin nichts destoweniger auf das innigste ergeben und dünkten sich unter ihrem Scepter glücklicher als jemals.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Alte Liebe rostet nicht.

Als Pierro so plötzlich auf dem Nordischen Thron verschwand und Miranda auf einmal auf demselben sichtbar wurde, tummelte sich der Sandländische König Prysſus noch immer mit seinen hartnäckigen Feinden herum. Die Freundschaft seines gekrönten Generals, der auf einmal achzigtausend furchtbare Feinde in eben so viel für ihn fechtende Freunde umwandelte, hatte ihm bisher ersprießliche Dienste geleistet, und eben war er im Begriff, aus Dankbarkeit seinen Nordischen Alliirten mit einem höhern militairischen Charakter zu regaliren als wider alle Vermuthung die widrige Nachricht bey ihm anlangte, daß seit kurzem in Norden kein Pierro mehr existire.

Der Sandländische Adler hatte, wie wir schon gehört heben, von jeher Mirandens Stammhaus mit seinen Fittichen gedeckt, und ihr Vater hatte vorzüglich die Protektion des Prysſus genossen. Es ließ sich demnach unter diesen Umständen mit Recht erwarten, daß auch Miranda keine andere

als freundschaftliche Gesinnungen gegen Sandland hegen müsse, und zwar um so mehr, da es Pryssus eigentlich gewesen, der sie auf eine Carriere leitete, auf welcher sie zu dem glänzendsten Ziel gelangte, das sie sich nur wünschen konnte. Allein diese Erwartung täuschte: denn kaum sahe sich Miranda auf dem Throne, als sie den Befehl an ihre im Felde stehenden Truppen ergehen ließ, sich schleunigst von der Sandländischen Armee zu trennen und wieder als Feinde gegen dieselbe aufzutreten. Diese Ordre erregte allgemeine Sensation, dem schlauen Pryssus aber, der seine Leute gründlich studirte und diejenigen Personen, welche er einmal ins Auge faßte, nicht so leicht wieder verlor, soll sie nicht ganz unerwartet gekommen seyn.

Pryssus hatte sich bis jezt im Kampfe gegen mehrere, zum Theil sehr mächtige Feinde noch immer aufrecht erhalten, ja man kann sagen, daß er mehr Sieger als Ueberwundener gewesen ist. Wer weiß, welch eine ihm ungünstige Wendung jezt diese Katastrophe seinen ferner kriegerischen Unternehmungen gegeben haben würde! Allein ein Zufall, auf den weder er noch irgend jemand anders rechnen konnte, kam ihm zu Hulfe.

Schon war die Ordre bey den Nordischen Truppen angelangt und Mirandens Groll gegen Prysfus hatte eher zu als abgenommen, als Zadro, der sich bisher damit beschäftigt hatte, Pierros Papiere zu durchsuchen, in einer vertrauten Stunde mit einem Päckchen Schriften in das Zimmer der Königin trat, sich mit einem bedeutenden Lächeln neben sie aufs Sofa setzte, sie traulich bey der Hand faßte und sagte: Es wird schleunigst ein Courier an die im Felde stehenden Truppen abgehen müssen. Miranda wird gewiß ihr Ohr der Stimme der Politik verschliessen und es der Stimme der Galanterie öfnen.

Miranda. Der Courier ist längst fort; er wird nunmehro bald wieder zurück kommen.

Zadro. Diesem erstern muß ein zweyter folgen.

Miranda. (ernsthaft) Warum?

Zadro. Weil ich eine Entdeckung gemacht habe, die dieser Sache eine ganz andre Wendung geben wird.

Miranda. Quälen Sie mich nicht lange mit Räthseln, wenn ein schleuniger Entschluß nöthig ist.

Zadro. (lächelnd) Wenn Sie auch ein wenig böse werden, meine Königin! die Entdeckung wird Sie wieder besänftigen.

Miranda. Fangen Sie es nicht darauf an, mich böse zu machen. Der Erfolg könnte Ihrer Erwartung nicht entsprechen. Ich werde nicht so leicht wieder besänftigt, wenn man mich einmal aufgebracht hat.

Zadro. Welche Dame wird noch zürnen, wenn sie die Zahl ihrer Verehrer sich vermehren sieht?

Miranda. Machen Sie uns ja keinen Vorwurf wegen der Eitelkeit, Zadro! Bey der allgemeinen Vertheilung dieser Schwachheit hat Ihr Geschlecht auch eine nicht geringe Portion davon erhalten. In diesem Stück sind die Mannspersonen gewiß eben so große Sünder als wir.

Zadro. Ich würde mich überheben, wenn ich Ihrer Menschenkenntniß nicht vor der meinigen den Rang lassen wollte. Es hört sich jedermann gerne loben und läßt sich niemand gerne tadeln. (schlägt einen schon entsiegelten Brief auf und ließt)

„Zweifeln Sie nicht mehr, mein Freund! daß Ihr Benehmen meinen Beyfall habe. Ich spiele nie die Rolle eines Schmeichlers, am allerwenigsten gegen Sie. Mein Grundsaz ist, da offenherzig zu seyn und seine Meynung gerade heraus zu sagen, wo nicht wichtige Ursachen Verstellung

erfordern. Der täuschende Hofton muß dann aufhören, wenn der Freund mit dem Freunde spricht. Ihre Entwürfe, die Sie mit mitzutheilen beliebten, sind löblich und bey ihrer glücklichen Ausführung wird Ihnen der Ruhm eines würdigen Regenten nicht entgehen. Allein gehen Sie vorsichtig und langsam zu Werke: denn Plane sind leichter entworfen als ausgeführt und mehr als man oft glaubt, kommt auf Zeit und Umstände an.

So weit meinen Beyfall! Da ich aufrichtig mit Ihnen spreche: so muß ich in Ansehung Ihrer andern Angelegenheit den Ton ändern; Sie werden aber in demselben die Stimme des redlichen Freundes nicht verkennen. Sie sind mit Ihrer Gemahlin unzufrieden und beabsichtigen eine Trennung von derselben. Ich würde sogleich ja dazu sagen, wenn nur die Ursachen, die Sie angeben, triftig genug wären. Ich kenne Augusten genau und bin ganz überzeugt, daß sich keine Person in der Welt besser zu Ihrer Gemahlin schicke, als sie. Ihr Körper ist liebenswürdig und ihre Geistesvorzüge verdienen Bewunderung. Einst fühlten Sie, wie Sie mir selbst zusicherten, einige Neigung zu ihr. Diese Neigung wird sich wieder finden, sobald Sie nur den grundlosen Verdacht verscheuchen

und Sich ihr mit Unbefangenheit wieder nähern. Die Misverständnisse werden verschwinden, und indem Sie Ihr Betragen gegen Ihre Gemahlin ändern, wird auch diese anders gegen Sie seyn. Und sollte sich auch diese Neigung nicht wieder finden und Sie also fernerhin auf keinen vertrauten Fuß mit ihr leben wollen, so ist ja deswegen gerade keine völlige Trennung nöthig. Auguste führt den Titel Ihrer Gemahlin fort, und Sie können auch ohne zweyte Vermählung die Freuden der Liebe in vollem Maaße genießen. Nur wünschte ich, daß Sie dann auch kein allzuscharfes Auge auf Augusten richteten und dieser einige kleine Schadloshaltungen gerne gönnten. Was kann Ihnen dadurch abgehen, da Sie auch unter diesen Umständen keinen Anfällen der Eifersucht ausgesezt seyn können? Nur müssen Sie noch einen gefälligen Schein annehmen, damit keine öffentlichen Feindschaften und durch diese keine bisweilen mit sehr unangenehmen Folgen verbundenen Spaltungen entstehen können.

Befolgen Sie diesen Rath, die Erfahrung wird es Ihnen beweisen, daß er gut ist und daß es niemand besser mit Ihnen meynet als Ihr

Freund Peyssus.

Miranda. (verwunderungsvoll,) (nach dem Brief greifend) Das, was Sie jezt lasen, überrascht mich so, daß ich mich mit meinen eignen Augen von der Wahrheit desselben überzeugen muß. (nachdem sie alles noch einmal gelesen, gerührt) So kann man sich täuschen! — Guter Pryssus! sonach verdienst du meinen Haß nicht!

Zadro. Ist Ihnen die Entdeckung nicht interessant?

Miranda. Allerdings! Dieß ist mir interessanter als alles, was unter Pierros Schriften gefunden worden ist. Ich habe dem Pryssus immer einen grossen Theil meiner Leiden zugeschrieben. Es freut mich innig, ihn gerechfertigt zu sehen.

Zadro. (auf das Päckchen Schriften zeigend) Hier diese Briefe sind alle von ihm und beynahe in jedem kömmt etwas ähnliches vor. (nach einer kurzen Pause) Soll kein Courier fort?

Miranda. Glauben Sie, daß ich so undankbar bin? Ich will sogleich den Minister rufen lassen. Meine Truppen sollen nicht wider Pryssus fechten. (nach einigem Besinnen) Leider werden es aber die Umstände nicht erlauben, daß ich als sein Alliirter auftrete. Jezt wäre es zu bald,

meinem Volke eine Ursache zum Misvergnügen zu geben.

(Miranda schickte nach dem Minister und Zadro trat ab).

Pryssus lächelte, als man ihm sagte, daß die Nordischen Truppen auf einmal Befehl zum Rückmarsch erhalten hätten. Er konnte sich die so schnell auf einander folgenden widersprechenden Ordres nicht erklären und mochte in seinem Herzen dencken: es sind Weiberlaunen! Besser diese Truppen treten vom Kriegstheater ganz ab, als daß sie dir wieder auf den Hals kommen.

Bald nach dem Abmarsch dieser Truppen kam der Friede zu Stande, wobey Miranda ihr izt schon sehr grosses Gewicht mitwircken ließ.

Unter Mirandens Galanen hatte ohnstreitig Zadro den besten Zeitpunckt getroffen. Er befand sich nicht nur im ungestörten Genuße ihrer Reize, sondern sahe auch seine Liebkosungen mit einem Uebermasse von Ehre und Reichthum belohnt, und was ihm hauptsächlich angenehm seyn mußte; so fand Miranda in seinen Umarmungen zur Zeit noch die vollkommenste Befriedigung.

Mirandens Schönheit war groß, und es war als ob sich seit ihrer Thronbesteigung ihre Reize

noch vermehrt hätten. Kein Wunder also, daß sie auf vieler Männer Herzen Eindruck machte und sich viele in die schöne Königin sterblich verliebten. Allein diese Liebe war für die allermeisten ganz hofnungslos: denn Miranda beglückte nun einmal blos den einzigen Zadro mit ihrer vollen Gunst und selbst keiner ihrer vorigen Lieblinge, an welchen doch ehedem ihr Herz so sehr hieng, wurde erhört.

Dieß gereichte nun in der That für manchen derselben zu nicht geringer Pein: denn diese Herren empfanden die Wahrheit eines Sprichworts, daß alte Liebe nicht roste, leider nur allzusehr an sich. Ganz besonders aber fühlte jener schöne Bärenländer, Perso, eine starke Sehnsucht nach neuem Genuß. Kaum war das Gerücht von Mirandens eben so glücklich als kühn ausgeführten That bis zu seinen Ohren gediehen, als eine unbezwingliche Lüsternheit in ihm rege wurde, und er sich auf den Weg nach Norden machte. Als ein großer Welt- und Menschenkenner gieng er aber, Troz seiner heißen Liebe, sehr piano zu Werke. An der Nordischen Grenze machte er Halt und ließ Miranden seinen Aufenthalt wissen, in der Hofnung, daß eine Einladung erfol-

gen sollte. Allein, so wie überhaupt unter hundert Hofnungen gewiß neun und neunzig gewöhnlich täuschen; so blieb denn auch die des verliebten Perso dießmal unerfüllt. Man gab ihm zu verstehen, daß man Ursache habe, ihm vor jezt den Rückweg nach Bärenland wieder anzurathen. Ein Rath, der freilich befolgt werden mußte, so wenig er auch übrigens nach Wunsch gewesen ist.

Jezt traten bald Fälle ein, wo Miranda Beweise ablegte, daß sie an Ruhmbegierde, an Herrsch- und Vergrößerungssucht keinem Monarchen der Welt nachstehe. Der erste ereignete sich dadurch, daß Bärenlands bisheriger König mit Tode abgieng. In diesem Reiche galt das Recht der Erbfolge nicht; sondern die Regenten wurden durch die Wahl bestimmt. In einer Welt, wo sich bey der erledigten Hirtenstelle eines Dorfes mehrere Competenten finden, kann es einer Krone nicht an Prätendenten fehlen. In Bärenland gab es deren so viele, daß man statt einer Krone hundert hätte haben müssen, um sie alle zu befriedigen.

Man schritt zur Wahl; allein dießmal war dieß eine ganz leere und unnütze Ceremonie: denn Miranda hatte längst schon gewählt. Freilich

hatte sie eigentlich bey dieser Königswahl gar kein Votum; allein sie hatte eine ungeheure Anzahl Kanonen und viermal hunderttausend Soldaten, und wer diese hat, kann überall mit votiren: Unter diesen Umständen kann man wohl in den meisten Fällen, wenn man nur will, die andern bald überstimmen.

Der reducirte Galan Perso sollte Bärenlands König werden; dieß hatte Miranda für gut befunden und er wurde es wirklich, so schnackische Gesichter auch die Wahlherren schnitten. Die Ursache dieser Wahl war auf Mirandens Seite nicht etwa blos Liebe zu dem Erwählten. O nein, Perso selbst hat sich wohl mit diesem Wahn nicht geschmeichelt. Miranda wollte blos so zum Zeitvertreib das benachbarte Bärenland mit regieren, und deswegen schickte sich zum neuen König niemand besser als so ein Perso, dessen Herz sie schon in Händen hatte.

Perso wurde ein König; allein einer der unglücklichsten, die jemals gelebt haben.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Der Knoten wird locker; aber noch nicht ganz aufgelößt.

Reſidenz Pierrosburg Zimmer der Königin Miranda.

(Miranda befindet ſich ganz allein auf ihrem Zimmer, ſie ſitzt auf dem Sofa und lieſ't. Ein im Antichambre befindlicher Kammerherr öfnet die Thür und Graf Uſo tritt herein.)

Miranda. (nachdem beyde einander mit ſichtbarer Verwunderung eine zeitlang ſtillſchweigend angeſehen hatten) Uſo! ſind Sie es wirklich? oder täuſcht mich blos eine Aehnlichkeit?

Uſo. (mit einer tiefen Verbeugung) Es iſt wirklich Uſo, meine Königin! der ſich unterſteht, Ihnen unangemeldet vor die Augen zu treten.

Miranda. (mit fortdaurender Verwunderung) Wie ſehen Sie aus, Uſo? Haben Sie zu geſchwinde gelebt oder hat Sie die Campagne ſo mitgenommen? Sie haben das Anſehen eines Greiſes?

Uso. Ein anhaltender Kampf mit sonderbaren Schicksalen hat mich fatiguirt.

Miranda. Waren Sie in Gefangenschaft? haben Sie Blessuren?

Uso. Auf beydes muß ich ja sagen; wie Ihnen selbst bekannt ist, meine Königin!

Miranda. Ja, ja! Dieser Krieg wird manchen jungen Mann um zwanzig Jahre älter gemacht haben.

Uso. (lächelnd) Erlauben Sie, Königin! ich bin Uso, der bey Ihrer Abreise von Hohburg die Ehre hatte, Sie als Adjutant Ihres Herrn Vaters zu Ihrem Wagen zu begleiten.

Miranda. (lachend) Ja, ja! der sind Sie! ich halte Sie für keinen andern.

Uso. (der Königin jenes Billet überreichend) Nach diesem Billet, womit mich Ew. Majestät beglückt haben, ist es Ihnen bekannt, daß ich keine Campagne mit gemacht habe.

Miranda. (das Billet mit zunehmender Verwunderung betrachtend) Wie kommen Sie zu dieser Handschrift?

Uso. Ist sie nicht von Ihnen?

Miranda. Allerdings! Allein diese wenigen Zeilen galten einem Verwiesenen in Siberien.

Uſo. Alſo doch mir?

Miranda. Befanden Sie ſich denn damals in Siberien?

Uſo. (mit unterdrücktem Unwillen) Soll ich eine Frage bejahen, die Ew. Majeſtät wahrſcheinlich nur zum Spaſe aufwerfen?

Miranda. Uſo! ſind Sie von Räthſeln zuſammengeſezt?

Uſo. (ernſthaft) Verzeihen Sie, Königin! faſt möchte ich dieſe Frage an Sie wiederholen.

Miranda. Hier müſſen Misverſtändniſſe obwalten, auf deren Erklärung ich neugierig bin. (freundlich) Kommen Sie, Uſo! und nehmen Sie als ein alter Bekannter Plaz an meiner Seite. (nachdem Uſo ihren Willen befolgt, troulich) Dieſes Billet, welches Sie zu meiner nicht geringen Befremdung in Ihren Händen haben, iſt wirklich von mir. Allein es iſt nicht an Sie, ſondern an einen meiner Herzensfreunde, den Großkanzler Artof, der vor einigen Jahren noch unter der Regierung der Königin Aura das unverſchuldete Unglück hatte, nach Siberien verwieſen zu werden. (das Billet auf der äuſſern Seite betrachtend) Daß es nicht an ſeine eigentliche Behörde kam, iſt wahrſcheinlich meine Schuld;

denn ich habe, wie ich sehe, die Addresse darauf zu setzen, vergessen. Der Ueberbringer hat wahrscheinlich auf der langen Reise meinen mündlichen Auftrag aus den Gedanken gelassen.'

Uso. Es wurde mir in Siberien übergeben, und ich hatte Ursache, den Inhalt auch auf mich passend zu halten.

Miranda. (nach einer Pause, während der sie über etwas nachzudenken schien) Das Versehen ist unbedeutend. Ich freue mich dadurch Ihre Zurückkunft veranlaßt zu haben, die aber wahrscheinlich auch ausserdem erfolgt seyn würde: denn ich hatte sogleich nach meiner Thronbesteigung den Befehl gegeben, alle seit einigen Jahren nach Siberien Verwiesene zurückzurufen. Sie sind mir willkommen, Uso! und es hängt blos von Ihnen ab, bey mir zu bleiben. Ich habe Sie immer geschäzt und nehme Sie mit Vergnügen auf. Vor allen Dingen lassen Sie mich aber wissen, wie Sie nach Siberien gekommen sind.

Uso. (etwas verlegen) Das, was kurz vor Ihrer Abreise von Hohburg vorgegangen ist, wissen Sie schon. Ich befolgte den Wink, die Landständischen Dienste aufzugeben, ging nach Pier-

rosburg und wurde vor der Thür Ihres Zimmers arretirt und ins Exil gebracht.

Miranda. (nachdenkend) Sie wurden sonach geschwind expedirt. (huldreich und sanft:) Guter Uso! Sie haben wohl viel Ungemach ausstehen müssen?

Uso. (über Mirandens Theilnahme entzückt) Eine Liebe, wie die meinige, findet jedes Ungemach klein.

Miranda. Ich weiß, daß Sie ein gefühlvolles Herz haben. (nach einigem Stillschweigen) Apropos! eben erinnern Sie mich an Ihr Weibchen. Wie gehts dieser?

Diese lezte Frage hatte auf Usos Gehörnerven eine solche sonderbare Wirkung, daß er auf einige Augenblicke alle Besinnungskraft verlor und in einem betäubenden Staunen stumm wie eine leblose Statue sitzen blieb. Seine Lippen bewegten sich zwar verschiedene male; allein bis zu wirklich artikulirten Worten kam es nicht. Miranda hatte ihre Blicke auf die sich eben öfnende Thür gerichtet, sie wurde demnach von Usos Bestürzung nichts gewahr. Zadro trat jezt herein und die vertraute Unterredung hatte ein Ende. Die Königin erhob sich vom Sofa und Usos Besinnungskraft kam

just zu rechter Zeit wieder. Miranda hatte ihm mit einem freundlichen Kopfnicken die Worte zugerufen: wir sehen uns bald wieder. Sowohl dieser Zuruf als auch Zadros Erscheinung brachten den Staunenden wieder zu sich, so daß er aufstand und mit einer tiefen Verbeugung abtrat.

In Usos Kopfe schwebte blos einzig und allein Mirandens lezte Frage. Beynahe hätte er einem im Antichambre lehnenden Kammerherrn auf die Füsse getreten, so in sich gekehrt und tief in Gedanken kehrte er von dem Zimmer der Königin zurück.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Variatio delectat.

Mirandens Macht und Ansehen stieg in kurzer Zeit zu einer solchen Höhe empor, daß sie für den ganzen Welttheil so ziemlich den Ton angab. Nicht zufrieden, das unter ihrem Scepter befindliche Norden mit unumschränkter Gewalt zu beherrschen, suchte sie sich auf mehrere andere Reiche einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen. Besonders stand das benachbarte Bärenland ganz unter ihrer Macht. Derso war im eigentlichsten Verstande blos ein Schattenkönig. Seine königliche Macht war nicht nur durch die diesem Lande eigene Staatsverfassung ganz beschränkt und ohne Bedeutung; sondern auch Mirandens mächtiger Einfluß benahm ihm das Bischen freyen Willen, das ihm jene noch übrig gelassen hatte. Mit einem edlen Herzen und grosen Geistesvorzügen begabt, sah er sich in einer Lage, wo er sich durchaus blos leidend verhalten mußte. Da ihm jährlich ein schönes Sümchen Leibrenten ausgesezt

war, so hätte er doch wohl, weil nun einmal eine Abänderung nicht in seiner Macht stand, nach und nach mit seiner Lage ziemlich zufrieden werden können; allein unaufhörliche Drangsale und Verfolgungen, die selbst sein Leben beabzielten, verbitterten ihm den wenigen Genuß seines kleinen Königsglücks und machten ihn zum unglücklichsten Regenten unter der Sonne.

Da sich nun aber die Leidenschaften durch alle Menschenklassen hindurch gewöhnlich auf gleiche Weise äussern, und auch die größten Monarchen eben so gut der Menschlichkeit unterworfen bleiben, wie ihre Unterthanen, so erzeugte Mirandens Größe bald allgemeinen Neid und Misgunst, und zwar um so mehr, da ihr ihre durch das glänzendste Glück stark genährte Eitelkeit den kühnen Gedanken eingab, sich gleichsam zum Vormund des ganzen Welttheils aufzuwerfen und wenigstens die nicht allzumächtigen Regenten desselben als ihre Mündel zu behandeln. Dieß wollten sich nun freylich nur wenige gefallen lassen und es konnte nicht fehlen, daß dadurch ein, wenn auch zur Zeit noch immer unter der Asche glimmendes Feuer der Feindschaft und Zwietracht entzündet werden mußte, das dann und wann so

ziemlich bedeutende Explosionen verursachte und über lang oder kurz in vollen Flammen auszubrechen drohte. Auch diejenigen Regenten, die mächtig genug waren, die ihnen aufgedrungene Vormundschaft zu verwerfen und jeden fremden Einfluß ernstlichst von sich abzulehnen, bemerkten Mirandens Fortschritte mit großer Misgunst und fanden es für politisch gut, ihnen Einhalt zu thun und die Nordischen, sich so weit ausbreitende Fittiche etwas zu beschneiden. Keiner wollte jedoch zuerst als Mirandens erklärter Feind öffentlich auftreten und den Anfang zu diesem Beschneiden machen. Es blieb eine ziemliche Zeit blos bey Cabalen, die man im Geheim gegen Norden schmiedete, und nach welchen man eine an Norden gränzende Macht aufhezte, die eine der furchtbarsten des ganzen Welttheils war und Norden das Gleichgewicht hielt. Diese mußte das gefährliche Werk der Nordischen Beschneidung auf sich nehmen, und that es um so lieber, da sie sich persönlich beleidigt zu seyn glaubte und auch schon lange voll Neid und Misgunst zu Mirandens Höhe hinauf schielte.

Die Sache war in der That sehr gut eingeleitet; allein man hatte bey diesen geheimen Machina-

tionen wahrscheinlich nicht darauf gerechnet, daß Miranda in dem sichersten Schuze der Göttin des Glücks stehe. Der Krieg, der jezt auf die fürchterlichste Weise ausbrach, lieferte bald die überzeugendste Beweise davon.

So gewiß es ist, daß die Nordischen Truppen an Tapferkeit und barbarischer Wuth kaum ihres Gleichen hatten; so besaß doch jene Macht, die jezt gegen Norden auftrat, auch eine der zahlreichsten und furchtbarsten Armeen, und beyde sich zum Kampfe anschickenden Partheyen waren sich nicht ungleich. Daß nun die Nordischen Truppen aber immer siegten, eine Schlacht nach der andern gewannen, und eine Eroberung um die andere machten, auch die ganze sehr ansehnliche feindliche Flotte in Brand steckten und am Ende die ganze gegnerische Hauptmacht zu Land einschlossen, dieß war doch wahrlich nicht blos Tapferkeit allein, sondern das größte, jedoch auch seltenste Kriegsglück, dessen sich je noch eine kriegführende Macht rühmen kann.

Mirandens Feinde machten große Augen; zogen weislich ihre Köpfe aus der Schlinge und sahen freilich voll Gift und Galle zu, wie sich eine Macht aufopferte, ohne den gewünschten Zweck

auch nur im Geringsten zu erreichen. Einige davon warfen sich doch wenigstens zu Friedensvermittlern auf; allein die Siegerin Miranda nahm keine Rücksicht auf sie und diktirte die Bedingungen, unter welchen der Krieg ein Ende haben sollte, selbst.

Man kann sich leicht denken, daß diese für Norden so vortheilhaft wie möglich waren. Miranda gab zwar einige eroberte Provinzen wieder zurück; allein die besten, für ihren Plan passendsten behielt sie, und diese machten ihrem Flächeninhalt nach ein mittelmäßiges Königreich aus.

Ausser diesen und einigen andern sehr bedeutenden Vortheilen erhielt sie auch noch eine ungeheure Summe Geldes. Dieser Krieg endigte sich also ganz nach Mirandens Wunsche und der Versuch ihrer Feinde, sie kleiner zu machen, diente zu ihrer Vergrösserung. Ganz natürlich mußte dadurch auch Mirandens Stolz und Eitelkeit zunehmen.

Sie wußte nun ihrem Thron einen Glanz zu verschaffen, der Tausende blendete und zur staunenden Bewundrung einer Größe hinriß, die freilich vor dem hellersehenden Auge mehr in einem täuschenden Schimmer als in Wirklichkeit bestand. Bey alle dem Anschein einer weisen, thä-

tigen Selbstregierung, die unermüdet auf die steigende Vervollkommnung der Staatsverfassung und des Wohlstandes der Unterthanen hinwirkte, entstand doch an Mirandens Hofe sehr bald der üppigste asiatische Luxus, und die so thätig scheinende Königin brachte bey weitem die mehreste Zeit bey der Toilette, an der Tafel und bey Vergnügungen zu.

Königin Miranda hatte von jeher viel Empfänglichkeit für die Liebe und diese schien mit ihrer Grösse zuzunehmen. Zadro stand zwar noch immer als erster Liebling oben an. Allein seit einiger Zeit hatte sich jenes, diesem Kapitel vorgesezte Sprichwort auch an Miranda in seiner Wahrheit bestätigt und Zadro war nicht der einzige mehr, der im Wonnegenusse der übergroßen königlichen Reize schwelgen durfte. Miranda war eine Freundin von Gesellschaft; vorzüglich liebte sie gewisse, mit zärtlichen Scherzen und Liebkosungen verbundene Spiele. Um diese ihre Neigung zu befriedigen, hatte sie einen Cirkel errichtet, der eigentlich aus Vertrauten von beyderley Geschlecht bestand, zu welchem aber doch auch bisweilen Andere durch die Vorsprache eines Eingeweihten den Zutritt erhielten. Von diesen

männlichen Vertrauten gelangten bisweilen manche auch zu einem geheimen Rendezvous mit der Königin, in welchem das auch von andern genossen wurde, wozu sich bisher nur Zadro berechtigt glaubte. Da auch nicht so leicht ein Fremder zu jenem vertrauten Gesellschaftszirkel Zutritt erhielt, der sich nicht ausser einer blühenden Jugend auch durch eine vortheilhafte Bildung auszeichnete; so fand Miranda auch dadurch Gelegenheit, sich den Genuß liebevoller Umarmungen durch die beliebte Veränderung zu erhöhen und mit neuen Reizen zu vermehren.

Daß so etwas, auch bey der sorgfältigsten Verheimlichung, nicht ganz verschwiegen bleibt und also auch in Pierrosburg bald kein Geheimniß mehr war, läßt sich leicht denken. Selbst unter denen, die genossen hatten, gab es welche, die theils wonnetrunken, theils auch aus Stolz diesen und jenen von dem gehabten grosen Glück etwas ins Ohr flüsterten und also dadurch der laurenden Fama zu Hülfe kamen. Mirandens Reize fielen überdieß allgemein in die Augen. Es konnte also nicht fehlen, daß sich bald in die Herzen aller jungen Herren der Residenz eine heiße Sehnsucht nach gleichem Genuß einschlich, ja daß selbst

mehrere derselben sich in optima forma in die schöne Königin verliebten und heimlich oder öffentlich nach Erhörung girrten.

Die meisten blieben jedoch ganz natürlich unerhört, und nur wenige waren so glücklich, einige Abkühlung ihres brennenden Liebesfeuers zu erhalten. Unter diesen wurde besonders ein gewisser junger Mann von niedriger Geburt, aber von schönem wohlgebautem Körper und äusserst listiger und verschlagener Seele, Powulzko Namens, sehr merkwürdig. Er hatte sich durch eine Liebschaft und einen andern sehr listig eingeschlagenen Canal eine Lieutenantsstelle bey einem der Garderegimenter erschlichen. Hier hatte er Gelegenheit, die Königin oft in der Nähe zu sehen, und auch von ihr bemerkt zu werden. Schon zuvor hatte die durch übertriebene Schilderungen als beynahe übernatürlich vorgestellte Schönheit der Königin viel Eindruck auf ihn gemacht und seine schwärmerische Phantasie erhizt, so daß er schon sterblich verliebt in Miranden war, noch ehe er sie in der Nähe gesehen hatte. Jezt hatten seine liebetrunkenen Augen beynahe täglich diese angenehme Weide, die Krankheit seines Herzens nahm dadurch so zu, daß er gar keinen andern Gedan-

ken mehr hatte als sich Erhörung zu verschaffen. Man sagt, und es ist auch sehr wahrscheinlich, daß es nicht blos Liebe allein gewesen, sondern daß auch Stolz und Ruhmsucht ihn zu dem kühnen Entschluß brachte, Mirandens Neigung von Zadro weg, und auf sich zu leiten. Dem sey nun aber wie ihm wolle; genug, dieser Powulzko erreichte glücklich seine Absicht und zwar auf eine Weise, wodurch diese Geschichte in der That sehr merkwürdig wird.

Diese Geschichte machte aber auch vor allen andern Mirandens Schwäche sichtbar, indem sie in derselben in einem ihrer Geistesgröße sehr wenig entsprechenden Licht erscheint. Powulzko hat in den Freudenkelch ihres glänzenden Glücks viele bittere Tropfen gemischt, und beynahe hätte er ihre glorreiche Laufbahn durch die traurigste Katastrophe abgekürzt, wäre Miranda anders nur etwas kurzsichtiger und muthloser gewesen als sie es wirklich war.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Man kann alle Vögel fangen, wenn man nur jeden nach seiner Weise gehörig zu locken weiß.

Unter diejenigen, die in der Ueberzeugung stehen, daß sich alle Vögel sammt und sonders fangen lassen, wenn man sich nur gehörig aufs Locken versteht, gehörte auch der Nordische Gardelieutenant, Powulzko. Eigene Erfahrung überzeugt gewöhnlich am besten; auch Powulzko war durch eigene Praxis seiner Sache so gewiß worden. Er hatte in seinem Leben schon manches Vögelein, sowohl ausserhalb der Residenz als in derselben gefangen, und besonders glücklich war er in dieser Art von Vogelfang seit der Zeit, daß die schöne grüne, reich mit Gold besezte Uniform seinen schlanken Leib verschönerte.

Auch unter den Verliebten ist, wie bekannt, ein großer Unterschied, und die Liebeskrankheiten äussern sich auf mancherley Weise. Manche Patienten dieser Art girren und wünschen blos, und fliehen von einem einsamen Winkel in den andern.

Sie finden Linderung auf einige Tage, wenn sie nur den Gegenstand ihres Herzens von weitem wandeln sehen, und wird Ihnen etwa gar einmal ein Blick, ein lächelnder Blick zu Theil, so überfällt sie ein entzückungsvoller Schwindel, der sie vielleicht in mehreren Wochen nicht wieder verläßt.

Bey andern äussert sich die Krankheit der Liebe durch ein gänzliches Verlöschen des Vernunftlichtleins. So lange sie wachen, so sehen und hören sie nichts anders als ihren Engel, wenn sie schlafen, so träumen sie nichts anders als von diesem. Ohne ihre Göttin ist ihnen das Paradieß eine Wüste und mit dieser wird ihnen die Wüste zum Paradieß. Alles, was mit ihrem Liebchen in keiner Verbindung steht, eckelt sie an, sie denken, sie arbeiten, sie essen und trinken und leben nur für dasselbe. Ohne dieses Liebchen hat keine Ehrenstelle einigen Glanz, kein Goldklumpen einigen Reiz für sie. Ihr Losungswort ist Erhörung oder Tod, und ohne Umstände eilen sie zur Pistole oder an den Strom, sobald sich dieser Erhörung Hindernisse in den Weg stellen. Dieser Art fällt also die Liebe aufs Gehirn, so wie sie bey den erstern hauptsächlich das Herz einnimmt.

Eine dritte Art verliebt sich auch; allein diese Liebe gleicht blos einer Lüsternheit nach einem Gerichte, das von einer vorzüglichen Delikatesse zu seyn scheint, und hat ihren Siz eigentlich weder im Kopf noch im Herzen; sondern in einem verwöhnten Gaumen. Diese Art Patienten sind im Grunde die erträglichsten für sich und Andere und haben vor jenen vieles voraus. Ihre Sehnsucht verliert sich zwar nicht so leicht; allein sie leiden deswegen doch auch keinen Hunger, weil sie es nicht darauf ankommen lassen, entweder blos von jenem Gerichte, oder gar nichts zu kosten. Da diese Fieberart nicht so leicht einen Nebel um ihre Vernunft zieht; so bleibt ihnen auch der Gebrauch derselben, so daß sie auf Mittel, ihre Sehnsucht zu befriedigen, gehörig rafiniren können.

Ein Liebespatient dieser Art war Powulzko, nimmermehr würde er sonst seinen Zweck erreicht haben. So blieb er aber doch in einem Zustande, wo er eines ruhigen Nachdenkens fähig war und wo ihm sein verschlagener Geist mit aller seiner ränkevollen List zu Gebote stand.

Bisher hatte er noch immer auf einen günstigen Zufall gehoft, der ihm sein Vorhaben erleichtere

und ihn der schönen Miranda etwas näher brächte. Allein er hofte vergeblich und es schien als ob ihn sein sonstiges Glück verlassen wollte. Die Königin, die ihr vorzüglichstes Augenmerk auf ihre Garden gerichtet hatte und nicht selten theils zu Fuße, theils zu Pferde an der Spitze derselben erschien, bemerkte ihn gar nicht. Auffallend war dieß dem Powulzko allerdings; allein muthlos machte es ihn nicht. Er hatte Warten gelernt, lauerte im Stillen, machte den Beobachter und suchte Umgang mit Personen, die die Königin genau kannten, um Mirandens Charakter und Eigenheiten kennen zu lernen.

Jezt war sein Plan zur Reife gediehen und frisch schritt er zur Ausführung. Er hatte hierzu nur eine einzige Person nöthig, jedoch so, daß auch diese nichts weniger als sein Vertrauen erhielt; sondern mit seinem Plan gänzlich unbekannt zu einem glücklichen Erfolg mitwirken mußte.

Gerne theilten wir unsern Lesern diese in der That sehr merkwürdige Geschichte so ausführlich wie möglich mit; allein wir sehen uns leider durch gewisse Umstände zu sehr beschränkt, als daß wir eine jede in Mirandens Lebenslauf eingreiffende Geschichte so bearbeiten könnten als wir gerne

wünschten. Wir müssen uns demnach begnügen, den Lesern von interessanten Nebendingen gleichsam in nuce etwas mitgetheilt zu haben, da uns die Hauptsache einen so reichhaltigen Stoff gewährt, daß wir auch selbst diesen nicht ganz benutzen können. Wir wollten die Neugierde der Leser gerne, so bald wie möglich, befriedigen, und haben uns zu dem Ende blos auf einen Band eingeschränkt. Ein Umstand, der uns eine beliebte Kürze in allen Stücken zur Nothwendigkeit macht. Es wird jedoch der Fortgang dieser Geschichte auch hierüber eine befriedigende Auskunft gewähren.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Qui va piano, va sano.

Residenz Pierrotsburg. Zimmer der Königin.

Königin Miranda. Ursowena, eine ihrer vertrautesten Hofdamen.

Miranda. (mit sichtbarem Wohlbehagen) Es gab eine Zeit, wo uns nicht so wohl war, wie jezt; nicht wahr, meine Theure?

Ursowena. Sie ist längst dahin! Ew. Majestät müssen nun auch das Andenken an dieselbe verscheuchen.

Miranda. Warum? Diese Rückerinnerung beunruhigt mich nicht. Wenn man diese verschiedenen Zeitperioden vergleicht, so fühlt man sich jezt nur noch glücklicher. — Wir haben nun wohl unsere Sache so ziemlich aufs Reine gebracht. Ein hartnäckiger Krieg ist glücklich geendiget, Nordens Gränzen sind um ein Königreich erweitert und die Nation befindet sich unter meiner

Regierung beſſer und zufriedner als jemals. Glauben Sie nicht auch, Urſowena! daß man allgemein mit mir zufrieden iſt?

Urſowena. (ſchmeichleriſch lächelnd) Dieſer, mein Glaube, iſt längſt ſchon in Ueberzeugung übergegangen. Nordens weibliche Bewohner bewundern ihre Königin ehrfurchtsvoll und die männlichen beten ſie an.

Miranda. Sie ſcheinen abſichtlich zwiſchen dem männlichen und weiblichen Theil einen Unterſchied zu machen.

Urſowena. Das muß ich. (lächelnd) Auſſer der Bewunderung, die Nordens große Monarchin erregt, macht auch die ſchöne reizende Miranda noch einen gewiſſen Eindruck, den vorzüglich der männliche Theil empfindet, und über welchen ſich leider die übrigen Damen nicht ſonderlich freuen können.

Miranda. Wie ſo?

Urſowena. Kann uns das gleichgültig ſeyn, wenn ſich das ganze andre Geſchlecht blos in die Königin verliebt?

Miranda. (laut auflachend) Wird meine Urſowena von der Eiferſucht geplagt?

Hofdame. Wie kommen Ew. Majeſtät auf dieſe Vermuthung?

Miranda. Ganz natürlich durch Ihre Aeuſſerung. Die Augen der Eiferſucht ſehen immer mehr als andere.

Hofdame. (mit affektirtem Ernſt) Die Sache iſt ſchlimm genug! Ich kenne in der ganzen Reſidenz nur einen einzigen Mann, der nicht in die Königin verliebt iſt.

Königin. (mit einem bedenklichen Blick) Und dieſer iſt?

Hofdame. Einer der inſinuanteſten, aber auch der ſonderbarſten jungen Mannsperſonen, die ich je geſehen habe. Ew. Majeſtät kennen ihn gewiß auch; er iſt Officier bey der Garde und heißt Powulzko.

Miranda. (mit zunehmendem Ernſt, nachdenkend) Dieſer Menſch ſcheint mir einen beſondern Dünkel zu haben. Kennen Sie ihn?

Hofdame. Geſehen habe ich ihn oft, geſprochen aber ein einziges mal und dieß vor kurzem. Sein Aeuſſeres iſt ſchön, ſein Inneres iſt es nicht weniger; er weiß ſich allerliebſt zu benehmen, und ſeine Unterhaltung iſt keine von der gewöhn-

lichen Art. Stolz ist er; allein ich glaube, er kann es seyn.

Königin. Diese erste Unterhaltung muß ziemlich vertraut gewesen seyn; er scheint Ihnen ja gebeichtet zu haben.

Hofdame. O Porwulzko hat viel Welt! Bis zu einer beichtenden Traulichkeit läßt er es wohl von seiner Seite in der ersten Unterredung nicht kommen. Allein er besitzt eine Freymüthigkeit, die ihn sehr angenehm macht. Wahrscheinlich war es blos Zufall, daß er sich vor allen Anwesenden besonders zu mir gesellte, und mich zu unterhalten suchte. Ich brachte ihn unter andern auch auf den lezten Krieg, den er als Officier bey einem Feldregiment mitgemacht hat. Ganz natürlich war von diesem der Uebergang auf Ew. Majestät sehr leicht. Seine Aeusserungen, die er mir in Absicht auf Ihre Person zu erkennen gab, waren mir um so weniger Verdächtig, da Sie nichts weniger als ein schmeichlerisches Lob erhielten.

„Ich kann," sagte er zu mir, „gewisse Empfindungen, die ich gegen die Königin Miranda in meinem Herzen entdecke, nicht zusammen reimen, und finde mich deswegen selbst nicht wenig räthselhaft. Ein innerlicher, unwiderstehlicher

Drang begeistert mich, für Mirandens Ehre zu wirken und ihre Gnade zu verdienen, so daß ich mit der furchtlosesten Freymüthigkeit Sturm laufen oder mich in die mörderischsten Batterien stürzen wollte, wenn es ihr Interesse gälte, auch giebt es für mich überhaupt kein wünschenswürdigeres Glück als unter ihren Fahnen zu dienen; allein bey alledem ist es mir unmöglich, mich in sie zu verlieben. Ich staune ihre reizende Schönheit an; allein mein Herz bleibt kalt dabey. Und gleichwohl finde ich, daß der Anblick der Königin auf Andere einen ganz gegentheiligen Eindruck macht. Wäre ich nicht der einzige; so würde mir diese räthselhafte Erscheinung weniger auffallend seyn."

So sprach der artige Officier. Ew. Majestät erlauben, daß ich offenherzig genug hinzu setze, mir machte dieß Geständniß wirklich eine heimliche Freude. (lächelnd) Ich erfuhr auf diese Weise, daß doch noch einige Hofnung für uns da ist.

Miranda. Powulzko kann sich vollkommen beruhigen: denn man verlangt nicht mehr von ihm, als was er wirklich zu empfinden vorgegeben hat. (nach einer Pause etwas zerstreut) Er macht einen schönen Officier, nicht wahr?

Urſowena. Gewiß! Wie könnte er auch ſonſt unter der Garde ſeyn?

(Miranda ſezt ſich nachdenkend an Schreibtiſch und Urſowena tritt ab)

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Ha! Ha!

Powulzko erſchien unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit einige Tage nicht bey der Wachparade. Dieß war ehedem ſchon bisweilen geſchehen, allein die Königin hatte ihn nie irre gegangen. Jezt war es das erſtemal, daß ſie ſeine Abweſenheit bemerkte und ſich bey ſeinem Hauptmann nach ihm erkundigte.

Powulzko lächelte, als ihm dieſer ſagen ließ, daß die Königin nach ihm gefragt hätte und er alſo morgen, wo möglich, bey der Parade erſcheinen möchte. Seine Krankheit war gehoben und er war am andern Tage wirklich der Erſte auf dem Plaz. Die Königin ſtellte ſich zwar nicht täglich,

aber doch häufig ein. Gerade jezt kam sie einige Tage hinter einander. Noch waren die Officiers nicht alle zugegen, als sie unter dem Thor des Pallastes in der Gardeuniform sichtbar wurde, ein Pferd bestieg und auf den Paradeplaz hingallopirte.

Niemand als Powulzko bemerkte es, daß die Blicke der Königin dießmal ganz unstät waren und ein Glied nach dem andern durchliefen so, als ob sie etwas zu suchen schienen. Sein bedeutendes Lächeln nahm zu; allein da er bemerkte, daß sich Mirandens Blicke in der Gegend, wo er stand, fixirten, verwandelte sich dieses Lächeln auf einmal in die ernsthafte martialische Miene eines in seinem Metier lebenden Kriegers.

Powulzko hatte sich auf eine Unterredung, wenigstens auf eine Frage gefaßt gemacht. Allein es erfolgte nichts; die Königin ritt blos einige mal hart an ihm vorbey, nahm ihn sehr scharf ins Auge und dabey bliebs.

Diese getäuschte Erwartung verringerte unterdessen Powulzkos zuversichtliche Hofnung nicht im geringsten. Die Bemerkungen, die er gemacht hatte, waren ihm zur Zeit hinlänglich, und er war fest überzeugt, daß er in der Wahl der aus-

geworfenen Lockspeise sehr glücklich gewesen, indem die erwünschten Wirkungen derselben schon sichtbar wurden.

Eine Zeit von acht Tagen vergieng, ohne daß Miranda auf der Wachparade erschien, oder sonst irgend etwas dem Plane des Powulzko Günstiges vorgegangen war. Einen Liebespatienten von anderer Art würde dieß freilich sehr niedergeschlagen und beunruhiget haben; allein der schlaue Gardist ließ sich nichts anfechten; hofnungsvoll lauerte er im Hinterhalte und obgleich in seinem Herzen die Liebesflamme immer mehr auflohderte, so wußte er sich doch von aussen so zu stellen, als ob sein Herz in Rücksicht auf die Schönheit der Königin einer Eisgrube glich.

Eines Tages schlenderte er ganz langsam und fidel durch eine Strasse, als ihm, dem Anschein nach zufällig, einer von jenen Vertrauten begegnete, die den erwähnten geheimen Zirkel ausmachten. Powulzko machte diesem ganz gleichgültig das Compliment, ging seines Wegs fort und that, als bemerkte er es gar nicht, daß sich dieser an ihn anschloß.

Höfling. (mit einer Freundlichkeit, die dem Hohnlächeln glich) Mein scharmanter Freund! Sie

erlauben doch, daß ich Sie auf kurze Zeit begleite? Allem Anschein nach ist es Ihre Absicht, zu promeniren?

Powulzko. (etwas überrascht als ob er seinen Begleiter erst gewahr werde) Verzeihen Sie, mein Theurer! Meine Gedanken waren jezt vor Kinburn, dessen fürchterliche Eroberung mir immer noch vor Augen schwebt; diese Abwesenheit der Gedanken machte, daß ich nicht sogleich ein Glück bemerkte, worauf ich stolz seyn muß.

Höfling. (mit einem Gesicht, auf welchem sich alle Muskeln zu einem gnädigen Lächeln zwangen) Freund! Sie sind ausserordentlich galant. Es wird eine Ehre für mich seyn, wenn Sie meine Begleitung annehmen wollen. — Ich habe just ein freyes Stündchen, und der Zufall war mir günstig, daß ich eben jezt einem Mann begegnete, dessen Unterhaltung allgemein gesucht und geschäzt wird. (schnell mit dem Air eines wichtigen Mannes) Apropos! mein Lieber! wie fanden Sie heute die Königin bey der Wachparade? Ich war seit sechs Stunden nicht am Hofe, weil mich dringende Geschäfte anderswohin riefen.

Powulzko. Die Königin hat uns schon seit einigen Tagen nicht mit ihrer Gegenwart beehrt.

Höfling. Es ist ja wahr! die Königin ist wegen gewissen Angelegenheiten seit einigen Tagen sehr occupirt gewesen. Man ist immer so zerstreut! Verzeihen Sie, mein Herr! daß ich Sie mit einer Frage incommodirte, die ich mir selbst beantworten konnte.

Powulzko. Ich habe nichts zu verzeihen; die Antwort hat mir keine Mühe gemacht.

Höfling. Auch Sie haben dazu beygetragen, daß sich Mirandens Wirkungskreis um ein Ansehnliches vermehrt hat. Die neuen Provinzen machen viel Arbeit.

Powulzko. Es waren derer, die ins Feld zogen, dreymal hundert tausend. So groß also auch die gemachte Akquisition ist; so klein würde doch der Theil seyn, den ich dazu beygetragen habe, da bey der Berechnung das Ganze in so viel tausend Theile zerfällt.

Höfling. Bey einer solchen Berechnung würde man keine gleichen Theile zu machen haben. Es dürfte wohl oft auf einen allein so viel als auf tausende kommen. (mit einem bedeutenden Blick) Powulzko! man weiß es am Hofe, daß Sie viel gethan haben.

Powulzko. Sie ſind ſo gütig, mir ein Compliment zu machen. Ich bin Ihnen dafür verbunden; allein ich verſichere auch zugleich, daß ich mir ſelbſt noch lange nicht genug thue, (mit Nachdruck) Wenn mir Mirandens Fahnen winken, ſo möchte ich gerne Wunder thun.

Höfling. Man kann wirklich ſagen, daß dieſe in dem lezten Krieg geſchehen ſind. — Leider iſt es nur zu bedauren, daß Mirandens zunehmende Größe auch ihre Bürde vermehrt — und das göttliche Weib wäre es werth, daß jeder Augenblick für ſie einen Wonnegenuß hätte. (traulich mit einem Händedruck) Freund! haben Sie nicht Luſt, ſich einmal an der reizenden Miranda zu ergözen, ohne ſich vor der Königin geniren zu dürfen? — Sie dürfen nur wollen, das Uebrige überlaſſen Sie mir.

Powulzko. Erlauben Sie, mein Lieber! ich muß geſtehen, daß mir dieſe Frage etwas dunkel iſt.

Höfling. Laſſen Sie ſich nur dieſes Dunkle noch kurze Zeit gefallen, die Aufklärung wird Sie dann deſto angenehmer überraſchen. Jezt ſagen Sie mir blos, ob Sie mich heute Abends begleiten wollen?

Powulzko. Sie sind ein Ehrenmann, der mein ganzes Zutrauen verdient; allein blindlings laß ich mich doch nicht gerne führen.

Höfling. Das sollen Sie auch nicht! Ich verlange blos Glauben, ehe Sie zum Schauen gelangen. (nach einer kurzen Pause) Es bleibt dabey, Sie gehen heute mit mir!

Powulzko. (lächelnd) Wenn man auch bey Ihnen blos durchs Glauben zum Schauen gelangen kann, so muß ich Ihnen nur folgen; ob es gleich eigentlich blindlings geschieht.

Die Unterredung ging jezt auf gleichgültige Dinge über. Nach geendigter Promenade eilte Powulzko in seine Wohnung zurück, um den Aeusserungen seiner Freude unbemerkt freyen Lauf zu lassen, und dann auf eine Rolle zu studiren, die er heute noch zu spielen hatte und von welcher ihm der glückliche Fortgang einer Sache, die er bisher so glücklich eingeleitet hatte, ganz abzuhängen schien.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Desine fata Deum flecti sperare precando.

Es waren nun schon mehrere Jahre verflossen, seitdem sich jener mörderische Krieg geendigt hatte, in welchem sich Sandlands König Pryssus den Ruhm eines grossen Feldherrn erworben hat. Der Hauptmann von Ruheim hatte sich von den ausgestandenen Fatiquen wieder erholt und sein heissester Wunsch war es jezt, seinen unglücklichen Freund Uso wieder einmal umarmen zu können, oder doch wenigstens nur einige Nachricht von ihm zu erhalten. Seit jenem Brief, den ihm der gefangene Nordische Officier überbrachte, hatte er nichts von ihm gehöret. Er liebte ihn aufrichtig und mit inniger Theilnahme an seinen Schicksalen. Seine Sehnsucht nach ihm war also wirklich groß und nahm mit jedem Tag zu. Ueberdieß regte sich auch jezt mehr als jemals die Neugierde nach der endlichen Entwicklung dieser mit so vielen Dunkelheiten umhüllten Geschichte. Wäre eine Reise nach Siberien für ihn nicht mit

so ungeheuern Schwierigkeiten verbunden gewesen; gewiß, er hätte sie lange schon angetreten und seinen im Exil lebenden Freund persönlich aufgesucht. Seine eigene individuelle Lage sowohl als die Beschaffenheit einer solchen Reise selbst machten ihm die Ausführung dieses Vorhabens beynahe unmöglich. Er mußte sich also in Geduld fassen und den Ausgang einer Sache, die er nun einmal nicht ändern konnte, ruhig abwarten.

Seine Erwartung blieb jedoch zu lange unbefriedigt, und schon hatte er wegen der sehr wahrscheinlichen Vermuthung, daß Uso gar nicht mehr unter den Lebendigen existiren müsse, den Gedanken aufgegeben, je wieder etwas von ihm zu vernehmen, als ihm eines Tages von der Post ein Brief zugeschickt wurde, dessen Addresse ihm zu seiner nicht geringen Freude Usos Handschrift vor Augen stellte. Seine Hand zitterte vor Begierde als er ihn erbrach, und die Ueberraschung ging in Staunen über als er folgendes las:

Freund Auheim!

Endlich bin ich dahinter gekommen, daß es keinen großern Narren in der Welt giebt als einen

Verliebten. Nie wurde wohl eine Ueberzeugung theurer erkauft als diejenige, die von der Wahrheit dieser Worte unerschütterlich fest in meinem Herzen steht. Ich habe mir sie durch eine lange Reihe Jahre, während welche ich die sonderbarsten Schicksale erfuhr und von einem Winkel der Erde in den andern geworfen wurde, erkämpft.

Freilich konnte ich sie wohlfeiler haben, und um die große Narrheit eines Verliebten einzusehen, war es just nicht nöthig, daß ich einige Jahre hinter einander auf dem widrigen Hohburg jede Gesellschaft, jeden Zeitvertreib, jedes Vergnügen floh, mich in mein Zimmer einkerkerte und mich Tag und Nacht blos damit beschäftigte, daß ich immer eine und eben dieselbe Mädchenfrazze abpinselte, die Stunden meiner blühenden Jugend gleich einem Uebertrunkenen Nachtäubchen weggirrte und treulich darauf bedacht war, daß mich ja nicht etwa ein Stündchen sanfter Schlaf erquickte. Es war nicht nöthig, daß ich eine Carriere verließ, auf welcher mir das glänzendste Ziel winkte und gleich einem Abentheurer aufs Gerathewohl in die Welt hineintaumelte, wie ein Betrunkener einem täuschenden Irrwisch nacheilte, und endlich eine lange Zeit als ein Verbannter unter Entsagung aller

Bequemlichkeit und Lebensfreuden und Ertragung mancherley Ungemachs und Strapatzen in der scheußlichsten Wildniß für Andre Zobel fing. Es war nicht nöthig, daß ich den besten Theil meines Lebens auf das elendeste verschleuderte und zu Deiner Betrübniß und vieler Anderer spöttelnden Freude viele Jahre hindurch selbst eine Narrenkarpe trug. Ein einziger unbenebelter Blick in die Welt, ein augenblickliches ruhiges Nachdenken konnte mir diese Ueberzeugung verschaffen.

Da es nun aber einmal so und nicht anders war, und wer weiß, vielleicht auch nicht seyn konnte; so will ich mich nun über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind, nicht weiter beunruhigen und quälen, sondern mich innig freuen, daß die Zeit der Verblendung und des Wahnsinnes endlich ihr Ende erreicht hat, und ich so weit bin, daß ich selbst über meine vorige Narrheit lachen kann.

Die bethörende Zauberin, Liebe, hat sich ganz aus meinem Herzen weggemacht und ich zweifle, daß sie ihm je wieder nahe kommen wird. Die einst für mich so unaussprechlich reizende Auguste von Althaus, die mich durch ein bloses Lächeln in das wonnevollste Elisium versetzen konnte und ge-

gen deren Hand mir alle Kronen der Erde, alle Reichthümer und Ehrenstellen als ein unbedeutendes Nichts erschienen, ist mir jezt selbst in der Hoheit und in dem Glanz der grossen Königin Miranda so gleichgültig, als es nur immer das häßliche Weib eines Negersclaven seyn kann, der auf der Plantage und unter der tyrannischsten Behandlung eines reichen unmenschlichen Wucherers vor lauter Arbeit und Elend Blut schwizt. Kaum sollte man es glauben, daß sich ein Mensch so sehr verändern und so abwechselnd in seinen Leidenschaften seyn kann.

Ich liebe jezt gar nichts mehr, aber ich kann alles ertragen; ich wünsche nichts, aber es ist mir alles willkommen, was mich nicht in meiner behaglichen Ruhe stört; ich freue mich selten, aber ich betrübe mich auch nicht. Ich fahre, reute und gehe, esse und trinke, erkenne, gleich jenen Patriarchen der Urwelt, meine Frau und werde nun auch hoffentlich, wie diese, Kinder zeugen, wenn es auch nicht, wie dort, duzendweise geschieht.

„Also! ein Weib hättest du?“ höre ich Dich hier im Geiste verwundrungsvoll ausrufen. Ja! ja! Freund Auheim! es ist wirklich so! Fange immer

einſtweilen an, Dich zu verwundern: denn Du wirſt wahrſcheinlich dieſen Brief mit Staunen aus der Hand legen.

Ich habe ein Weib, die ich weder haſſe noch liebe, von welcher ich mich eben ſo wenig wieder zu trennen wünſche als ich in eine Verbindung mit ihr gewollt habe; ein Weib, das ſich an meiner Seite ganz ſelig fühlt, durch deren Beſiz ich mich aber weder glücklicher noch unglücklicher finde.

Wer iſt dieſes Weib? wie heißt es? wie ſieht es aus? Dieſe Fragen ſind mir im Grunde ganz gleichgültig, Dir werden ſie es freilich weniger ſeyn. So wenig es mir auch Vergnügen macht, Dir ſolche zu beantworten, ſo ſehr ſehe ich mich gleichwohl durch die Pflicht der Freundſchaft dazu verbunden, da du nun einmal von allen meinen Freunden der einzige biſt, den ich von allem Anfang an zum Vertrauten meiner Herzensangelegenheiten gemacht habe. Höre alſo wie ſich endlich meine verwünſchte Knoten auflöſeten und dann lache oder weine, ſtaune oder finde es fad, bedaure mich oder ſpöttle wie Du willſt! Doch das Leztere kannſt Du, wirſt Du nicht, ſo gleichgültig mir auch ſelbſt dieſes wäre. Ein Mann, der in der wahren Schule der Lebensweisheit mit-

ten im Getümmel der groſsen Welt an den heilsamſten Erfahrungen reich und grau wurde und deſſen fortgeſezter Umgang mein einziger, aber auch unerreichbarer Wunſch iſt, hat mich gegen alles gleichgültig zu ſeyn gelehrt — der beſte Schaz, den ich auſſer jener Ueberzeugung, meiner Narrenperiode zu verdanken habe.

Ich kam von Siberien zurück und zwar auf eine Art und Weiſe, die mich aufs neue in jenes täuſchende Labyrinth, aus welchem ich mich mühevoll beynahe herausgearbeitet hatte, lockte.

Miranda hatte ihrer ränkevolle Verſchlagenheit, ihrer herrſchſüchtigen nach Vergröſſerung dürſtenden Eitelkeit durch Pierros Entthronung die Krone aufgeſezt, und nun blickte ſie denn auch von ihrer Schwindelhöhe auf jene unglücklichen Schlachtopfer eines fürchterlichen Despotismus herab und winkte ihnen Gnade und Befreyung von ihrem grauenvollen Exil zu. Mir wurde unter andern ein eigenhändiges Billet von der Königin überreicht, nach welchem man mich mit offenen Armen erwartete und mir die ſchmeichelhafteſten Promeſſen machte. Voll angenehmer groſſer Erwartungen reiſte ich aus Siberien in die Nordiſche Reſidenz zurück. Nach den Ve-

hältnissen, in welchen ich mit der Monarchin stand, glaubte ich jedes langweiligen Ceremoniels überhoben zu seyn. Miranda hatte allen zurückgekommenen Exulanten eine Audienz erlaubt. Ich eilte zu ihr ohne mich vorhero irgend wo anders gemeldet zu haben.

Der Erfolg entsprach meiner Erwartung wenig. Als ich ins Zimmer der Königin trat, fand ich sie zwar allein. Ihre Blicke aber, mit welchen sie mich eine ziemliche Zeit stillschweigend maß, ließen mich sehr deutlich wahrnehmen, daß sie meine Erscheinung äusserst überraschte und sie also niemand weniger erwartet hatte als mich. Räthselhaft war mein Eintritt, räthselhaft unsre Unterredung und äusserst räthselhaft das Ende derselben. Miranda erinnerte sich zwar, einen Ulo als Adjutanten ihres Vaters gekannt zu haben; allein daß dieser Ulo in Siberien gewesen und durch ein Handbillet zurück in die Residenz berufen worden sey, dieß waren ihr ganz unbekannte Dinge. Nicht nur dieses, sondern auch hauptsächlich die Frage: Wie gehts ihrem Weibchen? womit sie die Unterredung schloß, versezte mich in eine gewisse Betäubung der Sinne, so daß ich heute nicht recht mehr weiß, wie ich aus

dem Zimmer und aus dem königlichen Pallais gekommen bin.

Die erste Empfindung, welche ich mir wieder deutlich bewußt wurde, war eigentlich Mirandens Charakter sehr ungünstig. Ihr ganzes Benehmen schien mir die listigste Verstellung zu seyn, die ihr ein neuer Zuwachs ihres ohnedem schon sehr großen Stolzes für nothwendig vorgespiegelt hätte. Die ganze Geschichte wurde mir zum Ekel, und unwiderstehlich drängte sich der Entschluß in mein Herz, alles auf immer zu vergessen und Pierresburg eiligst zu verlassen.

Nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden hatte ich die Residenz schon hinter mir. Da ich ohne Engagement war, so ging ich gerades Weges auf meine Güter zu, mit dem Vorsatze, mich daselbst so lange aufzuhalten, bis ich wegen der Zukunft mit mir einig geworden wäre und das nöthige Arrengement getroffen hätte.

Die Reise gewährte mir eine angenehme Zerstreuung und ich endigte sie mit einer ziemlich guten Gemüthsstimmung. Mein geräumtes Stück hatte keinen Reiz mehr für mich und keine Sehnsucht nach demselben beunruhigte mich mehr.

Meine Güter liegen, wie Du weißt, in einer nicht allzugroßen Entfernung von einander und in einer Gegend, die just nicht paradiſiſch, aber gewiß ſehr reizend iſt. Daß mir jezt alles doppelt angenehm ſchien, trug zu meiner Heiterkeit ſehr viel bey, ſo natürlich es auch zugieng, da ich aus einer Gegend kam, die man wegen ihrer fürchterlichen Beſchaffenheit zum Aufenthalt der Exulanten beſtimmt hatte.

Der Empfang auf meinem erſten Guthe war rührend und er würde viel Eindruck auf mich gemacht haben, wenn ich nicht ziemlich arm an Empfindſamkeit geworden wäre. Meine unvermuthete Erſcheinung verſezte den alten Adminiſtrator ſowohl als ſeine Untergebene in einen Freudentaumel, in welchem ſie wie Kinder hüpften und jubelten. Hundert Fragen that der vergnügte Alte an mich, ohne die Beantwortung einer einzigen abzuwarten.

Nachdem die gereizten Lebensgeiſter wieder etwas zur Ruhe gebracht waren, führte er mich mit einem geheimnißvollen Blick beyſeite und entdeckte mir im Vertrauen, daß ſich auf dem nächſten meiner Güter eine Dame aufhalte, die ihm heimlich das Geſtändniß gethan habe, daß ſie meine Gemahlin

sey.. Sie hätte sich unterdessen vom Ertrage des Gutes noch nicht das Geringste zugeeignet, sondern bezahle alles mit baarem Gelde.

Ich vernahm die Eröfnung mit einer Gleichgültigkeit, die den Alten in der Vermuthung bestärkte, daß das Vorgeben jener Dame wirklich gegründet seyn müsse. Bey mir war es aber blos Folge meiner Gemüthsstimmung, nach welcher mir nichts mehr unerwartet und bewundernswürdig erschien. Ich übernachtete hier; als ich Morgens erwachte, war es doch als ob sich eine kleine Neugierde in mir regte, meine Gemahlin näher kennen zu lernen. Noch wußte man auf jenem Gute von meiner Ankunft nichts. Ich ließ ein Pferd satteln und ritt ohne Begleitung dahin.

Ich kann es nicht bergen, meine kalte Gleichgültigkeit schien sich etwas zu vermindern, da ich diesem Gute näher kam und meine Pulsschläge vermehrten sich merklich, als ich vor dem Hause vom Pferde stieg. Ich fand es für gut, mich erst im Garten ein wenig umzusehen, ehe ich hinauf ins Zimmer gieng. Mit angenehmer Rückerinnerung an manche jugendliche Freuden, trat ich in das kleine Bosket, wo ich einst die schön-

ste Sängerin unter den Vögeln zum erstenmale hörte. Gedankenvoll schritt ich auf dem schattichten Wege fort, der mich zu einer Laube führte, in welcher ich so oft als Knabe an der Seite meiner Eltern saß. Ich freute mich nicht wenig sie noch in einem guten Zustande zu finden.

Indem ich mich voll der dankbarsten Gesinnungen gegen den würdigen Greiß, von dessen guter Verwaltung ich überall die deutlichsten Beweise entdekte, dem Eingang näherte, kam mir eine Dame aus demselben entgegen. Ein heftiger Schreck erschütterte ihren ganzen Körper; sie schrie laut auf und sank wie ohnmächtig an die Wand der Laube zurück. Ich griff ihr unter die Arme und brachte sie auf die nahe Bank.

„Ulo!" sagte sie, indem sie nach einiger Zeit die Augen wieder aufschlug und mich starr anblikte, „Ulo! sind Sie es wirklich? Ach Sie haben mich zu sehr überrascht; gönnen Sie mir nur einige Augenblicke zur Erholung."

Indem ich sie durch eine freundliche Zusprache zu beruhigen suchte, fuhr sie fort:

„Ulo! Sie wurden durch mich gethäuscht! Eine fürchterliche Leidenschaft, die sich mit Riesenmacht in meinem Herzen festsezte, und die zu be-

siegen, ich viel zu ohnmächtig war, hat mich dazu verleitet. Diese Leidenschaft ließ mir keinen freyen Willen mehr; sie wollte und ich mußte. Ich bin Ihnen ein Geständniß schuldig, und so sehr ich auch immer den Augenblick fürchtete, der mir die Gelegenheit gab dasselbe abzulegen, so ist es mir doch lieb, daß er endlich einmal da ist. Vernehmen Sie also dieß Geständniß und dann thun Sie, was Ihnen beliebt. Noch ist es zwar immer mein seligster Gedanke, Ihre Hand zu besitzen; allein ich bin auch schon lange genug unglücklich gewesen, um mich daran gewöhnt zu haben. Die Zeit hat auch jene mich so schrecklich tyrannisirende Leidenschaft in etwas verringert, und ich bin nun stark genug, mein Urtheil von Ihnen zu erwarten. Die Täuschung hört auf, und ich will nun entweder gar nicht oder blos durch Ihre freye Wahl glücklich seyn. (nach einer kurzen Pause, während der sie sich etwas zu erholen schien.)

Ich war es, die Sie mit jenen stummen Umarmungen einst in Hohburg beglückten; ich war es, mit welcher Sie der Feldprediger von des Gouverneurs Regiment ehelich verband. — (mit einem scharfen Blick in mein Auge) Wie? Sie bleiben so

gleichgültig bey dieser Entdeckung? Staunen Sie nicht? wird kein Gefühl des Zorns in Ihnen rege?

(Nach einigem Stillschweigen, während welchem sie auf eine Antwort von mir vergeblich wartete.)

Ich kam nach Hohburg, meine Schwester zu besuchen und hielt mich daselbst im Hause des Gouverneurs, wie Ihnen bekannt ist, eine ziemliche Zeit auf. Eigentlich war blos die Zeit von einem Monat zu diesem Besuch bestimmt. Diese gieng schnell vorbey; allein, indem ich an meine Abreise dachte, war es als ob es mir ausserhalb Hohburg gar nicht mehr gefallen wollte. Ich verschob meine Abreise von einer Zeit zur andern, welches mir um so leichter wurde, da man mich in diesem fürstlichen Hause sehr gerne sah. Erst war es blos ein dunkles Gefühl, was mich mit Wohlbehagen an Hohburg fesselte, bald klärte sichs aber auf, daß der eigentliche, mich an sich ziehende Magnet niemand anders als der so biedere als schöne junge Graf Ulo war, an dessen Seite ich gewöhnlich bey Tafel zu sitzen das Glück hatte.

Ich war mit der Liebe noch ganz unbekannt und daher kam es wahrscheinlich auch, daß ich unvorsichtig genug war, diese Leidenschaft so mächtig

werden zu laſſen, daß ſie mich ganz und gar zu ihrer Sclavin machte. Als ein unerfahrnes funfzehnjähriges Mädchen war ich in der Verſtellungskunſt noch zu wenig bewandert um eine Leidenſchaft zu verbergen, die gleich einer Furie in meinem Herzen wüthete. Das geübtere Auge meiner Schweſter wurde die in mir vorgegangene Veränderung bald gewahr. Sie beſtürmte mich unaufhörlich mit Fragen; allein ich war zu verſchämt, ihr die wahre Urſache zu geſtehen. Es gelang mir aber doch nach und nach, ſie unter einigem ſcheinbaren Vorwand zu beruhigen.

Verliebte ſind benebelt und ſehen ſelten richtig. Daher kam es wohl auch, daß es mir ſchien als ob auch ich dem Gegenſtand meiner Liebe nicht gleichgültig zu ſeyn ſchien. Da man mir aber gleichwohl auch mit keinem Schritt entgegen kam; ſo war ich endlich ſchwach genug, eine Blödigkeit zu vermuthen, welche die Urſache dieſer immerwährenden Zurückhaltung ſeyn müſſe.

Die Prinzeſſin Auguſte ſahe, wie bekannt, auch in ihrer frühen Jugend ſchon ſehr ſcharf. Meine Krankheit war ihr bald kein Geheimniß mehr, und ſie war liſtig genug, mir auch das Geſtändniß abzulocken. Auch ſie vermuthete auf Seiten

des jungen schönen Officiers eine gewisse Blödigkeit und feuerte mich an, ihm entgegen zu kommen.

Meine Liebe war zu einer Riesengrösse herangewachsen; alle meine Sinnen waren berauscht. Die Leidenschaft gab mir Muth und Stärke, einen Schritt zu thun, der mir schon seit langer Zeit unbegreiflich ist. Ich veranstaltete ein nächtliches Rendezvous, das zu meiner Wonne statt fand und sich mit meinem Entzücken endigte. Das Uebrige ist Ihnen bekannt.

Die zweyte nächtliche Zusammenkunft wurde von meiner Schwester entdeckt. Ich mußte gestehen und mein Geständniß brachte sie ausser sich. Sie habe, sagte sie, deutliche Beweise, daß der Graf Ulfo in die Prinzessin verliebt sey und also gar keine ernstliche Neigung zu mir haben könne. Diese Versicherung war ein Dolchstich für mein Herz und unglücklich genug wurde meine Leidenschaft eher grösser als kleiner. Unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit kam ich nun nicht mehr aus dem Zimmer. Man glaubte, ich wäre abgereißt. Um meine Schwester zu besänftigen, war ich schwach genug, ihr zu gestehen, daß wir heimlich einverstanden wären. Die heimliche Trauung

wurde veranstaltet, und die große Aehnlichkeit, welche ich mit der Prinzessin Auguste hatte, war mir behülflich, die angefangene Täuschung unbemerkt zu vollenden.

Noch hatte ich nicht ernstlich an einen Plan gedacht, nach welchem ich den getäuschten Geliebten nach und nach mit der wirklichen Beschaffenheit dieser Geschichte bekannt machen wollte. Ich machte hundert Versuche, aber keiner wollte mir gelingen. Ich suchte also diese Täuschung so lange zu unterhalten, bis mir entweder ein günstiger Zufall zu Hülfe kommen oder es mir geglückt seyn würde, einen Plan entworfen zu haben. Allein hierzu gehörte ruhiges Nachdenken, und dieß war bey mir nicht zu finden. Ein widersprechendes Gefühl regte sich in meinem Herzen; ich hofte und fürchtete zugleich den Augenblick der Entscheidung. Nach langem Harren ist er jezt so unvermuthet gekommen. (auf ihr Herz zeigend — mit einer grossen Thräne im Auge) Also! dieß Herz ist Ihr (die Hand mir reichend) und wird es ewig bleiben, auch wenn Sie diese Hand wieder zurück stossen. Mir ist es Wonne, Ihre Gemahlin zu seyn. (mit einem ängstlichen Blick) Soll unsere Verbindung gelten?

Sie gilt, sagte ich; und die Scene war rührend genug für mich, eine Umarmung zu bewirken, zu welcher ich vor wenigen Augenblicken noch viel zu kaltes Blut hatte.

Siehe da den Roman meines Lebens! und nun weg mit der Feder: denn dieß errathst Du doch von selbst, daß mein Weib niemand anders als der Gräfin Lira jüngste Schwester ist. Ich schreibe nun nicht mehr: Komme zur mündlichen Unterredung zu

Deinem

unveränderten

Uso.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Powulzko wird ſich doch beſinnen.

Reſidenz Pierresburg. Zimmer der Königin.

Königin Miranda. Hofdame Urſowena. Hernach Graf Gutow, erſter Miniſter.

Miranda. Sie wiſſen es doch noch, meine Liebe! was Sie mir neulich von dem Gardelieutenant Powulzko ſagten?

Urſowena. (ſich beſinnend) Ich weiß alles noch.

Miranda. Es iſt Ihnen auch bekannt, daß er vor kurzem Zutritt in unſerm geheimen Cirkel erhielt?

Urſowena. Ich war damals auch zugegen und habe ihn mit meinen eigenen Augen geſehen.

Miranda. Ich dächte, man hätte ihm keine Urſache zum Misvergnügen gegeben.

Urſowena. Er hatte alle Urſachen, höchſt vergnügt zu ſeyn und es ſchien mir auch wirklich ſo, als ob er es geweſen wäre.

Miranda. Ich sollte es auch meynen; allein wir irren uns beyde. Powulzko hat um die Erlaubniß angehalten, in auswärtige Dienste gehen zu dürfen. Wie reimt sich dieses zu dem, was Sie mir neulich von ihm versicherten. Sagten Sie nicht, er kenne kein grösseres Glück als unter meinen Fahnen zu dienen?

Urfowena. (mit einiger Befremdung) Räthselhaftes Benehmen! — (nachdenkend) Eben fällt mir aber der Schlüssel dazu ein.

Miranda. Wie so? Ich bin wirklich neugierig, einige Aufklärung darüber zu vernehmen.

Urfowena. Powulzko erschien vor kurzem auf meinem Zimmer. Er hatte mich bey unserer ersten Unterredung auf ein gewisses Buch aufmerksam gemacht und jezt war er so gefällig, mir dasselbe persönlich zu überbringen. Bey dieser Gelegenheit kamen wir ganz natürlich auch auf die leztern Ereignisse zu sprechen. Die Rückerinnerung schien den Powulzko zu begeistern. „O meine Theure!“ rief er entzückungsvoll aus, „wie wenig ist doch der Mensch Herr über sich selbst, und wie thöricht ist es, Gefühle künftiger Augenblicke vorher berechnen zu wollen! Da ich das Glück hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, that

ich Ihnen ein Geständniß, mit einer Aufrichtigkeit, die auch den geheimsten Winkel meines Herzens entfaltete! und jezt muß ich es geradezu widerrufen, wenn ich anders diese Aufrichtigkeit nicht verleugnen will. Ich war so glücklich, wie Sie wissen, ein Stündchen in Mirandens Nähe zu seyn. Eine Zauberkraft hat sich meines Herzens bemächtigt. Das Bischen Eis, das mich zum Stoiker machte, ist vor Ihren Sonnenaugen in wenigen Augenblicken geschmolzen; die Liebe nähert sich mit Riesenschritten! ach! ich weiß nur ein Mittel, ihrer schrecklichen Tyranney zu entgehen, nur ein Mittel, mich vor der nahen Gefahr zu sichern, der unglücklichste Thor zu werden! und dieses Mittel ist eine schnelle Flucht. Ich muß die Residenz, ich muß Norden verlassen, so quaalvoll mir auch jeder Schritt werden wird, mit welchem ich mich entferne! Mir geht es wie einem Feldherrn, der seinen Feind nicht hinlänglich kennt, und sich allzusicher demselben nähert. Ich bin überwunden und um nicht zeitlebens in den drükkendsten Fesseln zu schmachten, muß ich fliehen."

Ich muß es gestehen, diese Aeusserung überraschte mich so sehr, daß ich nicht wußte, was ich darauf antworten sollte. So viel ich mich entsin-

ne, so habe ich blos darüber gescherzt, weil ich dergleichen Krankheiten nicht für sehr gefährlich halte. Sie muß unterdessen doch ernstlich genug seyn, da er wirklich seinen Vorsaz ausführen will.

Miranda. (lächelnd) Der arme Narr! sollte er denn so gar schwer blessirt seyn? — (nach einigem Besinnen) Es wird schon ausser der Flucht noch einen andern Ausweg geben! — Powulzko kann noch ein brauchbarer Mann werden; ich würde ihn ungern verlieren.

Ursowena. Das sollte ich auch denken! — (mit einem bedenklichen Blick auf die Königin) Er wird sich doch noch besinnen?

(Der Minister Sutow erscheint; Ursowena tritt durch eine Seitenthüre ab)

Minister. (mit einer Verbeugung) Ew. Majestät hatten die Gnade, mich rufen zu lassen.

Königin. Ich möchte gerne das Arrengement der Bärenländischen Angelegenheiten beendigt sehen. Mein Entschluß ist gefaßt. Sie werden nach Ihrer bekannten Klugheit zur Ausführung desselben das Ihrige mit beytragen.

Minister. Und dieser ist?

Königin. Das unruhige Bärenland ins Kleine zu reduciren. Wir werden sonst auf keine

Weise die nöthige Ruhe und Ordnung herstellen.

Minister. Soll dieß mit oder ohne Zuziehung anderer Mächte geschehen?

Königin. Ganz natürlich mit Zuziehung anderer Mächte. Wir würden sonst diese Ruhe mit neuen noch bedeutendern Unruhen erkaufen. Wir haben jedoch nur zwey Puissancen hierzu nöthig. Die andern haben wir nicht zu fürchten, sie mögen übrigens sauer oder süß dazu seyen. (indem sie eine auf dem Tisch liegende Landkarte aufschlägt) Sehen Sie, hier ist Bärenland. Diesen Distrikt können wir, zum Arrondissement unserer Gränzen auf dieser Seite, unserm Norden einverleiben; jenen nimmt Austrazien und dieser hier wird dem Prussus von Sandland sehr willkommen seyn. Das wenige Innere kann das Andenken eines ehemaligen Königreichs erhalten. Der König Perso wird nichts dawider haben; er bleibt doch nach wie zuvor ein Schattenkönig und die andern unruhigen Schwindelköpfe in Bärenland werden unsere Bayonette bekehren. — Ist dieß nicht der kürzeste Weg?

Minister. Ich weiß keinen kürzern. Auf diese Weise wird auch die Mühe, diesem

Reich die Ruhe zu verschaffen am sichersten bezahlt.

Königin. Sie mögen also die Sache mit den Ministern jener dabey interessirten Mächte ins Reine bringen. Es wird wenig Schwierigkeiten haben, da ein jedes seinen Vortheil vor Augen sieht und keine von beyden Mächten geben, sondern blos nehmen soll. Eilen Sie dieses Werk zu vollenden ehe uns neue Begebenheiten in Thätigkeit setzen. Es ist jezt eine Zeit der Gährung, wo man jeden Augenblick auf Unternehmungen gefaßt seyn muß.

(Miranda begiebt sich an die Toilette, der Minister tritt ab)

Vierzigstes Kapitel.

Er hat sich besonnen!

Es scheint, als ob diejenigen Personen, welche das Glück vorzüglich mit seiner Gunst beschenkt, bey ihren Unternehmungen schon immer ein gewisses Vorgefühl von der Gewisheit eines glücklichen Ausgangs haben; unmöglich könnten sie sonst so furchtlos und zuversichtlich Dinge beginnen, die für andere Menschenkinder gewöhnlich gröstentheils misglücken.

Powulzko hatte bey dem zweyten Schritt, den er in der Ausführung seines Plans that, so viel riskirt, daß ihm in der That kein schrecklicherer Streich begegnen konnte, als der war, wenn man ihm wirklich, seinem Gesuch gemäß, die Dimission bewilligte. Und gleichwohl war er so guten Muthes und voll froher Hofnung, als ob er es ganz gewiß wisse, daß nichts anders als das geschehen könnte, was er wünschte. Hundert Andre hätten gleiche Hofnung hegen können, sie wäre gewiß unerfüllt geblieben; Powulzko

sah bald seine kühne Erwartung mit dem besten Erfolg gekrönt.

Wenige Tage darauf, als er um seine Entlassung nachgesucht hatte, wurde ihm von einem Bedienten der Königin ein versiegeltes Schreiben überreicht, welches das Hauptmannspatent enthielt. Er betrachtete dieß zwar für ein sehr günstiges Omen; allein, daß er damit hätte zufrieden seyn sollen, dieß kam ihm nicht in den Sinn. Daß er es jedoch für gut befand, dieses Avancement anzunehmen und sein Vorhaben, in auswärtige Dienste zu treten, aufzugeben, ist leicht einzusehen.

Diese Beförderung verschafte ihm Gelegenheit zu einer Unterredung mit der Königin. In dieser kam es zu Expektorationen, worauf eine Einladung zu einem geheimen Rendezvous erfolgte, nach welchem ihm schon so lange gelüstet hatte. Kurz, Powulzko wurde Zadros Rival und zwar der gefährlichste, der sich nur finden konnte.

Man will es zwar ganz gewiß wissen, daß Mirandens Absicht, in Ansehung des Powulzko, anfänglich sehr beschränkt gewesen und daß es nicht im Geringsten ihre Meynung war, denselben mit einer so vorzüglichen Gunst zu beglücken

als bisher Zadro genossen hatte. Allein Powulzkos Absichten waren desto grösser und seine List und Dreistigkeit, womit er zu ihrer Erreichung hinwirkte, kannten keine Gränzen. Er glich einem Vielfraß, der ein Stück nach dem andern verschlukt, ohne jemals gesättiget zu werden. Kaum hatte er ein ansehnliches Geschenk erhalten, so verlangte er schon wieder nach einem andern; kaum war er zu einer neuen Ehrenstelle erhoben, so trachtete er schon wieder nach einer noch höhern. Er kannte die schwache Seite seiner gekrönten Geliebten ganz genau und war habsüchtig genug, sie ganz zu benutzen. Noch nie hatte sich einer ihrer Lieblinge ihres Herzens in einem so hohen Grade zu bemeistern gewußt als dieser, so daß ihm beynahe alles möglich war. In kurzer Zeit stieg er zu einer Höhe empor, auf welcher vor ihm noch keiner stand. Nicht genug nach der Monarchin der Erste im ganzen Reiche zu seyn, sorgte er auch treulich dafür, daß er bald der Reichste wurde. Seine Schazkammer glich einem Schlund, der eine Tonne Goldes nach der andern verschlang, ohne je etwas wieder von sich zu geben. Anfangs kroch er wie eine Schlange, dann wurde er dreist, und endlich, da er den höchsten Gi-

pfel des Glücks erreicht hatte, gar impertinent. Mirandens Liebe zu ihm verschwand zwar nach und nach; allein die Furcht vor ihm wurde immer gröſſer. Er tyranniſirte ſie im eigentlichſten Verſtande; ſie ertrug dieſes gröſtentheils in Geduld und wenn ſie ja dann und wann ein wenig aufbrauſte, ſo lachte er darüber und that doch was er wollte.

Da Miranda nunmehro über die Jahre der blühenden Jugend hinaus kam; ſo wurden ihm ihre Umarmungen immer gleichgiltiger und er ſcheute ſich nicht, ſich eine Maitreſſe zu halten. Die Urſache, warum ſich die Königin die drückende Bürde, welche ihr durch Powulzko ward, nicht beyzeiten wieder vom Halſe ſchafte, weiß man ſich nicht wohl zu erklären. So viel iſt gewiß, daß es unmöglich die Furcht vor ihm allein geweſen ſeyn kann. Freilich kamen auch bisweilen wieder lichte Augenblicke, wo beyde vollkommen mit einander harmonirten; allein es iſt doch ausgemacht, daß Miranda in ihrem ganzen Leben nicht ſo viel Bitterkeiten zu erdulden hatte, als ihr blos dieſe Verbindung mit Powulzko gewährte. Mirandens gute Laune nahm dadurch auch ſehr merklich ab — eine Veränderung, die

auf alle diejenigen Personen Einfluß hatte, welche in Ihrer Nähe lebten oder auch nur dann und wann ihren Umgang genossen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Wenn Kön'ge und Fürsten
nach Grösse nur dürsten;
so ist es nicht gut.
Dann trauern Gesetze
und schmelzen die Schätze;
dann fließet viel Blut!

Der Schimmer der Grösse
deckt zwar wohl die Blösse
beim schüchternen Blick;
Doch ist er auf immer
blos blendender Schimmer,
kein wirkliches Glück!

Ein jeder Mensch hat seine Freunde und Feinde. Er sey übrigens in Purpur oder in einen Bauerkittel gehüllt, mit einem blendenden Ordensband geziert oder durch eine Sclavenkette verunstaltet.

Der einzige Unterschied, der hier statt findet, gründet sich blos auf die grössere oder kleinere Anzahl derer, die ihn loben oder tadeln, wohlwollen oder verfolgen. Der Eine wird von mehreren gelobt, der Andere von mehreren getadelt.

Daß nun aber dieser Unterschied nichts entscheidet und bey weitem nicht die Richtschnur ist, nach welcher der eigentliche Werth eines Menschen richtig bestimmt werden kann, ist längst bekannt.

So wie überhaupt die Handlungen und Gefühle der meisten Menschen blos Werke des Augenblicks sind; so ist auch ihr Lob oder Tadel, womit sie Andere beehren oder beschimpfen, blos ein leerer Schall, dessen Bedeutung sie sich selbst sehr selten recht deutlich bewußt sind. Tausenderley ganz geringfügige, oft mit dem Werth oder Unwerth des Gelobten oder Getadelten nicht im Geringsten in Verbindung stehende Ursachen können sie zu ihren Urtheilen über Andere verleiten. So können auch deswegen die allermeisten Menschen keine competenten Richter dieser Art seyn, weil ihnen die dazu gehörigen Eigenschaften ganz fehlen. Unwissend und des meisten Guten unempfänglich loben sie nicht selten die verwerflichsten Dinge,

tadeln sie hingegen die besten Handlungen. Auch sind sie viel zu kurzsichtig, um den Täuschungen des Scheins zu entgehen und einen schlechten Kern nicht deswegen gut zu heißen, weil seine Schaale glänzt.

Es gehört in der That auch sehr viel dazu, Andere richtig zu beurtheilen. Daher wird der wahre Weise, dem dieses bekannt ist, nie so leicht über Andere ein entscheidendes Urtheil fällen; sondern immer, wenn es das Lob oder den Tadel eines Andern betrift, so bescheiden und vorsichtig als möglich seyn.

Nach diesen Prämissen werden wir uns eines entscheidenden Urtheils über die Nordische Königin Miranda billig enthalten müssen, so gute Gelegenheit wir auch übrigens hatten, sie während der Zeit ihrer merkwürdigen Regierung ziemlich genau zu beobachten. Sie hat sich viele Bewunderer erworben, welche voll Enthusiasmus ihr Lob in allen Welttheilen ausposaunten. Wir wollen dieses rauschende Tutti eben so wenig durch unsere Einstimmung vermehren helfen als wir uns geneigt finden, dasselbe durch unharmonische Töne zu stören, und zwar um so weniger, da es nicht an Personen fehlt, welche uns hierin schon

zuvorgekommen sind. Wir begnügen uns damit, das Hauptsächlichste aus Mirandens Lebenslauf unsern Lesern dargestellt und sie mit ihren vorzüglichsten Handlungen bekannt gemacht zu haben.

Miranda traf bey dem Antritt ihrer Regierung das Nordische Reich in einer sehr traurigen Lage an. Die ganze Staatsverfassung sowohl als alle einzelne Departements insbesondere, befanden sich in dem elendesten Zustande. Ganz besonders traurig aber sah es im Gebiete der Göttin Justitia aus. Es fehlte nicht nur ganz an vernünftigen Gesetzen, sondern auch die Art und Weise, wie man die Gerechtigkeit handhabte, war schrecklich. Einen Angeklagten zum Geständnisse zu bringen, kannte man nur ein Mittel und dieß war die Knute. War dieser hartnäckig und robust genug, die Hiebe unter anhaltendem Leugnen auszuhalten; so wurde die fürchterliche Knute gegen den Kläger gerichtet, und damit auf diesen so lange losgehauen, bis er seine Anklage als ungegründet wieder zurück nahm. Bey dieser ganz verdorbenen Verfassung stand es besonders um die persönliche Sicherheit sehr schlimm. Freyheit und Leben gehörten hier mit unter die unsichersten Güter. Unter den vorigen weiblichen Regierungen gab es

Günſtlinge, die ſich rühmen konnten, in einer Zeit von wenigen Jahren zwölftauſend Menſchen umgebracht und eben ſo viele ihrer Freyheit beraubt zu haben.

Niemand litt mehr hierbey als die niedern Stände. Dieſe drückte der fürchterlichſte Despotismus. Miranda ſah dieſe großen Staatsgebrechen und hatte den Willen, ihnen abzuhelfen. Bald nach ihrer Thronbeſteigung veranſtaltete ſie in einer der größten Städte von Norden eine Art von allgemeiner Reichsverſammlung, wobey von allen, ihrem Scepter unterworfenen Provinzen Deputirte erſcheinen mußten. Sie ſezte zugleich eine Kommiſſion nieder, die neue Reglements abzufaſſen und ſich dabey nach gewiſſen, von der Königin ſelbſt verfertigten, Inſtruktionen zu richten hatte. Auf dieſe Weiſe erſchien ein neues Geſezbuch, das freylich viele Mängel übrig ließ, ob man ihm gleich das gerechte Lob nicht verſagen kann, daß es manches Gute enthält.

Bey dieſer Verbeſſerung wurde beſonders auf Policei und perſönliche Sicherheit Rückſicht genommen. In Anſehung der leztern wurde ein eigenes Tribunal errichtet, welches die Benennungen Gewiſſensgericht oder Gericht der Billigkeit

erhielt. Der edle Beruf desselben war persönliche Sicherheit zu erhalten, das Schicksal unglücklicher Verbrecher zu mildern und bürgerliche Streitigkeiten gütlich beyzulegen.

Wie vortreflich! wie edel klingt dieses! Leider ist aber nur in unserer lieben Menschenwelt der Fall nicht selten, wo blos der schön klingende Name alles in allem ist.

Troz dieser, dem Anschein nach so lobens- würdigen, Verbesserungen fand der Despotismus, unter welchem besonders der Bauernstand schon lange seufzte, nach wie zuvor statt; der stolze Adel blieb in dem Misbrauch seiner usurpirten Rechte, dem Bauer blieb der eigene Güterbesitz verweigert, Frohnen, Abgaben und Strafen waren der Willkühr des Adels überlassen und der Bürgerstand wurde bey Besezung der Stellen ganz hintangesezt.

Miranden war es freilich wirklich Ernst zu helfen; allein was kann der blose gute Wille zu einer Reforme bewirken, welcher sich eine Menge Hindernisse entgegen drängen und zu deren Bewerkstelligung die vereinigte Thätigkeit vieler dazu fähigen Personen so wie der anhaltendste Eifer, der ausdauerndste Muth gehören.

Die Regierung eines Reichs von einem solchen ungeheuern Umfang, die Verbesserung einer Staatsverfassung von einer solchen Beschaffenheit, war ein Werk von kolossalischer Grösse, und wenn nur einigermassen etwas Erkleckliches darin gethan werden sollte, so mußte das ganze Augenmerk blos hierauf gerichtet und alle andere Absichten auf Eroberungen, auf eitlen Ruhm und Vergrösserung, ganz aufgegeben werden.

Ach! wie wahr ist es doch, daß die bürgerliche Wohlfahrt eines Staats und die Vervollkommnung seiner Verfassung desto schwerer zu bewirken sey, je grösser er ist und daß der Durst nach Eroberungen und Grösse eine wahrhaftig glückliche Regierung verhindert und für Regenten und Unterthanen traurige Folgen hat!

Auch auf das Kriegswesen richtete Miranda ihr verbesserndes Augenmerk und zwar mit einem glücklichen Erfolg und ohne die Soldaten zum Misvergnügen und Unwillen zu reitzen, wie dieß unter der vorigen Regierung geschehen ist. Der Ruhm ihres Militairs stieg und bald wurde es das furchtbarste des ganzen Welttheils.

Die Bevölkerung ihres Reichs stand mit dem Flächeninhalt in keinem proportionirten Verhält-

niß. Auch diesem Mangel suchte sie abzuhelfen, indem sie häufige Ansiedelungen veranstaltete und viele Fremde ins Land zog, worunter sich nicht wenige nützliche Personen und große Künstler und Gelehrte befanden.

Auch um Künste und Wissenschaften hat sie sich verdient gemacht. Sie veranstaltete und unterstützte wichtige Unternehmungen, ehrte und belohnte sich auszeichnende Gelehrte und Künstler, stiftete Erziehungs- und andere zur Bildung der Künstler bestimmte Anstalten, so wie auch eine ökonomische Gesellschaft, verbesserte die öffentlichen Schulen und beschäftigte sich selbst mit schriftstellerischen Arbeiten.

Eben so war sie auch für die Verschönerung der Städte, besonders aber ihrer Residenz, thätig. Es ist zwar ein gewöhnlicher Fall, daß ruhmsüchtige Regenten viel auf die Baukunst verwenden, um das Auge des Reisenden auf sich zu ziehen und Bewunderung zu erregen. Allein man muß Miranden die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht blos aus Stolz, sondern auch zum allgemeinen Besten bauen ließ. Hierher gehören Brücken, Canäle und mancherley andere Gebäude, die unter ihrer Regierung nicht nur in der

Residenz, sondern auch an andern Orten errichtet wurden, und welche die Bedürfnisse des Staats erforderten. Zu Pierrosburgs Vergrösserung und Verschönerung hat sie jedoch ganz besonders beygetragen. Daher das Sprichwort: Miranda hat Pierrosburg hölzern empfangen und wird es steinern zurücklassen.

Alle die Gebäude, welche auf Mirandens Veranlassung entstanden sind, zeichnen sich sehr vortheilhaft aus. Der sogenannte königliche Winterpallast, den die Königin gewöhnlich während der rauhen Jahreszeit, die aber in Norden von einer ziemlichen Dauer ist, bewohnte, hatte zwar sein Daseyn schon lange zuvor, indem auch seine Bauart das Zeitalter, in welchem er entstand, deutlich verrieth; allein die Zusätze, womit ihn Miranda vergrösserte, sind einzig in ihrer Art. Wir gedenken hier nur des einen Flügels, der unter dem Namen Eremitage bekannt ist und aus zwey abgesonderten sehr prächtigen Gebäuden besteht, welche durch bedeckte Gänge unter sich und mit dem eigentlichen großen Pallast in Verbindung stehen. Wenn sich Miranda hieher begab, so blieb gewöhnlich die Königin zurück: denn hier suchte man blos zwanglose Gesellschaft, Erholung und

Zeitvertreib. Hier war es also auch, wo sich jener vertraute Zirkel gewöhnlich versammelte. Einige Zimmer waren zu musikalischen Divertissements, einige zu Spielen mancherley Art, einige zum geistigen Genuß bestimmt. Zum Behuf dieses Leztern fand man hier eine auserlesene Bibliothek, ein Kabinet von mancherley antiken und modernen Kostbarkeiten, so wie auch von seltenen Münzen und Medaillen, eine Gemählde galerie und Kupferstichsammlung und mehrere andere merkwürdige Kunstprodukte. Einer der Höfe war zu einem Lustgarten umgeschaffen, der jeder Jahrszeit trozte, weil sein gewölbter Boden geheizt werden konnte. In einem mit Drath überzogenen Gesträuch wurden mehrere seltene Vögel unterhalten, die theils das Auge, theils das Ohr ergözten und die oft das Glück hatten, ihr Futter aus Mirandens schönen Hand zu erhalten. Durch einen bedeckten Gang gelangte man in das Hoftheater, welches dem Uebrigen dieses Zaubertempels vollkommen entsprach und in welches gewöhnlich nur eine selbst gewählte Gesellschaft den Zutritt erhielt.

Nicht weniger merkwürdig ist Mirandens bestimmter Sommeraufenthalt, ein unweit der Residenz in einer sehr anmuthigen, durch kleine Hü-

gel und Waldungen abwechselnden Gegend gelegenes, mit geschmackvoller Pracht erbautes Lustschloß. Man hält dieses, in Ansehung der Pracht und des Reichthums an Kostbarkeiten aller Art, für das erste unter allen ähnlichen königlichen Gebäuden des Welttheils. Der dabey befindliche vortrefliche Garten ist voll der seltensten Merkwürdigkeiten. Zu diesen gehören unter andern ein kleiner Tempel, der eine auserlesene Sammlung antiker und moderner Statüen enthält, eine Einsiedlerey, die zum Speisen und andern Belustigungen bestimmt ist, ein prächtiges Bad, mahlerische Ruinen u. d. gl. Auch ist hier ein Tempel des Verdienstes zu finden, in dem Miranda mehrere Denkmäler merkwürdiger Thaten errichten ließ.

Man sieht hieraus, daß Miranda so ziemlich mit dem wahren Lebensgenuß bekannt war, und daß sie sichs angelegen seyn ließ, sich denselben zu verschaffen.

Ein so glückliches Loos gab ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit immer mehr Nahrung. Sie war gewohnt, ihre Stimme überall geltend zu sehen und der Wahn, als ob ihre Macht unerschütterlich und unbesiegbar wäre, mußte unter diesen Umständen einen sehr leichten Eingang in ihr Herz finden.

So sehr ihr jedoch alles nach Wunsch gieng; so ereigneten sich doch auch während ihrer Regierung einige Begebenheiten, die sie heftig erschütterten und mächtig an das allgemeine Loos der Unvollkommenheit aller Sterblichen erinnerten. Eine derselben konnte besonders sehr bedeutende Folgen haben.

In einer der entlegensten Provinzen des Nordischen Reichs fand sich ein Mann, der ausser einer täuschenden Aehnlichkeit mit dem entthronten Pierro manche natürliche Vorzüge und sehr viel Muth und Tapferkeit besaß. Dieser erklärte sich öffentlich für den entthronten Pierro und fieng auf das ernstlichste an, seine Rechte mit dem Degen in der Faust geltend zu machen. Er erhielt bald einen beträchtlichen Anhang, der immer mehr zunahm. Mit diesem verheerte er einige Gegenden und schlug mehrere Angriffe, die man gegen ihn machte, so muthig als glücklich zurück. Miranda hatte anfänglich diese Sache als Kleinigkeit betrachtet; da dieser vorgebliche Pierro aber immer mächtiger wurde und dem Throne immer näher kam; so änderte sich diese ihre Meynung und sie war auf ernstlichere Gegenanstalten bedacht. Ein ansehnliches Corps mußte gegen den Rebellen mar-

schiren und erst nach einem langen Blutvergießen und dem hartnäckigsten Widerstand, entschied sich die Sache zu Mirandens Vortheil. Der Hause der Unruhigen wurde zerstreut, ihr Anführer gefangen und ihm mit dem Leben die Lüsternheit nach einer Krone auf immer benommen.

Ausser dieser bedeutenden Insurrektion wurde Miranda noch durch eine zweyte beunruhigt, welche zwar auch glücklich aber doch mit einem Verlust von viele tausenden ihrer Unterthanen gedämpft wurde.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Fortuna nimium quem fouet, stultum facit.

Der ehemalige Gardelieutenant Powulzko war bis zum General Feldmarschall, bis zum Chef der ganzen Nordischen Armee, bis zum Besitzer mehrerer ansehnlicher Güter und eines baaren Schatzes von einigen Millionen, bis zum ersten Vertrauten der Monarchin und Reichsfürsten empor gestiegen — ein Avancement, von welchem man glauben sollte, daß es den Ruhepunkt für die Wünsche eines armen im Staube gebornen Menschen gewähren müßte, da unter vielen Millionen Menschen nur dann und wann einer unter einem solchen Glücksstern gebohren wird. Allein für Powulzkos Stolz und unersättlichen Durst nach Reichthum und Grösse war diese, in so kurzer Zeit erklommene, sehr bedeutende Höhe noch lange nicht hinreichend. Er dünkte sich jezt auf seiner Carriere erst in der Mitte zu seyn und hatte seine Blicke unverrückt auf ein noch weit glänzenderes Ziel gerichtet.

Miranda kannte den Charakter ihres ihr nach und nach mit zur Last werdenden Lieblings so ziemlich genau; von seiner ganz unzubefriedigenden Hab- und Vergrösserungssucht hatte sie aber doch noch keine richtige Vorstellung: denn sie glaubte nichts weniger als daß alle diese grosen Vortheile und Vorzüge immer noch zu klein für ihn seyn würden. Zu ihrer nicht geringen Befremdung gereichte deswegen folgende Unterredung, die Powulzko einstmals zu veranlassen, dreist genug war.

Es war eben der Ausbruch eines Krieges mit jener Macht nahe, die vor einigen Jahren durch die Nordischen Waffen sehr gedemüthiget und um mehrere ansehnliche Provinzen ärmer gemacht worden war. Powulzko sollte an der Spitze der grossen Nordischen Armee in Verbindung mit einem mächtigen Alliirten den immer unruhigen Feind zur Raison bringen und, wo möglich, einem von Miranda entworfenen Plan zufolge, denselben ganz und gar aus dem Welttheil hinaus jagen.

Miranda hatte ihr Sommerpalais bezogen und befand sich an einem sehr schönen warmen Tag nach einem stärkenden Bad bey sehr guter Laune

in ihrer Einsiedeley. Hier lag sie in dem anmuthigsten Zimmer, in einem leichten Negligee auf einem elastischen Sofa, ihre Blicke auf ein Gemählde gerichtet, das den Jupiter und die Juno in der feurigsten Umarmung vorstellte. Durch diesen Anblick gereizt, mochte sie sich eben nach einem Jupiter sehnen, als sich die Thür öfnete und der Nordische Zevs hereintrat.

Miranda. (ohne ihre Lage zu verändern) Powulzko! betrachten Sie einmal dort jenes Gemählde, wo Jupiter und Juno ein Schäferstündchen feyern und sagen Sie mir aufrichtig, was es für eine Wirkung auf Sie hat.

Powulzko. (betrachtet eine Zeitlang das Gemählde und wendet sich dann gegen die Königin) Das Gemählde ist ein Meisterstück; der Künstler muß mit dergleichen Scenen sehr vertraut gewesen seyn! Uebrigens empfinde ich eine heimliche Freude, daß es doch noch einige Handlungen giebt, die die Bewohner der Erde den Bewohnern des Olymps nachmachen können. (läßt sich vor der Königin aufs Sofa nieder und tändelt mit ihren auf den halb entblößten Busen herabhängenden Locken) In dieser Funktion laß ich dem Jupiter nichts voraus; ich wünsche nur auch, ihm im Uebrigen gleich zu seyn — ein

Wunſch deſſen Erfüllung blos von der Juno abhängt. (die Königin umarmend) Sie ſind Juno! ſoll ich Jupiter ſeyn?

Miranda. (lachend) Für Augenblicke waren Sie es ja ſchon oft, wer wird es Ihnen wehren, auch für den gegenwärtigen Augenblick die Rolle des Jupiters zu ſpielen?

Powulzko. Sehr wohl, meine Theure! allein dieſe Rolle iſt nur für eine ſo gar kurze Zeit. Ich möchte ſie gerne auf immer ſpielen. Es giebt für Norden eine Juno, warum könnte es nicht auch einen Jupiter geben, der ihr im Olymp zur Seite ſäße und vereint mit ihr regierte?

Miranda. (aufmerkſam) Sie haben ſich auf einmal unter die Götter verloren und ſcheinen ſich nicht wieder vom Olymp herab auf die Erde finden zu können. Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verſtanden habe und will deswegen meine Antwort zurück behalten. Sprechen Sie nun ohne Hülle, damit wir uns deſto beſſer verſtehen.

Powulzko. Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu thun, meine Königin! der nicht etwa ein Werk des jezigen Augenblicks, ſondern die Folge einer langen reiflichen Ueberlegung iſt. Meine heutige

Erſcheinung hat eigentlich die Abſicht, Ihnen denſelben zu eröfnen.

Miranda. (voll Erwartung) Und dieſer iſt?

Powulzko. (ruhig und gelaſſen) Kein anderer als der, mir Ihre Hand zu geben und unſere geheime Verbindung durch eine öffentliche zu beſtätigen.

Miranda. (erhebt ſich vom Sofa und tritt ans Fenſter — überraſcht) Ich ſoll mich mit Ihnen vermählen?

Powulzko. Ja! Sie bleiben Königin, wenn Sie auch meine Gemahlin ſind und mir ein Plätzchen auf dem Thron einräumen.

Miranda. Dieſer Antrag kommt mir ganz unerwartet, Powulzko! Ich kann Ihnen nichts darauf antworten als daß es mir gar nicht in den Sinn kommt, mich mit irgend jemand zu vermählen. Ich wüßte auch nicht eine einzige Urſache, die mich zu einem ſolchen Schritt verleiten könnte. Auch auf Ihrer Seite ſehe ich keine Vortheile, die Ihnen durch die Annahme dieſes Vorſchlags werden könnten. Einſt war es in Norden freilich nichts Ungewöhnliches, daß ſich die Monarchinnen Männer, ſelbſt aus dem niedrigſten Stande, antrauen lieſſen, denen ſie eine Stelle im

Ehebette einräumten. Allein dieſe Zeiten ſind vorbey, das heutige Norden iſt das alte nicht mehr. Denken Sie einmal an die Königin Aura zurück. Dieſe hatte einen Ehemann; allein würden Sie ſich wohl das Loos deſſelben wünſchen? Sind Sie nicht in Ihrer jetzigen Lage über alle Vergleichung mit demſelben hinaus. Jener war im Grunde nichts als Aurens Sclave, der ohne Bedeutung und unbemerkt in der größten Dunkelheit lebte. Sie ſtehen zunächſt an dem Thron auf der erſten Stufe im ganzen Reich, haben einen Ueberfluß an Ehre und Geld, jedes meiner Zimmer ſteht Ihnen offen, jeder Genuß iſt Ihnen erlaubt. Wie wäre es möglich, daß Sie noch nach dem bloſen Schein lüſtern ſeyn könnten, da Sie das Wirkliche ſchon in vollem Maaſe beſitzen?

Powulzko. Sie verſtehen meine Forderung nicht ganz, wenn Sie glauben, daß ich blos nach dem Schein lüſtern bin. So wenig ich jezt jenem elenden Sclaven gleiche, ſo wenig wünſchte ich dieſes auch dann, wenn Sie mich zu Ihrem Gemahl beſtimmten. Eine jede Rolle, die ich einmal übernehme, ſpiele ich gerne ganz. Wer kann es hindern, daß ich wenigſtens für Norden als Kö-

nig auftrete, wenn Sie mir die Rechte des Ehemanns einräumen?

Miranda. (unwillig) Powulzko! meine Gnade hat Sie berauſcht. Ich werde künftig ſparſamer gegen Sie ſeyn, damit Sie wieder nüchtern werden.

Powulzko. (empfindlich) Verzeihen Sie, daß ich einen Vorſchlag wagte, der wider meine Vermuthung ihren Beyfall verfehlte. Ich glaubte mich Ihrer Hand würdig gemacht zu haben.

Miranda. Ich verkenne Ihre Verdienſte nicht; allein Sie müſſen auch nicht mehr wollen als ich geben kann. (ihn freundlich auf die Schulter klopfend) Laſſen Sie uns ferner auf dem alten Fuß bleiben! Wir werden uns beyde dabey am beſten befinden.

Powulzko. Ich muß es glauben.

Man brach auf einmal von dieſem Gegenſtande ab, und unterredete ſich über den nahen Feldzug. Powulzko beſaß eine ziemliche Fertigkeit in der Verſtellungskunſt; allein dießmal gelang es ihm doch nicht, es ganz zu verbergen, daß ſeine Galle aus ihren Gränzen getreten war. Seine gefällige Freundlichkeit, die er affektirte, wurde

ſchon deswegen ſehr verdächtig, weil ſie zu groß und auch überdieß an ihm ſeit langer Zeit etwas ganz ungewöhnliches war. Seit ſeiner großen Erhöhung hatte er nicht ſelten Augenblicke, wo ihn ſtarke Anwandlungen von den Launen eines ſeine Würde fühlenden Eheherrns überfielen, die ihn bisweilen zu einem ſehr ungalanten Benehmen gegen Miranden verleiteten. Leztere ertrug ſolches gewöhnlich mit einer nachgebenden Schonung, die man mit ihren übrigen Eigenſchaften nicht wohl zuſammen reimen kann.

Powulzkos gegenwärtige üble Gemüthsſtimmung, die ſehr ſichtbar durch ſeine erzwungene Gefälligkeit blickte, beunruhigte die Königin nicht wenig. Sie gab ſich alle Mühe, ihm das Bittere ſeiner getäuſchten Hofnung zu verſüßen und eröfnete ihm beſonders in Anſehung eines glücklichen Endes des bevorſtehenden Kriegs eine glänzende Ausſicht, um nur wenigſtens ſeinem Stolz ein Opfer zu bringen und ihm den Wahn zu benehmen, als ob ſie ſich in ihren Geſinnungen gegen ihn geändert habe.

Miranda wollte den Powulzko nicht gerne mit dem heimlichen Groll im Herzen ins Feld ziehen laſſen. Sie war vorſichtig und ſcharfſehend ge-

nug, im Voraus die Folgen zu berechnen, die oft ein an ſich ganz unbedeutender Umſtand für die Zukunft haben kann. Powulzko zog an der Spitze einer furchtbaren Armee aus, und von einem Charakter, wie der ſeinige war, ließ ſich alles fürchten. Freilich konnte ſie zu ihrer Beruhigung ganz andere Maasregeln ergreiffen; allein auch die größten Menſchen haben ihre Schwachheiten und Miranda machte hierin ganz natürlich keine Ausnahme. Sie bot die wenigen Tage vor dem Abmarſch noch alle ihre Kräfte auf, alle Strahlen ihrer Gnadenſonne auf den Feldherrn fallen zu laſſen, mahlte ihm jene eröfnete Ausſicht immer reizender vor, opferte ſeinem Geldgeiz einige ſehr anſehnliche Summen und ließ ihn mit einem Glanz ins Feld ziehen, den ſich ſelbſt der ruhmſüchtigſte Monarch nicht gröſſer wünſchen kann.

Powulzko wurde dadurch, dem Anſchein nach, zufrieden geſtellt und zog, zu Mirandens Beruhigung mit der beſten Laune und unter der Verſicherung der treuſten Erfüllung ſeiner Pflichten ins Feld.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Wer mit Vernunft betracht't den flücht'gen Lauf der Zeiten,
der zagt im Unglück nie, der frevelt nie in Freuden.
Des Sclaven Kette bricht, des Königs Stern verſchwind't,
Des Lebens Gaukelſpiel gleicht einem Rauch im Wind! —

Nordens Feinde erſchienen dießmal auf dem Kampfplaz in einer ungeheuren Menge und mit den erbittertſten und rachgierigſten Herzen. Das Andenken an den erlittenen großen demüthigenden Verluſt grollte in ihrem Innern und machte, daß ſie zähneknirſchend und voll Wuth dem Kampf entgegen eilten. Eben dieſe Mächte, welche das vorige Kriegsfeuer mit anbliesen, ließen ſichs jezt wieder ſehr angelegen ſeyn, Nordens Feinde aufzuhezen und den Ausbruch eines Kriegs zu befördern, der einen zweyten Verſuch, die große Miranda klein zu machen, zur Abſicht hatte.

Diese war doch so wenig geneigt, sich irgend eine Verkleinerung gefallen zu lassen, daß sie vielmehr darauf umging, durch diesen Krieg eine der kühnsten und merkwürdigsten Unternehmungen auszuführen, die einzig und allein auf eine neue ganz ungeheure Vergrösserung ihrer Macht und ihres Reichs abzielte. Sie stellte ihren Feinden deswegen ein eben so zahlreiches als muthiges Heer entgegen, und hatte überdieß noch einen mächtigen Alliirten auf ihrer Seite, dessen große und furchtbare Armee ebenfalls auf dem Kriegstheater erschien. Die Erbitterung war auf beyden Seiten schrecklich und jeder Sieg, den die eine oder die andere Macht erhielt, kostete Ströme von Menschenblut.

Ein Detail dieses Kriegs liegt ausser unserer Sphäre; er war reich an höchst interessanten Auftritten und merkwürdig in der neuern Staatengeschichte. Die Göttin Bellona blieb ihrer Lieblingin Miranda getreu: sie war jedoch jezt mit ihrer Begünstigung etwas kärglicher als zuvor. Miranda blieb zwar Siegerin; allein ihr großer, viel umfassender Plan mußte größtentheils unausgeführt bleiben. Sie endigte diesen Krieg nicht nur mit wenigern Vortheilen als den erstern,

ſondern es hatte ſich auch während demſelben ein neuer Feind von einer andern Seite auf das Kriegstheater gedrängt, der ſeine Rolle meiſterhaft ſpielte, Mirandens ſtolze Sicherheit heftig erſchütterte und ihren Siegersruhm beynahe verdunkelte.

Dieſe einigermaſſen unglückliche Kataſtrophe fiel der eitlen Königin deſto mehr auf, je ungewohnter ihr dergleichen Ereigniſſe waren und je kleiner und unbedeutender bisher dieſer neue Feind in ihren Augen geweſen war.

Fürſt Powulzko hatte mit dieſem neuen Feind nichts zu thun. Er ſtand an der Spitze derjenigen Armee, die auf der andern Seite glücklicher gefochten hatte. Die erhaltenen Siege hatten ihn berauſcht. Seine Herrſchſucht kannte keine Gränzen mehr; das Gefühl einer Abhängigkeit wurde ihm immer unerträglicher; er hatte während dieſem Krieg, als Mirandens erſter Vertrauter und Feldmarſchall, ein ziemliches plein pouvoir beſeſſen und ſich dadurch immer mehr an ein eigenmächtiges, willkührliches Benehmen gewöhnt. Sein Feldlager glich dem Hofſtaat eines aſiatiſchen Königs und ſein Appetit nach einer Krone war aufs Höchſte geſtiegen. In ſeinen Wünſchen immer kühner war er dreiſt genug, einigemal ge-

rade das Gegentheil von dem zu thun, was die Königin haben wollte, und im Taumel seines Glücks vergaß er sich bisweilen so sehr, daß er die verdächtigsten Gesinnungen laut äusserte und sich das Air eines souverainen Heerführers gab. Seine Berichte an die Monarchin waren in einem Ton abgefaßt, der das Mißtrauen, welches sich seit einiger Zeit in ihr Herz eingeschlichen hatte, noch vermehrte; sie wurden immer seltener, und es schien als ob sie der souveraine Feldmarschall endlich gar für überflüßig hielt. Hierzu kam nun noch der Umstand, daß Miranda wegen mehreren eingetretenen Hindernissen ihr gegebenes Versprechen nicht erfüllen konnte und also dem Powulzko eine Ordre ertheilen mußte, die garadezu wider den entworfenen Plan und die ihm eröfnete glänzende Aussicht war.

Als Powulzko diese erhielt, gerieth er in die größte Wuth. Es war eben einer seiner Adjutanten bey ihm; kaum konnte er sich so lange mäßigen bis dieser abgefertigt war. So bald er sich entfernt hatte, zerriß er Mirandens Schreiben und schwur, sich einem Ziel mit Gewalt zu nähern, das man ihn auf dem Weg der Güte nicht erreichen lassen wollte.

Miranda war vorsichtig genug, seit einiger Zeit ein wachsameres Auge auf den entfernten Powulzko zu richten. Sie hatte zu dem Ende einen ihrer Vertrauten zur Armee abgesendet, der sich unter einem scheinbaren Vorwand immer in der Nähe des Feldmarschalls aufhalten mußte, ingeheim aber den Auftrag hatte, auf alle Handlungen und Aeusserungen desselben genau acht zu geben und der Monarchin davon Rapport abzustatten.

Durch diesen hatte die Königin schon manchen bedeutenden Wink erhalten, wodurch ihre heimliche Furcht vor dem unruhigen und unersättlichen Powulzko nicht wenig vermehrt wurde. Sie glaubte daher, daß es nunmehro höchste Zeit sey, zur Unterdrückung eines Uebels, das sehr gefährlich werden konnte, die ernstlichsten Maasregeln zu treffen. Noch vor dem wirklichen Erfolg des Friedens schrieb sie ihrem Feldherrn, daß er das Commando auf einige Zeit einem Andern übergeben und sich so schleunig, wie möglich, in die Residenz zurück begeben sollte, weil gewisse Umstände eine mündliche Unterredung mit ihm höchst nöthig machten.

Powulzko erhielt dieſes Schreiben; allein er blieb bey der Armee. Statt ſeiner eigenen Perſon kam blos eine kurze Antwort von ihm zurück, in welcher er der Königin meldete, daß er für äuſſerſt nothwendig hielt, jezt an der Spitze der Armee zu bleiben.

Dieſe groſſe Impertinenz kam Miranden ſo unerwartet, daß ſie dadurch in eine auſſerordentliche Alteration verſezt wurde. Sie verſchwieg jedoch weislich die eigentliche Urſache derſelben. Nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, ließ ſie eine ihrer vertrauteſten Hofdamen zu ſich rufen, die in dem Ruf ſtand, daß ſie in der Intriguen- und Kabalenkunſt ausgelernt habe. Beyde begaben ſich in das geheime Kabinet und als ſie wieder heraus traten, ruhte auf Mirandens Angeſicht der Schein der Heiterkeit und Ruhe.

Einige Zeit darauf langte ein Courier mit der Nachricht in der Reſidenz an, daß Fürſt Powulzko auf dem Marſch von einer heftigen Colik überfallen worden und plözlich geſtorben ſey.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Pallida mors aequo pulſat pede pauperum tabernas
Regumque turres. — — — — —

Miranda war nun ſchon über den Sommer ihres Lebens hinaus; und obgleich die Bedürfniſſe der jüngern Jahre größtentheils mit ihr ins Alter übergingen; ſo ſchien ihr doch ein förmlicher Liebhaber in der Maaſe, wie es Powulzko, Zadro und Conſorten geweſen ſind, nach und nach mit entbehrlich zu werden.

Dieſe Stelle blieb alſo vor der Hand vakant oder ſie wurde vielmehr mit mehreren Subjekten zugleich beſezt, die aber insgeſamt Miranden nicht ſo viel leiſteten als Powulzko allein.

Nordens Gröſſe und Macht hatte durch dieſen Krieg wieder einen ſehr bedeutenden Zuwachs erhalten. Leider war aber dieſes ungeheure Reich, das nicht nur ſein Umfang, ſondern auch ſeine Macht auf die erſte Stufe der politiſchen Rangleiter hob, für die unbegränzten Wünſche ſeiner Monarchin noch immer viel zu klein. Da Mirandens Lieblingsplan geſcheitert und auf jener Seite einer weitern Ausdehnung des Nordiſchen

Gebiets und ihrer Herrſchaft ein feſtes Ziel geſezt war; ſo richtete ſie ihr Augenmerk auf andere Gegenden und vorzüglich auf das angränzende ſchon ſo ſehr beſchnittene Bärenland, in welchem der alte Geiſt des Patriotismus und der Vaterlandsliebe wieder anfing zu ſpucken. Miranda nahm ſich vor, dieſe Spuckereyen zu vertreiben und verurſachte dadurch mehrere ſchreckliche Auftritte, wobey ungemein viel Menſchenblut vergoſſen wurde.

Das geſchwächte Bärenland konnte Mirandens mächtigem Arm in die Länge nicht widerſtehen; es mußte ſich bald auf Diskretion ergeben. Der Schattenkönig Perſo verlor ſeine Krone und Bärenland ſeine politiſche Exiſtenz.

Miranda genoß dieſe neuen Acquiſitionen nur kurze Zeit: denn das Ziel ihrer glänzenden Laufbahn hatte ſich genähert. Eben hatte ein ſehr merkwürdiges politiſches Ereigniß die Aufmerkſamkeit des ganzen Welttheils auf ſich gezogen und jedermann war voller Erwartung auf den dunkeln Ausgang deſſelben, als Miranda auf einmal vom großen Schauplaz der Menſchenwelt abtrat. Ihr Ende kam ihr, ſo wie vielen Andern, unvermuthet. Sie wurde an einem Vormittage in einem an ihr Zimmer anſtoſſenden Kabinete todt gefunden.